

Heinrich von Treitschke
Aufsätze Reden und Briefe



Heinrich von Treitschke

Aufsätze Reden und Briefe



Treitschke / Aufsätze, Reden und Briefe

Hg die Dany 2 1049 BVN
impo sympol.

Heinrich von Treitschke

Aufsätze, Reden und Briefe

Herausgegeben
von
Dr. Karl Martin Schiller



1929

Im F. W. Hendel Verlag zu Meersburg

Biblioteka Wojsk. Akad. Pol.
40372/2
ZBIORY
Księgozbiorów
Zabezpieczonych

Zweiter Band

Historisch-politische Aufsätze

Die Freiheit

Leipzig 1861

Wann werden sie jemals aussterben, jene ängstlichen Gemüter, denen es ein Bedürfnis ist, sich die Mühsal des Lebens durch selbstgeschaffene Pein zu erhöhen, denen jeder Fortschritt des Menschengeistes nur ein Anzeichen mehr ist für den Verfall unseres Geschlechtes, für das Nahen des Jüngsten Tages? Die große Mehrheit der Zeitgenossen beginnt, gottlob, wieder recht derb und herzhaft an sich selber zu glauben, doch sind wir schwach genug, mindestens einige der trüben Vorhersagungen jener schwarzsichtigen Geister nachzusprechen. Ein Gemeinplatz geworden ist die Behauptung, die alles beleckende Kultur werde endlich auch die Volkssitten durch eine Menschheitssitte verdrängen und die Welt in einen kosmopolitischen Urbrei verwandeln. Aber es waltet über den Völkern das gleiche Gesetz wie über den Einzelnen, welche in der Kindheit geringere Verschiedenheit zeigen als in gereiften Jahren. Hat anders ein Volk überhaupt das Zeug dazu, in dem erbarmungslosen Rassenkampfe der Geschichte sich und sein Volkstum aufrechtzuerhalten, so wird jeder Fortschritt der Gesittung zwar sein äußeres Wesen den anderen Völkern näher bringen, aber die feineren, tieferen Eigenheiten seines Charakters nur um so schärfer ausbilden. Wir fügen uns alle der Tracht von Paris, wir sind durch tausend Interessen mit den Nachbarvölkern verbunden; doch unsere Empfindungen und Ideen stehen heute der Gedankenwelt der Franzosen und Briten unzweifelhaft selbständiger gegenüber als vor siebenhundert Jahren, da der Bauer überall in Europa in der Gebundenheit altväterischer Sitte dahinlebte, der Geistliche in allen Ländern aus denselben Quellen sein Wissen schöpfte, der Adel der lateinischen Christenheit sich unter den Mauern von Jerusalem einen gemeinsamen Ehren- und Sittenkodex schuf. Noch ist der lebendige Ideenaustausch zwischen den Völkern, dessen die Gegenwart mit Recht sich rühmt, niemals ein bloßes Geben und Empfangen gewesen.

In dieser tröstlichen Erkenntnis werden wir bestärkt, wenn wir sehen, wie die Ideen eines deutschen Klassikers über den höchsten Gegenstand männlichen Denkens, über die Freiheit, neuerdings von zwei ausgezeich-

neten politischen Denkern Frankreichs und Englands auf sehr eigentümliche Weise weitergebildet worden sind. Als vor einigen Jahren Wilhelm von Humboldts Versuch über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zum ersten Male vollständig erschien, da erregte die geistvolle Schrift auch in Deutschland einiges Aufsehen. Wir freuten uns, einen tieferen Einblick zu gewinnen in den Werdegang eines unserer ersten Männer. Die feineren Geister spürten mit Entzücken den belebenden Hauch des goldenen Zeitalters deutscher Humanität, denn wohl nur in Schillers nahverwandten Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts ist das heitere Idealbild schöner Menschlichkeit, das die Deutschen jener Zeit begeisterte, ebenso beredt und vornehm geschildert worden. Unsere Politiker aber blieben von der Schrift fast unberührt. Dem geistvollen Jünglinge, der soeben den ersten Blick getan in das selbstgenügsame Formelwesen der Bureaukratie Friedrich Wilhelms II. und sich von diesem leblosen Treiben erkältet abwandte, um daheim einer ästhetischen Muße zu leben — ihm war wohl zu verzeihen, daß er sehr niedrig dachte vom Staate. Dalberg hatte ihn aufgefordert, das Büchlein zu schreiben — ein Fürst, der alle Güter des Lebens durch eine allwissende und allfürsorgende Verwaltung mit vollen Händen über sein Land auszustreuen gedachte. Um so eifriger betonte der junge Denker, der Staat sei nichts anderes als eine Sicherheitsanstalt, er dürfe nimmermehr weder mittelbar noch unmittelbar auf die Sitten oder den Charakter der Nation einwirken, der Mensch sei dann am freiesten, wenn der Staat das mindeste leiste. Wir Nachlebenden wissen nur zu wohl: das alte deutsche Staatswesen ging eben daran zugrunde, daß alle freien Köpfe sich so krankhaft feindselig zum Staate stellten, daß sie den Staat flohen, wie der Jüngling Humboldt, statt ihm zu dienen, wie Humboldt der Mann, und ihn zu heben durch den Adel ihrer freien Menschenbildung. Die Lehre, welche im Staate nur eine Schranke, ein notwendiges Übel sieht, erscheint der deutschen Gegenwart als überwunden. Doch seltsam, diese Jugendschrift Humboldts wird jetzt von John Stuart Mill in der Schrift On liberty und von Ed. Laboulaye in dem Aufsatze L'Etat et ses limites als eine Fundgrube politischer Weisheit für die Leiden der neuesten Zeit verherrlicht.

Mill ist ein treuer Sohn jener echtgermanischen Mittelklassen Englands, welche seit den Tagen Richards II. im guten wie im bösen, durch ernsten Wahrheitstrieb wie durch finsteren, fanatischen Glaubenseifer, die Innerlichkeit, die geistige Arbeit dieses Landes vorzugsweise vertreten haben. Er ist ein reicher Mann geworden, seit er das köstlichste Kleinod unseres Volkes, den deutschen Idealismus, entdeckt und erkannt hat. Von dieser freien Warte herab sagt er der Befangenheit seiner Landsleute und leider auch der deutschen Gegenwart Worte des Tadels, bittere Worte, wie sie nur der gefeierte Nationalökonom ungestraft reden durfte. Aber als ein echter Engländer, als ein Schüler Benthams, prüft er die Ideen Kants

an dem Maße des Nützlichen, natürlich des „wohlverstandenen, dauernden" Nutzens, und zeigt damit selber die tiefe Kluft, welche das geistige Schaffen dieser beiden Völker immer trennen wird. Er schwankt zwischen englischer und deutscher Weltanschauung — in der Schrift über die Freiheit wie in seinem späteren Werke Utilitarianism — und hilft sich endlich, indem er den rein materialistischen Gedanken Benthams einen idealen Sinn unterschiebt, der sie dem deutschen Wesen nahe bringt. An der Hand des Apostels deutscher Humanität gelangt er dazu, das nordamerikanische Staatsleben zu preisen, welches von der schönen Menschlichkeit des deutsch-hellenischen Klassizismus wenig oder gar nichts aufzuweisen hat. Laboulaye dagegen zählt zu jener kleinen Schule einsichtiger Liberaler, welche in der Zentralisation Frankreichs die Schwäche ihres Vaterlandes erkennt und die Keime germanischer Gesittung, die dort unter dem keltisch-romanischen Wesen schlummern, wieder zu erwecken trachtet. Mehr kühn als gründlich springt der geistreiche Mann mit den historischen Tatsachen um; er meint kurzweg, erst das Christentum habe den Wert und die Würde der Person erkannt. Nun muß unser herrlicher Heide Humboldt durchaus ein christlicher Philosoph sein, nun muß im neunzehnten Jahrhundert das Zeitalter nahen, da die Ideen des Christentums sich vollständig verwirklichen und das Individuum herrschen wird, nicht der Staat. Der Franzose wird unter zahlreichen Lesern nur eine kleine Gemeinde von Gläubigen finden. Mills Buch dagegen ist von seinen Landsleuten mit dem höchsten Beifall aufgenommen worden. Man hat es das Evangelium des neunzehnten Jahrhunderts genannt. In der Tat schlagen beide Schriften Töne an, welche in der Brust jedes modernen Menschen mächtigen Widerhall finden; darum ist lehrreich, zu prüfen, ob sie wirklich die Grundsätze echter Freiheit predigen.

Haben wir auch gelernt, die Worte des griechischen Philosophen tiefer zu begründen und ihnen einen reicheren Inhalt zu geben, so ist doch kein Denker über jene Erklärung der Freiheit hinausgekommen, welche Aristoteles gefunden. Er meint in seiner erschöpfenden empirischen Weise, die Freiheit umfasse zwei Dinge: die Befugnis der Bürger, nach ihrem Belieben zu leben, und die Teilnahme der Bürger an der Staatsregierung (das abwechselnde Regieren und Regiertwerden). Die Einseitigkeit, welche der Hebel alles menschlichen Fortschreitens ist, bewirkt, daß die Völker fast niemals dem vollen Freiheitsbegriffe nachstrebten. Vielmehr ist bekannt, wie die Griechen sich mit Vorliebe an dieses letztere, an die politische Freiheit im engeren Sinne, hielten und einem schönen und guten Gesamtdasein willig die freie Bewegung des Menschen zum Opfer brachten. Gar so ausschließlich, wie gemeinhin behauptet wird, war die Vorliebe der Alten für politische Freiheit freilich nicht. Jenes Wort des griechischen Denkers beweist ja, daß ihnen das Verständnis für das Leben nach eigenem Belieben, für die bürgerliche, persönliche Freiheit keineswegs fehlte. Aristo-

teles weiß sehr wohl, daß auch eine Staatsgewalt denkbar ist, welche nicht das gesamte Volksleben umfaßt; er sagt ausdrücklich, die Staaten unterscheiden sich voneinander besonders dadurch, ob alles oder nichts oder wie vieles den Bürgern gemeinsam sei. Jedenfalls blieb in dem ausgewachsenen Staate des Altertums die Vorstellung vorherrschend, daß der Bürger nur ein Teil des Staates ist, die rechte Tugend nur im Staate sich verwirklicht. Darum befassen sich die politischen Denker der Alten bloß mit den Fragen: wer soll herrschen im Staate? und wie soll der Staat geschützt werden? Nur als eine leise Ahnung regt sich dann und wann die tiefere Frage: wie soll der Bürger vor dem Staate geschützt werden? Den Alten steht fest, daß eine Gewalt, welche ein Volk über sich selber ausübt, keiner Beschränkung bedarf. Wie anders die Freiheitsbegriffe der Germanen, welche durchgängig auf das unbeschränkte Recht der Persönlichkeit das Hauptgewicht legen! Überall im Mittelalter beginnt der Staat mit einem unversöhnlichen Kampfe der Staatsgewalt gegen die staatsfeindlichen Unabhängigkeitsgelüste der Einzelnen, der Genossenschaften, der Stände; und wir Deutschen haben am eigenen Leibe erfahren, mit welchen Verlusten an Macht und echter Freiheit die „Libertät" der Kleinfürsten, die „habenden Freiheiten der Herren Stände" erkauft werden. Ist dann endlich in diesem Streite, den bei den Neueren die absolute Monarchie glorreich hinausgeführt hat, die Majestät, die Einheit des Staates gerettet, so geht eine Wandlung vor in den Freiheitsbegriffen der Völker, und ein neuer Hader beginnt. Nicht mehr versucht man den Einzelnen loszureißen von einer Staatsgewalt, deren Notwendigkeit begriffen worden. Aber man verlangt, daß die Staatsgewalt nicht unabhängig dem Volke gegenüberstehe; eine wirkliche Volksgewalt soll sie werden, wirkend innerhalb fester Formen und an den Willen der Mehrheit der Bürger gebunden.

Jedermann weiß, wie unendlich weit unser Vaterland noch von diesem Ziele entfernt ist. Noch immer ist für den Deutschen eine schwierige, lohnende Aufgabe, was vor nahezu hundert Jahren Vittorio Alfieri als seinen Lebenszweck hinstellte:

di far con penna ai falsi imperj offesa.

Noch heute wiederholt mancher deutsche Heißsporn die grimmige Frage Alfieris: ob ein Mann voll Bürgersinnes unter dem Joche der Gewaltherrschaft es verantworten dürfe, Kinder zu erzeugen? — Wesen ins Dasein zu rufen, welche, je wacher ihr Gewissen, je fester ihr Rechtsgefühl, nur um so schwerer leiden müssen unter jener Verkehrung aller Begriffe von Ehre, Recht und Scham, womit die Tyrannei ein Volk verpestet? Aber es ist den Völkern geschehen, was Alfieri an sich selbst erlebte. Als er im Mannesalter das wilde Pamphlet „Über die Tyrannei" herausgab, das der Jüngling einst in heiligem Eifer niedergeschrieben, da mußte er selbst gestehen: mir würde heute der Mut oder, richtiger zu reden, die Wut man-

geln, welche nötig war, ein solches Buch zu verfassen. Mit ähnlichen Empfindungen blicken heute die Völker auf den abstrakten Tyrannenhaß des vergangenen Jahrhunderts. Wir fragen nicht mehr: come si debbe morire nella tirannide, sondern mit gefaßter, unerschütterlicher Zuversicht stehen wir inmitten des Kampfes um die politische Freiheit, dessen Ausgang längst nicht mehr bezweifelt werden kann. Denn auch über diesem Streite hat das gemeine Los alles Menschlichen gewaltet, auch diesmal sind die Gedanken der Völker den Zuständen der Wirklichkeit um ein großes vorangeeilt. Wie leblos, wie unfruchtbar stehen doch die Männer des Absolutismus den Freiheitsforderungen der Völker gegenüber! Nicht zwei mächtige Gedankenströme rauschen in mächtigem Wogenschwall aufeinander, bis endlich aus dem wilden Wirbel eine neue mittlere Strömung gelassen entweicht. Nein, ein Strom brandet gegen einen festen Damm und bahnt sich durch tausend und tausend Ritzen seinen Weg. Alles Neue, was dies neunzehnte Jahrhundert geschaffen, ist ein Werk des Liberalismus. Die Feinde der Freiheit wissen nur beharrlich zu verneinen oder die Gedanken längst versunkener Tage zum Scheine eines neuen Lebens wachzurufen, oder endlich sie entlehnen die Waffen ihren Feinden. Auf der Rednerbühne unserer Kammern, mit der freien Presse, die sie den Liberalen verdanken, mit Schlagwörtern, die sie den Gegnern abgelauscht, verfechten sie Grundsätze, welche, durchgeführt, jede Preßfreiheit, jedes parlamentarische Leben vernichten müßten.

Überall, sogar in Ständen, die vor fünfzig Jahren noch jedem politischen Gedanken sich verschlossen, lebt still und fest der Glaube an die Wahrheit jenes großen Wortes, das mit seiner bewußten Bestimmtheit den Markstein einer neuen Zeit bezeichnet, an den Ausspruch der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten: „Die gerechten Gewalten der Regierungen kommen her von der Zustimmung der Regierten." So unzweifelhaft ist diese Idee den modernen Menschen, daß sogar ein Gentz den gehaßten Vorkämpfern der Freiheit widerwillig zustimmen mußte, als er sagte, nur so lange dürfe die Staatsgewalt Opfer von dem Bürger fordern, als dieser den Staat seinen Staat nennen könne. Und so alt, so nach allen Seiten durchgearbeitet, so dem Austrage nahe sind diese Freiheitsfragen, daß bereits über die meisten derselben eine Versöhnung und Läuterung der Meinungen sich vollzogen hat. Begriffen ward endlich, daß der Kampf um die politische Freiheit kein Streit ist zwischen Republik und Monarchie, sondern das „Regieren und zugleich Regiertwerden" des Volkes in beiden Staatsformen gleich ausführbar ist. Nur ein Folgesatz der politischen Freiheit bleibt noch heute ein Gegenstand erbitterten, leidenschaftlichen Meinungskampfes. Bildet nämlich das sittliche Bewußtsein des Volkes in Wahrheit die letzte rechtliche Grundlage des Staates, wird das Volk in Wahrheit nach seinem eigenen Willen und zu seinem eigenen Glücke regiert, so erhebt sich von selbst das Verlangen

nach nationaler Abschließung der Staaten. Denn nur wo das lebendige zweifellose Bewußtsein des Zusammengehörens alle Glieder des Staates durchdringt, ist der Staat, was er seiner Natur nach sein soll, das einheitlich organisierte Volk. Daher der Drang, fremdartige Volkselemente auszuscheiden, und in zersplitterten Nationen der Trieb, das engere der beiden „Vaterländer" abzuschütteln. Es ist nicht unsere Absicht, zu schildern, wie vielfachen notwendigen Beschränkungen und Abschwächungen diese politische Freiheit unterliegt. Genug, die Forderung einer Regierung der Völker nach ihrem Willen besteht überall, sie wird erhoben so allgemein und gleichmäßig wie nie zuvor in der Geschichte, und wird schließlich ebenso gewiß befriedigt werden, als das Dasein der Völker dauernder, berechtigter, stärker ist denn das Leben der widerstrebenden Mächtigen.

Doch sehen wir den Dingen auf den Grund, betrachten wir, wie gänzlich unsere Freiheitsbegriffe sich verwandelt haben in diesem vielgestaltigen Kampfe, dessen Zuschauer und Mitspieler wir selber sind. Nicht mehr mit dem Übermute, mit der unbestimmten Begeisterung der Jugend stehen wir den Freiheitsfragen gegenüber. Politische Freiheit ist politisch beschränkte Freiheit — dieser Satz, vor wenigen Jahrzehnten noch knechtisch gescholten, wird heute von jedem anerkannt, der eines politischen Urteils fähig ist. Und wie unbarmherzig hat eine harte Erfahrung alle jene Wahnbegriffe zerstört, welche sich unter dem großen Namen Freiheit versteckten! Die Freiheitsgedanken, welche während der französischen Revolution vorherrschten, waren ein unklares Gemisch aus den Ideen Montesquieus und den halbantiken Begriffen Rousseaus. Man wähnte den Bau der politischen Freiheit vollendet, wenn nur die gesetzgebende Gewalt von der ausübenden und von der richterlichen getrennt sei und jeder Bürger gleichberechtigt die Abgeordneten zur Nationalversammlung wählen helfe. Diese Forderungen wurden erfüllt, im reichsten Maße erfüllt, und was war erreicht? Der scheußlichste Despotismus, den Europa je gesehen. Der Götzendienst, den unsere Radikalen allzulange mit den Greueln des Konventes getrieben, beginnt endlich zu verstummen vor der trivialen Erwägung: wenn eine allmächtige Staatsgewalt mir den Mund verbietet, mich zwingt, meinen Glauben zu verleugnen, und mich guillotiniert, sobald ich dieser Willkür trotze, so ist sehr gleichgültig, ob diese Gewaltherrschaft geübt wird von einem erblichen Fürsten oder von einem Konvente; Knechtschaft ist das eine wie das andere. Gar zu handgreiflich scheint doch der Trugschluß in dem Satze Rousseaus, daß, wo alle gleich sind, jeder sich selber gehorche. Vielmehr, er gehorcht der Mehrheit, und was hindert, daß diese Mehrheit ebenso tyrannisch verfahre wie ein gewissenloser Monarch?

Wenn wir die fieberischen Zuckungen betrachten, welche seit siebzig Jahren die trotz alledem große Nation jenseits des Rheins geschüttelt haben, so finden wir beschämt, daß die Franzosen trotz aller Begeisterung für die

Freiheit immer nur die Gleichheit gekannt haben, doch nie die Freiheit. Die Gleichheit aber ist ein inhaltsloser Begriff, sie kann ebensowohl bedeuten: gleiche Knechtschaft aller — als: gleiche Freiheit aller. Und sie bedeutet dann gewiß das erstere, wenn sie von einem Volke als einziges, höchstes politisches Gut erstrebt wird. Der höchste denkbare Grad der Gleichheit, der Kommunismus, ist, weil er die Unterdrückung aller natürlichen Neigungen voraussetzt, der höchste denkbare Grad der Knechtschaft. Nicht zufällig, fürwahr, regt sich der leidenschaftliche Gleichheitsdrang vornehmlich in jenem Volke, dessen keltisches Blut immer und immer wieder seine Lust daran findet, sich in blinder Unterwürfigkeit um eine große Cäsarengestalt zu scharen, mag diese nun Vercingetorix, Ludwig XIV. oder Napoleon heißen. Wir Germanen pochen zu trotzig auf das unendliche Recht der Person, als daß wir die Freiheit finden könnten in dem allgemeinen Stimmrechte; wir entsinnen uns, daß auch in manchen geistlichen Orden die Oberen durch das allgemeine Stimmrecht gewählt werden, und wer in aller Welt hat je die Freiheit in einem Nonnenkloster gesucht? Der Geist der Freiheit, wahrlich, ist es nicht, der aus der Verkündigung Lamartines vom Jahre 1848 redet: „Jeder Franzose ist Wähler, also Selbstherrscher; kein Franzose kann zu dem anderen sagen: du bist mehr ein Herrscher als ich." Welcher Trieb des Menschen wird durch solche Worte befriedigt? Kein anderer, als der gemeinste von allen, der Neid! Auch die Begeisterung Rousseaus für das Bürgertum der Alten hält nicht stand vor ernster Prüfung. Die Bürgerherrlichkeit von Athen ruhte auf der breiten Unterlage der Sklaverei, der Mißachtung jedes wirtschaftlichen Schaffens, während wir Neueren unseren Ruhm finden in der Achtung jedes Menschen, in der Erkenntnis des Adels der Arbeit, jeglicher ehrlicher Arbeit. Der starrste Aristokrat der modernen Welt erscheint als ein Demokrat neben jenem Aristoteles, der unbefangen die Worte schrecklicher Herzenshärtigkeit spricht: „Es ist nicht möglich, daß Werke der Tugend übe, wer das Leben eines Handarbeiters führt."

Durch solche Erwägungen wurden schon längst die tieferen Naturen veranlaßt, sorgsamer zu betrachten, auf welchen Grundlagen die vielbeneidete Freiheit der Briten ruht. Sie fanden, daß dort keine allmächtige Staatsgewalt die Geschicke der fernsten Gemeinde bestimmt, sondern jede kleinste Grafschaft ihre Verwaltung selber in der Hand hält. Diese Erkenntnis der segensreichen Wirkung des Selfgovernment war ein ungeheuerer Fortschritt; denn der entnervende Einfluß eines alles bevormundenden Staates auf die Bürger läßt sich kaum düster genug schildern, er ist darum so unheimlich, weil die Krankheit des Volkes erst in einem späteren Geschlechte in ihrer ganzen Größe sich offenbart. Solange das Auge des großen Friedrich über seine Preußen wachte, hob der Anblick des Helden auch kleine Seelen über ihr eigenes Maß empor, seine Wachsamkeit spornte die Trägen. Doch als er dahinging, hinterließ er ein Geschlecht ohne Wil-

Biblioteka Wojsk. Akad.

len, gewohnt — wie Napoleon III. von seinen Franzosen rühmt — jeden Antrieb zur Tat vom Staate zu erwarten, geneigt zu jener Eitelkeit, welche das Gegenteil echten nationalen Stolzes ist, fähig, einmal aufzuwallen in flüchtiger Begeisterung für die Idee der Staatseinheit, aber unfähig, sich selber zu beherrschen, unfähig zu der größten Arbeit, die den modernen Völkern auferlegt ist. Zu kolonisieren, den Segen abendländischer Gesittung unter die Barbaren zu tragen vermögen nur solche Bürger, welche im Selfgovernment gelernt haben, im Notfalle als Staatsmänner zu handeln. Die Besorgung der Gemeindeangelegenheiten durch besoldete Staatsbeamte mag technisch vollkommener sein und dem Grundsatze der Arbeitsteilung besser entsprechen; jedoch ein Staat, der seine Bürger in Ehrenämtern die Sorge für Kreis und Gemeinde freiwillig tragen läßt, gewinnt in dem Selbstgefühle, in der lebendigen, praktischen Vaterlandsliebe der Bürger sittliche Kräfte, welche ein alleinherrschendes Staatsbeamtentum niemals entfesseln kann. — Sicherlich, diese Erkenntnis war eine bedeutsame Vertiefung unserer Freiheitsbegriffe, aber sie enthielt keineswegs die ganze Wahrheit. Denn fragen wir, wo dies Selfgovernment aller kleinen örtlichen Kreise besteht, so entdecken wir mit Erstaunen, daß die zahlreichen kleinen Stämme der Türkei sich dieses Segens in hohem Maße erfreuen. Sie zahlen ihre Steuern, im übrigen leben sie ihrer Neigung, hüten ihre Schweine, jagen, schlagen sich gegenseitig tot und befinden sich vortrefflich dabei — bis plötzlich einmal der Pascha unter das Völkchen fährt und durch Pfählen und Säcken handgreiflich erweist, daß die Selbstregierung der Gemeinden ein Traum ist, wenn nicht die oberste Staatsgewalt innerhalb fester gesetzlicher Schranken wirkt.

So gelangen wir endlich zu der Einsicht: die politische Freiheit ist nicht, wie die Napoleons sagen, eine Zierde, die man dem vollendeten Staatsbau wie eine goldene Kuppel aufsetzen mag, sie muß den ganzen Staat durchdringen und beseelen. Sie ist ein tiefsinniges, umfassendes, wohlzusammenhängendes System politischer Rechte, das keine Lücke duldet. Kein Parlament ohne freie Gemeinden, diese nicht ohne jenes, und beide nicht auf die Dauer, wenn nicht auch die Mittelglieder zwischen der Spitze des Staates und den Gemeinden, die Kreise und Bezirke, verwaltet werden unter Zuziehung der Selbsttätigkeit unabhängiger Bürger. Diese Lücken empfinden wir Deutschen seit langem schmerzlich und machen soeben die ersten bescheidenen Versuche, sie auszufüllen.

Doch ein Staat, beherrscht von einer durch die Mehrheit des Volkes getragenen Regierung, mit einem Parlamente, mit unabhängigen Gerichten, mit Kreisen und Gemeinden, die sich selber verwalten, ist mit alledem noch nicht frei. Er muß seinem Wirken eine Schranke setzen, er muß anerkennen: es gibt persönliche Güter, so hoch und unantastbar, daß der Staat sie nimmer sich unterwerfen darf. Spotte man nicht allzu dreist über die Grundrechte der neueren Verfassungen. Sie enthalten mitten unter

Phrasen und Torheit die Magna Charta der persönlichen Freiheit, worauf die moderne Welt nicht wieder verzichten wird. Freie Bewegung in Glauben und Wissen, in Handel und Wandel ist die Losung der Zeit: auf diesem Gebiete hat sie ihr Größtes geleistet; diese soziale Freiheit bildet für die große Mehrzahl der Menschen den Inbegriff aller politischen Wünsche. Man darf sagen, wo immer der Staat sich entschloß, einen Zweig des geselligen Wirkens ungehemmt sich entfalten zu lassen, da ward seine Mäßigung herrlich belohnt; alle Wahrsagungen ängstlicher Schwarzseher fielen zu Boden. Wir sind ein anderes Volk geworden, seit uns der Weltverkehr hineinzog in sein Wagen und Werben. Vor zwei Menschenaltern noch erklärte Ludwig Vincke als sorgsamer Präsident seinen Westfalen, wie man es anfangen müsse, um nach englischem Muster eine Landstraße auf Aktien zu bauen. Heute überspannt ein dichtes Netz freier Genossenschaften jeder Art den deutschen Boden. Wir wissen: durch seinen Kaufmann mindestens wird auch der Deutsche teilnehmen an der edlen Bestimmung unserer Rasse, daß sie die weite Erde befruchten soll. Und schon ist kein leerer Traum, daß aus diesem Weltverkehre dereinst eine Staatskunst entstehen wird, vor deren weltumspannendem Blicke alles Schaffen der heutigen Großmächte wie armselige Kleinstaaterei erscheinen wird. — So unermeßlich reich und vielgestaltig ist das Wesen der Freiheit. Darin liegt die tröstliche Gewißheit, daß zu keiner Zeit unmöglich ist, für den Sieg der Freiheit zu wirken. Denn gelingt wohl einer Regierung zeitweise die Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung zu untergraben: nur um so heftiger wird sich der Freiheitsdrang der modernen Menschen auf das wirtschaftliche oder auf das geistige Schaffen werfen, und die Erfolge auf dem einen Gebiete greifen früher oder später auf das andere hinüber. Überlassen wir den Knaben und jenen Völkern, die immer Kinder bleiben, mit leidenschaftlicher Hast der Freiheit nachzujagen wie einem Phantome, das den Gierigen unter den Händen zerfließt. Ein reifes Volk liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib: sie lebt und webt mit uns, sie entzückt uns Tag für Tag durch neue Reize.

Aber mit der steigenden Gesittung ergeben sich neue, ungeahnte Gefahren für die Freiheit. Nicht bloß die Staatsgewalt kann tyrannisch sein; auch die nichtorganisierte Mehrheit der Gesellschaft kann durch die langsam und unmerklich, doch unwiderstehlich wirkende Macht ihrer Meinung die Gemüter der Bürger gehässigem Zwange unterwerfen. Und ohne Zweifel ist die Gefahr, daß die selbständige Ausbildung der Persönlichkeit durch die Meinung der Gesamtheit in unzulässiger Weise beschränkt werde, in demokratischen Staaten besonders groß. Denn, war in der Unfreiheit des alten Regimentes mindestens einigen bevorzugten Volksklassen vergönnt, die persönliche Begabung ungehemmt und im guten wie im bösen glänzend zu entfalten, so ist der Mittelstand, welcher Europas Zukunft bestimmen wird, nicht frei von einer gewissen Vorliebe für das Mittelmäßige. Er ist

ZBiOR Kategoryzacja Zabezpieczenie

mit Recht stolz darauf, daß er alles, was über ihn emporragt, zu sich herabzuziehen, alle unter ihm Stehenden zu sich emporzuheben sucht; und er darf sein Verlangen, im Leben der Staaten zu entscheiden, auf einen rühmlichen Rechtstitel stützen, auf eine große Tat, welche er und mit ihm die alte Monarchie vollzogen hat: auf die Emanzipation unserer niedrigen Stände. Aber wehe uns, wenn dieser Gleichheitstrieb, der auf dem Gebiete des gemeinen Rechtes die köstlichsten Früchte gezeitigt hat, sich verirrt auf das Gebiet der individuellen Bildung! Der Mittelstand haßt jede offene gewalttätige Tyrannei, doch er ist sehr geneigt, durch den Bannstrahl der öffentlichen Meinung alles zu ächten, was sich über ein gewisses Durchschnittsmaß der Bildung, des Seelenadels, der Kühnheit emporhebt. Die Friedensliebe, welche ihn auszeichnet und ihn an sich zu dem politisch fähigsten Stande macht, kann nur zu leicht ausarten in träges Behagen, in das gedankenlose, schläfrige Bestreben, alle Gegensätze des geistigen Lebens zu vertuschen und zu bemänteln, nur im Bereiche des materiellen Wirkens (des improvement!) ein reges Schaffen zu dulden. Nicht leere Vermutungen sind es, die wir hier aussprechen. Vielmehr drückt in den freiesten Großstaaten der Neuzeit, in England und den Vereinigten Staaten, das Joch der öffentlichen Meinung schwerer als irgendwo. Der Kreis dessen, was die Gesamtheit dem Bürger als ehrbar und anständig zu denken und zu tun erlaubt, ist dort unvergleichlich enger als bei uns. Wer Kunde hat von den denkwürdigen Verfassungs-Beratungen der Konvention von Massachusetts aus dem Jahre 1853, wer es weiß, wie damals mit Geist und Leidenschaft die Lehre verfochten ward: „Ein Bürger kann wohl Untertan einer Partei sein oder einer tatsächlichen Gewalt (!), aber niemals Untertan des Staates", der wird die Gefahr eines Rückfalles in Zustände harter Sitte und schwachen Rechtes, die Gefahr einer sozialen Tyrannei der Mehrheit nicht unterschätzen. Dies hat Mill vortrefflich erkannt, und hierin liegt die Bedeutung seines Buches für die Gegenwart. Er untersucht, ganz abgesehen von der Regierungsform, die Natur und die Grenzen der Gewalt, welche füglich die Gesellschaft über den Einzelnen ausüben soll. Humboldt sah die Gefahr für die persönliche Freiheit nur im Staate, er dachte kaum daran, daß die Gesellschaft schöner und vornehmer Geister, welche mit ihm verkehrte, den Einzelnen je an der allseitigen Ausbildung seiner Persönlichkeit hindern könnte. Wir aber wissen nunmehr, daß es nicht bloß eine „freie Geselligkeit", sondern auch eine tyrannische öffentliche Meinung geben kann.

Um zu verstehen, in welcher Ausdehnung die Gesellschaft ihre Gewalt über den Einzelnen ausüben solle, gilt es zunächst, eine Frage wohlgemut über Bord zu werfen, womit die politischen Denker sich unnötigerweise viele böse Stunden bereitet haben, die Frage nämlich: ist der Staat nur ein Mittel zur Beförderung der Lebenszwecke der Bürger? oder hat die Wohlfahrt der Bürger nur den Zweck, ein schönes und gutes Gesamtdasein her-

beizuführen? Humboldt, Mill und Laboulaye, sowie der gesamte Liberalismus der Rotteck-Welckerschen Schule entscheiden sich für das erstere, die Alten bekanntlich für das letztere. Mir scheint, die eine Meinung taugt so wenig wie die andere; der Streit betrifft, wie Falstaff sagt, eine gar nicht aufzuwerfende Frage. Denn alle Welt gibt zu, daß ein Verhältnis gegenseitiger Rechte und Pflichten den Staat mit seinen Bürgern verbindet. Zwischen Wesen aber, welche sich zueinander nur wie Mittel und Zweck verhalten, ist eine Gegenseitigkeit undenkbar. Der Staat ist sich selbst Zweck wie alles Lebendige: denn wer darf leugnen, daß der Staat ein ebenso wirkliches Leben führt wie jeder seiner Bürger? Wie wunderlich, daß wir Deutschen aus unserer Kleinstaaterei heraus einen Franzosen und einen Engländer mahnen müssen, größer zu denken vom Staate! Mill und Laboulaye leben beide in einem mächtigen, geachteten Staate, sie nehmen diesen reichen Segen hin als selbstverständlich und sehen in dem Staate nur die erschreckende Macht, welche die Freiheit des Menschen bedroht. Uns Deutschen ist durch schmerzliche Entbehrung der Blick geschärft worden für die Würde des Staats. Wenn wir unter Fremden nach unserem „engeren Vaterlande" gefragt werden und bei dem Namen Reuß jüngerer Linie oder Schwarzburg-Sondershausens Oberherrschaft ein spöttisches Lachen um die Lippen der Hörer spielt, dann empfinden wir wohl, daß der Staat etwas Größeres ist als ein Mittel zur Erleichterung unseres Privatlebens. Seine Ehre ist die unsere, und wer nicht auf seinen Staat mit begeistertem Stolze schauen kann, dessen Seele entbehrt eine der höchsten Empfindungen des Mannes. Wenn heute unsere besten Männer danach trachten, diesem Volke einen Staat zu schaffen, welcher Achtung verdient, so beseelt sie dabei nicht bloß der Wunsch, fortan gesicherter ihr persönliches Dasein zu verbringen; sie wissen, daß sie eine sittliche Pflicht erfüllen, welche jedem Volke auferlegt ist.

Der Staat, der die Ahnen mit seinem Rechte schirmte, den die Väter mit ihrem Leibe verteidigten, den die Lebenden berufen sind auszubauen und höher entwickelt Kindern und Kindeskindern zu vererben, der also ein heiliges Band bildet zwischen vielen Geschlechtern, er ist eine selbständige Ordnung, die nach ihren eigenen Gesetzen lebt. Niemals können die Ansichten der Regierenden und der Regierten sich gänzlich decken; sie werden im freien und reifen Staate zwar zu demselben Ziel gelangen, aber auf weit verschiedenen Wegen. Der Bürger fordert vom Staate das höchstmögliche Maß persönlicher Freiheit, weil er sich selber ausleben, alle seine Kräfte entfalten will. Der Staat gewährt es, nicht weil er dem einzelnen Bürger gefällig sein will, sondern weil er sich selber, das Ganze im Auge hat: er muß sich stützen auf seine Bürger, in der sittlichen Welt aber stützt nur, was frei ist, was auch widerstehen kann. So bildet allerdings die Achtung, welche der Staat der Person und ihrer Freiheit erweist, den sichersten Maßstab seiner Kultur; aber er gewährt diese Achtung zunächst

deshalb, weil die politische Freiheit, deren der Staat selber bedarf, unmöglich wird unter Bürgern, die nicht ihre eigensten Angelegenheiten ungehindert selbst besorgen.

Diese unlösbare Verbindung der politischen und der persönlichen Freiheit, überhaupt das Wesen der Freiheit als eines fest zusammenhängenden Systems edler Rechte hat weder Mill noch Laboulaye recht verstanden. Jener, im Vollgenusse des englischen Bürgerrechts, setzt die politische Freiheit stillschweigend voraus; dieser, unter dem Drucke des Bonapartismus, wagt vorderhand nicht daran zu denken. Und doch führt die persönliche Freiheit ohne die politische zur Auflösung des Staates. Wer im Staate nur ein Mittel sieht für die Lebenszwecke der Bürger, muß folgerecht nach gut mittelalterlicher Weise die Freiheit vom Staate, nicht die Freiheit im Staate fordern. Die moderne Welt ist diesem Irrtume entwachsen. Noch weniger indes mag ein Geschlecht, das überwiegend sozialen Zwecken lebt und nur einen kleinen Teil seiner Zeit dem Staate widmen kann, in den entgegengesetzten Irrtum der Alten verfallen. Diese Zeit ist berufen, die unvergänglichen Ergebnisse der Kulturarbeit, auch der politischen Arbeit des Altertums und des Mittelalters in sich aufzunehmen und fortzubilden. So gelangt sie zu der vermittelnden und dennoch selbständigen Erkenntnis: für den Staat besteht die physische Notwendigkeit und die sittliche Pflicht, alles zu befördern, was der persönlichen Ausbildung seiner Bürger dient. Und wieder besteht für den Einzelnen die physische Notwendigkeit und die sittliche Pflicht, an einem Staate teilzunehmen und ihm jedes persönliche Opfer zu bringen, das die Erhaltung der Gesamtheit fordert, sogar das Opfer des Lebens. Und zwar unterliegt der Mensch dieser Pflicht nicht bloß darum, weil er nur als ein Bürger ein ganzer Mensch werden kann, sondern auch weil es ein historisches Gebot ist, daß die Menschheit Staaten, schöne und gute Staaten bilde. Die historische Welt ist überreich an solchen Verhältnissen gegenseitiger Rechte, gegenseitiger Abhängigkeit; in ihr erscheint jedes Bedingte zugleich als ein Bedingendes. Ebendies erschwert scharfen mathematischen Köpfen, die wie Mill gern mit einem radikalen Gesetze durchschneiden, oftmals das Verständnis der politischen Dinge.

Mill versucht nun, der Wirksamkeit der Gesellschaft ihre erlaubten Grenzen zu ziehen mit dem Satze: eine Einmischung der Gesellschaft in die persönliche Freiheit rechtfertigt sich nur dann, wenn sie notwendig ist, um die Gesamtheit selbst zu schützen oder eine Benachteiligung anderer zu verhindern. Wir wollen diesem Worte nicht widersprechen — wenn es nur nicht gar so inhaltlos wäre! Wie wenig wird mit solchen abstrakten naturrechtlichen Sätzen in einer historischen Wissenschaft ausgerichtet! Denn ist nicht der „Selbstschutz der Gesamtheit" historisch wandelbar? Ist nicht ein theokratischer Staat um des Selbstschutzes willen verpflichtet, sogar in die Gedanken seiner Bürger herrisch einzugreifen? Und sind nicht jene „für

die Gesamtheit unentbehrlichen" gemeinsamen Werke, wozu der Bürger gezwungen werden muß, nach Zeit und Ort von grundverschiedener Art? Eine absolute Schranke für die Staatsgewalt gibt es nicht. Es bildet das größte Verdienst der modernen Wissenschaft, daß sie die Politiker gelehrt hat, nur mit Beziehungsbegriffen zu rechnen. Jeder Fortschritt der Gesittung, jede Erweiterung der Volksbildung macht notwendig die Tätigkeit des Staates vielseitiger. Auch Nordamerika erfährt diese Wahrheit; auch dort sind Staat und Gemeinde gezwungen, in den großen Städten eine mannigfaltige Wirksamkeit zu entfalten, deren der Urwald nicht bedarf.

Der vielgerühmte Voluntarismus, die Tätigkeit freier Privatgenossenschaften, reicht schlechterdings nicht überall aus, um den Bedürfnissen unserer Gesellschaft zu genügen. Das Netz unseres Verkehrs hat so enge Maschen, daß sich notwendig tausend Kollisionen der Rechte und der Interessen ergeben; in beiden Fällen hat der Staat die Pflicht, als eine unparteiische Macht versöhnend und vorbeugend einzuschreiten. Desgleichen entstehen in jedem hochgesitteten Volke große Privatmächte, welche tatsächlich den freien Wettbewerb ausschließen; der Staat muß ihre Selbstsucht bändigen, auch wenn sie nicht die Rechte Dritter verletzt. Das englische Parlament befahl vor einigen Jahren den Eisenbahngesellschaften, nicht bloß für die Sicherheit der Reisenden zu sorgen, sondern auch eine gewisse Anzahl sogenannter parlamentarischer Züge mit allen Wagenklassen für den gewöhnlichen Preis abgehen zu lassen. Niemand wird in diesem Gesetze, das den niederen Ständen das Reisen ermöglicht, eine Überschreitung der vernünftigen Grenzen der Staatsgewalt finden. Wer aber im Staate nur eine Sicherheitsanstalt sieht, kann diese Maßregel nur mit Hilfe einer sehr künstlichen und haltlosen Schlußfolgerung verteidigen. Denn wer hat ein Recht zu verlangen, daß er für drei Schillinge von A nach B befördert werde? Die Eisenbahngesellschaft besitzt ja kein rechtliches Monopol, und es steht jedem frei, eine Parallelbahn zu bauen! Nein, der moderne Staat darf auf eine ausgedehnte positive Tätigkeit für die Wohlfahrt des Volkes nicht verzichten. In jedem Volke gibt es geistige und materielle Güter, ohne welche der Staat nicht bestehen kann. Der konstitutionelle Staat setzt ein hohes Durchschnittsmaß der Volksbildung voraus; nimmermehr mag er dem Belieben der Eltern überlassen, ob sie ihren Kindern den notdürftigsten Unterricht gewähren wollen; er bedarf des Schulzwanges. Der Kreis dieser für das Dasein der Gesamtheit notwendigen Güter erweitert sich unvermeidlich mit der zunehmenden Gesittung. Wer möchte im Ernst unseren Staaten ihre kostbaren Kunstanstalten schließen? Wir alten Kulturvölker werden doch nicht in die rohe Vorstellung zurückfallen, welche in der Kunst einen Luxus sieht; sie ist uns wie das tägliche Brot. In der Tat, der Ruf nach äußerster Beschränkung der Staatstätigkeit wird heute von der Theorie um so lauter erhoben, je mehr die Praxis, auch in freien Ländern, ihm widerspricht. Im Kampfe mit

einer alles umfassenden Staatsgewalt, welche die Gesellschaft nicht leiten, sondern ersetzen möchte, ist unter dem zweiten Kaiserreiche die Schule der Tocqueville, Laboulaye, Ch. Dollfus groß geworden, welche ihrerseits über das Ziel hinausschlägt und im Staate nur eine Schranke, eine unterdrückende Gewalt sieht. Auch Mill ist beherrscht von der Meinung, je größer die Macht des Staates, desto geringer die Freiheit. Der Staat aber ist nicht der Feind des Bürgers. England ist frei, und doch hat die englische Polizei eine sehr große diskretionäre Gewalt und muß sie haben: genug, wenn der Bürger jeden Beamten zur gerichtlichen Verantwortung ziehen darf.

Glücklicherweise wirkt dieser steigenden Ausdehnung der Staatsgewalt ein anderes historisches Gesetz entgegen. In demselben Maße, als die Bürger reifer werden für die Selbsttätigkeit, in demselben Maße ist der Staat verpflichtet, ja physisch gezwungen, zwar dem Umfange nach vielseitiger, aber der Art nach bescheidener zu wirken. War der unreife Staat ein Vormund für einzelne Zweige der Volkstätigkeit, so umfaßt die Fürsorge des hochgebildeten Staates das gesamte Volksleben, aber er wirkt, soweit möglich, nur anspornend, belehrend, Hindernisse wegräumend. Diese Forderungen also muß ein reifes Volk zur Sicherung seiner persönlichen Freiheit an den Staat stellen: als ein Rechtsgrundsatz ist anzuerkennen das fruchtbarste Ergebnis der metaphysischen Freiheitskämpfe des vergangenen Jahrhunderts, die Wahrheit, der Bürger soll vom Staate nie bloß als Mittel benutzt werden. Sodann: jede Wirksamkeit der Regierung ist segensreich, welche die Selbsttätigkeit der Bürger hervorruft, fördert, läutert; jede von Übel, welche die Selbsttätigkeit der Einzelnen unterdrückt. Denn am Ende beruht die ganze Würde des Staates auf dem persönlichen Werte seiner Bürger, und jener Staat ist der sittlichste, welcher die Kräfte der Bürger zu den meisten gemeinnützigen Werken vereinigt und dennoch einen jeden, unberührt vom Zwange des Staats und der öffentlichen Meinung, aufrecht und selbständig seiner persönlichen Ausbildung nachgehen läßt. So stimmen wir in dem letzten Ergebnisse, in dem Verlangen nach dem höchstmöglichen Grade der persönlichen Freiheit, mit Mill und Laboulaye überein, während wir ihre Anschauung vom Staate als einem Gegner der Freiheit nicht teilen.

Hier endlich ist uns vergönnt, auszuruhen von der ermüdenden allgemeinen Untersuchung und zu sagen, was denn dies Nachdenken über die persönliche Freiheit für uns bedeute. Das Vorgefühl einer großen Entscheidung zittert durch den Weltteil und legt jedem Volke die Frage nahe, welchen Hort es besitze an der persönlichen Freiheit, der persönlichen Selbständigkeit seiner Bürger. Wir Deutschen zumal können diese Frage nicht umgehen, wir, deren ganze Zukunft nicht auf der gefesteten Macht alter Staaten, sondern auf der persönlichen Tüchtigkeit unseres Volkes beruht. Denn in diesem unseligen, selten verstandenen Zirkel bewegen sich ja die historischen

Dinge: nur ein Volk voll starken Sinnes für die persönliche Freiheit kann die politische Freiheit erringen und erhalten; und wieder: nur unter dem Schutze der politischen Freiheit ist das Gedeihen der echten persönlichen Freiheit möglich, da der Despotismus, in welcher Form er auch erscheine, bloß die niederen Leidenschaften, den Erwerbstrieb und den alltäglichen Ehrgeiz entfesseln darf.

Sehen wir, wie weit der Sinn für persönliche Freiheit in unserem Volke sich entwickelt habe, so dürfen wir wohl jenen Kleinmut verbannen, womit uns das Betrachten unserer Lage so leicht erfüllt. Auch wir tragen an dem gemeinen menschlichen Fluche, daß die Völker ihrer tiefsten und eigensten Vorzüge sich selten klar bewußt sind. Mit unbegreiflich leichtblütiger Hoffnung redet man von jener gewaltigen Macht, welche „die Million Bajonette" des einigen Deutschlands dereinst vorstellen werde. Und doch, gelingt einst das Werk der nationalen Reform, so wird zwar die Schande ein Ende haben, daß ein großes Volk durch sein Grundgesetz zu der defensiven Politik eines Kleinstaates verurteilt ist; aber unsere Macht wird nach wie vor fürs erste eine ziemlich bescheidene sein. Denn so schnell nicht verharschen die Wunden, welche die Sünden und das Unglück von Jahrhunderten geschlagen. Auch das ist eine Täuschung, wenn man meint, der deutsche Staat werde sofort durch seine inneren Einrichtungen zu einem Musterstaate werden. Freilich, wird unsere nationale Einigung je vollendet, so wird uns nicht länger mehr das empörende Schauspiel verletzen, daß einem gesetzlichen, maßvollen Volke kein Schimpfwort zu roh, kein Witzwort zu bitter scheint für die höchste deutsche Behörde; die Welt wird nicht mehr das Unerhörte sehen, daß die Verfassung des gedankenreichsten der Völker grundsätzlich so unwandelbar bleibt wie der Staat der Chinesen; nicht mehr wird man uns zumuten, das Geschenk unseres Todfeindes, die Souveränität der Einzelstaaten, als ein unantastbares Heiligtum zu verehren; und das deutsche Staatsrecht wird endlich auch von einem deutschen Volke zu reden wissen. Mit einem Worte, will's Gott, so werden Zustände schwinden, welche einem glücklicheren Geschlechte nur wie der wüste Traum eines fieberhaften Kopfes erscheinen werden. Aber wäre damit alles erreicht? Wäre damit mehr erreicht, als daß die Würde des Staats, welche nach dem Verhängnis dieses Volkes in den Teilen früher ausgebildet worden als in dem Ganzen, endlich auch im ganzen Deutschland zu ihrem Rechte gelangte? Erst beginnen würden wir dann, uns als Deutsche in jenen Formen der politischen Freiheit zu bewegen, welche andere Völker bereits seit Jahrhunderten ausgebildet haben.

Dagegen unterschätzt man neuerdings ebenso leichtsinnig das köstlichste und eigentümlichste Besitztum unseres Volkes, jene Tugend, welche uns bisher trotz aller politischen Schmach noch immer vor der Verachtung der Fremden bewahrt hat und welche, wenn wir das einige Deutschland je erschauen, den deutschen Staat zu einer völlig neuen Erscheinung in der

politischen Geschichte machen wird: die unausrottbare Liebe des Deutschen zur persönlichen Freiheit. Gar mancher wird hier lächeln und uns die bittere Frage einwerfen: wo denn die Früchte dieser Liebe seien? Und gewiß, errötend stehen wir vor jener stattlichen Reihe von rechtlichen Schutzwehren, welche die angelsächsische Rasse ihrer persönlichen Freiheit errichtet hat. In einer langen Zeit der Entwürdigung hat der deutsche Charakter sehr, sehr viel verloren von jener einfachen Großheit, die unser Mittelalter zeigt. Wer die Geschichte des Deutschen Bundes näher kennt, muß tief beschämt gestehen: Tausende, viele Tausende niederträchtiger Denunziantenseelen und noch weit mehr untertänige Leisetreter hat dies edle Volk erzeugt während zweier Menschenalter. Doch wer das Volksleben als ein Ganzes überschaut, entdeckt notwendig Spuren der Kraft und Gesundheit, welche ihm die gehässige Verbitterung des Urteils verbieten. Wenn wir, wohin wir treten in der Fremde, der Kälte oder einem noch tiefer verletzenden Mitleid begegnen, so dürfen wir uns wohl jeder Anerkennung unserer staatlichen Befähigung freuen, welche uns, aufrichtig weil unwillkürlich, aus fremdem Munde gespendet wird. Mill ist weit davon entfernt, unser Volk zu vergöttern; er fühlt, wie man ihm nicht mit Unrecht nachgesagt, im stillen seine nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Genius, aber er fürchtet die Schwächen unseres Wesens, er vermeidet geflissentlich, zu tief in die deutsche Literatur einzudringen, und hält sich an französische Muster. Und derselbe Mann gesteht: in keinem anderen Lande außer Deutschland allein ist man fähig, die höchste und reinste persönliche Freiheit, die allseitige Entwicklung des Menschengeistes zu verstehen und zu erstreben!

Unsere Wissenschaft ist die freieste der Erde, sie duldet einen Zwang weder von außen noch von innen; ohne jede Voraussetzung sucht sie die Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Die Rechthaberei unserer Gelehrten ward sprichwörtlich, doch sie verträgt sich sehr wohl mit der unbefangenen Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung des Gegners. Trotz des Kastengeistes, der auch unter unseren Gelehrten spukt, darf ein freier Kopf, der auf seinem eigenen Wege, nicht auf dem breitgetretenen Pfade der Schule, zu bedeutenden Ergebnissen gelangt, mit Sicherheit zuletzt auf warme Zustimmung zählen. Der rücksichtslosesten polizeilichen Bevormundung, welche deshalb um so schwerer drückt, weil sie im engsten Kreise und von unnatürlichen Mittelpunkten herab wirkt, ist trotz alledem nicht gelungen, den Drang des Deutschen nach persönlicher Eigenart zu brechen. Daß in allen Fragen des Gewissens ein jeder für sich selbst allein stehe, ist eine Überzeugung, welche bereits in den untersten Schichten dieses Volkes feste Wurzeln geschlagen. In Zwergstaaten, die jedes anderen Volkes Charakter bis zum Unkenntlichen verkümmern müßten, predigt man der Jugend das Ideal freier Menschenbildung: den rücksichtslosen Wahrheitstrieb, das Werden des Charakters aus sich selbst heraus, harmo-

nische Ausbildung aller menschlichen Gaben. Und wie notwendig Freiheit und Duldung Hand in Hand gehen, so ist auch nirgendwo die Milde gegen Andersdenkende so heimisch wie bei uns; wir haben sie gelernt in der harten Schule jener Religionskriege, welche dies Volk zum Heile der ganzen Menschheit gefochten hat. Und auch der edelste Segen der inneren Freiheit ist uns geworden: das schöne Maß. Die verwegensten Gedanken über die höchsten Probleme, die den Menschen quälen, sind von Deutschen gedacht, aber nie findet sich bei unseren großen Denkern eine Spur jener fanatischen Verbissenheit, welche die kühnen Köpfe unfreier Völker entstellt: ein Mann, der über das Christentum das écrasez l'infame gesprochen, hätte bei uns nie als ein Heros des Geistes gelten können. Die menschliche Achtung vor allem Menschlichen ward dem Deutschen zur anderen Natur. Darum stehen, trotz alles Ständehaders, der unser Land zerfleischt hat, die Volksklassen in Deutschland in Sitten und Gedanken einander näher als in Ländern mit freieren Staatsformen. Man sieht dem Deutschen nicht so rasch, wie dem Russen oder dem Briten, von fernher an, wes Volkes Kind er sei, aber wir sind von jeher reich gewesen an eigenartigen Charakteren. Und weil das Volk sich die Freiheit seiner persönlichen Bildung niemals hat rauben lassen, so ruht in seinen Tiefen ein ungehobener Schatz starker nachhaltiger Leidenschaft, den dann und wann ein einsichtiger Fremder, ein Capodistrias, eine Frau von Staël, bewundernd erkannte. Was deutsche Leidenschaft bedeute, das wird jeder begreifen, der deutsche Dichtungen mit romanischen oder englischen aus der Zeit nach der Puritanerherrschaft vergleichen will: sie hat sich noch an allen Wendepunkten unserer Geschichte glorreich bewährt.

Das ist der Segen der persönlichen Freiheit. Und glaube keiner, daß das freie wissenschaftliche Schaffen der Deutschen den bestehenden Staatsgewalten als ein willkommener Blitzableiter diene. Jeder geistige Erwerb, dessen ein Volk sich rühmen darf, wirkt hinüber auf das staatliche Leben, ist ein Unterpfand mehr für seine politische Größe. Jederzeit wird unter selbstgefälligen Fachgelehrten die Rede gehen, die Wissenschaft habe nichts zu schaffen mit dem Staate: die echten Größen der Wissenschaft denken anders. Man lese die Briefe von Gottfried Hermann und Lobeck. Unwiderstehlich werden die beiden großen Philologen, beide durchaus unpolitische Naturen, in den Kampf um die politische Freiheit hineingezogen; wie tapfer streiten sie bald mit attischem Witze, bald mit mutigem Zornwort, bald mit entschlossener Tat gegen die tenebriones! Die Welt ringt nach Freiheit, und es bleibt in alle Wege unmöglich, auf dem einen Gebiete dem Lichte zu dienen, auf dem anderen der Finsternis. Vor wenigen Jahrzehnten noch bildeten die Männer der klassischen Gelehrsamkeit unzweifelhaft die geistige Aristokratie unseres Volkes. Dies Verhältnis beginnt sich zu ändern, denn wenn auch für wahrhaft vornehme Naturen die klassische Bildung eine unersetzlich segensreiche Schule bleibt, so steht doch der

gemeine Durchschnitt der studierten Leute heute den Kaufleuten, den Technikern weit nach: der gebildete Gewerbtreibende beherrscht in der Regel einen weiteren Horizont, er ist unabhängiger in seinem Denken, und ihn beseelt das stolze Bewußtsein, der Zivilisation eine Gasse zu brechen, welches dem kleinen Theologen und Juristen gänzlich fehlt. Immerhin läßt Deutschlands neueste Geschichte klar erkennen, daß wir von dem geistigen Schaffen langsam zur politischen Arbeit übergehen. Der Trieb des freien genossenschaftlichen Zusammenwirkens, der in diesem Jahrhundert alle Völker ergreift, zeigte sich bei uns zuerst lebhaft auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst: unsere Kunstvereine, Gelehrtenversammlungen, Liederfeste sind älter als die verwandten Erscheinungen bei fremden Völkern, während unsere politischen und wirtschaftlichen Vereine dem Beispiele der Nachbarn erst nachhinken. So steht denn auch mit Sicherheit zu erwarten, daß die freie und allseitige Bildung, der selbständige Wahrheitsmut der deutschen Gelehrten rückwirken wird auf die gesamte Nation. Neigung und Fähigkeit zur Selbstverwaltung sind bei uns in reichem Maße vorhanden. Städte wie Berlin und Leipzig stehen mit der Rührigkeit ihrer Verwaltung, mit dem Gemeinsinn ihrer Bürger den großen englischen Kommunen mindestens ebenbürtig gegenüber. Und wie viel Begabung und Lust zur echten persönlichen Freiheit in unserem vierten Stande wohnt, das offenbart sich klarer von Jahr zu Jahr in den Arbeitergenossenschaften.

Ein Volk, das, kaum auferstanden aus dem namenlosen Jammer der dreißig Jahre, die frohe Botschaft der Humanität, der echten Freiheit des Geistes, an alle Welt verkündet hat — ein solches Volk ist nicht dazu angetan, gleich jenen verdammten Seelen der Fabel, in Ewigkeit in der Nacht zu wandeln, suchend nach seiner leiblichen Hülle, seinem Staate. Es ist unser Los — und wer darf sagen: ein trauriges Los? —, daß die innere Freiheit bei uns nicht als die feinste Blüte der politischen Freiheit zutage tritt, sondern den festen Grund bildet, auf welchem ein freier nationaler Staat sich erheben wird. Und wessen leidenschaftlicher Ungeduld der verschlungene Werdegang dieses Volkes gar zu langsam scheinen will, der soll sich erinnern, daß wir das jugendlichste der europäischen Völker sind, der soll sich des Glaubens getrösten: kommen wird die Stunde, da mit größerem Rechte als Virgil von seinen Römern ein deutscher Dichter von seinem Volke singen wird: tantae molis erat Germanam condere gentem. Es mag heute vielen wie Prahlerei klingen, aber die Zukunft ist nicht fern, da ein Deutscher den Schriften Mills und Laboulayes ein Buch entgegenstellen wird, welches das Wesen der Freiheit, der politischen und der persönlichen, tiefer, lebensvoller darstellt als jene beiden.

Betrachten wir noch einige Lebensfragen der persönlichen Freiheit, deren Lösung zumeist der Sittlichkeit jedes einzelnen in die Hand gegeben ist. Mills Grundsatz: „In allen Dingen, die nur des Einzelnen Heil be-

rühren, soll jeder nach seiner eigenen Willkür handeln dürfen", ist eben wegen seiner Einfachheit und Dehnbarkeit unanfechtbar. Einzig auf dem religiösen Gebiete hat er sich uneingeschränkte theoretische Anerkennung erobert, weil hier nicht bloß keine Partei einen vollständigen Sieg erfochten hat, sondern in Wahrheit unversöhnliche Gegensätze einander gegenüberstehen. Aber wie weit sind wir stolzen Kulturvölker selbst auf diesem einen Felde noch von echter Duldsamkeit entfernt! Welch schwere Anklagen muß Mill hier gegen seine Landsleute erheben! Nicht genug, daß das Gesetz jeden ehrlichen Ungläubigen, der den christlichen Eid nicht leisten will, des gerichtlichen Schutzes beraubt. Wo das Gesetz milder geworden, erhebt sich der finstere Fanatismus der Gesellschaft, besteht mit jüdischer Härte auf der puritanischen Feier des Sabbats, drückt dem ehrlichen Freidenker das soziale Brandmal auf die Stirn, welches tiefer schmerzt als alle Strafen des Staates, macht ihn brotlos und ächtet ihn aus den Kreisen der Bildung und der feinen Sitte. Und wie vieles ließe sich noch sagen gegen jene Engherzigkeit, welche die freie Bewegung des Menschengeistes in Ewigkeit einzwängen will in den beschränkten Gedankenkreis der standard works of theology!

Und haben wir Deutschen ein Recht, bloß mit pharisäischem Behagen dieser Schilderung englischer Unfreiheit zu lauschen? Auch unser Staat ist aus seiner theokratischen Epoche noch nicht gänzlich herausgetreten; noch sehr vielen unserer Gesetze steht auf der Stirn geschrieben, wie unendlich mühsam die Ideen der Toleranz dem unduldsamen Staate und der noch unduldsameren Macht geschlossener Kirchen abgerungen werden mußten. Auch in der Gesellschaft lebt noch weit mehr Unduldsamkeit und — was desselben Dinges Kehrseite ist — weit mehr religiöse Feigheit, als dem Volke Herders und Lessings geziemt. Wer irgendeinen Begriff davon hat, in welcher ungeheuren Ausdehnung der Glaube an die Dogmen der christlichen Offenbarung dem jüngeren Geschlechte geschwunden ist, der kann nur mit schwerer Sorge beobachten, wie gedankenlos, wie träge, ja wie verlogen Tausende einem Lippenglauben huldigen, der ihren Herzen fremd geworden. Nur die wenigsten haben nachgedacht über die grobe Unwahrheit der juristischen Fiktion, in welcher Staat und Kirche bei uns dahinleben, der Annahme: jeder bekennt sich zu dem Glauben, worin er geboren ist. Wie jedes staatliche Übel die Sitten der Bürger berührt, so hat auch die lange unselige Gewohnheit, vor dem Staate zu schweigen und sich zu beugen, entsittlichend eingewirkt auf das religiöse Verhalten des Volkes. Die Furcht vor einer strenggläubigen Behörde, ja die Furcht vor dem Naserümpfen der sogenannten guten Gesellschaft reicht hin, Unzählige zum Verleugnen ihres Glaubens zu bewegen. In den vornehmen Klassen ist man stillschweigend übereingekommen, gewisse hochwichtige religiöse Fragen nie zu berühren, und so träumen der Gebildeten viele dahin, welche mit Absicht den Kreis ihrer Gedanken verengern, sich grund-

sätzlich ihres Rechtes begeben, über religiöse Dinge zu denken. In erschreckender Stärke wuchert auf dem religiösen Gebiete der Geist der Unwahrhaftigkeit. Geheime Worterklärungen, Mentalreservationen aller Art zwingt man dem widerstrebenden Denken auf; damit gepanzert geht man hin, teilzunehmen an kirchlichen Gebräuchen, deren eigentlichen Sinn man verwirft. Ganze Richtungen der Theologie, mächtige Zweige des vulgären Rationalismus hängen mit diesem Triebe zusammen: man leugnet die Dogmen der Offenbarung, aber man leiht den alten Worten einen fremden Sinn, statt mannhaft dem Widerwillen der trägen Welt zu trotzen und offen ein Band zu lösen, das für die Seele nicht mehr besteht.

Doch wie? Ist dies Geschlecht wirklich so tief gesunken? Steht es so gar jämmerlich um die innere Freiheit der Menschen, wie es nach diesen bedenklichen und unleugbaren Erscheinungen der Gegenwart scheinen sollte? Man muß sehr unerfahren sein in den Geheimnissen der Menschenbrust, um auf einem Gebiete, das der unberechenbaren Macht der Selbsttäuschung einen unermeßlichen Spielraum gewährt, einfach mit den Vorwürfen der Lüge und der Gleisnerei hervorzutreten. Und noch weniger wird ein besonnener Kenner der Geschichte die schlichtfriedliche Anhänglichkeit an die Gebräuche der Väter kurzerhand als Trägheit verdammen. Denn die ganze Bewegung der Geschichte besteht in einer fortwährenden Ausgleichung und Versöhnung zwischen den gleichberechtigten Mächten des Beharrens und der fortschreitenden Geistesfreiheit.

Wirklich erklärt aber wird die befremdende Tatsache, daß in diesen hellen Tagen der Kritik der große Mittelschlag der Menschen am Leben der Kirche mit offenbar geringerer geistiger Regsamkeit teilnimmt, als vor dreihundert Jahren, nur durch die andere Tatsache, daß die helleren Köpfe unseres Volkes dem religiösen Meinungsstreite bereits entwachsen sind. Und dies gerade verbürgt uns den schließlichen unvermeidlichen Sieg der Ideen der Duldung, der inneren Freiheit. Nur wenige unserer Denker sind erfüllt von Verbitterung gegen das, was sie den falschen Idealismus der Theologen nennen. Die meisten leben der klaren, ruhigen Meinung: wie gebrechlich immer die Einrichtung der Welt, so gebrechlich ist sie nicht, daß der sittliche Wert des Menschen von Dingen abhängen sollte, die ein fester Wille, ein besonnenes Denken nicht bemeistern kann. Sie haben erfahren, daß von allen Meinungskämpfen allein der Streit über religiöse Fragen notwendig zur Verbitterung und Gehässigkeit führt. So sind sie zu jener Auffassung der Religion emporgehoben worden, welche allein eines freien Mannes würdig ist. Sie erkennen: religiöse Wahrheiten sind Gemütswahrheiten, für den Gläubigen ebenso sicher, ja noch sicherer, als was sich messen und greifen läßt, doch für den Ungläubigen gar nicht vorhanden; die Religion ist ein subjektives Bedürfnis des schwachen Menschenherzens und eben darum kein Gegenstand des Meinungskampfes. Denn über des Menschen sittliche

Würde entscheidet nicht, was er glaubt, sondern wie er glaubt. Allzuoft haben wir erlebt, wie ein und derselbe Glaube den einen zum Größten begeisterte, den anderen in widrige Gemeinheit stürzte.

Über diese Fragen denken die kühneren Geister der Gegenwart radikaler, als das achtzehnte Jahrhundert. Die Philosophen jener Epoche meinten zumeist, ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit bestehe echte Tugend nicht. Die Gegenwart bestreitet dies, sie erklärt rund und nett: die Sittlichkeit ist unabhängig vom Dogma. Wir haben inzwischen gelernt, wie grundverschiedene Dinge unter dem Namen der Unsterblichkeit begriffen werden. Daß, wie wir das Schaffen großer Männer und ganzer Völker handgreiflich fortwirken sehen von Geschlecht zu Geschlecht, so auch der schwächste Sterbliche ein notwendiges Glied ist in der großen Kette der Geschichte, daß darum keine unserer Taten ganz verlorengeht, keine wieder zu vertilgen ist durch äußerliche Buße — dieser Gedanke ist allerdings die Grundlage jeder streng gewissenhaften Sittlichkeit. Diese Unsterblichkeit soll der Mensch — nicht glauben, denn wer darf beim Glauben von einem Sollen reden? — sondern ernst und klar erkennen. Wer den Mut dazu nicht findet, wird durch die Unsicherheit seines sittlichen Verhaltens die Buße zahlen. Wie anders der Glaube an ein bewußtes Dasein nach dem Tode! Unser Wissen über diese Frage bleibt bisher noch unzureichend, sie fällt noch nicht in das Gebiet des Erkennens, und eben deshalb hat die Überzeugung von einer Fortdauer nach dem Tode mit unserem Glücke, unserer Tugend an sich nicht das mindeste gemein. Für schwache oder gemeine Naturen kann der Glaube an ein Jenseits ebensowohl eine Quelle der Unsittlichkeit werden wie das Leugnen derselben. Wenn es Menschen gibt, welche zugleich mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der christlichen Dogmatik jede Lebensfreude, jeden sittlichen Halt verlieren würden, so leben auch unsittliche Asketen, welche über den entnervenden Träumen von der besseren Welt des Menschen erste Pflicht, die werktätige Liebe gegen den Nächsten, verabsäumen. Nein, unser Urteil über den Menschen und seinen Glauben hängt allein ab von der Frage, ob sein Glaube harmonisch und notwendig aus seinem innersten Wesen heraus sich gebildet habe, ob er in der Tat und in Wahrheit sagen dürfe: „Das ist mein Glaube." Jede Überredung kann wohl auf die Erkenntnis, doch schwerlich auf den Willen wirken, kann zwar den Inhalt des Glaubens ändern, aber selten oder nie das Wesentliche, die Form der Überzeugung.

Von dieser Erkenntnis werden sich die freieren Köpfe der Gegenwart auch durch die scheinbarsten Gegengründe nicht abbringen lassen. Man sagt wohl: was ein Mensch glaubt, übt doch unmittelbaren Einfluß auf seine Tugend; wer sich das Jenseits mit rohem, begehrlichem Sinne ausmalt und für jede Liebestat hier unten ein noch reicheres Geschenk droben erwartet, der kann unmöglich, wenn er folgerichtig handelt, ein wahrhaft sittlicher Mensch sein. Gewiß, wenn er folgerichtig handelt! Aber nur die

wenigsten sind dazu imstande; und wer nicht Herzen und Nieren prüfen kann, der soll diese geheimen Tiefen der Herzen seiner Nebenmenschen nicht ergründen wollen, sondern ruhig erklären: dies Gebiet des Glaubens ist ein Reich absoluter Freiheit. Solcher Einsicht voll hat sich ein großer Teil der Denkenden von jedem religiösen Meinungsstreite zurückgezogen. Und es zählt diese Ansicht, welche sich mit jedem religiösen Bekenntnisse sehr wohl verträgt, ihre stillen Anhänger bereits nach Tausenden. Denn wer unter unseren Freidenkern ist so roh, daß er lachen sollte, weil ein Geist wie Stein an den geschmacklosen Verslein des alten Gleim sich erbauen konnte? Wer, wie verwegen oder bescheiden seine religiösen Begriffe seien, sollte nicht vielmehr seine bewundernde Lust haben an einem Glauben, der den Gläubigen mit so unerschütterlicher Festigkeit des Gemütes segnete? — Diese humane Auffassung der Religion entbehrt offenbar des Triebes, neue kirchliche Genossenschaften zu gründen, sie sieht in dem Christentume das unvergleichlich wichtigste Element der modernen Kultur, aber doch nur ein Kulturelement, das mit anderen des antiken Heidentums sich vermischen und vertragen muß.

Täuschen wir uns nicht, die Kultur der Gegenwart ist durch und durch weltlich. Die Kirche, weiland der Bannerträger der Gesittung, ist heute unzweifelhaft ärmer an geistigen Kräften als der Staat, die Wissenschaft, die Volkswirtschaft. Durch jahrhundertelange Arbeit ist ein Schatz weltlicher Kenntnis und Erkenntnis aufgestapelt worden, welcher alle Denkenden in schönem Frieden verbindet und sicherlich weit bedeutsamer ist als jene Dogmen, welche die Menschen trennen. Der deutsche Katholik — wenn er nicht zu dem kleinen herrschsüchtigen Kreise derer zählt, welche sich als „römische Bürger" gebärden — unser Katholik steht dem deutschen Protestanten auch in seinen religiösen Vorstellungen näher als dem spanischen Katholiken. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen lebt heute unbefangen ihren endlichen Zwecken, und sie hat darum nichts an Sittlichkeit verloren, denn im irdischen Wirken erprobt sich die echte Tugend. Dieser Weltsinn der modernen Welt bricht endlich jedem konfessionellen Fanatismus die Spitze ab. Wie oft haben eifrige Protestanten versichert, es sei unmöglich, eine Kirche im Staate zu dulden, welche sich für die alleinseligmachende ausgibt; und wie wenig hat die Erfahrung dies bestätigt! Wohl zeigt das kirchliche Leben der Gegenwart so ungeheure Gegensätze, daß sorgenvolle Gemüter verzweifelt fragen, wie so grundverschiedene Bestrebungen sich je versöhnen sollen. Abermals träumt der Stuhl von Rom von den Tagen, da die weite Erde römisch sein wird, er gründet von neuem jene Bistümer, welche die Reformation beseitigt hat, er verkündet ungescheut die ungeheuerlichen Grundsätze heidnischen Gewissenszwanges. Und zur selben Zeit schreitet eine mächtige Richtung des Protestantismus bereits weit über Luther und Calvin hinaus, sie stellt die verhängnisvolle Frage, wie es denn mit jenen heiligen Schriften stehe, welche von den Reforma-

toren als eine Offenbarung anerkannt wurden. Wer tiefer blickt, wird trotzdem auf eine Versöhnung hoffen. Sie ist möglich, aber nicht auf kirchlichem Boden. Schon heute ist von dem unvergänglichen Kerne des Christentums bei den Weltlichen mehr zu finden als in der Kirche. Die christliche Liebe vornehmlich lebt unter den vielgescholtenen Ungläubigen häufiger als unter den Geistlichen. An dem großen Werke der jüngsten hundert Jahre, an der Befreiung des Menschen von tausend Schranken unchristlicher Willkür, hat die Kirche gar keinen Anteil genommen. Die Verteidiger der Kirche beanspruchen das Vorrecht, auch die beste Sache durch die unvergleichbare Gemeinheit ihrer Verteidigungsmittel zu verderben. Und diese Erscheinung wird nach menschlichem Ermessen fortdauern. Mehr und mehr wird der sittliche Gehalt des Christentums von weltlichen Händen ergründet und ausgebildet werden, und mehr und mehr wird sich herausstellen, daß geschlossene Kirchen den geistigen Bedürfnissen reifer Völker nicht genügen.

So besteht außerhalb der Kirche ein hochwichtiges, tiefbewegtes religiöses Leben, welches voraussichtlich nie zu einer neuen Kirche sich zusammenschließen wird. Und weil von den fortschreitenden regsamen Geistern, welche allein Bewegung bringen in das geistige Leben, eine große Zahl die Hallen der Kirchen nicht mehr betritt, eben deshalb treibt in der Kirche die gedankenlose Trägheit, die beschränkte Unduldsamkeit ein so arges Wesen, eben deshalb gehen Staat und Kirche dahin in dem behaglichen Wahne, daß unser Volk noch immer aus lauter gläubigen Katholiken, Protestanten, Juden bestehe. Eine lange Frist mag noch verfließen, bis die humane Auffassung der Religion so allgemein und unwiderstehlich geworden, daß die Fiktion, der sittliche Mensch müsse einer Kirche angehören, aus unseren Gesetzen verbannt werden kann. Bis dahin bleibt uns noch ein unermeßliches Feld der Arbeit offen, des Kampfes gegen die unduldsame Herrschaft der Gesellschaft und gegen die theokratischen Überlieferungen der Staaten, auf daß endlich die persönliche Freiheit des Menschen zu ihrem unveräußerlichen Rechte gelange.

Die völlige Ungebundenheit, welche hier für die religiösen Anschauungen gefordert ward, ist nicht minder unerläßlich für alle anderen menschlichen Meinungen als solche. Denn unter jeder, politischen oder sozialen, Unterdrückung des Denkens leidet nicht bloß der einzelne von dem Banne der Gesellschaft Betroffene, sondern das gesamte Menschengeschlecht. Eine entscheidende Gewalt steht der Mehrheit der Gesellschaft überhaupt nur da zu, wo der Drang der Not einen Entschluß, eine Tat verlangt, also in allen politischen Geschäften. Die Wahrheit aber darf sich Zeit nehmen auf ihrem erhabenen Gange, sie dient nicht dem Augenblicke: darum unterliegt sie nicht dem Belieben der Gesellschaft. Keine Kunst der Rede hat je vermocht, den ketzerrichterlichen Geist zu bemänteln, der aus der Behauptung redet, die Gesellschaft habe das Recht, zwar nicht die Wahrheit,

wohl aber die Gefährlichkeit der Meinungen zu prüfen. Ist einmal der Staat den rohen Formen der Theokratie, der Massen-Aristokratie entwachsen, hat er einmal die persönliche Freiheit des Bürgers im Grundsatze anerkannt, so hilft kein Sträuben mehr, so muß er auch ganz und mit allen Folgerungen das Recht des freien Denkens gewähren, das den Menschen erst zum Menschen macht. Denn bei der grenzenlosen Macht der Trägheit in der Welt ist die Gefahr, daß eine vor der Zeit verkündete Wahrheit die Ruhe der Gesellschaft störe, verschwindend klein gegen die andere Gefahr, daß auch nur ein wahrer Gedanke infolge von Gewalt wieder verschwinde.

Wir prahlen so gern mit dem reißend schnellen Fortschreiten der Gesittung. Dies Lob ist berechtigt, wenn wir die Gegenwart mit anderen Epochen vergleichen. Wer aber die Menschengeschichte im ganzen überschlägt, kommt zu der schwermütigen Betrachtung, wie schwer das Leben ist, wie unendlich langsam die Welt vorwärts schreitet. Schaut sie an, die hessische Bäuerin, wie sie dahingeht im selbstgewebten Linnenkleide, ihr Kind auf den Rücken gebunden, das Haar auf dem Wirbel in einen Knoten geflochten. Wie weniges von dem, was dieses Weib umgibt und ihr Hirn beschäftigt, ist wirklich neu, und wie viel mehr davon war schon ebenso vor tausend Jahren! Oder man blicke auf die Entwickelung der Wissenschaften: alle die einfachsten Grundgesetze, welche den Nachlebenden selbstverständlich erscheinen, sind erst nach langer Mühsal gefunden. Wie viele Millionen Apfel mußten zur Erde fallen, bevor Newton das Gesetz der Schwere entdeckte! Und in welchen künstlichen Irrlehren hat die Volkswirtschaftslehre sich abgemüht, indem sie bald das Metallgeld, bald die Grundstücke für den einzigen Bestandteil des Volkswohlstandes erklärte, bis endlich die neueste Zeit den trivialen Satz fand, daß jede Tätigkeit, welche neue Werte erzeugt, das Volksvermögen vermehrt! Wer solches erwägt, kann nur mit Lächeln der Besorgnis gedenken, es könnte je zu hell werden unter uns blöden Sterblichen!

Und ist es denn wahr, daß die freie Forschung jemals die Ruhe der Gesellschaft gewaltsam erschüttert habe? Nein, wo immer die Menschen um Meinungen sich zerfleischten, da geschah es, weil das unterdrückte Denken mit leidenschaftlicher Wildheit das alte Joch zerbrach. Lassen wir uns ja nicht einwiegen in trügerische Sicherheit von der immer wieder nachgebeteten Lehre, daß der Wahrheit eine Allmacht innewohne, welche ihr aller Verfolgung zum Trotz immer wieder zum Siege verhelfe. Das ist, in solcher Allgemeinheit hingestellt, ein gefährlicher Irrtum. Nicht sie freilich irrten, die Sokrates, Huß, Hutten und wie sie sonst heißen, die gewaltigen Dulder, welche noch in letzter Qual die Unsterblichkeit der Wahrheit verkündeten. Denn es gibt eine vornehme Höhe des Geistes, von welcher herab dem Sterblichen vergönnt ist, die Schranken der Zeit lächelnd zu überblicken. Gewiß, eine Wahrheit, welche heute erst einen einsamen ver-

achteten Denker in seinem Kämmerlein mit seliger Freude durchschauert, irgendwo und irgendwann wird sie dereinst von den Dächern gepredigt werden, auch wenn er sie schweigend in sein Grab nahm. Dies leugnen hieße an der göttlichen Natur der Menschheit verzweifeln. Wir aber, die wir in der Zeit leben, sollen ernsthaft dem rechten Sinne des zweideutigen Wortes nachforschen, daß jedes Volk seine geistigen und leiblichen Bedürfnisse auf die Dauer wirklich befriedige. Das sagt in Wahrheit nur: von den unvergänglichen menschlichen Gütern, an Freiheit, Wahrheit, Schönheit, Liebe erwirbt jedes Volk genau so viel, als es durch eigene Kraft zu erringen und zu bewahren weiß. Ganze Jahrhunderte, ganze Völker kamen und gingen, welche große, fruchtbare Wahrheiten fanden, aber nicht zu bewahren wußten in dem harten Kampfe mit den Mächten der Trägheit und der Lüge. Wandelt es nicht noch unter uns, jenes Haus Habsburg, dessen gesamte Geschichte mit unvergeßlichen Zügen verkündet, wie die Macht der rohen Gewalt ein Herr werden kann über den Geist? Darum sollen wir wachen und streiten, daß die Wahrheit, welche nur für die ganze Menschheit unverlierbar ist, jetzt und hier, in dieser Spanne Zeit, unter dieser Handvoll Menschen, die wir unser nennen, zur Geltung gelange und ihrer Freiheit genieße.

Aber warum in unseren aufgeklärten Tagen solche Gemeinplätze? Ist nicht ein uraltes Kleinod unseres Volkes, sind nicht die deutschen Hochschulen recht eigentlich auf dieser Freiheit der Meinung begründet, für das Platzen der Geister aufeinander geschaffen? So höre ich manchen erwidern. Mich aber gemahnt es an ein böses Wort, das ein geistvoller deutscher Gelehrter einst zu mir sprach — und er meinte, etwas sehr Freisinniges zu sagen: — „Ich achte und dulde jede Meinung, nur nicht die verderbliche Lehre eines Moleschott." Nun, solange wir noch nicht gelernt haben, all die Phrasen von „gottloser Meinung" aus unserem Wörterbuche zu streichen und auf jenes unselige „nur diese Meinung nicht" gänzlich zu verzichten, so lange lebt in uns noch, ob auch in milderer Form, der fanatische Geist jener alten Eiferer, welche fremde Meinungen nur deshalb erwähnten, um zu beweisen, daß ihre Urheber sich gerechte Ansprüche auf den Höllenpfuhl erworben hätten. Gereicht es etwa dem Lande Lessings zur Ehre, daß keine deutsche Hochschule sich getraut, einen David Strauß in ihren Hallen zu dulden? Auch in Deutschland gibt es (obwohl gottlob weniger als in England) sittliche Fragen von höchster Bedeutung, über denen „der tiefe Schlummer einer fertigen Meinung" — das will sagen: einer verblaßten, gehaltlosen, leblosen Meinung — brütet, welche die gute Gesellschaft niemanden laut besprechen läßt. Hat aber einmal die schleichende Macht der sozialen Unduldsamkeit Boden gewonnen, so erweitert sich unter der Hand der Kreis der Dinge, worüber nicht mehr geredet wird! — Solange Menschen leben, werden jene kühnen Denker nicht aussterben, deren bitteres Los es ist, daß ihre Lehren, derweil sie leben, ver-

kannt, bald nach ihrem Tode trivial gescholten werden. Vor dem einen aber kann und soll die reifende Gesittung der Menschheit ihre bahnbrechenden Geister bewahren: vor der Schmach, daß als Gotteslästerer und unsittliche Menschen geschmäht werden, die von der Lust des Denkens nicht lassen wollen.

Wie leicht läßt sie sich aufstellen, wie unwiderleglich verteidigen, diese Forderung einer vollkommenen Duldsamkeit der Gesellschaft gegen jegliche Meinung, und doch wie unendlich schwer ist sie durchzuführen! Die Besten gerade sind ihre Gegner. Denn jedes Wirken eines starken Mannes ist seiner Natur nach einseitig, ist undenkbar ohne rechtschaffenen Haß und tiefen Ekel. Und wir am wenigsten wollen jene windelweichen Narren verherrlichen, welche heutzutage nur allzuoft einem ehrlichen Manne mit dem haut-goût ihrer Bildung die Luft verpesten, welche vor lauter Duldung gegen fremde Ansichten nie zu einer eigenen Meinung, vor lauter Anerkennung fremden Rechtes nie zu entschlossener Tat gelangen. Aber es ist eine höchste Blüte feiner und dennoch kräftiger Bildung möglich, welche mit dem raschen Mute der Tat die überlegene Milde des Historikers verbindet. Es ist möglich, festzustehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer und dennoch das Geschehende wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Notwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Torheit das liebe, traute Menschenangesicht aufzusuchen. Diese zugleich tätige und betrachtende Stimmung des Geistes, welche in jedem Augenblicke reif und bereit ist, abzuschließen mit dem Leben, soll einem geistreichen Volke immer als ein Ideal vor Augen stehen. Inzwischen wird menschliche Leidenschaft und Beschränktheit dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

So gelangen wir von selbst zu der letzten und höchsten Forderung der persönlichen Freiheit: daß der Staat und die öffentliche Meinung dem Einzelnen die Ausbildung eines eigenartigen Charakters im Denken und Handeln gestatten müsse. Längst ward in Deutschland ein Gemeingut aller, was Mill seinen Landsleuten als ein Neues verkündigt, jene Humboldtsche Lehre von der „Eigentümlichkeit der Kraft und der Bildung", von der „höchsten und verhältnismäßigen Ausbildung aller Kräfte", welche durch Freiheit und Mannigfaltigkeit der Situationen gedeiht, jene einzige Verbindung platonischen Schönheitssinnes und kantischer Sittenstrenge, welche den Höhepunkt des Zeitalters der deutschen Humanität bezeichnet. Aber da diese Lehre, welche ihrer Natur nach nur von vornehmen Geistern begriffen werden kann, bereits von den mittelmäßigsten der mittelmäßigen Köpfe gepredigt wird, so hat sie unmerklich sehr vieles von ihrem großen Sinne verloren. Man strebt nach einem gewissen Durchschnittsmaße vielseitiger Bildung und verliert darüber das Köstlichste, die Eigentümlichkeit der Bildung; man bemüht sich, seine Neigungen auf ein Mittelmaß des

Anständigen, des „Menschlichen" herabzustimmen, und vergißt darüber, welche herrliche Gabe starke, aber durch ein reges Gewissen gezügelte Leidenschaften sind.

Jede gereifte Sittlichkeit beginnt mit ehrlicher Selbsterkenntnis. So gewiß es aber verkrüppelte Leiber gibt, so gewiß gibt es Seelen, welche dieses oder jenes Organes gänzlich entbehren. Und Heil jedem, der dies bescheiden zu erkennen weiß, Heil jenen starken einseitigen Naturen, welche willig an der Breite ihrer Bildung opfern, was sie an Kraft und Tiefe tausendfältig wiedergewinnen! Das sind doch Menschen, welche den Haß oder die Liebe gebieterisch herausfordern. Mag ihr Sinn immerhin verschlossen bleiben für manches große Gut der Menschheit, sie sind doch harmonische Charaktere, denn ein schönes Gleichmaß besteht zwischen ihrer Kraft und ihrem Streben. Wie hoch ragen sie empor über die unerträglichen Durchschnittsmenschen, deren Zahl heute so erschrecklich anschwillt, welche jetzt eine Bemerkung über die Sixtinische Madonna, dann ein Urteil über den Bonapartismus, dann wieder eine Betrachtung über die Dampfmaschinen zu sagen wissen, selten eine Dummheit, aber noch seltener etwas Gescheites, und sicherlich niemals eines jener derben urkräftigen Worte, wobei dem Freunde des Menschlichen das Herz im Leibe lacht, wobei der Hörer im stillen aufjubelt: das war er, so, gerade so konnte nur er sprechen. — Die Gegenwart rühmt sich mit vollem Rechte, daß zu keiner Zeit Wohlstand und Bildung über so weite Kreise der Menschen verbreitet gewesen. Dafür lebt in der heutigen Gesellschaft ein starker Trieb, nichts zu dulden, was über ein, allerdings liberales, Maß der Empfindung und des Denkens hinausgeht, und von jener großen Lehre Humboldts nur die Schale — die Vielseitigkeit der Bildung — zu bewahren, nicht aber den Kern, die Eigentümlichkeit der Bildung und der Kraft. Gab es vordem eine Zeit, wo die Willkür, die schrankenlose Unbändigkeit der Personen den Bestand der Gesellschaft gefährdete, boten spätere Tage das immerhin noch bunt bewegte Schauspiel mannigfaltiger Standessitten, so hat die Gegenwart zu fürchten, daß mit langsamem, unwiderstehlichem Drucke die Sitten und Begriffe der *einen* guten Gesellschaft die Eigenart persönlicher Neigungen und Gedanken ersticken.

Wir reden hier nicht von irgendwelchem gewaltsamen Zwange. Die natürlichsten vielmehr, die großartigsten Errungenschaften der modernen Kultur verstärken von selbst diesen Drang der Gesellschaft, die Einzelnen nach einem gleichmäßigen Muster zu bilden. Wir pochen auf unseren vielseitigen Geist, unser Gemüt ist von einer erstaunlichen Reizbarkeit, wir haben gelernt, uns über die mannigfaltigen Geheimnisse der Menschenbrust mit einer Offenheit Rechenschaft zu geben, welche jedem Hellenen schamlos scheinen würde. Aber wir sind empfänglicher, reizbarer geworden, so leben wir auch sehr rasch. Eine Fülle von äußeren Eindrücken stürmt auf uns ein, wovon viele an einem minder gebildeten Geschlechte unbemerkt vor-

überrauschen würden, doch nur sehr wenige berühren uns tief und gewaltig, und die meisten Menschen leben dahin halb bewußtlos unter dem unaufhörlichen Andrang innerer und äußerer Erlebnisse. Auf Zeitersparnis ist alles in dieser geschäftigen Welt berechnet, sogar unsere Kleidung. Selbst zur Erholung hat man keine Zeit; man will zugleich sich bilden, man liest „historische Romane" und schmeichelt sich, neben der Erheiterung zugleich ein Stück Weltgeschichte gratis in die Tasche zu stecken. Aus tausend und tausend Erscheinungen des täglichen Lebens klingen uns Goethes tiefernste Worte entgegen:

Daß in ewiger Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerstreuung
Jeden in sich selbst zerstöre.

In diesem atemlosen Treiben geht den meisten der Sinn für das Große gänzlich verloren. Noch am häufigsten finden wir das Verständnis für echte Größe unter den Frauen, denn sie sind weniger beschäftigt und bewähren die schöne Sicherheit des natürlichen Gefühls. Auch tüchtige Männer sehen heute die Dinge allein darauf an, ob sie nützlich oder auffällig und interessant sind.

Endlich, die wenigen Eindrücke, welche bestimmend auf uns einwirken, sind leider für die Mehrzahl der Menschen die gleichen. Denn unsere Bildung ist so uralt und überschwenglich reich; wir haben, ehe wir selbst an dem Fortbau der Welt mitarbeiten können, eine solche Masse Stoffes — und wie vieles leider auf Treu und Glauben — in uns aufzunehmen, daß gar mancher über der harten Arbeit des Empfangens nie zu einem selbständigen Urteile gelangt. Mit jedem Fortschritte der Kultur wird die Erziehung zwar humaner, aber auch gleichmäßiger, wird eine immer anwachsende Anzahl von Menschen mit den gleichen Kenntnissen, den gleichen Anschauungen erfüllt und gewöhnt, über gewisse Fragen eifrig nachzudenken, andere zur Seite liegen zu lassen. Mit dem Steigen des Wohlstandes verbreitet sich die Gewöhnung an die gleichen Genüsse über immer weitere Kreise, und seit das Reisen ein so demokratisches Vergnügen geworden, wird es bald erlaubt sein zu sagen, daß ziemlich jeder gebildete Mann dasselbe von der Welt gesehen habe. Trotz aller vereinzelter Rückschläge wird uns die Zukunft eine fortschreitende Erweiterung der politischen Rechte bringen; immer mehr Menschen werden also künftig die gleichen politischen Funktionen ausüben. Überhaupt sind die politischen Ideale, wovon unsere Zeit nicht lassen darf noch wird, nur durch Massenbewegungen zu erreichen; sie sind nur zu verwirklichen durch geschlossene große Parteien. Und welche ungewöhnliche Selbständigkeit des Charakters ist notwendig, um nach Bürgerpflicht Partei zu ergreifen und dennoch die innere Freiheit sich zu bewahren! Schon heute schöpft die ungeheure Mehr-

zahl des Volkes ihre politische Bildung aus Zeitungen, welche die Ertötung des Individuums grundsätzlich verlangen, welche von Namenlosen geschrieben werden und zumeist nur in etwas klarerer Form dieselben Ansichten aussprechen, die von der Mehrzahl der Leser bereits gehegt werden. Und so gewaltig hat dies notwendige Übel des Zeitungslesens, diese Gewöhnung an eine im ganzen ehrenwerte, im einzelnen sehr mittelmäßige populäre Literatur bereits auf die Menschen gewirkt, daß man schon beginnt, jeden für einen Narren zu halten, der sich zu keiner Zeitungsmeinung bekennt. Ja, sogar die Form dieser mittelmäßigen Tagesliteratur, diese breit dahinfließende, wasserklare, jedes wahrhaften Lebens ermangelnde Darstellung gilt bereits als ein Muster. Auch bei einem ernsten Buche will man sich nicht mehr die dankbare Mühe nehmen, sich einzuleben in das Weben und Wesen des Schriftstellers. Man schmäht über unklaren Vortrag, sobald einer die Dinge so darzustellen wagt, wie sie in seinem Auge sich widerspiegeln, sobald jemand noch den Mut hat, einen individuellen Stil zu schreiben. Wer je an einem Hauptsitze des Buchhandels gelebt, der weiß, welche Menge köstlicher Gaben und Neigungen erst zugrunde gehen muß, bevor die Bildung eines „zeitgemäßen" Schriftstellers vollendet ist. Nirgends tritt uns die furchtbare Gewalt, welche die Gesellschaft über die persönliche Freiheit ausübt, unheimlicher entgegen, als wenn wir uns fragen, wie wir aussehen, wie wir uns kleiden. Wir sind in diesem Punkte die unbedingten Sklaven der Mode, und welcher Mode! Ist es etwa natürlich, daß wir allesamt freiwillig verzichtet haben auf ein Urrecht des Menschen, auf das Recht, uns zu kleiden nach unserem Belieben, und nun vergnüglich als eine gleichförmige schwarzgraue Herde einhertraben? „Nicht auffallen, nirgends anstoßen" — dieser Grundsatz unfreier Moral steht hoch in Ehren, und gewaltig herrscht die Neigung der Gesellschaft, zwar sich selbst als ein Ganzes fortzubilden und rüstig vorwärts zu bringen, aber jedem Einzelnen zu verbieten, daß er sich absondere von der Bewegung der Masse.

Trübe, ernste Fragen in der Tat. Aber ist denn wirklich die gewaltige Bewegung massenhafter Kräfte, worauf die Größe dieser Zeit beruht, nur möglich auf Kosten der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit der Einzelnen? Wer darf es wagen, eine so radikale, so tief einschneidende Anklage gegen einen ganzen Zeitraum zu erheben? Eine Zeit, welche mit so starker Vorliebe den historischen Wissenschaften sich hingibt, deren Sprache neben einer Fülle von Reminiszenzen und Anspielungen nur selten die wuchtige Entschiedenheit des schöpferischen Gedankens zeigt, eine solche Zeit ist keine Epoche fertiger Bildung, ist eine Periode des Übergangs. Sie gleicht einem Menschen, der zurückblickt auf sein Tun und Treiben und sich sammelt, gelassen lauschend auf die Stimme in seinem Innern; ihr ist auferlegt, die probehaltigen Ergebnisse eines Zeitraumes geistiger Kämpfe in die Wirklichkeit besonnen einzufügen. Und ist nicht schon dieser Über-

gang zu reinerer Menschenbildung ein großer Segen? Sollen wir uns etwa zurücksehnen nach dem Zeitalter der Originale, nach der erst halb überwundenen falschen persönlichen Freiheit des staatlosen Philistertums? Allerdings haben wir gelernt, der politischen Freiheit manches Opfer persönlicher Freiheit zu bringen. Es ist dem treuen Sohne dieser Zeit nicht mehr gestattet, sich ein Staatsideal aufzubauen nach seinem souveränen persönlichen Belieben. Je mehr uns ein freieres Staatswesen an die tägliche Erfüllung politischer Pflichten gewöhnt, je mehr wir unsere politischen Forderungen an den wirklichen Staat anknüpfen, desto uneigennütziger verzichten wir auf persönliches Besserwissen. Und wahrlich, es gereicht der Gegenwart nicht zur Schande, daß wir endlich die uns gemeinsamen Angelegenheiten auch durch gemeinsames Denken und Handeln fördern, daß wir willig unser Belieben dahin geben, wo es sich handelt um unser Volk oder die Partei, von der wir das Heil des Staates erwarten.

Dabei bleibt dem hervorragenden Talente noch immer ein weiter Spielraum; wir sind noch nicht so bettelhaft arm an begabten Menschen, wie das gedankenlose Gerede über unser Epigonentum behauptet. Denn daß die moderne Gesellschaft als ein Ganzes fortwährend erstaunlich fortschreite, wird nur ein Verblendeter leugnen; jeder Antrieb aber zu einer wirklichen Verbesserung geht nicht aus von der Masse, sondern entspringt aus einem einzelnen lichten Haupte. Sehr wenig dankbar freilich ist diese rastlose moderne Welt; denn wo immer ein heller Kopf einen guten, der Zeit gemäßen Gedanken gebiert, da bemächtigt sich seiner die gebildete Gesellschaft, verarbeitet ihn als ihr Eigentum, und rasch ist der Urheber vergessen. Darum soll, wer heute die Kraft in sich fühlt, emporzuragen über den Durchschnitt der Menschen, seine Seele freihalten von dem unmännlichen Gefühle der Verbitterung und Verkennung und sich fest stützen auf den freudigen Glauben edler Geister, auf den Glauben an die Unsterblichkeit nicht des Namens, sondern der Idee. — Ganz arm an eigenartigen Naturen ist diese Zeit noch nicht. Auf weiten Gebieten der Wissenschaft und der Kunst tummelt sich noch ein wahrhaft ursprüngliches Schaffen, das den Stempel der modernen Gesittung auf der Stirn trägt. Und auch die Masse des Volkes ist noch keineswegs geneigt, als eine unterschiedslose, gleichdenkende und gleichgesittete Menge dahinzuleben. Wenn der Chinese und der Europäer des vergangenen Jahrhunderts sich mit altklugem Wohlgefallen an seiner geschmacklosen einförmigen Tracht weidete, so regt sich heute, seit dem Wiedererstarken des germanischen Geistes, in immer weiteren Kreisen der Widerwille gegen das gleichmäßig langweilige, farblose Leben unserer guten Gesellschaft. Auch die zunehmende Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen, die Arbeitsteilung wirkt in dieser Richtung. Und wer mit feinem Ohre die Naturlaute des Volkslebens zu belauschen weiß, wird in der Geschichte aller modernen Volksbewegungen an zahlreichen Erscheinungen erkennen, welcher starke Sinn

für persönliche Selbstbehauptung, für individuelle Sitten noch in unserem Volke lebt. Nicht als eine abgeschlossene Vergangenheit liegt die Geschichte vor uns. Sie ist nicht tot, nicht für immer verschwunden, die Herrlichkeit des alten deutschen Bürgertums, das einst in farbenreichem, wogendem Gewimmel durch die geschmückten Straßen türmestolzer Städte sich drängte. Die Mode freilich wird ihre Herrschaft behaupten, solange unsere Kultur dauert; sie entsteht von selber in jedem Volke, sobald der Trotz des Einzelnen sich dem Staate gebeugt hat und ein lebendiges Gemeingefühl sich bildet. Es ist damit wie mit den Namen. Wohl war es eine poetische Sitte, daß in der Jugendzeit der Völker die Eigennamen etwas bedeuteten, den Träger bezeichneten; überwiegend ist doch der praktische Vorteil, daß unsere leb- und sinnlosen Namen unveränderlich feststehen. Desgleichen wird die phantasielose Mode bleiben; aber das öffentliche Leben eines freien Volkes bietet auch in nüchternen Epochen einige Gelegenheit, die Schönheit und Mannigfaltigkeit persönlicher Sitten zu entfalten. Weil wir ohne phantastische Sehnsucht, mit klarer, bewußter Bewunderung auf die Tage Pirkheimers und Peter Vischers schauen, eben deshalb ist die Hoffnung unverloren, daß die Pracht und Lust der alten Bürgerfeste der deutschen Zukunft nicht gänzlich fehlen werde.

Soweit aber die Gefahr doch vorhanden ist, daß der die Zeit beherrschende Mittelstand die Freiheit der persönlichen Ausbildung auf ein Mittelmaß des Denkens und Empfindens beschränke, so liegt das Heilmittel dagegen, wie bei allen sozialen Fragen, in der reiferen Gesittung der Einzelnen. Lernen wir wieder in allen Dingen, die nur uns selbst angehen, recht trotzig uns selbst zu behaupten. Will ein Mensch einmal gedankenlos handeln, so ist ihm besser, er läßt sich leiten von einem unklaren Einfalle seines eigenen Kopfes, als daß er sich, nach der heutigen unfreien Weise, die jämmerliche Frage vorlege: was tut man, was tuen die anderen in solchem Falle? Eine Gesellschaft aber, deren Beste in selbständigem Geiste handeln, wird notwendig duldsam gegen das Salz der Erde, die starken, eigentümlichen, ganz auf sich selbst stehenden Menschen, gewährt die Freiheit der persönlichen Selbstbehauptung. —

Überall erwächst der Mensch in einer natürlichen Gebundenheit, befangen in fertigen Begriffen, welche ihm das Haus, die Landschaft, der Stand, worin er geboren ward, in die Wiege legten; und überall beginnt die Arbeit der persönlichen Freiheit damit, daß er solche Vorurteile nicht geradezu abschüttelt, aber vergeistigt und in Einklang bringt mit der humanen Duldung gegen alles Menschliche. Denn ein freier Geist erträgt nichts in sich, was ihm bloß von außen zugeflogen, was nicht durch seine eigene Arbeit zu seinem Eigentume geworden ist. Gleichwie die Bildung von uns verlangt, daß wir die Eigenheiten des Dialektes ablegen, soweit er nur eine verderbte Schriftsprache ist, aber nicht, daß wir unsere Worte setzen wie der Bettelmann die Krücken, sondern vielmehr, daß wir auch

unserer gebildeten Sprache die Naturkraft des Dialekts und seiner anschaulichen Redeweise erhalten: — ebenso fordern wir nicht mit den Radikalen des letzten Jahrhunderts, daß ein freier Mann seine ständischen und landschaftlichen Neigungen gänzlich aufgebe, sondern nur, daß er sie zu läutern wisse durch die Ideen der Freiheit und Duldung.

Insbesondere von Standesvorurteilen zu reden, ist noch immer sehr wohl an der Zeit. Ein niederschlagender Gedanke, fürwahr, daß dieses große Kulturvolk noch den barbarischen Rechtsbegriff der Mißheirat kennt, welchen die Alten schon zu Anfang ihres Kulturlebens über Bord warfen. Von jenem rohen Junkertume freilich, welchem die Stallkarriere anständiger scheint als ein wissenschaftlicher Beruf, das Faustrecht adliger als der gesetzliche Sinn des freien Bürgers — von ihm reden wir nicht: dies Zerrbild des Adels hat seinen Lohn dahin. Aber auch die buntscheckige Masse der sogenannten gebildeten wohlhabenden Stände hegt und pflegt eine Fülle unfreier unduldsamer Standesbegriffe. Welche liebloseHärte des Urteils über die schändlicherweise sogenannten gefährlichen Klassen! Welch herzloses Absprechen über den „Luxus" der niederen Stände, während ein freier und vornehmer Mann sich daran freuen sollte, daß auch der Arme beginnt, etwas auf sich selbst und den Anstand seiner Erscheinung zu halten! Welche gemeine Angst bei jeder Regung des Trotzes und des Selbstgefühls unter dem niederen Volke! Deutsche Herzensgüte hat uns zwar davor bewahrt, daß diese Gesinnungen der Gebildeten bei uns eine so rohe Form annähmen wie bei den schrofferen Briten; aber solange die aristokratischen Neigungen, wovon wohl noch nie ein feiner Kopf gänzlich frei gewesen, in solcher Gestalt auftreten, steht es gar traurig um unsere innere Freiheit.

Vollends ein Gebiet, auf welchem Unfreiheit und Unduldsamkeit in Fülle wuchern, betreten wir, wenn wir fragen nach den Standesbegriffen des mächtigsten und geschlossensten der „Stände" — oder wie sonst wir diese natürliche Aristokratie nennen wollen — des männlichen Geschlechts. Unglaublich weit verzweigt besteht unter uns Herren des Erdkreises eine stille Verschwörung, den Frauen einen Teil der menschlich harmonischen Bildung grundsätzlich zu versagen. Denn einen Teil ihrer Bildung erlangen die Frauen nur durch uns. Unter uns aber versteht sich von selbst, daß religiöse Aufklärung für den gebildeten Mann eine Pflicht, für den Pöbel und die Frauen ein Verderben sei, und wie viele finden eine Frau ganz absonderlich „poetisch", wenn sie den plumpsten Aberglauben zur Schau trägt. Nun gar „politisierende Weiber" sind ein Greuel, darüber verlieren wir kein Wort mehr. Ist das unser mannhafter Glaube an die göttliche Natur der Freiheit? Ist die religiöse Aufklärung wirklich nur eine Sache des nüchternen Verstandes und nicht weit mehr ein Bedürfnis des Gemütes? Und doch meinen wir, die Herzenswärme der Frauen werde leiden, wenn wir sie in ihrer Weise sich erfreuen lassen an

der großen Geistesarbeit der jüngsten hundert Jahre. Kennen wir die deutschen Frauen wirklich so wenig, daß wir meinen, sie würden jemals „politisieren", jemals sich den Kopf zerbrechen über Grundsteuern und Handelsverträge? Und doch bietet das politische Elend dieses Volkes eine rein menschliche Seite, welche von den Frauen vielleicht tiefer, feiner, inniger verstanden werden kann als von uns. Soll denn von dieser Fülle des Enthusiasmus und der Liebe, vor der wir so oft kalt und bettelarm und herzlos dastehen, nicht ein ärmliches Bruchteil dem Vaterlande gelten? Muß erst die Schande der Franzosenzeit sich erneuern, wenn unsere Frauen wieder, wie längst schon alle ihre Nachbarinnen in Ost und West, sich empfinden sollen als die Töchter eines großen Volkes? Wir aber haben in unfreier Engherzigkeit allzulange vor ihnen geschwiegen von dem, was uns das Innerste bewegte, wir hielten sie gerade gut genug, um ihnen von dem Nichtigen das Nichtigste zu sagen; und weil wir zu klein dachten, ihnen die Freiheit der Bildung zu gönnen, ist heute nur eine Minderzahl der deutschen Frauen imstande, den schweren Ernst dieser bedeutungsvollen Zeit zu verstehen. —

Gewaltsam müssen wir unserer Feder ein Ziel setzen, denn unzählig sind die natürlichen und konventionellen Schranken, welche die Gesinnung bald einzelner Klassen, bald der gesamten Gesellschaft verengern und dem Gedanken der persönlichen Freiheit entfremden. Mögen diese Andeutungen daran erinnern, wie Großes ein jeder in seinem Innern zu wirken hat, ehe er sich einen freien Mann nennen darf, und wie unendlich vieles enthalten ist in der aristotelischen Forderung der persönlichen Freiheit, in jenem „Leben nach eigenem Belieben". Nicht bloß die Zwangsgewalt des Staates soll dem Bürger die Ausbildung eines eigenartigen Charakters unverkümmert vergönnen. Die Gesellschaft soll hinausgehen über diese wohlfeile theoretische Anerkennung, soll praktisch duldsam werden gegen das Tun und Meinen der Einzelnen. So verwandelt sich jenes politische Verlangen unterderhand in eine sittliche Anforderung an die Humanität jedes einzelnen.

Wenn wir aber heute noch die Worte Humboldts von der allseitigen Ausbildung der Persönlichkeit zur Eigentümlichkeit der Kraft und Bildung freudig wiederholen, so liegt doch heut ein anderer Sinn in der alten Rede; denn diese Zeit ist eine neue, sie zehrt nicht bloß von der Weisheit der Altvorderen. Sie genügt uns nicht mehr, jene innere Freiheit, welche leidlos und freudlos sich abwandte von dem notwendigen Übel des unfreien Staates; wir wollen die Freiheit des Menschen im freien Staate. Wie die persönliche Freiheit, welche wir meinen, nur gedeihen kann unter der Segnung der politischen Freiheit; wie die allseitige Ausbildung der Persönlichkeit, welche wir erstreben, nur da wahrhaft möglich ist, wo die selbsttätige Ausübung mannigfaltiger Bürgerpflichten den Sinn des Menschen erweitert und adelt: so führt uns heute jedes Nachdenken über sitt-

liche Fragen auf das Gebiet des Staates. Seit die jammervolle Lage dieses Landes in gar so lächerlichem Widerspruche steht mit den gereiften Ideen seines Volkes, seit wir edle Herzen brechen sahen unter der unerträglichen Bürde der öffentlichen Leiden, seitdem ist in die Herzen der besseren Deutschen etwas eingezogen von antikem Bürgersinne. Die Erinnerung an das Vaterland tritt warnend und weisend mitten hinein in unsere persönlichsten Angelegenheiten. Gibt es irgendeinen Gedanken, der heute einen rechten Deutschen lauter noch als das Gebot der allgemein-menschlichen Pflicht zu sittlichem Mute mahnen kann, so ist es dieser Gedanke: was du auch tun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, du tust es für dein Volk.

Das deutsche Ordensland Preußen

Leipzig 1862

Nicht die Jahre der Geschichte zähle, wer eines Volkes Alter messen will; sicherer zum Ziele führt ihn die tiefere Frage, welcher Teil der Vergangenheit noch als Geschichte in der Seele des Volkes lebendig ist. Wer aus dem Kampfe der Gegenwart um den Grundbau des deutschen Staates noch nicht die Einsicht gewonnen hat, dies alte Land komme jetzt zum zweiten Male zu seinen Tagen, der mag die Jugend unseres Volkes erkennen an der vergeblich geleugneten Tatsache, daß unser Mittelalter dem Bewußtsein der heutigen Deutschen unendlich fernsteht. Nicht bloß der Masse ist nahezu alles aus dem Gedächtnis geschwunden, was über die Tage der Schwedennot und der Reformation hinausliegt. Auch das Urteil der Gebildeten ist nur über sehr wenige Erscheinungen jener reichen Zeit zu einem festen Schlusse gelangt. Der heute mit neuem Eifer entfachte Streit über das Kaisertum — wäre er möglich in einem Volke von einfacher, ungebrochener Entwicklung? Noch mehr, sogar das durchschnittliche Maß unserer Kenntnisse von dem deutschen Mittelalter ist erstaunlich dürftig für ein so gelehrtes Volk und nach so emsiger Arbeit der historischen Wissenschaft. Was anders lehren in der Regel unsere gelehrten Schulen, als ein willkürliches Gemisch gleichgültiger Tatsachen, das man Geschichte des engeren Vaterlandes zu taufen liebt, und jene Kaisergeschichte, welche dahinging wie der Traum einer Sommernacht und mit all ihrem Glanze die Deutschen doch nur als die Lernenden zeigt? Kaum daß eine hingeworfene Notiz dem süddeutschen Knaben eine Ahnung gibt von der größten, folgenreichsten Tat des späteren Mittelalters, von dem reißenden Hinausströmen deutschen Geistes über den Norden und Osten, dem gewaltigen Schaffen unseres Volkes als Bezwinger, Lehrer, Zuchtmeister unserer Nachbarn.

Ein glücklicheres Geschlecht, emporgewachsen auf den Werken unserer Tage, wird vielleicht dereinst als einen köstlichen Segen preisen, was wir an der Unfertigkeit unseres Gemeinwesens noch schmerzlich empfinden: daß die Deutschen so eigen zu ihrer Geschichte stehen, daß wir so alt sind und so jung zugleich, daß unsere uralte Vorzeit nicht als eine Last auf

unseren Seelen liegt, wie vormals die Größe Roms auf den romanischen Völkern. Preußen insbesondere mag mit Stolz den Namen führen, womit seine Neider es schmähend ehren, den Namen des Emporkömmlings unter den Mächten. Dennoch sollten wir öfter, als es namentlich bei uns in Süd- und Mitteldeutschland zu geschehen pflegt, den Blick verweilen lassen auf jener kraus verschlungenen Entwicklung, welche den kurzen zwei Jahrhunderten der modernen preußischen Geschichte voranging. Ein kräftiges Gefühl der Sicherheit dringt uns zu Herzen, wenn wir das so plötzlich zur Reife gediehene Werk durch die harte Arbeit langer Jahrhunderte vorbereitet sehen. Wir lachen des hämischen Geredes über die willkürliche Entstehung des preußischen Staates, wenn wir die deutsche Großmacht der modernen Welt auf demselben Boden gefestet schauen, wo einst das neue Deutschland unserer Altvordern, die baltische Großmacht des Mittelalters sich erhob. Und wer mag das innerste Wesen von Preußens Volk und Staat verstehen, der sich nicht versenkt hat in jene schonungslosen Rassenkämpfe, deren Spuren, bewußt und unbewußt, noch in den Lebensgewohnheiten des Volkes geheimnisvoll fortleben? Es weht ein Zauber über jenem Boden, den das edelste deutsche Blut gedüngt hat im Kampfe für den deutschen Namen und die reinsten Güter der Menschheit.

Gelehrte Bearbeiter haben dem reizvollsten Teile dieser Vorgeschichte, der Geschichte des Ordenslandes Preußen, nie gefehlt. Wie hätte es nicht jede lautere und jede lüsterne Phantasie locken sollen, den Geschicken der geheimnisvollen Ordensburgen mit der morgenhellen Pracht ihrer Remter und dem Spuk ihrer unterirdischen Gänge nachzuspüren? Diese rätselhaften Menschen zu verstehen, die zugleich raufluſtige Soldaten waren und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und, mehr als all dies, kühne, weitschauende Staatsmänner? Den Staatsmann vornehmlich mußte sie reizen, diese Geschichte einer schroffen Aristokratie, deren beste Kraft in ihrem Bunde mit dem Bürgertume gelegen war — einer geistlichen Genossenschaft, welche der Kirche so herrisch wie nur je ein weltlicher Despot den Fuß auf den Nacken setzte — eines Staates, der uns bald traumhaft fremd erscheint, wie eine versunkene Welt, ein Anachronismus selbst in *seiner* Zeit, bald die rationalistische Nüchternheit moderner Staatskunst vorbildet — einer Kolonie, die keiner Theorie des Kolonialwesens sich einfügen will und dennoch die Lebensgesetze der Pflanzungsstaaten typisch veranschaulicht in ihrem atemlosen Steigen, ihrem jähen Falle. Eine Geschichte tut sich hier auf, welche uns bald heimisch anmutet durch die trauliche Enge provinzialen Sonderlebens, bald die Seele erhebt durch den weiten Ausblick auf welthistorische Verwicklungen: eine Geschichte, so wirrenreich und verschlungen wie nur die Schicksale unseres alten Reichswappens, jenes einköpfigen Adlers, der von dem Stauferkaiser dem Hochmeister in sein Schild geschenkt ward und in der fernen Pflanzung sich erhielt, derweil er dem

Reiche selber verlorenging, bis ihn endlich der deutsche Großstaat der neuen Zeit zu seinem verheißenden Zeichen wählte. Doch was uns Bewohner der Kleinstaaten zu dieser Geschichte mehr noch hinzieht als ihr romantischer Reiz, das ist die tiefsinnige Lehre von dem Segen des Staates, der bürgerlichen Unterordnung, welche sie lauter predigt als irgendein anderer Teil unserer Vergangenheit.

Das Bild des alten Ordensstaates war in der Epoche des evangelischen Glaubenseifers in Altpreußen selber fast vergessen und wurde dann im Wetteifer verzerrt und entstellt bald von dem nationalen Hasse polnischer Geistlichen, bald von dem Bürgerstolze gelehrter Danziger Stadtschreiber, bald endlich von der selbstgefälligen Aufklärung der Kotzebue und Genossen. Auch läppischer Fabelsucht war Tür und Tor geöffnet. Denn des Ordens alte Chronisten ermangeln nicht nur, nach der Weise epischer Zeiten, der Gabe, Charaktere zu schildern; sie verschmähen es sogar grundsätzlich, gemäß dem hocharistokratischen Geiste des Ordens, die großen Männer des Staates in den Vordergrund zu stellen. Wie mußte da nicht in den modernen Schriftstellern das echt menschliche Bedürfnis sich regen, gewaltige Taten zu personifizieren? Erst Johannes Voigt hat die wissenschaftliche Geschichtsforschung in Altpreußen begründet, als er vor nahezu fünfzig Jahren seine „Geschichte von Preußen" aus den Archiven des Ordens zu schöpfen begann. Leicht mögen wir heute die Mängel des Werkes tadeln: die reizlose Darstellung, die oft stumpfe Kritik der Quellen, den Mangel großer staatsmännischer Gesichtspunkte und vor allem jene sanguinische Schönseherei, welche sich aus der Freude des ersten Entdeckers und aus dem dünnen Idealismus der Tage der alten Romantik vollauf erklärt. Uns jüngeren Skeptikern wird oft gar lustig zumute unter all diesen edlen und biederen Rittern, deren Taten doch so laut verkünden: ein guter Teil ihrer Größe bestand in dem gänzlichen Mangel jener Gutmütigkeit, die man fälschlich als eine deutsche Tugend preist. Trotz alledem bleibt dem ehrwürdigen Verfasser ein unvergängliches Verdienst. Dafür zeugt am lautesten der lebhafte Eifer, den alle Stände der Provinz seit dem Erscheinen des Voigtschen Werkes auf die Erforschung ihrer alten Geschichte verwenden; die rührende Liebe zur Heimat, die in Altpreußen vielleicht kräftiger lebt als in irgendeiner anderen deutschen Landschaft, betätigte sich gern in historischer Forschung. Diese stille Arbeit ging Hand in Hand mit dem Wiederaufbau der Marienburg; ihre Ergebnisse liegen vor in zahllosen Einzelschriften und Sammelwerken, die freilich gründliche historische Kritik oft vermissen lassen. Erst neuerdings, seit Töppen in seiner Geschichte der preußischen Historiographie (1853) die alten Chroniken des Landes einer eingehenden Prüfung unterwarf, ist abermals ein vollständiger Umschwung eingetreten in der Auffassung der preußischen Vorzeit; die von Hirsch, Töppen und Strehlke herausgegebene musterhafte Sammlung der preußischen Geschichtsquellen (Scriptores rerum Prussicarum) hat den Weg ge-

bahnt für eine der strengeren Methode der heutigen Wissenschaft genügende Darstellung der altpreußischen Geschichte. Ein solches Werk ist noch zu schreiben. Wir versuchen in den raschen starken Strichen einer anspruchslosen Skizze die Entwicklung des Ordenslandes zusammenzufassen. —

Der helle Tag des alten deutschen Rittertums ging zur Rüste. Noch einmal, glänzender denn je zuvor, war die Blüte des adligen Deutschlands, an vierzigtausend Ritter, um ihren Helden versammelt, als der alte Kaiser Rotbart auf dem Reichshoftage zu Mainz seinen Söhnen „den ehrenreichen Schlag schlug" und selber noch mit der Lanze im adligen Spiele sich tummelte (1184). Drei Jahre noch — so nahe berühren sich Glanz und Fäulnis auf diesem steilen Gipfel altritterlicher Zeit — und der ritterfreundliche Kaiser legte dem deutschen Adel selber die Art an die Wurzel, gab ihm das selbstmörderische Recht der Fehde. Nach abermals drei Jahren hatte der ruhmreichste Vertreter deutscher Ritterherrlichkeit im Morgenlande sein Grab gefunden. In diesen verhängnisvollen Tagen, auf demselben Kreuzzuge, der dem Kaiser den Tod gab, entstand der Deutsche Orden von Sankt Marien, ein nachgeborenes Kind des älteren deutschen Rittertums. Als die Lateiner die Feste Akkon belagerten, erbarmten sich reiche Kaufleute aus Lübeck und Bremen der siechen Landsleute und nahmen sie auf in ihre Segelzelte. Deutsche Ritter boten den Verwundeten fromme Pflege, wie der Welsche sie längst schon bei seinen Templern und Johannitern fand. Nach der Eroberung der Stadt ward die ritterliche Brüderschaft für die Dauer gestiftet, vereinigte mit sich ein älteres Hospital der Deutschen zu Jerusalem und gründete in Akkon ihren Hauptsitz (1190—1191). So standen bedeutsam deutsche Bürger an der Wiege des Ritterordens in Zeiten, da bereits adliger Übermut dem Bürger das Recht der Waffen zu bestreiten versuchte; und solange seine Größe währte, hat der Orden alltäglich für seine frommen Mitstifter von Lübeck und Bremen gebetet. Wie unser Volk während der Kreuzzüge in dem großen Ideenaustausche der lateinischen Christenheit immer mehr empfing als gab, so ward auch der Orden nach dem Vorbilde der Welschen gestiftet. Seine kriegerische Ordnung entlehnte er den Templern, die Regeln für Siechenpflege und geistliche Zucht den Johannitern. Aber während die Templer bald in sittlicher Entartung verkamen, die Johanniter als Markmannen der Lateiner wider die Türken ein unsicheres Dasein führten, sollte der Deutsche Orden beide überflügeln. Später gegründet, blieb er eine lange Zeit hindurch reiner als beide von der sittlichen Fäulnis des Orientes. Von Anbeginn nahm er, mit schrofferem Nationalstolze als jene, nur Söhne deutscher Zunge in seinen Kreis, und bald entsprang seines Meisters lichtem Haupte der große Gedanke der Staatengründung.

Während eines Menschenalters schien es, als sollte der Orden, der noch kaum mehr als zweihundert Mitglieder zählen mochte, abenteuernd dahinleben auf den Grenzgebieten abendländischer und morgenländischer Bil-

dung. Er drillte und führte das neu gebildete Fußvolk der Kreuzfahrer, erwarb mit dem Schwerte und durch fromme Stiftung manch schönes Gut im Heiligen Lande und in Griechenland, das meiste in Sizilien und einiges in Deutschland. In solchem heimatlosen Treiben blieb er klüglich dem Heiligen Stuhle ergeben, und die Kurie schützte „ihre geliebtesten Söhne", wenn eifersüchtige Fürsten mit den trotzigen unbequemen Untertanen haderten, befahl dem murrenden Klerus, auf jede Gerichtsbarkeit über den Orden zu verzichten, und mahnte die Templer, den weißen Mantel der Deutschen Herren zu dulden: unterschied sie doch das schwarze Kreuz genugsam von den Templern. — Ein Zug der Größe kommt in des Ordens Geschichte erst mit dem Hochmeister Hermann von Salza. In Thüringen erwachsen, als dort am sängerfreundlichen Hofe der Wartburg die Blüte christlich-deutscher Dichtung sich entfaltete, hatte er später am Kaiserhofe zu Palermo eine weltlichere Bildung genossen. Dort ward er von seinem Freunde Friedrich II. eingeweiht in die weltumspannenden Pläne kaiserlicher Staatskunst. Er lernte die verständigen Grundsätze jenes nahezu modernen Absolutismus kennen, welchen der Staufer zum guten Teile den Sarazenen abgesehen hatte und in seiner sizilianischen Heimat durchführte. Der Staat übte hier eine vielseitige Tätigkeit, wovon die germanische Welt vordem nichts ahnte, ein zahlreiches wohlgeschultes Beamtentum entfaltete alle Mittel fiskalischer Politik, eine kodifizierte Gesetzgebung hielt das Ganze in strenger Regel. Aber neben diesem welschen Kaiser, inmitten sarazenischer Leibwächter und leichtfertiger südländischer Sänger blieb Salza ein Deutscher. Und während der geistvolle Kaiser mit seinen skeptischen Gelehrten gern der christlichen Glaubenssätze spottete und die Welt sich von den süßen Sünden des kaiserlichen Harems zu Luceria erzählte: der kirchliche Glaube des Hochmeisters blieb unerschüttert, sein Wandel unsträflich. Der kluge, überlegene Kopf verstand, sich zwischen den streitenden Mächten des Kaisertums und der Kirche hindurchzuwinden, beide für seines Ordens Größe zu benutzen. Bald ward der besonnene maßvolle Mann der gesuchte glückliche Vermittler in den Kämpfen der Weltmächte. So bereiste er Deutschland, um den Dänenkönig Waldemar zu bewegen, daß er seinen Ansprüchen auf Holstein entsage, und beschwichtigte die aufsässigen Städte der Lombardei. Noch in späteren Jahren betrieb er den Friedensschluß zwischen Papst und Kaiser: er war allein zugegen, als zu Anagni die beiden im Zwiegespräche sich verständigten.

Für solche Dienste überhäufte der Kaiser den Unentbehrlichen mit Gnaden und schenkte ihm den schwarzen Reichsadler in das Herzschild des Hochmeisterkreuzes. Wie hätte dem klarblickenden Staatsmanne bei seinem wiederholten Verweilen zu Akkon entgehen sollen, daß des Ordens Besitz im Oriente schwer gefährdet, der Sinn der Christenheit der „lieben Reise" in das Heilige Land entfremdet sei? Bereits trug er sich mit dem Plane, dem Orden im Abendlande eine gesicherte Heimat zu gründen — denn so-

lange nicht ein anderes erwiesen wird, muß es bei der Dürftigkeit der Quellen gestattet sein, den Ruhm dieses Gedankens dem Hochmeister zuzuweisen — und gern schickte er eine Schar seiner Ritter, als König Andreas von Ungarn wider die heidnischen Kumanen der starken Hand des Ordens bedurfte und ihm als Kampfpreis Siebenbürgens schönes Burzenland zu Lehen gab. Die Ritter kamen, und Hermann bewog den Papst, das ungarische Lehen für ein Eigentum St. Petri zu erklären — in jenem Geiste kraftbewußter, rücksichtsloser Selbstsucht, der von da an des Ordens Staatskunst erfüllt. Doch der Ungarkönig eilte, die gefährlichen Freunde aus dem Lande zu treiben. Noch war das Fehlschlagen dieses kecken Anschlags nicht verschmerzt: da erschien bei dem Hochmeister — er verhandelte gerade in Sachen des Kaisers mit den Kommunen der Lombardei — die Gesandtschaft eines polnischen Kleinfürsten, seine Hilfe erflehend gegen die heidnischen Preußen (1226). Und es geschah, daß der Orden seinen großen christlich-deutschen Kreuzzug begann, eifrig gefördert von einem Kaiser, der weder christlichen noch deutschen Sinnes war. So stoßen wir schon an seiner Schwelle auf die geheimste Unwahrheit des Ordensstaates: sein Werk kriegerischer Heidenbekehrung ward begonnen in Tagen, die dem naiven Glauben der alten Zeit bereits entwuchsen.

Sehr wenig günstige Zeichen fürwahr bot dies dreizehnte Jahrhundert dem Beginne eines Ritterstaates. Überall im Weltteil wankte das alte Rittertum in seinen Fugen. Wieder und wieder versagte unser Adel den Dienst zur Romfahrt; er begann bereits die romantische Staatskunst seiner großen Kaiser als eine Last zu empfinden. Stumm lagen die Hallen der Wartburg, und bald, mit dem Aussterben der Babenberger, sollte auch aus Österreich der ritterliche Sang entweichen. Noch eine kurze Frist, und in der Verwilderung der kaiserlosen Zeit schwanden die letzten Trümmer der zierlichen Bildung alter Rittersitte, und teilnahmlos hörte der Adel die Frage des welschen Sängers, wie Deutsche leben könnten, derweil Konradin ungerächt sei. Auch der feine französische Adel war entartet unter den Greueln der Albigenserkriege. Noch einmal erstand ihm in dem heiligen Ludwig ein glänzender Vertreter der alten Zeit, der ein Ritter war und doch ein König; aber alsbald eröffnete der kalte Rechner Philipp der Schöne eine rauhere, modernere Epoche. Um dieselbe Zeit ward in England unter schweren Leiden das Unterhaus geboren. Darauf begann das Jahrhundert der drei Eduards, welches trotz seines romantischen Glanzes in seinem Kerne schon die Keime des modernen englischen Staatslebens zeigt. Mit der alten Rittersitte schwand auch die Kunstform, die ihr Wesen aussprach, die edle Anmut des spätromanischen Stiles. Aber aus dem üppigen Boden dieses reichbegabten Geschlechts wucherten rasch neue Gestaltungen empor. In Rom erstand die unheimliche Größe der Inquisition und der Bettelorden. Und in unserem Norden hatte bereits

um das Ende des zwölften Jahrhunderts eine neue Entwicklung eingesetzt, minder glänzend vielleicht als die Politik der Staufer, aber dauernder, stetiger, die große Lehrzeit für die aggressiven Kräfte unseres Volks. Wenn einst die Franken deutschen Geist mit der antiken und christlichen Gesittung verschmolzen: jetzt trug der Stamm der Sachsen die Werke der Franken nach Osten. Als Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär die Wenden vernichteten, als Arkonas alte Tempelfeste von den Dänen erstürmt und das geheimnisvolle Heiligtum des Suantevit durch die Christen zerstört ward, da drängten sich deutsche Bürger und Bauern in die verödeten Lande, wie der Kampf für gemeine Freiheit, die Not der Übervölkerung, die Wut des Meeres oder kecke Wageluſt sie ostwärts trieb.

Ohne Verständnis, vertieft in die italienischen Händel, schauten die Kaiser dieser großen Fügung zu. Ja, auf Weihnachten 1214 schenkte Friedrich II. alle Lande jenseits der Elbe und Elde dem dänischen Könige. So ward unserem Norden jene Politik aufgezwungen, welche er seitdem getreu behauptet hat: ohne Hilfe vom Reiche, oftmals gegen das Gebot des Reichs, mußte er durch eigene Kraft handeln als ein Mehrer des Reichs. Das Bürgertum von Niederdeutschland regte sich, machte die dänische Macht zuschanden bei Bornhöved, und Lübeck erfocht (1234) bei Warnemünde seinen ersten Seesieg. Nun, in raschem Steigen, ohne jede Gunst der Natur an der hafenarmen Küste, erhebt sich die bürgerliche Macht. Die massiven Gaben deutscher Gesittung, das Schwert, der schwere Pflug, der Steinbau und die „freie Luft" der Städte, die strenge Zucht der Kirche verbreiten sich über die leichtlebigen Völker des Ostens. Die Handelsplätze Skandinaviens werden deutsch, alle merkantilen Kräfte des Nordens herrisch ausgebeutet durch die deutschen Bürger, die sich, alle anderen Völker ausschließend, „reinen Weg" in die Fremde erkämpfen. Der deutsche Kaufmann allein darf das ungastliche Rußland durchstreifen und begleitet, im schweren Eigenhandel dieser unsicheren Zeiten, selber seine Warenzüge nach dem deutschen Hofe von St. Peter in der Handelsrepublik Nowgorod, dem Markte der köstlichen „Peltereien" des Nordens. Der deutsche Bürger tritt das Erbe der Wenden an, die Herrschaft auf der Ostsee; und mit der Hanse entfaltet sich die bürgerliche Kunst der Gotik. Im Laufe des Jahrhunderts werden selbst die Gebiete der slawischen Kleinfürsten in Pommern und Schlesien von deutscher Bildung überherrscht. Ja sogar Polen, das einst die Ansprüche seiner Lehnsherrlichkeit bis an den Harz getragen, läßt jetzt, rasch gesunken durch innere Kriege, diesen grandiosen Siegeszug deutscher Gesittung auf sich wirken. Bis Sendomir und Krakau verbreitet sich der Einfluß deutschen Gemeindewesens, überall auf kirchlichem und landesherrlichem Boden erheben sich deutsche Städte. Bloß der Adel Polens wendet sich in sicherem Instinkte von diesen unheimischen Gewalten ab und benutzt das eindringende deutsche Immunitätswesen lediglich, um die königliche Gerichtsbarkeit

abzuschütteln und die Herrschaft polnischer Adelsfreiheit über der Masse mißhandelter gemeindeloser Bauern zu gründen. Noch weiter gen Osten drang der deutsche Kolonist. Niederdeutsche Kaufleute, die nach der verwegenen Weise der Zeit auf kleinen Flußschiffen die Küste befuhren, wurden vom Sturm in den Meerbusen der Düna verschlagen. Darauf unterwarf der große Bischof Albert von Buxhövden, im Bunde mit deutschen Bürgern und dem ritterlichen Schwertorden, das ferne Livland, und bald erstanden als deutsche Städte die geliebten „Täuflinge" der Hanse: Reval, Dorpat und vor allen Riga (1201), das die Wappen von Hamburg und Bremen in seinem Schilde vereinte.

In dieser gewaltigen die Ostsee umspannenden Kette deutscher Kolonien fehlte noch ein Glied —: das Land Preußen östlich der Weichsel. Durch das unendliche Gebiet der Sümpfe am Dnjepr, Dnjestr und Pripecz vor slawischen und byzantinisch-christlichen Einwirkungen gesichert, hatte dort ein vermutlich mit anderen Völkertrümmern vermischter Stamm des Litauervolkes durch Jahrtausende ein harmloses Sonderdasein geführt. Wie noch heute die Ostsee minder tief als andere Meere in das Binnenland einwirkt, so blieb vollends dort, wo Nehrungen und das süße Wasser der Haffe den Verkehr mit der hohen See erschweren, der mäßige Tauschhandel des städtelosen Volkes mit einigen westlichen Häfen ohne Einfluß auf die Sitten. Eine geheimnisvolle Priesterschaft, selten dem Heimischen, dem Fremden niemals sichtbar, hütete in heiligen Eichenwäldern die geweihten Schlangen und entzündete auf den Opfersteinen das duftende Bernsteinfeuer vor den Göttern eines Glaubens, der von den Greueln aller Naturreligionen, Blutdurst und Wollust, nur weniges offenbarte. Die den deutschen Spartanern den Namen geben sollten, lebten dahin als ein still friedliches Volk von Hirten und bequemen Ackerbauern, die langen Winternächte mit dem Zauber einer milden elegischen Dichtung verkürzend, zersplittert in Kleinstaaten und ohne jeden Trieb, den Partikularismus ursprünglicher Menschheit in harter staatlicher Arbeit zu überwinden — aber ein Volk von Freien, eingesessen seit uralten Tagen, geschützt gegen Westen durch das Sumpftal der Weichsel, gegen Süden durch gewaltige Verhaue, Seen und Waldungen, und darum furchtbar jedem fremden Dränger. Das hatten wiederholt die Polen erfahren: ihre Grenzprovinz gegen Preußen, das Kulmerland, ward von dem gereizten Heidenvolke oftmals mit blutiger Plünderung heimgesucht. Hartnäckig wahrten die Preußen ihren heimischen Glauben. Schon im zehnten Jahrhundert ward der kühne Heidenbekehrer, der Tscheche Adalbert von Prag, der später in christlicher Zeit als Preußens Schutzheiliger galt, von den Erbitterten erschlagen, da er frevelnd den heiligen Wald von Romove betrat. Bald darauf fiel auch der Sachsenfürst Bruno, der erste deutsche Mann, der dies ungastliche Gestade betrat, als ein Blutzeuge des christlichen Glaubens. Jetzt, im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, nahm der Zisterzienser-

mönch Christian von Oliva diese Versuche wieder auf, er gründete die ersten christlichen Kirchen jenseits der Weichsel und wurde vom Papste zum Bischof von Preußen erhoben; die heilige Jungfrau, die weithin am fischreichen Strande der Ostsee als die Schirmerin der Küsten galt, sollte auch das Land am Frischen Haff beherrschen. Die Kurie nahm das Heidenland als eine Stätte der Bekehrung in ihren besonderen Schutz, nach jenem notwendigen Rechte, das von den Kulturvölkern jederzeit wider die Barbaren behauptet wird und damals nach dem Glauben der Christenheit unzweifelhaft dem Heiligen Stuhle zustand. Aber kaum hatte der Bischof im Bunde mit dem Herrn des Kulmerlandes, dem Herzoge Konrad von Masovien, ein Kreuzheer in das Heidenland geführt, so erhoben sich die Preußen, vernichteten jede Spur christlicher Niederlassungen und trugen Mord und Brand in das Gebiet des polnischen Herzogs. Der Herzog — ohne Rückhalt an der Anarchie und dem unreifen Christentum der Polen — rief endlich den Todfeind Polens, den Deutschen, zu Hilfe.

Hermann von Salza gewährte seinen Beistand, aber nicht als Hilfstruppen sollten die Kreuzheere der Deutschen Herren auftreten. Der Plan, dem Orden einen Staat zu gründen, gedieh jetzt zur Reife. Leicht war der Kaiser beredet, dem Orden das Kulmerland und alle künftigen Eroberungen in Preußen mit aller Gerichtsbarkeit und Herrlichkeit eines Reichsfürsten zu verleihen (1226). Sodann ward Konrad von Masovien veranlaßt, sein Kulmerland dem Orden abzutreten (1230). Endlich (1234) bewog der Hochmeister den Papst, das Land für ein Eigentum St. Petri zu erklären und dem Orden gegen einen mäßigen Kammerzins an die Kurie zu überlassen. So entschied sich alsbald jene zweifelhafte Stellung Preußens zum deutschen Reiche, die sich später bitterlich rächte. Doch entschieden war auch, daß ein deutscher Staat sich zwischen Polen und das Meer drängen sollte, entschieden damit die ewige Feindschaft zwischen Polen und dem Ordensstaate. Allerdings bieten die Urkunden keinen Anhalt für die neuerdings von Watterich und andern gewagte Behauptung, durch die Gründung des Ordensstaates seien die Rechte des Bischofs Christian und des Herzogs Konrad verletzt worden. Aber gewiß bleibt, daß die Interessen der beiden mit den hochstrebenden Plänen des Ordens keineswegs zusammenfielen. Der Bischof durfte nicht wünschen, unter die Oberherrlichkeit des Ritterstaates zu geraten; war doch in dem benachbarten Livland der Schwertorden abhängig von dem Erzbischof von Riga! Noch weniger konnte der polnische Herzog die Gründung eines deutschen Staats an der Ostsee erstreben. Nur zögernd — wie die Urkunden zeigen — in äußerster Bedrängnis entschloß er sich, das Kulmerland aufzugeben, das jetzt der Ausgangspunkt ward für die deutsche Eroberungspolitik. Mit dem Jahre jener päpstlichen Schenkung endet die anfängliche Unterstützung des Ordens von seiten der Polen. Sie beginnen zu begreifen, daß der politisch-nationale Gegensatz stärker sei als die religiöse Gemeinschaft; nur die

eigene Zerrissenheit und die Unsicherheit barbarischer Politik hindert sie, schon jetzt den natürlichen Weg offenen Kampfes gegen den Orden zu betreten.

Alle Hebel geistlicher Gewalt setzte die Kurie in Bewegung, um dem Orden von St. Marien die Eroberung des Heidenlandes für seine Schutzheilige zu sichern. Das Kreuz ward gepredigt im Reiche. Wer teilnahm an der Kreuzfahrt — sogar die der Brandstiftung und der Mißhandlung von Geistlichen Schuldigen, ja selbst die Ghibellinen —, war jeder Buße ledig, und gern willigte der Papst in die Ehescheidung der Gatten, die unter die „neuen Makkabäer in der Zeit des Heils" treten wollten. Es war die Zeit, da das Papsttum den Höhepunkt seiner weltlichen Macht erreicht hatte, da der Römische Stuhl in Portugal widerstandslos einen König stürzen, in Island der Republik ein Ende setzen, in Deutschland die Königswahl ohne päpstliche Bestätigung für ungültig erklären konnte. War an sich schon jeder Kreuzzug ein Vorteil für die geistliche Gewalt, so durfte Rom hoffen, in dem neugewonnenen Gebiete dieser von Feinden rings bedrohten geistlichen Brüderschaft durch seine Legaten eine schrankenlose Macht zu üben. Im Jahre 1231 setzt der von Salza gesendete Landmeister Hermann Balke mit seinem Kreuzheere und sieben Ordensbrüdern über die Weichsel, und nun beginnt ein Vorschreiten, sicher und stetig, nach festem Plane, einzig in dieser Zeit regelloser Kriegführung. Kaum ist ein Stück Landes von den Deutschen durchstürmt, so führen deutsche Schiffe Balken und Steine die Weichsel herab, und an den äußersten Grenzen des Eroberten entstehen jene Burgen, deren strategisch glückliche Lage Kriegskundige noch heute bewundern — zuerst Thorn, Kulm, Marienwerder. Diese vorgeschobenen Posten sind im kleinen, was das Ordensland dem Reiche ist: ein fester Hafendamm, verwegen hinausgebaut vom deutschen Ufer in die wilde See der östlichen Völker. So werden neue Stützpunkte gewonnen für das weitere Vordringen, das Auge der Barbaren abgelenkt von dem bereits eroberten Lande, und indem man die Preußen zwingt, sich in hellen Haufen gegen diese Burgen zu scharen, entgeht der berittene Deutsche der Gefahr des kleinen Krieges, der in diesem Lande der Wälder und Sümpfe unrettbar ins Verderben führen muß.

Mit jener Unfähigkeit, der Zukunft zu denken, welche den Barbaren bezeichnet, lassen die Preußen das erste fremdartige Beginnen des Burgenbaues geschehen, bis allmählich das Verständnis der Lage erwacht, die lange schlummernde Wildheit des Volkes furchtbar ausbricht und ein Krieg sich entspinnt von unmenschlicher Grausamkeit. Alle Härte unseres eigenen Volksgeistes entfaltet sich hier, wo der Eroberer dem Heiden gegenübertritt mit dem dreifachen Stolze des Christen, des Ritters, des Deutschen. Die wild feierliche Poesie des hohen Nordens erhöht den romantischen Reiz dieser Kämpfe. Willkommen ist der Frost, der die Straße bahnt durch die unwegsamen Wälder, gefürchtet der weiche Winter. Oftmals erhebt

sich das Würgen bei grellem Nordlichtschein auf dem Eise der Flüsse und Sümpfe, bis unter der Wucht der Streiter die Decke bricht und die Wellen Freund und Feind begraben. Die politisch und militärisch zersplitterte Macht der Preußen muß endlich der fest organisierten Minderzahl der Deutschen weichen, und nach dem ersten großen Siege an der Sirguna (1234) hallt wieder und wieder durch das Land das übermütige Lied der Eroberer: „Wir wollen alle fröhlich sein, die Heiden sind in großer Pein." Sechs Jahre darauf wird ein erster großer Aufstand der Unterjochten blutig niedergeschlagen. Immer häufiger wird durch den Ruf solcher Siege wagluſtiger deutscher Adel zur Kriegsreise nach Preußen gelockt. Auch Otakar der Böhmenkönig unternimmt eine Preußenfahrt, die von der Sage mit einer bunten Fülle abenteuerlicher Züge ausgeschmückt wird. Nachdem die Wasserstraße der Weichsel und des Frischen Haffs gewonnen und durch die Feste Elbing gesichert ist, rüstet sich der Orden, den Kern der Heidenmacht, das Samland, zu erobern. Das uralte Heiligtum, der Wald von Romove, wird genommen, die Göttereiche fällt unter den Axtschlägen christlicher Priester, und der erste samländische Edle wird auf den Namen des Böhmen getauft, der mit slawischer Wahrheitsliebe sich rühmt, das gesamte Volk Samlands getauft und das Böhmerreich von der Adria bis zur Baltischen See vergrößert zu haben. Doch unter diesem phantastischen Gebaren bleibt des Ordens nüchterne militärische Staatskunst unverändert, das System der vorgeschobenen Posten wird stetig erweitert. Noch ehe Samland erobert worden, schickt er Truppen und frönende Bauern ostwärts über die Kurische Nehrung, gründet die Memelburg. Dem königlichen Gaste zu Ehren wird eine Feste in Samland errichtet, empfängt den Namen Königsberg und einen Ritter mit gekröntem Helm in ihr Wappen (1255), und Otakars Kampfgenosse, der Askanier Markgraf Otto III., schenkt der neuen Feste Brandenburg am Haff seinen roten Adler in ihr Wappen.

Noch höher, bis zu dem verwegenen Plane der Herrlichkeit über die Ostsee, erhoben sich die Gedanken des jungen Militärstaats. Schon im Jahre 1237 ward der livländische Schwertorden mit dem Deutschen Orden vereinigt. Also sah Hermann von Salza zwei Jahre vor seinem Tode seinen jüngst noch heimatlosen Orden als den Herrn einer Staatsgewalt, welche ihren Besitz und Anspruch über einen Küstensaum von hundert Meilen erstreckte. Was aber diesen Eroberungszug der Deutschen Herren von Grund aus unterscheidet von der trivialen Raufluſt gemeiner ritterlicher Abenteurer und ihn in Wahrheit zur besten Tat des deutschen Adels erhebt, das ist die treue Verbindung der Kreuziger mit unserm Bürgertume. War der Plan des Ordens ursprünglich vermutlich bloß dahin gegangen, das Land zu behandeln gleich den der Christenheit unterworfenen Ländern des Orients, d. h. es lediglich zu erobern und für des Siegers politische und kirchliche Zwecke auszunutzen, war die Mehrzahl der Kreuz-

fahrer bisher nach einjähriger Kriegsreise wieder heimgekehrt, so ergab sich bald aus dem zähen Widerstande der erbitterten Preußen die Notwendigkeit, deutsche Kraft in vollerem Strome in das Land zu leiten. Die Bürger Niederdeutschlands wurden nach Preußen gerufen, eine Stadt gegründet neben jeder Hauptburg der Ritter, und nun erklang auch in Preußen, wie in Schlesien, das Lied der einziehenden deutschen Ansiedler: „In Gottes Namen fahren wir." In der Kulmischen Handfeste (1233) gewährte der Orden den neuen Ansiedlern großherzig die Freiheit des Magdeburger Rechtes, das seitdem für die Mehrzahl der preußischen Städte den Rechtsboden bildete. Ja, er gestattete den Bürgern Lübecks, ihre Pflanzstadt Elbing nach ihrem Rechte zu ordnen. Auf solche Gunst verweisend, durfte er später in den Tagen der Not getrost sich wenden an die Bürger der Hanse, die „dieses Feld des Glaubens so oft mit ihrem Blute benetzt". Von diesem Kerne deutscher Gesittung in Städten und Ordensburgen schien das flache Land leicht zu bändigen. Es genügte, mochte man meinen, wenn überall im Lande Kirchen erstanden, jedes Dorf erbarmungslos verbrannt ward, das nach der Taufe noch den alten Göttern geopfert, und die Kinder der preußischen Edlen in deutschen Klosterschulen erzogen wurden. Sehr rasch verstanden die slawisch-lettischen Nachbarn in Ost und West die drohende Bedeutung der deutschen Pflanzung. Zu wiederholten Malen erschien der Herr des linken Weichselufers, der christliche Herzog Suantepolk von Pommern, im Bunde mit den heidnischen Preußen, Kuren und Litauern. Bald ward es ein feiner Grundsatz der litauischen Staatskunst, dem nahenden Verderben durch die Taufe zu entgehen und alsbald nach entschwundener Gefahr zu den alten Göttern zurückzukehren. Trotz dieser ruhelosen Kämpfe schien ums Jahr 1260 der Besitz Preußens ziemlich gesichert.

Aber noch einmal muß der Orden um die Eroberung, ja um sein Dasein kämpfen. Murrend ertragen die Besiegten den Übermut der fremden Kinderräuber, die jede Vermischung mit undeutschem Blute herrisch verschmähen. Nicht einmal der Klerus lernt die Sprache der neuen Christen; von dem Treiben der deutschen Priester ist dem Preußen nichts verständlich als der Hohn wider die alten Heiligtümer. Und wie der Deutsche selber nicht wagt, in den unheimlichen Stätten böser Geister, den heidnischen Götterhainen, seinen Wohnsitz aufzuschlagen, so ist kein Samländer zu bewegen, den Pflug zu führen durch den heiligen Wald von Romove. Durch die Fremden erst lernt das staatlose Volk die schweren Opfer und Lasten wirklichen politischen Lebens kennen, die Preußen müssen Burgen bauen, Landwehrdienste leisten wider die Stammgenossen. Aus dem schleichenden Grolle der Knechtschaft bilden sich neue, unholde Züge in dem harmlosen Volkscharakter. „Ein Preuß seinen Herrn verriet", sagt das deutsche Sprichwort. Kein Preuße darf dem Deutschen einen Humpen reichen, er habe denn selbst zuvor daraus gekostet. In den Sommernächten

des Jahres 1261 geht ein geheimnisvolles Leben durch die preußischen Wälder, ein Oberpriester erscheint unter den verschworenen Heiden, aus den Kronen der Eichen verkündet die Stimme der alten Götter, daß die Stunde der Rache geschlagen. An der Spitze der Bewegung stehen preußische Edle, gebildet in deutschen Klosterschulen, deutscher Mannszucht gewohnt und bereit, den Herrn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Da ladet der wilde Ordensvogt auf Lenzenberg am Frischen Haff eine Schar verdächtiger preußischer Edlen zu sich, zündet die Burg über ihren Häuptern an. Die erbitternde Kunde fliegt durch die Lande, im September steht das gesamte Volk in Waffen, verbrennt die Ordensburgen, erschlägt die Bauleute. Eine ungeheure Gefahr, furchtbarer als jene der Vernichtung durch die Tataren, welcher das Land zwanzig Jahre zuvor durch ein glückliches Ungefähr entrann! Soeben erst ist der livländische Meister von den Litauern aufs Haupt geschlagen, Kurland hat sich befreit, und die wendischen Fürsten im Westen senden bereitwillig Hilfe wider die verhaßten Deutschen. Alle Greuel der vergangenen Kriege verschwinden gegen das Entsetzen dieses Kampfes. Es geschieht, daß der gefangene Deutsche Herr in dreifacher Eisenrüstung dem Donnergotte zum Opfer verbrannt wird, oder daß die Heiden ihm den Nabel an einen Baum nageln und ihn dann mit Peitschenhieben um den Stamm treiben, bis der ausgeweidete Leib zusammenbricht.

Nach zehn Jahren, da die deutsche Herrschaft nahezu vernichtet ist, kommen dem Orden wieder Tage des Siegs durch den entschlossenen Landmarschall Konrad von Thierberg, von dem wir leider nur den Namen kennen, und nach abermals zehn Jahren ist unter Mordbrand und Verwüstung die Herrlichkeit der Deutschen hergestellt. Denn zwar Zucht und Waffengewandtheit haben die gelehrigen Barbaren von dem überlegenen Sieger gelernt, doch nicht das eine, Entscheidende — die einheitliche Leitung des Krieges in allen Gauen. Am längsten währt der Kampf in der südöstlichen Landschaft Sudauen, wo an Seen und in ungeheuren Wäldern ein wohlhabendes Volk gesessen war, mit zahlreichem berittenen Adel, abgehärtet in der Jagd auf Auerochs, Bär und Elen. Endlich (1283) verheert der letzte Sudauerhäuptling Skurdo mit den Getreuen seine Heimat und zieht hinüber zu den Heiden nach Litauen. Sein Fluch ist der Stätte geblieben: die große Wildnis von Johannisburg erstreckt sich heute, wo einst die reichen Dörfer des Heidenvolkes standen. So, nach einem halben Jahrhundert, mit dem Chronisten zu reden, beugen die letzten der Preußen „ihren harten Nacken dem Glauben und den Brüdern", um dieselbe Zeit, da auch Kurland dem Orden wiedergewonnen wird.

Belehrt durch diese furchtbare Erfahrung beginnt der Orden nunmehr eine neue, härtere Politik gegen die Unterjochten. War er bisher gepriesen als „des Christenglaubens Mehrung, Mauer und starker Friedensschild", so verdient sich jetzt Preußen den Namen des neuen Deutschlands.

Durch zahlreiche neue Burgen wird die Eroberung gedeckt, vornehmlich das Samland, das wichtigste Verbindungsglied zwischen den Nord- und Südprovinzen. Das gesamte Recht der Preußen ist verwirkt durch die Empörung. Keine Friedensschlüsse mehr, wie sonst, mit den Besiegten, sondern Unterwerfung und Begnadigung, deren Bedingungen sich lediglich richten nach dem Grade der Schuld und nach militärischen Gesichtspunkten. Der größte Teil des preußischen Adels wird in den Stand der Unfreien hinabgestoßen, die deutschen Bauern dagegen und die treu gebliebenen Preußen, auch die unfreien, mit reichen Vorrechten bedacht. Ganze Dorfschaften versetzt der Orden in Gegenden, wo sie minder gefährlich scheinen. Die letzten der Sudauer müssen den Götterwald Romove im Samlande roden, den kein Samländer zu berühren wagt, und die Stätte heißt noch heute der sudauische Winkel. So wird aller Zusammenhang der alten Stände und Landschaften zerschnitten, und wenige vereinzelte Aufstände lassen sich leicht ersticken. Wie der gesamte Ordensstaat uns erscheint als eine verspätete Mark, nach karolingischer Weise auf Eroberung gerichtet, so dienen auch die Pflichten, welche er den Unterworfenen auferlegt, diesem höchsten Zwecke des Staats. Nicht gar schwer sind die bäuerlichen Lasten, allgemein aber die drückende Pflicht, dem Orden zur Landwehr und auf seinen Reisen Heerfolge zu leisten. Nur die deutschen „Kölmer" und sehr wenige getreue Preußen werden von dem verhaßten Kriegsdienste außer Landes, dem Reisen, entbunden, aber auch sie müssen aufstehen für das „Vaterland", müssen „zujagen", wenn das „Kriegsgeschrei" durch das Land geht und den Einfall des Feindes verkündet. Nach der streng zentralisierenden Art militärischer Staaten werden diese Pflichten des Landvolks gleichmäßig geordnet über das ganze Land. Kein deutscher Grundherr darf seine Hintersassen mit anderen Rechten beschenken als jenen, deren die Leute des Ordens genießen. Damit das Bewußtsein unbedingter Abhängigkeit rege bleibe, stellt der Orden, der alleinige Eigentümer des Landes durch jene Schenkung des Papstes, den Preußen fast niemals Urkunden aus über ihren Landbesitz. Doch diese feste Ordnung allein konnte nicht genügen. Es bedurfte neuer, stärkerer Einwanderung deutscher Bauern, die nun erst in ausgedehntem Maße begann. Jetzt erst verlieren die jungen Städte den dörflichen Charakter, neue Städte entstehen. Zur selben Zeit, da im Reiche Kaiser und Fürsten verblendet die Freiheiten der rheinischen Bürger bekämpfen, gewährt der Orden seinen Städten freie Bewegung. Er darf es, denn das Recht des Staates bleibt gewahrt, die Autonomie wird nicht gestattet, jede Änderung der städtischen Ordnungen muß der Ordensvogt bestätigen.

Nicht minder herrisch stellte sich der Orden zu der Macht der Kirche. Als eine geistliche Genossenschaft gebot er nicht nur über jene Fülle von geistiger Kraft und politischer Erfahrung, welche die Kirche zur ersten Kulturmacht des Mittelalters erhob. Ihm blieb auch der aufreibende

Kampf mit der Kirche erspart. Überall sonst war sie der Herr oder der feindliche Nachbar, in Preußen allein ein Glied des Staats; überall sonst vermittelte der Klerus die Verhandlungen der Staatsgewalt mit dem Römischen Stuhle, der preußische Geistliche verkehrte nur durch den Orden mit dem Papste. Auch hier gereichte dem Ordenslande zum Segen, daß in diesem Staate nichts zu spüren ist von jener mit Unrecht gepriesenen organischen Entwickelung des mittelalterlichen Lebens. Ein durchgreifender Wille vielmehr ordnete die Dinge gleichsam aus wilder Wurzel. Ein Dritteil des Landes ward den vier Bistümern als Eigentum gegeben, doch auch für dieses galten die Landesgesetze über das Recht der Bauern und der Städte, sowie die allgemeine Landwehrpflicht. Jede weitere Erwerbung von Grund und Boden war der Kirche untersagt. Das Erzbistum der Ordenslande blieb in Riga, man hielt diese gefährliche Macht, die an der Düna noch Herrschaftsrechte beanspruchte, weislich aus Preußen entfernt. Wie der Orden in seinem Innern alle kirchlichen Funktionen durch seine eigenen Brüder vollzog, so war er auch oberster Patron in seinen Landesteilen und übte selbst in dem bischöflichen Dritteil das Visitationsrecht. Noch mehr: außer in Ermeland wurden alle Bistümer und Domkapitel mit den geistlichen Brüdern des Ordens selbst besetzt. Daher die geschlossene Einheit dieses Staates, daher die Treue des Klerus gegen den Orden selbst in dessen Kämpfen wider Rom. Denn, natürlich, sobald der Orden, in Preußen wahrhaft heimisch geworden, die steilen Bahnen weltlicher Staatskunst ging, entschwand ihm sofort die alte Gunst der Kurie. Der Römische Stuhl begegnete der zum weltlichen Landesherrn gewordenen geistlichen Genossenschaft nunmehr mit jener vollkommenen, frivolen Freiheit des Gemüts, worauf überhaupt Roms Stärke allen weltlichen Gewalten gegenüber beruht: der Ordensstaat war dem Papste fortan, wie jeder andere Staat, nur ein gleichgültiges Mittel in den wechselnden Kombinationen geistlicher Politik.

Freilich war mit dieser unerhörten geistlichen Machtfülle des Ordens zugleich die Unmöglichkeit einfacher Weiterbildung seines Staates gegeben; denn wo Staat und Kirche beinahe zusammenfielen, war jede Besserung des Staates undenkbar ohne gänzliche Umwandlung des religiösen Lebens. Vorderhand aber vollendeten die kraftvolle Einheit der Staatsgewalt und die Wucht der deutschen Einwanderung die rasche Germanisierung des Landes. Nicht eine Vermischung der Deutschen mit den Preußen vollzog sich, vielmehr eine Verwandlung der Ureinwohner. In der Fülle des rings aufsprießenden deutschen Lebens erstickten die letzten Triebe preußischer Sprache und Sitte. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herrschte die Sprache des Eroberers, dem Deutschen war verboten, mit seinem Gesinde preußisch zu reden. Fünfzig Jahre darauf, da ein preußischer Sänger auf einem Hoftage zu Marienburg unter die Spielleute der Deutschen trat, schenkten ihm die lachenden Ritter hundert

falsche Nüsse, denn „niemand hat verstanden den armen Prüsse". Noch im sechzehnten Jahrhundert mußten in einzelnen Kirchen Tolken, Dolmetscher, der Gemeinde die deutsche Predigt erklären; ja, in tiefgeheimer nächtlicher Versammlung schlachtete da und dort noch ein Heidenpriester den Bock zu Ehren der alten Götter, und Matthäus Prätorius fand sogar zweihundert Jahre später einzelne kirchenfeindliche, an altem Wunderglauben hangende Fischer, die ihm als „rechte alte preußische Heiden" erschienen. Doch seit Luthers Tagen verhallten allmählich die letzten Laute der preußischen Sprache. Nur das zähere Volkstum der Litauer in Schalauen und Nadrauen hat sich noch heute sein heimisches Wesen bewahrt: noch heute lebt die schöne liederreiche Sprache, die Männer tragen noch den Bastschuh, die Mädchen die reichgeschmückte blaue Kasawaika.

So ward das Weichseltal in die Geschichte eingeführt und das neue Deutschland gegründet — trotz aller politischen und militärischen Gemeinschaft im schroffsten Gegensatze zu der Eroberung der Länder am Dünabusen. Fassen wir in wenigen Sätzen die Charakterzüge der Kolonisation Preußens und der heutigen russischen Ostseeprovinzen zusammen, welche allein schon den Abstand ihrer späteren Geschichte erklären. Preußen ward germanisiert, doch in Kurland, Livland, Estland lagerte sich bloß eine dünne Schicht deutscher Elemente über die Masse der Urbewohner. Zur See, in geringen Scharen, kommen die Deutschen ins Land, finden ein litauisch-finnisches Mischvolk, das den Fürsten von Polozk Zins zahlt, treten an die Stelle dieser fremden Herren und verteilen den Boden an den Orden, die Kirche, eine geringe Zahl von Kreuzfahrern und an das Patriziat der wenigen Städte. — So trug diese Pflanzung von vornherein einen einseitig aristokratischen Charakter. Von deutschem Bauerntum nur geringe Spuren, um so schwächer, je weiter nach Osten. Eigentümliches bürgerliches Leben entwickelte sich allein in Riga, Dorpat, Reval; die anderen Städte blieben stille Landstädte, ganz Kurland besaß keine einzige Stadt von selbständiger Bedeutung.

Noch ein anderes hochwichtiges Verhältnis lag günstiger im Westen. Preußen war eine Kolonie des gesamten Deutschlands. Seine Städte sind Pflanzungen der Osterlinge, daher, wie überall in der Hanse, die Sprache ihrer Gemeindebücher und Handelsbriefe niederdeutsch, die Silberwährung Nordeuropas alleinherrschend, der Handel streng beschränkt auf die den Niederdeutschen vorbehaltenen nordischen Gebiete, der ganze Zug des bürgerlichen Lebens kühner zugleich und roher als in den oberdeutschen Städten, die mit den köstlichen Waren der Mittelmeerlande auch die Wissenschaften und Kunstsitten des Südens, die Lust an Wandgemälden und zierlichen Brunnen über die Alpen bringen. Auch die bäuerlichen Einwanderer kommen vornehmlich aus dem Norden, finden in Preußen die Marschen und Deiche der Heimat wieder. In dem herrschenden Stande jedoch, im Orden, überwiegen die Oberdeutschen; denn die Einwanderung

geht über Land, und der süddeutsche Ritter verzichtet gern auf weitere Fahrt gen Osten, da er in Preußen schon kriegerische Arbeit in Fülle findet. Daher ist die Amtssprache des Ordens in Preußen ein allen verständliches Mitteldeutsch. Livland dagegen war wesentlich norddeutsche Pflanzung; der deutsche Eroberer wird noch heute von den Letten als Sachse bezeichnet. Dorthin gelangen die Niederdeutschen, namentlich Westfalen, auf den Schiffen der Hanse, zumeist über Lübeck. Im fünfzehnten Jahrhundert wird der Eintritt in den livländischen Zweig des Ordens den Norddeutschen allein vorbehalten, und seitdem begegnen uns unablässig in den Reihen der Ordensgebietiger die westfälischen Geschlechter der Plettenberg, Kettler, Mallinkrodt. Die plattdeutsche Sprache beherrscht das Land ausschließlich, bis Luthers Bibel dem Hochdeutschen auch hier die Bahn bricht; noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts schreibt Balthasar Rüssow von Reval seine Chronik niederdeutsch. — Dazu tritt ein vierter einschneidender Unterschied. Während in Preußen der Orden auf eine beinah moderne landesherrliche Machtfülle sich stützt, werden die östlichen Länder von mittelalterlicher Anarchie zerrissen. Der provisus des Ordens, der Erzbischof von Riga, beansprucht das Gericht über die Deutschen Herren, ruft zuweilen selbst die litauischen Heiden zu Hilfe, beschützt die mißhandelten Letten wider die Deutschen. Nicht minder trotzig gebärden sich die drei großen Städte; oftmals tobt blutiger Kampf um die Wälle des Wittensteen, der Feste, die der Orden zur Bändigung Rigas erbaute. Nachher erwacht das Selbstgefühl der ländlichen Vasallen; Erzbischof und Orden, Stiftsadel und Ordensadel, Bürgertum und Ritterschaft schwächen einander in sozialen Kämpfen.

Also hat unser Volk auf enger Stätte jene beiden Hauptrichtungen kolonialer Politik vorgebildet, welche später Briten und Spanier in den ungeheuren Räumen Amerikas mit ähnlichem Erfolge durchführten. Bei dem unseligen Zusammenprallen tödlich verfeindeter Rassen ist die blutige Wildheit eines raschen Vernichtungskrieges menschlicher, minder empörend als jene falsche Milde der Trägheit, welche die Unterworfenen im Zustande der Tierheit zurückhält, die Sieger entweder im Herzen verhärtet oder sie hinabdrückt zu der Stumpfheit der Besiegten. Ein Verschmelzen der Eindringlinge und der Urbewohner war in Preußen unmöglich, wo weder das Klima des Landes noch die Kultur der Bewohner dem Deutschen irgendeine Lockung bot und die Unfähigkeit des Volkes zu nationalem Staatsleben, sogar den Slawen gegenüber, klar am Tage lag. Ein menschliches Geschenk daher, daß nach der Unterjochung der Herr dem Diener seine Sprache gab, ihm so den Weg eröffnete zu höherer Gesittung. Weit tiefer als die Preußen standen das Lettenvolk und die finsteren finnischen Esten — zerstückt in Kleinstaaten, mit wenig entwickeltem Gemeindeleben, in der eintönigen Öde ihrer Wiesen und Sümpfe und Nadelwälder nicht mehr vertraut mit dem üppigen Wuchse der Eiche und der freudigen

königlichen Jagd auf den Hirsch, die Preußens milderes Klima noch kennt. Diese wenig bildungsfähigen Völker mit deutscher Sprache und Bildung zu befreunden, war bei den anarchischen Zuständen des Landes, bei der geringen Zahl der Deutschen unmöglich. Der Sieger hält die Unterworfenen dem deutschen Wesen fern; ihm genügt es, wenn der Este den harten Frondienst, den Gehorch leistet. Der undeutsche „Wirt", dem der deutsche Grundherr ein dienstpflichtiges Bauerngut, ein „Gesinde", zuweist, ist leibeigen; Läuflingseinungen unter den Herren verhindern das Entweichen der Mißhandelten. So erhält sich hier zähe das unberechtigte Volkstum eines Volks von Knechten, während der preußische Bauer mit der deutschen Sprache allmählich auch die Freiheit des Deutschen gewinnt. In den großen Städten entstehen einzelne stattliche Unterrichtsanstalten, so schon ums Jahr 1300 die ehrwürdige Domschule von Reval; doch das undeutsche Volk wird den Quellen der Bildung ferngehalten. Unter tausend Bauern, klagt Balthasar Rüssow, kann kaum einer das Vaterunser hersagen. Die Kinder schreien, die Hunde verkriechen sich, wenn ein Deutscher die raucherfüllte Hütte des Esten betritt. In den hellen Nächten des kurzen hitzigen Sommers sitzen dann die Unseligen unter der Birke, dem Lieblingsbaume ihrer matten Dichtung, und singen hinterrücks ein Lied des Hasses wider den deutschen Schafsdieb: „Bläht euch auf, ihr Deutschen, vor allen Völkern der Welt; nichts behagt euch bei dem armen Estenvolke; darum hinunter mit euch zur tiefsten Hölle." Jahrhundertelang hat solcher Haß der Knechte, solche Härte der Herren angehalten; erst in der Zeit der russischen Herrschaft entschloß sich der deutsche Adel, den Bauern von der Schollenpflichtigkeit zu befreien. — An diesem Gegenbilde ermessen wir, was die Germanisierung von Altpreußen bedeutet.

Kaum war Preußens Unterwerfung vollendet, so richtete der Orden seine Pläne auf das Land westlich der Weichsel, das von polnischen Vasallen beherrschte Pomerellen. Nicht bloß die ruhelose Natur des Militärstaats, sondern ein ernsteres politisches Bedürfnis trieb den Orden in diese Bahn. Mit der zunehmenden Bebauung des Landes hörte die Weichsel auf, eine natürliche Grenze zu sein, und ohne unmittelbare Verbindung mit der starken Wurzel ihrer Macht, mit Deutschland, konnte die junge Kolonie nicht bestehen. Am glücklichsten freilich für Deutschland, wenn der Orden es verstanden hätte, in stetigem Bunde mit der anderen Nordostmark des Reichs, mit Brandenburg, das Werk der Germanisierung hinauszuführen. Aber einen so weiten Horizont umfaßt der politische Blick eines mittelalterlichen Territoriums nicht. Schon damals allerdings griffen die Geschicke dieser beiden, durch mächtige Interessen natürlich verbundenen Marken ineinander ein, doch nur insofern, als sie sich ablösten im Vorkampfe gegen die Völker des Ostens. Sobald die Macht der Askanier in der Mark zerfällt, tritt der Orden gewaltig vor die Bresche der deutschen Kultur, und wieder nach dem Siege der Polen in Preußen erhebt sich das

Haus Hohenzollern und ordnet das zerrüttete Brandenburg. Zunächst begegneten sich die Askanier und die Deutschen Herren sogar in offener Feindschaft. Schon längst nämlich hatte der Orden mit jener Feinheit diplomatischer Kunst, welche die Aristokratien aller Zeiten auszeichnet, kleine Landstriche Pomerellens friedlich erworben. Gleich Rom wußte er die geistlichen Nöte der Menschen als Hebel seiner weltlichen Macht zu nutzen. Manch geängstetes Christenherz erkaufte sich das Heil der Seele durch Schenkungen an die Gottesritter. Als König Waldemar der Däne die gelobte Kreuzfahrt in das Heilige Land unterlassen mußte, sühnte er die Schuld durch ein reiches Geldgeschenk an die Deutschen Herren. Anderwärts förderte den Orden die wirtschaftliche Überlegenheit der Deutschen inmitten des sorglosen Leichtsinns der Slawen. Seine treffliche Verwaltung, geleitet nach jenen Grundsätzen orientalischer Finanzkunst, welche auch Venedig und Neapel mit Glück anwendeten, bot ihm Schätze baren Geldes — eine furchtbare Macht in diesen Tagen der Naturalwirtschaft. Bald löst er einen wendischen Fürsten aus der Kriegsgefangenschaft, bald bezahlt er einem Wedell seine Schulden oder schenkt einem Bonin einen Streithengst und 50 Mark Pfennige — und erhält in reichem Landbesitz den Lohn der guten Tat. Endlich naht die willkommene Stunde, diese zerstreuten Güter westlich der Weichsel zu einer stattlichen Provinz abzurunden.

Nach dem Aussterben der pomerellischen Herzöge bestreiten die Polen das unzweifelhafte Recht der Markgrafen von Brandenburg auf das verwaiste Herzogtum. König Wladislaw von Polen ruft den Orden zu Hilfe, um die Askanier aus Danzig zu vertreiben. Der Orden wiederholt die alten kühnen Ränke, verjagt die Brandenburger (1308) — aber auch die Polen, und verlangt von Polen für dies Werk der Befreiung eine unerschwingliche Entschädigung. Als Polen sie zu zahlen verweigert, kauft der Orden den Brandenburgern ihre Ansprüche auf Pomerellen ab (1311), vertreibt alle polnisch Gesinnten, organisiert das Herzogtum zwischen Weichsel und Leba als Ordensland und gewinnt die Gunst der Bauern, indem er die unmenschlichen slawischen Frondienste erleichtert. So tritt zu den längst blühenden Städten, der alten Landeshauptstadt Kulm, der festen Elbing und der schönen Thorn, die reiche Danzig hinzu. Diese alte slawisch-dänische Ansiedelung, erst seit kaum hundert Jahren von einigen Deutschen bewohnt, wächst unter der Ordensherrschaft mit wunderbarer Lebenskraft empor. Eine Ordensburg erhebt sich an der Stelle des slawischen Herzogsschlosses, und neben der Altstadt und dem slawischen Fischerviertel, dem Hakelwerke, entsteht, beide rasch überflügelnd, die deutsche Jungstadt Danzig, reich begnadigt von dem neuen Landesherrn.

Durch diese verwegene Erwerbung mußte der oft gereizte Haß der Polen endlich zum Losschlagen gedrängt werden. Und schon hatte sich dem Orden im Osten ein zweiter, schrecklicherer Feind erhoben, das wilde

Litauervolk, das damals, auf dem Gipfel seiner Macht, die Lande bis Kiew und Wladimir beherrschte. Ein ruheloses Grenzerleben war das Los der Deutschen ostwärts von Königsberg. Wartleute des Ordens, unterhalten durch das schwere Wartgeld der Umwohner, stehen in den kleinen Festen und Wachthäusern der weiten Grenzwildnis, die das Ordensland gegen die Barbaren deckt. Mehrmals im Jahre ertönen die warnenden Signale der Ordensleute. Dann retten sich Weiber und Kinder in die Fliehhäuser des Ordens, und die Landwehr rückt aus. Lärmend sprengen die Feinde heran auf ihren kleinen Gäulen, sengen und verwüsten, führen alles Lebendige hinweg in die Eigenschaft, als willkommene Ackerknechte in ihre entvölkerte Heimat. Dies die unwandelbare Kriegskunst der Barbaren des Ostens, die noch Peter der Große gegen die Deutschen geübt hat. — Auch diese Feindschaft war eine notwendige. Denn nimmermehr konnten die Heiden einen Nachbarn dulden, dem das Gesetz die Pflicht des ewigen Heidenkampfes auferlegte; und noch minder durfte der Orden von diesem Gesetze lassen, solange die litauische Provinz Samaiten sich als ein trennender Keil zwischen Ostpreußen und Kurland einschob, ja sogar den deutschen Küstensaum zerriß. —

Also von Feinden umringt sah der Orden zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein neues Unheil nahen. Verlassen standen die Ritterorden in der zur monarchischen Ordnung heranreifenden Zeit. Als ein Satrap der neuen Monarchie von Frankreich betrieb Papst Clemens V. zu Avignon die Vernichtung der Templer. Die Johanniter, von ähnlichen Anschlägen bedroht, verstärkten sorglich ihre Macht durch die Eroberung von Rhodus. Auf die Klage des auffässigen Erzbischofs von Riga schleuderte jetzt der Papst den Bann wider die Deutschen Herren, drohte „die Dornen des Lasters auszureuten aus dem Weinberge des Herrn".

Ein staatsmännischer Gedanke rettete den Orden aus dieser Gefahr. Er beschloß — was seit langem die Eifersucht der Ritter verhindert —, den Schwerpunkt seiner Macht, den Hochmeistersitz, nach Preußen zu verlegen. Denn bereits hundert Jahre nach seiner Gründung war, vornehmlich durch die Zuchtlosigkeit der beiden andern Ritterorden, die letzte Feste der Lateiner im Oriente, das Ordenshaupthaus Akkon, in die Hände der Ägypter gefallen (1291). Seitdem hatten die Hochmeister, in Hoffnung auf einen neuen Kreuzzug, zu Venedig Hof gehalten. Aber wie konnte eine Stadt die Häupter zweier mißtrauischer hochstrebender Aristokratien auf die Dauer beherbergen? Von den sieben Säulen, welche, nach dem alten Ordensbuche, das Hospital von St. Marien stützten, waren gefallen oder ins Wanken gekommen Armenien, Apulien und Romanien. In Alemannien und Österreich war der Orden nur ein reicher Grundbesitzer, bot den nachgeborenen Söhnen des Adels eine warme Herberge; und schon verspottete der Volkswitz das träge Zeremonienwesen am Hofe des Deutschmeisters: „Kleider aus, Kleider an, Essen, Trinken, Schlafen

gahn, ist die Arbeit, so die Deutschen Herren han." Der Landmeister von Livland endlich teilte seine Macht mit der Kirche. Nur in Preußen besaß der Orden unbeschränkte Staatsgewalt. Marienburg also sollte der neue Hochmeistersitz werden — eine glücklich gewählte Hauptstadt, im Westen das noch ungesicherte Pomerellen beherrschend, in leichter Verbindung mit Deutschland und der See, etwa gleich weit entfernt von Thorn und Königsberg. Als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in Marienburg einzog (1309) und die Pflichten des Landmeisters in Preußen selber übernahm, da war entschieden, daß der Orden der verlebten Romantik orientalischer Kreuzfahrt den Rücken wandte und allein dem Ernste seines zukunftreichen staatlichen Berufes leben wollte.

Und alsbald bewährte sich, welche nachhaltige Kraft dem Orden aus seiner weltlichen Gewalt erwuchs. Trefflich unterrichtet durch die ganz moderne Einrichtung einer ständigen Gesandtschaft bei der Kurie, den Ordensprokurator, wußte der Hochmeister, daß Rom seine Schafe nicht ohne die Wolle weide, beschwichtigte eine Weile den päpstlichen Zorn durch das bewährte Mittel der Handsalbe und zog endlich selbst gen Avignon, wo er bald erfuhr, daß der Staat der Deutschen Herren sicherer stehe als die staatlosen Templer. Als später der Orden nach seiner keck zugreifenden Art über die polnischen Bischöfe in Pomerellen dieselben gestrengen Rechte in Anspruch nahm, deren er in Preußen genoß, als er gar der Kurie den Fischzug des Peterspfennigs verbot, da war bereits das preußische Volk selbst erfüllt von dem Rationalismus kolonialer Völker und dem Trotze der deutschen Herren. Die Stände des Kulmerlandes verweigerten den Peterspfennig, und das mit dem Interdikte belegte Land „ließ sich sein Brot und Bier darum nicht schlechter schmecken".

Nicht minder glücklich verfuhr der Orden gegen Polen. Alle Lebensbedingungen beider Staaten, die innerste Natur beider Völker drängten zum Kriege. Eben jetzt erwachte in Polen wieder ein starkes nationales Bewußtsein. Der Erbe der polnischen Krone freite die Erbtochter von Litauen, und das werdende große Ostreich stiftete, als ein Symbol seiner verwegenen Ansprüche, den Orden vom weißen Adler. So drohte zum ersten Male die — vorderhand noch durch ein freundliches Geschick beseitigte — Gefahr der polnisch-litauischen Union, welche hundert Jahre später sich vollziehen und den Orden in das Verderben reißen sollte. König Kasimir der Große war persönlich den Deutschen wohl geneigt, er förderte ihre Einwanderung in seine Städte, aber der nationalen Leidenschaft seines Adels vermochte er auf die Dauer nicht zu widerstehen: er verbot den Städten den Rechtsgang nach Magdeburg, gründete einen polnischen Gerichtshof zu Krakau. Unaufhörlich mahnte der polnische Adel die Krone zum Kriege gegen die Deutschen Herren. Wie sollte er dulden, daß die Deutschen seinem Reiche zu der Weichselstraße auch noch das letzte Stück der Küste raubten? Wie sollte der polnische Woiwode ertragen, daß jetzt

auf altpolnischem Boden der Ordensvogt den Staroſten die Karbatſche aus der Hand nahm, die ſie gewohnt waren über ihren Frönern zu ſchwingen? daß der Deutſche Herr als einen plumpen Bauer den polniſchen Edlen verlachte, der es doch ſo trefflich verſtand, den Schuh vom Fuße ſeiner Schönen zu ziehen, ihn mit Met zu füllen und in einem Zuge zu leeren? daß, mit einem Worte, der ſtrenge Staat, die milde Sitte der Deutſchen die zuchtloſe Roheit des Slawentums verdrängten? — An dreißig Jahre währte der oft unterbrochene Krieg, oftmals ſchwankte die Entſcheidung. In dem blutigen Kampfe bei Plowcze war das Ordensheer der Auflöſung nahe, als der Vogt von Pomeſanien, Heinrich von Plauen, die Schlacht wiederherſtellte. Der Kaliſcher Frieden (1343) brachte endlich den Deutſchen vollſtändigen Sieg: Polen verzichtete auf Pomerellen und einige Grenzlande — darunter ein guter Teil des weitgerühmten Weizenlandes Kujavien zwiſchen Weichſel und Netze. Während des ganzen Kampfes ſtand Rom mit ſeinen geiſtlichen Waffen den Polen zur Seite. Um ſo feſter ſchloß ſich der Orden an das Reich, deſſen er in ſeinen frohen Tagen nur zu oft vergaß. Eben jetzt unter Kaiſer Ludwig dem Bayer lebte der alte Streit zwiſchen Staat und Kirche als ein Prinzipienkrieg wieder auf. Ghibelliniſche Schriftſteller eröffneten den Federkrieg wider Rom, unſere Kurfürſten behaupteten wider Frankreich und ſeinen Knecht, den Papſt, mannhaft die Freiheit der Kaiſerwahl, und zum erſten Male im Schoße der Kirche ward von den Minoriten der Satz verfochten: das Konzil ſteht über dem Papſte. In dieſem großen Kampfe nahm der Hochmeiſter offen Partei für den Kaiſer als „ſein Fürſt und Geliebteſter des Reichs".

So hatte die weltliche Staatskunſt der geiſtlichen Genoſſenſchaft ihrem Gebiete eine geſicherte Abrundung erobert. Dieſelbe weltliche Politik bewog den Hochmeiſter Werner von Orſelen, in dieſen Tagen (1329) die alten Statuten der beſcheidenen Hoſpitalbrüderſchaft nach den kühneren Geſichtspunkten der baltiſchen Großmacht abzuändern — ſoweit die zähe Bedachtſamkeit kirchlicher Sitten dies zulaſſen mochte. Nach dem Siege über Polen wird auch das Drohen der Litauer minder gefährlich. Als Angreifer tritt nun der Orden den Völkern des Oſtens gegenüber und ſteigt in wenigen Jahrzehnten zur Sonnenhöhe ſeines Ruhms empor. Nach Orſelen beſteigt eine Reihe begabter Männer den Meiſterſtuhl, ſo der ſangeskundige Luther von Braunſchweig, Dietrich von Altenburg und — vor allen — Winrich von Kniprode. Vom Niederrhein gebürtig, ein freudiger Rittersmann von Grund aus und doch ein kalt erwägender Staatsmann, war er den Ideen ſeiner Zeit inſoweit untertan, als es nötig iſt, um groß in der Zeit zu wirken, doch weltlich heiterer, freier im Gemüte als die meiſten der Zeitgenoſſen — mit einem Worte, gleich Frankreichs viertem Heinrich, eine jener frohen, prachtliebenden, ſiegreichen Fürſtengeſtalten, an deren Namen die Völker die Erinnerung ihrer goldenen Zeiten zu knüpfen lieben. Unter ihm — in den Jahren 1351 bis 1382 — wird der

Ordensstaat in Wahrheit eine Großmacht, zugleich, wie ein Jahrhundert später Spanien, der Mittelpunkt und die hohe Schule der lateinischen Ritterschaft.

In der Tat, nur durch die Strenge einer heiligen Genossenschaft, durch den Ernst großer staatlicher Aufgaben konnte das verfallene Rittertum der Zeit wieder geadelt werden. Längst verflogen war in diesen Tagen kirchlichen Haders die religiöse Wärme des früheren Mittelalters; nicht die Begeisterung des Christen, nur phantastische Abenteuerlust führte jetzt noch Reisige in die Heere der Kreuziger. Auch jene naive, derbe Raufluft suchen wir vergeblich, die, nach dem hochgemuten Reiterspruche, „kühn und munter, fromm mitunter" sich durch eine Welt von Feinden schlägt. Nein, einen künstlich verfeinerten, einen epigonenhaften Charakter trägt jenes vielgerühmte zweite Rittertum, das nach der wüsten Verwilderung der kaiserlosen Zeit im vierzehnten Jahrhundert sich wieder erhebt. Schon beginnt das Volk, seine politischen Ideale sehnsüchtig in der Vergangenheit, in der Stauferzeit zu suchen, und bescheiden gesteht der Dichter: „Die weisen meister habent v o r den wald der kunst durchhauwen." Fällt es der Harmonie und Tiefe der modernen Empfindung ohnehin gar schwer, warmen Anteil zu nehmen an den jähen Sprüngen, ja — sagen wir nur das allein zutreffende Wort — an der zerfahrenen Liederlichkeit des Seelenlebens mittelalterlicher Menschen: so erschrecken wir geradezu vor der Herzenskälte und Armut dieses zweiten Rittertums. In bewußter Nachahmung vergangener Zeiten werden die Frauen wieder schwärmerisch verehrt von Rittern, deren schamlose Tracht und wüstes Leben häßlich absticht von den zierlich gesetzten Worten. An den Abenteuern der alten Heldenbücher erhitzen sich die Köpfe, während der kindliche Wunderglaube längst entschwunden ist. War der Adel einst begeistert in den Kampf gezogen für die erhabenen Pläne kaiserlicher Staatskunst, so irrt jetzt der deutsche Ritter planlos, würdelos umher, prahlerisch nach Abenteuern suchend von Ungarn bis zum spanischen Maurenlande. Dem deutschen Adel am mindesten wollte dies phantastische Treiben zu Gesicht stehen. Freilich auch in der guten Zeit des echten Rittertums war unser Volk in die Schule gegangen bei den Welschen, doch bald hatte es seine Staufer-kaiser, seinen Walther von der Vogelweide den größten Helden und Sängern der Romanen kühnlich an die Seite gestellt. In der furchtbaren Verwirrung aber des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bot Deutschland nur Raum für nüchterne prosaische Fürsten, die mit dem Bürgertum zu rechnen wußten. Fremd, fast schwächlich erscheint die adlige Gestalt Friedrichs des Schönen von Österreich neben dem schwarzen Prinzen, roh und krämerhaft neben den Helden der englisch-französischen Kriege jene österreichische Ritterschaft, die ihrem Könige gewissenhaft jedes auf der Kriegsfahrt verlorene Hufeisen in Rechnung stellt.

Preußen allein von allen deutschen Landen darf sich in dieser Zeit an ritterlichem Glanze dem Westen vergleichen. Denn nicht lediglich leere Schlaglust, das innerste Lebensgesetz des Militärstaats vielmehr trieb den Orden in die Litauerkriege. Meisterhaft verstanden die besseren seiner Meister, dem Orden selbst die Strenge der geistlichen Zucht zu bewahren, die Wappenspielerei der neuen Zeit ihm fernzuhalten und dennoch die phantastischen Neigungen des neuen Rittertums für seine Zwecke zu benutzen. „In Preußen da ward er zu Ritter", war lange der beste Ruhm des christlichen Edlen, und stolz trug der Preußenfahrer sein Lebtag das schwarze Kreuz. Auch Könige rechneten sich's zur Ehre, wenn der Orden sie aufnahm unter seine Halbbrüder, und kein höheres Lob weiß der alte Chaucer von seinem ritterlichen Pilger zu sagen als dieses: in Littowe hadde he reysed and in Ruce. Es war der Ehrgeiz jener Tage, dort im Osten mit dem Kriegsruhm der Eroberer des Heiligen Grabes zu wetteifern; der flandrische Ritter Gilbert de Lannoy, der uns in einem treuherzigen Tagebuche la reyse de Prusse geschildert hat, nennt die mécréans de Lettau zuweilen geradezu „Sarazenen". „Durch Gott, durch er, durch ritterschaft" zogen aus allen Ländern Europas junge Degen herbei, auf der Kriegsreise in Litauen die goldenen Sporen sich zu verdienen. Vom Morgen bis zum Mittag wehte dann vor einer feindlichen Burg die Ordensfahne im Christenlager; und fand sich keiner auf des Herolds Ruf, den Neulingen den Rittersnamen im Zweikampf zu bestreiten, so gab ihnen der Meister Sankt Görgens Segen. Aber auch bewährte Ritter fuhren gen Preußen zum Dienste unserer Frauen. Wir finden unter den Gästen nicht nur den Don Quijote dieser donquijotischen Zeit, den Franzosen Boucicaut, sondern auch den kalten Rechner Graf Heinrich von Derby-Bolingbroke, der später im verschlagenen Ränkespiel den Thron der Lancaster gründete. Einmal weilten zwei Könige zugleich am Hofe des Hochmeisters: Ludwig von Ungarn und jener ritterliche Johann von Böhmen, der in den Sümpfen Litauens ein Auge verlor. Kamen so namhafte Gäste, dann ward „zu Ehren dem von Österreich und auch der Maget tugendleich, die Gottes Mutter wird genannt", sofort eine Heidenfahrt begonnen. In dringender Not versuchte der Meister die stärkste Lockung: er schrieb den „Ehrentisch" aus unter den lateinischen Rittern, und durch alle Lande erklangen dann die Namen jener Zehn, die nach erfochtenem Siege der Orden als die Würdigsten erfand und unter prunkvollem Zelte, gleich den Degen von Artus' Tafelrunde, bei Zitherklang und Pfeifenspiel mit einem feierlichen Ehrenmahle bewirtete. Sehr ernsthaft und planvoll, offenbar, waren diese Kämpfe selten, und bald sanken sie herab zu einer leeren und rohen Spielerei. Die meisten ritterlichen Kriege des Mittelalters waren tumultuarisch und von kurzer Dauer, schon weil die Rosse nicht leicht Unterhalt fanden. Pfadfinder des Ordens, „Leitsleute", führten das Heer in das Heidenland hinüber; die Fahne der Grenzburg Ragnit hatte den Vorkampf.

Einige Nächte lang ward „in der Wild" geheert — „heid ein, busch ein, unverzagt, recht als der fuchs und hasen jagt" — alle Habe zerstört nach dem einfachen Grundsatze, „was in tet we, das tet uns wol", und sodann nach lauter Feier des großen Sieges die Rückkehr angetreten und ein Haufe Litauer „gleich den jagenden Hunden" gekoppelt gen Preußen geführt — wenn es nicht dem Feinde noch gelang, die siegreichen Ritter in die Sümpfe und Moore zu locken oder sie einzuschließen zwischen den Hagen, jenen mächtigen Verhauen, die das Barbarenland durchschnitten. Überall zeigen die Ritter seltsame Züge prahlerischer Tapferkeit, so jener Komtur Hermann von Oppen, der beim Anzug des Feindes die Tore von Schönsee öffnen ließ und also die Feste verteidigte. Die wüsten Sitten der Gäste begannen dem Orden selber verderblich zu werden, und schlimmer noch als die Heere hauste das ungeordnete leichte Kriegsvolk der Struter (latrunculi heißen sie in den lateinischen Chroniken), das in dichtem Gewölk den Heeren beider Teile folgte.

Und doch erkennen wir leicht auch in solchem verworrenen Kriegsgetümmel den Grundcharakter des Ordens, seinen Januskopf, der mit dem einen Gesichte hinausschaut in den hellen Bereich moderner politischer Gedanken, mit dem anderen zurückblickt in die verschwommene Traumwelt des Mittelalters. Abgeschwächt freilich war längst der unversöhnliche Gegensatz christlichen und heidnischen Wesens. Schon unter Winrich von Kniprode schloß der Orden, was sein Gesetz streng verbot, zum ersten Male einen Frieden mit den Heiden. Doch um so zäher hielt der Ordensstaat an dem politischen Gedanken seiner Kriege, an dem Plane, das Litauerreich zu brechen, das die Provinzen der Düna und der Weichsel trennte. Im Jahre 1398 erfüllte sich ein guter Teil dieser Absichten, da das Samaitenland dem Orden abgetreten ward und nun die gesamte baltische Südküste den Deutschen gehorchte. Keineswegs ward dies Ziel erreicht allein durch jene räuberischen Kriegsreisen adliger Gäste. Oftmals rückte die gesamte organisierte Wehrkraft des Militärstaats ins Feld — so in dem glorreichsten Jahre der Ordensgeschichte 1370. Damals fiel des großen Winrich Ordensmarschall mit dem harten Herzen und dem harten Namen, Henning Schindekopf, als Sieger in jener gräßlichen Rudauschlacht, die noch heute im Gedächtnis der Altpreußen lebt. Diesen Sieg entschieden die Maien der Bürger — waffenkundige Genossenschaften von Patriziern und Zünftlern, die in guten Zeiten jeden Frühling in festlichem Aufmarsch aus den Toren zogen, den König Lenz nach alter Sitte einzuholen, aber wenn das Kriegsgeschrei erscholl, unter der Führung ihres Ordenskomturs zu den Fahnen des Ordens stießen. In ernstfröhlicher Weise verstand Winrich die Wehrbarkeit der Bürger zu kräftigen: er ordnete den gewohnten Brauch des Vogelschießens in allen Städten des Landes nach fester Satzung und ermutigte die gewandten Armbrustschützen durch Staatspreise. Gleicherweise leisteten auch die Grundherren und

Bauern ihren Komturen Heerfolge, nach strenger Regel, auf bedeckten Hengsten vollgerüstet, oder in der leichteren Plattenrüstung, je nach der Größe des Hufenbesitzes. Auch die modischen fremden Gäste standen unter den Befehlen der Ordensritter, die noch den altritterlichen Schmuck des Vollbartes und des langen würdigen Mantels bewahrten. Alle Fahnen mußten sich senken — hier in dieser deutschen Grenzerwelt, wo das herrschende kaiserliche Banner nie geweht hat —, wenn die große Ordensfahne mit dem Bilde der gnadenreichen Jungfrau dem Ordensmarschall vorangetragen ward. Unbedingt — wenn nicht der Hochmeister selber das Kommando übernahm — verbanden die Befehle des Marschalls, der in friedlicher Zeit in dem gefährdeten Osten, zu Königsberg, hauste, im Kriege sich mit dem Generalstab seiner Kumpane umgab. Der harte Spruch des Reisegerichts traf die Widersetzlichen — Gäste, Preußen und Deutsche Herren —, vornehmlich jeden, der die strenge Marschordnung störte. Auch im Lager mahnte der Altar, der inmitten des Heeres von den Fahnen umweht sich erhob, an den geistlichen Ernst des Kampfes. — Also verstand sich hier der Stolz der schweren adligen Reiterei zum Zusammenwirken mit dem Fußvolke der Landwehr. Sogar leichte Reiterei, die Turkopolen, wußte der Orden zu verwenden. Und wohl nirgendwo ist das schwere Geschütz der Arkolei so früh und so häufig benutzt worden, als hier — schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts — von dem Ritterbunde, welcher der Erfindungslust seiner kriegskundigen Städte immer ein williges Ohr lieh. Die alte Mönchspflicht der Krankenpflege diente jetzt weltlichen Zwecken, ein großes Invalidenhaus wurde zu Marienburg eingerichtet, worin der Orden für die alten Tage seiner wunden Brüder sorgte. — Noch lebt ungeschwächt in den Herzen der Litauer und Slawen der alte Volkshaß wider die Deutschen. Als eine Burg am Niemen von den Unsern erstürmt wird, da bieten Hunderte der Heiden ihren Nacken dem Beile einer greisen Priesterin, also daß keiner in der Deutschen Hände fällt. Aber schon begegnen uns dann und wann Züge menschlicher Annäherung. Scharen mißhandelter Leibeigner fliehen aus Litauen hinüber unter das mildere Recht des Ordens; und gern nimmt er sie auf — unter der bezeichnenden Bedingung, daß sie zurückgeführt werden sollen in die Heimat, sobald ganz Litauen dem Orden gehöre.

Sehen wir in den Kriegen des Ordens, wie billig, eine streng monarchische Ordnung walten, so herrscht in seiner politischen Verwaltung der aristokratische Geist des Mißtrauens. „Da ist viel Heil, wo viel Rat ist," dies Wort, erhärtet an dem Beispiele Christi, der auch mit den Aposteln frommen Rates pflog — bezeichnet den kirchlich-aristokratischen Grundgedanken seiner Verfassung. Wohl schmückte sich das Land mit königlichem Pomp, wenn der Statthalter des gestorbenen Hochmeisters alle Gebieter des Ordens mit den Landmeistern von Deutschland und Livland gen Marienburg berief und dann das Glockengeläute der Schloßkirche ver-

kündete, daß die auserwählten Dreizehn im tiefgeheimen Wahlkapitel einen neuen Fürsten erkoren, Christi Statt im Orden zu halten. Aber den die mächtigsten Könige der Christenheit „lieber Bruder" nannten, er durfte nur über das Kleinste und Alltägliche frei verfügen. Die fünf obersten Gebietiger, der Großkomtur, der Oberstmarschall, der Oberstspittler, der Oberstrappier, der Oberstreßler, mußten zu jedem wichtigen Beschlusse ihre Zustimmung geben; jede Verfügung über Land und Leute war gebunden an das Ja der beiden Landmeister; und wiederholt geschah, daß der Deutschmeister mit dem großen Ordenskapitel die Absetzung eines hoffärtigen Hochmeisters verfügte. Als die Macht des Ordens reißend anschwoll, der persönliche Verkehr mit fremden Fürsten sich vermehrte, befreite sich der Hochmeister allmählich von den kleinen Regeln mönchischer Zucht und bildete sich einen glänzenden Hofstaat. Aber auch dann noch erhielt der Herr der Ostseelande, wenn er teilnahm an den Mahlzeiten des Ordens, seine vier Portionen zugeteilt, damit er spende an die Armen und Büßenden. Nur in dringender Not mochte der Hochmeister auf eigene Hand verfahren und durch einen Machtbrief unbedingten Gehorsam befehlen. Immerhin ließ diese beschränkte Macht von geschickter Hand sich wirksam nutzen, was der Orden selber in seiner guten Zeit durch die Wahl fast ausnahmslos tüchtiger Männer anerkannte. Wie der Hochmeister dem gesamten Orden, so stand der Komtur in jeder größeren Ordensburg „mehr als Diener denn als Herr" den zwölf Brüdern gegenüber, die nach dem Vorbilde der Apostel seinen Konvent ausmachten.

Die furchtbare Härte der genossenschaftlichen Zucht allein hielt diese Aristokratie zusammen. Die „Regeln, Gesetze und Gewohnheiten" des Ordens zeigen uns noch heute, wie hoch hier die Kunst, Menschen zu beherrschen und zu benutzen, ausgebildet war. Ein begebener Mensch war geworden, wer die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams geschworen, „so die Grundfeste sind eines jeglichen geistlichen Lebens," und dafür von dem Orden empfangen hatte ein Schwert, ein Stück Brot und ein altes Kleid. Ihm war verboten, seines Hauses Wappen zu führen, zu herbergen bei den Weltlichen, zu verkehren in den üppigen Städten, allein auszureiten, Briefe zu lesen und zu schreiben. Viermal in der Nacht wurden die Brüder, wenn sie halb bekleidet mit dem Schwerte zur Seite schliefen, von der Glocke zu den „Gezeiten" gerufen, viermal zu den Gebeten des Tagamts; an jedem Freitag unterlagen sie der mönchischen Kasteiung, der Juste. Wem der Orden ein Amt befiehlt, zu Riga oder zu Venedig, übernimmt es unweigerlich und legt es nieder am nächsten Kreuzerhöhungstage vor dem Kapitel seiner Provinz; seine Rechnungen bewahrt das Archiv. Ist einer in Schuld verfallen, so tagt das geheime Kapitel, das mit einer Messe beginnt und mit Gebet endigt, und verweist den Schuldigen an den Tisch der Knechte oder läßt die Juste an ihm vollziehen, denn „nachdem die Schuld ist, soll man die Schläge

messen." Doch darf der Meister Milde üben, der in der einen Hand die Rute der Züchtigung führt, in der anderen den Stab des Mitleids. Nur die „allerschwerste Schuld" — die Fahnenflucht, den Verkehr mit Heiden und die „vormeinsamten Sünden" der Sodomie — kann auch des Meisters Gnade nicht sühnen; sie geht dem Sünder an sein Kreuz, er hat den Orden verloren ewiglich. Noch über das Grab hinaus verfolgt der Orden die ungetreuen Brüder. Wird in dem Nachlasse eines Deutschen Herrn mehr gefunden als jene kümmerliche Habe, die das Gesetz erlaubt, so verscharrt man die Leiche auf dem Felde. Derselben mönchischen Zucht unterlagen auch die zahlreichen nichtritterlichen Ordensbrüder, die das schwarze Kreuz auf grauem Mantel trugen und in mannigfachen Berufen, namentlich in der leichten Reiterei des Ordens, Verwendung fanden. Außerdem umgab den Hochmeister eine mit der Macht des Staates wachsende Schar von weltlichen Dienern und Hofleuten; preußische Landedelleute, die der Orden in politischen Geschäften brauchte, Gelehrte und Künstler, Bediente und Subalterne. — In dieser furchtbaren Zucht, in einer Welt, die den Orden immer groß und prächtig, den einzelnen klein und arm zeigte, erwuchs jener Geist selbstloser Hingebung, der den Hochmeister Konrad von Jungingen auf dem Totenbette die Gebietiger beschwören hieß, sie sollten nimmermehr seinen Bruder zum Nachfolger in seinem Amte wählen. Freilich, eine nahe Zukunft sollte zeigen, daß bei so unmenschlicher Ertötung aller niederen Triebe weder die Freiheit des Geistes noch stetige politische Entwicklung gedeihen kann.

Noch redete das Gesetz von dem „Golde der Minne, womit der Arme reich ist, der sie hat, und der Reiche arm, der sie nicht hat". Noch erinnerten einige große Siechenhäuser, unter der Aufsicht des Ordensspittlers, und die reichversorgte Herrenfirmarie zu Marienburg an die Zeit, da der Orden, der nun drei Fürstenthrone besetzte, unter den Zelten von Akkon die Wunden pflegte; noch ward jedes zehnte Brot aus den Ordensvorräten den Armen gespendet. Aber ausschließlicher immer drängte sich des Ordens staatlich-kriegerischer Zweck hervor. Das kirchliche Wesen erscheint oft nur als Mittel, jene schweigende militärische Unterwerfung zu erzwingen, die in diesen Tagen ungebundener persönlicher Willkür allein durch den schrecklichen Ernst religiöser Gelübde sich erhalten ließ. Wenn mittags an der schweigenden Tafelrunde der Priesterbruder ein Kapitel der Bibel vorlas, wählte man gern die kriegerischen Mären von den „Rittern zu Josuas und Moses' Zeiten". Immer wieder ward den jungen Brüdern das Makkabäerwort eingeschärft: „Darum, liebe Söhne, eifert um das Gesetz und waget euer Leben für den Bund unserer Väter." Es war ein endloser Vorpostendienst. Tag und Nacht standen die Briefschweifen im Stalle gesattelt, um die Boten mit den Befehlen des Meisters oder mit dem Sterbebriefe, der den Tod eines Bruders kündete, von Burg zu Burg zu tragen — ein geregelter Botenlauf durch das gesamte Mittel-

und Südeuropa. Alltäglich konnte ein Visitierer des Ordens erscheinen, alle Schlüssel und Rechnungen der Burg abzufordern, und sämtliche Brüder waren verpflichtet, ihm anzuzeigen, ob das Gesetz verletzt worden, das jede Tagesstunde in jeder Burg des weiten Reiches nach gleicher Regel leitete.

Bei so unbarmherziger Aufsicht mußten die Finanzen des Ordens glänzend gedeihen. „Zu Marienburg," läßt der Dichter den Pfennig sagen, „da bin ich Wirt und wohl behaust." Bis zum fünfzehnten Jahrhundert findet sich in den peinlich genauen Rechnungen, die das Königsberger Archiv noch heute bewahrt, keine Spur eines Unterschleifs. Ja, ein ganz moderner Gedanke der Finanzwirtschaft ist in dem Orden bereits verwirklicht: der Staatshaushalt war scharf geschieden von dem Haushalt des Fürsten, der seinen Kammerzins von bestimmten Gütern bezog. Überhaupt mußten Wohlstand und Bildung erstaunlich rasch emporschießen, wo die Kapitalien und die eingeübte Arbeitskraft eines gesitteten und dennoch jugendlichen Volkes, vereint mit den durchgearbeiteten Gedanken der päpstlichen, orientalischen und hansischen Staatskunst, auf die üppigen Naturschätze eines unberührten Bodens befruchtend einströmten. Wo der Adel selber, durch ein heiliges Gesetz gebändigt, herrschte, konnte der unselige Schaden des mittelalterlichen Staats, die Störung des Landfriedens durch räuberisches Junkertum, nicht aufkommen. Hier war die Stätte nicht für das trutzige Liedlein, das der Adel im Reiche sang: „Ruten, roven, dat is kein schande, dat doynt die besten im lande." Die Ritter und Knechte des Landes, reich begütert zumal im Westen und im Oberlande, vermochten vorerst dem mächtigen Orden nicht zu trotzen. Sie erfreuten sich der Gunst des großen Winrich, der aus diesen Grundherren den Kern der berittenen Landwehr bildete. Sie blieben der Gerichtsbarkeit des Ordens unterworfen und standen mit den Städten in friedlichem Verkehr durch den schwunghaften Getreidehandel. Die übrige freie Landbevölkerung verschmilzt allmählich zu einer Masse; die große Mehrzahl der alten preußischen Freien erwirbt das freie kulmische Recht der deutschen Kölmer. Auch die Pflichten der Grundholden werden leichter, seit der Orden die Bedeutung der rasch eindringenden Geldwirtschaft erkennt und die Verwandlung der Dienste in Geldzinsen gestattet. Der den Hansebürgern abgesehene Grundsatz unbedingter Freizügigkeit befördert den Anbau und sichert die Freiheit, ohne doch, bei dem festen Erbrechte der Bauernhöfe, ein allzu rasches Hin- und Widerfluten der Bevölkerung zu bewirken. Und wie sollte des Landmanns Lage da auf die Dauer eine gedrückte bleiben, wo der rastlose Kampf mit der Flut des Meeres und der Ströme fortwährend die persönliche Kraft des Bauern herausfordert? Den Mahnruf des Dichters an die Monarchie des Mittelalters: „Dir ist befohlen der arme Mann", befolgt die Aristokratie der Deutschen Herren um so eifriger, je gefährlicher die Macht des städtischen und des Landadels emporwächst. Dem großen Winrich hat das

Volkslied das edelste Fürstenlob, daß er ein Bauernfreund gewesen, nachgesungen.

Die Kirche bleibt in der alten Abhängigkeit. Die Klöster vornehmlich unterliegen der strengen Aufsicht des Ordens, und allein kraft eines Terminierbriefes der Landesherrschaft darf der Bettelmönch fromme Gaben heischen. Nur in Ermeland, wo es nicht gelungen war, das Domkapitel mit Deutschen Herren zu besetzen, begannen schon jetzt unheilvolle Händel zwischen dem Bistum und dem Orden. Solche Erscheinungen heben die preiswürdige Tatsache nicht auf, daß die Ordensherrschaft das ausgedehnteste Gebiet einheitlichen Rechtes im deutschen Mittelalter umfaßt. Jeder Komtur einer Ordensburg ist zugleich Bezirkshauptmann für die Landesverwaltung, führt den Vorsitz in Landthing, und selbst die mächtigen Städte müssen sich ihm beugen. Das Recht der Städte hat der Hochmeister durch eine allgemeine städtische Willkür geregelt, die nicht ohne seinen Willen geändert werden darf. Er allein entscheidet über die Freiheit des Handels und die Zulassung der Fremden, er bestimmt die Willkür für die Weichselschiffahrt. Ihm dankt das Land gleiches Maß und Gewicht; nur seiner Landesmünze zu Thorn ist der Münzenschlag vorbehalten.

Und doch war die Stellung der großen Städte des Landes, die früh der Hansa Deutschlands beitraten, zu ihrer Landesherrschaft nach modernen Staatsbegriffen ebenso unbegreiflich, wie die Lage aller anderen landsässigen Hansestädte. Die „unter beiden Meistern sitzenden" Hansestädte (in Preußen die Sechsstädte Danzig, Elbing, Thorn, Kulm, Königsberg und das kleine Braunsberg — denn das reiche Memel blieb butenhansisch) —, sie beschlossen auf den gemeinen Hansetagen oder gar auf ihren preußischen Städtetagen zu Marienburg und Danzig den Krieg gegen Könige, die mit dem Orden in Frieden lebten. Sie spielten — ein Staat unter Staaten — die Rolle des Vermittlers in den Händeln des Ordens mit Litauen oder baten den Hochmeister um seine Verwendung in hansischer Sache bei der Königin von Dänemark. Die bittere Not, der Ernst der politischen Arbeit und das nicht eingestandene, doch unzweifelhaft bereits lebendige Bewußtsein, auf wie schwachen Füßen die glänzende Ordensherrschaft stehe — das alles zwang den Orden, die ritterlichen Vorurteile zu verschmähen, den Eifer der Herrschaft zu mäßigen und als treuer Bundesgenoß zu den Städten Niederdeutschlands zu halten. Waren doch beide im Innersten verwandt als Aristokratien von Deutschen inmitten halbbarbarischer Völker, als trotzige Eroberer unter fremden Zungen, verwandt sogar in ihrer inneren Einrichtung. Auch die Hansa konnte in der Fremde ihre Herrschaft nur erhalten durch die strenge klösterliche Zucht mönchischer Faktoreien. Auch das Gewerbe des Kaufmanns war in tiefes Geheimnis gehüllt gleichwie das Leben der geistlichen Genossenschaft. Der Blick der Osterlinge beherrschte einen weiteren Gesichtskreis als die Binnenstädte Oberdeutschlands; sie allein unter unseren Kommunen trieben große

Politik gleich dem Orden, und sie begegneten sich mit ihm vornehmlich in dem Bestreben, den friedlosen Verkehr zur See endlich zu sichern. Diese Verbindung war so natürlich, daß das Anwachsen beider Mächte auch in der Zeit genau den gleichen Schritt einhielt und beide von dem Augenblicke an dem Verfalle entgegeneilten, da sie sich miteinander entzweiten. Das glorreiche Jahr des Ordens (1370) war auch der Höhepunkt der hansischen Macht. Als Meister Winrich die Kunde empfing von dem großen Litauermorden auf dem Rudaufelde, da weilte an seinem Hofe als ein Bettler, des Ordens Vermittlung erflehend, Waldemar Atterdag der Däne, verjagt aus seinem Erbe durch die Bürgermacht der Siebenundsiebzig Hansestädte; im selben Jahre unterschrieb der König den Stralsunder Frieden und versprach, daß fürderhin keiner den Thron von Dänemark besteigen solle, als mit dem Willen der gemeinen Hansa. Wenige Jahrzehnte später traten drei preußische Städte als Bürgen ein für das königliche Wort Albrechts von Schweden.

Hat auch keine der Ordensstädte die unvergleichliche Lübeck völlig erreicht und das Wort des deutschen Liedes zuschanden gemacht: „Lubeck aller stede schone, van richer ere drageſtu die krone" — so stand doch von allen Gemeinwesen der Osterlinge Danzig der Traveſtadt am nächsten. Ein hochgefährliches Element in dem jungen Staate, fürwahr — diese überkräftige Kommune mit dem stolzen Adel, den leidenschaftlich bewegten Zünftlern und dem heute noch berüchtigten wilden Hafenvolke polnischer Weichselschiffer. Sie war die Erbin jener Handelsherrschaft im Osten des Baltischen Meeres, welche dereinst dem alten Wisby auf Gotland gehörte. Wohl hielt die Stadt noch so streng wie nur der Orden selber auf deutsches Wesen, wehrte allem undeutschen Blute den Eintritt in die Zünfte. Rechtspflege und Verwaltung waren nach moderner Weise getrennt, jene geübt von dem Stadtschultheißen und seinen Schöppen, diese in den Händen von Bürgermeister und Rat; die Verfassung aristokratisch, doch so, daß für wichtige Entschlüsse die Zustimmung der Zünftler eingeholt ward. Aber schon geschah, daß die Zünftler in jähem Aufruhr aus ihrem Gemeindegarten lärmend vor den prächtigen Artushof der Stadtjunker zogen, und schon jetzt ward in dem Junkerhofe dann und wann der kecke Plan besprochen, die Stadt von dem gestrengen Orden loszureißen. Denn hatte der Orden auch ein einheitliches Handelsgebiet geschaffen und niemals Binnenzölle aufgelegt, so erhob er doch ein Pfundgeld von der Einfuhr. Ja, er ward jetzt selber ein großer Kaufherr und verfeindete sich also den monopolsüchtigen Geist der Hansa: er begann, gestützt auf päpstliche Dispense, einen ausgedehnten Eigenhandel, vornehmlich mit dem Bernstein, den außer den Dienern des Ordens niemand aufsammeln durfte. Er beanspruchte oft ein Vorkaufsrecht auf die Einfuhren seiner Städte, band sich selber nicht an die Getreideausfuhrverbote, die er zuweilen für sein Land erließ, und trieb den Kornhandel so schwunghaft,

daß einmal 6000 Last Roggen allein auf sieben Ordensburgen aufgespeichert lagen. Seine Handelsagenten residierten in Brügge, in den preußischen Städten und in dem Mittelpunkte des polnischen Verkehres, Lemberg.

Nur im Zusammenhange mit diesen hansischen Verhältnissen läßt sich des Ordens baltische Politik begreifen. Auch Estland, dessen Ritterschaft der Orden schon längst durch einen Bund an sich gekettet hatte, wurde endlich ganz für den Ordensstaat gewonnen (1346), als der Meister von Livland dem Dänenkönige beistand gegen einen gefährlichen Aufstand der estischen Bauern und dann — nach der alten geistlichen Politik — eine unerschwingliche Entschädigung für die Hilfe forderte. So war dem Orden die Küste vom Peipussee bis zur Leba dienstbar, und alsbald begann er die Befriedung der See, schuf sich eine Seemacht als der Schirmherr des gemeinen Kaufmanns. Schon längst war der deutsche Kaufherr gewohnt, seine Koggen nur in starken Flotten auf die friedlose See zu senden. Vollends in den wüsten Kriegen zur Zeit der Kalmarischen Union hatten die streitenden Mächte des Nordens das alte Unwesen der Seeräuber ermutigt durch ihre Stehlbriefe. Seitdem war der Piratenbund der Vitalienbrüder, geführt von adligen Abenteurern, den Sture, den Manteuffel, herrschend im Baltischen Meere, hatte Gotland besetzt und das verfallene altehrwürdige Wisby in ein festes Raubnest verwandelt; seine Auslieger lauerten in allen Winkeln der buchtenreichen See versteckt. Was die skandinavischen Kronen nicht wagen, gelingt endlich der jungen Flotte des Ordens (1398): unterstützt von den Schiffen seiner Städte erobert er Gotland, verhängt ein furchtbares Strafgericht über die Räuber und läßt seine Friedensschiffe in der Ostsee kreuzen. Bald darauf setzen sich, kraft alter Herrschaftsrechte, die Dänen auf der Insel fest; der Orden aber rüstet eine neue Flotte, bringt an zweihundert dänische Schiffe auf, landet ein Heer von 15 000 Mann auf Gotland und pflanzt die Kreuzfahne wieder auf den Wällen von Wisby auf (1404).

Auch tief in das Binnenland hinein reichen die Fäden der Ordenspolitik. Solange die baltische Welt noch nicht den russischen Ehrgeiz lockt, steht der Orden oft im Bunde mit dem weißen Zaren als dem alten Feinde der Litauer; und doch sendet der Hochmeister vorsichtig zugleich Gesandte an die Beherrscher von Kasan und Astrachan, findet an ihnen eine starke Rückenlehne wider die Moskowiter. — Den Polen und Litauern gegenüber weiß der Orden teilend zu herrschen; er schürt emsig den Bruderstreit, der das Großfürstenhaus von Litauen zerfleischt; seine Burgen sind die bereite Zufluchtsstätte aller Unzufriedenen der Nachbarländer. Und schon am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts legt der verschlagene Piaste Herzog Wladislaw von Oppeln dem Orden einen europäischen Plan vor, der seitdem nie wieder aus der großen Politik verschwunden ist: den Plan der Teilung Polens. — Von so umfassenden Kombinationen jedoch kehrte die Staatskunst des Ordens immer wieder

zurück zu ihren einfachsten Aufgaben. Die Verbindung mit Deutschland blieb ungesichert, solange der launische Wille der pommerschen Wendenfürsten sie jederzeit abschneiden konnte. Der Erwerb von Stolp und Bütow und anderen Grenzstrichen vermochte nicht, dies zu ändern. Endlich gelang es, den alten Übelstand zu heben und eine sichere Straße in das Reich zu erwerben: der Orden benutzte (1402) die Geldnot der märkischen Lützelburger zum Ankaufe der Neumark. Bürger und Bauern des neugewonnenen Landes fügten sich willig der Herrschaft der Aristokratie; nur der meisterlose Adel widerstrebte hartnäckig, er fürchtete den Landfrieden der Ordenslande. Nicht bloß für die Staatskunst, auch für die Wirtschaft des Ordens ward die neue Straße in das Reich hochwichtig; denn sein Besitz in Deutschland war allmählich stattlich angewachsen, umfaßte zwölf Balleien, darunter zwei von unerschöpflichem Reichtum, Österreich und Koblenz.

Wenn der Orden die Völker des Ostens vor seiner Landwehr erzittern ließ: vergessen wir nicht, welches wetterfeste, in ewigen Kämpfen gestählte Bauernvolk ihm gehorchte. In altpreußischer Zeit hatten dereinst reiche Dörfer und Wälder geprangt, wo nun der Spiegel des Frischen Haffs sich dehnte. Aber auch noch unter der Ordensherrschaft verwandelten Einbrüche des Meeres die Gestalt der Küste. Die alte Einfahrt in das Frische Haff, das Tief von Withlandsort, kaum erst durch eine Feste geschützt, versandete; die See brach sich ein neues Tief, und der Orden ließ die Bauern fronden zu den starken Dammbauten bei Rosenberg. Gewaltiger noch war das Ringen mit dem tückischen Weichselstrome. Undurchdringliches Gehölz hob sich aus dem Röhricht der weiten Sümpfe zwischen den Armen der Weichsel und Nogat, bis alljährlich im Frühjahr der Schrecken des Landes, der Eisgang, herankam, Fußboten das unheimlich langsame Nahen des Feindes verkündeten und endlich die weiten Wälder in der großen Wasserwüste verschwanden. Hat auch die moderne Kritik den vielgefeierten Namen des Landmeisters Meinhard von Querfurt erbarmungslos seines Glanzes entkleidet: zu den Fabelgestalten zählen wir darum doch nicht jenen Ordensritter mit dem Wasserrade, der heute unter den Steinbildern der Dirschauer Brücke prangt. Der Orden war es, der, nicht durch eines Mannes Kraft, nein, durch die nachhaltige Arbeit mehrerer Geschlechter, die Wut des Stromes bändigte. Der güldne Ring der Deiche ward um das Land gezogen, gesichert durch ein strenges Deichrecht, durch die Bauernämter der Deichgrafen und Deichgeschworenen, die noch heute alterprobt bestehen. Also geschützt, ward das Sumpfland der Werder, *unter* dem Wasserspiegel der Ströme gelegen, von holländischen Kolonisten in die Kornkammer des Nordens verwandelt, und bald blähte sich hier die Üppigkeit, der unbändige Trotz der überreichen Werderbauern.

Auch anderer Orten im Lande blühte die Landwirtschaft. Die Schafzucht arbeitete dem Tuchhandel von Thorn in die Hände, und Preußens Falkenschulen versorgten den Weidmann aller Länder mit dem unentbehrlichen Federspiele. Die Beutener in den Wäldern von Masuren versandten das Wachs ihrer Bienenkörbe weithin an den Klerus, und selbst der Landwein von Altpreußen hat den unverdorbenen Kehlen unserer Altvordern gemundet. Wichtiger noch war die Ausfuhr des Holzes, das von den Baumbesteigern der Danziger und Rigaer Kaufhäuser in den Forsten von Polen, Litauen, Wolhynien ausgesucht und dann auf mächtigen Flößen, die dichtgedrängt oftmals den Flußverkehr sperrten, die Weichsel und Düna hinabgefahren ward — wenn anders die heilige Barbara in dem Bergkirchlein zu Sartowitz das Gebet des Weichselschiffers um gesegnete Fahrt erhörte. Desselben Weges kam der Flachs, den die Braker im Hafen prüften und stempelten. Der Handel über Land mit Polen und den Nachbarländern war Preußens Vorrecht; und seit der Orden das Kurische Haff mit dem Pregel durch einen Kanal verbunden, ward auch der Wasserweg auf dem Niemen bis in das Herz von Litauen seinem Kaufmann erschlossen. Das rührige Danzig gründete dort das hansische Kontor von Kowno. Dies Monopol des überländischen Verkehrs hinderte die Sechsstädte des Hochmeisters nicht, auch den anderen Handelszügen der Hansa zu folgen: sie nahmen teil an dem großartigen Verkehre des Weltmarktes zu Brügge und sendeten ihre Schiffe auf die Baienfahrt, um an der Loiremündung Salz zu kaufen. Indes dankten alle Städte der Osterlinge den Wohlstand ihrer Zünftler vornehmlich dem Aktivhandel nach den Ländern des Nordens und Ostens, welche der Produkte unsers Landbaues und Gewerbes nicht entraten konnten. Die Fischerei im großen, jederzeit das natürliche Vorrecht des seeherrschenden Volkes, ward in den nordischen Gewässern von der Hansa ausschließlich ausgebeutet. Allsommerlich bezogen die Hansen bei Falsterbo auf Schonen ihre Hütten, um des Heringsfangs zu pflegen, und durch die Gnade des bedrängten Waldemar Atterdag durfte dort Danzig sein Fischlager neben der Vitte des gebietenden Lübeck aufschlagen. — Der Kredit ward gefördert durch die vom Orden erlassene gemeine preußische Bankrottordnung und durch ein verständiges Wechselrecht, das in den Städten zur Regelung des Überkaufs sich gebildet hatte. Vor allem sorgte der Landesherr für die Sicherheit des Verkehrs. Jeder Komtur hielt in seinem Bezirke das strenge Straßengericht. Von den Stettiner Fürsten erlangte der Orden das Versprechen, ihm alle Verbrecher auszuliefern, und von den Herzogen von Oppeln ertrotzte er sich das Recht, die Räuber des preußischen Kaufguts noch auf schlesischem Boden niederzuwerfen. Dem verderblichen Grundsatze des mittelalterlichen Handels, daß jedermann sich seines Schadens erholen solle bei den Volksgenossen, suchte der Orden entgegenzuwirken durch Handelsverträge, zumal mit England, das bereits ein Konsulat in Danzig errichtete.

Mit diesem gewaltigen Aufschwunge materieller Wohlfahrt hielt die geistige Bildung nicht gleichen Schritt. Ein banausisches Wesen geht durch die mittelalterliche Geschichte unseres Nordens, der Hansa wie der Deutschen Herren. Von der schrecklichen Eintönigkeit des mönchischen Garnisonlebens mochte der Deutsche Herr sich erholen in ritterlichen Spielen, obwohl das eigentliche Turnier ihm verboten blieb, oder in schwerer Jagd auf Bären, Wölfe, Luchse, „nicht durch kurze weile, sunder durch gemeinen vrumen". Auf Hochmeisters Tag oder zu Ehren fürstlicher Gäste feierte man glänzende Gelage und Waffenspiele; dann flossen statt des Bieres der Osterwein von Chios, die welschen Weine und der köstliche Rainfal aus Istrien. Zu Ostern zogen die Dirnen von Marienburg mit Maizweigen auf das Hochschloß, um den Fürsten nach gut preußischem Brauche einzuschließen, bis er mit einer Gabe sich löste. Meisters welscher Garten und Karpfenteich boten manche heitere Stunde, bald war der Lärm und Prunk fürstlicher Besuche zur Regel geworden an dem geistlichen Hofe. Edlerer geistiger Luxus aber schien dem rauhen Militärstaate bedenklich. Noch im fünfzehnten Jahrhundert begegnet uns ein Hochmeister, der „kein Doktor" ist, weder lesen noch schreiben kann. Wenn Meister Winrich befahl, daß in jedem Konvente zwei gelehrte Brüder, ein Theolog und ein Jurist, verweilen sollten, so hatte er nur kirchlich-politische Zwecke im Auge. Seine Schöpfung, die Rechtsschule von Marienburg, ging rasch zugrunde, und die Universität von Kulm, die der Orden in jenen Tagen zu gründen gedachte, ist nie zustande gekommen. Die gelehrten Brüder haben Urlaub, das Gelernte zu üben, die ungelehrten aber sollen nicht lernen; genug, wenn sie das Paternoster und den Glauben auswendig wissen.

Vollends von einem tiefern Nachdenken über göttliche Dinge meinte der Orden wie das frühere Mittelalter: „O weh dir armen Zweifeler, wie bist du gar verloren, du möchtest kiesen, daß du wäreſt ungeboren." Ein Graf von Nassau ward nach tiefgeheimer Verhandlung zu ewigem Kerker verurteilt, „weil er ein Czwifeler was". Im Bewußtsein solcher Schwäche bewies der Orden dem gelehrten Mönchstum offene Mißgunst. Die geistige Aristokratie der Mönche, die Benediktiner, duldete er gar nicht, die Zisterzienserklöster zu Oliva und Pelplin nur, weil sie von den pommerschen Fürsten bereits früher gegründet waren; allein den unwissenden Bettelmönchen blieb er gewogen. Unter allen Wissenschaften hat nur eine in dieser durchaus politischen Welt eine eigentümliche Ausbildung empfangen, die Geschichtschreibung. Die Chronisten des Ordenslandes stellen sich den besten des deutschen Mittelalters an die Seite: von Peter von Dusburg an, der am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Preußenkämpfe des Ordens mit der frommen Begeisterung des Kreuzfahrers schilderte, bis herab auf Johann von Pusilge, der hundert Jahre später mit freierem Weltsinn und weitumfassendem politischen Blick seine Jahrbücher schrieb. Solche Berichte von den Taten des Ordens wurden

zuweilen in den Remtern den Brüdern vorgelesen. Eine regelmäßige Annalistik freilich konnte in dem stürmischen Grenzerleben nicht aufkommen.

Gleich der Wissenschaft schwieg auch die Dichtung fast gänzlich im Ordenslande. Gar seltsam hebt von solcher Herzenshärtigkeit der Glanz der bildenden Künste sich ab, welche allerdings nicht so unmittelbar auf die Veredelung der Gemüter wirken. Ihre Blüte in Preußen fällt in der Zeit genau zusammen mit dem politischen Ruhme der Tage Winrichs von Kniprode. Das edelste weltliche Bauwerk des deutschen Mittelalters ist unter dem großen Hochmeister vollendet worden: die Marienburg, die nach dem Glauben des Volkes ihre Wurzeln, die mächtigen Kellergeschosse, so tief in die Erde streckt, wie ihre Zinnen hoch in die Lüfte streben — bei Nacht mit dem Lichtglanze ihrer Remterfenster wie eine Leuchte ob den Landen hangend, weithin sichtbar an dem Weichselflusse, dem die Kulturarbeit des Ordens den lieblichsten Unterlauf von allen deutschen Strömen bereitet hat. Schon längst stand auf den Nogathöhen hinter den Ställen und Vorratshäusern der Vorburg, beschützt durch eine Kette von Basteien und Gräben, das Hochschloß mit dem Kapitelsaale und der Schloßkirche. Das kolossale Mosaikbild der heiligen Jungfrau mit dem Lilienstabe verkündete, daß hier des geistlichen Staates Hauptburg rage; auf dem Rundgang um die Burg ruheten des Ordens Tote. Neben diesem düster-feierlichen Bau erstand in Meister Winrichs Tagen das prächtige Mittelschloß, die weltlich heitere Residenz des Fürsten, mit der lichten Fensterfronte von Meisters morgenhellem Gemach und dem wunderbar kühnen Gewölbe in Meisters großem Remter, das gleich dem Gezweige der Palme aus einem mächtigen Pfeiler emporsteigt. Aber selbst dies freudige Bauwerk verleugnet nicht den strengen Geist des Militärstaates. Nicht nur weisen unterirdische Gänge und der Rundgang um das Dach auf den Zweck der Verteidigung; aus der wahrhaftigen Keuschheit des erst von der Gegenwart wieder verstandenen Ziegelrohbaues redet ein spröder Ernst, der den meisten gotischen Bauten fremd ist. Geradlinig schließen sich die Fenster ab, der Reichtum der vegetativen Ornamente der Gotik fehlt; nur der leise Farbenwechsel des Ziegelmusters mildert die Einförmigkeit der schmucklosen Mauerflächen. Den gleichen Charakter massenhafter Gediegenheit tragen die Nebenbauten bis herab zu den schweren Türmen, die in die Gräben hinausragen — den unaussprechlichen Danzks. Wir mögen dieses spröde Wesen nicht allein der Dürftigkeit des Backsteins zuschreiben; zeigt sich doch an einem edlen Bruchsteinbau des Ordens, an der Marburger Elisabethkirche, dieselbe Bescheidenheit des vegetativen Schmucks. Dagegen mahnen ornamentale Inschriften und manche Eigenheiten des Stils an des Ordens Verkehr mit Sizilien und dem Morgenlande. Wie das Meisterschloß das Vorbild ward für alle Ordensburgen und sogar dasselbe Ziegelmuster mit militärischer Regelmäßigkeit sich in vielen Burgen wiederholte, so wirkte der strenge Charakter der Ordensbauten auch auf die

Bauwerke der Städte. Wer kennt sie nicht, die aufstrebende Kühnheit, den würdigen Ernst der Giebelhäuser mit den weit vorspringenden Beischlägen in der Danziger Langgasse? Wie eine Festung ragt der Dom von Marienwerder über die Weichselebene und ist auch als eine Feste wiederholt von reisigen Bürgern verteidigt worden.

Erscheint es blendend, einzig, dies kühne Emporsteigen der Ordensmacht zu schwindelnder Höhe: wie sollten wir doch die Einsicht abweisen, daß solche glänzende Frühreife die Gewähr der Dauer nicht in sich trug? Selten läßt sich — nach dem ernsten, unser Geschlecht beherrschenden welthistorischen Gesetze — in dem Kerne menschlicher Größe selber die Notwendigkeit ihres Verfalls so schneidend nachweisen, wie an diesem widerspruchsvollen Staate. Nur weil der Orden aus den Reihen des deutschen Adels sich fortwährend neu ergänzte, gebot er über eine Fülle großer Talente. Alle die meisterlosen Degen strömten ihm zu, denen die anschwellende Macht der Fürsten und Städte den Raum beengte, die tieferen Gemüter von religiöser Inbrunst wie die Männer von wagendem Ehrgeiz, welche hier allein noch hoffen durften, aus dem niederen Adel zum Fürstenthron sich emporzuheben. Aber eben deshalb ward des Ordens Zukunft bestimmt von der augenblicklichen Lage des Adels im Reiche, die er nicht beherrschen konnte. Nur der Heiligkeit kirchlicher Zucht dankte der Orden die Spannkraft, in staatloser Zeit die Majestät des Staates zu wahren. Doch je klarer der also gefestete Staat seiner weltlichen Zwecke sich bewußt ward, um so drückender erschienen die kirchlichen Formen, die sein mütterlicher Boden waren. An sich bietet die Herrschaft des Ritterbundes nichts Unnatürliches in Zeiten, welche gewohnt waren, alle großen politischen Ziele durch die gesammelte Kraft von Genossenschaften zu erreichen. Aber rühmten wir ihm nach, daß er in seinem Lande nichts der organischen Entwicklung überließ, alles durch scharf eingreifenden Willen ordnete, so blieb er selber doch starr und unverändert, derweil in seinem Volke alles sich wandelte, mußte jedem Versuche innerer Reform sein theokratisches non possumus entgegenstellen. Eine furchtbare Kluft tat sich auf zwischen der Landesherrschaft und ihrem Volke, seit in den Enkeln der ersten Ansiedler allmählich ein preußisches Vaterlandsgefühl erwuchs und das Volk murrend erkannte, daß eine schroff abgeschlossene Kaste von Fremden, Heimatlosen Preußens Geschicke lenkte. Einwanderer und Einwohner standen sich hier bald ebenso feindselig gegenüber wie im spanischen Amerika die Chapetons und Kreolen, ja, noch feindseliger; denn der ehelose Deutsche Herr ward durch kein häusliches Band an das unterworfene Land gekettet. Wohl bot der Orden jeder reichen Kraft freie Bahn, doch nur, wenn sie *seine* Gelübde auf sich nahm. Die unabhängigen Köpfe des Landadels sahen sich ausgeschlossen von jeder selbständigen staatlichen Tätigkeit; derselbe Orden, der willig die Bürger von Lübeck und Bremen unter seine Brüder aufnahm, erschwerte mit theokratischem Miß-

trauen dem Adel seines Landes den Eintritt. Mochte der Orden mit kühlem Rationalismus jede neue politische Idee, so die Zeit gebar, sich aneignen: die Grundlage seiner Verfassung blieb unwandelbar. Der monarchische Gedanke, der einzige, der die Völker des Mittelalters zu dauernder Gesittung emporführen konnte, der soeben noch zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreich seine rettende Kraft erprobte — im Ordenslande fand er keine Statt, solange der Plan einer Säkularisation geistlicher Staaten dem Glauben der Völker noch als ein Verbrechen erschien.

Erschüttert freilich war dieser Glaube schon längst. Denn allgemeinen Anklang hat die unmenschliche Lehre von der Ertötung des Fleisches unter unserem lebensfrohen Volke zu keiner Zeit gefunden. Nicht bloß die rohe Sinnlichkeit, auch die unbefangen weltliche Anschauung des geschlechtlichen Lebens lehnte sich schon im frühen Mittelalter dawider auf. „Daz schoeniu wip betwingent man, und ist da sünde bi, son' ist da doch nicht wunders an," sagt ein freudiges Dichterwort. Jetzt vollends war der Deutsche Herr, dem verboten war, seine leibliche Mutter zu küssen, verderbt im Verkehre mit den Heidenfahrern. Die alte Satzung ward mit Füßen getreten, manch unheimliches Geheimnis aus den verschwiegenen Zellen der Burgen drang in das Volk, der weiße Mantel ward oft gesehen in den „Ketzerhainen" der lebenslustigen Städte, und das Sprichwort mahnte den Hausvater, seine Hintertür zu schließen vor den Kreuzigern. Da offenbarte sich an dem steigenden Spotte des Volks wider seine unheiligen Herrscher, daß das Possenspiel der Theokratie auf die Dauer nur solche Völker ertragen, deren Gemüt ein geistloser Glaube einwiegt in waches Traumleben. Als im Reiche Fürstentum und Bürgertum an Macht und sittlicher Kraft den Adel weit zu übertreffen begann: wie hätte solcher Verfall des Standes nicht zurückwirken sollen auf seine ferne Pflanzung? Je tiefer der Adel sank, um so herrischer trat der Ritterbruder im weißen Mantel den Graumäntlern gegenüber. Durch die geweihten Remter schritt die Lust, schamlos und freudlos. Die Ritter, seit der Rudauschlacht des ernsten Krieges entwöhnt, kürzten sich die Weile mit leerem Prahlen von der unbesiegbaren Stärke der Ordenswaffen. Junkerhafter Übermut verhöhnte die besonnenen Meister, welche, die Gefahren der Zeit erwägend, die alte Eroberungspolitik mäßigten. Als dann endlich — nach einer tragischen Notwendigkeit, die keines Menschen Witz abwenden konnte — diese Eroberungspolitik, das Lebensgesetz des Staates, noch einmal hervorbrach, da erlebte der deutsche Adel seinen jammervollsten Fall auf demselben Boden, wo er sein Höchstes geleistet. Inzwischen reifte die Treibhaushitze der kolonialen Luft in dem jungen, der Pietät ungewohnten Volke den Haß wider die fremden Herrscher. Denn fremd mußten den Preußen die Oberdeutschen erscheinen in Tagen, da die Abneigung der Stämme in unseliger Blüte stand. Zwei neue Aristokratien waren emporgewachsen unter der herrschenden Kaste, durch festere Bande, als der Orden, mit dem Lande

verkettet. Die städtischen Geschlechter, zumal die mächtigen Ferver, Letzkau, Hecht in Danzig, murrten längst wider das harte Regiment. Und hier abermals stoßen wir auf den tragischen Widerspruch im Wesen des Ordens. Nur weil der Orden zugleich ein großer Kaufherr war, konnte er den Gedanken einer Handelspolitik im großen Stile fassen; und doch hat dieser selbige Eigenhandel ihm die Gemüter der Bürger verfeindet. Unter dem Landadel, den reichen Geschlechtern der Renys und Kynthenau im Kulmerlande, tat sich der ritterliche Eidechsenbund zusammen. Alle Eidechsenritter waren verschworen, einander beizustehen mit Leib und Gut in nothafter ehrlicher Sache wider jedermann — freilich „mit Ausnahme der Landesherrschaft"; aber wer hatte Kunde von den tiefgeheimen Bundestagen? Auch auf den Hort der monarchischen Gewalt, auf die Treue der niederen Stände, durfte der Orden nicht mit Sicherheit zählen — am wenigsten um die Wende des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, in diesem schrecklichen Morgensturme, der dem Lichte der modernen Gesittung vorausging. Alles Heilige sah dies unselige Geschlecht geschändet und entweiht. Gräßlich erfüllte sich das strenge Seherwort, das Dante hundert Jahre zuvor gesprochen: „Der Stuhl von Rom, weil er in sich vereinigt zwei Gewalten, fällt in den Kot." Zwei Päpste haderten um die dreifache Krone, zwei Kaiser um den Zepter der Welt, und frech spottete der Heide: „Nun haben die Christen zwei Götter; will ihnen der eine ihre Sünde nicht vergeben, so gehen sie zu dem anderen." Auf den Stellvertreter Christi ward gefahndet auf der Heerstraße, und der Söldner von Neapel band sein Roß an den Altar von St. Peter. Vor kurzer Frist erst war der schwarze Tod und der Judenbrand durch die Städte gerast; der Kyrieleis-Gesang der Geißler, der Angstruf der schuldbeladenen Menschheit, war gellend in den Straßen erklungen. Mit schneidendem Hohne wandte sich das empörte Gewissen der Masse wider das Sündenleben der Reichen. Die Dirnen, spottete das Volk, kommen aus den gemiedenen Gassen zu dem Rate der Stadt und klagen wider des Rates Töchter: sie verderben uns das Handwerk. Während die Häupter der Christenheit sich rüsteten, durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern wieder Frieden zu bringen in die geängsteten Gemüter, ging auch der Staatsbau der alten Welt aus seinen Fugen.

Dahin war die Ehrfurcht des armen Mannes vor der alten Ordnung. In Frankreich, in den Niederlanden wie in Oberdeutschland rotteten sich die Bauern zusammen, und von England herüber tönte aus den wilden Haufen Walters des Ziegeldeckers zum ersten Male die lockende Weise, welche erklang und erklingen wird, sooft die rauhe Naturkraft der mißhandelten Menge aufsteht wider den kunstvollen Bau einer alten Kultur: — „Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?" In Preußen auch schritt ein unruhiger Geist durch die Massen: schon mußte der Orden „Sammlungen" und bewaffnetes Umherziehen verbieten.

Auch auf dem Schlachtfelde hatten die neuen popularen Mächte ihre Überlegenheit gezeigt. Seit hundert Jahren schon hingen 8000 Paar goldene Sporen in der Kirche von Kortryk, prahlerische Trophäen, die der Weberkönig von Flandern mit seinem Bürgerheere von Frankreichs Adel erbeutet. Vor dem Morgensterne des Schweizers, dem langen Spieße des Dithmarscher Bauern war die ritterliche Kriegskunst zuschanden geworden, und prahlend sang der Eidgenosse von seiner Laupenschlacht: „Den Grafen thet die Ruthen weh." Eben jetzt, um die Wende des Jahrhunderts, kehrte, geschlagen von den Söldnern der Welschen, Kaiser Ruprechts ritterliches Reichsheer „halb wieder her in Armut, Schand und Spott". In der Tat — schon längst empfand es schmerzlich der Orden — ein neuer Kriegerstand war erstanden. Mehr und mehr entfremdete sich die bürgerliche Gesittung der Zeit den ritterlichen Kreuzfahrten; schon spotteten die Lieder des Teichners über den Preußenfahrer, der von weiter Reise nichts heimbringe als das unverständige Lob des Haufens: „Hei, wie der gevaren hat!" Bereits begnügten sich die Frommen im Reich, Söldner gen Preußen zu schicken zu ihrer Seelen Heil. Bald hörte auch dies auf, und der Orden war gleich anderen Staaten gezwungen, mit ungeheurem Geldaufwande den Kern der neuen Heere, das besoldete, gedrillte Fußvolk und die reichbezahlten Bogenschützen, von Genua zu werben. Diese Wandlung der Kriegsweise war auf die Dauer der Wirtschaft der Völker heilsamer als die verzehrend kostspielige Kriegführung der Vorzeit; für den Augenblick aber ward dadurch selbst der Geldreichtum des Ordens erschöpft, mancher minder mächtige Staat ausgestrichen aus der Reihe der Mächte und der Staatengesellschaft eine mehr aristokratische Gestalt gegeben. Und vor allem, es war ein widersinniges, auf die Dauer unhaltbares Verhältnis, daß ein Ritterbund mit Söldnern seine Schlachten schlagen mußte.

Während so aus dem Heiligen Reiche wieder einmal Walthers altes Klagelied erscholl: „Mein Dach ist faul, es sinken meine Wände," sammelte sich drohend die zersplitterte Volkskraft der Slawen und erhob sich in tödlicher Feindschaft wider die Deutschen. Schon begann in dem genialsten der Slawenvölker die hussitische Bewegung. Vertrieben von dem nationalen Fanatismus der Tschechen entwich die deutsche Studentenschaft von Prag nach Leipzig, und die böhmische Hauptstadt ward für eine lange Zeit die große Bildungsstätte aller Westslawen. Um dieselbe Zeit hatte ein gewandter schlauer Fürst voll ausgreifender Ehrsucht den polnischen Thron bestiegen — Großfürst Jagjel von Litauen. In dreien Tagen führte er wider den Orden zwei furchtbare Schläge, da er getauft ward und die Erbin von Polen freite (1386). Als der Großfürst im Schlosse zu Wilna das heilige Feuer des Heidengottes löschen und die geweihten Schlangen töten ließ, da war entschieden, daß alle „bösen Christen" seines Volkes zu Christen wurden. Wo die wollenen Röcke, die des Fürsten neue Priester boten, nicht lockten, trieb man die Bauern zu Tausenden mit Gewalt in

den Fluß zur Taufe. So zog der Schlaue der Eroberungspolitik des Ordens den Boden unter den Füßen hinweg. Wie mochte der Orden noch auf den Zuzug ritterlicher Kriegsgäste zählen, seit alle seine Nachbarn Christen, seine Kreuzzüge weltliche Kriege geworden? Dann bestieg „Jagjel, anders Wladislaw" den polnischen Thron, erweiterte die Libertät des Adels durch reiche Privilegien, schmeichelte dem Deutschenhaß der unbändigen Junker durch das Versprechen, daß er die entfremdeten Lande, Pomerellen vornehmlich, der Krone zurückbringen werde. Die unseligen Händel im litauischen Fürstenhause verstummten, seit Wladislaw seinen Vetter Witowd zum Großfürsten von Litauen erhob (1392).

So war der enge Bund Litauens und Polens, der oft versuchte, endlich vollzogen; dem Orden der Heidenbekehrer stand jetzt eine feindliche Macht gegenüber, deren herrschende Stände nicht minder starr katholisch waren als er selber, und dies Doppelreich erweiterte bald seine Grenzen bis tief nach Podolien hinein, bis nahe an die Küsten des Schwarzen Meeres. Zu derselben Zeit haderten die Hansestädte untereinander wegen der Vorrechte Lübecks; sie waren im Innern geschwächt durch den Zank der Junker und der Zünftler und schauten träge zu, wie ihre alten Feinde, die drei nordischen Kronen, zu Kalmar unter der starken Hand der Dänenkönigin Margareta sich einten (1397). Alsbald sollte der Orden das erhöhte Selbstgefühl der Nachbarvölker empfinden. Die kaum von Litauen abgetretenen Samaiten standen auf, „wie die jungen Wölfe, wenn sie satt, desto grimmiger werden gegen die, welche sie hegen." Sogar Memel ward von den Barbaren erstürmt, und erst nach Jahren (1406) befestigte der Orden wieder seine Herrschaft. In so bedrängter Lage deckte sich der Orden den Rücken, trat Gotland ab an die Königin des Nordens (1408). Man mochte erkennen, daß der Gedanke einer selbständigen maritimen Politik, wie großartig immer, doch unhaltbar blieb, solange man nicht vermochte, die Verfassung des Bundes schwerer Reiter durch entschlossene Aufnahme beweglicher demokratischer Elemente von Grund aus umzugestalten. Aber diese Sicherung gegen Skandinavien frommte wenig, seit die Macht des Königs Wladislaw immer bedrohlicher anwuchs. Der hatte den Deutschen die Kunst, teilend zu herrschen, welche der Orden bisher gegen Polen und Litauen geübt, abgesehen und wandte sie jetzt gegen den Orden selber. Der Klerus von Livland, der ewig auffässige, bat offen um den Beistand des Polen wider die Landesherrschaft; und auch in Preußen ging die Rede, daß geheime Boten aus Krakau oftmals mit den Eidechsenrittern des Kulmerlandes verkehrten. Die kleinen Wendenfürsten von Pommern huldigten der neuen Größe des Slawenkönigs. Weit über die Grenzen der Christenheit hinaus schweiften Wladislaws herrschsüchtige Pläne; er schloß ein Bündnis mit den heidnischen Tataren und Walachen. Ein ruchloser Frevel nach den Begriffen der Deutschen, aber eine sehr begreifliche Politik für einen Polenkönig; denn ein buntes Völkergemisch von Ruthenen und Sarazenen,

Armeniern und Tataren hauste in dem Südosten dieses Grenzlandes der Christenheit — ein Gewirr von Völkertrümmern, das die Nähe des Orients ankündigte. Seit den Tagen Kasimirs des Großen waren auch noch Massen der aus Deutschland vertriebenen Juden hinzugekommen, und in diesem Durcheinander von Christen und Heiden, Juden und Schismatikern konnte selbst der strengkatholische Wladislaw die Hilfe der Heiden nicht verschmähen.

Also waren in derselben Epoche, welche die Grenzen der Ordenslande zum größten Umfang erweiterte, die sittlichen Grundlagen der Ordensherrschaft untergraben, die Macht unversöhnlicher Feinde angeschwollen und für den bedrohten Ritterstaat keine Hilfe zu erwarten aus dem wankenden Reiche. Fast unabweislich drängt sich bei diesem Anblick der Vergleich auf mit der Lage des neuen preußischen Militärstaats in den zwei Jahrzehnten nach dem Tode Friedrichs des Großen. Seit langem drohte der Krieg: die Pommerfürsten, aufgereizt von den Polen, verlegten den Kriegsvölkern, die gen Preußen zogen, die Straße; König Wladislaw verbot seinem Kaufmann den Handelsweg durch Preußen. Zum Schlagen endlich kam es, als der Orden den wichtigen Netzepaß Driesen zur Sicherung der Verbindung mit der Neumark erworben hatte. Im Jahre 1410 rückte der Hochmeister Ulrich von Jungingen, so recht ein Spätling des alten Rittertums, mit dem größten Heere, das der Orden je um seine Fahnen geschart, gen Süden. Nach tollkühner Ritterweise war alles auf diesen einen Wurf gesetzt. Unter 65 Bannern zogen wohl an fünfzigtausend Mann hinaus, ein Dritteil zu Roß, sogar das schwere Festungsgeschütz der Marienburg ward ins Feld geführt. Am Tage der Apostelteilung, 15. Juli, traf das Heer auf der Heide von Tannenberg den zweifach stärkeren Feind, die gesammelte Macht des Ostens. In ritterlichem Übermute verschmähte man, die überraschten Polen zu überfallen, und forderte sie heraus zu offener Feldschlacht. Schon waren die Litauer geschlagen, schon hallte das Siegeslied „Christ ist erstanden" aus den Reihen der Kreuziger. Da erfaßte Wladislaws Feldherr, der kleine Zyndram, den günstigen Augenblick, wo des Ordens linker Flügel im zügellosen Ungestüm der Verfolgung sich zerstreute. Er warf sich auf die Mitte des deutschen Heeres, mit ihm die böhmischen Söldner unter der Führung jenes Johann Ziska, der seinen Namen hier zum ersten Male dem deutschen Todfeind furchtbar machte. Und als nun die Eidechsenritter des Kulmerlandes verräterisch ihre Banner unterdrückten, da entschied sich der erste große Sieg, den die Slawen über unser Volk erfochten. Es war ein Schlachten, unerhört in der Geschichte des Nordens. Zahllose Leichen — mehr denn hunderttausend, sagt die Überlieferung — bedeckten das Feld, die Blüte des deutschen Adels war gesunken, von den obersten Gebietigern nur einer entkommen, und mit der Leiche des Hochmeisters trieb der Tatar und Kosak sein scheußliches Spiel. Einundfünfzig deutsche Banner ließ der König nach dem Kriege in dem

Krakauer Dome aufhängen, der gelehrte Johann Dlugosz beschrieb die Trophäen in einer eigenen Schrift, und nach Jahrhunderten noch priesen die Lieder der Slawen den glänzendsten Tag der polnischen Waffen.

Aber derweil der behutsame greise König mit seinem geschwächten Heer tagelang auf der Walstatt verweilte, die Häupter der gefangenen Großen unter dem Beile seiner Henker fielen und der Wein aus den zerschlagenen Ordensvorräten in Strömen durch das polnische Lager floß und mit dem Blute der Gebliebenen sich mischte, da hob sich aus dem grenzenlosen Verderben der andere große Mann des Ordens, Heinrich von Plauen. Sie sahen sich alle gleich, wie ihre Namen und die springenden Löwen in ihren Schildern — diese Heinrich Plauen, aus dem vogtländischen Hause der heutigen Fürsten von Reuß, ein Geschlecht schroffer herrischer Menschen, einer königlichen Ehrsucht voll, hart und lieblos, mit dem kalten Blicke für das Notwendige. Seit langem war dies große Haus gewohnt, seine tapfersten Söhne in den Orden zu schicken; schon einmal, in der Schlacht von Plowcze, hatte ein Plauen des Ordens wankendes Kriegsglück wieder gefestigt. Kaum war die Kunde von dem Tannenberger Tage zu dem jungen Komtur von Schwetz gedrungen, der an der Westgrenze die Pommerfürsten beobachtete, so begriff er, daß die Zukunft des zentralisierten Staates an den Geschicken der Hauptburg hing. Er warf sich mit seinen 3000 Mann in die Marienburg, rüstete die Festung und verbrannte die reiche Stadt zu ihren Füßen, daß sie dem Polen nicht zum Lager diene. Aber ehrlos und zuchtlos huldigte binnen einem Monat das gesamte Land dem Könige, der endlich gen Norden zog und alles verlockte durch das Versprechen der polnischen Libertät, „recht sam der Antichrist tun wird, der ihm auch untertenigen wird die Leute in sulchir weise, die her nicht kan betwingen." Die Bischöfe, froh, der strengen Aufsicht sich zu entledigen, gingen mit bösem Beispiel voran, und die kopflose Feigheit der Befehlshaber der Ordensburgen trieb auch manchen treuen Mann in das polnische Lager. Vernichtet schien der Orden, sein Heer lag erschlagen, seine Schätze führte der Verrat der Entflohenen ins Reich. Mit Trompeten und Pauken, in feierlichem Zug, holte der Rat von Danzig den polnischen Hauptmann ein, und dem Verteidiger der Marienburg sandte die Ritterschaft des Kulmerlandes wütende Fehdebriefe. „Das Gott nimmer an ihnen lasse ungerochen", flucht der Chronist; denn ein Abfall war es, unheimlich, ungeheuerlich selbst für jene Zeiten, welche die jähe Wandlung der Gemüter oftmals gesehen. Wohl durfte das Volk sich flüsternd erzählen, daß die Hochgebenedeite selber, den Polen blendend, in den Reihen der Deutschen Herren gestanden, als das Unbegreifliche geschah und gegen solche Übermacht, gegen das eigene Festungsgeschütz der Meisterburg, in diesem Pfuhle der Gemeinheit die Marienburg sich hielt. Die Ruhr wütete im Lager des Königs; „je länger er lag, je minder er schuf." Nach vergeblich wiederholtem Sturmangriff brach der alte meisterlose Sar-

matengeist wieder aus, die beschränkte Gewalt des Königstums vermochte nicht den unsteten polnischen Adel bei den Fahnen zu halten. Die Litauer verweigerten die Kriegsfolge — so erzählen wenigstens die Polen, um die Schuld des Mißlingens von sich selber abzuwälzen —, und Wladislaw zog ab nach zweimonatiger Belagerung. Dieser ungeahnte Erfolg erfüllte die Getreuen im Lande mit neuer Hoffnung; Burg auf Burg ergab sich dem neuen Hochmeister. Als gegen Ende des Jahres König Sigmund von Ungarn mit einem Einfall in Polen drohte, schloß Wladislaw in verzagter Übereilung den Thorner Frieden (Anfang 1411), der alles wieder auf den Stand vor dem Kriege zurückführte. Nur Samaitenland ward für die Lebenszeit des Großfürsten an Litauen zurückgegeben.

Vor wenigen Monden noch hatte Plauen sein Knie gebeugt im Zelte des Königs, Frieden erbittend von dem Übermütigen. Jetzt gebot er wieder über ein größeres Reich als jenes, das einst dem Meister Winrich gehorcht. Aber wie anders waren den beiden die Lose gefallen! Der eine leicht und freundlich dahingetragen von den Wellen des Glücks, sein finsterer Nachfahr rastlos und fruchtlos ankämpfend wider ein ungeheures Verhängnis. Wie sollte seinem klaren Auge entgehen, daß er dem Zufall die Gunst des Friedens verdankte? Die Kapelle, die er auf dem Tannenberger Felde erbauen ließ, mahnte den Orden an den Tag der Schmach, an die Notwendigkeit neuer Kämpfe. Eine unerschwingliche Schuld, das Lösegeld für die Gefangenen, lastete auf dem Lande, das die hunnische Wut des Feindes von Grund aus verwüstet hatte. Ein zäher Wille, der zu vergessen nicht verstand, sollte herrschen über einem Volke, das in kurzen Wochen zweimal den Eid gebrochen. Zornmutig brach der Meister selbst den Eid, den er beim Friedensschluß dem König zugeschworen, daß das Vergangene vergeben sei, ließ die entflohenen Brüder in Fesseln aus dem Reiche zurückführen. Und wenn er sie musterte, die Elenden, die noch übrig waren von dem weiland großen Orden, eine zuchtlos trotzige Jugend, die des Ordens schöne Tage nicht gesehen, und eine Handvoll verlebter Greise, die alltäglich baten um Erlösung von der Bürde ihres Amtes: dann erwachte in dem Freunde des ersten hohenzollerschen Kurfürsten, dem stolzen Manne, der die Gnade Gottes sichtbarlich zu seinen Häupten gesehen, der verwegene Gedanke, daß des Ordens alte Satzung verwirkt sei durch den ungeheuren Frevel, daß des Erretters Wille allein herrschen solle unter den Ungetreuen.

Mißachtete er also das Recht des verfallenden Ordens, so erkannte der Blick des Staatsmannes, daß der frischeren Kraft des Adels und der Städte die Teilnahme an der Leitung des Staats sich fortan nicht mehr versagen ließ. Darum errichtete er (1412) den Landesrat von Abgeordneten der Städte und des Landadels mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Zustimmung in allen wichtigen Landesfragen: — ein Schritt vermessener Willkür, denn das Gesetz verbot dem Orden strenge den Beirat

weltlicher Leute, aber eine Notwendigkeit, denn furchtbare Leistungen mußte der Orden jetzt von dem Lande heischen. Während das Glück dem finsteren Herrscher den Rücken wandte und Seuchen und Mißernten zerstörten, was der Kosak zu vernichten vergessen hatte, mußte zweimal ein Schoß ausgeschrieben werden von jedermann bis herab zu den Mägden und Mönchen. Der harte Herr erschien dem Volke als ein verwegener Neuerer; auch die unsichere Überlieferung, die ihn einen Freund hussitischer Ketzereien nennt, gibt davon ein Zeugnis. Mehrmals schon war offener Aufruhr blutig niedergeschlagen worden. Eidechsenritter und Deutsche Herren hatten sich verschworen wider das Leben des Meisters und hart gebüßt. Das reiche Danzig, in den letzten bewegten Jahren zum Bewußtsein seiner Macht gelangt, verweigerte den Schoß, vermauerte den Zugang zur Ordensburg, baute daneben einen festen Turm, den Kiek in de Kuk, um zu schauen, was man braue in des Ordens Küche. Endlich ließ der gewalttätige Komtur, des Meisters Bruder, einige Vornehme des Rats ungehört erschlagen — ein Verbrechen, das lange fortlebte im Gedächtnis der erbitterten Bürger. Der Hochmeister aber ließ die Bluttat unbestraft, bildete einen neuen Stadtrat aus Anhängern des Ordens. Dazwischen spielten widrige Händel mit den vertriebenen Bischöfen, den Häuptern des großen Landesverrates, die gemäß dem Frieden Wiedereinsetzung verlangten; Plauen jedoch verweigerte „die Natter im Busen und das Feuer im Gehren zu hüten."

So vergingen dem Meister zwei sorgenvolle Jahre. König Wladislaw erkannte an der jammervollen Zerrüttung des Ordenslandes die Torheit des übereilten Friedensschlusses. In der Tat, was auch überkluge Gelehrte dawider sagen, die alte Tradition der Schulen ist im vollen Rechte, wenn sie den Untergang des Ordens von der Schlacht von Tannenberg datiert: von jenem Tage an hörten die Deutschen auf, die Herrscher zu sein unter den Westslawen, und der Orden verlor, was einem Militärstaate die Hälfte seiner Macht bedeutet: den Ruf der Unbesiegbarkeit. Das Ordensland war, seit es von katholischen Feinden umringt stand, nichts Besseres mehr als die anderen deutschen Territorien; die Gäste, die jetzt noch nach Preußen zogen, wußten allein noch die Widerstandskraft der festen Ordensburgen zu rühmen, und diese defensive Kraft des ausgesogenen Landes konnte zuletzt doch nur durch die Geldmittel, die der Orden aus seinen deutschen Gütern zog, erhalten werden. Des Sieges gewiß, begann daher Wladislaw ein System frechster Gewalttätigkeit wider den Orden. Seine Hauptleute fielen plündernd ein in das preußische Grenzland, der preußische Kaufmann ward auf polnischer Heerstraße niedergeworfen; ja, der Litauerfürst erbaute auf dem Gebiete des Ordens die Feste Welun und gab den Klagenden die bedeutende Antwort, ganz Preußen habe dereinst seinem Volke gehört. Noch ging der Meister friedliche Wege. Er bat den Ungarnkönig Sigmund um seine Vermittlung. Der aber vergaß

seiner Pflicht gegen das Reich. Gleichwie er später, dem Dänen zulieb, den deutschen Schauenburgern ihr Erbrecht auf Schleswig absprach, so sah er jetzt in dem Kampfe der Deutschen mit den Polen nur die willkommene Gelegenheit, sich zu bereichern. Die Vermittlung mißlang.

Nun erst entschloß sich Plauen, kraft eigenen Willens, ohne Rat der Gebietiger wie des Landes, den friedlosen Frieden zu brechen (Herbst 1413). Doch wenn der Plauen wagte, das Ungeheure zu tun, im Orden war einer, der Marschall Küchmeister von Sternberg, der wußte noch sicherer, dies Geschlecht werde das Ungeheure nicht ertragen. Der starke behäbige Mann, ein feiner Diplomat des gemeinen Schlages, berechnete in diesem welthistorischen Kampfe nur die niedere Leidenschaft des kleinen Menschen. Die Rechnung trog ihn nicht. Schon waren die Polen ins Land gefallen und der Kampf begonnen um die durch Plauens Eifer wohlgerüsteten Grenzburgen; da verbot der Marschall dem Bruder des Meisters vorzurücken, die Mannschaft folgte dem Rebellen, und der Kriegszug ward abgebrochen. Nun berief Plauen auf St. Burkhardstag (14. Oktober 1413) das Kapitel, den meuterischen Marschall zu bestrafen. Dort tagten zusammen alle die Neidischen, über deren Schultern der junge Held zum Meistersitze sich emporgeschwungen, die geängsteten Friedensseligen und die Tiefgekränkten, die seine zornige Herrscherhand gefühlt, und Sternbergs überlegene Nüchternheit wußte sie also zu leiten, daß von unreinsten Händen die Strenge des Gesetzes geübt und Heinrich Plauen des Meisteramtes entsetzt ward, weil er den Orden gerettet hatte, um — seine Satzung mit Füßen zu treten. Aber — zu so flauem Entschluß gelangten in dem kläglichen Kapitel der grimme Haß der Jungen und der Alten kurzsichtiges Mitleid — dem unerhört beleidigten gefährlichen Manne gab man die bescheidene Komturei von Engelsburg. Dort saß der Entthronte, in der Kraft seiner Jahre, im öden Einerlei eines subalternen Amtes. Er sah das Meisteramt in Sternbergs Händen; die Mörder, die einst sich gegen ihn verschworen, waren begnadigt, das Land, geleitet von dem Stumpfsinn der Feigheit, eilte haltlos dem Verderben entgegen. Aus dem Reiche herüber klangen die wütenden Klagen seiner Freunde wider die „meyneyden verretters selbwachsen kotzen kotzen sone", aber nur scharfe Worte konnte das Reich ihm bieten. Da befreundete sich endlich, so scheint es, die verbitterte Seele des Mißhandelten mit dem Plane, abermals, wie einst im Lager vor Marienburg, das Knie zu beugen vor dem Polenkönige und unter dem Schutze polnischer Waffen zurückzukehren in das Meisterschloß. Ein tragisches Geschick hat ihm versagt, durch Taten zu beweisen, wie groß oder wie gemein er diesen Plan verstand. Der Verkehr seines Bruders mit Polen ward entdeckt, er selbst der Mitschuld gezihen und in festen Gewahrsam gebracht (1414). In häßlicher Prosa endet nun dies dämonische Heldenleben. Sechzehn Jahre lang hatte er den Tod bei lebendigem Leibe ertragen; noch besitzen wir die Briefe, worin der

„Aldemeister" den neuen Gewalthabern klagt, daß seine Hüter Met und Brot ihm allzu spärlich reichen; erst am späten Abend seines Lebens ward ihm abermals ein bescheidenes Amt, das Pflegeramt zu Lochstädt, zugewiesen. Den Orden aber beherrschte fortan eine solche Wildheit blinder Parteiwut, daß die späteren amtlichen Darsteller der Ordensgeschichte über die unvergänglichen Verdienste des großen Mannes gänzlich schwiegen, nur von seiner Härte, seinem Verrate zu erzählen wußten. Die Geschichte seines letzten Sturzes liegt noch heute in tiefem Dunkel. Unzweifelhaft erwiesen ist nur, daß sein Bruder als Landesverräter nach Polen entwich; für die Teilnahme des Hochmeisters selber an den Zettelungen seiner Freunde spricht kein anderer Beweis als die Anklagen der Anhänger Küchmeisters. Die Aussagen dieser leidenschaftlich erbitterten, gewissenlosen Gegner verdienen wenig Glauben; sie lassen sich aber auch nicht kurzerhand beseitigen durch die gutmütige Behauptung, ein solcher Mann sei des Verrates nicht fähig gewesen. Wie die triviale Theologie sich die Idee der Gottheit nur aus lauter Negationen aufzubauen weiß, so spukt in der historischen Wissenschaft noch vielfach moralisierende Nüchternheit, welche Menschengröße nur als das Gegenteil des Frevels zu begreifen vermag, uneingedenk der tiefen Wahrheit, daß jeder große Mensch reich begabt ist zur Sünde wie zum Segen.

Seit jenem St. Burkhardstage schwindet die letzte Spur der Größe aus dem entarteten Staate. Kaum daß dann und wann ein tapferer Kriegsmann auftauchte aus der Gemeinheit des verachteten Ordens, der nicht mehr auf des Reiches frische Kräfte zählen durfte, sondern in Wahrheit wurde „der deutschen Geburt Spital, Zuflucht und Behältnis". In denselben Oktobertagen des Jahres 1413, da des Ordens sittliche Kraft zerbrach, hatte der Reichstag von Horodlo den Bund zwischen Polen und Litauen fester geschlossen, die litauischen Bojaren in die Sippen des polnischen Adels aufgenommen, den katholischen Charakter des Doppelreiches noch bestimmter ausgesprochen. In ewig neuen Einfällen berennt nun dies zum Bewußtsein seiner Überlegenheit erwachte Reich den Ordensstaat. Samaiten, Sudauen, Nessau werden in unwürdigen Friedensschlüssen abgetreten. Geschmäht von dem Deutschmeister, daß er „also gar weichlich und liederlich dem Feinde widerstanden", beteuert der Militärstaat dem Kaiser, dem Papste, dem Konzilium seine Friedensliebe. Wer durfte sie bezweifeln, seit der Orden den alten Feind, den Litauerfürsten, unter seine Halbbrüder aufgenommen? Aber niemand mochte vermitteln in dem ungleichen Kampfe. Ganz offen vielmehr ward an den Höfen die Ansicht ausgesprochen, daß der Orden keine Stätte mehr habe in der monarchischen Welt; ihm wäre besser, daß er auf Zypern oder an der türkischen Grenze das Markgrafenamt wider die Heiden von neuem übernähme. Es waren Kämpfe von prinzipieller, nationaler Bedeutung. Fester schloß sich das fanatische Bündnis der Slawenstämme. Mit den

Hussiten und den Pommerfürsten, als „den Verwandten ihres Blutes", standen Polens Könige im Bunde. Schon wird von polnischen Unterhändlern unter den Preußen die slawische Lehre gepredigt, daß Preußen polnisch Land sei, wie seine Ortsnamen beweisen. Ja, als bei Tauß und Tachau des Reiches Adel den Dreschflegeln der hussitischen Bauern erlegen war und weithin durch des Reiches Niederlande der Klang der böhmischen Trommeln Verderben kündete allem, was deutsch war und Sporen trug: da brach auch eine Schar der Ketzer mit ihrer Wagenburg in die Ordenslande, plünderte das Kloster von Oliva, grüßte das Meer mit dem wilden Tschechensang „Die ihr Gottes Krieger seid" und füllte die Feldflaschen mit dem salzigen Wasser, zum Zeichen, daß die Baltische See den Slawen wiederum gehorche, wie weiland in den Tagen Otakars des Böhmen.

Aber so wenig wie des Reiches Adel wird der Orden durch dies verderbliche Anwachsen der Macht des Erbfeindes zu sittlicher Erstarkung begeistert. Von neuem entbrennt der innere Zwist. Drei Konvente zugleich sagen dem Marschall den Gehorsam auf, insgeheim unterstützt von Land und Städten; Hochmeister und Deutschmeister entsetzen sich gegenseitig. Endlich verliert der Orden sogar seinen reindeutschen Charakter. Schon Heinrich von Plauen wird von den Danziger Chronisten beschuldigt, er habe, daß Gott erbarm, die Hochzungen zur Herrschaft gebracht. Seitdem trat im Orden selber der Haß der Niederdeutschen gegen die Bayern, Schwaben und Fränkelein widrig hervor, und nach langem häßlichen Zwist mußte der Hochmeister versprechen, die gleiche Zahl aus jeder Landschaft des Reichs in seinen Rat zu berufen. In dieser Anarchie festigt sich die Libertät des Landes. Schon stellen die Städte bestimmte Forderungen, bevor sie dem Hochmeister huldigen, das Land vermittelt in den Spänen der Deutschen Herren. Der von Plauen gegründete Landesrat umfaßt in seiner neuen Gestalt (1430) unter vierundzwanzig Mitgliedern nur sechs Deutsche Herren — so gänzlich hatte sich der Schwerpunkt der Macht verschoben. Die endlosen Kriege fraßen das Mark des Landes, hohe Zölle und der Eigenhandel des Ordens erbitterten den Bürger. Dazu traten unverschuldete Unglücksfälle: wiederholte Mißernten und das rätselhafte Ausbleiben des Herings vom hansischen Fischplatze auf Schonen (seit 1425). Recht und Friede waren den Preußen verloren, seit die Landstreifen der Ordensritter sich machtlos zeigten wider das räuberische Gesindel, das der Krieg auf die Heerstraße geworfen. Rüstig schürten die Polen den Unmut unter dem Adel im Oberlande und in Pomerellen, dessen Väter vor hundert Jahren noch der polnischen Adelsfreiheit genossen.

Aus solcher Verbitterung erwuchs der vermessene Gedanke des preußischen Bundes, der am 14. März 1440 auf dem Tage zu Marienwerder von einem Teile der Ritterschaft und der Städte beschworen ward. Ein Staat im Staate, sollte er anfangs nur einen jeden bei seinem Rechte schützen, bald aber bestellte er einen stehenden geheimen Rat und schrieb

Steuern aus unter den Bündischen. Des Bundes Seele waren die Stadtjunker von Danzig und ein oberländischer Ritter Hans von Baisen, ein verschlagener ehrgeiziger Herr, der als Knabe schon am Hofe des großen Heinrich Plauen die Schwäche des Ordens durchschaut hatte und jetzt von weiten Kriegsfahrten eine ausschreitende Kraft heimbrachte, die unter der Ordensherrschaft den notwendigen Raum nicht fand. „Der vorgifte lame trache und basiliscus, aller vorreter der ergeste" heißt er in den Chroniken der Ordensleute. Die treulose Staatskunst unfähiger Hochmeister, welche den Bund zuerst bestätigte, um ihn bald nachher vor dem Kaiser zu verklagen, trieb neue Genossen in die Reihen der Bündischen und den Bund selber vorwärts auf seiner abschüssigen Bahn. Zwei Beweggründe vermischten sich seltsam in dieser Erhebung: die zu ihren Jahren gekommene Kolonie verlangte, wie billig, Selbständigkeit, Befreiung von einer altersschwachen Staatsgewalt, und das unruhige Volk sehnte sich nach der meisterlosen Anarchie der Polen. Als nun auf des Ordens Klage Kaiser Friedrich III. den Bund „von Unwürden, Unkräften, ab und vernichtet" erklärte und so der sinkende Ritterstaat sich an das Reich anklammerte, das er kalt vergessen hatte in seinem Glücke, da wagte der Trotz der Libertät den letzten Frevel. Am 4. Februar 1454 unterschrieben Land und Städte den Absagebrief an den Orden; ein Stadtknecht des Rates von Thorn überbrachte das Schreiben auf die Meisterburg. Ihr habt uns für eigen angesprochen, meinten die Bündischen, und die Natur selbst lehrt jeden die Gewalt abzutreiben, den Missetäter mit der Faust zu strafen. Die Burg zu Thorn, die erste, die vor zwei Jahrhunderten der deutsche Eroberer im Heidenlande gebaut, ward erstürmt von dem wütenden Pöbel. Auf das Feuerzeichen von den Thorner Türmen erhob sich das Land, in wenigen Wochen waren sechsundfünfzig Burgen in des Bundes Händen. Und schon war der Baisen auf dem Wege nach Krakau, dem König Kasimir IV. die Herrschaft anzubieten über Preußenland, „das einst ausgegangen von der Krone Polen".

Der König kam, und widriger wiederholte sich der Abfall des Tannenberger Jahres. Selbst einige der Deutschen Herren huldigten; so gnadenreich war das Privilegium des Polen, das freien Handel und Teilnahme an der Königswahl in Polen verhieß und den Baisen zum Statthalter einsetzte. Nun tobt der gräßliche Bürgerkrieg: die Deutschen Herren wüten wider die „bündischen Hunde", die „das Eidechsengift" verderbt, Polen und Bündische wider die geistlichen Zwingherren und die „meineiden Schälke" in den Städten des Ostens, die nach langem Schwanken sich dem Orden wieder zuwenden. Jedermanns Hand wider die andere. Inmitten der Gassen, im Pregelhafen, kämpfen die Bürger der drei Städte Königsbergs ihre wilde Flußschlacht. In Danzig erheben sich die Zünfte wieder und wieder für den Orden, bis endlich die Stadtjunker obsiegen, die Gefangenen an die Ruderbänke im Hafen schmieden. Als der polnischen

Freiheit erste Segnung ersteht hier ein herrisches Adelsregiment; des Ordens blühende Schöpfung, die Jungstadt Danzig, wird vernichtet durch den Handelsneid der altstädtischen Patrizier. So schmachvollen Gewinn zu sichern, halten die Junker des Artushofes am zähesten zu dem Könige. Zumeist von Danzigs Gelde, von dem Geschmeide seiner Patrizierfrauen, bestreiten die Polen die Kosten des Krieges.

Arm an Taten, überreich an allen Greueln eines verwilderten Geschlechts wälzt sich der Krieg durch dreizehn Jahre: ein vollendetes Bild wüster Gemeinheit — stünde nicht neben dem schwachen Hochmeister Ludwig von Erlichshausen die stolze Heldengestalt des Ordensspittlers Heinrich Reuß von Plauen, der, herrisch wie sein Ahn, auf dem Felde von Konitz das Glück noch einmal an des Ordens Fahnen fesselt. Ein neuer Feind ersteht dem Orden in seinen eigenen Söldnern. Die ungeheure Soldrechnung zu tilgen, versetzt der Meister mehr als zwanzig seiner Städte und Schlösser, darunter die Hauptburg selbst, an das Kriegsvolk. Als der letzte Termin verstreicht, rücken die Söldner, zumeist ketzerische Böhmen, in das Meisterschloß. Lärmend hebt an, inmitten dieser großen Tragödie, der Taumel des höhnischen Satyrspiels. Durch den Kreuzgang, wo des Ordens Helden ruhen, jagt der Peitschenschlag der hussitischen Söldner die Gebietiger; in die Zellen brechen die Rohen, binden die Ritter, scheren ihnen den Vollbart. Endlich, am Pfingsttag 1457, wird der Meister aus der geschändeten Burg vertrieben. Auf einem Kahne entkommt er die Nogat hinab nach Königsberg, und der mitleidige Rat der Stadt sendet ihm ein Faß Bier durch einen Stadtknecht. Das Meisterschloß indes war nebst den anderen Burgen längst von den Söldnern an den Polenkönig verkauft. Bald nach Pfingsten hielt der neue Herr seinen Einzug. Aber noch einmal hebt sich aus der scheußlichen Entehrung ein tapferer Mann. Der Bürgermeister Bartholomäus Blome öffnet die Tore seiner Stadt Marienburg dem Reuß von Plauen. Drei Jahre lang haben diese beiden letzten Helden des Ordensstaates die Stadt gehalten wider die Polen auf der Burg und im Lager. Dann erlagen sie der Übermacht, und der gefangene Bürgermeister ward von den Polen enthauptet.

„So weit das Auge reichte, war kein Baum und Gesträuch, daran man eine Kuh festbinden kann." An 16 Millionen ungarischer Gulden hatten allein der Orden und der König an diesen jammervollen Krieg gewendet. Selbst die „Ungetreuen unserer lieben Frau" begannen dem Könige zu klagen, „wie jämmerlich wir von Euch und Euern Räten verleitet worden sind." Nur die Söldnerhauptleute hatten reiches Gut erworben, sie wurden die Ahnherren von einem Teile des heutigen preußischen Adels. Aus dieser Erschöpfung beider Teile erklärt sich des Kampfes faules, unmögliches Ende: der ewige Friede von Thorn (19. Oktober 1466). Alles Land westlich der Weichsel und Nogat fiel an Polen, dazu das Kulmerland, Marienburg, Elbing und das ermelän-

dische Bistum, das wie ein Keil in das ostpreußische Land hineinreichte. Die Weichsel war wieder ein slawischer Strom. Den Osten des Landes empfing der Meister zurück als ein polnisches Lehen; es sollen „der Meister und der Orden und alle ihre Lande für immer so mit dem Reiche Polen verbunden sein, daß sie zusammen einen einzigen Körper, ein Geschlecht und Volk in Freundschaft, Liebe und Eintracht bilden." Zur linken Hand des Königs wird fortan im polnischen Reichstage der Hochmeister sitzen als „Fürst und Rat des Reiches zu Polen", und die Hälfte der ritterlichen Deutschen Herren wird aus Polen jeglichen Standes bestehen! Weinend, in zerrissenem Kleide, schwor der elende Hochmeister in der Gildehalle zu Thorn dem Polen den Eid der Treue. Nie hat eine Großmacht kläglicher geendet. Der Vorgang war eine unauslöschliche Schmach nicht nur, sondern eine Unmöglichkeit, denn der polnische Vasall sollte nach wie vor zwei unabhängigen deutschen Fürsten, den Meistern von Deutschland und Livland, gebieten.

Teilnahmlos ließ Kaiser und Reich geschehen, daß die Ohnmacht einer unbeweglichen Theokratie und der anarchische Übermut der Patrizier und Landjunker „das neue Deutschland" an den Polen verrieten. „Sehet an die Beleidigung Eurer deutschen Nation und die Pflanzung Eurer Voreltern," schrieb der Meister an den deutschen Adel. Der aber hatte soeben seine beste Kraft vergeudet in dem ruchlosen Kriege wider die Städte. Zucht und Gemeingeist schien diesem entarteten Geschlechte ganz entschwunden, ständischer Haß seine einzige Leidenschaft, blutiger Haß, wie er redet aus dem gräßlichen Hohnliede der Fürstlichen wider die Bürger: „Sie sollen fürbaß Wollsäck binden! Gott wöll, daß sie mit ihren Kinden Land und Leut verlieren!" Schnöde Selbstsucht überall: dem Landmeister von Deutschland kam nicht in den Sinn, seine reichen Güter zur Rettung des Kernes der Ordensmacht zu opfern. Der livländische Zweig des Ordens, verstimmt über die steigenden Anforderungen der Marienburger Brüder, ging längst seines eigenen Weges; er wählte jetzt seinen Landmeister allein, hatte vom Hochmeister ganz Estland zu ausschließlicher Beherrschung erhalten und kämpfte dort wie an der Düna mit den Landtagen seiner unbotmäßigen Vasallen. Kurz zuvor hatte der transalbingische Adel, verlockt von Dänemarks Gold und Freiheitsversprechen, das deutsche Erbrecht seines Fürstenhauses preisgegeben und den Dänenkönig zum Herzog der Lande Schleswig-Holstein gekürt. Und nicht lange, so traf des Ordens alten Schicksalsgenossen, die Hansa, ein tödlicher Schlag. Der Moskowiter zog siegend ein in Nowgorod, die Bürgerglocke des deutschen Freistaats verstummte, und als dem deutschen Narwa gegenüber das moskowitische Iwangorod sich erhob (1491), war eine neue Macht, Rußland, in die baltische Politik eingetreten. Ein einziger Mann im Reiche, Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg, folgte mit dem Blicke des Staatsmannes diesem Niedergange des deutschen Wesens im Norden und

Osten. Der hielt die Mark mit harter Faust zusammen und plante, die gesamte Ostseeküste als einen Wall des Reiches seinem Hause zu erwerben. Durch Heiraten und Erbverträge mit Lauenburg, Pommern, Mecklenburg bereitete er die Ereignisse einer großen Zukunft vor. Er erbot sich, die Dänen vom Boden des Reichs zu vertreiben, wenn der Kaiser ihn mit Holstein belehne: doch in Wien gönnte man das Reichsland dem Fremden lieber denn dem Hohenzollern. Auch Preußen faßte Friedrichs hoher Ehrgeiz ins Auge. Er durchschaute die Fäulnis der Ordensherrschaft und hoffte, dem Lande ein deutscher Erbfürst zu werden. Aber seine Macht reichte nicht aus für so weite Ziele; er mußte sich begnügen, dem Orden in seiner Geldnot die Neumark abzukaufen (1454) und dies alte Erbland der Marken mindestens vor den Slawen zu sichern.

„Brecht nur den alten Sündenkasten ab, aber Kindeskind wird es beweinen," so rief der Reuß von Plauen, als er die Bündischen eine Ordensburg zerstören sah. Das Wort erfüllte sich, in unseligem Elend schleppte der verstümmelte Staat sich weiter. Undenkbar blieb der Neubau des Ordens, schon weil die Meister von Deutschland und Livland jetzt mit vollem Recht dem polnischen Vasallen den Gehorsam weigerten und der Deutschmeister sogar förmlich als ein Fürst des Reichs investiert wurde. Unnütze Gesellen trugen den weißen Mantel, seit der ohnmächtige Orden keinen von dem Kaiser oder einem Fürsten Empfohlenen abzuweisen wagte. Die ganze Summe seiner Staatsweisheit beschränkte sich nun auf den armseligen Plan, die versprochene Aufnahme polnischer Ritter in den Orden zu hintertreiben und das Meisteramt so lange als möglich unbesetzt zu halten, auf daß der Lehnseid vor der Krone Polen vermieden werde. Umsonst. Man kannte in Krakau des Ordens Schwäche, man verstieg sich bis zu dem Gedanken, das Hochmeisteramt für immer mit der Krone Polens zu vereinigen. Auf alle Fälle war der instinktive Panslawismus der Zeit entschlossen, lieber alle Forderungen Rußlands zu bewilligen, als die Oberherrschaft über Preußen aufzugeben. Gegen diesen starken Willen blieb der Orden angewiesen auf die Hilfe Roms, das treulos zwischen dem Orden und seinen Feinden schwankte, und auf die großen Worte des Kaisers, der sich in der ärmlichen Prahlerei gefiel, „der alte ehrliche Orden müsse bei dem Heiligen Reich und der deutschen Nation verbleiben."

Da brach sich endlich der Gedanke der Monarchie seinen Weg. Die Deutschen Herren wählten Herzog Friedrich von Sachsen zum Meister (1498), damit die Macht des Wettiner Hauses den Orden stütze. Und das Aussehen der Monarchie allerdings hatte man gewonnen. Ein weltlicher Hof prunkte zu Königsberg; herrisch, nach Fürstenweise, klang des neuen Meisters Sprache. Ganze Komtureien zog man ein für den Unterhalt des Hofes; fürstliche Räte und Kanzler, die nicht des Ordens Glieder waren, leiteten das Land. Die Landesverwaltung ward die einzige Sorge

der Komture, und kaum war noch die Rede von ihrem geistlichen Berufe. Kurz, die Trümmer des Ordensstaates waren auf dem Wege, sich zu verwandeln in ein bescheidenes monarchisches Territorium, wie andere auch im Reiche. Aber noch fehlte der königliche Wille eines Monarchen. Wie später in den großen Fragen der deutschen Staatskunst, so sollten hier in kleinen Verhältnissen die Hohenzollern das Spiel gewinnen, das die Wettiner schwach verloren. Nach Friedrichs Tode ward, in gleicher Absicht, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach gewählt (1511), ein Fürst von mäßigen Gaben, doch beseelt von dem begehrenden Ehrgeize seines Hauses. Er war entschlossen, den Lehnsverband zu brechen, und Kaiser Max befahl ihm streng, den ewigen Frieden nicht zu beschwören. Aber da weder das Reich noch die beiden nächsten Nachbarn Sachsen und Brandenburg den Krieg gegen Polen wagen wollten, so opferte der Kaiser schließlich die bedrängte deutsche Kolonie dem Vorteil seines Hauses und schloß (1515) den Vertrag zu Wien mit den Königen von Ungarn und Polen, welcher den Habsburgern die Nachfolge in den Kronen von Böhmen und Ungarn zusprach und dafür Preußen wieder auf Grund des ewigen Friedens der polnischen Lehnsherrlichkeit unterwarf! Danzig und Thorn wurden eximiert von der Gewalt des neugegründeten Reichskammergerichts und polnischen Gerichten untergeben. Als dann zu Augsburg Gesandte des Ordens und der Polen vor Kaiser und Reich erschienen, ihre Späne zu vertragen, hörte der Kaiser den Polen gnädig an und verbot dem Gesandten der Deutschen Herren den Mund! Alle die stolzen Reden des Kaisers, daß der Orden in der Weltlichkeit allein zu kaiserlicher Majestät sich halten dürfe — sie hatten allein bezweckt, den Polenkönig so lange einzuschüchtern, bis er seine Zustimmung gab zu dem Vertrage, der das Erbe der Jagellonen an das Haus Habsburg brachte.

So vom Reiche verlassen, wagt der Hochmeister dennoch den ungleichen Kampf (1519), und zum letzten Male flackert unter dem deutschen Adel der Geist des alten Rittertums empor, den die Gewalten der neuen Zeit alsbald ersticken sollten. Franz von Sickingen, in Wahrheit der letzte Ritter der Deutschen, wirbt ein Heer und schickt seinen Sohn Hans dem Orden zu Hilfe, dazu „manche gute Vögel, die Nachtigall und die Singerin und anderes gute Feldgeschütz." Aber des Meisters unsichere Hand weiß, der ungeheuren Übermacht gegenüber, das Heer nicht zu leiten. Geschlagen, schließt er einen Beifrieden und geht Hilfe suchend ins Reich.

Jetzt endlich waren die Geister so weit gereift, um den anderen Gedanken zu verstehen, der allein die Monarchie in Preußen verwirklichen konnte, den Gedanken der Säkularisation. Was soll die müßige, oft wiederholte Klage, daß das Geschick dem Ordenslande nicht vergönnte, als ein mächtiger geistlicher Staat in die hellen Tage der Reformation einzutreten und dann sogleich in ein starkes weltliches Reich sich zu verwandeln? Gerade so, so verfault und tief verachtet mußten die politischen

Gebilde der alten Kirche stehen, wenn der vermessene Plan, das Heilige zu verweltlichen, Fuß fassen sollte in den Gemütern. Längst durchschaut hatten die Preußen des heiligen Ritterbundes unheilige Weise; mit Leidenschaft also ergriffen sie den neuen Glauben. Am Christtag 1523 verkündete im Dome von Königsberg der Bischof von Samland, Georg von Polenz, selber der Gemeinde „die große Freude, daß der Herr seinem Volke zum zweiten Male geboren sei." Er war der erste Kirchenfürst der Christenheit, der die Lehre des Evangeliums bekannte. Ein Jahr später entstand die erste Druckerei in Preußen. Mächtig wirkte die geistige Bewegung der alten Heimat auf das ferne Grenzland. Schon sah man Deutsche Herren den Predigern der neuen Lehre horchen. Schon war der weiße Mantel nicht sicher mehr vor dem Spotte der Buben auf den Gassen. Viele legten freiwillig das mönchische Kleid ab. Auch an den Meister, auf seiner Bittfahrt durch das Reich, trat die neue Zeit heran. Nikolaus Osiander redete ihm ins Gewissen; in Wittenberg mahnte ihn Luther, falsche Keuschheit zu meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit zu greifen. Eine köstliche Flugschrift ging jetzt aus von dem Reformator an die Deutschen Herren. Schonungslos enthüllte sein waches Gewissen die geheimste Lüge des Ordensstaates: „Ein seltsamer Orden zum Streitführen gegen die Ungläubigen, darum weltlich und mit dem weltlichen Schwert in Handen — und soll doch zugleich geistlich sein? wie reimt sich das zusammen? Ein groß trefflich stark Exempel soll der Meister geben, eine rechte ordentliche Herrschaft gründen, die ohne Gleißen und falschen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre."

Die lautere Wahrheit solcher Gründe kam des Meisters dynastischer Ehrsucht zustatten. Er trat über zu dem neuen Glauben seines Volkes und empfing kraft des Krakauer Vertrags (8. April 1525) das Land Preußen als ein weltliches Erbherzogtum von seinem Oheim König Sigismund zu Lehen, weil „aller Krieg und Zwiespalt zwischen Polen und Preußen aus dem Mangel eines rechten, regierenden, erblichen Fürsten des Landes Preußen entstanden." Die große Mehrzahl der Deutschen Herren begrüßte mit Freuden das neue Wesen; nur wenige blieben standhaft, allen voran — mit dem Starrsinn seines Hauses — ein Heinrich Reuß von Plauen. Die obersten Gebietiger des Deutschen Ordens wurden die höchsten Beamten des neuen Herzogs. Das schwarze Kreuz verschwand aus Herzog Albrechts Schilde, aber des Landes schwarzer Adler blieb, nur daß er jetzt das S des Lehnsherrn auf seiner Brust tragen mußte. Der Staat des Ordens war vernichtet. Und dennoch war dies ruhmlose Ende der bescheidene Anfang einer gesunden Entwicklung. Als der Staat endlich ehrlich sein weltliches Wesen bekannte, gewann er die Kraft, fortzuschreiten und sich umzubilden nach dem Wandel der weltlichen Dinge. Ein frischerer Strom deutscher Bildung ergoß sich wieder über das Grenzland, seit der neue Herzog die Hochschule Königsberg, die Albertina, gegründet

hatte, und dankbar schrieb Luther: „Siehe das Wunder, in vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt das Wort Gottes ins preußische Land!" Die geistliche Hülle aber, die der preußische Staat kühnlich abgestreift, fristete noch lange ein spukhaftes Dasein. Den Herzog traf der Bannstrahl des Papstes und die Acht des Kaisers. Die Deutschen Herren in Deutschland entsetzten den treulosen Meister, gaben den Überresten des Ordens neue Statuten. Im Südwesten, dem klassischen Gebiete der verfaulten geistlichen Herrschaften, hausten seitdem die neuen Hoch- und Deutschmeister. Die Deutschen Herren führten das unnütze Dasein vornehmer Mönche, sperrten sich ab von den gesunden Kräften der Nation durch die peinliche Ahnenprobe, welche der Orden in seinen großen Tagen nicht gekannt. Unversöhnt und unbelehrt, nach theokratischer Weise, heischten sie jahrhundertelang das Land Preußen von den unrechtmäßigen durchlauchtigen Detentores. Vielmals trug sich der Hof zu Wien mit der Hoffnung, die Herrlichkeit des Ordens in dem Ketzerlande von neuem aufzurichten; noch der erste König in Preußen mußte die lärmenden Proteste des Ordens und des Papstes wider die angemaßte Würde belächeln. Die Stürme der Revolution haben auch den trägen Hof von Mergentheim hinweggefegt, doch in dem gelobten Lande der historischen Reliquien ist das Zerrbild alter Größe wieder auferstanden. Hart am Fuße der sonnigen Weingelände steht in Bozen das prächtige Deutschherrenhaus; auf seinen Toren prangt das schwarze Kreuz inmitten des Wappens der Habsburg-Lothringer. —

War Preußen den Polen erlegen, so sahen sich die deutschen Lande im ferneren Osten den Angriffen der Moskowiter bloßgestellt. Welch unheilvolle Verwicklung! Rußland, der natürliche Bundesgenosse der Preußen gegen die Polen, war den Deutschen Livlands der „Erffiend"; ein Zusammenwirken des preußischen Ordens mit den Brüdern an der Düna blieb für jetzt unmöglich. Dazu die Zwietracht und Schwäche des Heiligen Reichs, die beschränkte Binnenlandspolitik der Habsburger, endlich der Handelsneid unserer wendischen Städte, die den Livländern den Verkehr durch den Sund untersagten, gegen Riga und Reval dieselben Künste monopolsüchtiger Handelspolitik anwendeten, welche später England mit dem gleichen Erfolge gegen Nordamerika gebrauchte. Eine Zeitlang blühten die Städte am Dünabusen noch fort als die lachenden Erben der Handelsgröße von Nowgorod. In seinen letzten Jahren schaute der livländische Orden noch seinen ersten Helden, jenen gefeierten Walter von Plettenberg, der am See Smolin bei Pleskow (1502) — nach harter Arbeit zusammengesunken und auf den Knien weiterfechtend, wie die Sage geht — die Moskowiter aufs Haupt schlug und also seinem Lande einen fünfzigjährigen Frieden sicherte.

Doch der altgläubige Meister fand den Entschluß nicht, zur rechten Zeit den Spuren Albrechts von Brandenburg zu folgen. Unterdessen hatten Knöpken und Tegetmeyer den Landen den evangelischen Glauben und

einige Kenntnis der oberdeutschen Sprache gebracht. Dann, nach dieses Meisters Tode, mit den verheerenden Einfällen des schrecklichen Iwan begann die große Russennot, ein entsetzlich blutiges Ringen. Hier wie in Preußen schwächten sich die Deutschen durch Verrat und Zwietracht also, daß ein Tatarenfürst rufen konnte, der Deutsche habe sich selber die Rute gebunden. Umsonst klagten die Meister dem Kaiser, „der erschrecklich große und mächtige Moskowiter drohe der Ostsee mächtig zu werden." Da endlich rettete der Landmeister Gotthard Ketteler Kurland vor dem sichern Verderben, nahm dies Gottesländchen als weltliches Herzogtum von der Krone Polen-Litauen zu Lehen (1561). Eine leidliche Zeit kam jetzt über dies glücklichste der baltischen Länder; auch die Undeutschen wurden durch Reymers lettische Passion, durch Übersetzungen des Psalters und des Katechismus mit der lutherischen Lehre vertraut. Livland aber und das klassische Land des Bauerndrucks, Estland, blieben durch viele Menschenalter der Zankapfel der nordischen Mächte. In diesen Jahrhunderten der Kriege gelangte der baltische Adel zu seiner Selbständigkeit — ein Geschlecht, herrisch gegen die Bauern, ausgestattet mit dem Rechte der „fliegenden Jagd" und zahlreichen anderen adligen Vorrechten, zähe haftend an den alten Sitten mittelalterlicher Gastfreundschaft gegen Gäste und Krippenreiter — ein Geschlecht von Deutschen freilich, doch mit einer Sprache, welche seit Luthers Tagen der Lebenskraft entbehrte, arm und ärmer ward, mit einem geistigen Leben, das an Gustav Adolfs edler Schöpfung, der Hochschule Dorpat, nur kümmerlich sich nährte.

Dann rief ein livländischer Edelmann, Patkul, ergrimmt über schwedische Willkür, abermals die Russen ins Land. Peter der Große und Katharina unterwarfen die deutsche Pflanzung ihrem Zepter. Die neue Herrschaft brachte zwar einen, den einzigen Segen, den lang entbehrten Frieden, aber auch neue Gefährdung der deutschen Sitte durch die russische Propaganda. Die Sünden der Väter bestraften sich an den Söhnen. Obgleich der Adel jetzt in milderer Zeit die Lasten der Bauern erleichterte, so hatte sich doch der alte Haß zu tief in die Herzen der Unterworfenen eingegraben. Die Verführungskünste der Popen fanden Anklang bei den Esten und Letten; immer häufiger von Jahr zu Jahr sah der Wanderer aus dem eintönigen Nadelholze der Landschaft die glänzenden Kuppeln neuer griechischer Kirchen emporragen. Nach wie vor besaßen die Lande nur drei wahrhaft bedeutende Städte. Die Rechte der ritterlichen Landtage bildeten nahezu das einzige Bollwerk des Deutschtums in der Kolonie; und wenn der Übertritt zahlreicher baltischer Edelleute in den russischen Staatsdienst den Fortbestand dieser adligen Landesverfassung sicherte, so ward doch durch die enge Verbindung der deutschen Adelsgeschlechter mit dem Petersburger Hofe die Verschmelzung der Provinzen mit dem russischen Staate wesentlich gefördert. Selbst der Name der Herzogtümer ging den Landen verloren, und unter dem Zaren Nikolaus schien es in der Tat,

als solle sich das knechtische Wort erfüllen, das damals aus Dorpat dem Kaiser zugerufen ward: „Denn ewig ist des Schicksals Wille: wo Russen kommen, wird es stille." Unter seinem milderen Nachfolger erschienen der deutschen Gesittung glücklichere Jahre. Das Volk begann zurückzukehren zu der in Torheit verlassenen lutherischen Landeskirche; auf der durch Alexander I. wiederhergestellten Landesuniversität blühte die deutsche Wissenschaft kräftig und ungestört; das deutsche Schulwesen schritt langsam vor; das Verhältnis zwischen Herren und Bauern gestaltete sich erträglicher. Aber seitdem sind neue Zeiten der Bedrängnis gekommen: neue dreiste Übergriffe einer verblendeten moskowitischen Partei, welche geradeswegs darauf ausgeht, das alte baltische Landesrecht zu vernichten, und an dem Gleichheitsfanatismus dieser demokratischen Tage, an dem wiedererwachten Nationalgefühl der Letten und Esten mächtige Bundesgenossen findet. Jedenfalls bleiben die russischen Ostseeprovinzen unter allen Kolonien unseres Volkes die am meisten gefährdete: eine schwache Minderzahl von Deutschen, etwa 200 000 Köpfe unter einer Gesamtbevölkerung von nahezu zwei Millionen, erwehrt sich hier mühselig, unter den schwierigsten Verhältnissen, übermächtiger fremder Gewalten und findet doch noch die Kraft, alljährlich Männer deutscher Bildung in das innere Rußland zu senden. —

Im königlichen Preußen ward allein Danzig der neuen Herrschaft froh. Im Alleinbesitze des polnischen Handels sah der Stadtadel, von den Woiwoden begünstigt, seinen Reichtum herrlich gedeihen. Weithin erklang der Ruhm der Stadt, als ein Danziger, Johann von Kolno, die Hudsonstraße und die Küste von Labrador entdeckte. Zur selben Zeit, in den Kriegen der beiden Rosen, flammte der deutsche Nationalstolz der Danziger noch einmal hoch auf; der preußische Held der Hansa, Paul Beneke, trieb auf der See die Engländer zu Paaren und brachte reiche Beute heim, darunter jenes köstliche Gemälde „Das Jüngste Gericht", welches noch heute als „das Danziger Bild" in hohen Ehren bewahrt wird. Den Verrat an Deutschland belohnte der Hof von Krakau anfangs durch reiche Gnade, er schenkte der Stadt sogar seine Krone in ihr Wappen. Einmal freilich büßte sie furchtbar für die alte Untat: durch ein hartes Blutgericht des Polenkönigs (1526) ward das lutherische Bekenntnis heimgesucht. Aber bald erkannten die Polen, mit welchem schweren Ernste die Deutschen sich der neuen Lehre zuwandten; sie wurden duldsamer, um ihre wichtigste Provinz nicht zu verlieren. So behauptete sich Danzig, auch nachdem die Hansa zerfallen, inmitten der polnischen Anarchie als eine reiche freie Stadt, in einer ähnlichen selbständigen Stellung wie Straßburg unter den Bourbonen.

Das übrige Land dagegen empfand schwer die Untreue, die klägliche politische Unfähigkeit der Polen. Untergraben wurden die Grundlagen reinerer Menschensitte, die deutscher Fleiß gelegt; in Preußens Ober- und

Unterständen ward das Gebaren des polnischen Reichstags eifrig nachgeahmt. Ein Ziel nur lockte die neuen Herrscher: die Vernichtung deutscher Sprache und Sitte. Malborg hieß fortan die Meisterstadt, Chelmno das alte Kulm, und die deutschen Adelsgeschlechter Oppen, Hutten, Falken, Götzendorf dünkten sich adliger, seit sie sich Bronikowski, Chapski, Plachecki, Grabowski nannten. Von den verbrieften Landesrechten sank eines nach dem andern dahin. Schon Hans von Baisen sah die Vergeltung hereinbrechen über den Verrat, der die Freiheit bei dem Feinde gesucht, und starb gebrochenen Herzens. Das Amt des königlichen Gubernators ging ein, polnische Edelleute drängten sich in die Woiwodenstellen und auf den Bischofssitz von Ermeland. Hundert Jahre nach dem Thorner Frieden verkündigte der Reichstag von Lublin die vollständige Vereinigung der Provinz mit dem Polenreiche; die Stände Preußens sollten fortan auf den Reichstagen der Adelsrepublik erscheinen. Zwei Jahrzehnte darauf herrschte auch in den Landtagen des königlichen Preußens die polnische Sprache.

Und wahrlich, der widernatürliche Zustand, daß Slawen über Deutsche herrschten, konnte dauern, das Werk der Slawisierung konnte auch in den Städten des Weichseltales gelingen wie auf dem flachen Lande, hätten nicht die Jesuiten ihr Lager in Polen aufgeschlagen und das Reich als getreuesten Bundesgenossen in die Händel der Habsburger verwickelt. Stanislaus Hosius, der rührige Apostel der Jesuiten, der Leiter der Gegenreformation in Polen, begann auch in Preußen seine emsige Arbeit; noch heute erinnert die Braunsberger Theologenakademie, das Hosianum, an sein Wirken. Im gemeinsamen Kampfe wider diese pfäffische Propaganda näherten sich einander die Städte Preußens und ein Teil des Adels, der von der Habsucht der Gesellschaft Jesu für seine Güter fürchtete. Weissagend rief nach dem Lubliner Tage der deutsche Edelmann Achatius von Zehmen den Polen zu: es werde dereinst ein Gewaltiger über sie kommen und ebenso mit ihnen verfahren, wie sie heute mit den Preußen.

So gereichte die Eroberung des königlichen Preußens auf die Dauer den Polen selber nicht zum Segen; sie brachte nur ein neues Element des Widerstandes zu so vielen anderen grollenden Volksstämmen, die unter der Fremdherrschaft des polnischen Junkertums schmachteten. Halbwach erhielt sich in dem preußischen Bürgertume ein deutsch-protestantisches Gemeingefühl, und aus der Dunkelheit dieser polnischen Zeit strahlt uns dann und wann eine echteste Tat deutschen Geistes entgegen. Zu Frauenburg sann und forschte ein deutscher Domherr in jeder sternenhellen Nacht während eines Menschenalters, bis endlich die ungeheure Wahrheit des kopernikanischen Weltsystems dem Grübelnden sich erschloß und sein großer Name der Stolz zweier feindlicher Völker ward.

So recht den Kern des wüsten Regiments der Polen erfassen wir in den Schicksalen der Meisterburg. Geplündert und geschädigt von der

heiduckischen Besatzung fiel die Hochburg zuletzt an die Jesuiten, und was die Roheit der Heiducken nur halb vollbracht, vollendete die Kulturbarbarei der frommen Väter. Anbauten im Jesuitenstile schoben sich nun zwischen die hehren Werke der Meister, die schmutzigen Hütten schottischer Krämer umgaben die Burg, und in den Grüften der Annakapelle räumten die Meisterleichen den Jesuiten die Stätte. Zwischen den Pfeilern der Remter zog der Pole dünne Wände, weil er der Kühnheit der deutschen Gewölbe nicht traute, und die ernste Wahrhaftigkeit des Ziegelrohbaues ward bedeckt mit der lügenhaften Hülle des Gipses. Es frommte nicht wider das Werk der Zerstörung, daß der prächtige August der Starke die Burg bezog, die er nicht verstand, und seine Gräfin Cosel eine Weile ihre feilen Reize in dem Remter zeigte, den einst der Sporentritt der Deutschen Herren durchhallt. —

Bei dieser erdrückenden und zugleich verführerischen Nachbarschaft des großen Slawenreiches, „wo alles adlig war", vermochte das herzogliche Preußen, arm und entvölkert, nur durch zwei Häfen dem Weltverkehre geöffnet, durchaus nicht, jene vorschreitende Staatskunst zu wagen, welche sein ketzerischer Ursprung ihm vorschrieb. Unbändig vielmehr, beseelt von altem deutschherrlichen Trotze und den Ideen polnischer Adelsfreiheit, wuchs der preußische Adel den schwachen Herzögen und ihren Günstlingen über den Kopf, hielt in selbstgenügsamer Beschränktheit die Fürsten von allen europäischen Händeln fern, und selten nur griff er zu den Waffen — wenn es galt, den wilden Aufruhr der Bauern wider den Druck der Junker blutig niederzuwerfen. Wie ein Mann hielten der Adel und das stolze Königsberg zusammen gegen die Bauernschaft und die Hinterstädte. Der lebendige Protestantismus war erstarrt und verwandelt in bewegungslose lutherische Rechtgläubigkeit. Schwert und Acht drohten den Anhängern Melanchthons, die der Hof begünstigte. Wenn die Herzöge das Lästern auf den Kanzeln wider den Calvinismus verboten, so ließ der Adel von dem polnischen Lehnsherrn das Verbot vernichten und die Lehre Calvins für Teufelswerk erklären. In die Fremde zog, wessen Herz noch erfüllt war von dem streitbaren Geiste der Reformation: aus dem öden Stilleben der Provinz eilte das heldenhafte Geschlecht der Dohna hinaus in die Glaubenskriege der Hugenotten. Es war die gelobte Zeit des lutherischen Junkertums; aber, gemeiner als in den Marken, sank hier, in der alten Heimat des schroffsten deutschen Nationalstolzes, der Trotz des Adels zu nacktem Landesverrate herab. Fortwährend „polenzten" die Herren Stände, sie verkehrten unablässig mit dem polnischen Hofe und nahmen die Jesuiten, als Helfer wider ihren Fürsten, gastlich in Königsberg auf. Willig schützte auf ihren Ruf die Krone Polen die ständischen Ansprüche gegen den Herzog und erwirkte sich sogar das ungeheuerliche Recht, preußische Landtage zu berufen ohne Willen des Herzogs.

Gehässiger, schonungsloser noch ward die Widersetzlichkeit des Adels, als das Kurhaus Brandenburg zuerst die Vormundschaft über den letzten Ansbacher Herzog, dann die Herzogswürde selbst erhielt (1618). Jetzt galt es, im Geiste des starrsten Partikularismus die „Politik des Vaterlandes" gegen den „märkischen Despotismus" zu behaupten. Unverstanden ging an dem Stumpfsinne dieses Junkertums die verheißende Erscheinung Gustav Adolfs vorüber, vergeblich mahnte er in seiner herzgewinnenden Weise, Extrema zu ergreifen, und rief dem Trotze der Libertät die warnenden Worte zu: „Dankt Gott, daß ihr nicht Polens unmittelbare Untertanen seid." Man wußte, daß der Hof von Wien damit umging, auch das herzogliche Preußen der Krone Polen gänzlich zu unterwerfen; dennoch blieben die Stände neutral in dem Weltkampfe. Das Land sah den tiefsten Fall der Monarchie, als Georg Wilhelm von Brandenburg, flüchtig vor dem deutschen Kriege, in Königsberg seinen ärmlich würdelosen Hofstaat hielt.

Unter seinem Sohne endlich begann das alte Wort besorgter Polen sich zu erfüllen, daß Preußen in den Händen von Brandenburg der Untergang Polens sein werde. Wie mußte der Große Kurfürst sich drehen und winden, um aufzusteigen aus dieser häßlichen Erniedrigung! Nur des Polenkönigs Gnade hatte ihm gestattet, seinem eigenen Vater eine calvinische Totenfeier zu halten. Seine Kommissarien wurden als „fremder Potentaten Abgesandte" von den Ständen Preußens zurückgewiesen, seinen Truppen schlossen die Städte die Tore. Doch nach wenigen Jahren war der mißachtete Vasall der Krone Polen das Zünglein in der Wage des polnisch-schwedischen Kriegs. Alle Kunstgriffe verschlagener Diplomatie mußte er gebrauchen, bis endlich mit der Schlacht von Warschau Brandenburg als eine neue Militärmacht in die Reihe der europäischen Mächte trat und der Vertrag von Welau dem Kurfürsten die Souveränität in Preußen gewährte (1658). Wieder kamen harte Kriegszeiten; der ganze Süden des Landes ward also entvölkert, daß späterhin in Sudauen und Galindien eine massenhafte Einwanderung polnisch-litauischer Arbeitskräfte erfolgen konnte, die sich der genauen historischen Kenntnis gänzlich entzieht. Ganz im Sinne dieser Zeit der Fürstenallmacht verstand der Herrscher seine neue Würde. Noch gab es in Preußen steife Nacken, die der neuen Größe sich nicht beugten; doch nach hartem Kampfe siegte die bittere Notwendigkeit der reinen Monarchie. Preußen und Kleve, Brandenburg und Minden waren fortan membra unius capitis, eines deutschen Staates Glieder. Und siehe, als der Kurfürst die Schweden in wilder Jagd über das Eis des Frischen Haffs bis vor die Wälle von Riga trieb, da stand freiwillig die Bauernschaft Preußens in Waffen, führte den kleinen Krieg wider den Reichsfeind. Mochte man fluchen der eisernen Zucht des Selbstherrschers: eine schönere Zeit war gekommen, dies Volk hatte wieder ein Vaterland.

Selbst in den trübsten Tagen war in dem Grenzvolke ein Hauch deutschen Geistes lebendig geblieben. Dem verwilderten Geschlechte des großen Krieges hatte Simon Dach die herzerwärmende Weise reiner, rechtschaffener Liebe gesungen, und ein Jahrhundert nachher, mit Hamann, Herder, Kant, stieg über Preußen ein Tag geistigen Ruhmes empor, wie ihn die Zeit des Ordens nie gesehen. Als über dem roten Adler von Brandenburg der schwarze königliche Aar von Preußen sich erhob und die entlegene Provinz fest und fester mit dem Hauptlande verwuchs, da erlebte Preußen einen schönen Kreislauf der Geschichte, ein wahrhaftes ritornar al segno, wie es Macchiavelli als das Heil der Staaten gepriesen. Denn wieder, wie in des Ordens großen Tagen, stand jetzt die geschlossene Einheit des deutschen Staates der staatlosen Anarchie der Polen gegenüber, und gebieterisch wahrten die Könige von Preußen die Rechte ihrer polnischen Glaubensgenossen wider die Gewalttaten der Jesuiten.

Der Große König hat endlich den alten Teilungsplan des Ordens verwirklicht und das geraubte Erbteil unserem Volke wieder zurückgebracht. Am 14. September 1772 stand General Thadden mit dem Regimente Sydow vor dem Tore von Marienburg, und von selber hob sich der Schlagbaum. Am 27. September tagten die Stände des Landes im Konventsremter der Burg und huldigten dem deutschen Fürsten. Ein erhebender Gedanke fürwahr, könnten wir König Friedrich uns vorstellen, wie er über die Jahrhunderte hinweg den Plauen und Kniprode die Hände reicht als der Retter ihres deutschen Kulturwerkes. Und eine Ahnung allerdings von dem großen welthistorischen Sinne der Wiedereroberung Westpreußens schwebte vor dem Geiste des Königs. Denn schon in jungen Jahren erzählte er in den mémoires de Brandebourg mit scharfen Worten die Schmach des Deutschen Ordens, und die Marienburger Huldigungsmedaille führte die vielsagende Inschrift: regno redintegrato praestata fides. Aber auch nur eine leise Ahnung war in dem Könige lebendig. Die Schriften seines Alters sagen unzweideutig, daß er in der neuen Provinz zunächst nur die Kornkammer des Nordens, die Wasserstraße der Weichsel, die notwendige Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen erblickte und die willkommene Beute auch dann nicht verschmäht hätte, wäre sie von jeher slawisches Land gewesen. Auch die amtliche Rechtfertigungsschrift erwähnt des Ordens nicht, redet nur von den vergessenen Erbansprüchen Brandenburgs auf Pomerellen. Wie wenig die aufgeklärte Zeit die romantische Größe des Ordensstaates verstand, das hat die fortgesetzte Mißhandlung der Meisterburg noch unter Friedrichs Herrschaft klärlich bewiesen. Hüten wir uns also, in seine Seele ein Bewußtsein des Volkstums zu legen, das seinem Jahrhundert fernstand. Freuen wir uns vielmehr, daß kraft einer segensreichen Notwendigkeit dieser Staat dann unfehlbar seinen deutschen Beruf erfüllt hat, wenn er in kalter Berechnung sein eigenes Wohl zu fördern verstand.

Längst verwischt ward die zweideutige Weise der Erwerbung durch die würdige Benutzung. Die halb erstickten Keime deutschen Wesens sind unter preußischer Herrschaft fröhlich aufgegangen, und seitdem ist Westpreußen unser nach jedem heiligsten Rechte; denn was dort gedeiht von Recht und Wohlstand, von Bildung und guter Menschensitte, ist deutscher Hände Werk. Und abermals sah Königsberg den flüchtigen Hof eines bedrängten Hohenzollern in seinen Mauern; und abermals, doch herrlicher als in den Tagen des Großen Kurfürsten, erwuchs dem wankenden Staate frische Kraft aus der Liebe seines Volkes. Derselbe Königsberger Landtag, der vormals oft die Polen zu Hilfe gerufen wider seinen deutschen Fürsten, wagte jetzt die erste Tat unseres Freiheitskrieges, und das schwarze Kreuz des Landwehrmannes zierten schönere Kränze als jene, die einst das schwarze Kreuz des Deutschen Herrn geschmückt. Damals hat das neue Deutschland des Mittelalters dem Mutterlande die alte Wohltat dankbar heimgezahlt.

Als ein Nachklang jener hochaufgeregten Tage begann, gefördert von den Spenden des gesamten Landes, der Wiederaufbau der alten Meisterfeste: — ein bedeutsamer Wink für den Historiker, der die Herzensgeheimnisse einer Epoche am sichersten aus ihrer historischen Sehnsucht errät. Und — wie um den verzweifelten Trübsinn Lügen zu strafen, der unserer Zeit die Kraft des Schaffens abspricht — dem Meisterschlosse gegenüber spannen heute die Brücken von Dirschau und Marienburg ihr Joch über den gezähmten Strom, echte Werke der modernen Welt. Allerdings ein neues Leben ist in dieser Grenzerwelt erwacht. Wohl zeigte sich zuweilen in dem Blute des schwer lenksamen, herb urteilenden Volkes noch ein Tropfen von dem alten Eidechsengifte; doch in den Parteikämpfen dieses Jahrhunderts hat der selbstbewußte Nationalismus der Altpreußen jederzeit ein notwendiges Gegengewicht gebildet gegen die Mächte des Beharrens. Der erste Burggraf des neuerstandenen Meisterschlosses war Heinrich Theodor von Schön, der liberale Kantianer.

Dem Preußen ziemt es nicht, sich selbstgefällig an dem Glücke der Gegenwart zu weiden. Denn noch sind die Schätze der Provinz nicht zur Hälfte gehoben; noch ist der Wohlstand, der das Land vor dem Tannenberger Tage schmückte, bei weitem nicht wieder erreicht; noch sind dem Handel die Adern unterbunden durch die Grenzsperre des Nachbarlandes. Doch bleibt es erquickend, zu gedenken, wie die zähe Arbeit vieler Geschlechter ein gutes Land gerettet hat aus dem großen Schiffbruche der deutschen Kolonien. Alltäglich noch tragen Deutsche die Segnung der Kultur gen Osten. Aber mürrisch wird im Slawenlande der deutsche Lehrer empfangen als ein frecher Eindringling; nur in Preußen blieb er Bürger und Herr des Bodens, den sein Volk der Gesittung gewann. Nach Jahrhunderten wieder ist das Grenzland eingetreten in den Staatsverband der deutschen Nation, enger denn jemals mit dem großen Vaterlande ver-

bunden. Wie einst die vereinte Kraft des Deutschen Ordens und der Osterlinge den Ruhm der Deutschen in den fernen Osten trug, so prangen heute, ein glückverheißendes Zeichen, die vereinten Farben Preußens und der Hansa im Banner unseres neuen Reiches. Die militärischen und die bürgerlichen Kräfte deutscher Nation haben abermals einen festen Bund geschlossen, der, so Gott will, nie wieder sich lösen wird; und jener Kaiseraar, den die entlegene Mark in allen Stürmen der Zeit treu bewahrte, breitet wieder herrschend seine Schwingen über das deutsche Land. Ein Tor, wer nicht beim Anschauen dieses wirrenreichen und dennoch stetigen Wandels einer großen Geschichte die vornehme Sicherheit des Gemütes sich zu stärken vermag. Kräftigen wir daran — was der Historie edelste Segnung bleibt — die Freiheit des hellen Auges, das über den Zufällen, den Torheiten und Sünden des Augenblicks das unabänderliche Walten weltbauender Gesetze erkennt.

Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus

I. Das erste Kaiserreich

Die Versuchung, dem Genius Altäre zu bauen, ist unter allen Gefahren, welche den Historiker beirren, vielleicht die größte. Immer wieder den göttlichen Sinn im menschlichen Unsinn aufzusuchen scheint auch dem Mutigen leicht ein ermüdendes Handwerk. Tritt uns dann endlich aus dem Einerlei halben Wollens und halben Vollbringens, welches die meisten Blätter der Geschichte füllt, einer jener Gewaltigen des Herrn entgegen, die das Gesetz alles Lebens in der eigenen Brust zu tragen scheinen, da regt sich jubelnd die Künstlerseele, welche in jedem rechten Menschen schlummert. Nur starke Geister vergessen über dem Glanze, den ein Heldenbild um sich verbreitet, nicht die entscheidende Frage, ob die ursprüngliche Kraft, die uns zur Bewunderung hinreißt, treulich verwendet ward im Dienste jenes Geistes der Geschichte, welchem auch die Häupter unseres Geschlechts nur demutsvoll zu folgen vermögen. Die blinde Heroenverehrung wird zur weitverbreiteten Krankheit nur in Zeiten, die mit Stolz eine ungeheure Kulturaufgabe auf ihren Schultern fühlen, doch mit geheimer Angst sich bekennen, daß ihre Kraft der Last kaum gewachsen sei. So erklärt sich, warum in unseren Tagen Thomas Carlyles Lehre vom hero-wroship entstehen und Wurzeln schlagen konnte. Aber wie wenig es dem Menschen frommt, zu knien vor Göttern von Fleisch und Blut, das begreifen wir erst, wenn ein verschlagener Kopf die praktischen Folgerungen aus den Sätzen des Heroenkultus zieht, wenn der Despotismus seine Blöße mit dem Namen eines Genius deckt.

Seit er die Kaiserkrone trägt, hat Napoleon III. nur selten durch ein achtlos entfallenes Wort verraten, welch ein starkes cäsarisches Selbstgefühl er hinter schweigsamer Hülle birgt: so bei jenem Gespräche zu Plombières, als er zu Cavour sagte: „In Europa leben nur drei Männer, wir beide und noch ein Dritter, den ich nicht nennen werde.“ Da trieb ihn einmal literarische Eitelkeit ganz und gar aus jener Zurückhaltung heraus, welche gekrönten Häuptern ansteht; zu den vielen Rätseln, die er den Zeitgenossen aufgegeben, fügte er ein neues, größtes. Unverhohlen kündete er die Lehre von den bevorrechteten Wesen, die, hoch erhaben über

der gemeinen Regel des Sittengesetzes, wie Leuchttürme in die Nacht der Zeiten ragen und mit dem Siegel ihres Genius eine neue Ära stempeln. Jedermann las in den Zeilen, daß der Kaiser selbst das Recht seines Tuns von der erlauchtesten Ahnenreihe herleitet, die ein Mensch sich wählen kann, von Cäsar, Karl dem Großen, Napoleon. Alle die alten fadenscheinigen Kraftworte des Bonapartismus, die man dem Prätendenten verzeihen mochte, hörten wir mit Befremden wieder aus dem Munde des Kaisers: das verschworene Europa hat, ruchlos und verblendet, seinen Messias gekreuzigt, aber das Werk des Erlösers, das Kaiserreich, ist wieder auferstanden! Und diese Worte unheimlicher Überhebung standen in der Vorrede eines verunglückten historischen Werkes, dessen unbestreitbare Schwäche den wohlerworbenen schriftstellerischen Ruhm des Verfassers nahezu zu vernichten drohte. Sie waren geschrieben zur Verherrlichung eines politischen Systems, das freilich einigen edlen und vielen gefährlichen Neigungen der Franzosen entspricht, aber den Beweis seiner Lebenskraft und Dauer noch zu führen hat.

Es wäre wunderbar, wenn dieses Siegeslied vor dem Siege nicht in dem Hohne der mißachteten Millionen kleiner Leute ein häßliches Echo gefunden hätte. Wenn der Kaiser selber seinen Thron dicht neben die Sonne stellt und der feile Schwarm adorierender Diener die Vergötterung des Cäsars feiert, dann darf — das ist der Lauf der Welt — der Seneca nicht fehlen, der mit beißendem Witze die Verkürbissung des Claudius singt. Am lautesten spotteten, wie billig, die extremen Parteien, die dem Kaiser seine Tugenden nicht verzeihen. Vor allem die Radikalen; sie grollten dem Staatsmanne, der die Lehre von der alleinseligmachenden Republik Lügen gestraft und den freiheitsmörderischen Sinn des allgemeinen Stimmrechts aller Welt bewiesen hat. Nicht minder des Kaisers alte Freunde in der dunklen Kutte. Die schöne Zeit war ja dahin, da das ultramontane Lager den Retter der Gesellschaft feierte und den Marschall Saint-Arnaud als einen Gottesmann pries. Seit der Kaiser an dem Heiligen Vater und dem dreimal heiligen Österreich gar so gröblich sich vergangen hatte, strömten von frommen Lippen die Verwünschungen wider den Schlächter des zweiten Dezembers, und die Histoire de Jules César ward als eine Schule des Meineids geschildert. Auch die Anspielungsjäger hatten gute Tage. Die einen fanden in Achille Fould den Cornelius Balbus des neuen Cäsar, die anderen in dem Herzog von Morny den Agrippa des modernen Augustus, und der Kaiser durfte sich schwerlich beklagen, wenn die Vergleiche nicht immer zu seinen Gunsten ausfielen. Der kluge Künstler hatte selber unbedacht die Türen seines Zaubertempels geöffnet: begreiflich, daß beim grellen Tageslichte mancher Vorhang, manches Dekorationsstück morsch und verschlissen erschien, das bei wohl verteiltem Lampenscheine sich gar prächtig ausnahm. Zu allem Unglück trat das kaiserliche Geschichtswerk in einem Augenblicke hervor, da man

in Deutschland das lautere Gold der sittlichen Entrüstung auf die Straße zu werfen pflegte. Das Buch ist bekanntlich überreich an moralischen Bemerkungen von teilweis zweifelhafter Wahrheit, aber durchgängig unzweifelhaftem Alter. An diese hält sich nun die Gesinnungstüchtigkeit, sie schlägt sich an ihre haarige Brust und fragt feierlich: Wie darf der Mann des Staatsstreichs sagen, daß vergossenes Blut eine unübersteigliche Scheidewand bilde zwischen Söhnen eines Landes? Das alles wäre sehr tugendhaft, wenn es nicht so gar lächerlich wäre. Der Mann, der so salbungsvoll von dem Fluche des Bürgerbluts und von der Schmähsucht siegender Parteien redet, weiß auch und gesteht, daß der Baumeister mit den Stoffen bauen muß, die er gerade zur Hand hat. Mit den wohlfeilen Vorwürfen der Heuchelei und Inkonsequenz ist ein schriftstellernder Staatsmann so leicht nicht zu besiegen.

Noch jedes politische System des modernen Frankreichs wähnte sich in dem Augenblicke am sichersten, da seine Tage bereits gezählt waren. Als die Adler des rückkehrenden Napoleon von einem Kirchturm Frankreichs zum andern flogen, versicherte Talleyrand in Wien: Millionen Fäuste würden sich erheben wider den Ruhestörer. Mit zweifelloser Zuversicht harrte Karl X. auf den Erfolg der Juliordonnanzen, und kurz vor dem Februar 1848 schrieb General Radowitz, unter dem Eindruck der Gespräche mit Guizot, das Julikönigtum habe niemals fester gestanden. Sollte diese unheimliche Erfahrung, deren regelmäßige Wiederkehr auf einen Grundschaden im französischen Staate hinweist, heute sich wiederholen? Sollte das zweite Kaiserreich bereits am Vorabend seines Falles stehen, während es seinen höchsten Trumpf ausspielt und den größten Namen aus den Annalen der Monarchie auf sein Banner schreibt? Wir überlassen anderen, den Schleier der Zukunft zu lüften, und begnügen uns, die Fragen zu erwägen: Ist der Bonapartismus in dem Charakter und der Geschichte des französischen Volkes begründet? Bildet er den endgültigen Abschluß von zehn Revolutionen? Und welches Recht haben diese Bonapartes, sich zu brüsten mit dem Ruhme des erhabenen Herrschers, der einmal doch das schreckliche Wort des Aristoteles bewährte, das Wort: nur ein Gott kann König sein —? Vielleicht ist gerade unseren Lesern willkommen, solchem Gedankengange zu folgen. Wir haben einst die ruchlose Meinung verteidigt, daß die deutsche Nation einer Million von Deutschen und Dänen nicht gestatten dürfe, nach souveränem Belieben über Fragen zu entscheiden, welche des ganzen Vaterlandes Wohl berühren — desgleichen die noch ruchlosere Behauptung, daß Deutschlands Einheit nicht gefördert werde, wenn man zu so vielen Königen von Napoleons Gnaden noch einen Herzog von Franz Josephs Gnaden hinzufüge. Wir haben von jeher den liberalen und liberalisierenden Partikularismus als die für Deutschland verderblichsten Parteien bekämpft und die Vernichtung der Vielherrschaft durch die Monarchie verlangt. Folglich — kraft jener

wunderbaren Logik, welche in Zeiten des Gesinnungsterrorismus zu blühen pflegt — folglich steht der Vorwurf fest, daß wir mit dem Cäsarismus liebäugeln. Sehen wir zu, ob die Anklage sich aufrechthalten läßt. Die hohlste aller Phrasen versucht heute dem Deutschen die Freude zu vergällen an der gesetzlichen und nationalen Monarchie, die zukunftssicher in unserem Norden sich aufbaut. Leuchten wir dem Schreckgespenste des Cäsarismus ins Angesicht, um zu erkennen, ob es von unserem Blute sei. —

Das Gewölk pomphafter Rhetorik, das die Ereignisse des 18. Brumaire allzulange umhüllte, ist endlich zerstoben. Wir wissen jetzt: die Tat jenes Tages war ein schlecht vorbereiteter Staatsstreich, ausgeführt ohne Geschick und Sicherheit und mit einem unbilligen Aufwande von Brutalität und Lügen. Daß sie trotzdem gelang, ist der sicherste Beweis für ihre historische Notwendigkeit und Größe. Als Bonaparte auf der Heimkehr aus Ägypten in Frankreich landete, grüßte ihn das Jauchzen der Masse, die von dem Helden Schutz erwartete wider den Einfall der fremden Heere; und nicht minder aufrichtig als dieser Jubel war die Abstimmung der Millionen, welche die neue Gewalt des Usurpators bestätigten. Nichts kann grundloser sein als das von der Demokratie beharrlich nachgesprochene Schlagwort Lamartines, der erste Konsul habe den Verlauf der Revolution in dem Augenblicke unterbrochen, da sie aufhörte, konvulsivisch zu sein, und fruchtbar zu werden begann. Vielmehr hatte ein zehnjähriger Fieberzustand die politische Schöpferkraft der Nation vorderhand zerstört. Selbst der Wunsch nach einer geordneten konstitutionellen Monarchie, den die Mehrzahl der Denkenden hegte, trat zurück vor dem allmächtigen Verlangen nach Ruhe um jeden Preis.

Von jeher war Frankreichs trauriger Ruhm, daß die großen Prinzipienkämpfe unseres Weltteils auf diesem Boden mit heißerer Leidenschaft, mit wilderem Blutdurst denn irgendwo sonst durchgefochten wurden. Beim ersten Gange durch die Straßen von Paris empfindet der Fremde, welche Raserei des Parteihasses, welcher vollständige Mangel an Pietät die Geschichte Frankreichs auszeichnet. Hier das Grab eines Denkers, dessen Gebeine einst nächtens von wütenden Gegnern aus der Ruhestätte geraubt wurden; dort das Denkmal eines Bourbonen an derselben Stelle, wo vordem die Statue eines bonapartischen Generals und vor dieser wieder eine Pyramide zu Ehren der Siege der Republik und vorher abermals eine königliche Bildsäule gestanden hat. Jedermann weiß, wie schrecklich diese altfranzösische Wildheit des Parteikampfes in den Revolutionsjahren sich bewährte. In Strömen war das Blut aller Parteien geflossen, jedes Dorf des Landes hatte der erbarmungslose Bauernkrieg mit seinen Schrecken erfüllt. In einem Jahrzehnt hatte Frankreich alle erdenklichen politischen Systeme versucht, Recht und Sitte grundverschiedener Zeitalter, bis auf die Trachten herab, in atemlosem Wechsel nachgeahmt, den gesamten Grundbesitz einer radikalen Umwälzung unter-

worfen. Nun lag die Leitung des ermatteten Staates in der Hand jenes Direktoriums, das, wuchernd und zwieträchtig, gewalttätig und dennoch kraftlos, mit den Faktionen auf Tod und Leben kämpfte. Bonaparte hatte dereinst mit eigenen Augen geschaut, wie am 10. August das Königstum zugrunde ging durch die Zagheit seiner Verteidiger, und aus solchem Anblick die Lehre gezogen, die er später bei seiner Thronbesteigung als höchste politische Weisheit seinen Nachkommen einschärfte: „Die Vernichtung der Gesetze und die Erschütterung der sozialen Ordnung sind nur die Folgen der Schwäche und Unsicherheit der Fürsten." Er hatte sodann die republikanischen Parteien benutzt, um sein jedem Menschen überlegenes Genie an die ihm gebührende Stelle zu bringen, aber keinen Augenblick war die unheimlich frühreife Weltklugheit dieses Kopfes darüber im Zweifel gewesen, daß die Republik ebenso unmöglich sei wie die Rückkehr der Bourbonen. Jetzt dankte er seine Herrschaft dem Säbel, und sie ward ihm geweiht durch die vollkommene politische Ermüdung des Landes. Er war Herr des Staates, bevor er ihn kannte, und mit dem Auge des Genius begriff er, was dem zerrissenen Gemeinwesen zunächst not tat. Er verkündete: „Ich gehöre keiner Partei, ich gehöre Frankreich an; wer Frankreich liebt und der Regierung gehorcht, ist von meiner Partei", und sichert sich also die Unterstützung aller derer, die vor der Willkür der Faktionen zitterten. Er hebt die grausamen Gesetze gegen die Priester und Emigranten auf, aber die vollzogene Veräußerung der Staats-, Kirchen- und Adelsgüter hält er aufrecht und beruhigt dergestalt nicht nur jene Börsenmänner, die das Komplott des 18. Brumaire vorbereiten halfen, sondern die Hunderttausende, welche um ihren ungesicherten neuen Besitz bangten.

Somit war die Wut des Parteikampfes vorläufig gebändigt und die Umwandlung aller Besitzverhältnisse durch den neuen Herrscher gesetzlich befestigt. Noch eine andere große politische Arbeit, daran die gesamte französische Geschichte gewirkt, hat Napoleon I. zum Abschluß gebracht: die straffe Staatseinheit Frankreichs ward durch ihn vollendet. Mit Widerwillen schaut der Deutsche auf ein Volkstum, welchem der Name Provinz nahezu gleichbedeutend ward mit Dummheit und Beschränktheit. Wir betrachten den Charakter von Paris, der in seiner wetterwendischen Beweglichkeit während eines halben Jahrtausends sich so wunderbar treu geblieben — die Stadt, die schon im Mittelalter ein Liebesgarten war und eine Herberge aller süßen Sünden und doch zugleich ein Tummelplatz aller großen, die Welt erschütternden Ideen — diesen ewigen Wechsel von Hochherzigkeit und entfesselter Begierde, dies Leben voll rastloser Arbeit und rastlosen Genusses, das doch den Segen der Arbeit, maßvolle Freiheit und Zufriedenheit, niemals kannte — und wir fragen kopfschüttelnd, wie nur ein großes Volk die Diktatur dieser Stadt ertragen mag. Selten würdigen wir genugsam, welche unschätzbaren Güter Frankreich seiner

herrschenden Hauptstadt verdankte: die starke aggressive Macht des Staates, die Verschmelzung so vieler verschiedengearteter Stämme zu einer Nation von scharf ausgeprägtem Charakter. Auch der Deutsche, wenn er die Gräberreihen des Père-Lachaise durchwandelt, gedenkt nicht ohne Bewegung, welche Fülle bedeutender Menschenkraft hier in der glänzendsten Stadt der Welt gewirkt hat. Wie gewaltig muß den Franzosen der Ehrgeiz, der edle wie der gemeine, sich regen in diesem Gewoge allseitigen Lebens, wo jedes Talent, jeder Gedanke, jede Berechnung eine große weithin sichtbare Bühne findet; wie stark hat dieser Brennpunkt des nationalen Lebens die dem Franzosen eigentümliche Gabe des Faiseurs entwickelt, die Gabe, auch geringe Anlagen rasch und praktisch zu verwerten. Genug, die ungeheure Mehrheit der Franzosen ist nicht der Meinung, daß die Herrlichkeit von Paris zu teuer erkauft sei um die geistige Verarmung der Provinzen. Wenn eine große geistreiche Nation eine solche Ansicht durch allen Wechsel der Geschicke festgehalten hat, so ziemt dem Fremden nicht, sie darum zu meistern. Es gilt bescheiden zu verstehen, daß hier eine von dem unseren grundverschiedene Richtung des Volkslebens vorliegt, die fortan durch menschliche Macht vielleicht ermäßigt, doch nicht mehr geändert werden kann. Mit Stolz erinnert sich Frankreich an den Kampf seiner Könige wider die Barone und an jenen großen Kardinal, der sich rühmte, die Nivellierung des französischen Bodens durchgeführt zu haben.

Als die Revolution alle geheimsten Neigungen des Volks an den Tag brachte, trat dieser Drang nach unbedingter Staatseinheit gebieterisch hervor. „Und noch einmal," rief Mirabeau zornig, „wir sind nicht eine Nation, sondern ein zusammengewürfelter Haufe von Provinzen unter einem Oberhaupte." In der Nacht des 4. August wurden nicht bloß die Vorrechte der höheren Stände geopfert, sondern auch die Privilegien der Provinzen. Selbst die Namen der altehrwürdigen Provinzen mußten fallen, das Land zerfiel fortan in gleichförmige Departements. Freilich führte die zuchtlose Ungebundenheit der Epoche zu einem scheinbaren Widerspruche. Die Konstituante schenkte allen Gemeinden und Bezirken gewählte, nach oben unabhängige Behörden, und während einiger Jahre der Anarchie bestand das Reich scheinbar aus mehreren tausend unabhängigen Gemeinwesen. Aber sogar in dieser Zeit ward das Geschick des Landes durchaus durch die Haltung der Hauptstadt bestimmt, und bald, auf Dantons Ruf nach einer starken und nationalen Regierung, begann der Konvent den Vernichtungskrieg gegen die Provinzen. Die eine und unteilbare Republik ward verkündigt, das Vorbild der großen germanischen Bundesrepublik ausdrücklich verworfen. Nach den blutigen Kämpfen in der Vendee, in Lyon und Toulon war das Land der alleinherrschenden Zentralgewalt vollständig unterworfen. Seitdem erschien der Mehrzahl der Franzosen die Behauptung, daß selbständige Verwaltung

der Provinzen mit der Staatseinheit sich verträgt, ebenso unbegreiflich, wie umgekehrt den Deutschen die Wahrheit, daß das Selbstbestimmungsrecht der Teile an den Interessen des Ganzen seine rechtmäßige Schranke findet. In jäher Zuckung regte sich wohl noch dann und wann der munizipale und provinziale Trotz, so 1815, als die Alliierten gebeten wurden, Lyon zur freien Reichsstadt zu erheben. Der Erfolg hat gezeigt, daß solchen Wünschen keine Lebenskraft innewohnt. „Die Lokalitäten sind nicht, sie verlangen gar nicht zu sein", schrieb kürzlich Herr Dupont-White und sprach die vorherrschende nationale Meinung aus.

Unter dem alten Regime war der Wille der Krone und ihrer dreißig Intendanten nur durch fortwährende Usurpation durchgesetzt worden, indem man die Rechte der Gutsherrschaften, der Stadträte, der erblichen Amtskörperschaften auf tausend Wegen der Gewalt, der List, des Einflusses umging oder untergrub. Ebenso tumultuarisch hatte der Konvent regiert durch seine Kommissäre und den Massendespotismus der Klubs. Erst Napoleon I. fand für die zentralisierte Verwaltung die ihr allein angemessene, wohlgeordnete Form, welche leider im wesentlichen fortbestehen wird, solange die Bedürfnisse und Anschauungen dieses Volkes sich nicht von Grund aus ändern. Alsbald nach der Einsetzung des Konsulats sendet er seine Delegierten in alle Militärdivisionen mit schrankenloser Vollmacht zur Überwachung und Absetzung der Beamten. Dann gründet das Gesetz vom 28. Pluviose des Jahres VIII. die Hierarchie des neufranzösischen Beamtentums. Einzelbeamte treten an die Spitze aller Verwaltungsbezirke, und ein jeder ist, nach Bonapartes Worten, ein kleiner Erster Konsul in seinem Bezirke; sämtliche Präfekten, Unterpräfekten und Maires werden durch das Staatsoberhaupt oder durch seine Organe ernannt. Die Ortsgemeinden, die der Konvent vernichtet hatte, werden hergestellt, aber dem monarchischen Beamtentum bedingungslos untergeben. Inmitten dieses ungeheuren Netzes sitzt der Staatsrat, wie eine große Spinne, die tüchtigsten Kräfte des Beamtentums an sich ziehend und mit immer neuen Fäden das Gewebe der monarchischen Macht ergänzend. Für die Sektionen des Staatsrats weiß der Herrscher mit sicherem Auge die „Spezialitäten" zu finden, gefügige Männer ohne Parteigesinnung, welche die Bildung der alten Zeit mit der Arbeitskraft der neuen verbinden. Ihnen teilt er die 350 Auditeurs zu, die bestimmt sind, hier in sich aufzunehmen, was man den Geist dieser Bureaukratie nennen mag, und es später in der Departementalverwaltung anzuwenden. Das ganze System schlagfertig, gleichförmig, zweckmäßig, nach dem Grundsatze der Arbeitsteilung übersichtlich geordnet, tatkräftig genug, um binnen sechs Monaten die Ordnung in dem zerrütteten Reiche herzustellen — aber kostspielig, geistlos und durch und durch despotisch. Diese Verwaltungsordnung ist Frankreichs heutige Verfassung. In ihr lag „das Kapital von Autorität", das der Kaiser, wie die Napoleoniden heute mit Recht versichern, allen späteren Regierungen

Frankreichs hinterlassen hat. In einem solchen Staate durfte jeder Herrscher getrost das Wort des Kaisers wiederholen: „Mit meinen Präfekten, Gendarmen und Priestern werde ich immer tun, was mir beliebt."

Durch diese zentralisierte Verwaltung, welche naturgemäß das technisch vollkommenste Verwaltungsrecht der Welt in sich ausbildete, war die Einheit Frankreichs mit radikaler Folgerichtigkeit verwirklicht, und die Spitze des Systems konnte nur monarchisch sein. Die Stimmführer des jungen Deutschlands pflegten vorzeiten uns höhnisch vorzuhalten, der kühne Franzose sei ein geborener Republikaner, der gehorsame Deutsche geborener Monarchist. Heute steht unter den Einsichtigen fest, daß nur Leidenschaft und Befangenheit in Abstraktionen den durchaus monarchischen Instinkt des französischen Volkes verkennen konnten. Die französische Sprache allein kennt den Ausdruck Souveränität, und ein Franzose, Bodin, hat diesen Begriff zuerst wissenschaftlich erklärt. Jahrhundertelang, während das erstarkende Königtum um seine Vollgewalt kämpft, verfechten die Legisten der Krone die Majestät des in der Monarchie am kräftigsten verkörperten Staatsgedankens. Sie rufen die politischen Begriffe des römischen Kaiserrechts wieder in das Leben, sie können sich kaum genugtun in Parömien, welche die Einheit, die Unsterblichkeit, das lediglich politische Dasein des dem Privatrechte entwachsenen Monarchen aussprechen. Diese Pioniere der Monarchie haben in Thierry, Mignet und der großen Mehrzahl der französischen Geschichtschreiber beredte Lobredner, neuerdings in Tocqueville und Frankreichs englischer Publizistenschule heftige Ankläger gefunden. Der Deutsche kann in der gewalttätigen Politik der absoluten Krone des Bewundernswerten nur wenig entdecken, doch er muß bekennen, daß sie eine harte Notwendigkeit war. Mitnichten waren diese monarchischen Traditionen durch die Revolution entwurzelt. Nirgendwo zeigt das Volk im Jahre 1789 die unerläßlichste der republikanischen Tugenden, den ernsten Willen, die harte Pflicht der Selbstverwaltung in freiwilligem Ehrendienst zu übernehmen. Man fordert lediglich Wahl der Behörden durch die Bürger, und als dies anarchische Verlangen zu dem unvermeidlichen Rückschlage geführt hat, stehen sich abermals, wie unter dem alten Regime, zwei große Klassen gegenüber, die verwaltende und die große Mehrheit derer, welche der Verwaltung nur mit kritischen Augen zuschauen.

In dem widerspruchsvollen Charakter dieses großen Volkes lag von alters her dicht neben hochherziger, in Tagen der Gefahr bis zum Heldentum gesteigerter Vaterlandsliebe eine entschiedene Abneigung gegen die alltägliche aufopfernde Pflichterfüllung des freien Bürgers, neben starker politischer Leidenschaft ein sehr unentwickelter Sinn für die Ordnung und das Recht des Einzelnen. Auf solche Untugenden, die Napoleon III. schon als Prätendent scharf und schonungslos erkannte, stützte sich die bureaukratische Monarchie. Ebenso notwendig ward die Monarchie durch die Zen-

tralisation hervorgerufen. Nur verblendete Selbsttäuschung mochte die Redner der Konstituante, einen Thouret u. a., zu der zuversichtlichen Behauptung bewegen, auf der Zentralisation ruhe die Festigkeit, die Stetigkeit der politischen Entwicklung. Vielmehr, mit der Vereinigung aller treibenden Kräfte des Gemeinwesens in Paris war für jede Minderheit die Möglichkeit gegeben, durch einen verwegenen Handstreich sich des gesamten Staates zu bemächtigen. Gegen diese ungeheure Gefahr bot allein eine kraftvolle monarchische Gewalt einen Schirm. So mochte denn immerhin der Erste Konsul noch eine Weile die Schlagworte der Republik im Munde führen und mit pomphafter Trauer den Tod Washingtons feiern, der für dieselben Güter gekämpft haben sollte wie die Soldaten Bonapartes: — seit dem 18. Brumaire hatte Frankreich einen Herrn. Schon im Jahre 1801 redet ein Staatsvertrag der Republik von den Untertanen des Ersten Konsuls, und mit der Errichtung des Kaisertums ward endlich auch dem Namen nach jene Staatsform wiederhergestellt, die, eine Notwendigkeit für Frankreich, lediglich im Taumel der Leidenschaft preisgegeben worden.

Mitnichten war die Wiederherstellung der Monarchie eine Restauration der alten Ordnung. Napoleon erkannte, daß er durch die einfache Rückkehr zum Alten sich selber verbannen würde. Er wußte, welch ein gewaltiger Riß im Jahre 1789 die Geschichte Frankreichs zerschnitten hatte, und ging bereitwillig ein auf das nationale Vorurteil, daß dies Volk der Welt — die Freiheit gelehrt und eine schlechthin neue Epoche begonnen habe. Er erkennt die Volkssouveränität an, leitet seine Gewalt von dem allgemeinen Stimmrecht her: le vieux système est à bout. Damit schmeichelt er den demokratischen Neigungen der Epoche und vermehrt unermeßlich die Machtfülle seiner Krone. Der Erwählte der Nation besitzt eine schrankenlose, unbestimmte Gewalt, wie sie einem legitimen Könige in der modernen Zeit niemals zustehen kann. Jede andere Macht im Staate verschwindet vor der seinen, die auf dem Vertrauen der Millionen ruht. Er allein ist der Vertreter der Nation, er verbietet seiner Gemahlin von den Volksvertretern im gesetzgebenden Körper zu reden. Niemals hat sich gewaltiger die innige Verwandtschaft von Demokratie und Tyrannis offenbart. „Es ist die Natur der Demokratie, sich in einem Manne zu personifizieren", sagt der Neffe — ein Wort von erschreckender Wahrheit in einer zentralisierten Nation.

Gerade der Lieblingsgedanke der französischen Demokratie ward durch den Selbstherrscher vollendet: die Idee der Gleichheit. Die égalité, obschon erst im Jahre 1793 unter die lockenden Schlagworte der Menschenrechte aufgenommen, hatte sich doch als die lebenskräftigste der revolutionären Errungenschaften bewährt. Um den Gleichheitsfanatismus des neuen Frankreichs billig zu würdigen, müssen wir uns des gräßlichen Hasses entsinnen, der hier von alters her die Stände schied. Mit grenzenloser Verachtung schaute jede höhere Klasse der Gesellschaft auf die nie-

deren. Der alte Name des vierten Standes, der vilains, ist noch heute ein Schimpfwort. Der Adel übersetzte, wie Napoleon III. treffend sagt, das gute Wort noblesse oblige mit noblesse exempte. Während im achtzehnten Jahrhundert Wohlstand und Bildung des dritten Standes gewaltig anwuchsen und die Lehre von dem unendlichen Rechte des Menschen zahlreiche begeisterte Apostel fand, wurden die rechtlichen Schranken zwischen den Ständen noch höher als im Mittelalter aufgebaut. Die Mehrzahl der Franzosen war an den Beruf ihres Vaters gebunden, der größte Teil der Staatslasten ward von dem gepeinigten vierten Stande getragen. Noch während der Revolution verkündeten Flugschriften der Aristokratie mit zynischer Offenheit Grundsätze wie diese: „Die Gesellschaft darf Menschen zu Sklaven machen, wenn daraus für einige ihrer Mitglieder Vorteil erwächst; das Gesetz darf in einer Klasse von Bürgern Gewalttaten und Verbrechen dulden, die es in einer anderen mit Strenge bestraft." Solche Worte allein erklären den Vernichtungskrieg gegen die höheren Stände, welcher die Revolutionsjahre erfüllte. Offenbar lag in dem Wesen der Franzosen lediglich nichts von demokratischer Schlichtheit und Einfachheit. Sie waren es ja, die in den Tagen des Rittertums die Lehren der Kavalierehre und Galanterie über die Welt verbreiteten, und diesen ritterlichen Charakter mit all seinem Heroismus und all seiner Eitelkeit hat die Nation bis zur Stunde bewahrt. Das Wort des Macchiavelli, der Bürger dürfe nur durch den Staat groß werden, verstand man hier im häßlichsten Sinne. Von allen Seiten drängten sich Ehrgeiz und Eigennutz an die Krone, Ämter, Titel, nutzbare Rechte heischend. Man gewöhnte sich, den Staat mit begehrlichem Auge zu betrachten. Wenn ein solches Volk den Ruf nach Gleichheit erhebt, so tritt das harte Dichterwort in Kraft:

Le rêve d'envieux, qu'on nomme égalité!

Mannigfache Beweggründe zwangen Napoleon I., den Traum des Neidharts, den man Gleichheit nennt, vollständig zu verwirklichen. Der Emporkömmling mußte in den bevorrechteten Ständen der alten Zeit seine unversöhnlichen Feinde sehen. In Augenblicken der Schwäche fühlte er sich wohl geschmeichelt, wenn ein Hofmann ihm von dem uralten Adel des Hauses Bonaparte sprach. In den Tagen des höchsten Übermuts zog er geflissentlich die alten Geschlechter an seinen Hof und versuchte sogar durch die österreichische Heirat seiner jungen Krone den Glanz der alten Legitimität zu geben. Doch in allen Zeiten der Not kehrte er zu der klaren Selbsterkenntnis zurück: „Für mich gibt es einen Adel nur in den Vorstädten, einen Pöbel nur in dem Adel." Auch war er selber von der Notwendigkeit der bürgerlichen Gleichheit so aufrichtig überzeugt wie irgendein Romane. Er wußte, daß er seiner Nation aus der Seele sprach, wenn er in seiner Verfassung jeden Versuch, das Feudalsystem herzustellen, für nich-

tig erklärte. Er wähnte auch die andern Völker von demselben Gleichheitseifer beseelt. Unermüdlich schärfen seine Briefe den Vasallenfürsten ein, „diese leeren und lächerlichen Standesunterschiede" zu beseitigen. Die Völker Deutschlands, sagt ein Brief an Jerome vom November 1807, hegen keinen lebhafteren Wunsch, als daß auch der Nichtedelmann zu allen Ämtern Zutritt habe, jede Art von Leibeigenschaft und jede Zwischengewalt zwischen der Masse und dem Fürsten verschwinde. Einen Staat, der diese Reform vollführt, nennt er konstitutionell; durch solche Mittel werde Westfalen ein natürliches Übergewicht über das absolutistische Preußen erhalten. Sein Scharfblick erkennt in der völligen Zerstörung der alten Standesunterschiede den gewaltigsten Hebel des Despotismus. Noch heute wollen die Männer der strengen altbonapartistischen Richtung in den Ereignissen von 1789 nichts sehen als eine rein soziale Tatsache, die Vernichtung der feudalen Stände.

Die Gleichheit, die Napoleon durchführte, war die Gleichheit der Chinesen vor dem Sohne des Himmels. Er fand — so lauten die Worte des Neffen — la société en poussière; und er schickte sich an, „die Gesellschaft zu organisieren, jedem seinen Platz anzuweisen, das ganze Volk einzuregimentieren", an die Stelle der alten Stände „die Hierarchie des vom Staate anerkannten Verdienstes" zu setzen. Rücksichtslose Befriedigung der trivialen Ehrsucht wird die Triebfeder des neuen Staats. Die Freiheit besteht fortan nicht in dem Rechte, sein eigenes Selbst ungehindert auszubilden, sondern in dem unbeschränkten Wettbewerb aller um die von der Staatsgewalt angewiesenen Plätze. Die gesamte Nation durchdringt sich von solchem eitlen nach äußerlicher Ehre jagenden Sinne — der Knabe, der mit Stolz das Blechkreuz am dreifarbigen Bande, den prix de sagesse, trägt, so gut wie der Mann, der nach dem Sterne am roten Bande hascht. Mit unvergeßlichen Worten gestand der Imperator, wie klein er von seinem Volke dachte. „Es ist nicht wahr," sagt er zu seinem Staatsrate, „daß die Franzosen Freiheit und Gleichheit lieben. Dem Volke ist alles gleichgültig, man muß ihm die Richtung geben. Durch Kinderspielzeug leitet man die Menschen." Und ein Kinderspielzeug waren auch die Titel des bonapartischen Adels. Mit Unrecht hat man die Gründung dieses neuen Adels dem Kaiser als einen Abfall von seinen eigenen Grundsätzen vorgehalten. Ein Adel solcher Art, weder durch große historische Erinnerungen, noch durch mächtigen Anteil an der Selbstverwaltung mit der Nation verbunden, konnte dem nivellierenden Absolutismus nie gefährlich werden; er war nur ein Mittel mehr, um den gemeinen Ehrgeiz in die Dienste dieser Monarchie zu führen. Auch das berüchtigte Dekret vom Jahre 1810, das die Gründung von Majoraten ohne Adelstitel gestattete, steht nicht im Widerspruche mit der Idee der Gleichheit, wie der Bonapartismus sie versteht. Wurde dies ungeheuerliche Gesetz ausgeführt, so war freilich ein großer Teil des Bodens dem freien Verkehre entzogen,

aber jedem Franzosen stand frei, sich die Gütermasse zu erwerben, die zu einem Majorate gehörte, und durch die Abhängigkeit des Grundeigentums ward die gleichmäßige Unterwerfung der Nation unter die Staatsgewalt nur um so vollständiger.

Wie die Staatseinheit, so war auch die Allmacht der Staatsgewalt, die Napoleon ausbildete, wohlbegründet in der Geschichte des Landes. In allen schöpferischen Epochen zeigt die Gesetzgebung Frankreichs den vielgepriesenen caractère d'abondance inspirée. Von jeher findet hier der Staat sein Heil nicht in der Selbsttätigkeit freier Menschen, sondern in dem gewaltsamen Zusammenraffen aller Kräfte des Volks zu mächtigen Schlägen gegen das Ausland und zu großen nationalen Unternehmungen im Innern. Schon Heinrich III. erklärt, daß das Recht auf Arbeit von der Krone verliehen werde, und seit Colbert wird die Volkswirtschaft einer herrisch eingreifenden Staatsleitung unterworfen. Nicht zufällig also gelangten in Frankreich viele begabte Köpfe zu den Lehren des Kommunismus, der in Deutschland und England fast allein unter armseligen Geistern Anhänger fand. Dort sind jene Utopien nur eine verwegene Weiterbildung der im Staate längst vorherrschenden Richtung, während sie bei uns Germanen alle Gewohnheiten von Staat und Gesellschaft roh verletzen.

Unschätzbare Güter hat Frankreich der Allmacht seiner Staatsgewalt geopfert, vor allem die freie Bewegung des religiösen und damit des gesamten geistigen Lebens. Man versucht wohl die katholische Treue der Franzosen aus dem Gemüte der Nation zu erklären. Man sagt, das oberflächliche Wesen des Volks, das für die tiefinnerlichen Gewissenskämpfe des Protestantismus wenig Verständnis hatte, und die heitere schönheitslustige Sinnlichkeit der Südländer seien schließlich stärker gewesen als der scharfe kritische Verstand. In Wahrheit entschieden politische Motive den Sieg der katholischen Kirche. Es liegt ein tiefer Sinn, eine unbewußte Ironie in den Namen les religionnaires und ceux de la religion, die man den Hugenotten gab; nur dieser Partei, nicht ihren Gegnern war der Glaube das höchste Gut. Die Nation war gewöhnt an eine Einförmigkeit der Bildung, eine Gebundenheit der Sitte, die man wohl als sozialen Katholizismus bezeichnen darf: sie erlaubte keinem Einzelnen, sich allzuweit von den Durchschnittsempfindungen der Mehrheit zu entfernen. Die Krone sah in der religiösen auch die politische Anarchie; der Instinkt der Massen fürchtete von der Glaubensspaltung die Zerstörung der einen allmächtigen Staatsgewalt; die Herrschsucht der katholischen Hauptstadt kämpfte wider die ständischen, föderalistischen Gedanken der evangelischen Herrengeschlechter in den Provinzen. Dann schenkte die Weisheit Heinrichs IV. dem kampfesmüden Lande drei Menschenalter leidlich gesicherter Glaubensfreiheit, eine fruchtbare Zeit, welche in Wahrheit den Grund gelegt hat für den mächtigen Aufschwung der französischen Bildung, für die Literaturepoche Ludwigs XIV. Doch derselbe König, der die Krone auf

die Höhe ihrer Macht emporhob, wagte auch die gräßlichste und folgenreichste Gewalttat der neuen französischen Geschichte; er vertrieb die Hugenotten, und die Mehrheit der Nation half ihm treulich die unglückliche „Kirche der Wüste" zu mißhandeln. Seitdem zeigt das geistige Leben jenes haltlose Schwanken zwischen plumpem Autoritätsglauben und frevelhafter Frivolität, das uns Deutsche so widerwärtig berührt; altkeltische Bigotterie und freche Spötterei stehen dicht beieinander, oftmals in einer Menschenseele vereinigt; der freie Gedanke erscheint als zuchtlose Freigeisterei, als eine revolutionäre Kraft. Aber die Staatsgewalt hatte einen neuen Machtzuwachs erhalten; der eine Glaube entsprach dem einen Könige und dem einen Gesetze Der Protestantismus ward einem Voltaire ebenso unverständlich wie einem Bossuet, ward von den Gläubigen wie von den Spöttern als unfranzösisch verachtet, und die alleinherrschende Kirche war eine Sklavin des Staats.

Während der Revolution sodann schweift die Tätigkeit des Staats ins Grenzenlose. Der Konvent wagt das wahnsinnige Experiment des praktischen Kommunismus, er vermißt sich, nach Billauds Antrag das französische Volk „umzuschaffen". Ganz im Geiste dieser altfranzösischen Traditionen erklärt Napoleon sogleich nach der Errichtung des Konsulats, seine Absicht sei, „den öffentlichen Geist zu schaffen". Er nennt sich selber den Schutzgeist Frankreichs, bei dessen Erscheinen die aufatmende Gesellschaft gerufen habe: le voilà! Als Kaiser rühmt er sich mit dürren Worten, daß er den Ruhm und die Ehre habe, „Frankreich zu sein". Alle Zweige des Volkslebens werden einer rastlosen Bevormundung unterworfen. Die riesenhafte Tätigkeit des Monarchen umfaßt das Größte wie das Kleinste, den Neubau der Rechtsordnung wie die Preise der Plätze im Opernhause. Jedes Departement dankt dem Kaiser bedeutende lokale Verbesserungen, die Mauerkelle darf nicht ruhen unter dem Empire. Hatte ein Lieblingssatz des alten Regimes gelautet: la gensd'armerie c'est l'ordre, so heißt unter dem Bonapartismus die Polizei — die Vorsehung des friedlichen Bürgers und der Schrecken des Ruhestörers. Nur eine Schranke wird von dieser allumfassenden Staatsgewalt innegehalten. Der Kaiser weiß, daß das Eigentum mächtiger ist als er und seine Heere, und erklärt darum im Eingange der neuen Verfassung: „Sie ist gegründet auf die geheiligten Rechte des Eigentums, der Gleichheit und der Freiheit" — eine lehrreiche Reihenfolge. Seitdem ist die überspannte Staatstätigkeit die Erbkrankheit Frankreichs unter allen Systemen geblieben, und ein großer Teil der Franzosen preist die fürsorgliche Allmacht des Staats als einen Vorzug mit Gründen, die ein Germane kaum versteht. In individualistischen Völkern, pflegen sie zu versichern, begnügt sich der Staat, das Unrecht zu verbieten; in zentralisierten Völkern stellt er sich ein edleres Ziel, hier will er selber das Gute und Große schaffen, hier wird jedes Unternehmen, das den Ruhm der Nation vermehrt, von Rechts wegen zur Staatsanstalt.

„In diesem Lande der Zentralisation", sagt Napoleon III. sehr richtig, „hat die öffentliche Meinung ohne Unterlaß alles, das Gute wie das Böse, dem Haupte der Regierung zugeschrieben."

Im Zusammenhange mit der Zentralisation der Verwaltung steht die Neugestaltung des Rechtswesens. Während der Revolution waren die Gerichte auf den Sand der Volkswahl gegründet worden. Die Monarchie gibt ihnen wieder Halt und Stetigkeit, sie ernennt die Richter und stellt unter den von der Revolution geschaffenen Kassationshof ein wohlzusammenhängendes System von Appellhöfen und Tribunalen erster Instanz. Dann wird die von dem Konvente versuchte umfassende Kodifikation in großartiger Weise vollendet, Einheit und Gleichheit des Rechts für alle Klassen und Provinzen durchgeführt. Portalis und Tronchet, ausgezeichnete Romanisten und Kenner des Rechtes der coutumes, arbeiten vereint an dem gemeinen Rechte des Landes. Das neue Gesetzbuch entspricht allen Neigungen der Massen und des Despotismus zugleich, indem es zwischen dem Staate und dem Einzelnen keine irgend selbständige Gewalt anerkennt; seine folgerichtige, übersichtliche Einfachheit fördert und hebt die Klarheit der Rechtsbegriffe des Privatrechtes im Volke. Als ein Zugeständnis an die Ideen der Revolution bleibt das Schwurgericht bestehen, aber der starke Einfluß der Präfekten auf die Bildung der Geschworenenlisten, die übermächtige Stellung der Gerichtspräsidenten und vor allem das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft erfüllen auch das Strafverfahren mit bureaukratischem Geiste. Zudem ist die Unabhängigkeit der Richter nach der neuen Dienstordnung nicht mehr vollständig. Die unbarmherzigen Strafen des alten Regimes stellt das Kaiserreich großenteils wieder her.

In demselben Sinne verfährt Napoleon auf dem Gebiete der Finanzen. Durch die Revolution waren alle Exemtionen vernichtet und ein neues System direkter Steuern geschaffen. Der Konvent hatte, auf Roederers Vorschlag, das buntscheckige Durcheinander der alten Zollrollen beseitigt, das Reich zu einer handelspolitischen Einheit mit gleichmäßigen Zöllen erhoben, aber, um den Leidenschaften des Volks — das heißt bekanntlich: der städtischen Massen — zu genügen, alle anderen indirekten Steuern aufgehoben. Bonaparte entfaltet in diesem seinem Lieblingsfache die ganze Macht seines mathematischen Genies. Auch hier findet er sofort die Fachmänner ersten Ranges, die Mollien und Gaudin, heraus. Mit ihnen bringt er Ordnung in das Chaos des Staatshaushalts, führt die zweckmäßige kaufmännische Buchführung ein, gibt dem gesamten Rechnungswesen einen kräftigen Schlußstein in dem Rechnungshofe. Durch die Einsetzung von Steuereinnehmern, welche Wechsel unterschreiben müssen für jeden fälligen Abgabenbetrag, wird der mittellosen Staatskasse ein regelmäßiger Zufluß gesichert. Die Selbstbesteuerung der Gemeinden wird mit einem Schlage beseitigt, das bureaukratische Regiment so folgerecht durchgeführt, daß der Finanzminister nicht einmal von einem Fachrate um-

geben ist. Den direkten Steuern schafft die Monarchie eine sichere Grundlage in dem Kataster; als Ergänzung fügt sie die klug berechnete Mannigfaltigkeit der indirekten Abgaben hinzu. Dadurch wird der Grundsatz der Gleichheit vollständig zur Wahrheit, die Steuerkraft des Landes an unzähligen Stellen gepackt und der Staatshaushalt den kriegerischen Plänen des Herrschers angepaßt; denn der Kaiser weiß, daß in Kriegszeiten sich nur die direkten Steuern mit Erfolg erhöhen lassen, er spricht offen den Grundsatz aus: die Steuer hat keine Grenzen, sie findet ihr Maß allein in den Bedürfnissen der Regierung. Dem Geldmarkte gibt der Erste Konsul einen neuen Mittelpunkt: die Bank von Frankreich wird von Perregaux und anderen ergebenen Bankherren gegründet. Auch sie wird mehr und mehr im bureaukratischen Sinne umgestaltet: den Ausschuß an ihrer Spitze verdrängt später ein vom Kaiser ernannter Gouverneur. Die Einheit des Maß- und Gewichtswesens, von der Konstituante vorbereitet, wird unter dem Konsulat vollendet.

Gleich dem Rechtswesen und den Finanzen ist auch das Heer Frankreichs bis zur Stunde auf der Bahn fortgeschritten, die Napoleon vorgezeichnet. „Ehre, Ruhm und Reichtum" versprach schon der General Bonaparte seiner italienischen Armee und bezeichnete damit die Ziele, welche seitdem den Offizieren dieses Heeres immer vorschwebten. Die Konskription, ein Werk Jourdans und des Direktoriums, hält der Monarch fest. Er hütet sich, die Idee der Gleichheit auf die Wehrpflicht anzuwenden. Der Usurpator muß die Selbstsucht der besitzenden Klassen schonen, dem Despoten ist ein Volk in Waffen bedrohlich; selbst in den Nöten des Winterfeldzuges von 1814 darf er sich nicht zu einer levée en masse entschließen. Dagegen trägt jeder Soldat den Marschallstab in seinem Tornister, der freie Wettbewerb bildet den Stolz des Heeres. Sogar die Bourbonen mußten diesen Grundsatz in dem Gesetze von 1817 lediglich anerkennen. Wie sehr die Schlagfertigkeit der Armee dadurch gewann, liegt auf der Hand, aber auch, wie mächtig der in den Revolutionskriegen großgezogene Landsknechtsgeist, der ränkesüchtige Ehrgeiz, die unstete Eroberungslust und die blinde Unterwerfung unter den Herrscher gefördert wurden. Unsere Demokratie täte wohl, auch diese Kehrseite des so maßlos gepriesenen freien Avancements zu betrachten. Volksfreiheit und ruhige politische Entwicklung gedeihen sicherer bei der Scharnhorstschen Regel, daß im Frieden wissenschaftliche Bildung, im Kriege Auszeichnung vor dem Feinde den Anspruch auf die Epauletten geben soll — wenn nur diese Regel vollständig und unparteiisch angewendet wird. — Die Organisation der Militärgerichte, gleichfalls ein Werk des Direktoriums, bleibt unter dem Kaisertum bestehen. Dadurch wird der Soldat aus der Ordnung des bürgerlichen Lebens herausgehoben und willenlos in die Hand des Führers gegeben. Ein fein ersonnenes System von Belohnungen und Schmeicheleien und die Bildung

einer bevorzugten Gardetruppe — dies uralte Kennzeichen aller Militärstaaten — tun das übrige, um den zünftigen Soldatengeist zu kräftigen.

Offenbar, das gewaltige Räderwerk dieses Systems ist das Rüstzeug des verständigsten, stolzesten, konsequentesten Absolutismus, den die neue Geschichte kennt. Auf die schlechten, oder doch auf die niederen Leidenschaften der Menschen ist dieser Staatsbau gegründet. Er stützt sich nach der Weise jedes Despotismus auf den gemeinen Ehrgeiz, welcher der Scheelsucht so nahe steht, auf Habsucht und Eitelkeit und nicht zuletzt auf die Furcht. Mit scharfem Blicke durchschaut der Herrscher das knechtische Bedürfnis der Ruhe und Sicherheit, das die Trembleurs der besitzenden Klassen erfüllt. Gleich nach dem 18. Brumaire führt er das große Spektakelstück mit dem treuen Grenadier Thomé auf. Der Wackere, welcher das angeblich bedrohte Leben des Ersten Konsuls vor den angeblich gezückten Dolchen der Volksvertreter gerettet, wird mit Ehren überschüttet und dem begeisterten Theaterpublikum vorgeführt. Dann folgt die lange Reihe der politischen Prozesse. Alltäglich kann der Philister sich überzeugen, wie die Sicherheit der Gesellschaft auf den Schultern eines Mannes ruht, und wie schwere Gefahren diesen einen umgeben. Was noch übrig ist von politischem Idealismus, wird erstickt in dem Taumel der Sinnlichkeit, den der Herrscher grundsätzlich befördert. Hasard und Lotto, Genuß und Unzucht jeder Art sollen die Leidenschaft der heißblütigen Pariser von dem politischen Gebiete hinweglenken. Béranger hat die wenigen wahrhaft unsittlichen seiner Gedichte unter dem Kaiserreiche geschrieben. Er gestand später, in solchen Tagen des Despotismus scheine das Gift der Unsittlichkeit durch alle Poren der Gesellschaft zu dringen. Eine byzantinische Etikette mit zahllosen Rangstufen hält die Eitelkeit der Pariser in Atem. Aus den Häusern der neuen Prinzen und Börsenkönige, der Marschälle und altfränkischen Großbeamten ergießt sich über das Land geschmacklose Üppigkeit, plumper Geldstolz, brutale Genußsucht. Gänzlich fremd bleibt diesem Hofe der siegestrunkenen Glücksritter und geistlosen Landsknechte jener holde Zauber leichtfertiger Anmut und vornehmen Kunstgenusses, jener liebenswürdige, schönheitstrunkene keltische Leichtsinn, welche dereinst am Hofe Franz' des Ersten und in den besseren Tagen Ludwigs XIV. gewaltet hatten. Nicht bloß der politische Freiheitssinn und die sittliche Reinheit verkümmern, auch das eigentümliche Talent, der selbständige Charakter gehen unter in dieser nivellierenden bureaukratischen Ordnung mit dem jeden anderen Geist erdrückenden Genius an der Spitze. Wir versuchen die Gemüter der Helfer des Gewaltigen zu verstehen, und wir erschrecken, wie öde, wie arm, wie platt alltäglich diese Geister sind mit all ihrem Stolze, ihrem Ruhme, ihrer technischen Virtuosität, wie nichtig ihnen das Dasein verlief in so ereignisreichen Tagen. Kaum zehn darunter, die man mit voller Wahrheit Personen, eigenartige Menschen nennen darf. Die übrigen dieser gewandten Faiseurs sehen sich durchgehends zum Verwechseln

ähnlich, unterscheiden sich lediglich durch einen etwas höheren oder niederen Grad von Hochmut, Gewalttätigkeit, Anhänglichkeit an den Herrn, Geschicklichkeit in dem Spezialfache. Man halte die Charakterbilder der napoleonischen Marschälle — ich sage nicht neben die Helden unseres Befreiungskrieges, sondern nur neben die Feldherren und Staatsmänner Friedrichs des Großen oder Ludwigs XIV., die sich doch auch beugen mußten vor einem gewaltigen Selbstherrscher. Für einen Turenne, einen Podewils oder Ferdinand von Braunschweig war kein Raum in dem Reiche Napoleons.

In lichten Augenblicken hat der Kaiser wohl die Ohnmacht der Gewalt zugestanden und versichert, wer die Ideen unterdrücke, arbeite an seinem eigenen Verderben. Tatsächlich war sein Regiment ein unablässiger Kampf gegen jede Regung des freien Geistes. Dem ägyptischen Feldzuge danken einige Fachwissenschaften mannigfache Bereicherungen. Laplace darf unter dem Kaiserreiche die Gesetze der Mechanik des Himmels ergründen. Die exakten Wissenschaften finden Förderung durch die polytechnische Anstalt, eine Schöpfung der Revolution, die erst durch den großen Mathematiker auf dem Throne ihre Bedeutung erhält. Die historischen Fächer aber, welche unmittelbar der Freiheit dienen und den Charakter erheben, sind verwaist; ihnen muß es genügen, daß der Kaiser die Geschichte Marlboroughs von Lediard übersetzen läßt. Die Kunst entflieht aus dem banausischen Staate. Massenhaft, anspruchsvoll, doch ohne Anmut und Adel, gemahnen die Bauten des Kaisers an die Werke der versinkenden römischen Welt. Während selbst unter Cromwells freudloser Herrschaft ein Milton dichten konnte, steht an der Spitze der Poesie des Empire der Held der korrekten Klarheit, zu deutsch der splitternackten Prosa, Fontanes. Was irgend nach der Weise der echten Dichtung die Seele hinauslockt in dämmernde Fernen, alles Tiefe, Schwärmerische, Sehnsuchtsvolle verfällt als vage Ideologie dem Bannspruche dieser regelrechten höfischen Kunst. In Deutschland wagt die junge romantische Dichtung ihre kühnen Flüge, in dem kaiserlichen Frankreich gedeiht nur jene althergebrachte literarische Unterwürfigkeit, welche sich willig von der Akademie die Länge der Sätze vorschreiben läßt und Boileaus ungeheure Langeweile pflichtschuldigst bewundert. Derweil Frau von Staël in der Verbannung lebt und selbst Chateaubriand die Luft des Despotismus zuletzt nicht mehr zu atmen vermag, wetteifern die Hofpoeten mit den Senatoren und Staatsräten, wer das ruere in servitium am besten verstehe, wer mit plumperen Schmeichelworten dem Gewalthaber zu sagen wisse, es sei Zeit d'éterniser l'ère de la gloire. Ein einziger wahrhaft bedeutender Künstler hat seine Werke mit dem Geiste des ersten Empire erfüllt: in Spontinis brausenden Trommelwirbeln hallt etwas wider von der anspruchsvollen Glorie der großen Armee.

Wie die Verwaltung in dem Staatsrate, so findet das Unterrichtswesen seinen Mittelpunkt in der Universität. Keine Schule im Reiche darf

gegründet werden ohne Genehmigung dieser Körperschaft, alle Lehrer der Lyzeen gehen aus ihr hervor. In jedem Lyzeum derselbe Unterrichtsplan, dieselben Bücher in der Bibliothek, dieselbe Uniform für die Schüler — natürlich nur, damit die ärmeren Knaben sich nicht durch ihre bescheidene Kleidung gedemütigt fühlen, wie Napoleon III. sehr beweglich auseinandersetzt. Der Elementarunterricht liegt völlig darnieder: der Schulzwang, den selbst die wilde Energie des Konvents nicht hatte durchsetzen können, wird nicht wieder eingeführt; Hauptaufgabe des Religionslehrers in der Volksschule bleibt, den Gehorsam gegen den Kaiser als das Ebenbild Gottes auf Erden einzuschärfen. Die Presse nahezu vernichtet durch einen Druck, der nur einmal, unter der Schreckensherrschaft, überboten worden; jeder gesellige Verein von mehr als zwanzig Personen abhängig von polizeilicher Erlaubnis; die persönliche Freiheit aufgehoben durch jene grausamen Gesetze, welche der Verwaltung beliebige Verhaftungen im Namen des öffentlichen Wohls ohne Angabe weiterer Gründe gestatten; das weite Reich bis hinauf zu den Hospizen einsamer Alpenstraßen von Tausenden geheimer Späher überwacht. Selbst im Handel und Wandel erweist sich die gerühmte Gleichheit zuletzt als Gleichheit des Zwanges für alle, da das immer härter ausgebildete Kontinentalsystem die Freiheit des Verkehrs gründlich zerstört.

Vielleicht am deutlichsten offenbart sich der Charakter des Bonapartismus in seinem Verhältnis zur Kirche. Obwohl Napoleon sich niemals völlig befreite von den Eindrücken seiner katholischen Erziehung, so gaben doch bei seiner Haltung gegen Rom politische Rücksichten immer den Ausschlag. Der Deutsche Friedrich ward unter schweren Zweifeln und Seelenkämpfen zum Freidenker, der Korse durch politische Berechnung zum Papisten. Eine Moral ohne Religion ist wie eine Gerechtigkeit ohne Gerichtshöfe, sagte sein getreuer Portalis, und noch bestimmter sprach schon im Jahre 1801 der Erste Konsul selbst zu dem Klerus von Mailand: „Die katholische Kirche ist die einzige, welche die Grundlagen einer Regierung befestigen kann." In solchem Sinne, als ein Mittel zur Knechtung der Geister, erhob Bonaparte den Katholizismus wieder zur herrschenden Kirche, und jedermann sieht, wie nahe diese Kirche dem Geiste des bureaukratischen Absolutismus steht. Denn wie einst die katholische Kirche ihre Hierarchie der Amtsordnung des Byzantinerreichs abgesehen hatte, so ward sie später selber ein Vorbild für den Beamtenstaat der französischen Könige. Noch auffälliger ist die Verwandtschaft des Katholizismus mit der Idee der Weltmonarchie. Keiner von allen, die in neuerer Zeit Europa zu beherrschen trachteten, hat Roms Beistand missen können.

Fast acht Millionen Katholiken waren unter dem Direktorium zu der alten Kirche freiwillig zurückgekehrt; doch solche Trennung der Kirche vom Staate widersprach den Traditionen der Staatsallmacht. Die

hocharistokratische Ordnung der alten gallikanischen Kirche war zu eng verwachsen mit dem alten Regime, als daß der Usurpator sie hätte wieder aufrichten dürfen. Ebensowenig konnte der Absolutismus ein wirkliches Nationalkonzil berufen, ein Repräsentativsystem in der Kirche dulden. Bonaparte fand: „Das Volk muß eine Religion haben, und diese Religion muß in der Hand der Regierung sein"; darum schuf er eine Staatskirche, in deren Beherrschung Papst und Monarch sich zu ungleichen Hälften teilten. Durchgängig neue Sprengel, sämtliche geistliche Stellen neu besetzt, die Geistlichkeit vom Staate besoldet und ohne jeden Anspruch auf das geraubte Kirchengut, die Seminare unter der Aufsicht des Staats, die Ehe ein bürgerlicher Vertrag, doch zugleich der Einfluß des Papstes auf den Klerus stärker, als er je gewesen seit den Tagen Ludwigs des Heiligen: — das Ganze eine stramme geistliche Bureaukratie. Erzbischof, Bischof und Pfarrer stehen zueinander und zu ihrer Herde ziemlich ebenso, wie sich Präfekt, Unterpräfekt und Maire unter sich und zu der Masse der Regierten verhalten. Das Gesetz leiht gefällig dem Fanatismus der Theologen seinen Arm, verbietet „jede direkte oder indirekte Anschuldigung gegen eine anerkannte Kirche" — das will sagen: jede ernsthafte religiöse Debatte; und die dankbare Klerisei von Lyon erklärt: „Wir verherrlichen in Eurer Majestät die Vorsehung selber!" Auch als späterhin der Kaiser, seinen eigenen Plänen ungetreu, die Kurie mit brutaler Gewalttat heimsuchte und die beständigen Prälaten anschnaubte: „Euer Gewissen ist ein Narr" — auch damals verließ ihn nicht das Bewußtsein, daß er der Kirche bedürfe, daß die unité catholique ein Pfeiler seiner Weltherrschaft sei. Zur Zeit der Händel mit dem Papste hat er wohl gedroht, sich zu verbünden mit den Protestanten, während er in den Tagen der Eintracht versicherte: „Ich glaube alles, was mein Pfarrer glaubt." Die Herzensmeinung des innerlich frivolen, aber um der Knechtschaft willen auf Rom angewiesenen Despotismus brach doch heraus, als der Verbannte auf St. Helena die Zeit voraussagte, da England wieder katholisch, Frankreich wieder religiös sein werde.

Wer sich nicht selbst verblendet, wird bekennen: in diesem Staate, wo jedes kleinste Gemeinwesen dem Anstoße von oben folgte, mußte ein parlamentarischer Körper haltlos in der Luft schweben. Chicaner le pouvoir war nach Napoleons Auffassung der Endzweck aller Volksvertretungen, und für seinen Staat sprach er die Wahrheit. Tribunat und gesetzgebender Körper konnten nichts sein als ein lästiges Beiwerk, ein widerwilliges Zugeständnis an die Ideen der Revolution. Meisterhaft hatte der Erste Konsul den Gleichheitseifer der Nation für die Verbildung der parlamentarischen Körperschaften ausgebeutet. Die Besitzenden zitterten vor direkten und allgemeinen Wahlen, und doch wollte man einen Zensus nicht ertragen; daher erwählt das souveräne Volk

einmal für allemal eine Kandidatenliste, woraus der Senat die Tribunen und Abgeordneten ernennt. Noch durchschlagender wirkte der despotische Gedanke, Beratung und Beschlußfassung zu trennen: das Tribunat debattiert, der gesetzgebende Körper beschließt. Damit war der Nerv des parlamentarischen Lebens getroffen. Die Volksvertretung betrachtet, nach dem Geständnis ihres Präsidenten, als ihre wichtigste Aufgabe, „die Wohltaten der Regierung aufzusuchen und ihre Verdienste bekanntzumachen". Niemand darf sich verwundern, wenn der Kaiser nach Laune die Opposition ausstoßen ließ und das Tribunat erst auf die Hälfte der Mitgliederzahl herabsetzte, dann gänzlich aufhob. Die Gesetzgebung verschwindet neben der Verwaltung, die Sklaven jubeln: „Die Schöpfung ist vollendet, das Leben beginnt."

Nach der Rückkehr von Elba verkündete der Despot, er habe vordem wider Willen, durch Englands Feindschaft gezwungen, die Freiheit vertagen müssen, um das europäische Föderativsystem zu vollenden, und verlieh der Nation jene Zusatzakte, welche allen Modewünschen des Liberalismus genugtat und sogar die Militärgerichtsbarkeit beschränkte. Vertrauensvoll lieh der gefeierte Theoretiker des Liberalismus, Benjamin Constant, dem bekehrten Despoten seinen Beistand; das Organ der Konstitutionellen, Dunoyers Censeur, jubelte, mit der erwählten Volksvertretung, der freien Presse, dem Petitionsrechte sei der freie Staat gegründet; und seitdem haben fast alle Wortführer des französischen Liberalismus, von Thiers bis auf Ollivier, einmütig versichert, niemals sei die Freiheit vollständiger anerkannt worden. Dem Unbefangenen aber zeigen gerade solche Lobsprüche, wie wenig die elementaren Rechtsbegriffe des freien Staatslebens in Frankreich feststehen. Eine wirkliche Volksvertretung neben dem Erwählten der Millionen, dem Abgott des Heeres, dessen herrische Menschenverachtung sich noch verschärft hatte seit der zweimal wiederholten allgemeinen Fahnenflucht der wetterwendischen Nation — neben der despotischen Verwaltung des militärischen Absolutismus, die unter den Bourbonen und in den hundert Tagen ebenso unverändert fortarbeitete wie unter dem Konsulat — dieser Widersinn versprach keine Dauer. Wäre der Feldzug von 1815 für den Kaiser glücklich verlaufen, Frankreich hätte nur zu rasch erfahren, was scharfe Köpfe alsbald nach der Rückkehr Napoleons in die Tuilerien erkannten, daß ein konstitutioneller Fürst in den Augen dieses Mannes ein cochon d'engrais war und blieb.

Trotz seiner durchgebildeten bureaukratischen Maschinerie hat das Empire nie das Wesen einer ungesetzlichen, tyrannischen Gewalt verleugnet. Auch dies ist leider ein altfranzösischer Charakterzug. In den langen Jahrhunderten, da die Krone nur über wenige unbedingt abhängige Beamte gebot und durch beharrliche Verletzung der Gesetze, durch Ausnahmegesetze und willkürliche Verhaftungen ihre Gewalt behauptete, war das

ohnehin nicht kräftige Rechtsgefühl der Franzosen von Grund aus verwüstet worden. Die Nation gewöhnte sich an den Glauben, den Chateaubriand in den naiven Worten ausdrückt: „Die Mittel einer Regierung sind stets unermeßlich." Die Revolution hatte sodann das alte Regime mit seinen eigenen Waffen bekämpft. Die Bluttribunale des Konvents und die Spezialgerichte Richelieus sind eines Geistes Kinder. Als Bonaparte endlich dem zentralisierten Staate die unentbehrlichen gesetzlichen Organe gab, lag doch in dem Besitze dieser ungeheuren Staatsgewalt eine fast übermenschliche Versuchung, sie zu mißbrauchen, und in der Tat hat bis zur Stunde kein politisches System in Frankreich, auch das Julikönigtum nicht, ohne Ausnahmegesetze regiert. Bonaparte erbte von dem Direktorium ein furchtbares Rüstzeug von Notgesetzen über den Belagerungszustand, gegen die Presse usw. Seine Regierung verfloß unter fortwährenden Kriegen, dem Usurpator fehlte das Gefühl der Sicherheit auf dem Throne, seine soldatische Natur neigte zur Gewalttat. Um so weniger war er gewillt, die schneidige Waffe der Ausnahmegesetze aus der Hand zu geben, ja, die Unbestimmtheit der Gewalt galt ihm als oberster Regierungsgrundsatz. Der Senat, das blinde Werkzeug des Kaisers, „beschließt über alle in der Verfassung nicht vorhergesehenen Angelegenheiten" — dieser Satz bildet einen Eckstein des napoleonischen Systems. „Eine Verfassung ist das Werk der Zeit, man muß einen möglichst breiten Weg für Verbesserungen offen lassen", setzt der Oheim erläuternd hinzu, und der Neffe, der weislich dies Kleinod des Bonapartismus in sein eigenes Verfassungswerk aufgenommen hat, bewundert den welterfahrenen Staatsmann, welcher nicht nach der Weise der Doktrinäre alles im voraus regeln wollte.

Danach fand der Wille des Despoten nicht einmal an der Dienstordnung seines Beamtentums eine Schranke. Kraft alter und neuer Sicherheitsgesetze mochte er nun nach Willkür bald seine Feinde an die Fieberküste von Guyana schicken, bald die Jury in 14 Departements suspendieren oder die aufsässigen Zöglinge eines Priesterseminars Mann für Mann in ein Artillerieregiment verweisen, bald durch ein Militärgericht einen Justizmord vollziehen lassen, oder auch die Geschworenen von Antwerpen vor Gericht stellen, weil ihr Wahrspruch nicht nach dem Wunsche des Kaisers gelautet hatte. Im Jahre 1810 gründet er acht neue Staatsgefängnisse, „für jene, die man nicht wohl vor Gericht stellen, aber auch nicht wohl in Freiheit lassen kann". Und daß der Turm von Vincennes unter dem Empire grauenvolle Geheimnisse barg, wie nur die Bastille unter Ludwig XV., davon haben uns kürzlich Tocquevilles nachgelassene Schriften nach den Berichten von Augenzeugen eine unheimliche Schilderung gegeben. Der Geist der Willkür frißt sich endlich ein in alle Zweige des Staatslebens. Fortwährend übertritt der Kaiser seine eigenen Gesetze, er sperrt den Handel mit England und gibt einzelnen

Begünstigten die Erlaubnis, das Handelsverbot zu übertreten. Die Gleichheit unter dem Bonapartismus enthüllt langsam ihr wahres Gesicht: niemand in Frankreich genießt ein Vorrecht, außer durch des Kaisers Gnade. Diese Unsicherheit aller Verhältnisse war von den Leiden der Kaiserzeit das schwerste. Keiner durfte des erträglichen Heute sich freuen, denn jeder zitterte vor dem ungewissen Morgen. Der Kaiser endet, wie der Konsul begann: während des Krieges von 1814 schickt Napoleon, wie einst nach dem 18. Brumaire, Kommissäre mit unbeschränkter Vollmacht in die Provinzen. Die Schlange biß sich in den Schwanz, der Despotismus hatte seinen unseligen Kreislauf vollbracht.

Nach alledem erklärt sich leicht, warum Frau von Staël den Kaiser den Robespierre à cheval nannte und unser Schlosser die Begeisterung für den demokratischen Helden nie bezwingen konnte, während andere Liberale ihm fluchen als dem Todfeinde der Freiheit, dem Hersteller der alten Zwingherrschaft, und der Neffe ihn vergöttert als den Testamentsvollstrecker der Revolution, der ihre tauben Früchte mit gewaltiger Faust herabschüttelte, die probehaltigen sorgsam zur Reife brachte. Keine dieser Behauptungen ist ganz verkehrt, keine sagt die ganze Wahrheit. Was man gedankenlos mit der Phrase „Ideen von 1789" bezeichnet, war in Wirklichkeit ein trübes Chaos von despotischen und liberalen Gedanken, die sich gegenseitig ausschlossen. Napoleon hat mit bewunderungswürdigem Takt von den Bestrebungen der Revolution alles verwirklicht, was dem nivellierenden Absolutismus diente, alles erstickt, was der Freiheit frommte. Dies ist der wahre Sinn des Prahlerwortes, das der Konsularverfassung vorausgeschickt ward: „Die Revolution ist zurückgeführt auf die Grundsätze, womit sie begann, sie ist vollendet."

Die Allmacht des Staats, die unbedingte Einheit und Zentralisation, die Gleichheit aller Franzosen, die Begründung der Staatsgewalt auf den Willen des souveränen Volkes — das alles sind „Ideen von 89", welche die Freiheit vernichten. Napoleon hat sie ausgeführt und zugleich das von der Revolution hervorgerufene neue wirtschaftliche Leben anerkannt und dessen segensreiche Früchte geerntet. Insofern ist er der Sohn der Revolution, und wir verstehen, warum die unbelehrbaren Doktrinäre unserer demokratischen Emigration noch immer auf die weit glücklicheren sozialen Zustände ihres Vaterlandes zu schmähen und „die schöne Gleichheit" des Bonapartismus zu preisen lieben. Die Rechtspflege, das Heer, die Finanzen, der Geldverkehr, die gesamte Verwaltung erhielten durch Bonaparte die Form, welche bisher allem Wandel der Geschicke getrotzt hat. Keine der neueren Revolutionen hat an dieser für die Masse des Volks wichtigsten Seite des Staatslebens Wesentliches geändert. Sie alle berührten nur die Spitze des Staats. Der gemeine Mann sah in jedem Systemwechsel lediglich einen Wechsel der Herrschaft und eine Veränderung des Steuersatzes; denn gleichmäßig unter allen Systemen fliegen aus der

Präfektur zahllose Verordnungen mit dem majestätischen nous préfet, welche alles Größte und Kleinste der Ortsverwaltung mit Allwissenheit und Allmacht regeln. Da nun Regierende und Regierte auf die Dauer niemals gleichen Sinnes sein können und eine an der Verwaltung durch freiwilligen Ehrendienst beteiligte Klasse, welche zwischen jenen mitteninne stände, gänzlich fehlt: so treibt unter solcher Bevormundung das geistreiche, bewegliche Volk immer neuen Erschütterungen entgegen. Trotzdem schaut die Mehrzahl der Franzosen noch immer mit Stolz auf ihre bureaukratisch-militärische Amtsordnung, und insofern ist Napoleon abermals eine nationale Größe. Dagegen vernichtete er die persönliche Freiheit und Sicherheit, die Freiheit des Handels und des geistigen Lebens, die Teilnahme des Volks an der Gesetzgebung und Verwaltung. Insofern war er ein Feind der Revolution und ein Feind seines Volks, das zu reich ist an Geist und Schönheitssinn und allzuoft hochherzig gegen die Tyrannei gefochten hat, um in der geistigen Öde des Despotismus auf die Dauer Beruhigung zu finden.

Bei dieser eigentümlichen Mittelstellung des Mannes läßt sich das historische Urteil über ihn nicht in kurzen Worten zusammenfassen. Die Lüge, die diabolische Halbwahrheit ist das Wesen des Bonapartismus, wie einer jeden nivellierenden despotischen Gewalt. Wenn Napoleon seine acht Bastillen errichtet und befiehlt, diesem Dekrete zwei Seiten voll liberaler Entscheidungsgründe voranzusetzen — ein Vorfall, der wie kein zweiter die Herzensgeheimnisse des Systems aufdeckt — so meinen wir den Tiberius des Tacitus zu hören. Und weit greller noch als in anderen Despoten tritt der Charakter der Zweiseitigkeit, der Halbwahrheit in Napoleon hervor. Man hat den Kaiser oft den letzten der aufgeklärten absoluten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts genannt und gemeint: Frankreich, das vor der Revolution nur die höfische Monarchie gekannt, sei durch ihn erst in die Epoche des aufgeklärten Despotismus eingeführt worden. Allerdings, sein Wahlspruch: „Alles für, nichts durch das Volk" bezeichnet auch die Politik Friedrichs des Großen und Josefs des Zweiten; er vollbrachte, was jene beiden begannen, ohne das erhabene fürstliche Pflichtgefühl des Preußenkönigs, doch durchgreifender, radikaler als jener, da er eine Welt in Trümmern fand. Aber hiermit ist seine Stellung in der Geschichte Frankreichs nicht erschöpfend bezeichnet. Er steht keineswegs auf einer Linie mit jenen legitimen Reformatoren. Er war Usurpator, erbte seine Macht von der radikalen Zerstörung des historischen Rechts und stand darum bis in den Tod verfeindet dem legitimen Herrscherhause gegenüber. Das Bewußtsein der Usurpation hat ihn nie verlassen. In den ersten Monaten seiner Herrschaft schreibt er den berufenen schneidend harten Brief an Ludwig XVIII. Bald darauf zeigte die Ermordung des Herzogs von Enghien, wie er sich zu den Bourbonen stellte, und bis zum Ende seines Glücks hat er unablässig das Treiben

des verbannten Hofes angstvoll beobachtet, noch im Jahre 1814 einen bourbonischen Parteigänger erschießen lassen. Dieser Hof aber und sein Adel verhielt sich zu den Werken der Revolution noch weit feindseliger als Napoleon, bekämpfte nicht nur wie dieser die liberalen Ideen von 1789, sondern auch die Nivellierung der Gesellschaft, welche der neue Gewalthaber vollendet hatte.

So verdankt Napoleon den Ruf eines Helden der Freiheit wesentlich der unbelehrbaren Verstocktheit der Legitimisten. Das sollte sich bewähren in den hundert Tagen. Von der versunkenen Welt, darin die Legitimisten lebten und webten, führte keine Brücke hinüber zu dem Herzen des Volks. Als nun der Verbannte seinen abenteuerlichen Zug wagte — jenen glänzenden Triumph der Macht des Genius, jene Tat der neuen Geschichte, welche neben dem Siebenjährigen Kriege am stärksten zum Heroenkultus verführt — da jubelte eine „Revolution der Souslieutenants und des armen Volks" dem Kaiser der Plebejer entgegen. Neben den Artois und Blacas erschien er wirklich als ein Mann der Freiheit, neben den Schützlingen der fremden Bajonette als ein Held der Nation. Nur die denkende und rechnende Mittelklasse stand grollend abseits, sie kannte den Despoten, sie ahnte neue Kriege, neue Zerrüttung des Wohlstandes. Wäre aber Napoleon erst im Jahre 1820 zurückgekehrt, wie der schlaue Fouchet riet — wer weiß, ob nicht dann die Sünden der Restauration innerhalb und außerhalb Frankreichs auch den Mittelstand unter die kaiserlichen Adler getrieben und dem Imperator einen dauernden Sieg bereitet hätten?

Also war der revolutionäre Despot ein Feind zugleich des Feudalstaates und des Liberalismus, und mitnichten können wir dies mit dem Neffen als eine weise maßvolle Mittelstellung preisen. Wir lassen ihn nicht gelten, den knechtischen Gemeinplatz, daß ein Zeitalter der Parteikämpfe notwendig in der absoluten Monarchie enden müsse. Der Satz ist eine Wahrheit nur für Völker, deren sittliche Kraft erstarb. Wie sollte diese Entschuldigung dem Korsen zugute kommen, der bis zum Überdruß sein Tun mit den Sünden der Franzosen rechtfertigte und doch Tag für Tag daran arbeitete, alle Untugenden dieses Volkes systematisch großzuziehen? Wie anders hatte einst Cromwell seines Amtes gewartet, der, einmal das Heft in Händen, in redlicher Anstrengung sich abmühte, ein freies Gemeinwesen, ein settlement der Nation zu schaffen! Der zweiseitige, halbwahre Charakter des Bonapartismus verrät sich sehr auffällig in der unsicheren Haltung Napoleons gegenüber den Ideen seiner Zeit. Bald spottet er der Ideologen, bald fürchtet er sie, bald empfindet er, daß er selber nur durch die Revolution existiert und seine Größe der Triebkraft des mütterlichen Bodens dankt, und zuletzt versucht er immer wieder nach Despotenart den freien Gedanken zu ersticken. Man errät leicht, wie bequem gerade dieses System, das nach zwei Seiten zugleich

Front macht, von rührigen Epigonen ausgebeutet werden kann, wie man heute die Demokraten mit der Gleichheit des Empire ködern, morgen den schlummersüchtigen Philister betören mag durch das Scheinbild jener kaiserlichen Ordnung, welche „die Anarchie der Geister, diese furchtbarste Feindin der wahren Freiheit", im Zaume hält! Und am Ende bleibt dem Bonapartismus, der nie um ein wohllautendes Schlagwort verlegen war, noch die letzte Abfertigung: Pygmäen wie wir erblicken immer nur eine Seite des Kaisers, niemals das ganze Riesenbild.

Noch weit unglücklicher besteht Napoleons auswärtige Politik vor dem ruhigen historischen Urteile, und gerade sie galt ihm selber als der wichtigste Inhalt seines Lebens. Alle seine bürgerlichen Schöpfungen dienten ihm nur zum Schemel seines kriegerischen Ruhmes. Der Neffe überzeugt uns nicht, wenn er dies bestreitet und sich dawider auf die anerkannte Tatsache beruft, daß Napoleon kein Säbelregiment führte und den bürgerlichen Behörden immer den Vortritt einräumte vor den Generalen. Nun wohl, Cromwell hat eine Säbelherrschaft geführt, er hielt bis zu seinem Tode die aufsässigen Grafschaften unter dem Kommando seiner Generalmajore. Und doch steht der englische Diktator als ein Staatsmann, ein bürgerlicher Herrscher neben dem Soldaten Bonaparte. Jener war, ein friedlicher Bürger, als Parteiführer in die Höhe gestiegen und führte das Schwert nur, um den Sieg seiner Partei zu vollenden, den inneren Hader beizulegen, die drei Königreiche zu einer Gesamtmacht zu verschmelzen und sein Vaterland zur führenden Macht des Protestantismus zu erheben. Keinen Augenblick verlor er das Ziel einer friedlichen freien Verfassung aus den Augen, nur daß ihm in den Wirren seiner kurzen Herrschaft nicht vergönnt war, dies Ziel zu erreichen. Nicht also Bonaparte. Soldat von Haus aus, verkündete er schon während des Staatsstreiches den Geist seines Regiments. „Erinnert euch," rief er drohend, „daß ich marschiere, begleitet von dem Gotte des Krieges und dem Gotte des Glücks." Glänzende Bilder von Kampf und Sieg schritten durch seine Träume; die Stamm- und Rangliſten seiner Armee, er gestand es selber, gewährten ihm höheren Genuß als irgendein Werk der Dichter und Denker. Wenn er auf St. Helena von dem Leben nach dem Tode schwärmte, dann schilderte er beredt, wie er im Jenseits die Hannibal und Friedrich, die Kleber und Desaix finden, mit ihnen reden werde über sein Handwerk (notre métier) — und mit dem Worte „Armee" auf den Lippen ist er gestorben. Er hatte nicht wie Cromwell zeitlebens meuternde Provinzen zu bändigen, er fand nicht wie dieser ein Land von erschüttertem Ansehn vor, das erst wieder hinaufgeführt werden mußte zu der ihm gebührenden Weltstellung. Er konnte seit dem Jahre 1801 in Ehren den Frieden wahren und seinen Staat auf einer nie zuvor

erreichten Höhe der Macht und des Ruhmes erhalten. Sein Wille allein, sein Eroberermut trieb ihn weiter von Sieg zu Sieg, sein Soldatensinn hieß ihn ohne Not den Gang der bürgerlichen Ordnung durch militärische Standgerichte unterbrechen und das kaum aufsprießende freie volkswirtschaftliche Leben durch endlose Kriege ersticken. Darum hielt das Heer bis zuletzt begeistert bei ihm aus, als längst schon die Nation sich ihm entfremdet hatte. Darum empfingen ihn, als er in den hundert Tagen zurückkehrte, dichte Scharen entlassener Offiziere jubelnd auf den Treppen und Gängen der Tuilerien; dies Heer der Landsknechte war Napoleons Volk. Darum wird er in der Dichtung aller Völker gefeiert als ein großer Kriegsfürst wie Attila und Dschengischan, während der Philosoph, der Mensch, der König Friedrich nicht seltener von der Kunst verherrlicht wird als der Held von Leuthen. Als Gesetzgeber und Staatengründer leben die echten Monarchen im Gedächtnis der Menschen, sie waren im Frieden größer denn im Kriege. Von Friedrichs Adler rühmt der schwäbische Sänger, daß er die Verlaßnen, Heimatlosen mit seinen goldnen Schwingen deckt. Napoleons Name wird noch kommenden Geschlechtern wie Kanonendonner und gellender Pfeifenklang ins Ohr tönen.

Der Krieg blieb wirtschaftlich und sittlich die belebende Kraft seiner Regierung — wirtschaftlich, denn bei der bescheidenen Entwicklung des Volkswohlstandes mußte die Beute aus fremden Ländern helfen, die kostspielige bureaukratische Verwaltung zu bezahlen — sittlich, denn er wußte, was der Prätendent Ludwig Bonaparte oftmals zugestand, daß man den Ruf nach Freiheit allein durch kriegerischen Prunk und Ruhm übertäuben kann. Er war ein zu großer Herrscher, um zu wähnen, ein Reich könne bestehen ohne Begeisterung und Leidenschaft. Der einzige Enthusiasmus aber, den er selber empfand und in der Seele seiner Knechte dulden konnte, war die Begeisterung für seine eigene Größe und für den Ruhm der französischen Waffen. Sie ward das Pathos seiner Regierung. Nun weiß die Welt, wie sehr hier abermals das Wort zutrifft, daß Napoleon sich nur auf die gefährlichen Leidenschaften der Franzosen stützte. Es ist gar nicht auszusagen, wie entsittlichend der Kriegslärm des Empire auf die Nation wirkte, wie tief Gewalttätigkeit, abenteuerlicher Sinn, die Sucht zu haben und zu herrschen in die Stille jedes französischen Hauses drang. Jede Mäßigung, jede Pietät vor dem Bestehenden mußte entwurzelt werden in einer Generation, die so viele Throne gestürzt, so viel Völkerglück zerstört und diese Siege mit brausendem Jubel gefeiert hatte, indes von den Siegern nur einer wußte, was all der Jammer bedeute.

Wir fanden in dem kümmerlichen Rechtsgefühle der Franzosen eine wesentliche Ursache der inneren Leiden ihres Staats. Für das Recht fremder Völker hat die Nation von jeher noch weniger Verständnis ge-

zeigt. Was die Raubkriege Ludwigs XIV. und des Konvents davon noch übriggelassen, ging zugrunde in dem Rausche der Siege des Empire. Es scheint oft, als fühlten unsere Nachbarn im stillen die Wahrheit, daß dies begabte Volk fast allein im Kriege wahrhaft schöpferisch und genial gewirkt hat. Alle Parteien begegnen sich in solcher blinden Kriegslust. Den Radikalen steht fest, daß die bewaffnete Demokratie Frankreichs natürliche Verfassung sei; der Legitimist Chateaubriand versichert: la France est un soldat, die Freiheit muß in diesem Lande ihre rote Mütze unter dem Helme verbergen. Selbst Lamartine, einer der zähesten Feinde des Bonapartismus, erzählt doch pathetisch, auf die Revolution der Freiheit sei die Gegenrevolution des Ruhmes gefolgt, und ergötzt sehen wir, wie in dem Werke des Friedensapostels Proudhon über den Krieg durch alle Friedensmahnungen hundertmal die Begeisterung für die phénoménalité de la guerre hindurchbricht. Vernunft und Billigkeit verstummen, sogar der Anstand kommt dem Volke des guten Tons abhanden, wenn das Phantom der gloire ihm in die Augen glitzert. Ganz Frankreich jauchzte, als Napoleon die Kunstschätze aller Länder in den Sälen des Louvre aufhäufte, und niemand rügte, daß er, wie einst der Römer die Götter der Besiegten, das Madonnenbild von Loretto nach Frankreich entführte. Aber ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land, als die Verbündeten das geraubte Gut zurückforderten, und noch heute erzählt der amtliche Katalog des Louvre mit sittlichem Zorne, wie schändlich die Preußen im Jahre 1815 die kaiserlichen Sammlungen beraubt hätten. Daß unser Blücher nach der Schlacht von Belle-Alliance die Brücke von Jena sprengen wollte, wird von allen deutschen Historikern ausnahmslos getadelt. Wir danken dem Himmel, daß der brutale Streich nicht zustande kam und der Ruhm des Helden von einem widrigen Flecken frei blieb. Der Franzose denkt anders über den Ruhm. Im Museum von Versailles hängt Vafflards Bild von der gloire de Rossbach. Auf diesem Machwerke ist verewigt, wie die französischen Soldaten nach der Schlacht von Jena das Siegesdenkmal auf dem Schlachtfelde von Roßbach in Stücke schlagen — und das Publikum beschaut befriedigt die Heldentat der großen Armee.

Der glühende kriegerische Ehrgeiz dieses Volkes ward von alters her verstärkt durch eine eigentümliche Verirrung der nationalen Phantasie, die man das Römertum der Franzosen nennen mag. Mit entschiedener Mißgunst hat sich längst der Genius der Nation von den germanischen Elementen abgewendet, denen Frankreich doch einen guten Teil seiner Größe schuldet. Sièyes sprach nur ein allgemeines nationales Vorurteil aus, als er den adligen Deutschen, den Zwingherren der bürgerlichen Gallier und Römer, Fehde ankündigte, und selbst der nüchterne Guizot weiß von dem esprit gaulois Wunderdinge zu erzählen. Noch bestimmter herrscht in der Nation der Glaube, daß sie die Erbin sei altrömischer Traditionen. Wir

berühren hier eines der feinsten Geheimnisse des Volkstums. Wir Germanen verstehen nicht leicht, mit welchem dämonischen Zauber die Größe der alten Roma noch heute das Herz der romanischen Völker erschüttert. Glorreiche Erinnerungen aus der römischen Geschichte, für uns ein Gegenstand kühler gelehrter Forschung, haben für jene noch die Gewalt leibhaftiger Wirklichkeit; schier anderthalb Jahrtausende nach dem Falle der Gracchen konnte der große Name tribunus plebis das neurömische Volk in leidenschaftliche Erregung bringen. Auch den Franzosen bietet das römische Wesen manche Charakterzüge, die ihrer eigenen Natur entsprechen: Nationalstolz, militärischen Ehrgeiz, straffe Staatseinheit. Die Geschichte Roms, entstellt wie sie ist durch die Schulrhetoren des Altertums, muß mit ihrem heroischen Pathos hinreißend wirken auf ein Volk, dessen Phantasie immer mehr rhetorisch als poetisch war. Die abstrakten Tugendspiegel der römischen Annalen fügen sich willig dem gespreizten Kothurnschritt der französischen Bühne. Vornehmlich reizte das glänzende Vorbild der römischen Weltherrschaft die Eitelkeit der Franzosen. Dies Volk will nicht vergessen, daß einst Julianus an der Seine von den Legionen auf den Schild gehoben ward und von Paris aus die Welt bezwang. L'univers sous ton règne! jauchzten beflissene Hofpoeten dem vierzehnten Ludwig zu. Immerdar sonnte sich das Selbstgefühl des Hofes und des Volkes an dem Glanze der Cäsaren. Die Nation war nie befriedigter, als wenn sie ihren eigenen Herrscherstolz in einer großen Fürstengestalt verkörpert wiederfand. Selbst den ersten Bourbonenkönig nennt die Inschrift seines Denkmals an der Neuen Brücke: Henricus magnus, imperator Galliae. Ein Voltaire kriecht, geblendet von Ludwigs Cäsarenruhme, bewundernd im Staube vor dem Todfeinde hugenottischer Glaubensfreiheit. Ludwig Napoleon sprach der Mehrzahl seiner Nation aus der Seele, als er einst Lamartine zurief: „Wir danken Rom alles, alles bis auf den Namen."

Während der Revolution nahm dies eitle Spiel mit antiken Reminiszenzen einen neuen Aufschwung, nur daß jetzt mit Vorliebe die republikanischen Helden des Altertums gefeiert und nachgeahmt wurden — jene schemenhaften, auf Stelzen schreitenden Tugendhelden ohne Fleisch und Blut, wie sie Plutarch geschildert und Rousseau gepriesen hatte. In jedem Klub erhob sich ein Kato, ein Brutus, ein Aristogeiton mit der roten Mütze und forderte, daß das videant consules ausgesprochen werde, wenn nicht die Republik durch die kaudinischen Pässe gehen solle. Der Anakreon der Guillotine sandte mit unsauberen Witzen seine Opfer in den Tod. Pindar-Lebrun besang den Ruhm der Republik in schwülstigen Hymnen. In Savoyen tanzten die tapferen Allobrogen die Carmagnole um den Freiheitsbaum, und die herrschende Republik nahm die Töchtervölker der Bataver, der Parthenopäer, der Cisalpiner unter ihren Schutz. War der Cäsarenkultus der alten Zeit der Tod der Freiheit gewesen, so können wir in dem gemachten Katonentum der republikanischen Tage nur ein

Symptom derselben Eitelkeit, derselben politischen Krankheit erkennen. Damals wie früher betrieb die Nation die harten Geschäfte der Politik mit der Phantasie, sie schwelgte in leeren Traumbildern, schwärmte für einzelne Personen, statt mit kaltem Hirn die gegebenen Institutionen zu verstehen und fortzubilden. Ja, dem ehrlichen Auge muß das Katonentum der Revolution noch weit unwahrer und fratzenhafter erscheinen als der Cäsarenkultus der Bourbonenzeit. Denn soll einmal geschauspielert werden, so wähle man mindestens eine Rolle, die dem Talente des Mimen entspricht. In dem leichten gallischen Blute fließt aber kein Tropfen von römischer Ehrbarkeit und Pietät, von katonischem Stoizismus. Nur in vereinzelten ganz sonderbaren Naturen ruft der Widerwille gegen die der Nation eigene leichte Weise zu lieben und zu leben einen herben stoischen Eigensinn hervor. Von solchen Katonen, von Carnot und Cavaignac, entstammen jene allzuoft nachgesprochenen Urteile über die unheilbare Verderbtheit der Franzosen: — Urteile, die darum jedes Wertes bar sind, weil niemand befugt ist, von einem großen Volke zu verlangen, daß es seinen Charakter wechsele wie ein Kleid, niemand ein Recht hat, von einem heißblütigen, geistreichen Manne zu fordern, daß er das Leben eines Säulenheiligen führe.

Der theatralische Bombast der republikanischen Rhetoren war durchaus heuchlerisch und unnatürlich. Mit ihm verglichen erscheint es als eine Rückkehr zur Natur, daß unter Napoleon der altnationale Cäsarenkultus aufs neue in seine Rechte trat. Hier wieder sehen wir mit Grauen, mit welcher dämonischen Sicherheit der Imperator die Schwächen seines Volkes erkannte. Er sprach als Grundsatz aus, daß man im Tun und Reden immer auf die Phantasie der Menschen wirken müsse, und wunderbar verstand der Schüler Talmas, die Phantasie der Nation durch pomphafte Spektakelstücke zu beschäftigen. Er verschmähte nicht, selber eine Rolle zu spielen in politischen Maskenzügen, hielt als Kaiser, angetan mit der wurmstichigen Konsularuniform, die Heerschau auf dem Felde von Marengo, zog in Trikots und antikem Mantel auf das Maifeld. Selbst da er vom Throne niederstürzte, legte er als ein geübter Schauspieler die Toga noch einmal in malerische Falten. „Wie Themistokles", schrieb er dem Prinzregenten, „suche ich eine Zuflucht am Herde des englischen Volks". — Commediante, Commediante! murmelte Papst Pius, als der Kaiser nach einer rhetorischen Polterszene ihn verließ. Mit sicherem Blicke für die Schwächen des Gegners stellen die englischen Zerrbilder jener Zeit den kleinen Bony als einen theatralischen Bramarbas dar. Die prahlerische, halb an das gespreizte Pathos ossianischer Helden, halb an den Schwulst der Konventsreden erinnernde Sprache seiner Bulletins und Proklamationen war wie geschaffen für das eitelste der Völker. Wie meisterhaft wußte er aus der römischen Geschichte gerade jene Bilder neu zu beleben, welche der „bewaffneten Demokratie" des neuen Frankreichs zum Herzen

sprachen. Seinen Regimentern schenkte er jene Adler, die einst der Demokratenfeldherr Marius den römischen Legionen gab und der demokratische Monarch Cäsar durch den Erdkreis trug. Mit unseligem Eifer lebte die Nation sich ein in die Unsitten der römischen Kaiserzeit. Der Senat des Tiberius hat nicht knechtischer geredet als jener Daru, der den Deutschen zurief: „Der Wille des Kaisers ist unabänderlich, wie das Fatum", oder jene Staatsräte, die zu dem Herrscher sprachen: „Erst die Nachwelt wird Sie würdigen, Sie stehen zu hoch, um von der Mitwelt verstanden zu werden". Im Anfang war die Nation in der Tat begeistert, sie sah ihre liebsten Träume verwirklicht, da nach des Kaisers glanzvollstem Feldzuge, nach der Schlacht von Austerlitz, die Gallier als die Erben der römischen Cäsaren erschienen.

Gleich den Heerfahrten der Cäsaren waren die Kriege Napoleons nicht bloß Eroberungskriege. Dem Deutschen fällt schwer, über diese Seite der französischen Geschichte unbefangen zu reden; er soll nicht vergessen, daß Frankreich über die Schultern unseres Vaterlandes hinweg zur Höhe der leitenden Macht des Festlandes aufstieg. Ruhiges Urteil wird dennoch gestehen, daß nicht allein unedle Motive der anspruchsvollen Herrschsucht unserer Nachbarn zugrunde liegen. Propaganda zu machen scheint dieser Nation Bedürfnis. Alle Ideen Europas will sie bei sich daheim zentralisieren, und den Weltteil wähnt sie verpflichtet, jeden Gedanken, jede Laune, die ihr durch das Hirn blitzen, dankbar aufzunehmen. „Ist Frankreich befriedigt, so ist die Welt ruhig" — mit solchen Worten schlug Napoleon III. in seiner berufenen Friedensrede zu Bordeaux einen Ton an, dem kein französisches Ohr widersteht. Und nie zuvor war dieser Stolz, dieser propagandistische Trieb der Nation so gewaltig angeschwollen wie damals, da sie mit dem Feudalismus gründlicher gebrochen hatte als irgendein anderes Volk und nun, gemäß dem schablonenhaften, unhistorischen Charakter ihrer neuen Bildung, sich berufen wähnte, die Segnungen der Zivilisation über die Welt zu verbreiten. Den gewaltsamen Einsturz alles Bestehenden schrieb die Eitelkeit der Franzosen nicht dem Umstande zu, daß bei ihnen das alte System noch weit verfaulter gewesen denn irgendwo sonst, sondern der genialen Kraft und Kühnheit des esprit gaulois. Man weiß, welch ein unvergleichliches Werkzeug die revolutionäre Propaganda in Napoleon fand, wie meisterhaft er im Auslande die Arbeit der Revolution genau so weit förderte, als er sie in Frankreich anerkannt hatte. In der auswärtigen Politik wie in der inneren dankt er einen Teil seiner Größe der Nichtigkeit und Verblendung seiner Gegner. Er stritt, das Haupt eines modernen, neugestalteten Absolutismus, begeistert für seine eigene Größe, mit genialer Kraft wider Feinde, die eine nicht minder selbstsüchtige Kabinettspolitik befolgten, aber feig und zwieträchtig, ohne die Begeisterung des Helden, ohne Genie und belastet mit dem ganzen Unsegen der alten feudalen Unordnung.

So war er wirklich — wie alle Franzosen und selbst Proudhon ihn nennen — das Schwert der modernen Idee, weniger durch das, was er schuf, als durch das, was er zerstörte. Eine Welt verrotteter Staatsformen, verlassen von dem Glauben, der Liebe der Völker, umgab Frankreichs Grenzen und brach vor dem harten Griffe des Eroberers zusammen; Europa bedurfte des Zwingherrn, um zu genesen. Vielleicht am großartigsten erscheint diese Stellung Napoleons als eines Bahnbrechers neuer Zeiten in jenem Lande, wo ihm die alte Zeit gänzlich unvermittelt gegenübertrat, in Spanien; hier durfte der Bändiger der Revolution in Wahrheit sagen: „Ich bin die Revolution, ich!" Wohin sein Arm reicht, entstehen die neuen constitutions régulières, wie er einmal mit charakteristischem Ausdruck an seinen Bruder Jerome schreibt. Nur wo die letzten Trümmer des Feudalismus gefallen sind, erkennt er staatliche Ordnung. Eine ungeheure Zeit hob den Helden auf ihre Schultern; und wenn das Bild des Kaisers in dieser seiner historischen Stellung nur um so dämonischer erscheint, so liegt doch hierin zugleich der Grund, warum der unbeirrte Instinkt der Nachwelt, den kein Schmeichlerwort betört, ihm den Namen des Großen versagt hat. Die Gerechtigkeit der Geschichte gewährt solche Zierde allein jenen Helden, welche durch ihre persönliche Größe eine kleine Zeit, ein rohes Volk emporhoben, nicht den Glücklichen, die von einer reichen Epoche getragen wurden.

Der nivellierende Eroberer findet Bundesgenossen in weitverbreiteten Ideenströmungen des Jahrhunderts. In großen Volksklassen — so in der Masse der Halbgebildeten und in der Bureaukratie, die überall bewußt oder unbewußt dem Geiste des Bonapartismus nahesteht — bildet der Gleichheitstrieb die mächtigste von allen politischen Neigungen. Napoleons Herrschaft, indem sie die Grenzen aller Länder ins Wanken, alle politischen Verhältnisse in Fluß brachte, hat weit über Frankreich hinaus den verhängnisvollen Glauben begründet, der in der Durchschnittsbildung der modernen Menschen vorherrscht, daß wir in einer durchaus neuen Zeit leben und mit der Geschichte gebrochen haben. Sehr oft klingt aus den Reden des Imperators ein Ton stolzer Freude hervor über den Untergang der legitimen Gewalten. Er sammelt sorgsam die untertänigen Briefe, welche ihm die geängsteten Fürsten Europas senden, er weidet sich an dem Anblick der im Staube kriechenden Majestät. Wenn er — gegen die uralte Klugheitsregel der Eroberer — die Prinzen und die Minister der feindlichen Höfe mit Schmähungen zu überschütten pflegt, so redet nicht bloß der leidenschaftliche Mann, der rauhe Soldat, sondern auch der Plebejer. Den meisten Kabinetten war er nie etwas anderes als der Revolutionär auf dem Throne. Selbst ein Stadion verfolgte ihn mit dem Hasse des Patrioten und des Edelmanns. Zar Alexander, dem doch Stein den hohen Sinn des Befreiungskampfes gelehrt hatte, fiel schon während des Krieges in die alten höfischen Vorstellungen zurück und begrüßte Gentz als den Rit-

ter der Legitimität, der die Hydra der Revolution am hartnäckigsten bekämpft habe. Die Sünden der legitimen Mächte nach Napoleons Sturz hatten sodann für den Weltteil dieselbe Wirkung wie die Verblendung der Bourbonen für Frankreich. Den Völkern erschien Napoleon wieder als ein Held der Freiheit.

Insoweit darf man sagen, daß Napoleons auswärtige Politik mächtigen Leidenschaften und Überlieferungen der Franzosen entsprach und einer neuen Zeit die Bahnen ebnete. Doch hier abermals enthüllt sich die schwer verständliche zweiseitige Stellung des Bonapartismus, der selten eine Lüge spricht, welche nicht ein Körnchen Wahrheit enthielte, und seltener noch eine Wahrheit ohne einen starken Zusatz von Lügen. Wer schärfer zuschaut, entdeckt alsbald sehr unfranzösische Charakterzüge in der europäischen Staatskunst des Imperators und findet, daß sie in rasender Verblendung dem Wagen des Jahrhunderts auf seiner natürlichen Bahn in die Speichen griff. Dieser letztere Eindruck bleibt für den Unbefangenen der überwiegende.

Napoleon war ein Fremdling auf Frankreichs Thron. Alle Bemäntelungen und Verdrehungen liebedienerischer Historiker heben die Tatsache nicht auf, daß Bonapartes Mutter ihn unter dem Herzen trug, als am Ponte Nuovo Korsikas Freiheit den französischen Waffen erlag. Wer zum ersten Male eines jener Reliefs gesehen, die den Kaiser in römischer Tracht darstellen, bedarf einiger Besinnung, um zu erkennen, daß hier wirklich kein Römer abgebildet ist. Man betrachte die klassischen Züge dieses Augustuskopfes, wie wenig hat er gemein mit den kleinen keltischen Schädeln, und vornehmlich den festen Blick dieses mächtigen Auges, wie liegt darin so gar nichts von dem unsteten Feuer, das in den Augen der Franzosen flackert. Den esprit des schönen Frankreichs hat der Imperator weder besessen noch gewürdigt, die Macht und Tiefe seiner Leidenschaft sind echt italienisch, sein ganzes Sein und Fühlen scheint den Franzosen zu entier. Stolze Italiener grüßten ihren Landsmann als einen römischen Imperator, den die gallischen Legionen auf den Schild gehoben. Korsische Patrioten der alten Schule sahen in dem Bändiger Frankreichs den Rächer der heimischen Insel. Er selber hatte einst, solange sein Herz noch einiger Liebe fähig war, glühende Briefe geschrieben an Pasquale Paoli, den Weisen Korsikas, und tolle Pläne geschmiedet, wie er die Heimat befreien wolle von den Franzosen, die, an diesen Strand „gespien", die Sitteneinfalt zugleich mit der Freiheit vernichtet hätten. Sobald ihm das Bewußtsein seiner Kraft erwachte, spottete er der Heimat und ihrer kleinlichen Händel. Ein Held Frankreichs ward der Korse lediglich, weil dort die Revolution seiner ungeheuren Kraft ein freies Feld des Wirkens eröffnete. Unter anderen Umständen hätte er gleichgültig jedes andere Land zur Staffel seiner Größe genommen, wie er ja wirklich in den Jahren der unbefriedigten Ehrsucht mit dem Gedanken spielte, in russische oder tür-

kische Dienste zu gehen. Der Kranz des höchsten Herrscherruhmes gebührt aber nur den nationalen Helden, in deren Bilde ein ganzes Volk sein eigenstes Wesen verklärt und herrlich wiederfand. Zu ihnen würde Napoleon zählen, wenn er mit der Kraft Italiens die Welt beherrscht hätte; denn in ihm verkörperte sich ein uraltes Traumbild der italienischen Sehnsucht, der principe des Macchiavelli. Als Kaiser der Franzosen ist er doch nur der größte aller heimatlosen Abenteurer der Geschichte. Die Franzosen haben seinen Siegen zugejubelt und zu ihm gebetet wie zu einem Gotte, aber niemals ihm jenes tief gemütliche Verständnis entgegengebracht, das einst jeden Scherz und jede Galanterie, jede Unart und jede Großtat Heinrichs des Vierten begrüßte. Auch über des Kaisers eigene Empfindungen darf uns die pathetische Versicherung nicht täuschen, die er auf St. Helena im Munde führte: „Ich habe das französische Volk so sehr geliebt." Wohl mußte er den flammenden kriegerischen Ehrgeiz der Nation als ein köstliches Werkzeug seiner Pläne schätzen; über ihre Schwächen urteilt er mit der schneidenden Kälte des Fremden, und bald sollte seine europäische Politik bewähren, daß ein Heimatloser Frankreich regierte.

Der ausgreifenden eroberungslustigen Staatskunst der französischen Krone waren seit Jahrhunderten durch die Interessen und Überlieferungen des Landes sehr bestimmte Grenzen gezogen. Nicht nach vollständiger Weltherrschaft trachtete der cäsarische Ehrgeiz Ludwigs XIV. Er wollte durch die Eroberung der sogenannten natürlichen Grenzen sein Gebiet in eine unangreifbare Festung verwandeln, Spanien durch einen abhängigen Hof beherrschen, auf daß es keine Pyrenäen mehr gebe, in Italien den Einfluß Österreichs und Spaniens durch den seinigen verdrängen und das Mittelmeer als einen französischen See behandeln. Waren dergestalt die Völker des lateinischen Stammes unter französischer Oberhoheit vereinigt, so sollten wir andern durch die gesammelte Macht der romanischen Nationen in Schach gehalten, die kleinen deutschen Staaten dem wohlwollenden Schutze der französischen Krone untergeordnet, Englands Seeherrschaft gebrochen werden. Diese Pläne haben im wesentlichen Frankreichs Politik in der modernen Geschichte bestimmt und sind jederzeit, getragen von dem Beifall der Nation, von neuem aufgetaucht. Sie gefährden auf das schwerste die Freiheit der Welt, weil sie ein nicht unerreichbares Ziel verfolgen, wenn die germanischen Völker nicht beständig auf der Wacht stehen. Frankreich wäre danach nicht die unmittelbare Beherrscherin des Weltteils, aber der „exorbitante Hof", die überwiegende Macht des Festlands. Manche Taten der napoleonischen Politik — und, bezeichnend genug, die in Frankreich populärsten — blieben diesen alten Überlieferungen getreu: so der beharrliche Kampf für die sogenannte Freiheit der Meere, so der Verkauf Louisianas an Nordamerika, ein Meisterstreich des Kaisers, so auch die Gründung des Rheinbunds. In seinem berufenen Briefe an den Fürsten-Primas Dalberg vom 11. September 1806 nennt Napoleon die Annahme

der Protektorwürde über den Rheinbund eine Tat konservativer Staatskunst, die rechtliche Feststellung eines seit Jahrhunderten tatsächlich bestehenden Verhältnisses. Nicht ohne Erbitterung können wir Deutschen diese echt bonapartistische Halbwahrheit lesen. Sie gänzlich Lügen zu strafen, ist leider unmöglich, denn der Rheinbund war in der Tat nur die Vollendung jener schimpflichen Abhängigkeit, welche die geistlichen und weltlichen Herren unserer rheinischen Lande, die Wittelsbacher, Fürstenberge, Galen, seit langem begründet hatten.

Aber bei diesen überlieferten Grundsätzen blieb Napoleons auswärtige Politik nicht stehen; im großen und ganzen ist sie ein willkürlicher Abfall von der alterprobten nationalen Staatskunst. Als jedes Heer Europas vor den Schlägen des Eroberers zusammenbrach und die Welt sich wie eine grenzenlose kahle Fläche, des Bebauers harrend, vor ihm auszudehnen schien, da ward ihm Frankreich ebenso gleichgültig wie irgendein anderes Volk. Das Kaiserreich des Abendlandes, davon er träumte, ließ sich nur aufrechthalten mit Opfern von Gut und Blut, denen Frankreichs Kraft nicht gewachsen war. Selbst die kriegerischen Provinzen des Nordens und Ostens fluchten zuletzt der Ländergier des Herrschers. Man mußte die Rekruten in Ketten zu den Regimentern schleppen, nach dem Vorbilde der Dragonaden Ludwigs XIV. den Eltern der entflohenen Fahnenpflichtigen Zwangseinquartierung in die Häuser legen. Das der Steuerlast erliegende Volk begrüßte die Alliierten mit dem Rufe: à bas les droits réunis! Mit radikaler Härte hatte die Nation das Sonderleben ihrer Provinzen zerstört, vollends das Verständnis für fremdes Volkstum hat ihr stets gemangelt. Aber als die Eroberungslust des Kaisers bis an die Ostsee und über die Adria schweifte, da begann selbst in diesem die Geschichte mißachtenden Volke die Frage laut zu werden, ob das Departement der Elbmündung sich ebenso willig dem Empire einfügen werde, wie die Provence ertragen hatte, als Departement der Rhonemündungen in dem flachen Einerlei des Franzosenreiches unterzugehen. Ja, jeder Weiterschauende erkannte, daß das neue Reich Karls des Großen die französische Nationalität zuletzt unfehlbar vernichten werde. Der Kaiser prahlte gern, Frankreich solle die Sonnennation sein, umgeben von Trabanten-Nationen, und erklärte den Vasallen, daß ihre Staaten nur durch Frankreich und für Frankreich bestünden. Seltsame Verblendung! Die eigentümliche Gesittung Frankreichs wie jedes anderen Landes mußte verschwinden in einer neuen weltbürgerlichen Kultur des Abendlandes, wenn erst das große „Föderativsystem" sich vollendete und in Paris die europäische Akademie erstand pour animer, diriger, coordonner les institutions savantes de l'Europe, wenn dort jene Weltliteratur erblühte, die Napoleon unserem großen Dichter anpries, und an der Seine ein europäischer Kassationshof die Händel des Weltteils schlichtete.

Der Plan des napoleonischen Weltreichs war unfranzösisch, und was er für Europa bedeutete, das wird noch fernen Zeiten des deutschen Dich-

ters mächtiges Zornwort künden. Heinrich von Kleist rief dem Verteidiger Saragossas zu, er habe

des Stromes Wut gewehrt,
der stinkend wie die Pest, der Hölle wie entronnen,
den Bau sechs festlicher Jahrtausende zerstört.

Der Gefangene von St. Helena liebte zu versichern, die Idee der heiligen Allianz sei ihm gestohlen, er habe eine heilige Allianz der Völker schaffen wollen, eine Befriedung des Weltteils dergestalt, daß künftig nur Bürgerkriege in Europa möglich wären. In Wahrheit mußte Napoleons Weltreich unrettbar die köstlichsten Früchte der modernen Geschichte zerstören, jene reiche Mannigfaltigkeit nationaler Bildungen streichen, worauf die Überlegenheit der Kultur Europas beruht. Es war eine Lüge, wenn der Entthronte versicherte, mit einem Fox würde er sich verständigt haben; kein Brite, der ein Brite war, konnte auf die Dauer diesem Weltreiche sich fügen. Wenn das neunzehnte Jahrhundert sich rühmt, daß nie zuvor das unendliche Recht des nationalen Lebens in Staat und Kirche mit hellerem Bewußtsein verstanden worden, so erscheinen Napoleons Kriege doch nur wie ein letzter gigantischer Ausbruch jener Kabinettspolitik des achtzehnten Jahrhunderts, welche, jedes Recht, jedes Volkstum mißachtend, nach Fürstenlaune mit den Völkern umsprang wie mit Schachfiguren. Mit gutem Grunde erblickten die Völker in dem Kaiser sehr bald nur den Despoten, den Reaktionär, der die freie Entwicklung jedes volkstümlichen Lebens frevelhaft zu unterbinden trachtete. Der Kaiser selbst gefiel sich während seiner letzten Verzweiflungskämpfe in dieser Rolle: im Jahre 1813 sah er sich wieder als den Bändiger der Revolution, berufen, die Ideologen Deutschlands und Spaniens zu Paaren zu treiben. Mit persönlichem Hasse verfolgte er jede populare Bewegung. Unzählige der deutschen und spanischen Freiheitskämpfer hat er als Brigands an die Ruderbänke geschmiedet. Begreiflich also, daß an einzelnen Höfen die Wortführer des Absolutismus zu Napoleon hielten — so, natürlich, die Bureaukratie der Rheinbundstaaten, so am Berliner Hofe die Partei des Fürsten Hatzfeldt.

Der Untergang des Imperators erfolgte durch einen Bund der legitimen Mächte, die den revolutionären Emporkömmling haßten, mit den Völkern, die von dem Sturze des Zwingherrn die Freiheit erhofften. Das populare Element aber war die treibende Kraft in diesem Kriege. Der Ruhm des Sieges gebührt jenen Männern, welche nach Steins Rate die Revolution mit ihren eigenen Waffen bekämpften, freien Sinnes alle wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte der Völker entfesselten. Erst nach dem Siege gewann jene Armseligkeit wieder die Oberhand, welche mit Gentz darum sorgte, daß der Befreiungskrieg nicht zu einem Freiheitskriege werde. Vor dem ungeheuren Hasse, der die Millionen gegen den Imperator unter die Fahnen rief, muß jede Verteidigung verstummen. D'ogni Dio

sprezzatore nennt ihn der Italiener, und wer zählt die tausend und tausend Flüche der besten Deutschen wider den Zertrümmerer alles Völkerglücks, die Gottesgeißel der neuen Zeit? Solche Gesinnung der Völker blieb unverändert, als Napoleon von Elba zurückkehrte und von einem Teile der Franzosen bereits wieder als Befreier begrüßt ward. Gewiß, die Achtung des Kaisers durch den Wiener Kongreß, dieser menschenfresserische Beschluß, wie die Napoleoniden sagen, war eine schreiende Verletzung des Völkerrechts, aber kein schlechterer Mann als Stein hat ihn ersonnen, und unter unseren Patrioten war nicht einer, der daran Anstoß nahm. Während des Krieges von 1815 war der legitimistische Groll wider den militärischen Jakobinismus noch weit mehr als zwei Jahre zuvor der leitende Gedanke der Höfe; trotzdem ward auch dieser Feldzug von den preußischen Soldaten mit der lodernden Begeisterung eines Volkskrieges durchgefochten.

Wenn Napoleon auf St. Helena von den Wohltaten redete, die er den undankbaren Völkern zugedacht, und sein Neffe heute diese Worte pathetisch wiederholt, so hört für uns Deutsche die ernste Debatte auf. Im Schlosse von Versailles prangt ein Gemälde: „Der Kaiser Wohltaten spendend in Osterode." In höchst fragwürdiger Gestalt begegnen uns hier unsere altpreußischen Landsleute. Ein winterliches Barbarenvolk in mächtigen Pelzen mit langen Bärten, der Rassentypus zweifelhaft, unzweifelhaft nur die Nähe des Nordpols. Mitten hinein in diese race inférieure tritt mit majestätischem Bühnenschritte und hochtragischer Armbewegung der Kaiser und sein reichgeschmücktes zivilisiertes Gefolge. Ein westpreußischer Edelmann, der mit mir vor dem lustigen Bilde stand, sagte lachend: „Vor dies Bild sollte man die Bonapartisten führen. Vielleicht begreifen sie dann, warum unsere Väter roh genug waren, die Wohltaten der Welschen mit dem Flutschen ihrer Flintenkolben zu erwidern." Ohne Freude sehen wir, wie ein Mann von der Bedeutung Napoleons III. in einer gar so rohen, äußerlichen Schätzung der historischen Größe sich gefällt und einen Cromwell, einen Friedrich tief unter seinen Oheim stellt. Wohl hat Friedrichs Genius nur zwei Provinzen seinem Staate erobert und sein friedliches Wirken auf den engen Raum einer werdenden Großmacht beschränkt. Doch über den Pfeilern, die Friedrich gründete, haben seitdem die Geschlechter dankbarer Enkel Stein auf Stein gehäuft; der Bau, den er begonnen, wird einst das ganze Deutschland mit seinen starken Zinnen schützen. Napoleons Werk ward unter den Händen des Werkmeisters zusammengeschmettert, nicht durch Verrat oder die Laune des Glücks; es ging zugrunde an seiner eigenen Unvernunft, als eine Sünde wider den Geist der Geschichte. An dem Firmamente unseres Staatensystems steigt der Gewaltige jählings auf wie ein Wandelstern, der mit grellem Feuerscheine die Sterne rings verdunkelt; nur wenige Nächte, und

der mildere Glanz der anderen Gestirne, die ruhig ihre Bahnen ziehen, tritt wieder in sein Recht.

Napoleon hat seine beste Kraft an unmögliche Unternehmen verschwendet, ja, wir finden mit Erstaunen, daß seine große Politik nur den Eindrücken des Augenblicks, der Leidenschaft, dem rasch auftauchenden genialen Impulse gehorchte. Er prahlte gern: „Mein Herr hat kein Herz; dieser Herr ist die Natur der Dinge." Nein, dieser Herr war die Willkür. Vergebens suchen wir in seinem Wirken nach außen einen bestimmten, durch alle Wechselfälle zäh festgehaltenen Plan, wie die Idee der Hellenisierung des Ostens, welche verheißend von Anbeginn vor Alexanders Seele stand, oder der Gedanke eines selbständigen norddeutschen Staats, dem Friedrich sein Leben weihte. Mit dem Gefühle einer ungeheuren Begabung beginnt Bonaparte seine Herrschaft, und da nun die faule Ordnung der alten Staaten vor ihm kläglich zusammensinkt, eilt er rastlos vorwärts von Triumph zu Triumph, immer neue, immer maßlosere Pläne bauend. Ein mächtiger Drang nach dem Wunderbaren, Unerhörten, Grenzenlosen arbeitet in seiner Seele. Sehr früh — früher als man gemeinhin sagt — schon in den Tagen des Konsulats steht ihm der Gedanke fest, daß er berufen sei, die Welt zu beherrschen. Kein noch so glänzender Erfolg genügt dieser rasenden Herrschsucht. „Die Völker sind heute zu aufgeklärt, es gibt nichts Großes mehr zu tun" — sagt er traurig bei seiner Kaiserkrönung. „Alexander konnte sich den Sohn des Jupiter Ammon nennen, und der ganze Orient glaubte ihm; mich würde jedes Fischweib auslachen, wollte ich mich für den Sohn des ewigen Vaters ausgeben!" — Selten hat ein Sterblicher mit solcher Tatkraft dem einen Gedanken gelebt, daß das Leben im Munde der Nachwelt das höchste Ziel des irdischen Schaffens sei; und eben dieser Gedanke, der höchste sittliche Grundsatz des Altertums, zeigt den Imperator abermals als den echten Sohn des halbantiken Volks der Italiener. Niemals sicherlich war ein Mann so ganz durchdrungen von dem Bewußtsein der Größe seiner Zeit. „Dies Gewölk von Zwergen will nicht sehen, daß man die Seitenstücke zu den Ereignissen der Gegenwart in der Geschichte suchen muß, nicht in den Zeitungen des letzten Jahrhunderts. Jetzt ist die Zeit gekommen für große Änderungen" — so schreibt er dem Zaren im Jahre 1808, nach Ägypten und Marengo, nach Austerlitz und Jena.

Sein Geist gemahnt an die tropische Natur. Wie diese mit unendlicher Schöpferkraft alltäglich andere riesenhafte Wunderbildungen hervortreibt, um sie plötzlich in ungeheuren Orkanen und Erdbeben zu vernichten — so er, gewaltig im Schaffen, gewaltiger im Zerstören des kaum Begründeten. „Alle Welt muß auf ihrer Hut, auf ihrem Posten sein; ich allein, ich weiß, was ich zu tun habe", schreibt er einmal. Und sicherlich besaß er im höchsten Maße jene Gabe, einen Gedanken unermüdet durchzudenken bis zum Ende, jene Festigkeit und Ausdauer, die er seinen Dienern beständig als

die ersten Tugenden des Staatsmannes einschärfte. Er wußte im einzelnen Falle sein Ziel mit kalter Berechnung, unergründlicher List und, tat es not, mit lauernder Geduld im Auge zu behalten, ohne jemals durch Nebenrücksichten abgelenkt zu werden von dem Kerne der Sache. Er konnte, derweil seine Phantasie in ungemessenen Fernen schweifte, dennoch mit der Genauigkeit eines Subalternen dem Geschäfte des Augenblicks leben, als ob es nie ein Morgen gäbe. Trotzdem ist niemand berechtigt, von Napoleon zu rühmen, das Werk seines Lebens sei planvoll gewesen. Vielmehr, wie sein System im Innern darum so schwer drückte, weil fortwährend Ausnahmegesetze die Regel störten, so ward seine auswärtige Politik vornehmlich deshalb der Welt unerträglich, weil jeder neue Tag das Bestehende umstoßen konnte. Solche Angst vor dem Unberechenbaren bewog die Pforte, zur schlimmsten Stunde den verhängnisvollen Frieden von Bukarest mit Rußland abzuschließen, denn wer verbürgte, daß der Frankensultan nicht auch nach dem Bosporus seinen Arm ausstrecken werde? Welche lange Reihe von Eintagsstaaten, alle diese Reiche von Berg, Etrurien, Westfalen, die, kaum geschaffen, wieder verschwanden oder ihre Grenzen änderten! Die gesamte Politik ist in ewigem Wechsel wie der Flugsand der Dünen. Zu gleicher Zeit ködert der Imperator die Kronen von Preußen und von Schweden mit Pommern, England und Preußen mit Hannover. Heute denkt er Nassau zu mediatisieren, morgen gibt er dem Hause den Vorsitz im Fürstenrate des Rheinbundes. Im Jahre 1805 erklärt er feierlich, das Kaiserreich werde niemals mehr seine Grenzen erweitern; kaum ist das Wort gesprochen, so wird Genua einverleibt. Im selben Jahre verspricht er, daß die Krone Italiens künftighin von der französischen getrennt bleiben solle; zwei Jahre darauf nimmt er sein Wort zurück. In Tilsit schreibt er dem Zaren — damals unzweifelhaft im vollen Ernst —, seine unmittelbare Herrschaft dürfe die Elbe niemals überschreiten; drei Jahre später ist die Einverleibung Hamburgs „durch die Umstände geboten". Nachdem er die legitimen Könige gedemütigt, beraubt er seine Brüder. Immer frecher, roher, frivoler lauten die Entschuldigungen dieser wüsten Ländergier: Holland ist eine Anschwemmung französischer Flüsse, Italien die Seite, Spanien die Fortsetzung Frankreichs. Jeder Sieg hebt diese gärende Phantasie zu kühneren Flügen empor, berauscht den Unersättlichen mit begehrlicheren Träumen. Während des spanischen Aufstandes vermißt er sich: „Ich kann in Spanien die Säulen des Herkules finden, doch nie die Grenzen meiner Macht"; und als nun die ganze Halbinsel von Waffen starrt, ein furchtbares Auflodern der nationalen Leidenschaft die Franzosen zu vernichten droht, alle erdenklichen Gründe der Politik und Strategie den Kaiser mahnen, seine gesamte Macht auf Spanien zu werfen, da beginnt der Rastlose die russischen Händel. Kaum winkt ihm in Rußland ein erster Erfolg, so plant er schon seine Operationsbasis an die Wolga zu verlegen, in ungeheurem Anprall auf das englische Indien

zu stürzen. Da er endlich als ein landflüchtiger Mann in Fréjus die Anker lichtet, sagt er zu seinem Augereau: „Asien bedarf eines Mannes!"

Selbst an Unternehmungen von echter staatsmännischer Größe schießen ihm leicht phantastische Pläne an, oder er zerstört selber das genial Gedachte durch die Heftigkeit seiner Leidenschaft. Der Feldzug nach Ägypten war sicherlich ein Gedanke, des größten Staatsmanns würdig, echt französisch, im Geiste der besten Tage bourbonischer Politik. Doch schon auf der Überfahrt wird die Einnahme von Malta gewagt — eine Eroberung für England! — und sobald die Mamelukengeschwader vor seinen Bataillonen zerstieben, liegt der Sieger bereits wieder mit glühenden Augen über seinen Karten, brütet über der Absicht, das oströmische Reich zu erneuern. Ein untrüglicher Instinkt bewegt ihn, seinen Frieden mit Rom zu schließen; bald darauf jagt er durch Hochmut und Härte die Kurie seinen Feinden in die Arme. Das Tilsiter Bündnis, ein Werk feinster Menschenkenntnis und klarer Berechnung, treibt augenblicklich phantastische Pläne hervor: der Kaiser will mit dem Zaren Stambul erobern und in Asien vordringen — ungeheuerliche Verirrungen, die ein französischer Herrscher niemals denken durfte! Desgleichen dem Zollkriege gegen England liegt eine gewaltige volkswirtschaftliche Idee zugrunde, und wir begreifen, warum begeisterte Schutzzöllner den Herzog von Gaeta als den französischen List verherrlichen. Aber alsbald treibt den Kaiser sein Haß gegen England über alles Maß hinaus zur Einverleibung von Holland, zu einer Knebelung des Handels, die den Lebensgesetzen der modernen Welt Hohn spricht, und seine despotische Willkür wirft das Werk selber über den Haufen. Er schließt die Grenzen Frankreichs den Fabriken der Vasallenstaaten, während diese die französische Einfuhr ertragen müssen — womit offenbar die große kontinentale Handelspolitik aufgegeben wird. Von so jäher Leidenschaft, solchem Schwelgen in wechselnden Plänen sticht dann wunderbar ab die souveräne Kälte und Klarheit in der Ausführung des Einzelnen. — Da das Verhängnis über ihn hereinbricht, wird er nach wie vor hingerissen von der Leidenschaft. Sein Trotz und Stolz oder, wie er sich selber ausdrückt, seine Seelengröße heißt ihn alle vorteilhaften Friedensvorschläge verwerfen. Noch auf dem Felde von Leipzig vermißt er sich, München zu verbrennen und das Kaiserreich zu halten, das Amsterdam, Rom und Hamburg zu seinen guten Städten zählte.

Wir beginnen zu zweifeln, ob diesem Genie, das kein Maß zu halten weiß, ein Platz gebühre unter den reinen historischen Größen; unsere Zweifel mehren sich, wenn wir die Person des Helden schärfer ins Auge fassen. — Die Armut der Sprache, von tieferen Geistern seit langem schmerzlich empfunden, reicht am wenigsten aus für die Charakterzeichnung. In modernen Naturen mischen sich widerspruchsvoll tausend feine

Züge, und unser Auge, das längst gelernt, diesen leisen Farbentönen der Seele mit reizbarem Verständnis zu folgen, sucht umsonst nach Worten für den Tiefsinn der psychologischen Betrachtung. Klingt es nicht lächerlich, zu sagen, daß der größte Mann des Jahrhunderts im Grunde geistlos war? Und doch muß das Abgeschmackte ausgesprochen werden. Dieser erhabene Verstand, dessen Macht, Schärfe, Sicherheit über das Maß des Menschlichen hinausreicht, hat nie einen Blick getan in den geheimnisvollen Kern des Daseins, nie geahnt, daß die Menschheit etwas anderes ist als eine wohlgeordnete Maschine, daß ein Volk unter straffer Verwaltung, mit geordneten Finanzen und schlagfertigen Soldaten sich bis zur Verzweiflung unglücklich fühlen kann. Das Höchstpersönliche im Leben des Einzelnen wie der Völker, die Welt der Ideale blieb ihm unfaßbar. Die weite Welt durchschaute die Gründe seines Sturzes, er allein nicht; denn wie sollte der Heimatlose verstehen, daß den Völkern selbst die heimische Unsitte teurer ist als die fremde Sitte? Erwägen wir dies, so erkennen wir die schreckliche Wahrheit in dem tollen Ausruf Blüchers: „Laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl."

Die Fruchtbarkeit der Einbildungskraft des Korsen überbietet die verwegensten Dichterträume. Riesenhaft sind seine Kriegsentwürfe. Welch ein Plan, den er im Lager von Boulogne beschloß: seine Flotte sollte die englische nach Westindien locken, dann umkehren, die Schiffe des Feindes im Kanal zerstreuen und dem Kaiser die Überfahrt ermöglichen; und gleich darauf der glänzende Zug vom Kanal zur Donau! Und doch ist der Mann mit seiner unerschöpflichen Phantasie eine prosaische Natur. Von jener Fülle des Schönen, darin das achtzehnte Jahrhundert schwelgte, ist selten ein Strahl in dieses Herz gedrungen: kaum daß Werthers Leiden oder Ossian ihn ein wenig beschäftigten. In der langen Bändereihe seiner Briefe wird man vergeblich nach einer Stelle suchen, die ein uneigennütziges, menschliches Wohlgefallen an Kunst und Wissenschaft verriete. Mag er auch dann und wann versichern, einzelne ehrliche Freunde der Wahrheit seien vielleicht zu finden unter den Heuchlern, die man gebildete Leute nenne — er glaubt doch nicht an die Hoheit der Menschenseele. Alle idealen Gedanken sind ihm „Romane", gut genug für Proklamationen und gedruckte Reden. Darum ist in ihm wie in allen glaubenlosen Naturen keine Entwickelung zu finden; härter, grausamer wurde seine Art in den Kämpfen des Lebens, doch im wesentlichen ist kein Unterschied zwischen dem Militärschüler und dem Kaiser. Man höre den dreiundzwanzigjährigen Jüngling über die Franzosen reden: „Sie sind ein gealtertes Volk ohne inneren Zusammenhang; jeder denkt nur an sich; mit fünftausend Franken Rente seiner Familie zu leben, das ist die höchste Weisheit." Man lese, was Lemercier, der tägliche Tischgast Josephinens in Malmaison, von dem durch und durch despotischen Gebaren des jungen Helden erzählte — und vergleiche damit die Hohnreden des Weltherrschers

über die Kanaille. Welch ein abschreckendes Einerlei in diesem großen Dasein!

Wie viel reizvoller ist es doch, den harten Seelenkämpfen nachzugehen, die den gottseligen Hausvater Cromwell, den weichen Schöngeist Friedrich zum Heldentum erzogen. Wie viel günstiger hat sich das Urteil der Menschen über die beiden gestaltet, seit wir durch die Sammelwerke Carlyles und der Berliner Akademie einen Einblick erhielten in ihr inneres Leben. Anders der Eindruck, den wir aus Napoleons Briefen empfangen: eine entschieden unedle Natur tritt uns hier entgegen. Es ist unmöglich, den Gewaltigen nicht zu bewundern, aber noch unmöglicher, ihn zu lieben. Auf Augenblicke mochte er hinreißend liebenswürdig erscheinen, wenn er etwa einen Grenadier am Ohrläppchen zupfte, und selbst einen Goethe hat die gewinnende Weise des dämonischen Mannes bezaubert. Er kann kosen und schwärmen in jenen Stunden der Selbstvergessenheit, die in keinem Menschenleben fehlen: dabei bleibt sein Herz doch eisigkalt, verschlossen jeder holden Empfindung. In den kurzen barschen Briefen an jene Josephine, die er auf seine Weise liebte, empört uns die Armut und Trockenheit des Gemüts. Als er sich von seiner Gemahlin trennen will, da muß der Sohn, Prinz Eugen, die Unterhandlung mit der Mutter führen und die Ehescheidung vor den großen Staatskörperschaften verteidigen. Wann wurde jemals ruchloser gespielt mit den heiligsten Gefühlen?

Echte Freundschaft hat er nie gekannt, noch minder jenen poetischen Drang, sich ein Idealbild von seiner Umgebung zu schaffen, welcher dem großen Friedrich so viel Pein und so viel Seligkeit bereitete. Schwerlich wird man in seinen Worten oder Werken auch nur einen Zug entdecken, den man schlichtweg edel nennen könnte. Was dem oberflächlichen Blicke so scheinen mag, sind zumeist pathetische Effektstücke, schlau berechnet auf die Leichtgläubigkeit des stumpfen Haufens. Ein brutaler, gewalttätiger Trieb wogte von Anbeginn in diesem Geiste. Er liebte zu schrecken nach Jakobinerart. „Die Welt soll wissen, wessen wir fähig sind", rief er bei der Ermordung des Herzogs von Enghien. Ihm war eine Lust, seine Zwecke mit unnötiger Härte und Grausamkeit zu erreichen — von jenem kleinen 18. Brumaire an, der dem jungen Offizier eine Befehlshaberstelle in der Nationalgarde verschaffte, bis zu dem großen 18. Brumaire und den zahllosen Roheiten der Kaiserzeit. Sogar in seiner Kriegführung ist dieser gewalttätige Zug zu erkennen; die brutale Kriegsweise der Jakobiner ward durch ihn geordnet, nicht aufgegeben. Seine Mittel zu schonen war er nicht gewillt, mit überwältigenden Massenschlägen, mit grausamer Gleichgültigkeit gegen die Verwundeten erfocht er seine Siege. — Von jenem vornehmen Wesen, das die Häupter der echten Cäsaren wie ein Glorienschein umleuchtet, ja selbst von dem guten Tone, der aus dem Herzen kommt, ist an ihm nichts zu spüren. Er war eine vulgäre Natur,

gab sich schamlos und geschmacklos den Trieben der Unzucht und der schlechten Laune hin. Welch ein häßliches, wüstes Bild bot sein Hauptquartier im Jahre 1813, nach den Schilderungen des Sachsen Odeleben. Der Kaiser finster brütend am Wachtfeuer, drohend und herrisch in jeder Miene; um ihn in weitem Kreise, scheu flüsternd, das Gefolge; da plötzlich bringt ein jähes à cheval! Bewegung in den stummen Troß; ein Schwall jener groben Schimpfwörter, die des Kaisers Beispiel zum Gemeingut seiner Umgebung gemacht, ertönt vom Marschall bis zum Stallknechte hernieder; dann sprengt der Zug in wilder Eile von dannen. — Unversieglich erklangen seine Schmähreden über den gaillard und archifou, den König von Schweden, über die vieille bête, den König von Sachsen usf. Selbst Damen, die er nicht leiden mochte, schleuderte er gemeine Zoten ins Gesicht. Auch Friedrich II. hat seine Gegner mit grausamen Epigrammen verfolgt, doch er fand nach der Weise witziger Naturen in scharfen, schonungslosen Scherzen eine ästhetische Befriedigung, die Napoleon nicht kannte. Der unauslöschliche Haß, den die edelsten deutschen Frauen, Luise von Preußen, Amalie von Weimar, Karoline von Bayern, dem Menschen Napoleon entgegentrugen, überhebt mich jedes weiteren Wortes.

Wer die rohen Schmähworte des Kaisers mit seiner leidenschaftlichen Heftigkeit entschuldigen will, der betrachte, wie würdelos er den Wandel des Schicksals trug. Er verstand die seltene Kunst, den Becher des Glückes bis zur Hefe zu leeren, jeden Sieg zu verfolgen bis zum letzten durchschlagenden Erfolge. Wohl nur einmal trat in einem Augenblicke des Triumphes auch diesen eisernen Nerven die menschliche Schwachheit nahe: an der Moskwa fand er nicht mehr den Entschluß, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Aber wenn er die Gunst des Glückes zu benutzen wußte, sie groß zu ertragen verstand er nicht. Da die Welt zu seinen Füßen lag, hat er die plumpe Prahlerei und Schadenfreude des ordinären Glücksritters nicht verschmäht. Er war imstande, den gekrönten Häuptern der alten Zeit lächelnd zu erzählen: „Als ich noch ein einfacher Artillerieleutnant war" — oder den Prinzen Wilhelm von Preußen zur Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena einzuladen. Wenn er bei seinen Audienzen den kleinen Rheinbundfürsten mit einem barschen „ancienne connaissance" den Rücken drehte oder dem König von Bayern sein donnerndes il faut, il faut zurief, so gab er den Knechten freilich nur, was ihnen gebührte; hohen Sinn bekundet solche Haltung nicht. Wie niedrig wacht der geniale Mann, nach der Art des zum Herrn gewordenen Lakaien, über den Formen der Etikette: dem Könige von Preußen konnte er nie verzeihen, daß dieser zu Tilsit im Tschako und mit einem kleinen Schnurrbart auf der Lippe erschien. Auch Napoleons Familienpolitik, die Fürsorge für die Unwürdigsten seiner Verwandten, die weder aus Geschwisterliebe entsprang noch den Weltherrschaftsplänen

frommte, muß man kleinlich und vulgär finden. Noch bezeichnender ist seine Haltung im Unglück. Man kennt jenen Auftritt in Dresden, da Friedrich August von Sachsen den aus Rußland plötzlich zurückgekehrten Kaiser im Vorzimmer erwartete. Hunderttausende lagen im Schnee begraben um dieses Mannes willen, gräßlich wie nie hatte das Schicksal gesprochen. Er aber trat in das Gemach, ein Pariser Schlemperlied trällernd: der Satrap sollte fühlen, der Mut des Herrschers sei nicht gebrochen. Dreimal, bei Smorgoni, bei Leipzig, bei Belle-Alliance, entfloh er unritterlich von seinem preisgegebenen Heere. Friedrich II. war entschlossen, den Untergang seines Staates nicht zu überleben, und doch, wer durfte es schmachvoll finden, wenn ein Land von fünf Millionen dem verbündeten Europa erlag? Napoleon hatte der Welt Gesetze gegeben, und da sein Reich in Stücke brach, fand er nicht den Mut, durch einen edlen Tod die ungeheure Schuld zu sühnen. Es ist lächerlich, solchen Kleinsinn mit einigen christlichen Gemeinplätzen zu entschuldigen. Religiöse Bedenken waren es wahrhaftig nicht, die den Kaiser zurückhielten von einem letzten heroischen Entschlusse. Wer einem Weltteile den Fuß auf den Nacken setzt, darf nicht mit dem Maßstabe der Theologen gemessen werden. Und welch ein unwürdiges Schauspiel, dies Leben des Gefangenen von St. Helena. Mit seinen Hütern sucht er erbärmliche Händel, auf daß er in Europa als ein Märtyrer erscheine, vor den Genossen lügt er, wie nie ein Mensch gelogen hat.

Diese eingefleischte Verlogenheit unterscheidet den Kaiser wiederum von den echten Cäsarengestalten. Selbst Cromwell steht neben ihm als ein schlicht wahrhaftiger Mensch, und der Protektor war doch, wie alle Helden des religiösen Fanatismus, keineswegs frei von jenen geheimnisvollen Regungen des Selbstbetrugs, die der Heuchelei nahekommen. Kein Staatsmann der Geschichte hat so frech wie Napoleon die Lehren der politischen Unsittlichkeit verkündet: „Im Kriege ist alles moralisch, die Politik rechtfertigt alles." Wir betonen nicht nochmals, daß die Lüge einer der mächtigsten Hebel der napoleonischen Politik blieb, von dem ersten italienischen Feldzuge an, da der General Bonaparte dem Könige von Sardinien treulos Aussichten auf den Besitz von Mailand vorspiegelte, bis zu den hundert Tagen, da Napoleon in friedlichen Versicherungen schwelgte und bereits die Proklamation unterzeichnet hatte, welche den Belgiern und Rheinländern zurief, sie seien würdig, Franzosen zu sein. Wir gehen weiter und behaupten, daß der Kaiser im Rausche seiner Selbstvergötterung auch zu zwecklosen Lügen griff. Welchen politischen Zweck konnte er im Auge haben, als er nach der Schlacht von Leipzig dem Könige von Sachsen versicherte, er unternehme nur einen Flankenmarsch und werde in drei Tagen zurückkehren? Die Niederlage einzugestehen, war seinem Stolze unmöglich. Auch seine Geschichtsbetrachtungen über die Taten anderer zeigen, daß der Sinn der Wahrhaftigkeit diesem Geiste gänzlich

versagt blieb: rasch zugreifend bildet er sich ein immer eigentümliches Urteil über die historischen Erscheinungen, und nach dieser vorgefaßten Meinung werden dann die offenkundigsten Tatsachen kurzweg zurechtgerückt.

Der Verbannte schaute zurück auf Taten, die in der schlichtesten Schilderung die Bewunderung aller Zeiten wecken mußten, und auf einen zwiefachen ungeheuren Sturz, der mit tausend Zungen das Walten ewiger Gerechtigkeit verkündete. In solcher Lage mußte Wahrhaftigkeit lernen, wem nicht jede Ader durch Falschheit vergiftet war. Er aber hat gelogen, wie ein miles gloriosus aus der Gaskogne das Unübertreffliche noch zu übertreiben versucht, nicht ein Wort der Gerechtigkeit gefunden für seine Feinde und zuletzt jene kolossale Unwahrheit gesprochen, die selbst in dem Munde des Meisters der Lügen unbegreiflich klingt — die Versicherung: „Ich habe immer alle Marktschreierei verachtet!" Welch ein Abstand von der Histoire de mon temps unseres großen Königs! Auch dies Werk will das Urteil der Leser für die Taten des Verfassers gewinnen; er verschweigt manches, wie dem handelnden Staatsmanne ansteht, und gruppiert da und dort die Tatsachen nach seinen Zwecken. Doch nirgends eine absichtliche Unwahrheit. Eine hohe Sicherheit der Seele erlaubt dem Könige, seine eigenen Fehler scharf und offen einzugestehen; die Feinde behandelt er nach seinem unvergeßlichen Worte: „Seine Gegner herabzusetzen ist Feigheit."

Überschauen wir diese Charakterzüge, so erscheint Napoleon als eine unreine Größe, als der Held der vollendeten Selbstsucht, sein Wirken als die gewaltige Bewährung des gräßlichen Wortes: „Ich bin ich selbst allein". Nur war diese Selbstsucht genial, also begeistert und fähig, Millionen zu begeistern und fortzureißen.

Fragen wir jetzt, welche von den Früchten seines Tuns haben den Gewaltigen überlebt? — so bleibt ihm der Ruhm, daß er den Kampf gegen die Reste des Feudalstaats überall in Europa nicht, wie seine Schmeichler sagen, begonnen und vollendet, doch unermeßlich beschleunigt und erleichtert hat. „Die moderne Atmosphäre allein muß den Feudalismus ersticken", pflegte er zu sagen in sicherer Erkenntnis der Zeichen der Zeit. Mit Ausnahme dieses einen Verdienstes erscheint sein Wirken für Europa zwecklos, sinnlos. Nur jene Ergebnisse seiner großen Politik, die er nicht beabsichtigt hatte, sind von der Zeit bewährt worden. Alsbald nach seinem Sturze schlugen die sich selbst zurückgegebenen Völker sämtlich eine Straße ein, welche dem Wege der napoleonischen Staatskunst schnurstracks zuwiderlief. Das Kaiserreich war ein Reich des Krieges. Sofort nach Waterloo drängt sich überall der friedliche Mittelstand hervor, das Schwert weicht dem Pfluge. Eine stille Verschwörung aller Völker schlingt tausend Bande freundlichen Verkehrs um die befriedete Welt; die Nationen

beginnen jenes „Reich der Vernunft", das Napoleon mit Worten pries, durch Taten verhinderte. Den rückschauenden Söhnen einer sittlicheren Zeit erschien die blutige Größe des Kaiserreichs wie ein letztes gräßliches Auflodern jener tierischen Leidenschaften, die vorzeiten das jugendliche Europa zerrütteten, wie eine Mahnung, daß auch in der Seele gereifter Kulturvölker die Bestie schlummert. Napoleon wollte das Festland gegen England in die Schranken führen. Unmittelbar nach seinem Untergange ruft eine segensreiche Notwendigkeit, den gegenseitigen nationalen Vorurteilen zum Trotz, jenes Einverständnis der Westmächte hervor, das bis zur Stunde nicht wieder auf die Dauer gelöst ward. Er erstrebte ein Weltreich und eine Weltkultur. Sein Fall bewies, daß in dieser freien Bruderschaft selbständiger Nationen kein Raum ist für einen Cäsar, und seitdem haben alle Völker schärfer, bewußter denn je ihre nationale Eigenart behütet und ausgebildet.

Der Neffe rühmt dem Kaiser nach, er habe die Keime der nationalen Bewegung in Deutschland und Italien gelegt. Jawohl, das roh gepeitschte Roß, das aufbäumend das Weite sucht, dankt sicherlich dem Unverstande des Treibers seine Freiheit. Genau mit demselben Rechte darf Napoleon die Dankbarkeit unserer Patrioten verlangen. Er vollbrachte das Notwendige, das wir aus eigener Kraft damals nicht vollenden konnten; er zerschmetterte einige hundert verfaulte Kleinstaaten und die leblosen Formen des Heiligen Reichs — oder, wie der Neffe bewundernd sagt, er befreite Süddeutschland von dem Joche des Römischen Reichs — und schuf sich ein Bollwerk in den souveränen Mittelstaaten. Im Kampfe mit ihm erhob sich sodann das verjüngte Preußen und jene nationale Leidenschaft, welche zunächst die unmittelbare Herrschaft der Fremden zerstörte und eher nicht rasten wird, als bis auch die Souveränität aller Rheinbundskronen vernichtet ist. So hat Napoleon den entschlummerten Nationalstolz der Deutschen erweckt, der ihn selber stürzen sollte; so hat er mitgebaut an der deutschen Einheit, die er verabscheute, aber für wahrscheinlich hielt. Desgleichen für Italien ward er der Mann des Schicksals, obwohl er seine Landsleute verachtete und gleich im Beginn seiner Laufbahn das besiegte Österreich in die Lagunenstadt einführte. Er fegte verlebte Staaten hinweg, versammelte in Lyon die besten Männer des Landes zu gemeinsamer politischer Beratung; er zerstörte uralte partikularistische Abneigungen, indem verfeindete Nachbarn lernen mußten, sich in den neuen französischen Satrapien zu vertragen, gab dem verweichlichten Volke kriegerischen Ruhm und das stolze Bewußtsein, daß ein Italiener Europa beherrsche. So wirkte er für die Einheit Italiens, welche er haßte und als eine Utopie betrachtete. In Spanien weckte der Kampf gegen Napoleon ein schlummerndes Volkstum zu neuem Leben. Der Kaiser schenkte den Polen einen halbfertigen Staat und rief gelegentlich im Kriege mit Österreich die Magyaren unter die Waffen; doch nirgends ist erwiesen, daß er in beiden

Ländern eine so starke Entfaltung der nationalen Kraft wünschte, wie sie später erfolgte. In den Niederlanden festigte er das heilsame Werk der Revolution, den Einheitsstaat, durch nicht minder notwendige monarchische Institutionen; doch bald zerschlug er selber seinen Bau, und nach seinem Falle erhob sich die nationale Monarchie der Oranier, die er haßte. Die Schweiz empfing aus seiner Hand die Mediationsakte. Selbst diese, ohne Zweifel die beste Verfassung, die er einem fremden Lande gegeben, war eine Sünde wider die Natur der Dinge, denn sie beseitigte die in dem Wesen des europäischen Staatensystems tief begründete Neutralität des Landes. Gleich nach dem Frieden ward die Neutralität der Eidgenossenschaft fester denn je hergestellt.

Dergestalt hat die Geschichte fast in allen Ländern Europas das Gegenteil der napoleonischen Pläne verwirklicht. Derweil der Kaiser nach der Schlacht von Aspern im Ebersdorfer Schlosse lange in dumpfem Schlummer lag, beriefen seine Marschälle leise, wie das Heer den Rhein erreiche, wenn er nicht wieder erwache. Sie ahnten die Wahrheit: Napoleons europäische Politik war die vermessene Laune eines genialen Hirns, sie mußte zerfallen, sobald zwei Augen sich schlossen.

Das Kaiserreich, in der Geschichte des Weltteils eine kurze schreckliche Episode, war für Frankreich von dauernder Bedeutung. Freilich, das Zeitalter der Revolution war nicht geschlossen, wie auch die Schmeichler des Herrschers prahlen mochten. Die Stunde kam, da keine Beute mehr die Gier des Landsknechts lockte, da die Furcht vor dem Allgewaltigen entschwand, die einstige Begeisterung des Militärstaates in unglücklichen Schlachten verrauchte, der unnatürliche Bund des napoleonischen und des alten Adels sich löste. Da erhob der Liberalismus wiederum sein Haupt, Lainé verlangte Herstellung der dem Volke entzogenen Rechte. Der rückkehrende Napoleon brach selber über sein inneres Regiment den Stab: „Das Genie hat gegen das Jahrhundert gekämpft, das Jahrhundert hat gesiegt." In nachdenklichen Stunden bekannte er sich zu der Meinung, die sein Bruder Joseph immer gehegt hat: „Ich bin nur ein Buchzeichen in dem Buche der Revolution. Sie wird von neuem beginnen auf derselben Zeile, wo ich sie verlassen habe." Trotz solcher Geständnisse irrte Fürst Metternich, als er sprach: „Der Bonapartismus ohne Bonaparte ist unmöglich." Das Wort trifft zu für Europa, nicht für Frankreich. Auch die Historie unterschätzte des Kaisers Werke, wenn sie sein System mit allen wissenschaftlichen Ehren begrub und ihn mit Cromwell verglich. Dem Protektor, dessen hoher Seelenadel die Selbstsucht Napoleons glänzend überstrahlt, war doch nicht vergönnt, seinem Vaterlande dauernde Gesetze zu geben. In Frankreich blieb nach des Kaisers Falle die volle Hälfte seiner Einrichtungen aufrecht: die despotische Ordnung der Verwaltung und des Heeres stand feindselig neben dem neuen parlamentarischen Systeme.

Das französische Volk hatte, wie schon einmal in dem Zeitalter der Reformation, zum Unglück für sich und Europa, in dem großen Prinzipienkampfe der neuen Zeit keine klare, sichere Stellung eingenommen: in seiner Seele stritten sich liberale Ideen und despotische Begierden. Sollte der Bonapartismus für immer verschwinden, so mußte die Nation in der harten Schule der Selbsterkenntnis jene gefährlichen Leidenschaften ablegen, daraus das Kaiserreich seine Kräfte sog — Eitelkeit und gewalttätige Kriegslust, Habgier und maßlosen Gleichheitsfanatismus — und sie mußte dem Parlamentarismus den Boden verschaffen, worin er allein kräftige Wurzeln schlagen kann: die Selbstverwaltung von Kreis und Gemeinde. Gelang von alledem nichts, so mochte leicht geschehen, daß zur günstigen Stunde ein Erbe Napoleons wieder die Zügel eines Gemeinwesens ergriff, das noch geschwängert war mit dem Geiste des Bonapartismus.

Der Tiefsinn der historischen Wissenschaft offenbart sich nicht zuletzt darin, daß dieselben Tatsachen der Vorzeit, welche dem strengen Denker die sittlichen Gesetze des Völkerlebens erschließen, tagtäglich von der Frivolität mißbraucht werden, um durch Anspielungen und Vergleiche den Witz zu beschäftigen oder neue Sünden mit dem Vorbild alter Frevel zu beschönigen. Schon lange vor dem Buche Napoleons III. stand den blinden Bewunderern des ersten Napoleon fest, daß der korsische Held der moderne Cäsar sei: — als ob nicht Bonaparte selbst am 18. Brumaire das gute Wort gesprochen hätte: „Nichts in der Geschichte ähnelt dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts." Ernster historischer Sinn beseitigt spielend Vergleiche solcher Art mit der einen Bemerkung, daß Cäsar triumphierte, Napoleon unterlag, der eine das Notwendige wollte, der andere das Unmögliche. Das Königreich Westfalen brach vor einem Kosakenangriffe zusammen, und auch die anderen Vasallenstaaten des Kaiserreichs sind verschwunden wie der Schnee vom vergangenen Jahr; Cäsars Werk hat den Jahrhunderten getrotzt, steht in verwandelten Formen bis zur Stunde aufrecht. Die Erinnerung an einige allbekannte Tatsachen genüge, um die Verschiedenheit der Werke wie des Charakters der beiden Weltherrscher zu zeigen.

Einseitigkeit, harte Einseitigkeit ist der Grundzug der antiken Bildung in ihren großen Tagen. Selbst jene Staaten der neuen Zeit, welche dem rasch Hinblickenden nur wie Gegenstücke antiker Gemeinwesen erscheinen, überragen unendlich ihre alten Vorbilder durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gesittung. Das Karthago der modernen Geschichte war zugleich die Wiege der Grotius und Spinoza, und dieselben Kaufherren von Amsterdam, die ihren Staat oftmals gleich den Puniern als eine Erwerbsgenossenschaft betrachteten, haben ihre Republik gegründet im Kampfe für die höchsten geistigen Güter; unter ihren Warenspeichern fand der ver-

folgte Denker Schutz und Obdach. Wie oft ward die Eidgenossenschaft der Atoler mit der Schweiz verglichen, und doch wie arm, roh, banausisch erscheint das Land der Reisläufer des Altertums neben der Heimat des Calvinismus. Der verbrauchte Gemeinplatz, der die Briten die Römer der Neuzeit nennt, zeigt alsbald seine Nichtigkeit, wenn wir Englands herrliche Dichtung neben die Armut der national-römischen Kunst stellen oder die gewaltige Kulturtätigkeit des Parlaments neben jenen rauhen römischen Senat, der ein einziges Mal ein literarisches Unternehmen gefördert hat, als er die Übersetzung von Magos Anweisung zum Plantagenbau verbreiten ließ! Dem geistreichsten und beweglichsten Volke des Altertums andererseits fehlte die Kraft, einen Staat im großen Stile auf die Dauer zu erhalten. Die Alten kennen nicht die friedliche Gesellschaft freier Nationen, nicht das schöne Geben und Empfangen zwischen selbständigen Kulturvölkern. Solange einem Volke des Altertums die nationale Kraft jugendfrisch in den Adern fließt, will es die Nachbarn unterwerfen oder vernichten. Gewaltig ist die Lebenskraft dieser Nationen: mitten in der Agonie der Revolution hat Rom dem Anpralle der Morgenländer unter Mithradates widerstanden, und noch unter Marc Aurel sah Athen eine Nachblüte alter Herrlichkeit. Aber die Verjüngung krankender Völker erfolgt nicht, wie neuerdings so oft in Deutschland, Spanien, Italien, durch freiwilliges Aufnehmen und selbständiges Verarbeiten fremder Kulturelemente. So starke Empfänglichkeit für fremde Bildung zeigen die alten Nationen erst, wenn ihr Jugendmut gebrochen ist, ihr Volkstum sich verflüchtigt hat.

Diese abweisende Härte der nationalen Gesittung, diese Unfähigkeit des Altertums, ein friedliches Gleichgewicht der Staaten zu ertragen, hat den römischen Senat in die Eroberungspolitik hineingezwungen. Als endlich die Völker des Mittelmeeres der italischen Stadt gehorchten, da verwischte sich freilich die Einseitigkeit der antiken Kultur; aber auch die nationale Kraft der vereinigten Völker, und damit die Wurzel alles Großen und Eigentümlichen der alten Welt, war erstorben. In dieser Welt war kein Raum mehr für einen zugleich nationalen und zivilisierten Staat. In der Masse der Provinzen hatte der Druck phönikischer und ägyptischer, asiatischer und griechischer und nicht zum wenigsten der römischen Landvögte jede ideale Empfindung erstickt. Die Kultur Karthagos war geknickt. Von den unterworfenen Barbaren waren die einen bereits mit der Humanität des Weltreiches getränkt, die anderen standen ihr noch so roh und fremd gegenüber, daß ein nationaler Staat hier den Tod aller Zivilisation bedeutet hätte. Die Hellenen hatten schon seit den Tagen Alexanders aufgehört, eine abgeschlossene Nation zu sein. Der weltbürgerliche Hellenismus durchdrang befruchtend alle Völker, er ward, wie der Sieger von Pydna ahnungsvoll erkannte, die Kultur des sinkenden Altertums. Die Kraft zu nationalem Staatsleben war dem hellenischen Volke in solchem Maße ab-

handen gekommen, daß ein einsichtiger Augenzeuge seiner letzten Kämpfe, Polybios, das schreckliche Wort sprechen konnte: „Wären wir nicht rasch zugrunde gegangen, so wären wir nicht gerettet worden."

In diesem Gewirr verfallender Völker stand Rom als das einzige mit ausgebildetem Staate: populos imperio regere war wirklich des Römers Beruf. Auch die altrömische nationale Gesittung war längst verdorrt, so sehr, daß in Cäsars Tagen ein latinisierter fremder Stamm, die cisalpinischen Gallier, treuer als die Hauptstadt selber das römische Wesen bewahrte. Sogar die physische Lebenskraft des Römervolkes begann zu versiegen. Schon längst war die Hauptstadt, wie Dionys von Halikarnaß sie später schilderte, die gemeinste und weltbürgerlichste der Städte. Menschen aller Zungen strömten hier zusammen, neben den Götterbildern der Lateiner ward der Agyptergott mit dem Hundskopfe verehrt. Griechische Bildung, die Sitten und Unsitten des hellenischen Morgenlandes beherrschten die weltherrschende Stadt. Sollte die verworrene Masse zusammengeraubter Länder zu einem Reiche sich gestalten, so mußten alle Völker mit „unseren beiden Sprachen" vertraut, mit griechisch-römischer Bildung erfüllt und in die gleichmäßige Ordnung des römischen Staats eingefügt werden. Noch war man fern von diesem Ziele, noch diente alle Herrlichkeit der Erde nur zur Bereicherung einer herrschenden Stadt, einer von Pöbelrotten gepeinigten Stadt ohne Gewerbefleiß, ohne rühriges Bürgertum. Noch waren die Provinzen zu ungleichem Rechte unterworfen, der Gier der Statthalter einer gewissenlosen Aristokratie schutzlos preisgegeben. Dem werdenden Weltreiche drohte eine zwiefache Gefahr: die eine von dem Einbruche der Barbaren, der, wenn die Ohnmacht der Aristokratie in Rom fortwährte, jede Spur der antiken Gesittung hinweggefegt hätte; die andere von den Griechen, welche, als die zahlreichste, rührigste, gebildetste Nation der Mittelmeerländer, dem Römerreiche unfehlbar einen byzantinischen Charakter, statt eines römisch-griechischen, aufprägen mußten, wenn nicht eine kraftvolle Staatsgewalt dem vorbeugte.

Als der Erbe der hellen Köpfe der Demokratenpartei, der Sertorius und Gracchus, hat Cäsar den Entwicklungsgang, den das verfallende Altertum unbewußt angehoben, mit klarem Bewußtsein vollendet. Er verwandelte das Durcheinander von unterworfenen, einer Stadt frönenden Provinzen in ein Weltreich gleichberechtigter Länder, er latinisierte die Provinzen, gab ihnen durch den Segen monarchischer Verwaltung ein menschenwürdiges Dasein. Er sicherte das Reich durch jenes nie genug bewunderte System offensiver Verteidigung. Als Karthago und Korinth aus ihren Trümmern auferstanden und der Senat sich öffnete für die Männer der Provinzen, da mochte Cicero Wehe rufen über die hereinbrechende Barbarei: das Reich war gegründet, es gab keine herrschende Stadt. In Cäsars Geist ist jene Antoninische Konstitution gedacht, welche allen Bewohnern des Mittelmeerreiches das römische Bürgerrecht verlieh; Cäsars

Ruhm wird verkündet in dem stolzen Verse des Dichters: Romanae spatium est urbis et orbis idem. Er ward der Stifter eines Weltreiches, weil er Römer war, weil in ihm der Genius seines Volkes sich so rein und vollkommen verkörperte, daß wir auf das Dasein einer römischen Nation schließen müßten, auch wenn aus der gesamten Geschichte des Altertums nichts weiter überliefert wäre als das Charakterbild dieses Mannes. Wie einst das Griechenvolk, so treibt der alte Römerstamm seine kräftigste Blüte hervor einen Augenblick bevor er selber vertrocknet und seine Kraft nur noch in unzähligen Trieben und Schößlingen fortlebt. Cäsar und Alexander sind eben darum nationale Helden, weil sie die Stunde erkannten, da ihrem Volke geboten war, den nationalen Beruf mit dem kosmopolitischen zu vertauschen.

Nun stelle man den Römer, der als ein Werkzeug der ewigen Vorsicht die Mission seines Volkes mit genialer Sicherheit vollführt, neben den heimatlosen Helden unserer Zeit, der eine Welt jugendfrischer nationaler Bildung in die Form zwängen will, die sein Hirn ersann — und man wird bekennen, daß ein schärferer Gegensatz nicht denkbar ist. Der Korse zerstört heute, was er gestern schuf, der Römer verfährt maßvoll nach einem großen Plane, er erweitert das Reich genau so weit, als die Sicherung der Grenzen es fordert, kehrt freiwillig um mitten in seiner Siegerlaufbahn; und welche höher fliegenden Entwürfe er auch mit in das Grab genommen hat — das eine dürfen wir sicher sagen, daß Napoleons Cäsarenwahnsinn die erhabene Ruhe dieses Hauptes niemals gestört hätte. Wohl hat inzwischen die Woge des orientalischen Völkerlebens mächtig angeschlagen gegen Cäsars Bau, der Süden und Osten des Mittelmeers verfiel wieder dem morgenländischen Wesen. Der Kern von Cäsars Werken dauert. Cäsar ist, glücklicher denn Alexander, mit der Geschichte abendwärts geschritten. Ohne ihn und das Kaiserreich der Römer bestände nicht jene gesegnete Verbrüderung der abendländischen Völker, die heute nach jeder kriegerischen Erschütterung immer von selbst sich herstellt. Er sicherte den müden Völkern des Altertums eine letzte Frist, sich völlig auszuleben, und als zuletzt unsere Väter das morsche Weltreich zerschlugen, da waren sie nicht mehr Fremde; sie haben, was unsterblich war in dieser alten Welt, getreulich ihren Enkeln überliefert. Wenn heute die französischen Diplomaten, erbittert über den tendenziösen Cäsarenkultus der Bonapartisten, dem Römer fluchen als dem Zertrümmerer der keltischen Freiheit, so erwidern wir: Ihr wißt nicht, was ihr redet; ihm dankt ihr, daß ihr Franzosen seid, nicht Iren! Und wer darf sagen, ob die Idee des Kaisertums, die, in Cäsars Haupt geboren, seitdem so vielen edlen Völkern die Seele schwellte, nun für immer erstorben ist? Ob das Kaisertum nicht dereinst wieder aufleben wird in menschlicherer Gestalt als ein freies Schiedsrichteramt über befreundeten Nationen?

Uns Söhnen jugendlicher Völker gefriert das Herz beim Rückschauen auf das kaiserliche Rom. Ein greisenhaftes Wesen haftet an dem Weltreiche. Patet exitus ist der Trost der tieferen Geister, denen die altersschwache Welt nichts Großes mehr bieten mag. Mit kaltem Gleichmut blicken die Götter des Tacitus auf die Qualen der Sterblichen hernieder. Die Kultur dieser Epoche gemahnt an die Bauwerke Konstantins; auch sie sind stattlich, nicht ohne einen Zug von Größe, doch aus Trümmern aufgebaut, aus Säulen und Bogen, die einst schöneren Gebäuden dienten. Virgil und Horaz schreiben griechische Verse mit lateinischen Worten, wir fühlen nicht selten, daß Treibhauswärme diese Früchte gezeitigt hat. Trotzdem bilden diese Werke die reichste und kräftigste Weltliteratur, die je bestanden hat, sie sind ganz so ursprünglich, wie eine Literatur nur sein kann, die des nationalen Charakters entbehrt. Es ist doch kein kleiner Ruhm, daß unter dem Schutze des Kaiserreichs so bedeutende Schöpfungen noch entstehen konnten in der Seele ermüdeter Völker, daß Rom, vorlängst gesättigt mit den Genüssen und den Lastern aller Länder, jetzt auch mit den künstlerischen Reizen der weiten Welt sich schmückte und sein Prachtgewand von Gold und Marmor anlegte. Die weltbürgerliche Kunst der Epoche der Cäsaren war eine natürliche Frucht der Auflösung aller nationalen Bildungen des Altertums. Napoleon träumte von einer Weltliteratur in einem Volke, das soeben in Voltaire und den Enzyklopädisten echt nationale Schriftsteller besessen hatte und bald naher in Béranger und Georges Sand Dichter von noch weit schärfer ausgesprochenem nationalem Charakter begrüßen sollte.

Der normale Zustand der modernen Welt ist der Friede. Gerade im achtzehnten Jahrhundert fand inmitten der Schrecken der Kabinettskriege die Lehre vom ewigen Frieden beredte Fürsprecher unter den vornehmsten Geistern. In diese nach Frieden dürstende Zeit tritt der Kriegsfürst Bonaparte als ein Störer des natürlichen Laufes der Dinge; erst sein Sturz gewährt der Welt, was sie längst ersehnt. — Die Regel des Altertums ist der Krieg. Seinem Staate zu leben mit ganzer Manneskraft, dessen Macht zu wahren und zu mehren im Kampfe mit den Fremden galt dem antiken Menschen als höchster Lebenszweck, solange die Welt noch jung war. Der antike Staat in seiner großen Zeit ist das souveräne Volk in Waffen. Das Kaiserreich bringt dem Altertume den Frieden, entwaffnet den Bürger, verweist die ungeheure Mehrheit der Menschen auf ein lediglich soziales Dasein: auf die bescheidenen Pflichten des Gemeindelebens, auf die Wirtschaft und geistige Tätigkeit. Noch einmal, nach Cäsars Tode, braust über den Erdkreis jene Furie des Krieges, die Virgils Georgica so schrecklich schön besingen; dann schließt für lange Zeit der Janustempel seine Pforten. Gewiß mußte die eigenste Kraft und Großheit der antiken Völker von Grund aus verwüstet sein, wenn der Krieg verschwand und die hohe politische Leidenschaft und somit alles, was bis-

her dem Bürger das Leben erfüllt hatte. Wie die Dinge lagen, war nach dem Untergang der Freiheit der Friede wirklich des Lebens höchstes Gut. Das pacis imponere mores ist die historische Rechtfertigung des Kaiserreichs. Wohl erscheint auch der Friede des Altertums grausam, ruchlos neben den milderen Sitten der christlichen Zeit, und wir lesen mit Schauder, wie die Cäsaren im Vollgenusse göttergleicher Herrschaft schwelgten, mit harten Nackenschlägen die stolzen Häupter der Cornelier und Claudier zwangen sich zu neigen. Für die Millionen kleiner Leute, die nun sicher ihre Straße ziehen konnten, war doch eine leidliche Zeit gekommen. Selbst Tacitus bekennt mit widerwilligen Worten, daß die Provinzen von dem neuen Zustande befriedigt waren (nec abnuebant). Das Menschenleben wird in seinem Werte erkannt und geschont; feinere Bildung dringt bis in die niederen Volksschichten, die Mittelklassen der kleinen Landstadt Pompeji erfreuen sich an dem Wohllaut der Verse Ovids. Der edelste Beruf der Monarchie, die Schirmherrschaft über die Armen und Schwachen, wird von den Imperatoren vollführt — so gut die Herzenshärtigkeit des Altertums ihn versteht. Auf allen Gebieten des Handels und Wandels treibt diese stille Zeit des Friedens Verbesserungen und Erfindungen hervor. Die Barbaren, weit über die Grenzen des Reichs hinaus, befreunden sich mit den Elementen der Gesittung. Bis zum Norden von England erstreckt sich die Römerstraße, dicht am Atlasgebirg prangt der herrliche Viktoriatempel von Lambessa, und im schattigen Talbusen des Schwarzwaldes behütet der Altar der Diana Abnoba das üppige Römerbad.

In dieser gleichmäßigen Zivilisation des Abendlandes erweitert sich unendlich der Gesichtskreis des Menschen. Schon träumt Seneca von fernen Tagen, „denen der Ozean die Fesseln der Welt lüften und die unermeßliche Erde sich öffnen und Thule nicht mehr das letzte der Länder sein wird". Da das Reich fast an die Grenzen der bekannten Erde sich ausdehnt, so nähert sich langsam das Altertum, das bisher nur in dem Bürger den Menschen geachtet, der großen Erkenntnis der Rechte des Menschen. In der stillen Sammlung seines rein sozialen Lebens, nicht befriedigt von den Werken einer eklektischen Kultur, die des Neuen nichts mehr schafft, beginnt der Mensch in sein eigenes Herz einzukehren, und endlich ertönt aus der müden Welt der Aufschrei der Kreatur nach Versöhnung mit ihrem Schöpfer. Dergestalt bildet das Reich der Imperatoren den Übergang von dem Stadtstaate der alten zu dem Flächenstaate der neuen Zeit, vom Heidentum zum Christentum. Bei dem Schlachtgeschrei der Cäsarianer, bei dem Venus victrix der glorreichen zehnten Legion, durchschauert uns wohl der wehmütige Gedanke, wie viel Herrliches zerstört ward durch die Triumphe des Imperators. Zuletzt versöhnt uns doch die Erinnerung, daß damals das unabänderliche Schicksal sich erfüllte, daß in den Wehen jener Bürgerkriege eine neue Ordnung der Dinge geboren ward, eine Welt, der wir selber einen guten Teil unseres menschlichen

Glückes schulden. Das vive l'empereur der napoleonischen Heere erinnert uns nur an den rohen Zufall, an grenzenloses Elend, das durch eines Menschen Laune über die Welt verhängt ward. An Cäsars Leiche wachten drei Nächte lang die Juden Roms trauernd um den Schirmherrn der Bedrückten. Napoleon brach zusammen unter den Racherufen der fremden Nationen, derweil sein Volk, das er selbst der freien Tätigkeit entwöhnt, gleichgültig abseits stand. Wie damals die Armen im Geist, so urteilt noch heute die Geschichte.

Doch die europäische Politik Napoleons I. wird von den klügeren Bonapartisten im stillen schon längst als ein verlorener Posten betrachtet, wenngleich das System den unbedingten Napoleonskultus verlangt, also das offene Aussprechen so ketzerischer Meinungen verbietet. Um so steifer beharren sie bei dem Satze, daß der Kaiser für Frankreichs Verfassung dasselbe tat was Cäsar für den römischen Staat. Auch diese Vergleichung hält nicht stand vor schärferem Urteile. Cäsar war der Schöpfer einer neuen Staatsform, Napoleon stellte die in Frankreich althistorische Verfassung wieder her, wenn er auch keineswegs alle Institutionen des alten Regimes erneuerte. Die normale Form des modernen Staats ist die Monarchie, die des antiken in seiner Blütezeit die Republik. Mit voller Unbefangenheit nennen die Alten in ihren schönen Tagen das monarchische Staatsleben servitium, das republikanische libertas, und ein Tacitus bezeichnet die schrecklichste Torheit der alten Geschichte, die Ermordung Cäsars, als libertas improspere repetita. Antiken Überlieferungen, der politischen Weisheit klassisch gebildeter Konrektoren danken wir Modernen das unglückliche Wort Freistaat für Republik. So hartnäckig widerstrebte der Sinn der Alten der Monarchie, daß Augustus noch vorsichtiger als Cäsar die republikanischen Formen schonen mußte und das neue Regiment erst unter Tiberius vollständig die äußere Gestalt der Monarchie annahm. Cäsars Kaisertum ist nicht eine Restauration, wie man aus einzelnen Anklängen an die Verfassung des Servius Tullius schließen könnte, sondern eine verwegene neue Schöpfung.

Diese schöpferische Tat hat wirklich die Ära der Revolutionen geschlossen, was Napoleon nicht vermochte, und dem alternden Reiche seine naturgemäße, dauerhafte Form gebracht. Jeder Mann von politischer Einsicht wird vor dem entsetzlichen Bilde der verfaulenden römischen Republik gleich dem alten Drumann „wider Willen zum Lobredner der Monarchie". Wer in den Tagen des Pompejus noch republikanische Freiheit und die unbefleckte Hoheit der kurulischen Sessel zu finden vermeint, treibt mit den harten Tatsachen ein ebenso absurdes Spiel wie nur Kato, als er vorschlug, Cäsar an die Germanen auszuliefern. Eine schier hundertjährige Revolution — die längste und wildeste der Geschichte — hatte die altrömische Zucht in ihren Grundfesten untergraben. So gänzlich war der Bürgersinn verschwunden, daß mitten im Kriege gegen die

Asiaten die Heere des Flaccus und des Sulla drohend einander gegenüberstanden und der schreckliche Sieg der Parther bei Karrhä in Rom kaum noch Aufsehen erregte. Die Aristokratie, entnervt und verderbt, zerfiel in klägliche Fraktionen und betrachtete das Vaterland mit schnöder Selbstsucht, wie jener Cicero, der den Zweck des Staats in der Erhaltung der großen Familien fand. Die als Prokonsuln in den Tyrannenschlössern der Provinzen hausten und mit der Vollgewalt eines Sultans über dem Wohl und Wehe von Millionen schalteten, waren nicht mehr Bürger. Pompejus konnte, ohne Auftrag vom Senate, das weite Morgenland unterwerfen und nach Gefallen in Provinzen und Monarchien zerteilen. Aus dem Gewirr der Ränke und Klatschereien dieser Adelskreise zuckt dann plötzlich die tierische Wildheit empor, so an jenem Tage der Greuel, da Tiberius Gracchus den Knitteln und Stuhlbeinen der edlen Scipionen und Amilier erlag und dreihundert Leichen, von solchen Waffen erschlagen, den Markt bedeckten. Noch hielt ein gesunder Kern der Bürgerschaft treu zu dem Rechte, aber auch diese Kreise entmannte das Bewußtsein, daß es zu Ende gehe mit der alten Zeit. Nichts schrecklicher in den letzten Bürgerkriegen als der Mangel an idealen Empfindungen hüben wie drüben. Der große Haufe der Demokratenpartei schwärmte für das freie Folium, für den Kommunismus, verstand die Freiheit, wie sie einst in Korkyra verstanden ward. Die einsichtigen Demokraten waren zu dem Gedanken der Monarchie bekehrt. Immer wieder, mit dem sicheren Instinkte der Verzweiflung, war das versinkende Gemeinwesen in die Bahn der Monarchie eingelenkt, unter den Gracchen, unter Cinna und Marius. Selbst Sulla konnte das aristokratische Regiment nur herstellen durch eine vorübergehende monarchische Herrschaft. Reine Aristokratie bedeutete damals Knechtung der Welt zum Besten der Herrengeschlechter, reine Demokratie — die Herrschaft der Faust.

Rom war gestiegen durch die Zucht und Mannheit seines Volks, es brach zusammen, als der alte Römergeist verflog. Man denke an die uralte Krankheit der römischen Gesellschaft, an jenen Kampf des Kapitals mit der freien Arbeit, der den Mittelstand fast vernichtet hatte, an die Latifundien und die Herden mißhandelter Sklaven, an die Grausamkeit dieses Volkes, das an dem Röcheln sterbender Gladiatoren sich weidete, an den plump-naiven Geldstolz des Adels, der in den Werken seiner Modephilosophen befriedigt las, daß nur der Reichtum sittlich und anständig sei, endlich an den tiefen Ekel der Übersättigung, womit diese Welt ihr eigenes Tun beschaute — und man wird gestehen, daß dies Rom trotz einiger äußerlichen Ähnlichkeiten mit dem Paris des achtzehnten Jahrhunderts nicht verglichen werden darf; denn die Franzosen bewahrten noch einen Grundstock nationaler Kraft und nationalen Stolzes, der in der Revolution sich gewaltig entfalten sollte. Dazu in Rom ein Heer, das seit den Tagen des Marius zur zünftigen Söldnerschar herabsank, geschult

nach der Weise der Gladiatoren, des Feldherrn williges Werkzeug, verlangend nach monarchischer Ordnung, durch eine blutige Erfahrung mit dem Bewußtsein erfüllt, daß das Schwert in dem Hader der Parteien entscheide.

Die Republik war sittlich und wirtschaftlich eine Unmöglichkeit. Den sozialen Krieg zwischen arm und reich, zwischen den Sklaven und den Herren konnte nur eine monarchische Gewalt durch einen leidlichen Frieden beenden, und die Monarchie mußte absolut sein. Man weiß, daß das Altertum nicht vermochte, von den engen Begriffen des Stadtstaats sich gänzlich zu befreien und den Tiefsinn repräsentativer Formen zu verstehen. Selbst die Bundesgenossen, denen doch das eigene Interesse den Wunsch nach einer Nepräsentativverfassung aufdrängen mußte — selbst diese Italiker sind, als der sabellische Stier gegen die römische Wölfin in dem schrecklichsten aller Bürgerkriege sich erhob, an dem Stadtstaate haften geblieben: ihre Bundesstadt Italia sollte fortan herrschen wie vordem Rom. Eine ehrenwerte Demokratie in den Formen des Stadtstaats war schlechthin undenkbar, seit die Italiker das Bürgerrecht besaßen und nun das Gesindel der Landstädte in die souveränen Urversammlungen der herrschenden Stadt strömte. In solcher Lage blieb nur übrig der Absolutismus; das souveräne Volk — so lautet die Theorie der kaiserlichen Juristen — hat durch die lex regia seine Gewalt auf den Kaiser übertragen. Wir Modernen erschrecken vor dieser schrankenlosen und eben darum nicht erblichen Machtfülle in der Hand eines Menschen und zweifeln, ob wir sie mit dem Namen Königtum ehren dürfen. Das Kaiserreich ist die Verfassung einer tiefverderbten, absterbenden Völkergesellschaft. Cäsars Werk wurde überdies durch seine Nachfolger verstümmelt, es ward ein Militärstaat wider die Absicht des Stifters. Trotzdem bildet das Imperatorenreich den einzig denkbaren, notwendigen Abschluß des politischen Werdeganges der alten Welt. Gegen das Empire erhob sich, sobald es sein wahres Wesen zeigte, der Kern der Nation, der Mittelstand; Cäsar bekämpfte eine verlebte Aristokratie, die den Tod im Herzen trug. In Napoleons Reiche webten und wirkten im stillen die konstitutionellen Ideen; beschämt und bewundernd schauten die hellen Köpfe auf die Freiheit der angelsächsischen Völker. Im kaiserlichen Rom brannte das Feuer der republikanischen Gedanken langsam in Asche; kein neidischer Hinblick auf fremde Völker störte den Frieden des unfreien Staates: Rom war die Erde, die Barbaren zählten nicht.

Napoleon benutzte die republikanischen Parteien, um mit ihrer Hilfe emporzusteigen, er haßte die Legitimisten als die Feinde seiner Herrschaft. Cäsar war demokratischer Parteimann, er liebte das Volk und verschmähte den napoleonischen Spott über die Kanaille. Er hat unter Sullas Tyrannis für seine demokratische Überzeugung gelitten; sein Haß gegen die Aristokraten galt nicht bloß seinen Feinden, auch den Feinden des

Volks. Er knüpfte seine Gewalt an das volkstümlichste Amt, das Tribunat, und da er als Monarch, wie dem Genius ziemt, sich über die Einseitigkeit der Partei erhob, führte er doch alle probehaltigen Sätze des demokratischen Programms ins Leben. Soweit Freiheit möglich war, erkannte er sie an; bezeichnend ist sein Verfahren gegen die Gemeinden, denen er die Wahl ihrer Beamten beließ. Die soziale Revolution ward von ihm maßvoll beendet: die Ackerverteilung, die Annullierung der Zinsforderungen, die überseeische Kolonisation, das neue die Freiheit des Schuldners sichernde Schuldgesetz — das alles sind Taten einer im vornehmen Sinne demokratischen Gesetzgebung. Auch in dieser Hinsicht erscheint Napoleon kleiner. Er hat die Ergebnisse der bereits vollzogenen sozialen Umwälzung gutgeheißen und geordnet — bis auf eines, das wichtigste: den friedlichen Mittelklassen versagte er die politische Stellung, welche ihnen in einer nach dem Grundsatze der freien Konkurrenz arbeitenden Gesellschaft unvermeidlich zufallen muß.

Die Welt kennt die Flecken, die an Cäsars Namen haften. Er ist durch den Schlamm eines ruchlosen Parteitreibens hindurchgewatet und hat lange das schlechte Handwerk des Verschwörers getrieben. Von dem Jammer und dem Frevel, die an jeden Rechtsbruch sich heften, blieb ihm nichts erspart. Er mußte mit verworfenen Glücksrittern Kameradschaft halten, bei Thapsus und Munda die Blutleckerei seiner Söldner dulden. Er durfte die Frevel der Genossen nicht strafen und die platten Lügen des Usurpators nicht verschmähen, daß der Staatsstreich gesetzlich und alle Parteien versöhnt seien. Er hat den Fluch des Dichters und aller idealistischen Geister auf sein Haupt geladen — den Zornruf des Katull: timete Galliae, hunc time Britannia — und das Reich, das der Demokratenführer gründete, war doch nur ein Despotismus, nur das Ruhelager eines siechen Volkes. Eine schreckliche Vergeltung waltete über dem Leben des Mannes, der von dem Volke vergöttert ward, solange er ein Verschwörer war, und wenig Liebe fand, da er die beherrschte Welt mit Wohltaten überschüttete. Aber wie Shakespeare seinem Cäsar eine Fülle kleiner Schwächen lieh, auf daß die Größe des Helden leuchtender hervortrete, so wird auch dem Historiker, je eifriger er die dunklen Züge von Cäsars Leben sammelt, das Bild des ersten Staatsmannes des Altertums nur um so überwältigender sich gestalten. Niemals wieder ist in fünf kurzen Jahren so Großes für einen Staat geschaffen worden, und welche Pläne — wie den Gedanken der Kodifikation des Rechts — ließ Cäsar unvollendet zurück!

Nicht bloß durch die Fruchtbarkeit, auch durch die Sittlichkeit seiner Staatskunst übertrifft Cäsar den modernen Helden. Dieser hütet und mehrt die gemeine Angst des Philisters wie ein werbendes Kapital und stürzt das Volk von Paris in den Taumel der Genüsse, damit es der Freiheit vergesse. Jener verschmäht, die verächtlichste der Leidenschaften

auszubeuten, schlägt die Anarchisten in der Stille nieder und stemmt sich mit seinen strengen Ehegesetzen kraftvoll wider das hereinbrechende sittliche Verderben — soweit Gesetze den Verfall der Sitten zu hindern vermögen. Nullis polluitur casta domus stupris! — singt Horaz dankend dem Augustus zu; in dieser starken Hyperbel liegt doch die Wahrheit, daß der sittliche Zustand unter den ersten Kaisern weniger scheußlich war als zur Zeit Katilinas. Den auffälligsten Gegensatz der Politik beider Herrscher erwähnen wir zuletzt: Cäsar war Staatsmann, Napoleon Soldat. Wir schilderten oben den überwiegend militärischen Charakter der napoleonischen Staatskunst und fügen jetzt noch einen ausnehmend lehrreichen Zug hinzu: Napoleons wegwerfendes Urteil über den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Hier verrät sich die Einseitigkeit des technischen Militärs; der Kaiser begreift nicht, daß gerade in Washingtons zäher Defensive, in dieser Kette armseliger Vorpostengefechte und mühsamer Kongreßverhandlungen das eigentliche Wesen des Krieges als der gewaltsamen Form der Politik sich zeigt und Washington eben deshalb zu den großen Feldherren zählt, weil er nicht bloß ein General war. Cäsar führte Krieg in demselben Sinne wie der Amerikaner, nur mit reicherem Genie. Erst als ein Vierziger vertauschte er die Toga mit dem Purpurmantel, niemals war dem ersten Feldherrn der Zeit der Krieg mehr als ein Mittel: sobald der politische Zweck erreicht war, ruhten die Waffen.

Wenn es mißlich ist, die Werke Cäsars und Napoleons miteinander zu messen, so fällt jede Vergleichung der beiden Menschen und ihres menschlichen Seins geradezu in das Lächerliche. Von Cäsar wird berichtet, daß er gern den Euripideischen Vers im Munde führte:

εἴπερ γὰρ ἀδικεῖν χρῆ, τυραννίδος πέρι
κάλλιστον ἀδικεῖν τἄλλα δ' εὐσεβεῖν χρεών —[1])

und er lebte diesem Spruche treu. Er hat die ungeheure Schuld auf sich genommen, die keiner scheuen darf, der einen Thron zu gründen und die Welt in ihre Fugen wieder einzurenken sich vermißt. Vor dem Bilde des Menschen Cäsar dagegen überkommt uns immer aufs neue das Erstaunen, wie nur in solcher Zeit so lautere Hoheit möglich war. Der geborne Herrscher, irrt und sündigt er, solange er unter den kleinen Menschen als ein Gleicher steht: auf dem Throne entfaltet er den ganzen Adel einer königlichen Natur — so recht im Gegensatze zu Napoleon, dem der Genuß der Macht das Hirn betört und alles Häßliche der Seele an den Tag bringt. Vor allem entzückt uns, wie voll und sicher Cäsar in seinem Volke wurzelt. Den Widerstand der Germanen gegen sein Heer erklärt er mit der kühlen Bemerkung, „daß alle Menschen von Natur nach Freiheit

1 Muß Unrecht sein, so sei es um den Herrscherthron.
In allem andren übet Zucht und fromme Scheu.

streben und den Zustand der Knechtschaft hassen"; die heidnische Unbefangenheit dieser Worte zeigt, wie sehr, der also schrieb, ein Römer war. Der Sohn eines solchen Volkes erscheint uns Neueren oft unmenschlich. Nur aus dem Munde Napoleons I. wollen wir den Tadel über das Strafgericht von Uxellodunum und die Niedermetzelung der Usipeter nicht hören: denn, hart gegen die Barbaren nach Römerweise, betätigte Cäsar seinen Landsleuten eine hochsinnige Güte, wie sie Napoleon den Franzosen nicht gezeigt hat.

Er wollte der Milde heißen — nicht der Glückliche wie Sulla, nicht der Große wie Pompejus — und nur der harmonischen Ganzheit seines Wesens, die keinen einzelnen Zug auffällig hervortreten läßt, ist es zuzuschreiben, daß die Geschichte ihm diesen Namen versagt hat. Er mußte in langen Kriegen die Gewalt erwerben, die dem Franzosenkaiser durch einen raschen Gewaltstreich in den Schoß fiel, aber menschlicher als dieser, übte er Gnade an den Feinden und ungetreuen Freunden bis zur Unklugheit, beglückte die Genossen, freigebig bis zur Verschwendung. Leutselig, gerecht, großherzig zeigt diese vornehme Natur nichts von napoleonischer Rachsucht, nichts von dem vulgären Übermute, dem polternden Jähzorn des Korsen. Cäsar war edel, soweit ein Herrscher es sein darf. Der Tod des Pompejus entlockte ihm Tränen, das Andenken seines grausamen Feindes Sulla hielt er hoch in Ehren. Und wenn er auch dem Fluche der Usurpation, der Unwahrheit, verfallen mußte, so lehrt uns doch sein Bellum gallicum, wie fremd die Lüge dem Charakter des Mannes war. Dies Buch, eine Rechtfertigungsschrift, auf eine bestimmte politische Wirkung berechnet, ist im wesentlichen eine lautere Geschichtsquelle, unvergleichlich wahrhaftiger als die Bulletins oder selbst jene Aufzeichnungen Napoleons, die einen politischen Zweck nicht unmittelbar im Auge hatten. In allen Genüssen einer Zeit, die des Genießens kein Ende fand, hat Cäsars Kraft geschwelgt; aber sein Herz blieb reich genug, um der Mutter, der Tochter, der Gattin eine schlichte Innigkeit der Empfindung zu widmen, die wir in Napoleons Seele vergebens suchen. Er war Fatalist wie alle Helden, doch sein unentwegtes Vertrauen auf eine göttliche Leitung hat sehr wenig gemein mit dem vermessenen Trotz Napoleons, der prahlerisch pochte auf „seinen Stern". Und wie reich und vielgestaltig sind Cäsars geistige Interessen! Als ein rechter Römer von der ästhetischen Welt nur oberflächlich berührt, der Grammatik und den exakten Wissenschaften mit Vorliebe zugewendet, hat er dennoch alle Zweige menschlicher Bildung freudig gefördert. Er schätzte die freie Schrift, er zuerst ließ die Verhandlungen des Senats veröffentlichen, er führte zuzeiten selber die Feder in den Händeln des Tages, und der Verfasser der Kommentarien durfte sein Haupt schmücken mit dem Kranze des klassischen Schriftstellers, der dem prosaischen Korsen unerreichbar war.

So bleibt von der gerühmten Ähnlichkeit Cäsars und Napoleons nur übrig, daß beide große Männer und Helden waren, beide Usurpatoren und Feinde der Aristokratie — und wie die banalen Sätze sonst lauten, die wir den Knaben überlassen sollten. Mit kurzen Worten: um so viel das neue Europa die versinkende Welt des Altertums an Jugendkraft, Sittlichkeit, Reichtum der Bildung übertrifft, um so viel größer steht Cäsar neben Napoleon. Den Schatten Cäsars zu beschwören, ist ein gewagtes Spiel, gefährlich für den Ruhm des ersten Bonaparte, gefährlicher für seine Epigonen. —

II. Alte und neue besitzende Klassen

Kiel 1867

In einem freundlichen Weinberge meiner Heimat steht ein Lusthaus, wo einst Schiller an dem Don Carlos geschrieben haben soll. Hunderte von andächtigen Fremden betrachten alljährlich das dreieckige Loch in der Diele, das dem Dichter als Papierkorb diente. Eines Tages ward unter erhebenden Weihereden eine Schiller-Eiche und eine Schiller-Linde vor die Tür gepflanzt, ein Schiller-Album aufgelegt, eine Schiller-Tafel in die Mauer eingelassen. Nur einige Eingeweihte wohnten mit gemischten Empfindungen der schönen Feier bei. Sie wußten, daß dies Haus erst zwei Jahrzehnte nach des Dichters Tode erbaut ward, doch sie schwiegen, und auch diese Zeilen hegen keineswegs die Absicht, den frommen Wahn der Gläubigen zu stören. Wohl die meisten unserer Leser werden an ähnlichen Erlebnissen erprobt haben, wie mächtig das berufene mythenbildende Prinzip mitten im lichten neunzehnten Jahrhundert selbst unter den Gebildeten wirkt. Diese alte lustige Erinnerung kommt uns unwillkürlich in den Sinn, da wir versuchen, einen der folgenreichsten Fälle moderner Mythenbildung zu schildern.

Frankreichs jüngste Geschichte spielt zum guten Teile in den Reihen des vierten Standes. Nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs lebt der Bonapartismus fort in dem Gemüte und vornehmlich in der Phantasie der Massen des französischen Volks. Wenn wir schon von den Herzensgeheimnissen der niederen Stände unserer eigenen Nation mehr erraten als begreifen, so stehen wir vollends unschlüssig vor dem Rätsel, wie einer fremden Nation allmählich ein gehaßter Würger liebenswert, ein harter Zwingherr als ein Gott erschien. Die elementaren Kräfte des Volksinstinktes sind hier tätig; wir müssen uns mit wenigen Andeutungen begnügen und im übrigen verweisen auf die uralte Erfahrung, daß es allein den Priestern und den Feldherren gelingt, volkstümliche Helden im vollen Sinne zu werden. Nur dem Helden des Glaubens und dem Helden des Schwertes, nicht dem Staatsmanne, nicht dem Dichter und Denker ist jene höchste Volksgunst beschieden, welche die Millionen begeistert und der Sage die Lippen löst. Die Beschränktheit, die Unsicherheit alles historischen

Wissens tritt uns bei solchen Stoffen sehr niederschlagend vor die Seele. Nicht bloß das Urteil über Recht und Unrecht vergangener Kämpfe ist, wie sich von selbst versteht, in einer ewigen Umbildung begriffen; auch die Frage, was merkwürdig, was beachtenswert sei unter dem Geschehenen, wird von den Nachlebenden anders beantwortet als von den Zeitgenossen. Wie eine öffentliche Bibliothek, wenn sie ihrem Zwecke ganz entsprechen will, nahezu alles enthalten muß, was gedruckt wird, weil kein Lebender ahnen kann, ob nicht die müßigen Träumereien eines verspotteten Toren der Nachwelt in einem noch unbekannten Ideenzusammenhange als lehrreich erscheinen werden, so sollte die Geschichte auch alles überliefern, was im Volksleben geschieht. Aber wir kennen leider in der Regel nur, was die schreibenden Zeitgenossen für denkwürdig hielten, und willig würden wir heute die Kenntnis so mancher weiland vielbesprochenen Kammerdebatte dahingeben, wenn wir sicherer wüßten, was die Mütterchen am Spinnrocken ihren Enkeln von dem großen Kaiser erzählt, was die Bauern der Provinzen über die Bourgeoisminister Ludwig Philipps geklagt haben.

Wir haben zu schildern, wie durch die stille unbewußte Arbeit der nationalen Phantasie die napoleonische Legende sich ausbildete und gleichzeitig die bewußte Tätigkeit der Napoleoniden die Wiederherstellung des Kaiserreichs vorbereitete. Wir müssen ferner betrachten, wie die Verwaltungsordnung Napoleons sich als der lebenskräftigste Teil des französischen Staatswesens bewährte, und endlich fragen, warum die Nation unter dem konstitutionellen Systeme keine Beruhigung fand. Die parlamentarischen Versuche der Franzosen verdienen keineswegs jene Gleichgültigkeit, welche man ihnen heute in Deutschland gemeinhin erweist. Vielmehr erscheinen hier manche jener politischen Kräfte, welche auch bei uns Deutschen dem parlamentarischen Staate entgegenwirken, in einer Klarheit und Bestimmtheit, in einer typischen Anschaulichkeit, wie nirgendwo sonst. Eine bureaukratische Amtsordnung, härter und despotischer als die deutsche, steht unvermittelt den revolutionären Gedanken gegenüber, die sich hier gleichfalls energischer als bei uns entfalten. Besitzende und Besitzlose, Bauern und städtische Arbeiter kämpfen hier offen für ihr Klasseninteresse zu einer Zeit, da diese gewaltigen sozialen Gegensätze in Deutschland noch schier bewußtlos nebeneinander hinlebten. Während bei uns der Kampf um die Einheit der Nation alle Parteigegensätze überherrschte, die Angst vor dem nationalen Gedanken die ultramontanen und feudalen Parteien zum Bündnis mit den kleinen Kronen trieb, war in Frankreich die Frage der nationalen Einheit längst glücklich gelöst; in einfacheren und größeren Verhältnissen dürfen jene Parteien ihre innerste Natur entschleiern, sie treten auf als Feinde der Monarchie.

Wenn auch das Ergebnis dieser Betrachtungen nicht anders als sehr niederschlagend sein kann, so verwerfen wir doch den Hochmut so vieler englischer und leider auch deutscher Politiker, welche um dieser erfolglosen

parlamentarischen Kämpfe willen dem französischen Volke kurzweg die Befähigung zur politischen Freiheit absprechen. Ist es dem Christentum gelungen, über so viele unchristliche Naturanlagen der Völker Europas zu triumphieren, so sollen wir auch nicht lassen von der Hoffnung, daß ein wahrhaftiger bescheidener Fortschritt der Gesittung die geordnete Teilnahme der Regierten an der Leitung des Staates überall im Weltteile verwirklichen muß, wenn auch die Formen dieser Freiheit zum Heile der Welt ein sehr verschiedenes nationales Gepräge tragen werden. War jenes verschüchterte, des öffentlichen Lebens ganz entwöhnte deutsche Kleinbürgertum, dem Stein die Städteordnung schenkte, so gar viel besser vorgebildet für die Selbstverwaltung als die heutigen Franzosen? Und doch wuchs in diesen Kreisen das lebensvolle gesunde Gemeindewesen empor, welches wir als den bestgesicherten Teil deutscher Volksfreiheit preisen. Wie heftig und mit wie gutem Rechte haben wir deutschen Patrioten gezürnt, wenn uns vor drei Jahren noch die Fremden, hinweisend auf eine halbtausendjährige Zersplitterung, die Ewigkeit der deutschen Kleinstaaterei weissagten!

Nein, die Frage der Freiheit ist nicht eine Frage der Rasse. Doch allerdings glauben wir, daß keinem der großen Kulturvölker der Weg zur vernünftigen Freiheit durch die Nachwirkung alter Schuld so sehr erschwert wird wie den Franzosen. Die Geschichte ist nichts für Sanguiniker: wie sie den Segen großer Taten gnädig noch auf ferne Geschlechter ergießt, so sucht sie auch die Sünden der Väter an den Söhnen heim, langsam vergessend, mit einer unversöhnlichen Härte, wovon die flache Gutmütigkeit sich nichts träumen läßt. Wer nicht gesehen hat, wie bei Königgrätz der große Friedrich mitten unter seinen Preußen stand, wer nicht begreift, daß die alte Todsünde des Rheinbundes sich sechzig Jahre lang an dem Volke unseres Südens bestraft hat, der hat kein Auge für den tiefsinnigen Zusammenhang der geschichtlichen Dinge. Frankreich vornehmlich weiß von der Unsterblichkeit der historischen Schuld zu erzählen. Mirabeau ist darum eine so tragisch erschütternde Erscheinung, weil sich in seinem Leben das Schicksal seines Volkes widerspiegelt: wie sich der Schatten seiner wüsten Jugend zwischen Mirabeau und die Krone drängte und ihn hinderte, zur rechten Zeit die rechte Stelle zu gewinnen, so hat auch die Nation deshalb ihre erste Revolution nur halb vollendet, weil sie auf ihren Schultern die Last einer schuldvollen Vergangenheit trug, weil ihr unter dem Drucke des alten Regiments die schlichten Tugenden des Bürgers verloren waren. Ähnlich heute. Kein denkender Statistiker bezweifelt, daß die höchst unerfreulichen körperlichen Verhältnisse der französischen Bevölkerung, ihre geringe Fruchtbarkeit, die Überzahl der Schwachen und Krüppel, wenn auch nicht den einzigen, so doch einen wesentlichen Grund haben in den Kriegen des ersten Kaiserreichs, welche die gesunde männliche Jugend auf die Schlachtbank führten. Mit leichter Mühe wird der Historiker auch in dem politischen Leben die dauernden Nachwirkungen jener stürmischen Jahre

auffinden: die anarchischen Gelüste der Revolutionszeit, die despotischen Gewohnheiten des Kaiserreichs und vor allem den noch immer unversöhnlichen Haß der alten Parteien.

Noch ist nicht unmöglich, daß unsere Nachbarn dereinst die Kraft wiedergewinnen, diese schlimme Erbschaft aller Zeiten über Bord zu werfen. Die Nation hat mit unbegreiflicher Lebenskraft krampfhafte Erschütterungen überstanden, welche die meisten anderen Völker vernichtet hätten; ihre wirtschaftlichen Verhältnisse liegen heute unvergleichlich günstiger, ihre sittlichen Zustände schwerlich schlechter als unter dem alten Regime (denn in so feinen Fragen soll man billig ein Volk nur mit sich selber vergleichen). Die alte Arbeitslust ist noch ungebrochen. Selbst jene nationale Untugend, welche den Gegnern als Beweis der Unverbesserlichkeit der Franzosen dienen muß, die rastlose Neuerungssucht, erscheint dem scharfen Blicke in einem anderen Lichte, sobald wir erkennen, daß dies unstete Volk seine wichtigsten politischen Gewohnheiten mit einer fast gedankenlosen Unbeweglichkeit festhält, daß der französische Staat sich in fünfzig Jahren weniger verändert hat als das Gemeinwesen irgendeines anderen Kulturvolkes. Noch besteht kein Grund, an der politischen Kraft der Franzosen gänzlich zu verzweifeln, doch nur der Leichtsinn kann das Einlenken des Staates in die Bahnen verfassungsmäßiger Freiheit schon in einer nahen Zukunft erwarten. —

Noch immer verfällt jedes bestimmte Urteil über Frankreichs alte Regierungssysteme dem Zorne der Parteien. Auf die Gefahr hin, legitimistisch gescholten zu werden, wagen wir die Behauptung, daß Frankreich niemals in unserem Jahrhundert glücklichere Tage gesehen hat als unter der Restauration. Nachdem die blutige Wildheit der weißen Schreckenszeit verraucht war und die Krone erkannt hatte, daß der Schlachtruf der Emigranten „Vive le roi quand même" von den gefährlichsten Feinden der Monarchie ausging, trat die Nation zum ersten Male in den vollen Genuß jener Segnungen der Revolution, die ihr die Roheit der Schreckensherrschaft, die Ausnahmegesetze des Direktoriums und des Kaiserreichs bisher verkümmert hatten. Das Königtum bemüht sich, über den Parteien zu stehen, auch den Gegnern die Freiheit des ehrlichen Kampfes zu gewähren. Als endlich die Heere der Verbündeten das Land verlassen, da bietet sich ein Schauspiel, wie wenn der Floßrechen über dem angestauten Gebirgsbache geöffnet wird: dies Geschlecht, das in der großen Drillanstalt des Kaiserreichs grundsätzlich belehrt worden, Kunst und Wissenschaft zu mißachten und um den Staat nicht zu sorgen, entfaltet plötzlich eine verschwenderische Lebenskraft auf allen Gebieten des Schaffens und des Denkens. In den verwaisten Salons regt sich wieder das holde Spiel der schönen Geselligkeit, eine Welt des Witzes und der Anmut, die unsere von Politik und Genußsucht zermarterte Gegenwart nicht mehr kennt; edle, geistvolle Frauen wie die Herzogin von Duras empfangen wieder die Huldigungen feinge-

sitteter Männer. Die kecken Neuerer der Romantik, V. Hugo und seine Gesellen, beginnen ihren lärmenden Kampf, sie befreien Frankreich endlich von dem Banne der akademischen Regeln. Die Dichtung, die hier so lange nur als Rhetorik, als die „schönste Gattung der Prosa" gegolten, versucht jetzt auch Charaktere zu gestalten, die Rätsel der Menschenbrust zu ergründen. Selbst die katholische Phantasterei der jungen Schule steht diesem romanischen Volke natürlich zu Gesicht. Mit Sainte-Beuve beginnt eine neue freiere Richtung der ästhetischen Kritik, und schon wagen Quinet und Cousin ihren Landsleuten die Gedanken Herders und Hegels zu erklären. Gleichzeitig erheben sich die besten Namen, die Frankreichs bildende Kunst seit Poussin gekannt hat. Auf dem Gebiete der politisch-historischen Wissenschaft wächst ein fruchtbares neues Geschlecht heran, zugleich fleißig und geistreich, gelehrt und den Kämpfen der Gegenwart zugewendet. Mit welchem Jubel begrüßte die Jugend in der Sorbonne die anregenden Vorlesungen Villemains und Cousins; mit welcher Freude sprach selbst der alte Goethe, den politische Sympathien nicht berührten, zu seinem Eckermann von dem Globe und dem ersten Auftreten Mignets und Guizots. Allen diesen jungen Talenten winkt jener beneidenswert rasche, durchschlagende Erfolg, den unser zersplittertes Leben dem Deutschen versagt. Es war ein durchaus freiwilliges Erwachen der Geister: der Hof der Bourbonen weiß nur durch Geldspenden die Kunst zu fördern, ihrem Wesen steht er ebenso roh gegenüber wie einst Napoleon. Handel und Wandel empfinden wieder die unermeßliche heilende Kraft des Friedens; noch bleiben die tiefdunklen Schattenseiten des neuen industriellen Lebens den meisten verborgen, die Sozialisten werben nur eine kleine Gemeinde von Gläubigen.

Unter ihren Staatsmännern hat die Restauration Namen aufzuweisen wie Villele und Louis, de Serre und Martignac, die Frankreich jederzeit, sobald der Parteihaß schweigt, mit Ehren nennen wird. Sie tragen rasch die harte Kriegsschuld ab und ordnen musterhaft die Finanzen, sie reorganisieren das geschlagene Heer und schaffen von neuem die verlorene Flotte. Die Unverletzbarkeit des Hauses und des Eigentums, die persönliche Freiheit war besser gesichert als unter irgendeinem früheren Regimente. Eine edlere, dauerhaftere Eroberung als der Siegesrausch des Kaiserreichs schien jetzt den Franzosen zu gelingen, da ihre Charte weithin auf dem Festlande wie der Katechismus des Vernunftrechts angesehen ward, da die Liberalen aller Länder aus der Minerva lernten und jeder Leitartikel eines großen Pariser Blattes als ein Ereignis galt. Auf den allmächtigen Despotismus Napoleons war plötzlich ein Königtum gefolgt, dessen Kammern größere Rechte besaßen als das Parlament von England. Sie bewilligten alljährlich sämtliche Ausgaben und Einnahmen des Staats; kein Ministerium durfte wagen, sich gegen den Willen der Kammern am Ruder zu behaupten. Die Welt hallte wider von den großen Worten der französischen Rednerbühne; und nicht persönlichen Händeln, wie unter dem Julikönig-

tume, galt dieser Glanz der Beredsamkeit. Es waren ernsthafte Kämpfe, durchgefochten unter leidenschaftlicher Teilnahme der Nation; von den Wählern erschienen unter der Restauration nie weniger als 84, mehrmals volle 91 Prozent an der Urne.

Über dieser gesamten politischen Bewegung liegt etwas von der naiven Freude der Jugend; das freie Wort, so lange verstummt, wirkt wieder mit dem Zauber der Neuheit. Die Heftigkeit der Parteikämpfe erscheint als ein Zeichen der Kraft und Gesundheit neben der unnatürlichen Stille des napoleonischen Polizeiregiments. Die Welt glaubte wieder hoffnungsvoll an politische Ideale. Starke Parteien aus allen Ständen befreundeten sich ehrlich dem parlamentarischen Wesen, und die es nicht taten, die unbekehrten Republikaner, die Anhänger Napoleons, die fanatischen Legitimisten, sahen sich mindestens gezwungen, ihre Unterwerfung unter die Charte zu heucheln. Zweimal, unter der Herrschaft des Zentrums um das Jahr 1819 und wieder beim Beginne des Ministeriums Martignac, gewann es den Anschein, als sei die Streitart der bürgerlichen Kämpfe begraben, das Erbe der Revolution von den Bourbonen ohne Vorbehalt angetreten, die alte Blutschuld der Dynastie von dem Volke vergessen. Noch gab es alte glänzende Geschlechter von großem Vermögen unter dem Adel. Seine Söhne hatten einst auf unzähligen Schlachtfeldern für Frankreich gefochten; jetzt traten auch einige verdiente Würdenträger Napoleons zu dem hohen Adel der Bourbonen hinzu. Mehrmals wurde die Kammer der Pairs von dem Jubel der Massen begrüßt und galt als der Schirmer der Rechte des Volks. Es schien nicht unmöglich, daß der Friedensschluß zwischen den alten und den neuen besitzenden Klassen, die sittliche Grundlage der Restauration, dauern werde.

Trotz dieser Lichtseiten fiel die Restauration nicht bloß zufällig durch die Torheiten Karls X., wie Guizot behauptet, sie war von Haus aus unhaltbar, sie ist der Masse der Nation nie etwas anderes gewesen als eine verhüllte Fremdherrschaft. In unserem buchgelehrten Jahrhundert wird die praktische Staatskunst nicht allein durch Leidenschaften und mißverstandene Interessen, sondern auch durch wissenschaftliche Irrtümer verleitet. So haben sich jahrelang die deutschen Patrioten in die Irre führen lassen durch die auf beiden Füßen hinkende gelehrte Vergleichung der Staatenbünde Deutschlands, Amerikas und der Schweiz; so übte damals die wissenschaftliche Erinnerung an das England Karls II. eine betörende Wirkung, die uns fast Zweifel erregen kann an dem Segen historischen Wissens. Cromwells Staatsbau, der immer nur ein Notdach getragen, stürzte zusammen unter dem Hohnrufe der Nation, ein englischer General rief den legitimen König zurück; bald zerstob die Partei der Republikaner in alle Winde, und erst die gehäuften Sünden der beiden letzten Stuarts trieben das treue Volk wider Willen in eine zweite Erhebung. Wie anders Frankreich. Es ist einfach unwahr, wenn die erbitterten Gegner des Bona-

partismus heute versichern, Napoleon sei ebensosehr durch Frankreich wie durch Europa gestürzt worden. Nahm er im Winter 1813 die unbillig milden Friedensvorschläge der Alliierten an, so konnte er noch auf eine lange gesicherte Regierung zählen, und selbst nachdem sein Kaiserhochmut die fremden Heere auf Frankreichs Boden geführt, war der Haß des Volkes gegen den Würger bei weitem nicht stark genug, um von innen heraus das eiserne Gefüge des Militärstaates zu zerstören. Es waren die Fremden, die Napoleon stürzten, und die Fremden führten die alte Dynastie zurück. Mochten einzelne entlegene Provinzen im Süden und Westen das Lilienbanner mit Freude begrüßen, für die ungeheure Mehrheit der Nation bleibt unbedingt wahr die vielverketzerte Versicherung Manuels, daß Frankreich die Bourbonen mit Widerwillen empfangen habe. Unsere Nachbarn rühmen sich mit Recht eines Vorzuges vor allen anderen Großmächten: Frankreich besitzt kein Irland, kein Polen, alle seine Provinzen sind mit ganzer Seele französisch. Jetzt aber tat sich in diesem einheitlichen Volkstum eine Spaltung auf, schwerer zu bemeistern als der Sondergeist einer Provinz; das Reich zerfiel gleichsam in zwei Nationen, die Sieger und die Besiegten von Waterloo.

Seit den Tagen der beiden Kardinäle hatte sich Frankreich gewöhnt, die leitende Macht des Festlandes zu sein. Unter Ludwig XV., da dies Übergewicht sich bereits merklich geschwächt hatte, war man seiner eigenen Größe noch so sicher, daß die bei Roßbach geschlagenen bourbonischen Offiziere daheim unbefangen das Lob des aufgeklärten Preußenkönigs verkündeten. Wer hätte auch nur geahnt, daß diese Fremden Frankreich je beherrschen könnten? Nachher war in den Koalitionskriegen eine leidenschaftliche Erbitterung gegen das Ausland aufgeflammt, und jetzt folgte auf die glänzende Epoche französischer Weltherrschaft ein von den Fremden eingesetztes Regiment. Noch hatte die Nation nicht verschmerzt, daß der große Krieg um die Herrschaft jenseits der Meere mit dem Siege der germanischen Rasse geendet; jetzt schien auch die festländische Stellung des Reichs gefährdet, der Staat herabgesunken zu einer Macht zweiten Ranges. Der zweite Pariser Friede schlägt eine Lücke in Vaubans gefeierte eiserne Grenze; die Armseligkeit der Diplomaten der Heiligen Allianz verhängt, statt Deutschland zu stärken, über Frankreich den unvergessenen Schimpf der fremden Besatzungen. Und, um das Maß der Schande zu füllen, bei allen Niederlagen hatte das kleine mißachtete Preußen das Größte geleistet! Selbst Chateaubriand wagte nicht die Preußen zu verteidigen, und noch jetzt reden die landläufigen Geschichtsbücher der Franzosen von unseren Siegen wie von einem Unrecht, einer unverzeihlichen Unverschämtheit, während sie die Siege der Briten, der Russen, der Österreicher nur als Unglücksfälle beklagen. Unter so schweren Erfahrungen bildet sich eine neue Sinnesrichtung in der Seele der Nation. Dies weiland gastfreieste Volk Europas, das die Fremden höflich aufnahm, ohne sie je als Fremde zu

behandeln, zeigt von jetzt an häufig Anfälle eines rauhen und wilden Fremdenhasses; ein feindseliger Ton gegen das Ausland durchklingt die gesamte Presse jener Epoche. Noch im Jahre 1822 wollte Paris eine englische Schauspielergesellschaft nicht spielen lassen, hundertmal jubelte man den Versen zu: „Jamais en France l'Anglais ne régnera", und noch heute fällt es leicht, durch die Worte étranger und Prussien den französischen Bauer in Harnisch zu jagen. Und wer waren die Glücklichen, welche das gehaßte Ausland an das Ruder des Staates führte? Die Emigranten, jenes ruchlose adlige Gesindel, das für sein Standesrecht das Schwert gegen das Vaterland gezogen. Ein grenzenloser Haß lebte in dem Volke gegen diese Verräter, jede Gemeinschaft mit ihnen entehrte; es ist Guizot nie vergessen worden, daß er während der hundert Tage nach Gent zu den Emigranten reiste. Auch für diesen Instinkt der Massen hatte Napoleon ein feines Gefühl bewiesen; schon bei seinem ersten italienischen Kriege schreibt er dem piemontesischen Feldherrn, die Anwesenheit dieser Vatermörder beflecke die Ehre des feindlichen Lagers, und später erinnert er immer wieder daran, daß nie ein Napoleonide die Waffen gegen Frankreich geführt, daß selbst der General Beauharnais die Guillotine der Emigration vorgezogen habe. Keine Macht der Welt vermochte diese finsteren Erinnerungen zu verwischen. Jener parlamentarische Sturm, der mit der Ausstoßung Manuels endete, ward erregt, weil Manuel an die Invasion erinnerte. Er hatte damit den blutigen Schatten beschworen, der sich zwischen die Nation und die Regierung stellte.

Bekanntlich hat Ludwig XVIII. sich keineswegs als jener Sklave der Fremden erwiesen, wofür die erbitterte Opposition ihn ausgab. Obwohl er noch bei der Abreise aus England zu dem Prinzregenten die unwürdigen Worte sagen konnte: „Ich verdanke meinen Thron nächst Gott diesem glorreichen Lande", so fehlte ihm doch nicht gänzlich der Sinn für die Ehre seines Staats. Nicht am wenigstens seinen Bitten verdankte das Land die milden Satzungen des ersten Pariser Friedens. Dann versucht er, natürlich zum Schaden Deutschlands, den Staat aus seiner Vereinsamung zu reißen, und auf dem Wiener Kongresse gelingt ihm jenes Bündnis gegen Preußen und Rußland, das für die Gewandtheit der bourbonischen Politik ebenso ehrenvoll wie für Österreich und England unrühmlich war. Nach der zweiten Herstellung der Bourbonen, da das Ansehen der Dynastie nach außen bereits tief gesunken war, bemüht er sich doch mit Erfolg, Frankreich von den fremden Garnisonen zu befreien. Indes blieb die diplomatische Lage des Staates eine sehr gedrückte: man hatte die geschlossene Koalition der Ostmächte gegen sich und nur zu wählen zwischen der Isolierung und dem Kriege gegen die Übermacht. Noch auf dem Aachener Kongresse beschlossen die Ostmächte sofort mit den Waffen einzuschreiten, sobald sich in Frankreich die Auftritte des Jahres 1789 erneuerten. Blieb auch dies Protokoll geheim, so pflegt doch in Fragen der nationalen Ehre der Instinkt der

Massen selten zu irren. Das Volk empfand, daß dies stolze Frankreich unter der polizeilichen Aufsicht der Heiligen Allianz stehe, und nur zu bald sollte jene Weissagung sich erfüllen, die Wilhelm v. Humboldt beim zweiten Pariser Friedensschluß aussprach: Frankreich werde nie zur Ruhe gelangen, solange Europa es zu bevormunden wage.

Nur eine kühne begabte Regierung, die sich eins wußte mit der Nation, konnte den Staat aus dieser demütigenden Lage retten. Die Bourbonen aber wollten und konnten sich nie ein Herz fassen zu ihrem Volke, ja unter Karl X. tritt das Mißtrauen gegen die Heimat der Revolution ganz schamlos hervor: „Ich fühle mich gänzlich als ein Schweizer", sagt der verblendete Fürst zu seiner Schweizergarde. Der große Haufe der Emigranten treibt nach wie vor die alten niederträchtigen Ränke, er fährt fort, um die Hilfe des Auslandes zu flehen und sein Vaterland bei den Fremden zu verklagen. Bergasse, derselbe Tor, der einst den Ratschlägen Mirabeaus am Hofe entgegengewirkt hatte, überreicht im September 1820 dem Zaren eine Denkschrift: Frankreich sei der Herd aller europäischen Verschwörungen, das Haus der Kapetinger als die älteste Dynastie das Hauptziel der Parteiwut; ein Kongreß tue not, der feierlich die Lehren des Atheismus und des Umsturzes verbanne usf. Auf dem Kongresse von Verona erscheint Graf Jouffroy als Vertreter eines sogenannten royalistischen Komitees und spricht den Wunsch aus, daß die Ostmächte das Pariser Kabinett von seiner liberalen Schwachheit heilen; Villele müsse fortan als ein Minister der Heiligen Allianz handeln, nicht bloß als Minister von Frankreich[1]. Wenn dies vaterlandslose Treiben in dem Pavillon Marsan gehegt ward, wen darf es dann verwundern, daß während des spanischen Krieges im Volk das unsinnige Märchen erzählt ward: der König will die Armee entfernen, damit unterdessen die Alliierten einfallen und die Vollgewalt der Krone herstellen!

In solcher Lage vermochten selbst die begabteren Staatsmänner der Restauration nicht, große positive Ziele in der auswärtigen Politik zu verfolgen; man lebte am Tage den Tag. Während der ersten Jahre des Heiligen Bundes handeln nur Rußland und Österreich als große Mächte, nachher tritt Canning, nicht das Haus Bourbon, der Übermacht des Ostens selbständig gegenüber. Die Bourbonen blieben der gewalttätigen Tendenzpolitik der Heiligen Allianz gemeinhin fern. Aber das glücklich hergestellte gute Einvernehmen mit England wurde doch nicht zu einer wirksamen Allianz der Westmächte; denn zwischen England und Frankreich stand die orientalische Frage, und eine Politik des Liberalismus im großen Stile war der legitimsten aller Dynastien unmöglich. Das Kabinett fühlte wohl, daß Frankreich die chronische Intervention Österreichs in

[1] Die oben genannten beiden Denkschriften, bekanntlich nicht die einzigen ihrer Art, wurden von dem badischen Gesandten zu Berlin dem Karlsruher Hofe abschriftlich mitgeteilt.

Italien nicht dulden dürfe; schließlich überwog doch die Furcht vor der Revolution, man begnügte sich, das bedrohte Erbrecht Karl Alberts von Carignan in Schutz zu nehmen. Dann schien der spanische Krieg eine Erneuerung der glänzenden Tage altbourbonischer Familienpolitik zu bringen; Chateaubriand rühmte sich, die Herrschaft Frankreichs bis zu den Säulen des Herkules ausgedehnt und in wenigen Wochen vollendet zu haben, was Napoleon in vielen Jahren nicht erreichte. Am letzten Ende erwies sich das lärmende Unternehmen als erfolglos für Frankreichs Macht; die spanischen Bourbonen lohnten ihren französischen Vettern mit jener undankbaren Hoffart, welche der restaurierte Despotismus seinen maßvolleren Beschützern jederzeit erwiesen hat. Man hatte lediglich die herrschsüchtige Kriegslust der Nation aufgestachelt und einem jeden nahegelegt, die wohlfeilen Lorbeeren der Lilienfahne mit dem Ruhm der Trikolore zu vergleichen.

Uns Deutschen ist — mit einziger Ausnahme der zweiten Republik, welche in europäischen Fragen überhaupt keinen Willen hatte — keine französische Regierung dieses Jahrhunderts ein treuer, redlicher Nachbar gewesen, und dies Verhältnis wird vermutlich fortwähren, solange unser rheinischer Bauer den Franzosen Charlemagne nächtens den Rhein entlangschreiten und die deutschen Reben segnen sieht, solange unser Volkslied von dem Zauberringe der Fastrade singt und sagt. So ließ denn auch die Restauration in der Stille ihre bösen kleinen Künste gegen Deutschland spielen. Man gab dem Könige Wilhelm von Württemberg gute Worte, wenn er nach Paris eilte, um über die Herrschsucht der deutschen Großmächte zu klagen; man arbeitete heimlich gegen unsere werdende Handelsmacht und begünstigte den mitteldeutschen Handelsverein, welchen Sachsen und Hannover dem preußischen Zollvereine entgegenstellten. Der Tuilerienhof versuchte, damals wie jederzeit, die süddeutschen Höfe zu bevormunden, erhob heftige Klagen, weil in München einige Straßen nach den Siegen von Brienne und Arcis benannt wurden; er unterstützte den König Ludwig von Bayern, als dieser, erschreckt durch die ersten kühnen Schritte der preußischen Handelspolitik, sich in Paris beschwerte, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, als der unstete Fürst bald nachher selber dem preußischen Zollbunde sich näherte[1]. Doch nimmermehr mochten solche kleine Ränke dem nationalen Wahne genügen. Das Verlangen nach den natürlichen Grenzen stand dem Volke fest als ein heiliges Recht, es offenbarte sich im Kleinsten wie im Größten, in den Moden des Tages — man trug damals den Haarputz chemin de Mayence — wie in den Klagen der Opposition. Selbst Chateaubriand spielte mit dem Plane einer russischen Allianz, die den Franzosen den Rhein, den Russen den Balkan erobern sollte. Als endlich

[1] Nach den Berichten des preuß. Gesandten v. Küster, München, 19. Mai 1826, 26. März 1828, 22. November 1829. (Hdschr.)

Polignac ernstlicher auf diese Träume eingeht und, mit Rußland insgeheim verhandelnd, den Gedanken eines Rheinfeldzugs aufnimmt, da ist die Nation für einen Augenblick gänzlich von den inneren Fragen in Anspruch genommen, der frivole Plan fällt zu Boden.

Am meisten erbitterte das Verhältnis des Hofes zu Rußland. Die herrschende Stellung, welche Pozzo di Borgo in den ersten Jahren der Restauration, dann wieder unter Karl X. behauptete, war Frankreichs unwürdig; selbst deutsche Diplomaten der konservativen Schule fanden, man wisse nicht, ob Pozzo der Minister Rußlands oder Frankreichs sei. Und dies in einem Augenblicke, da die orientalische Krisis durch periodische Entladungen den Frieden der Welt bedrohte! Man wollte die von alters her befreundete, durch Frankreich zuerst in das europäische Staatensystem eingeführte Türkei keineswegs preisgeben; man ahnte den Sinn der griechenfreundlichen Politik Rußlands, den Zar Alexander vor der Fürstin Lieven in dem einen Worte zusammenfaßte: il me faut une Grèce! Aber man mochte auch nicht der philhellenischen Schwärmerei der liberalen Welt widerstehen — denn die erregte öffentliche Meinung war wieder eine Macht geworden, wirksam auch in der auswärtigen Politik — und man wollte noch weniger in dem die orientalische Frage beherrschenden Antagonismus von Rußland und England Partei ergreifen für England, das am Bosporus den Ganges verteidigte. So lockte Rußland, das dort im Osten allein das Terrain kannte, den Pariser Hof aus einer falschen Stellung in die andere. Die Türken werden bei Navarin preisgegeben, die nationale Kriegslust wieder einmal aufgeregt durch den unblutigen Siegeszug auf Morea, und am Ende — ist die Türkei durch den Abfall der Griechen geschwächt, und Rußland dringt ungehindert über den Balkan. Überschauen wir diese fruchtlose europäische Politik der Bourbonen, so verstehen wir leicht, warum damals die Franzosen zürnend mit Casimir de la Vigne sangen: ces esclaves d'hier, aujourd'hui nos tyrans! — und Bérangers Refrain: en France soyons Français! als ein Unglimpf gegen die Bourbonen galt.

Schon diese Verhältnisse würden den Sturz der Bourbonen erklären. Einer Herrschaft, die für fremd gilt, zu gehorchen, wirkt entsittlichend, und es ist eine alte Erfahrung, die den Völkern des Westens zur Ehre gereicht, daß eine schwächliche Haltung des Staates nach außen bei ihnen immer einen Hebel der Revolution gebildet hat. Die Restauration nannte sich gern eine Monarchie der Tradition; Ludwigs XVIII. erstes Manifest versprach die unterbrochene Kette der Zeiten wieder anzuknüpfen. Eine Monarchie der Tradition in einem Volke, das gar keine historischen Überlieferungen mehr besaß, das die Kette der Zeiten mit vollem Bewußtsein zerbrochen hatte! Was über die Tage des Bastillesturms hinauslag, war den Massen eine finstere Zeit der Willkür und

des Junkerhochmuts, nichts mehr davon übrig als ein grenzenloser Haß. Wer fragte noch nach den Kreuzfahrertaten der La Tremouille und der Montmorency? Nach dem Erwachen des Volkes, in den Tagen der Vernunft und des Menschenrechts, in der Zeit der Siege hatten Männer des dritten und des vierten Standes an der Spitze der Nation gestanden: und eben diese Zeit, die dem Volke die ganze Geschichte Frankreichs war, wollte der König aus seinem Gedächtnis streichen! Es war ein Gegensatz zweier durch eine Welt getrennter Zeitalter. Das Land spottete und höhnte, als seine Könige wieder Kröpfe heilten, als die Oriflamme und das heilige Salböl Chlodwigs und die Edelknaben und die grauen Musketiere und alle die morschen, verschlissenen Prunkgewänder der dynastischen Rumpelkammer zur Schau gestellt, als das vive Henri IV., die charmante Gabrielle abgespielt wurden vor einem Volke, dem die berauschenden Töne des Marseillermarsches noch im Ohre gellten. An welchen Bildern das Herz der Nation hing, das mochte man erkennen, da General Foy unter brausendem Jubel die Trikolore für Frankreich zurückforderte. Nicht bloß der Spott, eine schwere berechtigte Sorge ward unter den Denkenden rege, als der König die Charte, welche die Natur der Dinge ihm entriß, freiwillig kraft königlichen Rechtes schenkte und zu diesem seines Bürgerrechtes frohen Volke wieder als zu getreuen Untertanen zu reden wagte. Wenn die Nation den Kopf schüttelte zu Ludwig dem Dicken und Ludwig dem Heiligen und den anderen erlauchten Ahnen, die der König gern im Munde führte, so hatten manche Mitglieder des Königshauses nie ein Wort gehört von dem Marschall Ney, und selbst die Besseren der Emigranten, wie Richelieu, standen ratlos, bis zum Lächerlichen unwissend in diesem jungen Frankreich, das sie in fünfundzwanzig Jahren ungeheurer Wandlungen nicht mehr betreten hatten.

Dieser Gegensatz der Weltanschauung ward verschärft durch die noch weit unheilvollere Feindschaft der Personen. Zuviel des edlen Blutes war vergossen von beiden Seiten, man hatte einander mehr zu verzeihen, als Menschen zu vergeben vermögen. Es blieb undenkbar, daß die Brüder des enthaupteten Königs mit den Königsmördern und den Gottesmördern redliche Gemeinschaft halten, es war noch unmöglicher, daß die Nation Vertrauen gewinnen sollte zu diesem Adel, der weiland den König Ludwig XVI. als einen Helfer der Revolution zu entthronen dachte und dann nach vergeblichen Kämpfen gegen das Vaterland seine Söhne heimsendete, um die Hofämter des Kaisers der Plebejer zu übernehmen. Schon unter dem Direktorium hatte der schärfste Kopf des legitimistischen Lagers, de Maistre, die bösen Folgen dieser unheilbaren Verfeindung der Personen vorhergesehen. Jetzt, als der Adel sich wieder anschickte, wie unter Heinrich IV., den König nur als den ersten Edelmann des Landes zu behandeln, und das Wort honneur als eine parole toute à nous in Anspruch nahm, warnte General Foy: die Dynastie geht unfehlbar zu-

grunde, wenn sie sich auf diesen Adel stützt. Selbst die alliierten Kabinette verschlossen sich nicht ganz der Einsicht, daß die neue Zeit neue Menschen verlange, sie dachten beim ersten und vornehmlich beim zweiten Pariser Frieden an andere Thronkandidaten, an Eugen Beauharnais u. a. Sogar die bittersten Feinde Napoleons, wie Stein, erblickten in den Bourbonen höchstens einen Ruhepunkt für das atemlose Land, nachdem sich die Schwäche des Systems in den hundert Tagen so kläglich offenbart hatte. Als die Torheiten der Ultras sich häuften, schrieb Metternich: „Die Legitimisten legitimieren die Revolution." Mit froher Zuversicht sahen allein die Tories von England dem neuen Gemeinwesen Frankreichs zu, und auch unter ihnen begannen die Einsichtigen schon im Jahre 1818 an der Zukunft der Dynastie zu zweifeln, wie die jüngst veröffentlichten Bände von Wellingtons Depeschen beweisen.

Die Bourbonen kamen wie alle die ihnen folgenden Regierungen niemals gänzlich über den Kampf um ihr Dasein hinaus, sie mußten, wie alle ihre Nachfolger, immer wieder erklären, die volle Freiheit könne dem Lande erst zuteil werden, sobald die Grundlagen des Systems allgemein anerkannt seien. Ein kleines, aber lehrreiches Symptom dieser Unsicherheit aller Gewalthaber ist u. a. die außerordentliche Fruchtbarkeit der französischen Münze; jeder neue Herrscher wünschte sein Bild alsbald in jedermanns Händen zu sehen. Die leichtfertige keltische Untreue, jenes ridendo frangere fidem, das schon die Römer empörte, hatte nach so vielen blutigen Umwälzungen jede Scham verloren; die Nation war gewohnt, mit einem Bonmot, einem Couplet, einem lächelnden que voulez vous? c'est plus fort que moi! jede Pflichtverletzung zu entschuldigen; sie begann den politischen Eidbruch wie ein wohlerworbenes Recht zu betrachten. An Frankreichs neuester Geschichte mögen unsere Radikalen lernen, daß hinter dem so lächerlich mißbrauchten Worte „angestammtes Fürstenhaus" sich ein ernster Sinn verbirgt: auch für unser demokratisches Geschlecht bleibt eine nationale, mit dem Lande verwachsene Dynastie ein unermeßlicher politischer Segen.

Jedermann weiß, von den wahnsinnigen Reaktionsplänen, womit die Ultras den Hof bestürmten, ist nur sehr weniges ins Leben getreten. Man darf sagen, die Restauration ging zugrunde weniger an ihren Taten, als an den Absichten, welche das Volk ihr zutraute. Und daß es so stand, daß Frankreich von dieser Dynastie einen unversöhnlichen Kampf gegen alle köstlichen Ergebnisse der Revolution erwarten mußte, darin liegt schon das Verdammungsurteil über die Wiederherstellung des alten Königtums ausgesprochen. Kaum zurückgekehrt, beginnen die Ultras alles in Frage zu stellen, was dem neuen Frankreich lieb und teuer war. Während der Erste Konsul die Umwälzung der Besitzverhältnisse weise anerkannt hatte, fordern die Emigranten ihr Eigentum zurück. Der Kampf endete mit der Auszahlung einer Milliarde an die Emigranten, aber wie diese darin nur

eine Abschlagszahlung sahen, so war auch allen Besitzern der Nationalgüter das Gefühl der Sicherheit auf dem wohlerworbenen Boden verloren. Daran schließt sich der Kampf wider das neue Erbrecht. Freisinnig können wir eine Gesetzgebung nicht nennen, welche dem Erblasser die Verfügung über den größten Teil seines Vermögens untersagt, die zartesten Geheimnisse des Hauses der spürenden Aufsicht des Beamtentums unterwirft, aber demokratisch ist sie ohne Zweifel. Und vor allem, sie war national, sie galt dem Volke kurzweg als die geschriebene Vernunft. In solchen Fragen, welche das Innerste des Familienlebens und der häuslichen Wirtschaft berühren, steht der Gesetzgeber machtlos neben der volkstümlichen Sitte. Ein großer Teil des ländlichen Mittelstandes dankte sein Dasein den Gesetzen über das Erbrecht und die Teilbarkeit des Grundbesitzes, kein Arbeiter wollte auf die Hoffnung verzichten, ein kleines Landgut als die Frucht seines Fleißes zu erwerben. Die demokratischen Anschauungen der neuen Gesellschaft, die Verteilung der Bevölkerung über Stadt und Land, kurz, mehrere der bedeutsamsten sozialen Grundlagen, worauf das neue Frankreich ruhte, standen im Zusammenhange mit diesen Gesetzen. Daß die schweren Leiden, an denen der französische Landbau krankt, keineswegs durch die freie Bewegung des Grundbesitzes verschuldet sind, steht heute allen Unbefangenen fest. An diesen tiefernsten Fragen rüttelt nun die plumpe Faust der Emigrantenpartei, sie forderte geschlossene Güter und wagte endlich den Gesetzentwurf über das Vorrecht der Erstgeburt. Der Entwurf fiel, nur die Begünstigung der Majorate ward erreicht. Aber der Versuch blieb unvergessen; der Bauer ließ sich nicht ausreden, daß der Adel nach der Herstellung der alten Herrenrechte und Fronden trachte.

Der wohlhabende Bürgerstand, dessen Beistand die Rückkehr der Bourbonen erst ermöglicht hatte, sieht sich roh beleidigt durch den Hochmut der Emigranten, er sieht die freie Amterbahn gehemmt durch adligen Nepotismus, auch sein wichtigstes politisches Recht wird gefährdet durch den Lieblingsplan der Ultras, das Wahlrecht an den Grundbesitz zu knüpfen. Ein gemäßigter, wohlwollender Royalist, Herr von Sesmaisons, faßt die unerläßlichen Reformen für den Staat in folgenden Sätzen zusammen: durchgängig Majorate für den Adel; Erziehung der jungen Edelleute auf Staatskosten; die höchsten Ämter und die Pairie dem Adel allein zugänglich; Gerichte von Standesgenossen für den Edelmann. Man schließe daraus auf die Hoffnungen der Ultras und ermesse den Grimm der neuen besitzenden Klassen, aller der Tausende, die sich als citoyens fühlten! Die Gewerbtreibenden hören täglich, wie die Royalisten den Ackerbaustaat Frankreich preisen, die Industrie als unsittlich verwerfen, sie fühlen sich bedroht, da jene Rasenden mit dem Gedanken der Herstellung der Zünfte spielen. Es blieb bei den losen Reden, der Staat bewahrte sich jene köstliche Freiheit der Niederlassung und des Gewerbebetriebes, welche selbst das bonapartistische Frankreich dem deutschen Arbeiter bis vor kurzem als

ein Land der Freiheit erscheinen ließ. Dergestalt waren alle wichtigen sozialen Interessen aufgescheucht und gereizt; die Krone, schuldlos in den meisten Fällen, galt als verantwortlich für den Unsinn der Emigranten.

Ihre schwersten Fehler beging die Restauration auf dem kirchlichen Gebiete, obgleich auch hier die Schuld der Krone geringer war als die Verblendung fanatischer Freunde. Die Bischöfe des alten Regimes waren ein verweltlichtes Geschlecht, einige dem Jansenismus, viele der Enzyklopädie zugetan, aber durch Grundbesitz und adlige Verwandtschaft mit dem Lande verbunden und darum patriotisch, sie wachten eifersüchtig über den Rechten des nationalen Episkopats. Dann gründete Napoleon den neuen Priesterstand, eine besitzlose Beamtenklasse, und er schien wirklich seinen offen bekannten Zweck erreicht zu haben: „Der Papst soll die Geister unter seiner Hand vereinigen und dann unter die meine stellen." Die Kirche zitterte noch unter der frischen Erinnerung an die Göttin der Vernunft, die Priester beugten sich dem Imperator. Noch in den letzten Tagen seiner Macht hoffte Napoleon den Papst in Frankreich zurückzuhalten und Paris zur Hauptstadt der katholischen Welt zu erheben. Nach dem Sturze des Kaisers fühlte die Kirche wieder festen Grund unter den Füßen, und mit Erstaunen erfuhr die Welt, wie von Grund aus der Katholizismus in den Tagen der Leiden sich verwandelt und welch ein zweischneidiges Schwert die Revolution gegen die Kirche geschwungen hatte. Wie wenig hatte selbst ein Mirabeau seine Nation gekannt, wenn er hoffte, Frankreich zu dekatholisieren! Jetzt bestand ein neuer, ein streng römischer Katholizismus, beherrscht von einer zentralisierenden Richtung, die in solcher Schärfe selbst in den Tagen der Carafa und Loyola nicht hervorgetreten war. Die Reihen des alten gallikanischen Klerus lichten sich, die junge besitzlose Priesterschaft ist auch heimatlos, sie fragt nichts mehr nach einer Nationalkirche, sie zieht in hellen Haufen in das ultramontane Lager. Frankreich wird der Ausgangspunkt des neurömischen Geistes. Im Süden kommt es zum offenen Glaubenskriege gegen die Protestanten, die Provençalen vermessen sich, Würste zu machen aus Calvins Blute. Die zentralisierte Kirche schmiedete sich eine neue furchtbare Waffe, die bald in ebenso weiten Kreisen und mit derselben demagogischen Kraft wirken sollte wie einst die Bettelorden: die ultramontane Journalistik. Lamennais war der erste, der mit der ganzen Glut bretonischen Glaubenseifers diese Waffe schwang.

Die ultramontane Partei versucht alsbald, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Gleich im ersten Jahre der Restauration wird die Sonntagsfeier verschärft und den Beamten befohlen, sich an den Zeremonien der Kirche zu beteiligen. Dann folgt das Verbot der Kirchenschändung bei Todesstrafe und die Wiederherstellung der Toten Hand. Endlich wird auch in das wohldurchdachte Rechtssystem der Zivilehe eine Bresche geschossen, die Ehescheidung verboten — ein Verbot, das noch bis zur Stunde als

eine schreiende Anomalie in der französischen Gesetzgebung besteht. Eine noch weiter reichende Verbildung der Gesetze konnte die Partei weder bei dem ungläubigen Ludwig XVIII. noch bei seinem bigotten Bruder durchsetzen. Dafür waren ihre Empfehlungen allmächtig, der Beichtzettel der unentbehrliche Schlüssel zu jeder Gunst des Staates bis herab zu den Konzessionen für die Stiefelputzer; man kennt Platens bissige Verse über den unbußfertigen décrotteur. In beiden Kammern sind Bischofsmützen und Priestergewänder zahlreich vertreten. Die Partei wagt zuletzt die wahnsinnige Verfolgung gegen ein Kleinod der Nation, die aufgeklärte Literatur des achtzehnten Jahrhunderts; Voltaire und Rousseau werden den Leihbibliotheken und Lesezirkeln verboten. Während diese ultramontanen Umtriebe unter den Massen des Landvolks in der Stille eine Saat ausstreuten, die erst in späten Tagen wuchernd aufgehen sollte, wurden die in den Ideen Voltaires aufgewachsenen gebildeten Klassen auf das äußerste erregt. Presse und Rednerbühne hallen wider von Klagen gegen die Tyrannei der Kongregation. Der aufgeschreckte Liberalismus greift zu jedem Mittel der Abwehr, er zwingt endlich den König Karl, der sich darum demütig bei dem Heiligen Stuhle entschuldigt, die Charte zu verletzen und die Mitglieder der wiederhergestellten Gesellschaft Jesu vom Lehramte auszuschließen. Auch dann noch bleiben die Gebildeten bei der Meinung, daß eine fanatische Priesterkaste den Staat beherrsche. Pfaffen und Emigranten gruben der Dynastie das Grab.

Mit alledem haben wir den Grundschaden des konstitutionellen Frankreichs noch nicht berührt. Grad heraus, dieser napoleonische Beamtenstaat mit seinem daran gehefteten Parlamente war ein Unding; auch eine nationale Dynastie, ein minder unbotmäßiges Volk konnten in einem mitten durch das Herz gespaltenen Gemeinwesen den Frieden nicht finden. Als der Freiherr von Blittersdorff im Jahre 1824 Paris besuchte, hörte er überall die Klage: Wir haben den Despotismus Bonapartes, ausgebeutet durch die Emigranten. Ähnlich schrieb damals Paul Louis Courier über den Bonapartismus: c'est un empire qui dure encore. Die Klage war wohlgegründet; nur irrte man, wenn man die Schuld der bösen Gesinnung der Regierenden zuschrieb. Der Fehler lag in den Institutionen selber. Die trostlose Unbelehrbarkeit Guizots zeigt sich nie greller, als wenn er noch jetzt den alten Irrtum der Doktrinäre wiederholt: das Instrument, die Charte, sei vortrefflich gewesen, nur daß es an geschickten, wohlgesinnten Handwerkern fehlte. Wir Jüngeren, durch eine herbe Erfahrung über den Zusammenhang von Verfassung und Verwaltung belehrt, begreifen kaum noch, wie man diesen buntscheckigen Staatsbau, dessen Glieder einander anheulten, als „das englische System" preisen konnte. Es war ein Märchen, wenn die Legitimisten den Schützling des

Auslandes als den roi désiré begrüßten; es war nicht minder ein Irrtum, wenn die Konstitutionellen den Geber der Charte als den roi législateur feierten. Die Charte verdiente nicht den Namen einer Gesetzgebung; denn an den Fundamenten des neuen Staates, an der Verwaltungsorganisation Napoleons änderte sie nichts. Nur der Staatsrat tritt einige seiner Befugnisse an die verantwortlichen Minister ab; doch er bleibt der höchste Gerichtshof für das Verwaltungsrecht im weitesten Sinne, er bleibt das Haupt der Verwaltung und berät über alle Gesetze und Verordnungen der Krone, er ist wie unter Napoleon die hohe Schule der Verwaltungsbeamten. Alle übrigen Ämter behalten denselben Wirkungskreis, den der Soldatenkaiser ihnen angewiesen. Die Verwaltung steht in absoluter Selbständigkeit den Gerichten, den Regierten, den Kammern gegenüber.

Für die Stellung der Verwaltung zu den Gerichten war es verhängnisvoll geworden, daß die alten Parlamente, die in den gärenden Tagen vor der Revolution als Beschützer der Volksrechte gefeiert wurden, nach dem Ausbruche der Revolution als die Vertreter verhaßter Privilegien galten. Die Nationalversammlung suchte also die Ausführung der neuen revolutionären Gesetze vor den Eingriffen der feindlichen Gerichte sicherzustellen und beschloß (16./24. August 1790): die Richter dürfen niemals die Tätigkeit der Verwaltung stören noch Verwaltungsbeamte wegen ihrer Amtstätigkeit vor sich laden. Damit war die Emanzipation der Verwaltung von den Gerichten, welche die alte Monarchie erstrebt und in der Regel tatsächlich behauptet hatte, zum Gesetz erhoben. Alle Proteste der liberalen Tendenzhistorik heben die Tatsache nicht auf: schon die unschuldigen Jahre der Revolution haben dem neuen Verwaltungsdespotismus den Boden geebnet. Auf dieser Grundlage baut der Erste Konsul weiter und fügt in seine Verfassung den berühmten Artikel 75 ein. Als Regel gilt nunmehr: Wer sich durch die Verwaltung verletzt glaubt, und sei es auch in seinen durch die Codes gewährleisteten Privatrechten, verfolgt seine Beschwerde in dem geordneten Instanzenzuge der Verwaltung bis hinauf zu dem Minister oder zum Staatsrate. Gerichtliche Verfolgung der Amtshandlungen der Beamten ist nur zulässig auf Grund der autorisation préalable des Staatsrates; diese Erlaubnis wird gewährt, wenn es sich um Verbrechen der Beamten handelt, in den meisten anderen Fällen versagt. Kein Gericht darf den Kompetenzkonflikt gegen eine Verwaltungsbehörde erheben, nur die Verwaltung soll vor den Übergriffen der Gerichte gesichert werden. Der Verwaltungsbeamte ist lediglich ein willenloses Organ seiner Oberen; der Rechtsgrundsatz, daß jeder für seine Amtshandlungen einzustehen hat, wird von dem Staatsrate nach der „tradition des bureaux“ dahin ausgelegt, daß der Befehl des Vorgesetzten den Subalternen von der Verantwortung für Übertretungen des Gesetzes entlastet. Das deutsche Amt, dem die politischen Sitten unseres Volkes

immer einige Selbständigkeit nach oben eingeräumt haben, ist den Franzosen unbekannt. Nehmen wir dazu die eines Großstaats unwürdige kärgliche Besoldung der meisten Beamten in dem teueren Frankreich — was einerseits die nunmehr historisch gewordene Unredlichkeit des französischen Beamtentums befördert und dadurch die ohnehin kostspielige Verwaltung verteuert, andererseits die Abhängigkeit von oben verstärkt — so haben wir das Bild einer Amtshierarchie, die schrankenloser sich nicht denken läßt.

Es war keineswegs ein Regiment der Willkür. Der kollegialisch beratende Staatsrat glänzte jederzeit durch Gerechtigkeit und Sachkunde. Aber die Verwaltung gibt sich selber ihre Rechtsordnung, sie legt die Gesetze aus und ergänzt sie nach souveränem Ermessen, sie ist daher von den Gerichten so vollständig losgelöst, wie dies vor Napoleon kein europäischer Fürst gewagt hatte. Die Befugnisse dieser übermächtigen Verwaltung werden erweitert durch die Ausnahmegesetze, welche nach den zahlreichen Verschwörungen jener gärenden Tage periodisch wiederkehren. Das verhaßte Ausnahmegericht der Prevotalhöfe ist sogar von der Charte ausdrücklich anerkannt. Ja selbst die regelmäßigen Tribunale hatten durch einen Meisterstreich des napoleonischen Despotismus eine Organisation erhalten, welche jeden Widerspruch der Gerichte gegen diese Verwaltung auf die Dauer unmöglich machte. Die Gerichtshöfe zerfielen in kleine Kommissionen, denen ihre Mitglieder für kurze Fristen zugewiesen wurden. Dies System, das seitdem leider auch in Deutschland Eingang gefunden, wird von der Restauration weitergebildet; es verstand und versteht sich den Franzosen von selber, daß die für das öffentliche Recht wichtigsten Gerichtskommissionen nur aus Männern der herrschenden Partei bestehen. Die vielgerühmte Gleichheit erweist sich praktisch als unerträgliche Ungleichheit zum Nachteile der parlamentarischen Minderheit. Der deutsch-dänische Streit hat uns gelehrt, daß eine herrschende fremde Nation noch schwerer auf die Unterworfenen drückt als eine ausländische absolute Krone; das konstitutionelle Frankreich sollte erfahren, daß eine über die Gerichte und die Verwaltung gebietende Partei ihre Macht zum mindesten ebenso rücksichtslos mißbraucht wie ein Soldatenkaiser. Ganz folgerichtig besitzt das Haupt der Verwaltung, der König, die verfassungsmäßige Befugnis, alle jene Ordonnanzen zu erlassen, welche zur Ausführung der Gesetze und zur Sicherheit des Staats nötig sind; der Mißbrauch dieses Artikels 14 der Charte gab dann den Anlaß zur Vertreibung der Bourbonen.

Ebenso selbständig steht die Amtshierarchie allen Nichtbeamten gegenüber. Jede Aktion in diesem Staate geht von den staatlichen Soldbeamten aus; es gibt keine Stadtmagistrate im deutschen Sinne, keine von den Gemeinden ernannten oder gewählten Beamten. Allerdings steht neben dem Präfekten der Generalrat, neben dem Unterpräfekten der Bezirksrat,

neben dem Maire der Gemeinderat — Kollegien von Nichtbeamten, welche sämtlich aus Listenvorschlägen durch den König oder durch den Präfekten ernannt werden. Aber diese Räte haben in der Regel nur beratende Stimme oder gar nur ein unmaßgebliches Gutachten; selbst über das Gemeindebudget darf der Gemeinderat nur beraten. Zu beschließen sind sie nur in den seltensten Fällen berechtigt — so über die Verwaltung der Gemeindegüter. Zu handeln, auszuführen kommt allein den Staatsbeamten zu, die nicht als Erste unter Gleichen, sondern als Chefs ihren Räten gegenüberstehen. Präfekt und Unterpräfekt halten die Verwaltung ununterbrochen in der Hand, während die General- und Bezirksräte sich nur vorübergehend auf kurze Zeit versammeln. Auch die Subalternen werden vom Staate ernannt, die Gehilfen des Maire stehen gleich diesem unter der Verwaltungsordnung des Staatsrates. In einem solchen Staatsrechte war kein Raum für die Doppelstellung des deutschen Bürgermeisters, der zugleich als Organ der Staatsgewalt und als oberster Vertreter einer unabhängigen Gemeinde gilt. Alle Welt weiß, wie in dieser wundervoll geordneten, schlagfertigen Amtshierarchie ein geisttötendes mechanisches Formelwesen aufwucherte und die Entscheidung aller wichtigen Verwaltungsfragen in die Hände der Pariser Bureaus gelegt ward. Ferner mußten die natürliche Neigung eines Beamtentums, in welchem die gesamte Tätigkeit des Staates sich vereinigt, und die fortwährend sich steigernden Ansprüche der Regierten jene Lust des Vielregierens großziehen, welche Dunoyer treffend als administrativen Sozialismus bezeichnet hat. Endlich ergab sich aus der rein bureaukratischen Verwaltung das ungesunde Verhältnis des Beamten zum Publikum. Eine Amtsordnung, die jeden Nichtbeamten fernhält, bietet ein allzu breites Ziel dem Argwohn und der alten nationalen Untugend des Neides; es fehlte wenig in jenen Tagen des Parteikampfes, so erschien jeder Beamte als solcher den Regierten verdächtig.

Napoleon hat einmal das Wort fallen lassen: „Wenn mir der Krieg nicht unentbehrlich wäre, so würde ich den Neubau Frankreichs mit der Gemeinde beginnen; die Maschine unserer Verwaltung beginnt erst sich zu organisieren." Durch solche geniale Gedankenblitze pflegen große Staatsmänner wie große Schriftsteller den Kritikern zu beweisen, daß sie selber die Schwächen ihrer Werke klarer durchschauen als der fremde Tadler. Eine ernstere Bedeutung gebührt der hingeworfenen Rede nicht; der napoleonische Staat, der Charakter des Despoten vertrug keine andere Verwaltungsordnung. Nach dem Erscheinen der Charte ließ sich wohl ein tapferes Ankämpfen gegen das furchtbarste und wichtigste Werkzeug des napoleonischen Despotismus erwarten. Aber von wem konnte die Verwaltungsreform ausgehen? Nicht von den Radikalen. Die erste Gemeindeordnung der Revolution, welche der alte Lafayette gern als ein Kleinod „meiner Republik" verherrlichte, war doch zu klärlich die konstituierte

Anarchie gewesen, als daß sie von einer ernsthaften Partei zurückverlangt werden konnte. Nicht von den Doktrinären. Der bedeutendste Theoretiker der Richtung, Benjamin Constant, spricht freilich als ein geborener Schweizer mit Vorliebe von dem Föderalismus und der Freiheit der Gemeinden, er nennt die Liebe zur Heimat die Quelle der Vaterlandsliebe; doch er versteht nicht, die Folgesätze daraus für die französische Politik zu ziehen. Der Masse der Partei fehlte jeder Sinn für die Selbstverwaltung; „die Charte, die ganze Charte, nichts als die Charte" war das Schlagwort ihrer Weisheit.

Eine ernsthafte Neigung für die Umbildung der Verwaltung bestand allein am Hofe und unter den Emigranten. Noch war unvergessen, daß einst Mirabeau in den Provinzen den Bürgerkrieg gegen die Diktatur der radikalen Hauptstadt entfachen wollte. Die Krone hätte gern einige Körner selbständigen geistigen Lebens in den verödeten Provinzen ausgestreut, gern die legitimistischen Striche des Südens vor den Einwirkungen des ruhelosen Pariser Geistes sichergestellt. Man trug sich mit dem Gedanken, siebzehn Universitäten statt der schwachen von der Pariser Zentralanstalt abhängigen Fakultäten zu gründen, man ließ den Überfluß des Louvre an die Galerien von Dijon, Marseille, Lyon abgeben. Der Adel haßte das Schreiberregiment der Pariser Kommis mit dem alten Hasse des Feudalherrn, er setzte durch, daß die von Napoleon eingezogenen und noch unverkauften Gemeindegüter den Kommunen zurückgegeben wurden, und ward bei diesem verständigen Verlangen von einsichtigen Royalisten, wie Martignac, de Serre, Royer Collard, unterstützt. Aber jenen „Pilgern des Grabes" wird jeder politische Gedanke zur Schrulle, jede Reform zum Hebel ständischer Sondergelüste. Nicht der despotische Geist der neuen Beamtenhierarchie war dem Adel ein Greuel, sondern ihre Vorzüge: ihre bürgerliche moderne Bildung, die freie Amterbahn, das gemeine Recht, das sie schützte. Aus den Etudes von Polignac und anderen Geständnissen der Heißsporne der Partei schaut überall die Hoffnung hervor, daß königliche Prinzen und hochadlige Gouverneurs abermals die wiederhergestellten alten Provinzen beherrschen sollen; bereits arbeitete man in der Stille darauf hin, die ständische Gliederung in die General- und Bezirksräte einzuführen. Damit eröffnete sich die trostlose Aussicht auf eine neue Ligue, eine neue Fronde, auf die Vernichtung der ruhmvoll errungenen Staatseinheit. Gegen solchen Wahnsinn erhob sich alles, was lebendig und modern war in der Nation. Wie einst der Konvent den Vernichtungskrieg gegen die Provinzen geführt hatte, um die Revolution zu vollenden, so mußte jetzt die Nation festhalten an der Diktatur der Pariser Bureaus, um nicht das Werk der Revolution abermals zu gefährden.

Und, gestehen wir es nur, die napoleonische Verwaltung war national. In ihr, in den Codes, in der napoleonischen Neugestaltung der Finanzen

und des Heeres hatte eine uralte politische Entwickelung den naturgemäßen Abschluß gefunden, während das junge parlamentarische Wesen vorderhand ein Experiment blieb, hervorgegangen aus naturrechtlichen Theorien und der verständnislosen Nachahmung des englischen Staats. Das ist kein Zufall, daß jene Sprache, welche den Namen der Souveränität erfunden hat, den Begriff der Selbstverwaltung gar nicht wiederzugeben weiß. Wie einst die verhaßten, erbarmungslosen beiden Kardinäle dennoch in den rührigsten Elementen der Nation Bundesgenossen fanden gegen den Adel der Provinzen, so wagte auch jetzt keine Partei außer den Ultras ernstlich an dem neuen Beamtentume zu rütteln, denn sein Lebensgesetz war die Gleichheit. Von Cormenin, diesem positiven und nationalen Geiste, wie Napoleon III. ihn bezeichnend nennt, bis herab auf Laferrière sind alle namhaften Theoretiker des Verwaltungsrechts einig in dem Lobe der nationalen Amtshierarchie. Jahraus, jahrein führt der Ehrgeiz und jene Beschränktheit der Vermögensverhältnisse, welche in dem Lande der Erbgleichheit die Regel bildet, eine Fülle junger Kräfte aus den Mittelklassen unter die Kandidaten des Beamtentums. Der Grundadel besaß weder populäres Ansehen noch den guten Willen, die Verwaltung des flachen Lands im Namen des Gesetzes selber zu führen, und bei der gleichmäßigen Verteilung des Grundbesitzes war die Zahl der Männer, welche solche Ehrenämter übernehmen konnten, sehr klein. Noch waren Bordeaux und Lyon ihres alten Ruhmes froh, Toulouse nannte sich gern die ville reine des Südens, und der Marseiller spottete: wenn Paris eine rue Cannebière hätte, so würde es ein Klein-Marseille sein. Aber von solchen Regungen munizipalen Stolzes und Dünkels bis zu dem ernsten Willen, die Geschäfte der Gemeinde selber in die Hand zu nehmen, ist ein weiter Weg. Die kleine Prosa des Gemeindelebens galt wie im achtzehnten Jahrhundert für unwürdig des gebildeten Mannes, den nur die aufregenden Fragen der großen Politik beschäftigen sollten. Die neue Industrie förderte, wie überall in Europa, den materialistischen Sinn unter den Fabrikherren, nahm ihre ganze Kraft für den atemlosen Wettlauf der Spekulation in Anspruch und entfremdete sie dem Gemeindeleben. Die Pariser beobachteten mißtrauisch jede Spur selbständigen Geistes in den legitimistischen Provinzen; sie waren noch immer leicht aufzuregen durch das Gespenst jenes Föderalismus, den einst der Konvent blutig bekämpft und die Jakobiner in ihren geschmackvollen Festen als ein erschreckliches allegorisches Weib, Blut speiend, mit Giftschlangen im Haar, durch die Straßen geführt hatten. Von den Bauern galt noch der traurige Ausspruch Turgots: Ein Dorf ist ein Haufe von Hütten und von Einwohnern, die ebenso gleichgültig sind wie jene.

Die Nation war gewohnt, die bescheidenen öffentlichen Geschäfte jedes Tags durch Staatsbeamte besorgen zu lassen, sie war napoleonisch in ihren Sitten, ohne es selber zu wissen. Das sollte sich offenbaren, als das

Ministerium Martignac mit Reformvorschlägen für die Kreis- und Ortsverwaltung vor die Kammern trat. Mit großen Worten hatten die Abgeordneten die munizipalen Institutionen, diese Denkmäler unserer alten Freiheiten, von der Krone zurückgefordert; aber die Reformen wurden verworfen, da der Fraktionsgeist der Kammern dem gebotenen Guten das unerreichbare Bessere vorzog, und die gesamte Debatte bewegte sich nur um untergeordnete Gesichtspunkte. Die Regierung wollte die ernannten Gemeinde- und Generalräte in Zukunft aus Wahlen hervorgehen lassen — eine dankenswerte Reform ohne Zweifel —, und über die Ausdehnung dieses Wahlrechts ward mit Leidenschaft gestritten. Doch der Kern des Übels, die machtlose Stellung der beratenden conseils neben den allein handelnden Staatsbeamten, wurde selbst von den heftigsten Rednern der Opposition kaum berührt.

Wie die napoleonische Verwaltung unangefochten fortbestand, so rettete auch Marschall Gouvion St. Cyr die Grundlagen der napoleonischen Heeresorganisation in die neue Zeit hinüber. Nur den verhaßten Namen, nicht das Wesen der Konskription ließ man fallen. Die Armee war keine Söldnerschar im gemeinen Sinne. Trotz der langen Dienstzeit, trotz der Stellvertretung, die in dem Volke der Gleichheit durch die Selbstsucht der Besitzenden aufrechterhalten ward, hat das französische Heer sich nie auf die Dauer den Empfindungen der Massen entfremdet. Aber seine Organisation war auf eine schlagfertige Offensive berechnet. Die mächtigen Erinnerungen der Kaiserzeit, das aus Gebildeten und Ungebildeten bunt gemischte Offizierkorps, der unstete demokratische Sinn der Zeit nährten den ausgreifenden kriegerischen Ehrgeiz. Das große Rätsel, wie das friedliche parlamentarische System mit einem starken stehenden Heere sich vertragen solle, erschien hier schwieriger als irgendwo.

Wir überlassen gern den Bonapartisten das Parteimärchen, daß der Parlamentarismus für Frankreich gänzlich nutzlos gewesen sei. Zum mindesten hat er des Bösen viel verhindert. In den Kammern fand der verhängnisvolle Krieg zwischen dem Adel und der Bourgeoisie seinen Tummelplatz; diese sozialen Kämpfe, sie allein, sicherten dem Parlamente die leidenschaftliche Aufmerksamkeit der Nation. Ohne den Parlamentarismus hätten die Emigranten vermutlich sehr bald die schwache Krone ihrem Willen dienstbar gemacht. Die Kammern haben mehrmals, nach dem unseligen Vorgange der chambre introuvable, die Hand geboten zu Ausnahmegesetzen. Trotzdem bleibt zweifelhaft, ob ohne die Angst der Krone vor der parlamentarischen Kontrolle Frankreich sich seine Preßfreiheit, die freie Bewegung der Person bewahrt hätte. Aber über diese negativen Erfolge konnte die Wirksamkeit der Kammern nicht hinausgehen. Sie durften die Grund- und Häusersteuer nur für ein Jahr, die indirekten Steuern auch für längere Perioden bewilligen. Sie konnten alljährlich durch die Verweigerung des Budgets das Dasein des Staates in Frage

stellen; sie haben dies Recht niemals vollständig gebraucht, namentlich bewahrte der energische Patriotismus der Franzosen die Opposition vor dem gefährlichen Versuche, das Militärbudget zum Spielball ihrer Kämpfe zu wählen. Dagegen waren die Kammern nicht berechtigt, die geringfügigste Verwaltungsmaßregel unmittelbar zu verhindern, und in allen Verwaltungsfragen trat ihnen die Bureaukratie entgegen mit der unendlichen Überlegenheit der Sachkenntnis — einer Überlegenheit, die immer mächtiger sich entfaltete, je mehr die fortschreitende technische Ausbildung der Kunst des Regierens auch auf diesem Gebiete die Vorzüge der Arbeitsteilung zur Geltung brachte.

Bei solcher Übermacht in der Theorie und im Großen, solcher Ohnmacht in der Praxis und im Einzelnen hatten die Kammern nur einen Weg, Einfluß zu gewinnen auf die Leitung des Staats: sie mußten die Häupter der Bureaukratie sich dienstbar machen. Schon 1816 sprach Guizots Schrift über das Repräsentativsystem ziemlich unverblümt das Verlangen aus, daß die Verwaltung sich der Mehrheit des Unterhauses unterwerfe. S'emparer du pouvoir wird die Losung aller Parteien, jede Wahl ein Kampf um das Dasein der Regierung. Und während Frankreich die englische Unsitte der Bestechung der Wähler durch die Kandidaten damals ehrenhaft von sich fernhielt, bildet sich nun, epochemachend für die Staaten des Kontinents, eine neue Art der Wahlkorruption: die gesamte Bureaukratie muß ihren Einfluß aufbieten für die Kandidaten des Ministeriums. Man hat oft geklagt über diesen Scheinkonstitutionalismus der Bourbonen, und sicherlich wird kein redlicher Mann die bösen Künste des Systems loben. Billiges Urteil muß dennoch gestehen, daß die Beherrschung der Wahlen durch die Regierung in dem Wesen dieses Staates lag. Diese blind gehorchende, von den Gerichten unabhängige Beamtenklasse befehligen und sie *nicht* gebrauchen, um sich mit ihrer Hilfe am Ruder zu erhalten — von welchem Minister, der ein Mensch ist, darf das Gesetz eine solche Selbstverleugnung erwarten? Als der Sturm der Julitage die Dynastie hinwegfegte, da zeigte sich freilich, daß ein Beamtentum, das nicht widerstehen kann, auch nicht zu stützen vermag.

Haben sich dann endlich nach der Erregung des Wahlkampfes die Kammern konstituiert, die Parteien ihre Kräfte gemessen, so erfolgt gemeinhin ein Kompromiß zwischen den beiden besitzenden Klassen, welche die Dynastie aufrechterhalten: die Regierung gewinnt die Mehrheit, indem sie das Klasseninteresse der hohen Bourgeoisie und des Adels zugleich begünstigt. Das lehrt mit widerwärtiger Klarheit die volkswirtschaftliche Gesetzgebung der Epoche. Die bedeutenden Finanzmänner der Restauration und selbst Ludwig XVIII. bekannten sich zu den Lehren Adam Smiths, doch keiner von ihnen erhob sich zu der Einsicht, daß die Nationalökonomie die praktisch befreiende, die zeitgemäße Wissenschaft unseres erwerbenden Jahrhunderts ist; sie opferten willig die bessere Erkenntnis den Rücksichten des

parlamentarischen Kampfes. Das Prohibitivsystem war seit Colbert in diesem Staate festgewurzelt, die bureaukratische Verwaltung und der hohe Schutzzoll entsprangen derselben Staatsgesinnung. Nach der kurzen Episode der ersten Nationalversammlung, die zu physiokratischen Ansichten neigte, war der Konvent im Kampfe gegen England zu dem nationalen Handelssysteme zurückgekehrt, und Napoleons Einfuhrverbote hatten die kurzsichtige Selbstsucht der Industriellen vollauf befriedigt. Unter der Restauration bleiben die Prohibitivzölle auf fremde Fabrikate im wesentlichen unverändert, und das Klasseninteresse der großen Grundbesitzer fügt neue Zölle für die Rohprodukte hinzu. Die Einfuhr fast aller namhafter Erzeugnisse der Landwirtschaft, vornehmlich des Schlachtviehs, wird verboten oder mit Zöllen belegt, die dem Verbote gleichkommen, das Getreide unterliegt der Wandelskala, Eisen und Stahl werden übermäßig geschützt aus Rücksicht auf die großen Waldbesitzer. Frankreich stand mit seiner Handelspolitik im Hintertreffen der gesitteten Völker, alle Nachbarstaaten wurden verletzt, selbst die Kleinstaaten unseres Südens zu Retorsionen gezwungen. Heillos war vor allem die Einwirkung dieser handelspolitischen Fehler auf die öffentliche Moral. Niemals vermochte die Regierung den Kammern genugzutun, die mit erschreckender Schamlosigkeit ihre soziale Selbstsucht aussprachen. Das Mißtrauen in die eigene Kraft, der Glaube, daß der Staat verantwortlich sei für das Mißgeschick des Trägen, nisten sich ein in den besitzenden Klassen. „Ich fürchte mehr die Invasion des Schlachtviehs als den Einfall der Kosaken", sprach später der große Landwirt Marschall Bugeaud, so recht aus der Seele seiner Standesgenossen.

Unterdessen stand der kleine Mann halb grollend, halb teilnahmlos zur Seite. Die Bourbonen blieben ihm fremd. Jene von Loyalität triefenden Huldigungen der Damen und der Starken der Halle vor dem vergötterten „Kinde von Europa", dem heutigen Grafen von Chambord, bedeuten nichts; ähnliche Ehrfurcht war einst dem König von Rom widerfahren und sollte später von diesem peuple de héros et de valets auch dem Grafen von Paris und dem neuesten Kinde von Frankreich und wohl auch dem Sohne eines künftigen Gewalthabers erwiesen werden. Die Masse jubelte wohl, wenn die Bourgeois der Kammer einen neuen Reaktionsplan der gehaßten Emigranten vereitelten; zuletzt regte sich ihr doch das Gefühl, daß die großen Herren in den Kammern lediglich ihre eigenen häuslichen Angelegenheiten besorgten. Eine Kammer, die von 90 000 Wählern gewählt war, konnte nicht als Volksvertretung gelten, am wenigsten in Frankreich; denn hier ergibt sich aus den Volksneigungen und der Nivellierung der Gesellschaft unvermeidlich das allgemeine Stimmrecht, das in Deutschland vorderhand noch ein ausheimisches Gewächs, ein verfrühter Versuch bleibt. Von den gepriesenen Segnungen der Charte hatte der vierte Stand nichts gespürt. Er trug die Wehrpflicht allein, von der Steuerlast einen unbilligen Teil, er sah seine Lebensbedürfnisse künstlich

verteuert durch den Schutzzoll, und seine geistige Bildung ward von dieser alles meisternden Staatsgewalt so sündlich vernachlässigt, daß von sechs Millionen schulfähiger Kinder vier Millionen ohne jeden Unterricht aufwuchsen.

Überschlagen wir nochmals diese Verhältnisse — die von feindlichen Bajonetten eingesetzte, der Zeit und dem Volke entfremdete Dynastie, die geheimen Umtriebe der Priester und Emigranten, die napoleonische Verwaltung, endlich den erbitterten Parteikampf in den Kammern, der für die Masse des Volkes wenig Segen brachte, ohne daß irgendein Mensch die Gründe dieser Unfruchtbarkeit durchschaute — so erklärt sich leicht, daß die reizbare, an die blendenden Triumphe, die großen Leidenschaften einer ungeheuren Zeit gewöhnte Nation unter diesem milden Systeme kaum einige Stunden inneren Friedens erlebte. Der gedankenlose Bourgeois mochte wohl nach einer neuen Niederlage der Ultras auf Augenblicke wähnen, die Ära der Revolutionen sei glücklich beendet: sein Barbier war ein Baron, und der bankerotte Graf gegenüber hatte sich dem Stiefelputzen ergeben — welche glorreichen Ereignisse der Dichter der Bourgeoisie, Scribe, in seinem Hauptwerke Avant, pendant et après als die goldenen Früchte der französischen Freiheit besang. In dem regsameren Teile der Nation erwacht bald, mächtig anwachsend, der oppositionelle Geist. Wenn Friedrich Gentz die massenhafte Verbreitung der Pariser liberalen Literatur betrachtete, so überfiel ihn eine schwerere Angst, als wenn man ihm den Einzug der Russen in Konstantinopel gemeldet hätte. Es hieß wieder wie in den Tagen des Réveil du peuple: si l'aristocrate conspire, conspirons la perte des rois. Das ganze Land wird von einem Netze geheimer Gesellschaften überspannt, das sich mit den Venten der Carbonari, den Junten der spanischen Revolutionäre verschlingt. Die despotische Verwaltung, die jede freie Bewegung der populären Kräfte erschwerte, trug daran einige Mitschuld; ein noch härterer Vorwurf trifft die Führer der Opposition. Lafayette vornehmlich gab damals einem sündenreichen Leben einen würdigen Abschluß. Er war noch immer der alte Grandison-Cromwell, den Mirabeau gebrandmarkt: ein sentimentaler Schönredner, der die Jugend durch salbungsvolle Reden von der heiligen Insurrektion betörte, und ein ehrgeiziger Ränkeschmied, der gewissenlos die gewalttätigen Gewohnheiten der Revolutionszeit nährte, den gesetzlichen Sinn im Volke auf lange hinaus zerstören half. In unzähligen kleinen Aufständen, Attentaten, Soldatenmeutereien offenbart sich diese fressende Unzufriedenheit. Klare Ziele verfolgt das revolutionäre Treiben nicht; die einen träumten von der Republik, andere hofften auf Napoleon II., noch andere auf den Herzog von Orleans.

Gemeinsam war den Verschwörern zunächst die Leidenschaft der irreligiösen Gesinnung. In jähem Rückschlage hatte das Wiedererwachen der

ultramontanen Partei auch die kirchenfeindlichen Gesinnungen der Revolution wieder heraufbeschworen; denn in dieser weltlichen Epoche vermag allein der Haß gegen kirchliche Unduldsamkeit die Masse der Gebildeten zu lebhafter Parteinahme für Glaubensfragen zu erwärmen. Zeitungen und Klubs, Spottbilder und Theater zürnten und höhnten wider die Priester; kirchenfeindlicher Sinn galt als das Kennzeichen des Liberalen. Wie der Hof die Erinnerung an die Revolution zu tilgen trachtete, so fanden sich alle Unzufriedenen zusammen in der Vergötterung der Revolution. Wieder einmal bewährte sich die alte Unart der Welt, die Urheber großer Verbrechen für große Menschen zu halten. Dies aufgeregte Geschlecht wollte nichts hören von der unbestreitbaren Tatsache, daß die Mehrheit der revolutionären Versammlungen durch Angst und Feigheit zu ihren extremen Beschlüssen getrieben ward; es spottete der tiefen Wahrheit, daß der Fanatismus das unveräußerliche Erbteil der Beschränktheit und die Mäßigung des Genius edles Vorrecht ist. Und wie die Wunden, welche das eiserne Joch des Kaisertums gedrückt, langsam verharschten, so hob sich allmählich vor der unbeschäftigten Phantasie des Volks gewaltiger, blendender immer die Riesengestalt Napoleons. Béranger ist darum der nationalste Sänger der Epoche, weil er sich nicht über die Durchschnittsbildung der Nation erhebt, sondern, wie diese selbst, urteilslos in einem Atem für die Revolution und für ihren Bändiger schwärmt.

Wer den Gefangenen von St. Helena in der Nähe beobachtet hätte, dem mußte freilich dies Erwachen des Napoleonskultus unbegreiflich scheinen. Die neuere Geschichte kennt kein Schauspiel, das so gewaltsam den bitteren Menschenhaß herausforderte, wie dies gaunerhafte Ende einer grandiosen Heldenlaufbahn. Zwar daß die vulkanische Leidenschaft des gewaltigen Mannes sich jetzt in fieberischer Unruhe und einem boshaften Wüten gegen die Ochsen und Katzen der Nachbarn entlud, wird keinen Menschenkenner befremden; diesem Genius der Tatkraft mußte das Nichtstun zur Hölle werden, er konnte nicht wie der Philosoph von Sanssouci im Dichten und Denken seinen Frieden finden. Aber wie strömten ihm die Lügen von den Lippen; wie schamlos wiederholte er die dreiste Unwahrheit, daß er durch englische Untreue in die Haft gelockt worden sei; wie viel hundertmal sang er das alte Märchen von dem englischen Golde, dem russischen Schnee, dem sächsischen Verrat, die allein den fürchterlichen Sturz verschuldet, und die neue Verheißung von dem Reiche der Freiheit, das er gründen wollte. Und derweil er schwärmerisch von dem Freiheitsbunde der Zukunft, dem Völkerbunde Frankreichs, Englands und Amerikas sprach, bewies er doch bei jeder Betrachtung der Tagespolitik die unbelehrte Härte des Despoten: die Liberalen sind ihm Jakobiner, Decazes ein Ideolog, der Plan einer Reformbill für England eine Utopie. Und wie wurde Hudson Lowe mißhandelt und angeschwärzt und durch ausgesuchte Bosheit zur Verzweiflung gebracht, bis der arme Tropf, der ein hölzerner

Pedant war, aber ein ehrlicher Mann, als ein herostatisches Scheusal durch die Annalen der Geschichte schritt und von den Sängern aller Länder verflucht ward. Und welch eine Szene, als der Kaiser die glorreichen Adler aus seinem Geschirr ausbrechen, dann das Silber zerhacken und verkaufen ließ — während er in Europa von seinen Verwandten und aus dem geretteten Teile seines Vermögens jederzeit Gelder erheben konnte! Es war ein wohldurchdachtes System — General Montholon sowie das bekannte Bruchstück aus dem Tagebuche des Las Casas gestehen es mit dürren Worten — und es erreichte vollständig seinen Zweck. Lord Holland und die Whigs benutzten die Greuel von St. Helena als ein willkommenes Kriegsmittel gegen das Torykabinett. Wenn die Frankfurter Polizei, auf Befehl des Wiener Hofes, den Emissär von St. Helena, welcher der europäischen Welt die Geheimnisse der Felseninsel verkünden sollte, festnahm und mißhandelte, so fand er ebendeshalb williges Gehör bei den deutschen Unzufriedenen. Noch lange Jahre nach Napoleons Tode ward Hudson Lowe, als er in Deutschland erschien, von den Liberalen eines Mordversuchs gegen den jüngeren Las Casas bezichtigt.

Nun starb der Kaiser; eine leere Steinplatte bedeckte das Grab, dem der unedle Feind selbst den glorreichen Namen des Toten mißgönnte. Das Testament verkündete, wie heiß der Italiener sein Frankreich geliebt, mahnte den Sohn, ein Franzose zu bleiben und einst dem Lande die Freiheit zu geben, wie der Vater die Gleichheit vollendet habe. Verlockend klang dem kleinen Manne die Kunde, daß der große Kaiser die 200 Millionen seines Privatvermögens der Armee und den von den Alliierten ausgesogenen Grenzlanden vermacht habe — ein bezauberndes Gegenstück zu der Emigrantenmilliarde! Dann beginnt die große Memoirenfabrik ihre massenhafte Arbeit. Briefe, Tagebücher, Gespräche des Kaisers überschwemmen den Büchermarkt — ein wunderbares Gemisch von Wahrheit und Lüge, von genialen Gedanken und teuflischer Bosheit, dämonisch anziehend auch für den Gegner. Alsbald wird der Stoff von der imperialistischen Geschichtschreibung verarbeitet; Bignon und Ségur eröffnen den Reigen jener beredten, gewandten, unermüdlichen, aber von Grund aus unredlichen Historik, welche drei Jahrzehnte lang das durchschnittliche Urteil Europas beherrschte und die unbefangenen Erzählungen eines Droz oder Barante nicht neben sich aufkommen ließ.

Und war es denn nicht, bei aller Unwürdigkeit des Besiegten, ein erschütterndes, die Phantasie des Dichters widerstandslos fortreißendes Bild, dieser eine widerrechtlich in Haft gehaltene Mann, der Gefangene der Millionen, dieser an den Felsen geschmiedete Prometheus, dem der englische Geier die Weichen zerfleischte? Kaum hat Béranger den Kaiser sagen lassen: „Ich bin der Gott der Welt", und die Adler gefeiert, die mißhandelten Helden von Austerlitz beweint und sein klagendes adieu donc, pauvre gloire! gerufen, so fällt eine Stimme nach der anderen ein, bis

zuletzt der vollstimmige Chor der französischen Sänger die Glorie des Kaisers singt. Unter den namhaften neueren Dichtern Frankreichs hat kaum einer solcher Versuchung widerstanden (es sei gestattet, hier vorgreifend auch an die Literatur des Julikönigtums zu erinnern). Man frage sich, was es für Deutschland bedeutet, daß Schiller den Plan seiner Friderizíade nicht ausführte, und man wird ermessen, was die poetische Unsterblichkeit Napoleons auf sich hat. Von selbst versteht sich, daß der in allen Sätteln gerechte Victor Hugo auch dieses Paraderoß besteigen mußte; er besang — der Bombast dieser Verse will in seiner Naturschönheit genossen sein: —

ce front prodigieux, ce crâne fait au moule
du globe impérial.

Aber auch Lamartine, der ehrliche Feind des Kaiserreichs, der auf das Grab Napoleons die Inschrift setzen wollte: à Napoléon — seul!, ließ doch vor seinen Lesern in romantischem Zwielicht die Gestalt des Gefangenen vorüberschreiten, wie auf der breiten Brust die Arme sich verschränkten und auf der weißen Stirn, der sinnenden, gesenkten, nachtdunkel das Entsetzen hing. Der Maler David, der alte harte Jakobiner, feierte in schwülstigen Briefen die Größe des Kaiserreichs. Ja, Edgar Quinet, der später so ehrenhaft arbeitete, ein maßvolles Urteil über die Revolution in seinem Lande zu erwecken, betete in den dreißiger Jahren in seinem Liederzyklus „Napoleon" alle Glaubenssätze der napoleonischen Religion getreulich nach und ließ den Despoten sagen: j'ai couronné le peuple en France, en Allemagne.

Wenn die bedeutenderen Männer dem nationalen Götzendienste so willig frönten, wie geschäftig tummelte sich vollends der Ameisenfleiß der kleinen Leute des Parnasses! Man erstaunt beim Durchblättern der Feuilletons aus den dreißiger und vierziger Jahren, fast in jeder Nummer den souvenirs de l'empire zu begegnen. Von allen Bühnen des Boulevards wurden die alten Uniformen der Kaisergarde aufgekauft, die Maske des Kaisers mit dem kleinen Hute ward ein Bravourstück jedes Charakterspielers. Sehr deutlich läßt sich verfolgen, wie dies Spiel der Phantasie im Anfang schüchtern und mit Vorbehalten auftritt, dann allmählich Scham und Urteil aufgibt und zum frechen Unsinn wird. Jene französischen Gedichte, die Byron übersetzte, tadeln doch noch den Blutdurst des Kaisers, sie beklagen, daß ein Napoleon zum Sire werden, der Held zum Könige herabsinken konnte. Wie die Erinnerung an die Untaten des Kaisers mehr und mehr verbleichte, steigerte sich die Begeisterung bis zur nackten Gotteslästerung. Nach dem Tode der alten Lätitia brachten die Journale ein Gedicht von Blanchamein mit Versen wie diese:

Et on lui refusa cette faveur dernière,
D'accompagner son fils à son lointain Calvaire,
Cette autre mère des douleurs!

Das proteische Wesen des Bonapartismus bot jeder Opposition eine Waffe, jeder nationalen Leidenschaft eine Befriedigung. Es war gar zu bequem, die Bourbonen mit dem Plebejerkaiser, den friedlichen Bürgerkönig mit dem Helden von Austerlitz zu verhöhnen, jeder schwachen Regierung die großartige Ordnung des Kaiserreichs vorzuhalten. Und da nun der Glanz des Kaiserreichs so viele Jahre hindurch der Opposition hatte dienen müssen, so erreichte endlich die napoleonische Legende ihr Ziel. Der harte Despot, der sich vermaß: „Nur ein Soldat versteht zu herrschen, man kann nur mit Stiefeln und Sporen regieren", galt kaum zwanzig Jahre nach seinem Tode den gedankenlosen Halbgebildeten als ein Held der Freiheit; der 18. Brumaire hatte Frankreich bewahrt vor der Rückkehr des Feudalismus, die innerste Natur des Soldatenkaisers hatte sich offenbart in seiner unfreiwilligsten Tat, in der abgedrungenen Zusatzakte von 1815!

Unter allen Lebenden hat, nächst Napoleon III., keiner den Bonapartismus mächtiger gefördert, unter allen, die das neue Kaiserreich mit seinen Schlägen traf, verdient keiner weniger Mitleid als Herr Thiers. Wer noch einen Zweifel hegte, ob der Todhaß der Millionen gegen den großen Würger wirklich grundlos gewesen — hier mochte er sich belehren, an dem Geschichtswerke des großen Causeurs, das in durchsichtiger Klarheit, mit scheinbar gründlichster Kenntnis, in der eleganten Sprache der Salons die ganze Herrlichkeit der napoleonischen Mythologie entfaltete. Die erschreckende Unredlichkeit dieses Buchs, seine beleidigende Mißachtung der Gegner war echt napoleonisch, noch mehr die gesamte Weltanschauung des höchst liberalen, höchst aufgeklärten Historikers. In Feldzügen, diplomatischen Verhandlungen, Finanzmaßregeln geht dem feinen Manne der ganze Tiefsinn der Geschichte auf, der materielle Erfolg ist ihm der höchste historische Richter, der Ruhm verklärt mit seinem Strahle jede blutige Untat. Nur eine Störung der natürlichen Ordnung, nur die dämonischen Mächte des Verrats und der Verschwörungen, vornehmlich des entsetzlichen Königsberger Tugendbundes, konnten Frankreich der Weltherrschaft, die ihm gebührte, berauben. Der 18. Brumaire veranlaßte den mit dem Glücke verschworenen Geschichtschreiber, eine Philosophie der Staatsstreiche darzulegen, welche dereinst ein gelehriger Schüler mit buchstäblicher Folgsamkeit an dem Leibe des Lehrers selber vollstrecken sollte. Und dies Evangelium des Bonapartismus ward von dem Gegner Lamartine als das Buch des Jahrhunderts gefeiert! — Die Armee lebte und webte in der Geschichte der napoleonischen Kriege, sie kannte jeden Helden der kaiserlichen Tage, von dem Leibmameluken Rustan bis herauf zu dem großen Cambronne, der das schöne Wort „Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht" — *nicht* gesprochen hatte, und blieb dabei so lächerlich unwissend in der Geschichte der feindlichen Heere, daß Marschall Soult in den dreißiger Jahren sich bei unserem General Brandt

teilnehmend erkundigen konnte nach dem Befinden des verdienten preußischen Artilleristen Scharnhorst. —

Das Fortwirken eines gestürzten politischen Systems ohne den Beistand einer starken Partei ist meines Wissens eine beispiellose Erscheinung. In Frankreich trat sie ein. Der Bonapartismus lebte als eine gewaltige Macht in den Institutionen des Staats, in den politischen Gewohnheiten und der Phantasie des Volks. Eine zahlreiche, gebildete, klare Ziele verfolgende Partei des Bonapartismus bestand nicht bis zum 2. Dezember. In den ersten Jahren der Restauration ertönt noch bei den Aufständen zu Lyon und Grenoble der Ruf: „Es lebe Napoleon II.", und vor dem Café Foy im Palais Royal kommt es gelegentlich zu blutigen Raufereien zwischen kaiserlichen Offizieren und Legitimisten. Noch im Jahre 1817 schrieb Gneisenau mit dem Scharfblicke des Hasses: wenn Napoleon heute wiederkehre, so werde er schrankenloser regieren denn je; solange noch ein Soldat des Kaisers atme, könne das ehrgeizige und rachsüchtige Volk nie zur Ruhe kommen. Selbst Duvergier de Hauranne muß gestehen, daß um jene Zeit die Herrschaft des Königs von Rom oder des Prinzen Eugen auf zahlreiche Anhänger rechnen durfte. Indes nach dem Abzuge der fremden Truppen wirft sich die Nation mit Leidenschaft auf die parlamentarischen Kämpfe; die letzten kümmerlichen Lebenszeichen des Bonapartismus verschwinden. Die bonapartistische Partei zieht sich in das Dunkel zurück, sie hat ihre Hände in jeder Verschwörung; Verwirrung, Anarchie ist vorderhand ihr nächstes Ziel. Der Abbé Grégoire, dessen Erscheinen in der Kammer eine so tiefe Erschütterung des parlamentarischen Lebens hervorrufen sollte, wurde gewählt in Grenoble, einem der wichtigsten Lager des Bonapartismus. In jenen geheimen Gesellschaften Lafayettes und seiner Spießgesellen wurde stillschweigend das Bündnis zwischen den Bonapartisten und den Radikalen abgeschlossen. Aber an die Erneuerung des Kaiserreichs glaubte augenblicklich niemand.

Erst eine späte Zukunft sollte erfahren, daß der heilige Ernst der Geschichte nicht ungestraft mißbraucht wird zu den Spielen der Eitelkeit. Mochte in diesem lärmenden Geschlechte das goldene Kalb bei den einen „Napoleon", bei den anderen „1789" heißen — Götzendienst trieben jene wie diese. Hinter der modischen Vergötterung der Revolutionszeit verbarg sich eine maßlose Selbstüberhebung der Nation, die sich wieder gern das messianische Volk der Freiheit nannte, und eine ebenso leichtfertige Mißachtung anderer Völker. Man verkannte die Wahrheit, daß die treibenden Kräfte der Geschichte allgegenwärtig und ewig wirken. Man wollte nicht sehen, daß der alte eherne Bau des englischen Staats an der Freiheit der modernen Welt zum mindesten den gleichen Anteil hat wie die französische Revolution. Man erkannte noch weniger, daß Deutschlands Schwert die edle Mannigfaltigkeit der europäischen Gesittung

gerettet, Deutschlands Denker die Welt wieder erinnert hatten an das unveräußerliche Recht des Volkstums. Und am allerwenigsten mochte man begreifen, daß Preußen mit seiner Gemeindefreiheit, seinem Volke in Waffen den Grundbau geschaffen hatte für ein Gemeinwesen, das an Lebenskraft dem Beamtenstaate der égalité nicht nachstand. Der Grundgedanke jener ungeheuerlichen Geschichtsverfälschung lag in der Vorstellung: Europa ist verpflichtet, Frankreich zu bewundern, und wenn ein Beherrscher der großen Nation den Weltteil zwingt, dieser Pflicht zu genügen, so ist ihm alles erlaubt! Wie nun, wenn jene eitle Selbstbespiegelung, jene Vergötterung der Revolution und des Kaiserreichs, womit die Gebildeten spielten, auch in die Massen drang? In jene Massen, die noch naiv und derb empfinden, die niemals schwärmen, ohne zugleich zu wollen?

Und so geschah es. Schon der Kaiser selbst hatte sich trefflich auf das Sprichwort verstanden: give me the ballad-making and I will rule the people. Bänkelsänger mußten den Ruhm der großen Armee verkünden, Wachsfiguren und Bilderbogen zeigten dem Bauern die Züge des Kaisers und seiner Helden. Die alte Teilnahme des kleinen Mannes für den Plebejer, der den Großen bewies, was eines Menschen Kraft vermag, wurde jetzt von den Bourbonen wie in gottgesandter Verblendung gesteigert durch den wahnsinnigen Krieg gegen alle kaiserlichen Erinnerungen. Hier ließ ein Präfekt das Bild des Menschenfressers Bonaparte mitsamt einem lebendigen Adler verbrennen, dort warf man einen alten Soldaten in den Kerker, weil er einen Knopf mit dem Adler an seinem Kittel trug. Unablässig spürte die Polizei nach den Statuetten und Brustbildern des Kaisers, die, versteckt in Stockknöpfen und Dosen mit doppeltem Boden, feilgeboten wurden. Die Statue von der Vendomesäule stand lange wohlgeborgen, mit dreifarbigen Bändern geschmückt, in der Werkstatt eines treuen Künstlers — bis die Bourbonen sie aufgreifen und einschmelzen ließen für das neue Denkmal jenes Heinrich IV., den das Volk nicht mehr kannte. Dann strömten in die Dörfer die Veteranen, bedeckt mit Wunden, unversorgt, beleidigt von den neuen adligen Leutnants, die nie Pulver gerochen; „und ein jeder ward ein improvisierter Homer des kaiserlichen Heldengedichts" — so sagt ein Orleanist, Graf Montalivet. Sogar das Gesetzbuch des Reiches muß den Namen seines Begründers ablegen; bis in die neutralen Hallen der Akademie werden die Anhänger des Kaisers verfolgt. Selbst im Auslande ward die Masse nicht müde, sich mit dem dämonischen Manne zu beschäftigen. Die Phantasie der Orientalen verschmolz dies Heldenbild mit einem anderen Meteore aus ferner Vorzeit; die Beduinen erzählten auf dem Wüstenritt von dem Frankensultan Iskander (Alexander), der nach zweitausend Jahren wieder morgenwärts gezogen sei. Die Palermitaner wußten, der große Insulaner werde einst wieder erscheinen und die Bergmasse des Monte Pelle-

grino in das Meer stürzen. In Thüringen raunte das Volk, daß der Imperator den Rotbart im Kyffhäuser abgelöst habe. Und überall glaubte die Menge, ein solcher Mann könne nicht sterben.

Nun gar in Frankreich warf sich die unsterbliche Neigung des Volks, große Erinnerungen zu personifizieren, ausschließlich auf diesen Helden. Er war der gros papa, der père la Violette und vor allem der kleine Korporal. Man kennt den Einfluß und das Selbstgefühl der alten Unteroffiziere in allen Berufsarmeen; haben doch noch im Feldzuge von 1859 die Zuaven den König von Italien zu ihrem Ehrenkorporal gewählt. Gerade diese Klasse hatte sich der Kaiser mit seiner Meisterschaft der Menschenbehandlung blindlings gewonnen; wenn er ihrer gedachte, so durfte er zuversichtlich sprechen: Wer mein Andenken angreift, beißt auf Granit. Auch in jenen Provinzen des Südens, wo einst der Pöbel den flüchtigen Kaiser beschimpfte, konnte der kleine Mann der Propaganda der Veteranen in die Länge nicht widerstehen: es war ja doch Frankreichs Ruhm, davon die Alten erzählten, und der Kriegsfürst blieb mit allen seinen Freveln ein nationalerer Herrscher als die Emigrantenkönige. Hier in den Massen fand und findet der Bonapartismus seine Stärke. Wörtlich erfüllte sich die Weissagung des Chansonniers:

On parlera de sa gloire
Dans le chaume bien longtemps,
L'humble toit en cinquante ans
N'aura pas d'autre histoire.

Napoleon wurde dem Volke der Vertreter, der Inbegriff der modernen Geschichte.

Das seltsamste in diesem Werdegange der napoleonischen Legende ist die Mitwirkung des Auslandes. Jener Bund der legitimen Höfe und der volkstümlichen Kräfte, welcher den Kaiser stürzte, löste sich alsbald nach dem Siege. Der Kampf für das Recht der Nationen endete mit einer Länderverteilung, die kaum minder willkürlich war als die von Napoleon umgeschaffene Länderkarte; der Krieg für die Freiheit Europas schloß mit jener Diktatur der Heiligen Allianz, die nur wenig milder, doch ungleich gedankenloser schaltete als weiland der Weltherrscher. Eine bittere Verstimmung bemächtigte sich der getäuschten Völker, eine grundtiefe Wandlung des Urteils über die vergangenen Kämpfe trat ein — eine Wandlung, die uns preußischen Patrioten noch heute den Unmut weckt, und die doch notwendig war, wenn das deutsche Leben nicht ganz in Schlummer versinken sollte. Mit einem Worte: die Deutschen gewöhnten sich, den glorreichsten Abschnitt ihrer neuen Geschichte mit den Augen ihrer Feinde zu betrachten. In Preußen, wo die edle Gesinnung der Freiheitskriege niemals völlig verschwand, war das öffentliche Leben erstorben, die Nation heilte in der Stille ihre Wunden, und die Torheit der Dema-

gogenjagd, das Ausbleiben der Verfassung ließ eine reine Freude an dem großen Kampfe nicht aufkommen. Während die Franzosen an den Bildern ihrer Revolution sich nicht satt schauen konnten, ergriff in Deutschland weder die Kunst, noch die Geschichtschreibung mit Eifer den dankbaren Stoff des Befreiungskrieges; und allerdings neigt die Kunst zum Heroenkultus, sie läßt sich williger wecken durch den Glanz eines großen Mannes als durch die Taten eines ganzen Volkes.

Den lauten Markt des deutschen Lebens beherrschten die Liberalen der Kleinstaaten, Männer, die den Heldenzorn des deutschen Krieges nicht mitempfunden, viele Juden darunter, welche, zurückgesetzt durch unverständige Gesetze, das freudige Gefühl deutschen Nationalstolzes nicht leicht erwerben konnten. Auf den rauhen Franzosenhaß der teutonischen Tage folgte eine gleich blinde Vergötterung des französischen Wesens; die Burschenschaft, die so jugendfrisch und deutsch begann, verfiel rasch in Geheimbünde nach dem Vorbilde der französischen Verschwörer. Man darf behaupten, erst die jüngsten zwei Jahrzehnte haben den Süddeutschen das Verständnis der Freiheitskriege erschlossen. Und bald sollte sich die Wahlverwandtschaft offenbaren, welche den trivialen Liberalismus mit der Bureaukratie und dem vaterlandslosen Sinne verknüpft. Kaum wagte die ultramontane Partei in Bayern sich wieder ans Licht, so wünschte der Liberale die Tage Montgelas' zurück, und mancher aufgeklärte Tiroler verfluchte das Andenken Andreas Hofers. Unter dem Rufe „Fort mit dem welschen Rechte" war die Jugend von Westfalen und Berg in den Kampf gestürmt. Jetzt brachte der erste Versuch, den Code Napoléon zu beseitigen, alle rheinischen Lande in Bewegung. Die Gleichheit war diesem demokratischen Jahrhundert wichtiger als das Volkstum. Der Code galt für liberal, weil er die Gleichheit vor dem Rechte unbedingt durchführte und zudem das Schwurgericht gab. Wieder einmal stellte sich die alte Regel her, daß unser Westen mehr Kultur empfängt als gibt; man nahm dankend alle Wunder der französischen Freiheit auf, und mit ihnen den Napoleonskultus, denn der Imperator war der Feind der Feinde des Radikalismus.

Das Gebaren dieser von Grund aus fremdländischen Demokratie bietet eines der widerlichsten Bilder der deutschen Geschichte. Jahraus, jahrein eilten die Hitzköpfe unserer Jugend nach der Stadt der Freiheit und priesen die Genialität des ersten Volkes der Welt, das ohne den Druck des deutschen Schulzwanges ganz von selber zu Mut und Freiheit, Geist und Schönheit sich erziehe. Wenn Börne, ein Gegner Napoleons, vor der Vendomesäule stand, so fragte er: Wird die deutsche Binse dadurch stärker, daß der Sturm die Eiche umwarf? — und vergaß nur die Kleinigkeit, daß wir der Sturm waren. In solcher Verkleinerung der deutschen Taten, solchem Schmähen auf das Vaterland war die ganze Richtung einig, und bald fanden sich einige kecke Köpfe, welche die Folgerung

zogen und offen als Napoleonspriester auftraten, so vornehmlich Heinrich Heine. Die Wut gegen Preußens „potsdämliche Junkersprache" und jene nichtige Gefallsucht, welche durch die Verherrlichung des Genius zugleich das eigene Genie verklären will, entlocken dem Dichter das häßliche Buch Le Grand. Nur die vollendete Charakter- und Gedankenlosigkeit der Männer des Wiener Hofes erklärt das Rätsel, daß zu dem radikalen Dichter sich als Zweiter Herr von Zedlitz gesellte: der allbereite Lobredner des Fürsten Metternich wand dem Korsen Totenkränze und überbot noch den Götzendienst der Franzosen. Noch wichtiger wurde, daß auch die unpolitische Unterhaltungsliteratur auf den modischen Kultus einging: zahllose Novellisten und Lyriker, so Wilhelm Hauff in seinem „Bilde des Kaisers", verherrlichten ohne arge Absicht das kaiserliche Heldentum.

Auch in Deutschland spielt die napoleonische Legende zumeist in den Massen. Auch wir hatten unsere napoleonischen Veteranen; dem sächsischen Heere galt der Tag von Moskwa, dem bayrischen der Donaufeldzug von 1809 als sein höchster Ruhm. Wer die altfränkischen Häuser unseres Südens durchwandert, wird auf unzählige Napoleonsbilder, dann und wann im vormaligen Vorderösterreich auf ein Bild des Erzherzogs Karl und der Schlacht von Stockach, doch fast nie auf ein altes Bild von Blücher oder Stein stoßen. In einem Bauernwirtshause hoch im Schwarzwald sah ich einst ein vergilbtes Jahrmarktsbild aus den zwanziger Jahren. Ein Tier mit drei Leibern und einem Kopfe (seltsamerweise hat die deutsche Zahmheit statt eines unparlamentarischen Tieres den harmlosen Hirsch gewählt) liegt faul und dumm im Walde; zwischen den Bäumen erhebt sich glorreich der Schatten Napoleons; darunter die Verse:

Du siehst uns hier im Freien
Mit einem Kopf beschwert.
Nun rate, welchem von uns dreien
Der eine Kopf gehört.

Nach dem Tode Hudson Lowes widmeten deutsche radikale Flugschriften dem Manne, welchen einst Gneisenau mit seiner Freundschaft beehrt, den melodischen Nachruf:

So birgst du endlich, Grab, das Ungeheuer,
Verspieen von der Menschheit, wie der Geier usw.

Ein Kenner des ungekämmten Teiles unserer Literatur mag leicht Seitenstücke anführen. Die radikalen Schmutzblätter der dreißiger Jahre wimmeln von boshaften Anspielungen auf den Kaiser. „Napoleons Erwachen oder: Er lebt noch. Traum eines legitimen Fürsten" — so betitelte sich ein Artikel in Hundt-Radowskys Geißel, wonach die deutsche Polizei mit besonderem Eifer fahndete. Wie bedeutungslos auch dies Treiben sein mag — ein Franzose, der nur oberflächlich hinschaute, konnte um

jene Zeit mit einiger Wahrheit sagen, daß die Verehrung seiner Landsleute für den liberalen Kaiser in den deutschen Kleinstaaten geteilt werde.

Ungleich stärker und besser berechtigt war das Wiedererwachen der napoleonischen Begeisterung in Italien. Der Kaiser blieb der größte der Italiener, er hatte den heiligen Namen des Landes aus tausendjährigem Schlaf erweckt, uralte Unordnung durch moderne Gesetze gebändigt, durch Taten ohnegleichen unruhigen Ehrgeiz in die Herzen der ermatteten Jugend gegossen. Auf Elba regte sich ihm dann und wann das italienische Blut, und er versprach: „Ich bin in Paris ein Cäsar gewesen, ich werde in Rom ein Camillus sein." Auf den neuen Alpenstraßen, in der cäsarischen Arena der lombardischen Hauptstadt, in ihrem Dome, der aus Trümmern auferstand, an ihrem Siegesbogen, dem der Kaiser den Alexanderzug des größten modernen Bildhauers bestimmt hatte und der nun die Taten Österreichs verherrlichen mußte — auf Schritt und Tritt in seinem Norden begegnete der Italiener den Spuren des großen Landsmannes. Sein Königreich Italien war doch ein menschlicheres, volkstümlicheres Regiment als die Herrschaft des österreichischen Stocks und der bourbonischen Folter. Unter dem dumpfen Drucke der neuen Fremdherrschaft verschwindet allmählich jener Franzosenhaß, den Alfieris Muse der Jugend gepredigt. Niccolini hatte einst mit lautem Zornruf den Sohn Italiens, der über die Alpen niederstieg, gewarnt vor den Wegen des Brennus und nur Hohn gefunden für die Inschrift der französischen Siegesmedaille: l'Italie délivrée à Marengo; jetzt sang er doch Lieder der Verachtung über die Zwerge, die auf dem Grabe des Riesen tanzten. Der menschlichen Trauer über den Untergang einziger Größe gab dann Manzoni hinreißenden Ausdruck in jener mächtigen Ode, die mit genialem Griffe das Wesentliche aus den Wundern des Kaiserreichs heraushebt — e il lampo dei manipoli e l'onda dei cavalli — und darum allein alle anderen Werke der napoleonischen Dichtung aufwiegt. Der junge Santa Rosa fluchte in seinen Erstlingsschriften dem Tyrannen, der die Schneefelder Rußlands mit italischem Blute gerötet; als reifer Mann befreundet er sich den Franzosen und Napoleoniden. Gleich ihm Massimo d'Azeglio, der Sohn des piemontesischen Emigranten. Und in jenem schönen Briefe, den Papst Pius VII. zur Tröstung der Mutter Napoleons schrieb, spricht nicht bloß der liebenswürdige Mensch, nicht bloß der Papst, dessen Kirche dem Kaiser die Herstellung dankte, sondern auch der Italiener. Die Carbonari, vordem die Feinde Murats, standen jetzt im Bunde mit den Napoleons. Unausrottbar lebte der Bonapartismus in den Herzen der Offiziere der alten italienischen Armee. Sie hatten unter dem Korsen den Ruhm der nationalen Waffen zum ersten Male erneuert, jetzt waren sie die geborenen Führer jedes Aufstandes gegen die Österreicher — gleichwie die Graubärte der polnischen Lanzenreiter des Kaisers in ihrer Heimat die

napoleonische Religion zum Gemeingute der Patrioten erhoben und in jedem Kampfe gegen die Russen voranstanden.

Selbst unter den Spaniern, die soeben noch voll gräßlichen Hasses gegen den Usurpator gefochten, begann jetzt eine Sinnesänderung. Schon während der hundert Tage versuchten spanische Liberale, die den Greueln der bourbonischen Reaktion entflohen, sich dem Kaiser zu nähern, und als acht Jahre darauf die französischen Bourbonen den wankenden Thron ihres spanischen Vetters herstellten, da drängten sich die napoleonischen Veteranen in das Freiheitsheer der Cortes. In Belgien errichtete das dankbare Verviers eine Bildsäule des Kaisers, der den Gewerbfleiß der Stadt in Schwung gebracht. In England gestattete die Energie des nationalen Stolzes, die Gesundheit des Staates dem Bonapartismus niemals eine weite Verbreitung. Dennoch konnte dort schon in dem Jahre der Schlacht von Waterloo eine Medaille zu Ehren des Korsen geschlagen werden. Ein Teil des Whig-Adels, Lord und Lady Holland, Lady Blessington und ihr Kreis, bewahrten dem Feinde der Torys schwärmerische Verehrung. Dann erhob Byron seine Stimme gegen den Triumph der kleinen Seelen über das Genie, und ihm folgten, ohne die Mäßigung, ohne den Edelsinn des Meisters, einzelne radikale Schriftsteller.

Die phantastische Freude der Welt an dem Bilde des Helden blieb ohne unmittelbare politische Ergebnisse, solange Napoleons Erbe als ein Gefangener lebte. Es war, als hätten die Napoleoniden sich geteilt in die beiden feindlichen Prinzipien, welche in dem Kaiser verkörpert waren. Die übrigen Glieder der Familie nahmen die revolutionären Traditionen des Hauses auf, der Herzog von Reichstadt erbte den Absolutismus des Vaters. Wenn man den schwächlichen jungen Menschen mit den schönen Zügen des Vaters sah, wie er über seinen Karten brütete oder mit leidenschaftlicher Hast sein Bataillon drillte, oder wie er blitzenden Auges rief: „Nur an der Spitze eines Heeres kann ein Napoleon nach Frankreich zurückkehren, wahrhaftig nicht als ein Verschwörer, als eine Puppe der Liberalen" — dann fühlte man wohl, daß echtes Napoleonsblut in diesen Adern floß. So war der Alte gewesen in jenen letzten Tagen der Hoffart, da er von der Legitimität der vierten Dynastie sprach und über „seinen unglücklichen Oheim" Ludwig XVI. mit verwandtschaftlicher Teilnahme redete. Der schlechten Verse, die Barthelemy an „den Sohn des Mannes" richtete, bedurfte es wahrlich nicht, um jedes menschliche Mitgefühl für dies unsagbar traurige Dasein zu gewinnen, für diesen Jüngling, der schuldlos auf seinen Schultern die Sünde und das Unglück welterschütternder Kämpfe trug.

Während der Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden hatten Richelieu und Pozzo di Borgo den Vorschlag aufgebracht, den Erben Na-

poleons für den geistlichen Stand zu erziehen — einen Plan, den der alte Kaiser immer als das schrecklichste Unglück für sein Haus betrachtete. Die großen Mächte fanden den Gedanken annehmbar, und das preußische Kabinett schrieb noch drei Jahre später: „Der geistliche Beruf würde das Glück des Prinzen nicht beeinträchtigen und jedermann sonst beruhigen." Indes überzeugte sich die Hofburg bald, daß dieser Feuergeist nicht zum Pfaffen tauge. Kaiser Franz ernannte den jungen Napoleon zum Herzog von Reichstadt; doch wurde diese Würde, auf Preußens Vorstellung, ausdrücklich nur dem Prinzen persönlich, nicht seinen Nachkommen verliehen. Man hielt stillschweigend fest an der Absicht, daß Napoleons Stamm aussterben müsse[1]. Das vielgeglaubte Märchen, daß Kaiser Franz seinen Enkel durch frühe Ausschweifungen zugrunde richten ließ, ist freilich längst widerlegt; man hat an dem jungen Prinzen keine anderen Erziehungsmittel angewendet als jene alterprobten, wodurch von jeher brauchbare Erzherzöge gebildet wurden. Trotzdem bleibt die Erziehung des Herzogs von Reichstadt ein würdiges Seitenstück zu jener wohldurchdachten Mißhandlung der Gefangenen des Spielbergs, welche der väterliche Kaiser in eigener Person leitete. Während die österreichische Gemahlin Napoleons ihre Tröstung findet in schamlosem Ehebruch, in den Umarmungen des Feldmarschalleutnants Neipperg, der nichts besaß als die zweideutigen Verdienste eines schönen Mannes, wird der Sohn durch den Großvater grundsätzlich seinem Volke, seinem Hause entfremdet. Selbst den großen Namen Napoleon muß er verlieren, der Erzherzog Franz Joseph Karl wird in der gehaßten deutschen Sprache aufgezogen. Als dann dem frühreifen Knaben immer lockender und bestimmter die Erinnerung aufsteigt an die Tage, da er ein König war, an den goldenen Ziegenwagen, der ihn einst in den Baumgängen des Tuileriengartens durch das Getümmel der zujauchzenden Pariser führte — da müssen ihm endlich einige Absolutisten vom reinsten Wasser die Wahrheit über seinen Vater sagen, was man so Wahrheit nannte an diesem Hofe! Nun grübelt der Unglückliche über den verheißenden Worten des Dichters: „Mut, Mut, du Göttersohn, vertrieben aus dem Tempel, du trägst auf deiner Stirn des heil'gen Ursprungs Stempel!" Jedermann in Schönbrunn wußte, wie bang der argwöhnische Despot dem Mannesalter dieses Enkels entgegenzitterte. Schon im Jahre 1817 schrieb der württembergische Gesandte Wintzingerode: „Hier in Wien fängt man an, sich vor dem Heranwachsen und Mündigwerden des Bundestages noch weit mehr zu fürchten als vor dem des jungen Napoleon." Welch ein Schicksal, goldene Tage der Kindheit unter der mißtrauischen Bosheit unversöhnlicher Feinde!

[1] Nach den Berichten des preuß. Gesandten General Krusemark in Wien 4. und 11. Februar 1818 (Hdschr.). Daß Napoleon I. den Plan durchschaute, zeigen die Mémoires du roi Joseph (X, 268).

Les rois m'adoraient au berceau,
Et cependant je suis à Vienne!

Mußte die flache Nichtigkeit der Österreicherin und das Leiden ihres Sohnes jedes französische Herz empören, so nahm die Mutter Napoleons eine vielleicht noch tiefere Teilnahme in Anspruch. Ein Gefühl frommer Scheu folgt, solange Menschen leben, den Müttern großer Männer: die antike Dichtung besitzt wenige so erschütternde Stellen wie jene im Juvenal, wo der Dichter der Messalina zürnt, daß sie den Geburtsleib des großherzigen Britannicus durch die Sünden ihrer wüsten Nächte entheiligt habe. Hier nun die Mutter so vieler Könige und des ersten Mannes der Zeit, die ihr Schicksal mit der Würde einer römischen Matrone trägt, überall mit Worten schneidenden Jammers das Mitleid anruft für „meinen großen und unglücklichen Verbannten von St. Helena" — „ich bin in Wahrheit die Mutter aller Schmerzen", schreibt sie dem Kardinal Consalvi — und doch mitten im Elend nicht einen Augenblick den Glauben an den Stern ihres Hauses verliert; — diese bleiche Duldergestalt mit dem tiefdunklen Korsenauge, im schwarzen Trauerkleide, den Turban der kaiserlichen Zeit um das graue Haar geschlungen — war das ein Menschenbild, das man vergessen konnte?

Das Haus der Napoleoniden war durch einen Machtspruch des Wiener Kongresses „im Interesse der öffentlichen Ruhe" unter die Aufsicht Europas gestellt. In jedem der wenigen Länder, die sie betreten durften, wurde die Gesandtschaft der fünf Mächte mit ihrer Überwachung betraut, die Obrigkeit für ihr Wohlverhalten verantwortlich gemacht. — Nicht ohne Grund kehrt in den Klagebriefen der verbannten Bonapartes immer das Schlagwort wieder: wir wollen lieber unter den Bourbonen oder in Preußen leben, als eine solche Mißhandlung ertragen! Mit blindem Hasse verfolgten die Bourbonen das Haus ihres Todfeindes. Ein drakonisches Gesetz verbot allen Verwandten Napoleons, selbst ihren Frauen und Kindern, bei Todesstrafe, den Boden Frankreichs zu berühren. Auch der harmlose Onkel Fesch durfte in seinem Bistum Lyon nicht wieder erscheinen. Selbst die im Rechte begründeten Geldforderungen der Bonapartes wurden zurückgewiesen. Wieder und wieder bedrängten die Bourbonen in Neapel den Papst, daß er die unheimlichen Flüchtlinge ausweise. Würdiger, doch ebenfalls feindselig verhielt sich der von dem Kaiser so unvergeßlich beleidigte preußische Hof. Der König in seinem gerechten Sinne unterstützte, soweit sie billig, die Geldansprüche der Napoleoniden. Doch die preußische Grenze sollte ihm keiner aus dem gefährlichen Stamme überschreiten; seine Gesandten im Auslande erhielten Weisung, die Verdächtigen aufs schärfste zu beaufsichtigen. Der österreichische Hof war, nachdem er einmal jene schmähliche Familienverbindung eingegangen, nicht mehr in der Lage, seinen Verwandten den Aufenthalt in den Kronlanden

geradezu zu verbieten. Er entschädigte sich durch ein System kleinlichster polizeilicher Quälerei und Spürerei. Wie oft erkundigte sich Fürst Metternich, der es nicht lassen konnte, seinen eigenen Büttel zu spielen, in eigenhändigen Briefen ängstlich nach dem Treiben der Herzogin von St. Leu oder des Grafen von Montfort. Kaum geht das Gerücht, daß Graf Posse, ein Schwiegersohn Lucians, zum schwedischen Gesandten in Italien ernannt werden solle, so schreibt der Staatskanzler augenblicklich an den Herzog von Modena, fordert ihn auf, gegen diesen Plan zu protestieren. Am mildesten noch verfuhr der mit Hieronymus und den Leuchtenbergs verwandte russische Hof; mehrmals haben seine Diplomaten die Bonapartes vor grober polizeilicher Verfolgung geschützt. Doch alle Unbill der großen Mächte ward überboten durch die empörende Mißhandlung, welche das Haus Jeromes von einem der eifrigsten Knechte des Usurpators erfahren mußte. Kein Fürstenhaus war dem Kaiser tiefer verpflichtet als das württembergische; denn „vor Napoleon", so klagen beweglich die Denkwürdigkeiten Jeromes, „hatte es keine württembergische Nationalität gegeben", und alle Welt wußte, daß die fumées de Germanisme weder den König Friedrich noch seine Getreuen im mindesten betörten. Aber kaum ist Napoleons Sturz entschieden, so verlangt der König von seiner Tochter Katharina, sie solle sich trennen von dem Gatten, den er ihr einst selber gegeben. Er empfängt von der edlen Frau, die mit deutscher Treue an dem elenden Gemahle hängt, die würdige Antwort: „Ich habe sein Glück mit ihm geteilt, er gehört mir an in seinem Unglück." Nun läßt der Vater die Tochter gewaltsam in das württembergische Land entführen; dann martert er die beiden Gatten ein volles Jahr hindurch auf dem Ellwangener Schlosse, weil er sich ihres Vermögens bemächtigen will. Ruchlose Händel, welche die ganze Selbstentwürdigung des rheinbündischen Kleinfürstentums an den Tag brachten und dem rachsüchtigen korsischen Blute unvergessen blieben.

So treibt der Haß der Feinde die Familie in das Lager der Revolution, bereitet ihr das Glück, nicht vergessen zu werden. Einige der Bonapartes verweilen in jenem Toskana, wo einst der heilige Napoleon gelebt, die Mehrzahl versammelt sich um Madame Mère in Rom. Sie knüpfen die alten italienischen Beziehungen wieder an, verschwägern sich, auf Befehl des Kaisers, mit den großen römischen Geschlechtern. Der Entthronte hoffte, daß dereinst noch ein Bonaparte den päpstlichen Stuhl besteigen werde: il faut s'emparer de Rome. Es sind keineswegs vornehme Herren, sie zeigen alle etwas von der schäbigen Eleganz des tailleur endimanché, aber sie versinken auch nicht in jene nichtige Leere, welche legitime Prätendenten auszuzeichnen pflegt. Die einen sind literarisch beschäftigt, die anderen dienen den radikalen Mächten der Zeit: ein Bonaparte kämpft und fällt unter den Philhellenen bei Spetzä, ein zweiter tritt in das Heer der Vereinigten Staaten. Die Napoleoniden stehen im Briefwechsel mit

allen Enden der Welt; rastlos reist ihr getreuer Abbatucci hin und her. Sie schüren an jeder Verschwörung, die Italien erschüttert, bringen sich von Zeit zu Zeit durch einen berechneten auffälligen Schritt den Zeitgenossen in Erinnerung. Hieronymus beschwört den englischen Prinzregenten in einem erschütternden Briefe, man möge ihn hinüber lassen nach St. Helena, um den unglücklichen Bruder zu trösten, sucht nebenbei eifrig, doch leider vergeblich, nach jenen unschätzbaren Briefen, welche die legitimen Fürsten einst dem glücklichen Napoleon zu Füßen gelegt — und was der Gaunerei mehr ist.

Als die Rührigsten unter den Napoleoniden erscheinen die Beauharnais — zugleich als die Liebenswürdigsten, denn sie sind frei von jenem Zuge der Gemeinheit, der allen echten Bonapartes unvertilgbar anhaftet. Eugen suchte jetzt die Schwäche, die er bei dem Sturze seines Stiefvaters gezeigt, durch emsige geheime Tätigkeit zu sühnen. Hochbeliebt bei der Bürgerschaft, lebte er als königlicher Prinz in München, um ihn eine kleine Kolonie unzufriedener Franzosen. Sein Adjutant General Bataille war bei Mailand begütert und hielt die Verbindung mit den Patrioten des Königreichs Italien im Gange. Der Prinz selbst fuhr häufig nach Augsburg hinüber zu seiner Schwester Hortense, ließ seine ergebene Frau von Abel in geheimen Aufträgen reisen, spann mit Gourgaud und den beiden Las Casas, als diese aus St. Helena zurückkehrten, an den Fäden der napoleonischen Legende. Wie oft auch Fürst Metternich warnte, dieser deutsche Herd des Bonapartismus blieb ungestört; viele Postbeamte und der Münchener Polizeidirektor selber zählten zu Eugens Vertrauten. Noch bestand am Hofe und im Heere eine starke bonapartistische Partei; König Max Joseph sagte einst dem bourbonischen Gesandten rundheraus: il vous faut un Eugène[1]! —

Ebenso unermüdlich wirkte Hortense, die geistreich heitere leichtfertige Frau, die durch den Zauber ihrer Unterhaltung selbst den strengen alten Schlosser zu fesseln wußte. Sie machte wahr, was ihr Stiefvater vorausgesagt: elle embellira mon histoire. Weiland der Liebling des Kaisers und der Pariser, hatte sie schon der Bewegung der hundert Tage in der Stille vorgearbeitet und war noch nach Napoleons zweitem Falle, das Gold mit vollen Händen spendend, in Paris geblieben, bis General Müffling sie auswies. Nun spielte sie in Augsburg die bürgerfreundliche Fürstin, stand im regen Briefwechsel mit Neys ehrgeiziger Witwe. Nachher in Rom warb ihr gastfreier Salon dem Bonapartismus zahlreiche Anhänger unter den vornehmen Reisenden, manche Bundesgenossen, die ihr Sohn einst benutzen sollte. — Doch die Herstellung des Kaiserreichs war aussichtslos, solange der einzig mögliche Prätendent Napoleon II. unter der Gewalt

[1] Über diese wenig bekannten Verhältnisse geben die verständigen und sorgfältigen Berichte, die der preußische Gesandte General Zastrow in den Jahren 1817—22 aus München erstattete, vielfache Belehrung. (Hdschr.)

des Wiener Hofes stand. Selbst der begabteste und radikalste der Brüder des Kaisers, der Graf von Survilliers, Joseph Bonaparte, hielt sich still auf seinem Landsitze am Delaware und wies Lafayette von sich, als dieser héros des deux mondes auf seiner Triumphreise durch Nordamerika ihn besuchte und ihm von der Erhebung des Königs von Rom redete.

Noch fehlte der Mann, der die zerfließenden Hoffnungen der Napoleoniden zu einem festen Gedanken verdichtete; noch war die Angst des Bürgertums vor den kriegerischen Schrecken des Kaiserreichs stärker als die phantastische Verehrung für den Helden; noch glaubte Frankreich an eine parlamentarische Zukunft. Die Bonapartes gingen leer aus, als die Priester und Emigranten sich des Königs Karl bemächtigten und das Bürgertum zu gerechter Notwehr trieben. Eine revolutionäre Regierung begann. Sie rühmte sich, wie seitdem alle, die ihr folgten, daß sie die weit auseinanderstrebenden großen Erinnerungen des Landes sämtlich in sich vereinige. Man wähnte die letzten Früchte der Revolution gereift, und die Erfahrung weniger Jahre lehrte, daß der Geldadel den unwandelbaren napoleonischen Beamtenstaat mit der ganzen Plumpheit zahlungsfähiger Moral für seinen Vorteil ausbeutete.

III. Die goldenen Tage der Bourgeoisie

Heidelberg 1868

Irgendwo in einem seiner feinen Lustspiele läßt Emil Augier einen muntern Bruder sagen: „Wir gleichen jenem Manne, der in einem Monate sieben Schnupfenanfälle hatte und sie alle wieder los ward, nur nicht den ersten. So hat auch Frankreich alle seine Revolutionen glücklich überstanden, nur nicht die erste." Der Scherz ward seinerzeit viel belacht, denn er drückt in pikanter Wendung das nationale Vorurteil aus, als wäre in dem gesegneten Jahre 89 die politische Weisheit leibhaftig auf die Erde niedergestiegen, und alle Zukunft hätte nur die Aufgabe, die Heilswahrheiten jener Offenbarung zu verwirklichen. Dieser Glaube stand den Franzosen niemals fester als in den ersten Monaten nach der Juliwoche, da die europäische Welt mit gerechter Bewunderung auf die Pariser schaute. In einmütiger, hochherziger Erhebung hatte die Hauptstadt die Charte gegen den Staatsstreich des Hofes verteidigt, mitten im Strudel des Kampfes nie die patriotische Schonung für den einheimischen Soldaten vergessen. Der Sieg der Revolution über das alte Regime schien jetzt erst vollendet. Die alte Dynastie und die Adelskammer waren verschwunden, und damit jene Mächte, die bisher allein, so wähnte man, dem Lande die Früchte des Jahres 89 verkümmert hatten. Frankreich — sagt die revidierte Charte — nimmt seine Farben wieder an. Jenes zweifelhafte, aber höchst freisinnige Tier, welches man übereingekommen ist den gallischen Hahn zu nennen, beginnt wieder zu krähen. In dem Wappenschilde der großen Nation prangt als sinnvolles Bild — ein aufgeschlagenes Buch mit der Inschrift: Charte von 1830; die verhaßten Lilien läßt der neue Bürgerkrieg sogar aus seinem Familienwappen verschwinden. Nicht allein die Schwarmgeister der radikalen Jugend, wie unser Heine, meinten einen goldenen Völkerfrühling zu schauen, als die Zauberworte „Lafayette und die Trikolore" erklangen; auch ernste staatskundige Männer, wie Dahlmann, freuten sich des gerechten, maßvollen Widerstandes. Und nicht bloß nach Italien und den kleinen deutschen Staaten schlug die Pariser Bewegung hinüber. Selbst England spürte zum ersten Male seit Jahrzehnten die Einwirkung des französischen Geistes; derselbe Auf-

schwung der Mittelklassen, der in Paris die Bourbonen stürzte, führte jenseits des Kanales zu der Reformbill.

Abermals trieb überfeiner gelehrter Scharfsinn sein Spiel mit historischen Vergleichungen. Hatten sich nicht, bis herab zu den kleinsten Zufälligkeiten, alle jene Ereignisse wiederholt, welche einst der glorreichen Revolution der Briten vorausgingen? Hier wie dort ein dem Erlöschen nahes Fürstengeschlecht, der Zeit entfremdet, vom Auslande beherrscht; hier wie dort eine Nation, die das alte Unwesen nur darum langmütig ertrug, weil ein der Krone naheſtehender Prinz bald frisches Blut und neue Gedanken auf den Thron bringen mußte — bis plötzlich in beiden Ländern die unerwartete Geburt eines legitimen Thronfolgers die Herrschaft des verhaßten alten Hauses zu verewigen drohte. Mußte nicht in diesen hochgebildeten Tagen das politische Leben ebenso sicher sich berechnen lassen wie der Verlauf einer Mondfinsternis? War es nicht zweifellos, daß Frankreich in dem Herzog von Orleans seinen Oranier, in der großen Woche sein 1688 gefunden hatte — eine Vergleichung, die der Nain jaune schon vierzehn Jahre früher im voraus angestellt —? Was Mirabeau für sein Land ersehnt, die monarchie sur la surface égale, schien endlich verwirklicht; die englische Musterverfassung hatte durch die Vernichtung der Aristokratie eine den demokratischen Sitten Frankreichs entsprechende Verbesserung erhalten. Die längst vollendete soziale Revolution schien ihre politische Sicherung zu finden, da der Grundsatz der Volkssouveränität förmlich verkündigt und die Behauptung, daß die ursprünglichen Rechte der Nation kraft königlicher Gnade verliehen seien, in feierlichster Form zurückgewiesen ward. Die Charte ist fortan eine Wahrheit; die Wissenschaft des französischen Staatsrechts tritt nun in ihre Blütezeit, ihr bleibt lediglich die Aufgabe, die unwandelbaren Sätze der Charte zu erklären. Das neue Regiment vereinigt die Tugenden der Monarchie und der Republik. Die Charte enthält alle Elemente republikanischer Freiheit — so verkündet Lafayette, in jenen Wochen des Taumels der Lord-Protektor der Franzosen. Der König trägt nur die Krone, er darf nicht regieren, er ist „der König unserer Wahl". Rasch und sicher wie eine Palastrevolution fegt der Straßenkampf die alte Dynastie hinweg. In einem Augenblick ist der Herzog von Bordeaux ebenso unmöglich wie sein schuldiger Großvater; erst kommende Geschlechter sollten erkennen, was gerade für dies von Parteien zerrissene Land eine Dynastie von unanfechtbarem Rechte bedeutet hätte. In wenigen Wochen sind 76 von den 86 Präfekten abgesetzt, das unabsehbare Heer der Subalternbeamten zieht mit klingendem Spiele zu den Mächten des Tages hinüber. Nachher erneuern sich in der Vendee die Kämpfe und Siege der republikanischen Zeit. Überwältigend waren die Schläge der großen Woche gefallen; das ermessen wir völlig erst an der fassungslosen Betäubung, welche die Mächte der Heiligen Allianz befiel. Keine Rede mehr in Wien

von der Erhaltung des Bestehenden um jeden Preis; Nachgiebigkeit gegen die unabänderliche Neuerung ward jetzt die Losung, um einige Trümmer noch von der alten europäischen Ordnung zu retten.

Und doch ging der Scharfsinn der Staatsmänner und der Geschichtsphilosophen nochmals in die Irre. Die neue Ordnung in Paris war nur ein Notbehelf, nicht der notwendige Abschluß einer großen politischen Entwicklung. Nicht der neue König und sein Heer, nicht die regierenden Klassen hatten in staatskluger Berechnung den Widerstand begonnen, wie einst in England: das Volk von Paris, die Massen vollführten jene Erhebung, deren Früchte nun anderen in den Schoß fielen. Wenn jede Revolution mehr verspricht, als sie halten kann, wie schwer mußte vollends hier die Masse sich gekränkt und betrogen fühlen, da auf den Barrikaden des vierten Standes ein Regiment der Bourgeoisie sich auferbaute. Noch war der vierte Stand seiner Klasseninteressen sich nicht klar bewußt; doch für das Haus Orleans hatten die Veteranen des kaiserlichen Hauses, die Blusenmänner und Studenten, die in den Vorderreihen des Aufstandes kämpften, wahrhaftig nicht ihre Haut zu Markte getragen. Wilde, unklare radikale Stimmungen beherrschten die Köpfe der Streiter; „hinweg mit jedem Monopole, auch mit dem letzten, mit der Monarchie", lautete das Glaubensbekenntnis der Mehrzahl. Darum tobte nach der Einsetzung des neuen Königtums unter den Massen ein Sturm des Zornes wider die Taschenspieler, welche die Soldaten der Barrikaden um ihren Sieg betrogen; und weit später noch konnte Lamartine die törichte Anklage aussprechen, daß allein Lafayettes Schwäche die Franzosen um die ersehnte Republik gebracht habe. Die Frucht des Sieges mußte notwendig der Bourgeoisie zufallen, weil diese allein in der verworrenen Bewegung ein klares Ziel verfolgte. Die Deputiertenkammer hatte während des Kampfes jene vollendete Feigheit bewiesen, welche seitdem das unveräußerliche Erbteil der französischen Bourgeoisie geblieben ist; doch kaum war der Sieg des Aufstandes entschieden, so wagte sie sich wieder aus dem Dunkel hervor. Was sie gewünscht, der Sturz des aristokratischen Königtums, war vollendet. Jetzt galt es ihr, den Thron und die bureaukratische Amtsordnung zu retten, und nur darum einigten sich die Parteien der Bourgeoisie so rasch über die Erhebung des Herzogs von Orleans, weil jede Zögerung die weitergreifenden Pläne der Republikaner und Bonapartisten fördern mußte.

So haftete denn an dem neuen Regimente schon von seinem Ursprunge her der Makel der Halbheit, der Unwahrheit, der sich in unzähligen durchsichtigen Märchen offenbarte. Das Kind der Revolution war gezwungen, seine Mutter zu verleugnen und zu bekämpfen. Der neue König regierte, so tröstete man die Unzufriedenen, obgleich er ein Bourbon war; und doch leuchtet ein, daß er herrschte, weil er ein Bourbon war, weil die Kammer dem Himmel dankte, neben dem Throne einen der Bourgeoisie geneigten

Prinzen zu finden. Er darf nicht Philipp VII., König von Frankreich heißen, denn eine neue Epoche des popularen Königtums beginnt. Aber auch Philipp I. mag er sich nicht nennen, das hieße den Bruch mit der Vergangenheit förmlich verkündigen; also Ludwig Philipp, König der Franzosen. Das Dasein der Krone ist ein unablässiger Kampf um das Dasein, ein Kampf, der jeden Gedanken an eine schöpferische, für die Dauer wirkende Staatskunst im Keime erstickt. Schon die Namen der politischen Systeme, welche unter dem Bürgerkönige einander ablösen, lassen erraten, wie diese Krone von vornherein mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geschlagen ist. Da finden wir eine „Politik des Zugeständnisses, eine Politik des Widerstandes, der Versöhnung, des Gehenlassens", durchweg ein Leben aus der Hand in den Mund, durchweg das ohnmächtige Bewußtsein, daß die treibenden Kräfte der Zeit außerhalb der Regierung stehen. Niemals hat ein begabter Fürst geringeres Vertrauen gehegt zu seinem Staate. „Sie sind die letzten der Römer," sagt Ludwig Philipp zu seinem Guizot, „die Maschine kann jeden Augenblick zerbrechen; wie ist es möglich, eine liberale Regierung zu führen inmitten dieser absolutistischen Traditionen, dieses revolutionären Geistes?" — und wieder hundertmal zu anderen: „The world will be unkinged; ich sage Ihnen, meine Kinder werden kein Brot zum Essen haben." In der Tat fühlte die weite Welt, daß die Krone auf zwei Augen stand. Jedermann wußte, daß eine mächtige revolutionäre Verschwörung nur auf den Todestag des Königs lauerte, und auch herzhafte Männer stimmten mit ein in Platens Verse: „Viel hangt an ihm; nie war so heilig irgendein fürstliches Haupt, wie seins ist."

Die ersten zehn Jahre des Julikönigtums bilden eine ununterbrochene Reihe von Attentaten und Straßenkämpfen, Meutereien und Aufläufen; noch im Jahre 1846, da längst schon durch harte Strafen und Ausnahmegesetze die äußere Ruhe leidlich hergestellt ist, wird ein Angriff auf das Leben des Königs gewagt. Auf einen so gehässigen, so anhaltenden Widerstand war die Restauration selbst in ihren bedrängtesten Tagen nicht gestoßen. Unter ihr bildeten sich erst die neuen Parteien, die revolutionäre Krone aber hat von Haus aus mit zwei geschlossenen, bestimmte Ziele verfolgenden Parteien zu kämpfen: mit den Republikanern, die sich überlistet sehen, und den Legitimisten, die dem meineidigen Kronenräuber, dem Sohne des Philipp Egalité, nie verzeihen können. Und so ratlos und gedankenlos steht die Krone inmitten des revolutionären Treibens, daß man geradezu sagen darf: sie empfing den Anstoß zum Handeln gemeinhin erst von der Frechheit ihrer Feinde. Fast alle bedeutenden gesetzgeberischen Akte der dreißiger Jahre vollziehen sich unter dem Eindrucke des Schreckens vor radikalen Missetaten; erst Fieschis Höllenmaschine gibt der Regierung den Mut, die berufenen Septembergesetze einzubringen. In der Angst vor jeder Regung der popularen Kräfte, in der Sorge, sie durch kleine polizei-

liche Mittel niederzuhalten, stimmen alle Staatsmänner des Julikönigtums überein: wenn der aufgeklärte Thiers als Minister versichert, die Assoziation sei eine ungeheure Macht und bedürfe darum der Leitung durch den Staat, so meinen wir seinen Gegner Guizot selber reden zu hören. Zuletzt legte die Krone ein feierliches Bekenntnis ihrer Schwäche ab, sie ließ Paris und Lyon befestigen. Sie hoffte, mit einem Schlage ein zwiefaches Ziel zu erreichen, die Sicherung nach innen wie nach außen. Allerdings hatte der König sich schon als Prinz oft mit dem alten Plane Vaubans und Napoleons getragen; den Mut zur Ausführung gab ihm doch erst die Angst vor den inneren Feinden. Die erbitterte öffentliche Meinung war nicht ganz im Irrtum, wenn sie über das versuchte embastillement de Paris lärmte. Niemand glaubte dem törichten Selbstlobe Guizots, der in solchen Schritten ein Unterpfand des Friedens, einen Beweis der Stärke sah: denn unter ähnlichen durchsichtigen Unwahrheiten, unter dem Vorwande, den auswärtigen Frieden zu wahren, hatte ja einst die Gironde die Marseiller Mordbuben nach Paris gerufen, um die Hauptstadt dem Systeme des Augenblicks zu unterwerfen.

Gewiß, die kleinen polizeilichen Künste des Julithrones waren keineswegs erdrückend; ein Bürger der Februarrepublik mochte auf diese orleansschen Tage wie auf eine goldene Zeit der Freiheit zurückschauen. Aber wenn man das Versammlungsrecht unleidlich erschwerte und die Unzufriedenen gewaltsam in geheime Verbindungen trieb, wenn die Pairskammer durch königliche Ordonnanz zum Gerichtshofe für politische Verbrechen bestimmt ward, wenn das Unwesen der geheimen Polizei und der agents provocateurs so üppig wucherte wie weiland unter Napoleon, wenn der Bürgerkönig von den meisten revolutionären Umtrieben und wahrscheinlich auch von dem Frankfurter Wachensturme im voraus unterrichtet war, so mußte ein solches System, gefährlich für jeden konstitutionellen Staat, dem der Revolution entstammenden Königtume schlechthin tödlich werden. Was ließ sich erwidern, als der Prätendent Ludwig Bonaparte höhnend rief: „Unser soziales Leben ist gebunden wie in Rußland oder Österreich, und ihr redet von einem parlamentarischen Staate nach englischem Muster!" Es bleibt doch eine bittere Satire auf die Freiheit des Julikönigtums, daß das zweite Kaiserreich später mit triumphierender Selbstgewißheit jene Festungswerke sprengen ließ, die unter Ludwig Philipp in die grauen Felsen über der Lyoner Arbeitervorstadt La Croix Rousse gemauert wurden. In seiner Angst vor den radikalen Feinden klammert das System sich an jeden Helfer, verbündet sich zuletzt mit seinen geborenen Feinden, den Ultramontanen. Jamais une position nette! lautete Metternichs Klage, sooft er mit dem preußischen Gesandten über die auswärtige Politik der Julidynastie sprach; derselbe Tadel trifft auch ihre Haltung im Innern.

Inmitten solcher Schwankungen der Angst bleibt doch der Grundcharakter des neuen Regiments unwandelbar: die Herrschaft des Mit-

telstandes, der Mittelparteien. Die letzten Trümmer der privilegierten Klassen des alten Regimes brachen zusammen in der Juliwoche; und insofern — aber auch nur in diesem einen Punkte — bildet das Jahr 1830 einen Abschluß der von der Revolution begonnenen Entwicklung. Die Hoffnung, die alten und neuen besitzenden Klassen zu versöhnen, war gescheitert. „Wenn die Pairskammer nicht bestände, so würde ich sie im Verdachte haben, daß sie unmöglich sei", sprach einst zweifelnd Benjamin Constant. Die Sünden der Ultras hatten solche mißtrauische Stimmung der Mittelparteien bis zu offenem Hasse gesteigert und zugleich erhärtet, daß dieser Adel, der eigenen Kraft entbehrend, seine ganze Bedeutung der Gunst des Hofes dankte. Nun fällt die adelsfreundliche Dynastie, und alsbald tritt der Mittelstand — zum ersten und einzigen Male in der Geschichte eines europäischen Großstaates — in den ungeteilten Besitz der geordneten Herrschaft. Wie hat die Bourgeoisie diese Probe bestanden? Sie bewährte nicht nur eine sehr geringe Begabung zur Leitung des Staates, sie offenbarte auch eine Roheit der ständischen Selbstsucht, welche den schnödesten Verirrungen des alten Adelshochmutes würdig an die Seite trat. Das in allen Kolonien feststehende Urteil, daß ein kaufmännisches Regiment die kleinlichste und engherzigste Form der Mißregierung sei, ist durch die französische Bourgeoisie nicht widerlegt, die in der Republik der Niederlande erprobte Erfahrung, daß der Mittelstand eine kühne auswärtige Politik nicht zu führen vermag, ist durch Ludwig Philipp abermals bestätigt worden. Nicht leicht entschließt sich ein Liberaler zu solchem Urteile; aber nach einer langen Zeit kritikloser Selbstlobes bedarf der Liberalismus heute dringend der kalten Selbstprüfung, und wir sind verpflichtet, an die politische Moral der Mittelparteien den allerstrengsten Maßstab anzulegen. Das ist kein Zufall, daß gerade die Anhänger dieser Richtung sich jederzeit gern die edelsten und besten Männer der Nation genannt haben; denn wollen sie sein, was sie zu sein behaupten, so stehen sie nicht zwischen, sondern über den Parteien.

Läßt jenes Urteil über die Mittelklassen sich aufrechterhalten, das, einst von Thierry ausgesprochen, seitdem als ein Glaubenssatz in die liberale Doktrin übergegangen ist? Ist es wahr, daß der Mittelstand danach trachtet, alle über ihm Stehenden zu sich herabzureißen, alle niederiger Gestellten zu seiner Höhe emporzuheben? Gewiß, Frankreichs dritter Stand hat die Herrschaft des Adels gebrochen, er hat seine Rechte im Namen aller erobert und den niederen Klassen die soziale Freiheit geschenkt. Aber schon während der ersten Revolution offenbart er dem scharfen Auge die Züge der Herrschsucht und Selbstsucht. Der dritte Stand ist alles, so verkündet sein Apostel Sièyes und Rabaut Saint-Etienne wiederholt: „Nehmt den Adel hinweg und die Geistlichkeit, und euch bleibt noch immer die Nation!" Die Privilegierten müssen ihre

Wiederaufnahme in den dritten Stand verlangen — so hallt es wider auf allen Gassen, da der dritte Stand durch eine Usurpation die große Revolution beginnt. Als er jetzt im Juli zum Regimente gelangt, zeigt er sofort alle Untugenden einer herrschenden Kaste. Sehr wahr bemerkte Fürst Metternich zu dem Grafen Maltzan, daß der Mittelstand nach dem Sturze des Adels eben aufhöre, der Mittelstand zu sein. Weder Thron noch Altar sind diesen Menschen heilig, heilig allein das Geld. Der gesamte Staat wird als eine Aktiengesellschaft eingerichtet — der hundertmal grundlos gegen das konstitutionelle System gerichtete Vorwurf trifft in diesem Falle vollkommen zu. Fast alle politischen Rechte sind an Besitz und Steuerzahlung gebunden. Eifersüchtig, wie nur je der Adel über den Ansprüchen des blauen Blutes, wacht die Bourgeoisie über den Vorrechten des Beutels. Wenn drei Millionen Franzosen in der Nationalgarde die Waffen führen sollten, aber kaum 200 000 das Wahlrecht für die Deputiertenkammer besaßen, so war die Tribüne in der Tat ein Monopol geworden, wie die Radikalen klagten. Engherziger als die Regierung selber verweigert die erste Deputiertenkammer des Bourgeoisregiments jede irgend erhebliche Herabsetzung des für die französischen Vermögensverhältnisse unerträglich hohen Zensus; auch die Bildung ist dem Bourgeois kein Ersatz für das Geld, der niedere Zensus für die Kapazitäten wird verworfen. Nachher, da die demokratische Strömung der Zeit langsam bis in die Kammern dringt, wagt doch nur eine Minderheit die Reform des Wahlgesetzes zu fordern, und dies Verlangen ist einem großen Teile der Opposition nur ein Parteimanöver, den wenigsten das Ergebnis unbefangener Anerkennung für die Rechte der Massen. „Jedes System bedarf der Aristokratie," ruft der Deputierte Jaubert triumphierend, „die Feudalherren unserer Herrschaft sind die großen Kaufleute und Fabrikherren."

Wie die politische so wird auch die soziale Scheidewand, die den Geldadel von der Masse trennt, auf das zäheste aufrechterhalten. Die Konvenienzheirat, von alters her ein Quell schwerer sittlicher und auch politischer Leiden für die höheren Stände Frankreichs, bildet noch immer die Regel; daß der Beutel nur den Beutel freien darf, steht dem Bourgeois fest. Wie weiland der Hofadel in dem Saale des oeil de boeuf mit zynischer Menschenverachtung über die roture witzelte, so sprach jetzt mit wegwerfendem Hohne der Bankherr über den bas peuple, Herr Thiers über die „feile Menge". Und nicht bloß mißachtet wird die Menge, dies herzlose Bürgertum will gar nicht wissen, daß sie Bedürfnisse und Ansprüche hat, die mit dem Klasseninteresse der Herrschaft nicht zusammenfallen. Die Privilegien sind tot, wiederholen die Wortführer der Bourgeoisie unablässig, das Gesetz verbietet niemandem, sich das für das Wahlrecht nötige Vermögen zu erwerben; in Theokratien oder militärischen Monarchien mag die Herrschaft einer Kaste entstehen, niemals durch

influence bourgeoise. „Es gibt keine Klassenkämpfe mehr," ruft Guizot ganz glückselig aus, „denn es gibt keine tief verschiedenen feindlichen Interessen mehr, was noch niemals früher auf der Welt geschehen ist." Jawohl, das war noch niemals auf der Welt geschehen, daß der Sohn einer milden, menschenfreundlichen Epoche, ein hochgebildeter monarchischer Minister des schönsten Berufes der Krone, der Sorge für die Armen und Schwachen, so sündlich vergessen konnte. Jawohl, das war noch niemals auf der Welt geschehen, daß ein kluger, welterfahrener Fürst, der das Brot der Verbannung gegessen und dem kleinen Arbeitsmanne in die schwieligen Hände geblickt hatte, auf alle Standesvorurteile eines herzlosen Geldadels blindlings einging.

Wenn wir diese Bourgeoisie betrachten, wie sie, verknöchert in ihrer Selbstsucht, ihrem Dünkel, auf der weiten Welt nichts sehen mag denn allein sich selber, so erinnern wir uns unwillkürlich jener adligen Damen des alten Regimes, die sich unbefangen in Gegenwart ihrer männlichen Diener entkleideten, weil ihnen der Gedanke ganz fern lag, daß die Kanaille sozusagen auch zu den Menschen gehöre. „Wir," ruft Guizot seinen Getreuen zu, „wir, die drei Gewalten, sind die einzigen gesetzlichen Organe der Volkssouveränität; außer uns gibt es nur Usurpation und Revolution." Mag der Pöbel um Hilfe schreien und sich zusammenrotten zu verzweifeltem Kampfe, um arbeitend zu leben oder kämpfend zu sterben — das pays légal, die Kammer und die reiche Wählerschaft hält zu dem System, darum steht dem Bürgerkönige fest die pensée immuable, daß jeder Schritt über die bestehende Oligarchie hinaus zur Zerrüttung der Gesellschaft führt. Die Ordnungsliebe der herrschenden Klasse steigert sich zum Fanatismus der Ruhe; für das arme Volk erfindet das Geldprotzentum den niederträchtigen Ausdruck „die gefährlichen Klassen". Gleich den Arbeitern behandelt die Oligarchie auch alle übrigen sozialen Elemente, die nicht zu ihr gehören, mit vollendeter Geringschätzung. „Man wirft mir vor," sagt Guizot, „daß es mir Freude mache, der Mißgunst der öffentlichen Meinung zu trotzen; das ist ein Irrtum, ich habe mich nie darum gekümmert." Aus solchem Hochmute entsprang die für eine konstitutionelle Regierung unverzeihliche Vernachlässigung der Presse. Wohl hielten sich die Minister, wie damals jeder namhafte französische Staatsmann, ihre literarischen Schildträger, und eine dieser willigen Federn schrieb noch im Jahre 1847 die berufene Schrift La présidence du conseil de Mr. Guizot, darin die grenzenlose Selbstgenügsamkeit des Systems sich bis zur Tollheit aufbläht. Im übrigen war man des pays légal sicher; was verschlug es, daß das niedere Volk an den Schriften des Umsturzes sich berauschte? Man hielt es nicht einmal der Mühe wert, gegen jenes gewandte, hochgefährliche und so leicht zu widerlegende Libell Louis Blancs, das sich die Geschichte der zehn Jahre nannte, eine geschickte Wendung schreiben zu lassen.

Kein Zweifel, die lärmenden Anklagen gegen das système corrompu et corrupteur, wider die Regierung der cumulards und den Gewissenstarif der Minister waren unglaublich übertrieben durch die Einseitigkeit des französischen Parteihasses. Gegen die Verderbnis des zweiten Kaiserreichs sind die sittlichen Makel des Julikönigtums ein Kinderspiel. Und prüfen wir scharf, so hat das neue Frankreich im Grunde nur einmal einer streng rechtschaffenen Verwaltung genossen: unter Napoleon I., der die Habgier der Beamten daheim zu bändigen wußte und ihr in dem unterworfenen Auslande die Zügel schießen ließ. Aber die Korruption bestand, sie erschien darum so widerwärtig, weil sie auftrat mit jener vulgären Unverschämtheit bürgerlichen Cliquengeistes, welche der alte Hofadel so nicht kannte, und vor allem, weil sie heuchelte. Die Glücksritter des zweiten Kaiserreichs, die Morny und Magnan, hatten dessen nie ein Hehl, daß ihnen das Leben nur der Markt der Eitelkeiten, nur der Kartentisch für gewandte Voltenschläger war; unter Ludwig Philipp aber zerfrißt die Habgier alle Knochen der regierenden Klasse, derweil seine Minister den andächtigen Kammern die Gemeinplätze der Weisheit und Tugend predigen. Man schließt unter salbungsvollen Bußreden die Pariser Spielhöllen und beseitigt die königliche Lotterie, aber die gesamte Verwaltung wird zum Schacher. Guizot trat arm vom Ruder des Staats zurück, er empfing selbst für den schmutzigen Handel der spanischen Heiraten nur einen Murillo und die Porträts des spanischen Königspaares — was der neue Kato natürlich nicht versäumt, den Lesern seiner Memoiren des breiteren zu schildern —, und derselbe Mann spricht unbefangen zu seinen Wählern: „Wenn ich euch Straßen und Kanäle baue, fühlt ihr euch dadurch korrumpiert?" Das ganze Regiment bildet eine schlagende Bestätigung der alten Wahrheit, daß im Staate die kleine Moral leicht die große ertötet — einer Wahrheit, die wir Deutschen an der bürgerlichen Rechtschaffenheit und der politischen Verderbnis unserer kleinen Königreiche genugsam erprobt haben.

Unter dem Rufe „die Charte soll eine Wahrheit werden" beseitigt die Kammer zunächst alle jene Bestimmungen der Charte, welche der Alleinherrschaft der Bourgeoisie widersprechen. Dann folgt die massenhafte Absetzung der alten Beamten, und niemals kann die Regierung der Rachsucht und Stellengier der Kammer genug tun. Lafayette verschaffte in jenen ersten Wochen Hunderten seiner Anhänger einträgliche Stellen. Bald wird man durch die fatalité gouvernementale weiter geführt, man vermehrt und teilt die Amter. Nach dem Berichte der Finanzkommission der republikanischen Nationalversammlung hat die Juliregierung 35 000 Beamtenstellen neu geschaffen, fast durchweg subalterne Stellen für employés, die ohne weiteres entlastbar sind. Frankreich war auf dem Wege, zu einer Nation von Stellenjägern zu werden. Hoffnungslos klagte ein Minister, als er einen Freund in einem Amte

versorgt hatte: „Jetzt habe ich wieder einen Undankbaren und zehn Unzufriedene geschaffen." Wem man ein Amt nicht bieten darf, dem bleiben noch als letzte Zuflucht die geheimen Fonds, die pünktlich ihre zum Teil kurzweg auf den Inhaber lautenden Anweisungen einlösen. Das Wahlgesetz zerteilt das Reich in eine Menge kleiner Parzellen, und jenes Wort, das Dupin als den Wahlspruch für eine kleinsinnige auswärtige Politik aufstellte: chacun pour soi, chacun chez soi! wird rasch zur Richtschnur für das Verhalten der Wahlbezirke. Jeder Kandidat muß sich verpflichten, die kleinen örtlichen Anliegen des Bezirks zu erfüllen, die Regierung wendet sich grundsätzlich an die Selbstsucht der Wähler. Über die Plätze der ministeriellen Deputierten führt der Weg zu Amtern und nutzbaren Rechten, es gilt als Pflicht des bürgerlichen Familienvaters, seine Stimme zum Besten der Verwandten zu verwerten. Darum bringt jede Wahl in die Kammer den Grundstock einer schlechthin ministeriellen Partei zurück, die mit jeder Regierung geht, darum bestärkt sich das Volk in dem alten unseligen Argwohne, der in jedem Regierungsmanne einen Bestochenen sieht. Der Prozeß des Ministers Teste — an sich keineswegs bedeutsam, da solche Skandale der Korruption in der unreinen Luft unserer großen Städte jederzeit wiederkehren müssen — wirkte nur deshalb so überwältigend, weil das strenge Urteil sich gestehen mußte, daß eine Regierung wie diese ohne Helfershelfer solches Schlages gar nicht bestehen konnte. Wenn Alexis von Tocqueville, der so oft die Kassandra des Julikönigtums spielte, diesen Verfall der politischen Sitten betrachtete, dann fand er seine Heimat reif für den Despotismus: „Noch sehe ich niemanden," ruft er schon im Januar 1842 in der Kammer, „der stark genug wäre, unser Herr zu werden; aber ein Herr wird uns kommen früher oder später." Da indes bei alledem die Formen des Gesetzes gewahrt bleiben, so antwortet Guizot trocken den Warnern: „Was ihr Korruption nennt, das ist einfach die Tätigkeit der Verwaltung!"

Es leuchtet ein, daß ein solches System die napoleonische Bureaukratie unwandelbar aufrechterhalten mußte. Wohl redeten die Parteien dann und wann einige verlorene Worte über die Dezentralisation, und im Jahre 1835 erschien bereits das in der Geschichte der politischen Theorien des Festlandes epochemachende Werk von Alexis von Tocqueville, dem größten politischen Denker, den Frankreich seit Bodinus und Montesquieu gesehen hat. Aber die Ideen der démocratie en Amérique standen noch wildfremd inmitten der despotischen Sitten des Landes; viel gelesen und viel bewundert, bedurften sie der Zeit, um verstanden zu werden, und warben erst unter dem zweiten Kaiserreiche eine namhafte Schar einsichtiger Anhänger. Was die Regierung unter Dezentralisation verstand, das erhellt unzweideutig aus einem klassischen Schreiben Guizots

an den Präfekten der oberen Saone: „Die schlimmste Gefahr für ein Volk", predigt er hier sehr beweglich, „ist die Zentralisation der Geister; es tut not, daß sich überall im Lande kleine Mittelpunkte unabhängiger Meinungen bilden, deshalb müssen — noch einige hundert legitimistische Maires abgesetzt werden!" Die organisation paperassière arbeitet weiter mit der gewohnten geistlosen Vielgeschäftigkeit, und das Notjahr 1847 sollte zeigen, wie dies Schreiberregiment in der Stille seiner Aktenberge selbst die grellsten Erscheinungen des Verkehrslebens gar nicht bemerkte: nichts war getan, um den Getreidehandel von seinen gesetzlichen Fesseln zu befreien, denn die Präfekten hatten übereinstimmend nach Paris berichtet, an eine Hungersnot sei nicht zu denken. Allerdings geschehen einige Reformen, die den Bürger vor der Willkür der Obrigkeit sichern sollen. Die Prevotalhöfe waren gefallen, und jener Artikel 14 der Charte, der den Bourbonen unheilvoll gewesen, wird umgeändert. Der König soll fortan nur jene Ordonnanzen erlassen, welche zur Ausführung der Gesetze nötig sind und die Schranken des Gesetzes einhalten. Doch leider hatte die Kammer, in bester Absicht und beherrscht von der Doktrin der absoluten Gewaltentrennung, hier das Unmögliche gefordert. Die Verwaltung kann niemals bloß der ausführende Arm des Gesetzgebers sein, der Artikel war in solcher Fassung unhaltbar und wurde auch nicht gehalten. Nach wie vor regeln die königlichen Ordonnanzen tausend Verhältnisse, daran der Gesetzgeber nie gedacht, nach wie vor steht die Verwaltung als eine selbständige Ordnung neben den Gerichten und dem Parlamente.

Schon die Zusatzakte der napoleonischen hundert Tage hatte versprochen, daß ein Gesetz den Artikel 75 der Konsularverfassung ändern sollte, wonach jede gerichtliche Anklage gegen einen Verwaltungsbeamten von der Erlaubnis des Staatsrats abhing. Das Gesetz war nie erschienen, und die Doktrinäre pflegten, solange sie in der Opposition standen, nach dem Vorgange ihres Meisters Benjamin Constant, die Bourbonen unablässig an das napoleonische Versprechen zu mahnen. Kaum ans Ruder gelangt, vergessen die Schüler Constants der eigenen Mahnung. Der Verwaltungsbeamte bleibt sichergestellt vor den Gerichten, und nur eine neue Bürgschaft bringt das Jahr 1832 den Regierten: der Staatsrat hält fortan öffentliche Sitzungen, sobald er als Verwaltungsgerichtshof auftritt. Ebenso unfruchtbar bleiben die Versuche, den Regierten einen selbsttätigen Anteil an der Verwaltung einzuräumen. Eine Reihe lobenswerter Gesetze aus den Jahren 1831 bis 1838 bestimmt, daß die conseils der Departements, der Bezirke, der Gemeinden in Zukunft von den Höchstbesteuerten gewählt, nicht mehr vom Könige ernannt werden, aber der Wirkungskreis dieser Kollegien bleibt der alte, die Aktion der Verwaltung liegt wie bisher ausschließlich in der Hand der ernannten Soldbeamten.

Keine Partei der Epoche durchschaut die letzten Gründe der Unfreiheit des Staats, sie alle begegnen sich in der Überzeugung, daß das gesamte

öffentliche Leben im Staate, die gesamte politische Tätigkeit in den besoldeten Beamten enthalten sein müsse. Darum ward auch das in der Julirevolution von den Kammern errungene Recht der Initiative fast niemals ausgeübt. Wenn Lamartine, der Republikaner, die Regierung als „die handelnde Nation" verherrlicht, so stimmt er vollkommen überein mit Guizot, der „die durchgeführte Einheit des sozialen Gedankens in der Regierung dargestellt" sieht. Eine letzte selbständige Gewalt, welche dieser Einheit des sozialen Gedankens noch im Wege stand, die Pairskammer, war gefallen. Die Krone hatte mit kurzsichtiger Schlauheit den Gleichheitsfanatismus der Nation für sich ausgebeutet und ein durch den König ernanntes Oberhaus geschaffen, das der Bureaukratie die Gegenwart erleichterte, die Zukunft freilich keineswegs sicherte. Die Deputiertenkammer wird nicht nur unter den Drohungen und Verheißungen des Beamtentums gewählt, sie füllt sich auch mehr und mehr mit Beamten, bis zuletzt unter 459 Abgeordneten gegen 200 Beamte tagen. Die bureaukratische Maschine des Soldatenkaisers arbeitete sicherer denn je; wehe der Hand, die sich vermessen hätte, hemmend in dies wohlgefügte Triebwerk einzugreifen! Eine Äußerung Leon Fauchers aus den Tagen der Republik veranschaulicht vortrefflich den Geist dieser Verwaltung. Als Cavour dem alten Vorkämpfer des Freihandels seine eigenen freihändlerischen Ansichten entwickelte, meinte Faucher trocken: „Solche Ideen hält man hoch, solange man außerhalb der Regierung steht, und man wirft sie zum Fenster hinaus, sobald man Minister ist." Niemand wird einem Mann von Leon Fauchers Talent jener bornierten Selbstgefälligkeit zeihen, welche weiland die Staatskünstler unserer Kleinstaaten bewog, jeden tiefen politischen Gedanken als unpraktisch zu belächeln, weil er in der Praxis des Kreisdirektionsbezirks Zwickau oder in den Akten der Eschenheimer Gasse nicht vorkam. Der französische Staatsmann bekannte einfach die Tatsache, daß kein Minister etwas ausrichten konnte gegen die despotischen Gewohnheiten der Bevormundung, die in dem Geiste und dem Organismus dieser Verwaltung wurzelten.

Unter solchen Umständen mußte das parlamentarische Leben reißend schnell verfallen. Während die Kammerverhandlungen der Restauration von einem hochbedeutsamen Kampfe zweier Klassen der Gesellschaft erfüllt waren, beherrscht jetzt ein Stand beide Häuser. Das Leben des Staates sinkt herab zu einem jeu des institutions, wie der bezeichnende französische Ausdruck lautet, es erscheint in der Wirklichkeit noch weit formaler und inhaltloser als in der Theorie Montesquieus. Die Krone und die beiden Kammern bedeuten nichts durch sich selber, sie sind alle drei nur Organe derselben sozialen Kraft, der Bourgeoisie, die den Staat lenkt, derweil die drei Gewalten einander das Gleichgewicht halten. Sehen wir ab von den Legitimisten und von den schwachen Anfängen einer republikanischen Richtung, so darf man sagen: es gab keine Parteien in diesen Kammern, denn

die Männer der Bourgeoisie sind einig über alle wesentlichen Fragen der innern Politik, sie wollen alle die Fortdauer der bureaukratischen Maschine und ihre Ausbeutung zum Besten der herrschenden Klasse. Wenn der Prätendent Ludwig Bonaparte diesem Systeme vorwarf, es gebe keine konservative Partei, so trifft dies nur das Volk außerhalb der Kammern; das pays légal bestand in seiner Mehrheit nur aus Konservativen, doch es war arm an Mut, ohne die Zucht opferfreudiger Hingebung. Von allen Wahlen des Julikönigtums gilt das Geständnis, das Guizot einmal über einen Wahlkampf ablegt: man stritt nicht um Grundsätze, sondern um ein Chaos von Kandidaten, welche die Regierung annahm oder verwarf. Unsere Absicht ist, so viele Regierungen als irgend möglich zu Falle zu bringen — so bekannte einer der Führer der Opposition.

Wenn dennoch die Kammern von wütendem Kampfe widerhallten, so sind es die grands-amours propres, wie der König zu sagen pflegte, es ist der persönliche Ehrgeiz einzelner Männer, was diese Händel erregt. Die Kammer zerfällt zuletzt in sieben Parteien, doch während niemand sagen kann, welcher Gegensatz der Meinungen zwischen diesen Koterien besteht, weiß jedermann nur das eine sicher, daß Guizot und Thiers, Odilon Barrot und Molè einander die Ministerposten nicht gönnen. Darum wirft Lamartine dem tiers parti die Beschuldigung ins Gesicht: „Ihr seid kein Prinzip, ihr seid nur ein Ränkespiel (une tactique).“ Das alberne Märchen, welches behauptet, daß in England jede dem Kabinette ungünstige Parlamentsabstimmung notwendig den Rücktritt der Minister herbeiführe, wird hier buchstäblich verwirklicht. Ein Zufall, eine Verstimmung, ein unvorsichtiges Wort von der Ministerbank genügen, um ein Kabinett zu stürzen. Während der rücksichtslosen Jagd nach den Portefeuilles kommt den Fraktionsführern Würde und Anstand gänzlich abhanden, und der König verfällt dem Verdachte, daß er selber absichtlich die Führer der Kammern in immer neuen Ministerkrisen sich abnutzen lasse, um seine eigene Unentbehrlichkeit zu erweisen. In der Tat versuchte der schlaue Fürst, wie einst Georg III. von England, durch seine persönliche Politik die Absichten lästiger Minister fortwährend zu durchkreuzen. Selbst Guizots unerschütterlicher Tugendstolz kann einige Beschämung nicht verbergen, wenn er in seinen Memoiren von jener Koalition erzählt, die er mit seinen Feinden schloß, um den unangenehmen Nebenbuhler Molé zu stürzen. Auf das unwürdigste tritt diese Ränkesucht in Thiers hervor. Er donnert als Oppositionsmann mit patriotischer Entrüstung gegen das Recht der englischen Kreuzer, die des Sklavenhandels verdächtigen Schiffe zu durchsuchen; und doch war der Vertrag von 1833, worauf jenes Visitationsrecht beruhte, abgeschlossen worden, während Thiers selber das Handelsministerium leitete! Um Guizot zu schaden, greift er den König selber an, mit einer Gehässigkeit, die im Munde eines Monarchisten selbst dem Republikaner Lamartine lächerlich erscheint; er nennt dies avertir la

royauté, aber Warnungen solcher Art mußten die ohnehin schwache Ehrfurcht des Volks vor der Bürgerkrone völlig untergraben. Die alte nationale Sünde, der Neid, ward in diesem Ringen um die Kammermehrheit furchtbar gefördert. Es war der Neid, der einst schon in den sogenannten unschuldigen Jahren der Revolution Mirabeau zurückstieß von der Stelle des leitenden Staatsmannes, die ihm gebührte; es war der Neid, der jetzt gegen jeden Regierenden, weil er regierte, sich erhob. Alle seine Sünden konnten Guizot vergeben werden, nur die eine nicht, daß er sieben Jahre am Ruder blieb.

Da die Bourgeoisie über die praktischen Fragen der Verwaltung einverstanden war, so wählte die Opposition zum Tummelplatz ihrer Angriffe mit Vorliebe die Adreßdebatte, deren unbestimmte Allgemeinheit allen Unsitten aufgebauschter Rhetorik und spitzfindiger Advokatenkunst zustatten kam, und die Beratung über die geheimen Fonds — dies von jeder Regierung gefürchtete défilé des fonds secrets, wo die persönliche Feindschaft sich in den Mantel tugendhafter Entrüstung hüllen konnte. Aber den willkommensten Angriffspunkt, den wesentlichen Inhalt aller großen parlamentarischen Schlachten lieferte die auswärtige Politik — also jenes Gebiet des Staatslebens, welches sich für parlamentarische Verhandlungen am wenigsten eignet. Die Abstraktionen der parlamentarischen Debatte werden ohnehin nicht leicht populär; die Masse kann nicht verstehen, daß oft die Annahme eines Amendements von zwei Zeilen, die Streichung einer Partikel über einen großen politischen Grundsatz entscheidet. Nun gar dieser parlamentarische Kampf ohne Zweck und Inhalt erschien den Massen als ein langweiliges Wortgefecht. Es ist nur zu wahr — die aufrichtigen Klagen mancher Schriftsteller des Mittelstandes ändern nichts daran —, daß die Mehrzahl der Franzosen mit vollendeter Gleichgültigkeit das parlamentarische System fallen sah. Die Bourgeoisie selber beginnt zu ermüden; die Wahlkämpfe werden nie wieder mit jener leidenschaftlichen Teilnahme wie unter der Restauration durchgefochten. Die Zahl der an der Urne erscheinenden Wähler schwankt zwischen 75 und 83 Prozent, eine bescheidene Summe bei einem Wahlgesetze, das nur einer kleinen Minderheit das Wahlrecht gibt. Sogar die deutschen liberalen Blätter, die noch lange den Glauben an den Musterstaat der neuen Freiheit nicht aufgeben wollten, erkennen endlich, daß es ohne jede praktische Folge bleibt, wenn wieder einmal nach einer großen parlamentarischen Szene ein neuer Minister auf einige Monate in das vornehme Karawanserai am Boulevard der Kapuziner einzieht. Die von der konstitutionellen Doktrin verherrlichte Parteiregierung war unter den Bourbonen eine Gefahr für den Staat, da der Übergang der Ministerstellen in die Hand der Ultras zum Umsturz der Verfassung führen mußte, unter den Orleans ein Verderben für das Ansehen der Krone, ein schmutziger Quell erbärmlicher Ränke.

Sicherlich redet die Sophisterei eines verwilderten Parteigängers aus jener Anklage, welche Emil Girardin damals in der „Presse" aussprach: „Keine Straßen, keine Kanäle, die Vizinalwege zur äußersten Erbärmlichkeit herabgesunken, nichts für die Industrie, nichts für das Eigentum, nichts, immer nichts!" Und es gereicht der Redlichkeit, dem Anstande der Staatsmänner des zweiten Kaiserreichs keineswegs zur Ehre, daß der Staatsminister Rouher dies Schlagwort einer wütenden Opposition wieder hervorsuchte und als das Ergebnis der parlamentarischen Gesetzgebung kurzab rien! bezeichnete. Aber auch die beredte Schrift, welche Graf Montalivet gegen solche Schmähung richtete, hat den Beweis nicht geführt, daß jene achtzehn Friedensjahre für die Mehrzahl der Massen fruchtbar gewesen. Was frommte es dem Volke, daß das Budget in 338 Kapitel zerfiel und die Kammer jede Änderung dieser unüberschreitbaren Posten auf dem Küchenzettel des Staates mit kleinmeisterlicher Tadelsucht rügte? Was nützte es dem kleinen Manne, daß das Ministerium, zitternd vor den Kammern, selbst notwendige Anleihen unterließ und die ungünstige Finanzlage, nach der Weise schwacher Regierungen, durch die ungebührliche Vermehrung der schwebenden Schuld zu verdecken wußte? Für den Landmann, für zwei Dritteile der Nation, hatte die Bourgeoisregierung kein Herz. Freilich, gegen ein altes schweres Leiden des Landbaus, gegen den Absenteismus, war selbst die Allmacht dieses Staates machtlos: nur ein radikaler Umschwung der Sitten konnte die reichen Grundbesitzer bewegen, die Einförmigkeit des Landlebens dem Luxus der großen Städte vorzuziehen. Noch härter drückte den Bauern der Kapitalmangel, die Erschwerung des Kredits, welche ihn zwang, 8 bis 11 Prozent für seine Anleihen zu zahlen. Hier in der Tat konnte die Staatsgewalt helfen durch eine Reform der unverständigen Hypothekengesetzgebung, und diese Reform unterblieb! Auch die Bank von Frankreich behielt ihr Monopol, die Pariser Bourgeoisie wollte den Nutzen der Provinzialbanken nicht begreifen. Dazu die ungeheuren Stempel- und Einregistrierungsabgaben, welche sich durchschnittlich zu der Gesamtsumme der indirekten Steuern wie 4 zu 5 verhielten und den Grundbesitz unverhältnismäßig belasteten.

Wahrhaft verderblich aber ward dem Landbau der Schutzzoll. Zwar Guizot, der die Volkswirtschaft nie beachtet hat, wußte auch für diese Fragen ein wohllautendes politisches Schlagwort zu finden: eine konservative Politik sei berufen, jedes vorhandene soziale Interesse wirksam zu schützen. Der König dagegen war Freihändler, und eben jetzt offenbarten die Franzosen abermals ihr unvergleichliches Talent, neue soziale Gedanken in der Welt zu verbreiten. Die englische Freihandelsbewegung drang über den Kanal, das Journal des économistes entstand, und die Schule Bastiats machte die Lehren des freien Wettbewerbs zu einem Gemeingute Europas. Um so unbegreiflicher die fortschreitende Entartung der Handels-

politik, welche dieser Läuterung der Theorie zur Seite geht. Schamloser denn je erhebt sich die Selbstsucht der Fabrikanten, sie findet in der Gesellschaft zum Schutz der nationalen Arbeit, in den Odier und Lebeuf beredte Verteidiger. Die Regierung wagt dem Klasseninteresse der Bourgeoisie nicht zu widerstehen. Sie bricht die Verhandlungen mit England über gegenseitige Handelserleichterungen ab, denn sie fürchtet die Nachrede, daß sie in Englands Solde stehe. Sie bietet den deutschen Nachbarstaaten eine Herabsetzung des Zolles auf Schlachtvieh und Wolle an; sofort lassen die Generalräte einen Notschrei erschallen, und das Kabinett weicht zurück. Sie befreundet sich dem kecken Gedanken eines Zollvereins mit Belgien, findet indes nicht den Mut, den Plan gegen den Widerstand von Preußen und England, sowie gegen den weitblickenden Argwohn des Königs Leopold aufrechtzuerhalten. Indem Guizot nachgibt, bittet er den Grafen Apponyi dringend, mit ihm nicht mehr über die Frage zu reden, damit er in der Kammer versichern könne, er sei nicht vor fremdem Einfluß zurückgewichen! Um doch etwas zu tun, gewährt Frankreich Differenzialzölle zugunsten einiger belgischen Fabrikate, aber auch dies Zugeständnis muß auf Belgien beschränkt bleiben, da die heimischen Spinner sich bedroht fühlen.

Und abermals gleichwie unter der Restauration stehen die Kammern der Freiheit des Verkehres noch weit feindseliger gegenüber denn die Regierung; als die letztere einmal einen bescheidenen Versuch wagt, einige Sätze des Tarifs zu ermäßigen, da stimmt sie zuletzt, eingeschüchtert, gegen ihren eigenen Antrag. Erst im Jahre 1847 wird der Plan einer tiefer eingreifenden Zollreform eingebracht, aber die gewerbfleißigen Volksvertreter begraben das Gesetz unter den Akten. Während solcher tastenden Versuche besteht das alte Prohibitivsystem unabänderlich fort, es wird in vielen Fällen verschärft und nur einmal, durch die Abschaffung der Durchfuhrzölle, ernstlich gemildert. Die Einfuhr aller Woll- und Baumwollwaren wird tatsächlich verboten, worauf England durch schwere Belastung der französischen Weine antwortet; der Landmann leidet also zwiefach, er sieht seine Kleidungsstoffe verteuert und den Markt für sein Lieblingsprodukt beschränkt. Der konstitutionelle Musterstaat schaute mit unendlicher Verachtung auf die deutsche Barbarei herab; „die Unruhen am Rhein," schrieb der Minister des Innern zur Zeit des Hambacher Festes an die Präfekten der Grenzdepartements, „rühren lediglich daher, daß die Deutschen ihre heimischen Zustände mit der glücklichen Lage Frankreichs vergleichen." Welch eine Beschämung nun, als Preußen zur selben Zeit den Antrag Frankreichs auf einige gegenseitige Zollermäßigungen mit der treffenden Bemerkung abwies: Frankreich sei noch gar nicht in der Lage, mit der höher entwickelten Gesetzgebung des Zollvereins Zug um Zug zu verhandeln; zuerst möge man mit dem Prohibitivsysteme

brechen und den Grundsatz der Verkehrsfreiheit anerkennen, den Preußen schon im Jahre 1818 angenommen habe[1].

Noch schimpflicher für den mächtigen Einheitsstaat erschien der Vergleich mit dem zersplitterten Deutschland auf dem Gebiete der Verkehrswege. Allerdings stieg das Budget der öffentlichen Arbeiten unter Ludwig Philipp von 33 auf 69 Millionen; einige große königliche Straßen wurden erbaut, etliche Häfen vergrößert und jenes beneidenswerte Kanalsystem, das auf dem Festlande nicht seinesgleichen hat, durch mehrere neue Wasserwege erweitert. Als aber die Eisenbahnen auf den Kontinent drangen und selbst in dem ärmeren Deutschland die Privatindustrie sich mit Erfolg des neuen Verkehrsmittels bemächtigte, da zeigte das Julikönigtum eine abschreckende Unfruchtbarkeit, die Cavour in einem meisterhaften Aufsatze gegeißelt hat. Jahrelang besaß Frankreich nur eine Eisenbahn: jene Lustbahn, welche die Pariser zu den Freuden von Versailles führte. Bald hemmte die Parteiwut der Kammern, die diesem Ministerium kein Vertrauen erweisen wollten, bald die Selbstsucht der großen Bankherren, die sich selber die gewinnreiche Spekulation vorzubehalten gedachten. Als endlich der großartige Plan eines wohlgegliederten Eisenbahnnetzes durchgesetzt wird, da regt sich jener kleinliche Kirchturmseigennutz, den das System grundsätzlich gefördert hatte: die großen Städte gönnen einander nicht den Vorzug, darum werden nicht einige Hauptbahnen rasch vollendet, sondern fast alle gleichzeitig begonnen, bis schließlich — der Präsident der Republik mit napoleonischer Selbstgefälligkeit alle jene Eisenstraßen festlich einweiht, welche das Julikönigtum entworfen hatte. Selbst bescheidene wirtschaftliche Reformen, wie die Umgestaltung des Postwesens, wofür Rowland Hill längst die Wege gewiesen, vermag dies untätige Regiment nicht durchzusetzen. Nun gar an eine kühne Initiative zur Hebung tiefeingewurzelter wirtschaftlicher Schäden war nicht zu denken; umsonst bat der Landmann des Südwestens um die Urbarmachung seiner öden Heiden, der Landes, die allein der Staat durchführen konnte.

Solche Unfruchtbarkeit der wirtschaftlichen Politik konnte gerade diesem System am wenigsten verziehen werden. Es war freilich nicht, wie seine Lobredner sagen, ein Regiment ohne Marktschreierei und Phantasterei, doch immerhin ein Regiment des Verstandes, prosaisch wie die Klasse, der es diente. Die Julimonarchie hat dem landesüblichen Laster der Prahlerei etwas weniger gehuldigt als ihre Vorgänger, sie konnte nicht prunken mit der göttlichen Weihe der Lilien noch mit kaiserlicher Glorie, sie mußte ihre Stütze suchen in der nüchternen Förderung der materiellen Interessen. Die ungeheure Umwälzung des Handels und Wandels hatte die allerursprünglichste und allerschwerste der sozialen Fragen — wie das Getriebe durch Hunger und durch Liebe sich weiter

[1] Schreiben des Ministeriums des Auswärtigen vom 7. Febr. 1834 an den Gesandten v. Arnim in Darmstadt (aus Eichhorns Feder). Hdschr.

halten solle — in den Vordergrund des europäischen Lebens gerückt. Aber wie mit Blindheit geschlagen taumelt das Bürgerkönigtum an den Zeichen der Zeit vorüber. Als der hungernde Magen und der blutige Neid in der Croix Rousse jenen gräßlichen Arbeiteraufruhr erregten, da atmete man in den Tuilerien nach dem ersten Schrecken erleichtert auf; man hatte eine republikanische Verschwörung vermutet, doch gottlob, es war bloß ein sozialer Krieg! Man sieht mit Entsetzen das massenhafte Einströmen des Landvolkes in die Industrieplätze, man verbietet oder erschwert grundsätzlich die Anleihepläne der großen Städte, auf daß nicht durch die Einrichtung von Arbeitervierteln das willige Kriegsheer der Demagogen sich noch mehr verstärke. Zu Rouen und Lille in der Rue de la bassesse und dem Impasse des cloaques grinst das Elend, scheußlich wie die Straßennamen selber; in den steilen Gassen hinter dem Pantheon drängen sich Laster, Not und Krankheit dicht zusammen. Der Staat aber genügt seiner Pflicht, wenn er die Verworfenen überwacht und seine Truppen für den Straßenkampf drillt. Jede Assoziation der Arbeiter ist an polizeiliche Erlaubnis gebunden, die von der argwöhnischen Bourgeoisie in der Regel versagt wird; die offene Verbündung der Schwachen gegen den Starken, die Arbeitseinstellung, wird streng verboten. Bei solcher Fülle des Zwanges bedeutet es wenig, daß die Zahl der Sparkassen von 13 auf 519 steigt.

Die Nöte des kreditlosen Landmannes werden nicht gehoben, die uralte Neigung der Romanen für das Stadtleben wird noch verstärkt durch das lockende Glücksspiel der neuen Industrie. Die Hauptstadt wächst zu einem ungeheuren Fabrikplatze heran, auch in anderen großen Städten schwillt die Bevölkerung reißend, aber auf dem flachen Lande stockt die Volksvermehrung, einzelne Departements in den Alpen und im Jura sinken stetig. Bereits konnten weitblickende Statistiker den Zeitpunkt berechnen, da das kleine Preußen auch durch die Zahl seiner Köpfe dem mächtigen Nachbarn gewachsen sein würde. Das Zweikindersystem wird zur Regel in weiten Kreisen der Gesellschaft, und es stützt sich nicht auf kluge Selbstbeherrschung, es geht Hand in Hand mit einer grauenhaften Zunahme der Prostitution, mit den wüstesten Verirrungen des tierischen Triebes. Die weise Einfalt des Altertums bekannte sich zu dem aristotelischen Satze, daß die Hälfte des Staates verwildere, wenn die Lage der Weiber schlecht geordnet sei. Hier ward die Emanzipation der Frauen, die Verklärung des Fleisches auf allen Gassen gepredigt und geübt, und der alternde König hing unbeirrt an seiner pensée immuable, Guizot an seinem toryisme bourgeois. Die drei Gewalten des pays légal berieten über Schutzzölle und haderten über Ministerposten, als sei alles in Ordnung. Sie wähnten, jener Welt des Elends, die sich bittend, drohend, sündigend auf den Märkten drängte, Genüge zu leisten, wenn sie einige harte Artikel des Strafgesetzbuches milderten.

In einem einzigen Falle hat das Julikönigtum mit warmem Eifer für den kleinen Mann gesorgt: in jener besten Zeit Guizots, da er das populärste, das seinem Talente am meisten entsprechende Ministerium, das des Unterrichts, leitete. Auch hier allerdings verleugnet der Mann sich nicht, der unter den Schreckensszenen der Konventsherrschaft die bestimmenden Eindrücke seines Lebens empfing: das große Problem der modernen Gesellschaft ist ihm die Beherrschung der Geister, die durch den Einfluß des Staates bewirkt werden muß. Immerhin blieb es ein großes Verdienst, daß der Minister aus eigenem Antriebe, nicht gedrängt durch die gegen diese hochwichtigen Fragen stets gleichgültige Presse, das schmählich verwahrloste Volksschulwesen umgestaltete und fast eine Million neuer Schüler dem Lande gewann. Die von dem Soldatenkaiser unterdrückte akademische Sektion für die politischen und moralischen Wissenschaften wird wiederhergestellt, die historische Forschung in großartiger Weise unterstützt, durchgängig bewiesen, daß Kenner der Wissenschaft an der Spitze der Bürgerregierung stehen. Freilich ein vollständiger Erfolg war nicht erreicht; denn gegen die Einführung des Schulzwanges sträubte sich der Haß des Klerus, die Selbstsucht der Bourgeoisie, welche dem Arbeiter den Luxus der Bildung gern untersagt hätte, endlich jene unter bureaukratischer Bevormundung notwendig gedeihende staatsfeindliche Gesinnung, welche neue Pflichten gegen das Gemeinwesen nur unwillig übernimmt — und solche Stimmungen bezeichnete man mit dem schönen Worte: der Unabhängigkeitssinn der Nation.

Größere Teilnahme erregte der Kampf um die Freiheit des Unterrichts, dessen Verlauf deutlich offenbarte, wie tief der Gedanke der Staatsallmacht in die Sitten der Nation eingedrungen war. Die napoleonische Universität hatte dem Zwecke ihres Schöpfers trefflich entsprochen. Die gesamte Lehrerschaft der Lyzeen lag als ein williges Werkzeug in der Hand des Ministers. „Das eitle Vergnügen einer verführerischen Improvisation" war ihr ausdrücklich verboten, der Unterricht ward zur geistlosen Abrichtung. Die meisten gebildeten Franzosen denken noch jetzt mit Haß, nicht wie die Deutschen und Briten mit launigem Behagen, an ihre Schulzeit zurück. Sogar Ernst Renan gesteht, daß der Unterricht auf den theologischen Seminaren minder geisttötend wirke als die Bildung der Lyzeen, und Bastiat ward durch den Ekel über den Regelzwang des falschen Klassizismus zum Kampfe wider die gesamte klassische Bildung verführt. Aber als jetzt die Kirche ihren Krieg wider die Universität beginnt und, bald im Namen des Glaubens, bald im Namen der Freiheit den Untergang des Staatsmonopols verlangt, da schlagen sich fast alle Wortführer der öffentlichen Meinung auf die Seite der Universität; der bureaukratischen Verbildung erscheint die Befreiung der Kirche als die Herrschaft der Kirche, dem Alltagsliberalismus gilt als Freiheit nur der Zwang gegen seine Feinde. In der Tat sollte Guizot bald bewähren, daß er selber unter

der Freiheit des Unterrichts nicht den freien Wetteifer aller, sondern das Vorrecht der Kirche verstand. Der Verfassung zuwider führten die Jesuiten ihre Lehranstalten weiter, die Regierung aber sah mit doppelzüngiger Schwäche der Verhöhnung der Gesetze zu, sie hielt die ultramontane Richtung für eine Stütze der konservativen Politik und begrüßte mit Freuden, Guizot selbst gesteht es, jede Erstarkung des katholischen Geistes.

Die Kirche hatte noch einmal einen Ausbruch des unter den Bourbonen angesammelten Religionshasses erdulden müssen, in jenen wüsten Tagen, da der Palast des Erzbischofs von Paris zerstört ward und der Bildersturm die Hallen von St. Germain l'Auxerrois schändete. Nachher scheint sie sich von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, sie muß die Ansprüche einer Staatskirche aufgeben und gilt dem Gesetze nur noch als die Religion der Mehrzahl der Franzosen. Ihre Priester, anfangs sogar als Feinde der Julidynastie beargwohnt, gelangen auch später niemals zur Herrschaft in den Tuilerien. Gerade jetzt ward offenbar, daß die Masse des Volkes noch ebenso treu an ihrem katholischen Glauben hing wie einst, da die Bauernschaft gegen die Priestergesetze der Konstituante zu den Waffen griff. Nicht der Kirche hatte die Feindschaft der Liberalen unter der Restauration gegolten, nur der den Staat beherrschenden Kirche. Unter dem Bürgerkönige erwacht der alte Glaubenshaß nur dann wieder, sobald der Staat Miene macht, die Kirche zu begünstigen. Die Presse lärmt wider die Pfaffen, sobald ein Oberst sein Regiment in die Messe schickt, und einmal lodert der Zorn der bourbonischen Tage für eine kurze Zeit in hellen Flammen auf, da Guizot den Sonderbund unterstützt und den Jesuiten gesetzwidrige Nachsicht gewährt. Sobald der Staat in seine gleichgültige Haltung zurückfällt, schenkt auch die Presse dem kirchlichen Leben keine Beachtung mehr.

So werden denn jetzt in der Stille, erfolgreicher als unter der Restauration, die Grundfesten gelegt für jene neue ultramontane Macht, deren Größe in den Tagen der Republik die weite Welt überraschen sollte. Starrer denn je schließt der Römische Stuhl sich ab gegen jeden modernen Gedanken, er verwirft den Versuch des Avenir, die Kirche mit der Demokratie zu versöhnen, und verdammt die Gewissensfreiheit als ein deliramentum. Die ultramontanen Blätter mehren und mehren sich, sie verkünden immer zuversichtlicher die Lehren schrankenloser Herrschsucht, seit der neurömische Geist in dem Kölner Bischofshandel seinen ersten großen Triumph errungen. Ein bigotter kirchlicher Eifer wird rege nicht bloß in jenen legitimistischen Strichen der Bretagne, wo der Bauer einen ungekrönten König für ebenso gottlos hielt wie einen ungeweihten Priester, sondern auch in den gebildeten Strichen des Landes. Tausende von Gläubigen drängen sich in Paris um die Kanzel des Paters Lacordaire; der milde Abbé Coeur weiß die des Spottens müde vornehme Welt vollends zu gewinnen durch die Versicherung, daß die Kirche die gesunden Gedanken

der Revolution keineswegs bekämpfe. Der Staat, Gemeinden und Private bauen wetteifernd neue Kirchen, jeder Tag bringt Schenkungen und Vermächtnisse an die frommen Stiftungen, rings im Lande entstehen große geistlich-weltliche Vereine. Die gesamte Frauenwelt, die in der herzlosen Flachheit voltairianischer Aufklärung keine Befriedigung fand, ward nach und nach für die streng römische Richtung gewonnen. Und da in französischen Ehen die Frau zu regieren pflegt, so entstand allmählich in den gebildeten Häusern jenes unwahre Verhältnis, das unter den Krankheitssymptomen der neufränkischen Gesittung nicht das letzte ist: die Frauen dem Beichtvater ergeben, die Männer im Kreise der Freunde freigeisterisch, im Hause bigott und heuchelnd. Und was bedeutete dies gewaltige Anschwellen der kirchlichen Macht für den französischen Staat? Offenbar, die neue römische Kirche konnte einem Bonaparte, einem Bourbon, einem republikanischen Regimente ein Bundesgenosse werden, sie konnte jeder Regierung helfen, welche die gläubigen Stände, den Adel oder die Masse, begünstigte, aber sie blieb der geborene Feind des Julikönigtums, das, trotz der ultramontanen Schwachheiten seines protestantischen Ministers, allein unter den Voltairianern der Bourgeoisie seine Stützen fand.

Die Bourgeoisregierung verstand nicht, in einer Zeit großer wirtschaftlicher Umwälzungen und unermeßlich gesteigerter Ansprüche an den Staat, Dauerndes für die Wohlfahrt des Volkes zu schaffen. Sie fand auf der Welt nirgends einen Bundesgenossen denn allein den herrschenden Stand, dessen Stärke und Ansehen täglich sank, und nirgends Vertrauen zu ihrer Lebenskraft. Auch befangene Gegner durchschauten allmählich den letzten Grund der Schwäche dieses Staates. Louis XVIII., schrieb Fürst Metternich am 21. März 1837 in einer für den Zaren bestimmten Depesche, a inoculé des institutions parlementaires à une administration toute centrale. Zuletzt überwarf sich sogar ein Teil der herrschenden Klasse mit dem Bürgerkönigtum wegen seiner armseligen auswärtigen Politik. Denn kraft ihres Ursprunges blieb dieser Dynastie von Anbeginn nur die Wahl zwischen der revolutionären Propaganda und dem unwürdigen, immer vergeblichen Versuche, durch Schwäche die Verzeihung der legitimen Höfe zu gewinnen. Sie hat gelegentlich mit der Revolution gebuhlt, um schließlich in eine starrkonservative Richtung, ja in eine Politik des Neides zu verfallen, welche jeder Spur nationaler Erstarkung bei den Nachbarvölkern kleinsinnig, angstvoll entgegenwirkte.

Die neue Dynastie war selber ein lebendiger Protest gegen die gehaßten Verträge von 1815. Ein hochberechtigtes Gefühl nationalen Stolzes ging durch die Nation; der Beweis war geführt, daß Frankreich der fremden Vormundschaft entwachsen sei. „Hätte Europa heute wie in den hundert Tagen 700 000 Mann unter den Waffen," gestand Fürst Metternich dem

piemontesischen Gesandten Pralormo, „so würde ich mich sofort zum Zuge nach Paris entschließen." Wenn trotz solcher Gesinnung die Ostmächte sich gezwungen sahen, die neue Ordnung anzuerkennen, so war dies ein Zeichen der Stärke Frankreichs. Aber diese gerechte Befriedigung genügte dem erregten patriotischen Gefühle nicht. Soeben noch hatte die Nation mit rühmlicher Mäßigung die frechen Eroberungspläne Polignacs zurückgewiesen; jetzt war durch die Besiegten von Waterloo der Barrikadensieg erfochten, und alsbald ertönt tausendstimmig der Ruf: Rache für Waterloo! — als ob nicht die Schlacht von Belle-Alliance selber eine Rache gewesen wäre für namenlose Blutschuld!

Nur der Haß kann leugnen, daß dem propagandistischen Triebe der Franzosen nicht immer allein eitle Überhebung, sondern auch ein weitherziger Idealismus zugrunde lag — ein hochsinniger Zug, der durch tausend Trübungen hindurch in den Eroberungszügen des Konvents, in dem italienischen Feldzuge Napoleons III. und vor allem in dem sittlich reinsten Kriege des neuen Frankreichs, in dem Kampfe für die Unabhängigkeit Nordamerikas, unverkennbar hervortrat. Auch jetzt riefen edle und verwerfliche Leidenschaften, Ruhmsucht und Habgier, Hochmut und Schwärmerei für Völkerbeglückung und am allerlautesten die unstete Neuerungssucht dieses nervös aufgeregten Geschlechtes, nach einem großen Kriege für die Freiheit. La France s'ennuie! bleibt achtzehn Jahre der Lieblingsspruch der kriegslustigen Presse. Um die Berechnung des Möglichen, der europäischen Allianzen hatten diese Schwarmgeister sich nie gekümmert. „Frankreich isoliert," so prahlte während der ägyptischen Händel ein radikales Blatt, „das bedeutet: Frankreich an der Spitze der Nationen!" Derweil die erregte Jugend aus voller Kehle auf die Tyrannei des Bürgerkönigs schmäht, verlangt sie doch, daß dies um seine eigene Freiheit betrogene Volk anderen Völkern die Freiheit bringe; denn himmelhoch steht der Franzose über dem Deutschen, der nach Mussets rohen Versen in dem freien Rheine seine Bedientenjacke wäscht. „Der gallische Eroberer", versichert Louis Blanc, „läßt überall die Segnungen der Gesittung zurück, wie der in sein Bett zurückkehrende Nil den befruchtenden Schlamm." Solche propagandistische Leidenschaft berauschte die Köpfe der Jugend; auch der junge Herzog von Orleans zählte zu ihren Bekennern. Die besonnene Mehrheit der Nation aber huldigte den friedlichen Neigungen der neuen Volkswirtschaft; nur beanspruchte sie das Vorrecht, Tag für Tag auf die Verträge von 1815, auf die gesamte Länderverteilung des Weltteils als auf ein unerhörtes Unrecht zu schelten. Auch die Presse der gemäßigten Parteien wiederholte mit wehmütiger Bitterkeit das alte Märchen, wie schwer Frankreich geschädigt, wie drohend Preußen — das zerrissene Preußen des Wiener Kongresses! — angewachsen sei, und schürte dergestalt unablässig die Besorgnis der Nachbarn, die Kriegswut der Jugend.

Unter jenen, die sich staatsmännisch dünkten, herrschte die Ansicht, daß der Weltteil in zwei feindliche Zonen zerspalten sei: um die beiden Hochburgen der Freiheit, Frankreich und England, müsse sich ein fester Wall von konstitutionellen Kleinstaaten schließen, als ein Bollwerk gegen die Knechtschaft des Ostens. Solche Meinung ward befestigt durch die feindselige Gesinnung der Höfe von Wien und Petersburg, sowie durch den unvaterländischen Geist der deutschen Radikalen, die in jenen ersten Jahren des Rausches sehr geneigt waren, die liberale Trikolore als eine Erlöserin von den Fesseln des Bundestags zu begrüßen. Es war der alte Wahn der politischen Dilettanten, welche nie begreifen, daß die verschlungene Natur unserer Staatengesellschaft eine reine Tendenzpolitik kaum je gestattet, daß die großen internationalen Machtfragen nicht unter die Gesichtspunkte der Parteilehren fallen, und daß die Leidenschaften und Interessen des Augenblicks in den auswärtigen Händeln gemeinhin mehr bedeuten als die dauernden Gegensätze der innern Politik. Wie einst der Hugenottenbesieger Richelieu die deutschen Protestanten, die oranische Demokratie die Stuarts unterstützt hatte, so sollte auch jetzt wieder die Zeit kommen, da das parlamentarische England mit den absoluten Kronen des Ostens sich gegen das konstitutionelle Frankreich verbündete.

Der König und seine Doktrinäre waren nicht gesonnen, mit dem brausenden Strome der Kriegslust zu treiben. Sie dachten zu klar, um nicht zu sehen, daß ein Eroberungszug an den Rhein die Bürgerkrone selbst hinwegspülen mußte — „der Krieg ist die Revolution", pflegte Ludwig Philipp zu sagen —, und sie empfanden zu kalt, zu pedantisch, um irgendein Verständnis zu haben für die hochherzigen Impulse, welche sich in der Phantasterei der Kriegslust unzweifelhaft verbargen. Doch leider zeigte sich auch in den auswärtigen Fragen die Unhaltbarkeit jener gelehrten Vergleichungen der Jahre 1688 und 1830. Während die glorreiche Revolution von England erst durch den Beistand des gesamten protestantischen Nordeuropas möglich ward und den Staat fast von selber aus einer ungesunden Vasallenrolle in den Kreis seiner natürlichen Verbündeten zurückführte, stand das neue Frankreich von Haus aus vereinzelt. Die Regierung verharrte in ratloser Mittelstellung zwischen den Verträgen von 1815, die sie nicht vernichten konnte, und der Revolution, die sie als ihren mütterlichen Boden nicht ganz verleugnen durfte. In solcher Lage blieb das Reich so einflußlos wie unter den Bourbonen; die alte Führerstellung war und blieb verloren.

Nur einmal gelang dem Julikönigtum ein bedeutsamer Erfolg gegen die Ostmächte. Die belgische Revolution hatte rasch die Gunst aller Parteien Frankreichs gewonnen. Man rühmte sie als liberal und katholisch zugleich; ihr Ziel war die Zertrümmerung jenes niederländischen Gesamtstaats, dessen Dasein den Franzosen als eine Beschimpfung galt. Diesmal weiß der König die Verlegenheit der durch die polnischen Händel in An-

spruch genommenen Ostmächte gewandt zu benutzen. Zweimal rücken seine Truppen in Belgien ein, und als endlich die Anerkennung des neuen Staates den widerwilligen deutschen Höfen abgetrotzt ist, als Zar Nikolaus seinen ohnmächtigen Unmut über den Sieg der Revolution nur noch dadurch betätigen kann, daß er den diplomatischen Verkehr mit dem jungen Königreiche verweigert — da preisen die Federn des Kabinetts la brillante solution française der belgischen Frage. Ruhiges Urteil wird solchem Selbstlobe nicht beistimmen. Gewiß war durch die Einrichtung des belgischen Staates das Notwendige, das für den Augenblick Heilsame geschehen; aber nicht Frankreichs Waffen, sondern England ausdauernder, minder zweideutiger Beistand hatte das größte Verdienst daran. Mit gutem Grunde durfte Lord Palmerston Belgien seine Tochter nennen. Die Ruhmgier der Nation war durch die leichten Triumphe in den Laufgräben von Antwerpen ebensowenig befriedigt wie die Freude des revolutionären Frankreichs am Kriege gegen Stein und Erz; die radikalen Blätter jammerten laut, als der französische Befehlshaber auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance seinen Truppen verbot, das bereits begonnene Zerstörungswerk an dem Preußendenkmale von Planchenois und dem Löwen von Mont St. Jean zu vollenden. Von den begehrlichen Hintergedanken, die der Friedensfürst bei seiner Intervention verfolgte, war kein einziger erfüllt. Wie sanftmütig hatte der alte Talleyrand in London vorgeschlagen, Antwerpen zu einer freien Stadt zu erheben; wie dringend bei Lord Palmerston um Luxemburg, bei dem preußischen Gesandten um ein Stück Rheinland gebeten: man könne ja den längst begrabenen sächsischen Handel wieder aufnehmen, Sachsen an Preußen, Belgien dem König von Sachsen geben. Er hatte nur kühle Abfertigung gefunden. Auch die Hoffnung, in dem kleinen Nachbarlande ein Bollwerk für Frankreich zu gewinnen, erwies sich bald als ein Traum. Der von Parteien zerrissene niederländische Gesamtstaat war offenbar ein schwächerer (oder, um im Geiste orleanistischer Engherzigkeit zu reden, ein minder gefährlicher) Nachbar gewesen als die beiden neuen leidlich haltbaren Mittelstaaten. Mit unverhohlenem Widerwillen hatte das belgische Volk die Franzosen bei ihrem zweiten Einmarsche aufgenommen. Diese Gesinnung besserte sich nicht, seit jener weise Fürst, der seine Nachbarn kannte, den neuen Thron bestieg. Wie oft mußte Ludwig Philipp seine kluge Schwester Adelaide nach Brüssel senden, um die Besorgnisse des belgischen Hofes zu beschwichtigen, der eine Zeitlang ernstlich an den Eintritt in den deutschen Zollverein dachte. Niemals — wir sahen es oben bei jenem Plane des belgisch-französischen Zollverbandes — niemals gestattete das Mißtrauen der großen Mächte dem französischen Hofe einen herrschenden Einfluß in Belgien.

War hier nur ein halber Erfolg erreicht, so wurden vollends alle teuersten Empfindungen der Nation beleidigt in den polnischen Händeln. Das

Schoßkind der Franzosen, wie sie katholisch und revolutionär, durch ritterliche Haltung und alte Waffenbrüderschaft, durch tausend Bande der Gesinnungsverwandtschaft mit Frankreich verkettet, erhob sich gegen jenen Zaren, den die öffentliche Meinung mit sicherem Instinkte als das Haupt der neuen Heiligen Allianz verwünschte. Unermeßlicher Jubel an der Seine begleitete jeden Schlag in den polnischen Ebenen. Lafayette und die gesamte Demokratie forderte den Krieg für Polen: jetzt sei es Zeit, jene alte Missetat der Kabinette rückgängig zu machen, welche die französischen Historiker gern als den scheußlichsten der Frevel schilderten — um verwandte Sünden ihres eigenen Volkes zu bemänteln. Es gereicht dem Verstande der Regierung zur Ehre, daß sie, solche hohle Phantasterei verschmähend, den zwecklosen Krieg für ein fremdes Interesse verwarf. Aber wenn Sebastiani die brutalen Waffenerfolge Rußlands mit den Worten verherrlichte: „L'ordre règne à Varsovie", so verfeindete sich die Regierung für immer mit der öffentlichen Meinung, und sie gewann doch nicht das Vertrauen der Ostmächte; denn mit offenen Armen wurden die flüchtigen Polen in Frankreich aufgenommen, die Dürftigen empfingen Unterstützung aus den geheimen Fonds, und der Pariser Ausschuß der polnischen Emigration schickte fortan seine Sendlinge auf alle Barrikaden der Welt. Die pathetische Klage um Polens Untergang wurde zu einem unentbehrlichen Spektakelstücke jeder Adreßdebatte; die Regierung aber verharrte in ihrer zweizüngigen Haltung. Als in Polen die Gewalttaten sich häufen, als Fürst Metternich sein Werk, die Wiener Verträge, mit eigener Hand zerreißt, die Republik Krakau mitten im Frieden vernichtet, da richtet Graf Molé eine scharfe Anfrage nach Wien und — läßt insgeheim dem Staatskanzler erklären, er müsse Rücksichten nehmen auf seine Kammern.

Wie dort so in allen auswärtigen Verwicklungen zeigt das Julikönigtum den Charakter der Halbheit und Unwahrheit. Während seine Minister in der Kammer feierlich verkündigen: „Wir verabscheuen den Absolutismus und beklagen die Völker, welche schwach genug sind, ihn zu dulden" — hatte Ludwig Philipp sogleich nach der Juliwoche in Briefen, die einem Könige der Franzosen wenig anstanden, die Anerkennung, um nicht zu sagen die Verzeihung der Ostmächte erbeten. Der erste Schreck verflog, die unschädliche Mutlosigkeit des neuen Regiments ließ sich nicht mehr verkennen, und die besonnenen Konservativen mußten der von Wellington ausgesprochenen Wahrheit zustimmen, daß unser Staatensystem keines seiner großen Glieder entbehren, daß in Europa nichts Dauerndes auf friedlichem Wege vollendet werden könne ohne Frankreichs Mitwirkung. Die Stimmung der deutschen Großmächte wurde zusehends freundlicher; zwischen Ludwig Philipp und dem Staatskanzler begann jener eifrig gepflegte Briefwechsel, den die Diplomatie als le commerage politique der beiden Alten kannte. Unaufhörlich versichert der König seine unauslöschliche Dankbarkeit gegen die deutschen Höfe, er beteuert seinen Haß gegen

jene amerikanischen Ideen, welche den Weltteil vergiften, er klagt: „Unsere Institutionen geben wohl eine Bürgschaft gegen die Regierungsgewalt, doch nicht für dieselbe." Er bittet, schärfer zwischen ihm selber und der Revolution zu unterscheiden, und verlangt dringend den Beistand der drei Kabinette des Ostens: „Dann könnte ich mehr für die Ordnung tun." Zum Danke überschüttet Fürst Metternich den gelehrigen Schüler mit einer langen Reihe jener endlos lehrhaften politischen Abhandlungen, die er liebte, er ermahnt zum Ausharren auf dem Wege der gesunden Politik, trotz der schwachen Kammermehrheit usf. Der Minister Ancillon, der durch die Gesandtschaft in Wien diese Briefe kennenlernte, jubelte auf: einem so gewaltigen politischen Prediger werde das Herz des Königs nicht widerstehen können. Und Gentz, dessen Trägheit gern die Not zur Tugend machte, meinte jetzt aufatmend: Legitimität und Volkssouveränität sind nicht absolute Gegensätze; sie können sich vertragen wie Katholizismus und Protestantismus, „zumal da jetzt die Volkssouveränität so ausgelegt wird, daß sie unmerklich in eine neue Legitimität übergeht".

Der Zar dagegen blieb unerbittlich. Er hatte schon im Sommer 1830 seinen Russen Frankreichs verpestete Luft verboten und gab dann Jahr für Jahr dem verhaßten Bürgerkönige Beweise von jener rücksichtslosen Grobheit, welche in diesen Tagen russischer Allmacht von unseren Kleinkönigen als geniale Willenskraft angestaunt ward. Er ließ sich nicht ausreden, daß der Kronenräuber demnächst an der Spitze der europäischen Revolution stehen werde; nimmermehr sollten ihm diese Bourgeois in die Schwägerschaft der legitimen Höfe eindringen. „Der Zar", klagte Ludwig Philipp dem österreichischen Gesandten, „will meine Familie zur Kastration verdammen." In der Tat war es ein für das stolze Frankreich beschämendes Schauspiel, wie nun der Thronfolger vergeblich um die Hand mächtiger Prinzessinnen warb. Selbst der Schweriner Hof fand die Verschwägerung mit dem Bürgerkönigshause unangemessen, und nur das persönliche Wohlwollen des Königs von Preußen führte dem Herzoge von Orleans endlich die Prinzessin Helene zu — une princesse anodine, spottete Metternich im Kreise der Vertrauten.

Wer sollte auch Achtung hegen vor einem Kabinette, von dessen Verlogenheit jeder Tag neue Proben brachte? Noch im November 1833 wies die Regierung mit hochtrabenden Worten die Aufforderung der Ostmächte zu strengen Maßregeln gegen die Flüchtlinge zurück, und dennoch erstattete die Pariser geheime Polizei den legitimen Höfen regelmäßig Bericht über das Treiben der Revolutionäre. Man unterstützte die deutschen Unzufriedenen, welche die Demagogenjagd nach dem Elsaß versprengte, und erlaubte insgeheim den Verkehr ihrer Fußboten über die Grenze; man sah nicht ungern, wie die deutsche Demokratie sich mit der französischen verbrüderte und eine deutsche Carmagnole nach dem glorreichen gallischen Vorbilde erfand. An allen deutschen Höfen war das geheime Zirkular des

Ministeriums vom September 1833 bekannt, das die Agenten Frankreichs aufforderte, eine Liste der Franzosenfreunde und Oppositionsführer, namentlich aus den Ländern des linken Rheinufers, einzureichen. Und dasselbe Kabinett, das also mit der revolutionären Propaganda spielt, bedroht einige Jahre darauf die Schweiz mit Krieg, weil sie den Schweizerbürger Ludwig Bonaparte nicht ausweisen will. In allen konstitutionellen Kleinstaaten gebärden sich die französischen Gesandten, als ob sie den Staat zu regieren hätten, werden überall unleidlich durch zudringliche, hofmeisternde Freundschaft; dabei zeigen diese hochherzigen Beschützer deutscher Freiheit gegen jedes scharfe Wort unserer Presse eine nervöse Empfindlichkeit, wie nur Fürst Metternich selber. Dem Bundestage begegnet man mit offenem Hohne. Da Frankreich den Luxemburgischen Handel zu verschleppen wünscht, so spricht man die Hoffnung aus: „Möge der Bundestag die Maßregeln, die er ergreifen will, mit jener Langsamkeit und jener weisen Mäßigung, die seine Handlungen auszeichnet, beginnen, alle möglichen Verzögerungen anwenden und selbst wiederholen! Diese Langmut entspricht dem Charakter des Bundestages[1].“ Auf die berüchtigten Bundesbeschlüsse des Jahres 1832 antworteten England und Frankreich mit einer rücksichtslosen Verwahrung und gewähren also dem Bundestage willkommene Gelegenheit, durch eine scharfe Abfertigung der fremden Zudringlichkeit sich ausnahmsweise den Beifall der Patrioten zu erwerben. Noch nicht gewitzigt, versucht der französische Hof nach dem Staatsstreiche in Hannover, die englische Regierung zu einem gemeinsamen Proteste in Frankfurt zu bewegen; als England sich weigert, leugnet er die Absicht vor den deutschen Gesandten rundweg ab.

Seien wir gerecht. Es gibt schwunglose unfruchtbare Epochen, die einen großen Zug der auswärtigen Staatskunst nicht gestatten. In Italien, im Oriente waren die Dinge nicht reif für große Entscheidungen, sie geboten eine zuwartende, hinhaltende Politik. Aber auch wo in dieser armen Zeit eine gesunde, zukunftsreiche Schöpfung nationaler Staatskunst gewagt wird, offenbart das Julikönigtum nur Angst und bettelhaften Neid. Unsere junge Handelseinheit fand außer Österreich keinen boshafteren Feind als diese Bourgeois. Im Jahre 1833 verhandelten die Höfe von Paris und Wien über den Plan, durch Handelserleichterungen an den süddeutschen Grenzen Bayern und Württemberg von dem preußischen Zollvereine abzulenken; die volkswirtschaftliche Unfähigkeit der beiden Kabinette ließ den Gedanken nicht zur Reife gelangen. Unterdessen bereisten die Gesandten Bresson in Berlin, d'Alleye in Frankfurt und vornehmlich der vielgewandte Konsul Engelhardt in Mainz die kleinen Höfe, beschworen die Handelswelt, sich nicht kirren zu lassen von Preußens Herrschsucht; der Parteifanatismus der Liberalen unseres Südens bot diesen Warnungen nur

[1] Zirkulardepesche des franz. Min. des Ausw. an die französischen Gesandten in Deutschland vom 30. Dezember 1830. (Hdschr.)

allzu willig sein Ohr. Zuletzt triumphiert über alle Verirrungen des Parteigeistes die Sache der nationalen Einheit, und die fremden Ränke enden in Beschämung.

Mit einem Schwalle pathetisch freisinniger Worte verkündete die Julidynastie bald nach ihrer Gründung den großen Mächten: das Recht über sich selber zu verfügen, das Frankreich für sich in Anspruch genommen, gebührt auch jeder anderen Nation. Dies Prinzip der Nichtintervention, das offenbar einem berechtigten Grundgedanken entsprang, aber in seiner doktrinären Kahlheit für das verschlungene Netz unserer Staatengesellschaft ebensowenig ausreichte wie die Interventionstheorien des Heiligen Bundes, warf zuerst einen ungeheuren Schrecken unter die konservativen Höfe. Fürst Metternich klagte über „dies neue unerhörte Völkerrecht, diesen Umsturz aller Regeln, welche bisher die Politik der europäischen Staaten geleitet haben". Bald sollte der Wiener Hof sich beruhigen: denn als Österreich die Revolution in Mittelitalien niederwirft, zweimal seine Truppen in den Kirchenstaat marschieren läßt und trotz der allen Kundigen offenbaren Zerrüttung seines Heerwesens die Oberherrlichkeit auf der Halbinsel unerschütterlich behauptet, da sendet der Bürgerkönig ein schwaches französisches Korps nach Ancona und läßt dem österreichischen Gesandten insgeheim erklären, diese Besetzung erfolge nur um der Form willen, nur um den französischen Nationalstolz zu schonen! Billiges Urteil muß übrigens bekennen, daß die unredlichen Erklärungen an die Kammern der Regierung oft aufgezwungen wurden; die fortwährenden Interpellationen über die laufenden Geschäfte der auswärtigen Politik blieben eben ein unnatürlicher Mißbrauch, peinlich auch für den bravsten Minister. Ruhmlos, wie sie gekommen, zog endlich die Expedition von Ancona wieder ab; der pathetische Ausspruch „Das Blut der Franzosen gehört nur Frankreich an" vermochte nicht, die Nation über die Demütigung zu trösten. Frankreich wagte nur einige schüchterne Ermahnungen, um die unerträgliche Mißregierung in Rom zu mildern, und duldet langmütig, daß der in jenen Tagen noch streng legitimistische Karl Albert von Sardinien die Ehrenlegion in seinem Staate verbietet, dem Bürgerkönigtume die gröbste Mißachtung erweist. Nichtintervention bedeutet also im Munde dieses Systems das Recht für Frankreich, ebenfalls nachträglich zu intervenieren, sobald eine andere Großmacht in die Händel eines dritten Staates sich eingemischt hat. Man bindet allein sich selber die Hände, wie Fürst Metternich bald mit Befriedigung erkennt, man verzichtet selbst auf die Initiative, ohne anderen Mächten die Einmischung zu verwehren.

Ebenso erfolglos wirkte die Juliregierung in Spanien. Die alte Verschwägerung der bourbonischen Höfe sollte jetzt ersetzt werden durch ein edleres Band, durch die Verwandtschaft der Institutionen in den beiden illegitimen und konstitutionellen Staaten; die besten Bundesgenossen für das neue Frankreich sind die freien Völker, verkündete das Pariser Ka-

binett. Und wirklich schien der ersehnte Bund des liberalen Westens gegründet, als Frankreich und England die Quadrupelallianz mit den beiden Königinnen der iberischen Staaten schlossen. Aber während England in seinem alten Vorwerke Portugal seine herrschende Stellung fest behauptete, gelang dem Bürgerkönige nicht, dauernden Einfluß auf das Kabinett von Madrid zu gewinnen. Er fürchtete mit gutem Grunde den reizbaren Nationalstolz der Spanier und begnügte sich darum, die Karlistenbanden auf französischem Boden zu entwaffnen, die Cristinos durch Kriegsvorräte und durch eine Fremdenlegion zu unterstützen — vollauf genug, um den Ostmächten verdächtig, doch viel zu wenig, um den Spaniern unentbehrlich zu werden! Die Ränke, welche das ganze Jahrzehnt hindurch auf den Parketts des Madrider Schlosses zwischen dem französischen und dem englischen Gesandten hin und her spielten, bewiesen genugsam, auf wie schwachen Füßen die gefeierte entente cordiale der Westmächte stand. In dem französischen Volke regte sich wieder der alte Haß gegen das perfide Albion so leidenschaftlich wie nur unter dem ersten Kaiserreich, und die Freundschaft der Kabinette erleidet bald eine schwere Erschütterung durch den Gegensatz ihrer Interessen im Oriente.

Schon Ludwig XIV. hatte die Bedeutung Ägyptens für die Beherrschung des Mittelmeers wie für den indischen Verkehr erkannt und gern auf die geistreichen ägyptischen Phantasiespiele unseres Leibniz gehört. Dann war das Land durch Bonapartes genialen Feldzug jedem französischen Herzen teuer geworden. Der napoleonische Plan, durch die Durchstechung der Landenge von Suez den englischen Indienfahrern den Rang abzulaufen, blieb ein Lieblingsthema der französischen Presse, zumal seit England sich in dem Felsenneste Aden ein morgenländisches Gibraltar, eine neue Etappe für seinen indischen Seeweg geschaffen hatte. Nun begann unter Mehemed Alis kraftvoller Herrschaft ein System der Völkerbeglückung von oben in napoleonischem Stile; ganz Frankreich schwärmte für den aufgeklärten Despoten, in dem die altorientalische Vorliebe für französische Sitten ungewöhnlich stark sich ausprägte. Die Juliregierung will die Pforte nicht bekämpfen, aber sie vermag auch nicht der Verirrung der nationalen Phantasie Widerstand zu leisten, und ihr fehlt der Mut für den kühnen Gedanken, Mehemed Ali nach Stambul zu führen, das wankende Osmanenreich durch einen begabten Hausmeier neu zu kräftigen. So verliert sie sich denn gedankenlos auf einen abschüssigen Weg, wohin das lauernde Rußland sie längst locken wollte; sie schwächt die Pforte und verfeindet sich mit England, indem sie den meuterischen Vasallen gegen seinen Sultan unterstützt — durch treulose Mittel, die solcher Staatsmänner würdig waren — und steht plötzlich isoliert der einmütigen Koalition der vier Mächte gegenüber.

Damals, in dem kritischen Augenblicke des Julikönigtums, trat grell zutage, daß ein Menschenalter parlamentarischer Regierung nicht vermocht

hatte, die gesunde Mäßigung freier Völker auf diesem Boden großzuziehen. Das ganze Land hallt wider von rohem und wüstem Kriegsgeschrei, der Minister Thiers poltert und lärmt mit den Schlagworten des Jakobinerklubs, selbst der König droht in Augenblicken des Zornes die rote Mütze auf das Haupt zu setzen, und die deutsche Diplomatie zürnt: „1830 ist wieder am Ruder!" Die Vereitelung seiner ägyptischen Grillen schien diesem Volke alles Ernstes ein genügender Rechtsgrund für einen frechen Raubzug gegen den Rhein. Zuletzt gewann die Friedensliebe des Bourgeoisregiments wieder die Oberhand; Guizot bewies den seltenen sittlichen Mut, der mißleiteten Leidenschaft der Nation zu trotzen. Aber die Nachgiebigkeit gegen das Ausland, verständig an sich, erschien nach den übermütigen Drohungen der jüngsten Monate als eine schimpfliche Niederlage. Frankreichs Einfluß im Oriente war für ein volles Jahrzehnt vernichtet. England herrschte in Stambul, befehdet von russischen Ränken; desgleichen in Innerasien waren es England und Rußland allein, die den welthistorischen Kampf um die Beherrschung des Morgenlandes führten. In Deutschland bewirkte das Toben der französischen Kriegspartei, was die Vernunftsgründe besonnener Patrioten nicht vermocht hatten: unsere Liberalen begannen sich abzuwenden von den gallischen Götzenbildern, der Geist von 1813 ward wieder rege auch in den nichtpreußischen Gebieten. Das stolze England wußte den Hohn gegen das gedemütigte Nachbarreich so wenig zu verbergen, daß ein Jahr später Lord Palmerston eine rein französische Angelegenheit, die Kolonialpolitik in Algier, mit unerhört rücksichtslosen Worten öffentlich brandmarken konnte; und doch lagen von der französischen Herrschsucht zu viele Proben vor, als daß der Geist des Vertrauens in die notdürftig wiederhergestellte entente cordiale der Westmächte jemals hätte einziehen können.

Verhängnisvoller ward die Zerrüttung des inneren Friedens. Man hatte so fest darauf gebaut, daß England niemals schlagen, niemals die konstitutionelle Allianz aufgeben werde. Als dennoch die Niederlage erfolgte, da war das neue „Ministerium des Auslandes" von vornherein gerichtet, jedes sittlichen Ansehens bar. „England beherrscht uns — die Verschwörung der Mächte verschließt uns den Orient — die Politik des Kabinetts jagt uns die Schamröte ins Gesicht" — solche Schlagworte füllen fortan die Spalten auch der gemäßigten Presse. Mit krankhafter Reizbarkeit ergreift die Nation jede auswärtige Verwicklung. Selbst die paradiesische Südseekönigin Pomare gilt der Opposition als ein nationales Heiligtum. Die trockene Geschäftsfrage, wem das Recht, die Sklavenschiffe zu visitieren, zustehe, erregt einen solchen Sturm, daß die Wähler im Jahre 1842 unter dem Rufe Pas de droit de visite! an die Urne ziehen und der bereits abgeschlossene Vertrag, welcher den englischen Kreuzern das Durchsuchungsrecht einräumte, rückgängig gemacht werden mußte.

Ganz grundlos in der Tat war dies Mißtrauen nicht. Immer tiefer versinkt das Kabinett in reaktionäre Anschauungen, immer brünstiger beteuert Guizot dem k. k. Staatskanzler den streng konservativen Charakter seiner Staatskunst — während gleichzeitig seine ministeriellen Blätter den Parisern verkünden, auf der Allianz der Westmächte beruhe die Zukunft des Liberalismus. Wo immer in diesen vierziger Jahren eine neue freiere politische Gestaltung sich ans Licht empordrängt, da steht Frankreich klein und neidisch auf der Seite der alten Unordnung. In Italien beginnt jene große Bewegung, welche unfehlbar zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft führen mußte. Guizot aber ermuntert den neuen Papst zu liberalen Reformen, sendet Flinten für die römische Nationalgarde und — zieht zur selben Zeit zum Schutze des weltlichen Papsttums in Südfrankreich jenes Heer zusammen, welches unter der Republik wirklich auf dem Janiculus gekämpft hat. Er beschwört die Reformpartei, der Bewegung einen römischen, toskanischen, piemontesischen Charakter zu bewahren, denn eine italienische Frage wäre die Revolution! Und hätte Guizot nur mindestens den föderalistischen Ideen seines Gesandten Rossi gehuldigt, deren Unhaltbarkeit damals noch keineswegs erwiesen war! Aber der starre Konservative stimmte mit Mazzini darin überein, daß Italien nur die Wahl habe zwischen Österreich und der Anarchie. Seine amtlichen Blätter redeten in den schnödesten Worten über Karl Albert von Sardinien, warnten die Höfe vor dem Ehrgeiz Piemonts, priesen Ferdinand von Neapel als den nationalsten König der Halbinsel. Der Gesandte in Turin erklärte Cäsar Balbos maßvolle Schrift über „Italiens Hoffnungen" für eine Beleidigung Frankreichs, und der Minister selbst ward von Cavour mit vernichtendem Spotte gegeißelt, weil er am Morgen dem Fürsten Brignole das Wohlgefallen des Bürgerkönigs über die albertinischen Reformen aussprach, um am Abend mit dem Grafen Apponyi über die Abenteurerpolitik der Piemontesen zu wehklagen! Im Januar 1848 behauptete Guizot, eine Verfassung für Neapel sei frühestens in zehn Jahren möglich — während in demselben Augenblicke die geängsteten Bourbonen die Charte bereits verkündigten. Durch solchen Kleinsinn der Tuilerien wurde der Turiner Hof gezwungen, das idealistische Programm l'Italia farà da sè aufzustellen und allein, mit ungleichen Kräften, den Kampf gegen Österreich zu beginnen. Die belebende Kraft dieser Staatskunst war auch hier der Neid, die alte unselige französische Vorliebe für die kleinen Nationalitäten der Bückeburger und Parmesanen, die vollendete Unfähigkeit, die Zeichen einer großen Zeit zu verstehen.

Das erhellte noch klarer, als jetzt die Schweiz sich anschickte, der Anarchie ihres Staatenbundes, den Friedensstörungen der Ultramontanen ein Ziel zu setzen. Guizot wußte, daß Österreich die Augen des Pariser Kabinetts von Italien hinweg auf die Schweiz abzulenken suchte, er erkannte die Parteilichkeit der Berichte seines ultramontanen Gesandten.

Trotzdem sah er in den Jesuiten von Luzern die Verteidiger der Ordnung. Ihm graute vor der Roheit, die den Freischarenzügen der schweizerischen Radikalen allerdings anhaftete, ihm graute mehr noch vor der grande république unitaire, die aus dieser Bewegung hervorgehen würde — als ob dies große Frankreich sich vor der Schweiz zu fürchten hätte! Er nimmt rückhaltlos die Partei des Sonderbundes, er mutet den Eidgenossen zu, die religiöse Streitfrage vor den Papst, die politische vor die Großmächte zu bringen. Er muß sich von Lord Palmerston sagen lassen, das heiße die Schweiz polonisieren, und wird schließlich auf das lächerlichste von dem schlauen Nebenbuhler betrogen, der seinen Beitritt zu der Intervention der Großmächte so lange hinausschiebt, bis der Sonderbund in alle Winde zerstoben ist. Und an allen diesen alten Torheiten hält der verblendete Mann noch im Jahre 1867 mit schimpflicher Unbelehrbarkeit fest, nachdem die schweizerische Revolution so segensreiche Früchte getragen und die Erfahrung zweier Jahrzehnte bewiesen hat, daß eine unitarische Partei in der Schweiz gar nicht bestand!

Das Julikönigtum hatte den mit so großem Pomp verkündeten Grundsatz der Nichtintervention kläglich fallen lassen, und dennoch irrte Guizot, wenn er wähnte, im Osten als ein Verfechter der konservativen Politik zu gelten. Als der Kölner Kirchenstreit den tiefen Gegensatz der Interessen Österreichs und Preußens enthüllte, da war Metternichs schwerste Sorge, Preußen möge sich mit dem Liberalismus und dem Pariser Hofe verbinden; er beeilte sich, die Tuilerien vor dem streitbaren Protestantismus des Berliner Kabinetts zu warnen. Auch in jenen letzten reaktionären Jahren Ludwig Philipps kam der Staatskanzler immer wieder auf das Urteil zurück, das er einst dem Gesandten v. Canitz aussprach: „Diese Regierung kann niemals stark sein, sobald es sich darum handelt, gegen die Revolution zu kämpfen; sie kann sich nicht auf dieselbe Linie wie wir stellen, das wäre wider die Natur". Daß der Bürgerkönig bei all seiner Dienstwilligkeit die geheimen Pläne französischer Herrschsucht keineswegs aufgab, war selbst während jener Schweizer Wirren durch allerlei kleine Kniffe verraten worden, so durch den naiven Vorschlag Guizots, man möge den Sitz der fünf Gesandtschaften und damit den Schwerpunkt der eidgenössischen Politik nach Genf verlegen. „Überall ist Frankreich geliebt und gefürchtet", jubelten Guizots Verteidiger. Diese politique calme et prépondérante de la France zeigte sich u. a. in dem stets vergeblich wiederholten Wunsche, einen Kongreß nach Paris zu berufen, wo der Bürgerkönig als der Schiedsrichter des Weltteils erschienen wäre!

Dann wurde Spanien abermals das Land des Schicksals für ein französisches Herrscherhaus. Um einer politisch wertlosen Verschwägerung willen ward der gute Ruf des Kabinetts durch häßliche Lügen unheilbar geschädigt und die Allianz der Westmächte zerstört; denn über-

mütiger, rief der erzürnte Lord Palmerston, ist der französische Ehrgeiz seit dem Kaiserreiche nie hervorgetreten. Die Prahlereien der ministeriellen Presse erhärteten nur die klägliche Tatsache, daß dies revolutionäre Regiment in die Ideen altbourbonischer Familienpolitik zurückgefallen war. Wenn König Friedrich Wilhelm IV. zu Anfang des Jahres 1848 den Bürgerkönig als das Schwert und den gehobenen Arm der Legitimität begrüßte und Graf Nesselrode am Tage der Februarrevolution nach Paris schrieb: Frankreich sei im Frieden stärker geworden als im Kriege, es sehe sich geschützt durch einen Wall konstitutioneller Staaten, die von seinem Geiste leben — so bestätigt der grelle Kontrast dieser berechneten Lobsprüche abermals die Wahrheit: die Politik des Napoleons des Friedens war so widerspruchsvoll wie sein Beiname selber. Noch einmal bot die Einverleibung Krakaus die unschätzbare Gelegenheit, den zerrissenen Bund der Westmächte wieder anzuknüpfen; aber auch diese Gunst des Glücks blieb unbenutzt.

Selbst die einzige Gebietserwerbung, welche dem friedfertigen Könige gelang, erwies sich vorerst noch als ein zweifelhafter Gewinn. Die Nation sah befriedigt, wie zum ersten Male seit einem Jahrtausend dem Abendlande gelang, ein Stück afrikanischen Bodens der orientalischen Gesittung zu entreißen; Leichtblütige erkannten darin einen Schritt vorwärts zur Beherrschung des Mittelmeeres. In Wahrheit blieb das Ergebnis dürftig. Die militärisch-polizeiliche Verwaltung ward hier, wo nur die freieste Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte fördern konnte, noch verderblicher als im Mutterlande. Fähigkeit zur Kolonisation hatte schon das alte Frankreich allein auf dem Boden Kanadas bewiesen, das neue nirgendwo. Die rauhe Schule dieser afrikanischen Kämpfe bildete freilich die Mehrzahl der namhaften Generale der Republik und des zweiten Kaiserreichs, aber sie beförderte auch jenen blutdürstigen Landsknechtgeist, der in Burgeaud seinen Lehrer, in Pélissier seinen rohesten Vertreter fand. Das Gemetzel in der Straße Transnonain bewies, daß die Wildheit der Soldaten sich auch gegen den Bürger kehren konnte; schon zur Zeit des Straßburger Attentats sprach Tocqueville die Besorgnis aus, ob nicht die größte Gefahr für Frankreichs Freiheit in diesem Heere schlummere. Die Juliregierung vermehrte die Armee um 100 000 Mann, sie schuf die neuen Spezialwaffen der Jäger und Zuaven. An den zahlreichen neuen Festungsbauten schulten sich treffliche Ingenieure wie Marschall Niel. Jeder Eingeweihte wußte, daß die Verstärkung und Fortbildung des Heeres dem Bürgerkönige zu allermeist am Herzen lag, daß nur deshalb die massenhaften Wälderverkäufe vorgenommen wurden. Trotzdem gelang es nur in der Marine dem persönlichen Einflusse des ritterlichen Herzogs von Joinville dynastische Gesinnung großzuziehen. Die Mehrzahl des Heeres wie des Volkes schaute kalt oder ungeduldig dem durchaus militärischen Wesen dieser Regierung zu; wie in der Krisis des Jahres 1840,

so bei tausend kleineren Anlässen brach immer wieder die unersättliche Lust an kriegerischem Ruhme hervor. Als ein Offizier, dessen Knopfloch sich nach dem roten Bändchen sehnte, das Märchen von dem großen Siege bei Masagran erfunden hatte, da ward freilich, nachdem der Betrug entdeckt war, der Schuldige in der Stille beseitigt, aber keine große Zeitung besaß den Mut, die Täuschung einzugestehen. Die gloire de Masagran blieb dem Ruhmeskapitale der Nation erhalten, die Straßen von Masagran in Paris und Nancy stehen noch heute, und vor wenigen Jahren noch redete Napoleon III. die afrikanische Armee an als die Helden von Isly und Masagran!

Wie das System selber, so vermochten auch die Personen seiner Träger nicht, diesem Soldatenvolke ins Herz zu wachsen. Mochten des Königs Schmeichler den Helden von Jemappes feiern, diese âme toute française, die nie das Schwert gegen Frankreich geführt — der Herzog von Chartres hatte doch die glorreichsten Tage seines Landes nicht mit seinem Volke verlebt. Es war, als ob der Instinkt der Massen etwas ahnte von der längst vergessenen Tatsache, daß dieser Schüler Dumouriez' während des Kaiserreichs mehrmals sich zum Kriegszuge gegen das Vaterland erboten hatte. Auch an den Orleans haftete etwas von dem Bourbonenfluche, dem Volke blieb Ludwig Philipp ein Fremder. Nachdem die kleinen Künste des königlichen Regenschirmes vernutzt waren, verspottete die Presse die Person des Königs und seinen Birnenkopf mit einer erbitterten Ironie, einer Keckheit, die selbst gegen Karl X. nie gewagt worden. Das Mißtrauen der öffentlichen Meinung folgt jedem seiner Schritte, macht ihn zum unfreiesten Manne seines Volks; er wagt nicht einmal ein Opernunternehmen zu unterstützen, aus Furcht, die Nation werde gewinnsüchtige Spekulation dahinter wittern. Man mag in alledem die Wildheit eines fieberischen Parteikampfes tadeln — ein rechter Franzose war dieser König nicht, der schlaue Handelsmann, der nie jung gewesen, der durch kleine feige Ränke hindurch den Weg zum Throne geschlichen war und als König noch die alten schon dem Prinzen unziemlichen Krämerkünste übte, der mit all seiner Welterfahrung die begeisternde Macht der Ideen nie gekannt, bei all seiner Sanftmut die schönste Pflicht des Königtums, die Beschützung der Bedrängten, nie begriffen hat und bei all seiner bürgerlichen Solidität doch imstande war zu Gaunerstreichen, wie zu jenem Wortbruche gegen den gefangenen Abd-el-Kader. Selbst die Tugenden seines bürgerlich schlichten häuslichen Lebens blieben diesem ritterlichen Volke unverständlich.

Fast noch fremder stand sein Guizot der Nation gegenüber. Geckenhafte Eitelkeit war den Franzosen geläufig und erträglich, doch nimmermehr die öde Langeweile dieser streng pedantischen Rechthaberei. Selbst wir deutschen Leser vergessen alle Achtung vor dem glänzenden wissenschaftlichen und manchem unbestreitbaren politischen Verdienste des Man-

nes, wenn wir hinter den volltönenden Sittensprüchen seiner Memoiren die Unredlichkeit, das heuchlerische Verschweigen entdecken, wenn wir auf jeder Seite dieser acht Bände in oder zwischen den Zeilen stets nur das eine lesen: „Ich hatte immer recht". Er hatte das Haupt seines Vaters auf der Guillotine fallen sehen, dann die Menschenopfer des Kaiserreichs beklagt; seit jenen Jugenderfahrungen stand ihm fest, daß ihm beschieden sei, den Kampf der Tugend gegen alle wüsten Leidenschaften zu führen. Nun rufen ihm seine Freunde jene Worte zu, die einst Pater Joseph an Richelieu richtete: L'oeusvre de V. Exz. est de rétablir le fort Estat de cette monarchie et de couper court aux mauvaises entreprises qui troublent l'esprit des hommes. Wer bliebe geduldig, wenn dieser Weiseste der Weisen die Politik der Doktrinäre erklärt als „eine Mischung von philosophischer Erhabenheit und politischer Mäßigung, die vernünftige Achtung der Rechte und der verschiedenen Tatsachen, eine zugleich neuernde und konservative Lehre, antirevolutionär, ohne reaktionär zu sein, bescheiden im Grunde, obgleich oft stolz in den Worten"? Oder wenn der Minister diese Musterstaatskunst den Kammern als une politique un peu grande seulement anpreist, der Opposition versichert, ihre Vorwürfe würden sich nie zu der Höhe seiner Verachtung erheben, und dem König sein Erstaunen ausspricht über die Ähnlichkeit der Politik Washingtons mit seiner eigenen? Als er nach den Februartagen mit dem flüchtigen Metternich in London zusammentrifft und dieser nach seiner Weise bemerkt: „Der Irrtum ist niemals meinem Geiste nahegetreten", da antwortete Guizot: „Ich bin glücklicher gewesen, ich habe mehrmals in meinem Leben bemerkt, daß ich mich geirrt hatte". Wir aber erraten leicht, daß die beiden im Grunde gleich dünkelhaft waren, und finden im gesamten Verlaufe der französischen Geschichte eine so maßlose pedantische Selbstgefälligkeit nur noch einmal wieder: in jenem Necker, der, gleich Guizot der Haupturheber einer fürchterlichen Umwälzung, wie dieser niemals demutsvoll an seine Brust schlug, um zu fragen, ob nicht das Gottesgericht der Geschichte auch *seinen* Sünden gegolten habe. Ist es zum Verwundern, daß die in allen ihren Verirrungen immer liebenswürdige Nation nur widerwillig die verhaßten Lehren des Friedens und der Ordnung aus dem niemals lächelnden Munde dieses starren Schulmeisters, dieses herrschsüchtigen Tugendspekulanten vernahm?

Wie unheimlich mußte nicht dieser weder legitimen noch glorreichen noch freien Regierung der Schatten des Imperators erscheinen! Der König zum mindesten teilte keineswegs die Zuversicht Guizots, der in dem Bonapartismus nur eine große Erinnerung sah, „die dem befriedigten Frankreich nichts mehr zu bieten habe". Wir schilderten oben, wie schon die Gründung dieses Systems des Notbehelfs durch die Angst

vor kaiserlichen und republikanischen Umtrieben beschleunigt ward. In der Tat war zweimal während der Juliwoche von einer Handvoll Parteigängern und Veteranen ein Versuch gemacht worden, das Kaisertum auszurufen. Bald darauf, im September, legte Joseph Bonaparte öffentlich Verwahrung ein gegen die neue Dynastie; er erinnerte die Julikammer daran, daß Napoleon II. in rechtmäßiger Form auf den Thron erhoben worden, und berief sich gegen den Kammerbeschluß auf das allgemeine Stimmrecht als den höchsten Richter der Revolutionen. Seitdem wiederholen sich überall im Lager der Revolution die bonapartistischen Demonstrationen; die Presse der Opposition findet ein faktiöses Behagen daran, den Friedensfürsten an den Schlachtensieger zu mahnen. In den Straßen von Warschau zeigen sich kaiserliche Uniformen, und der Napoleonstag wird festlich begangen. Eine Petition verlangt von den Kammern die Beisetzung des Kaisers unter der Vendomesäule; dadurch ermutigt, verkündet alsbald Joseph Bonaparte in den englischen Blättern, daß der Kaiser stets die Freiheit gewollt, nur ihre Vollendung bis zur Zeit des Friedens verschoben habe.

Wie schwächlich und vereinzelt auch diese Kundgebungen blieben, der Bürgerkönig wurde der Angst vor dem großen Toten niemals ledig. Er stand zu den Napoleoniden wie einst der Kaiser zu den Bourbonen. Sein mißtrauisches Verhalten zu der Revolution in der Romagna ward ihm nicht bloß durch seine tatlose Friedensliebe aufgedrängt, sondern mehr noch durch die Furcht vor den jungen bonapartischen Prinzen, die „ihren erobernden Namen" zu dem Aufstande gesellten. Als darauf Hortensia mit dem geretteten Sohne durch Paris kommt, gestattet der König der Prinzessin, die sich einst unter dem Kaiserreiche gütig für ihn verwendet hatte, allerdings einen Besuch; aber die Unterredung wird selbst vor der französischen Diplomatie geheimgehalten, und kaum lassen sich an der Vendomesäule einige verdächtige Rufe hören, so müssen die gefährlichen Gäste das Land verlassen. Ein neues Verbannungsgesetz verbot den Bourbonen und den Bonapartes insgesamt den Boden Frankreichs, allerdings nicht mehr bei Todesstrafe. Der König wollte absichtlich die entthronten Dynastien beide unter dasselbe Gesetz stellen, damit sie beide dem Volke als Mächte der Reaktion gegenüber der freien Bürgerkrone erschienen. Sobald in Belgien der Plan auftaucht, einen Leuchtenberg auf den neuen Thron zu rufen, wird der König durch die Angst zu einem kühnen Schritte getrieben; er läßt in Brüssel unterderhand mitteilen, daß er die Erhebung seines Sohnes Nemours gern sehen werde. Nachdem durch diesen Schachzug die Kandidatur des Napoleoniden beseitigt ist, fällt die Bourgeoispolitik wieder in die gewohnte Unfruchtbarkeit zurück und verzichtet hochherzig auf die Erhöhung ihres Prinzen. Wir erwähnten schon, wie die Sorge vor dem Flüchtling Ludwig Bonaparte dem Beschützer der polnischen Flüchtlinge sogar eine Kriegsdrohung

gegen die Schweiz erpreßte. Minder bekannt ist, daß auch die innere Politik des Königs durch ähnliche Besorgnisse mitbestimmt wurde. Mit auffälliger Beflissenheit ließ Graf Molé schon im September 1830 in Wien erklären, sein König werde die Verbannung der Napoleoniden aufrechterhalten, und der neue Gesandte Graf Belliard verlangte, kaum an der Donau eingetroffen, mit Marie Louise und dem Herzog von Reichstadt zu sprechen — „welcher ziemlich indiskrete Wunsch ihm natürlich abgeschlagen wurde". Seitdem kannte Fürst Metternich die schwächste Seite der Juliregierung. Er hatte selbst so oft vor dem jungen Napoleon gezittert, jetzt wollte er ihn „als eine Waffe benutzen, um gewisse Parteien in Frankreich zur Ruhe zu bringen".[1] Wie sich von selbst versteht, hat der ängstliche Staatsmann niemals im Ernst beabsichtigt, den jungen Despoten durch österreichische Bajonette nach Paris zu führen. Aber die Drohung wirkte; mit heiligem Eifer sorgte das Ministerium Perier für die Herstellung der „Ordnung".

Der König empfand, wie wenig sein nüchternes Regiment dem Volke von jener Begeisterung bieten konnte, deren jede Regierung bedarf. In solcher Verlegenheit verfällt er auf ein sonderbares Mittel, das, trivial wie es ist, sich nur mit ironischen Worten schildern läßt: er pflegt grundsätzlich die napoleonischen Erinnerungen, er versucht den kriegerischen Ehrgeiz der Nation auf homöopathischem Wege zu heilen. Wenn aber vordem die Bourbonen durch ihre Verfolgungssucht die napoleonische Legende nur gefördert hatten, so blieb es vollends unmöglich, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Die Vendomesäule wird wieder mit dem Bilde des Kaisers geschmückt, das Denkmal der großen Armee in Boulogne wird vollendet. Der Triumphbogen auf dem Carrousel-Platze erhält seine Reliefs zur Erinnerung an den glänzendsten Feldzug des Imperators. Auf den Elyseischen Feldern wird der gewaltige Sternenbogen ausgebaut und mit jenen Bildwerken bedeckt, die eine Welt der Kriege dem Beschauer vorführen. Dies unbedachte Spiel mit dem Feuer nannte der Bonapartismus später les actes réparateurs. Auch wo der König allen Parteien gerecht zu werden trachtet, fördert sein Mäzenatentum allein den kriegerischen Ehrgeiz des Volkes. A toutes les gloires de la France! lautet die Inschrift über jener historischen Gemäldesammlung in Versailles, die der königliche Geschichtsfreund mit schönem Eifer vollendete. Wer aber diese unendlichen Säle durchwandert hat und dann wirbelnden Kopfes zurückdenkt an all den Pulverdampf und Schwerterglanz, an die Sturmkolonnen und Handgemenge, die zerschrotenen Leiber und stamp-

[1] Diese Absicht äußerte Fürst Metternich gegen den preußischen Gesandten Freiherrn v. Maltzan (dessen Bericht vom 5. September 1830, Hdschr.). Daß die Drohung wirklich ausgesprochen wurde, meldet der piemontesische Gesandte Graf Pralormo (dessen Bericht vom 13. März 1831 bei Bianchi, Storia documentata della diplomazia europea in Italia. III. 345).

fenden Hufe, die aus den tausend Rahmen uns entgegenleuchteten, dem wird zumute, als ob es in Frankreich nur einen Ruhm gäbe: den Ruhm des Kriegers. Der Krieg ist ein Liebling der Kunst. Die langweiligen Staatsaktionen der Krönungen und Verfassungsverleihungen verschwinden schier neben der glühenden Lebenswahrheit jener Schlachtenbilder Horace Vernets, die wie eine gemalte Marseillaise den Beschauer packen. Schaut sie an, die französischen Soldaten, wie sie Sonntags schnatternd und aufgeregt vor den algerischen Bildern stehen! Jener friedliche Bürgersinn, dessen das Julikönigtum bedurfte, ward durch dies Schlachtenmuseum wahrhaftig nicht geweckt.

Selber ein Bewunderer des Kaiserreichs, sieht sich der König schon durch die Feindschaft der Bourbonen gezwungen, die Männer der kaiserlichen Zeit zu begünstigen. Er beruft in seinen Rat Montalivet, den Sohn des napoleonischen Ministers, und Molé, den kaiserlichen Großwürdenträger, der nie aufhörte, das Kaiserreich als den Triumph der Ideen von 89 zu bewundern, desgleichen Soult, den il me faut une grande épée! Auch der böse alte Savary, der Krongroßbüttel Napoleons, wird von dem Freiheitskönige mit einem hohen Amte versorgt. Sogar jener Marschall Clauzel, in dem sich der gesetzlose Landsknechtsgeist der napoleonischen Tage so recht verkörperte, soll sich in die Rolle eines parlamentarischen Ministers finden. Gerard und Lobau erhalten den Marschallstab, den ihnen der Verbannte von St. Helena zugedacht hatte; Gourgaud und Heymes werden Adjutanten des Königs. Es war, als sollte das gesamte Heer von Belle-Alliance wieder aufleben. Gerade dies Wiederauftauchen der napoleonischen Namen vermehrte anfangs an den Höfen des Ostens die Sorge, bevor man die Schwäche des Bürgerkönigtums durchschaut hatte. Wer das häusliche Leben der Männer von St. Helena näher kennt, wer da weiß, wie ihre Frauen vor dem Bilde des Kaisers buchstäblich beteten, die Töchter ungescheut ihrer napoleonischen Abstammung sich rühmten, dem bleibt unfaßbar, wie ein Orleans hoffen mochte, in diesen Kreisen jemals treue Anhänger zu finden.

Selbst Guizot erschrak, und der Schalk Palmerston vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken, als der König das englische Kabinett um die Auslieferung der kaiserlichen Leiche bitten ließ. Der Enkel des Philipp Egalité führte die Asche des Imperators zurück nach den Ufern der Seine, wo der Verbannte zu ruhen gewünscht hatte. Hunderttausende bedeckten schweigend, dichtgedrängt in der Winterkälte, die weite Straße von Neuilly nach Paris, und noch einmal erstand aus dem Grabe die Herrlichkeit einstiger Tage. Neben dem Sarge des Kaisers schritten die Männer von St. Helena einher, die Gourgaud, Bertrand, Las Casas, die verschlissenen Röcke der Veteranen überstrahlten die goldenen Kleider der Mächtigen der kleinen Gegenwart, und die Geschütze der napoleonischen Trophäenbatterie begrüßten mit ihrem Donner den Kaiser, da er einzog

bei seinen Invaliden. Am selben Abend schrieb Guizot befriedigt an Graf Mounier: es war ein bloßes Schauspiel! Und der Minister Du Chatel hatte schon früher die entsetzliche Verblendung des Systems in den Worten zusammengefaßt: „Dieser neuen Monarchie, die zuerst die ganze Macht und alle Wünsche der Revolution vereinigt und erfüllt hat, ihr gebührt es fürwahr, die Bildsäule und das Grab eines volkstümlichen Helden zu errichten und furchtlos zu ehren. Denn eines nur gibt es, ein einziges, was die Vergleichung mit dem Ruhme nicht zu scheuen braucht: es ist die Freiheit." — O gewiß, nur die Freiheit hatte diesen Schatten nicht zu fürchten!

Unterdessen war der Herzog von Reichstadt gestorben. Vergeblich hatte nach den Julitagen Joseph Bonaparte den Kaiser Franz, Marie Louise, Metternich, endlich auch den jungen Napoleon selber mit Briefen bestürmt und die Herstellung des Kaiserreichs verlangt. Vergeblich kam zur selben Zeit die Marchesa Napoleona Camerata nach Wien; sie wollte den Sohn des Kaisers beschwören, daß er sich aufwerfe zum Führer des revolutionären Frankreichs — „bei dem Gedanken an jenen Todeskampf, wodurch die Fürsten Europas seinen Vater büßen ließen für das Verbrechen, allzu großmütig gegen sie gewesen zu sein". Das Wiener Kabinett wies die Schwärmerin aus, und bei dem jungen Legitimisten des Hauses Bonaparte hätte sie nimmermehr Gehör gefunden. Den hatte von allen Schreckenskunden dieser gärenden Tage keine so mächtig erschüttert wie die Nachricht, daß seine Mutter vor der Revolution aus Parma habe fliehen müssen. Weinend war er vor seinen Großvater getreten: er wolle ausziehen, mit österreichischen Truppen die letzte Scholle Landes, die noch den Napoleons gehöre, zurückzuerobern. Der Kaiser wies ihn ab, der Prinz starb im Elend, und das Buch des Legitimisten Montbel schilderte den Franzosen das erschütternde Unglück dieses jungen Lebens. Zu derselben Zeit aber, da Napoleon II. für seine Mutter kämpfen wollte, erhoben die Söhne Hortensias das Banner der italienischen Trikolore. Ihnen galt Marie Louise nur als die treulose Österreicherin. Prinz Napoleon forderte den Papst auf, seine weltliche Herrschaft niederzulegen, und jetzt zum ersten Male kreuzte sich der Lebensweg seines jüngeren Bruders Ludwig mit dem Pius' des Neunten: der junge Bischof Mastai-Ferretti hielt den Freischaren mutig stand. Die Bewegung ward geworfen, Prinz Napoleon von einer raschen Krankheit hinweggerafft. Der andere Bruder flüchtet, er eilt dem polnischen Aufstande zu Hilfe, aber unterwegs trifft ihn die Nachricht von dem Falle Warschaus. Jetzt, nach dem Tode des Bruders und des Vetters, gilt er den Bonapartisten als der legitime Erbe des kaiserlichen Thrones; er nimmt den Namen Napoleon an — „eine schwere Last", gesteht er selber, „aber ich werde sie zu tragen wissen!" Sein Ehrgeiz wird von den Bahnen des weltbürger-

lichen Radikalismus hinweg auf Frankreich gelenkt; doch er hütet sich wohl, das despotische Gebaren seines Vetters wieder aufzunehmen. Der Bonapartismus wirkt fortan sechzehn Jahre lang durch demagogische Mittel als ein Bundesgenosse der Revolution.

Prinz Ludwig hatte schon mit etwas hellerem Bewußtsein als sein unglücklicher Vetter die letzten Zeiten des Kaiserreichs durchlebt; er saß mit seiner Mutter hinter dem Kaiser, als auf dem Maifelde während der hundert Tage das letzte große Prunkstück des Kaiserreichs aufgeführt ward. Dann gewöhnte ihn ein unstetes Flüchtlingsleben früh an wirtschaftliche Verlegenheiten, an die Kunst des Schuldenmachens. Ein zynisches Urteil über die Menschen drängte sich dem jungen Manne auf, der von Kindesbeinen an die durch Untreue und Widerwillen zerrüttete Ehe der Eltern beobachten mußte. Ganz gemütlos war dies Jugendleben darum doch nicht; die Zärtlichkeit einer geistvollen und bei all ihrer Sittenlosigkeit hochherzigen, von glühender Begeisterung für das Kaisertum erfüllten Mutter wachte über dem Knaben. Der Mutter dankte er, wie die meisten bedeutenden Männer, den schönsten Inhalt seines Lebens. In schneidendem Gegensatze zu dem napoleonischen Ungestüm des Herzogs von Reichstadt offenbart dieser Prinz bald ein phlegmatisches Wesen, als ob holländisches Blut in seinen Adern flösse; und eben dies unfranzösische Temperament, das starke nachhaltige Leidenschaften keineswegs ausschließt, hat ihn befähigt, die französische Nation wie eine fremde unbefangen zu beobachten. Auf der Augsburger Gelehrtenschule tritt ihm der Idealismus unserer klassischen Erziehung, in Rom sodann die Majestät des Altertums entgegen; aber in seiner kühlen Natur liegt nichts von jener glühenden Phantasie, die einst den Oheim unwiderstehlich hinzog zu den Helden des Plutarch. Er lernte das Altertum kennen, wie er alles lernte, mit langsamer, aber starker und sicherer Auffassung; er hat als Mann dilettantische Schriften über die alte Geschichte geschaffen, da die Verehrung der Cäsaren einen Glaubenssatz seines politischen Systems bildete. Wahrhaftig einzudringen in den Geist des Altertums, die göttlichen Mächte in der Geschichte recht zu verstehen, gelang ihm doch niemals. Er blieb von Anbeginn ein einseitig moderner Mensch, ein kluger, aber schwungloser Kopf, die beste Kraft seines Geistes den exakten Wissenschaften, der Beobachtung der Gegenwart zugewendet.

Schlichten, gradsinnigen Naturen, wie dem wackeren Bischof Wessenberg, ward leicht unheimlich in der Nähe des verschlossenen jungen Mannes. Wer tiefer blickte, wie General Dufour, erkannte hinter dem ruhigen, sanften Betragen die eiserne Beharrlichkeit; und bald sollte sich erproben, daß der Prinz wirklich war, was sein Oheim einen homme carré nannte, daß die Verwegenheit seiner Entwürfe mit der Zähigkeit seines Willens

im Gleichgewichte stand. Frühe schon hatte er gelernt, ruhig von allen Seiten her Rat zu hören und zuletzt nach eigenem Ermessen sich zu entscheiden. Wenn die ängstliche Mutter versuchte, ihm seine Pläne zu stören, dann zeigte sich der liebevolle Sohn als der doux entêté. Vergeblich mahnte sie ihn, nicht als ein Abenteurer zu beginnen, sondern zu harren auf den Ruf des Volkswillens, wie der Oheim, und dann Ordnung zu stiften mit seinem magischen Namen. Ein fatalistischer Glaube an seinen Stern, mächtig wie eine fixe Idee, hatte sich dieses nüchternen Kopfes bemächtigt. Ungeduldiger Ehrgeiz warf ihn kopfüber in die Revolution der Romagna; prahlerisch genug zog der junge Fant einher auf dem mit grünweißroter Schabracke bedeckten Rosse, sein Bruder redete drohend von der unüberwindlichen Macht, die hinter ihnen stehe. Die Ausweisung aller Bonapartes aus Rom war die natürliche Folge dieser Schilderhebung. Dann begann der Prinz während jenes geheimnisvollen Aufenthaltes in Paris sogleich eine Verschwörung anzuzetteln — so versichert wenigstens auf das feierlichste der Herzog von Aumale — und lernte dabei die Schwäche des neuen Regiments verachten. Seine Mutter weigerte sich, durch die Ablegung ihres großen Namens den freien Aufenthalt des Sohnes in Frankreich zu erkaufen. Noch ein kurzes Verweilen in Boulogne, ein Blick von der Napoleonssäule auf jene Felder, wo einst das Heer von Austerlitz sich versammelt hatte, und man war wieder in der Verbannung. Auch auf den stillen Arenenberg reichten die Fäden der demokratischen Propaganda. Der Prinz stand in Verkehr mit polnischen Flüchtlingen, in deren Reihen sein Verwandter Walewski soeben gekämpft hatte. Er war „stolz darauf, zu den Verbannten zu zählen, denn das Los aller edlen Seelen ist heute das Exil". Er trug sich mit philhellenischen Träumen und jubelte jeder Bewegung zu, welche die Verträge von 1815 zu zerreißen drohte. Dann und wann kam auch ein Unzufriedener aus Paris herüber, und verheißungsvoll klang dem Napoleoniden der Gruß, den der greise Chateaubriand ihm entgegenrief: „Die Vergangenheit kommt, um die Zukunft zu begrüßen".

Der Prinz hat immer verstanden, treue Freunde sich zu erwerben, seine Umgebung in blinder Unterwürfigkeit an sich zu fesseln, und das Glück führte ihm jetzt den zuverlässigsten und ergebensten Genossen zu, Fialin Persigny. Um unseren Lesern anschaulich zu machen, in welchem Stile der Bonapartismus seine Mythenbildung treibt, sei hier die erhebende Geschichte erwähnt, wie dieser Saulus zum napoleonischen Paulus ward. Herr Joseph de la Roa hat in seiner offiziösen Biographie des Herzogs von Persigny die Wundermäre zuerst berichtet, und Herr Veron erzählt sie mit pflichtschuldiger Rührung nach. Der junge Wildfang, der es in der Friedensarmee des Bürgerkönigs nicht ausgehalten, lernt irgendwo auf einer Reise durch Schwaben eine Dame kennen und verabredet mit ihr ein Stelldichein in Ludwigsburg. Als er liebestrunken am bestimmten Tage hin-

übereilt, da schwenkt plötzlich sein schwäbischer Kutscher in hellem Jubel den Hut und ruft — natürlich auf französisch: — „Vive Napoléon!" Ein württembergischer Kadett mit napoleonischen Zügen, einer der Söhne Jeromes, war eben vorbeigefahren. Der Ruf trifft den Träumer wie ein Donnerschlag. „Wie?" fragt er sich — „diese schwäbischen Barbaren jubeln dem Namen des Kaisers zu — und wir Franzosen?!" — Vergessen sind das Stelldichein und die Schäferstunden; brütend und träumend verbringt er die Nacht im Freien. Als der Tag graut, ist sein Entschluß gefaßt: er will der Loyola der napoleonischen Religion werden. Genug der Narrheit. Gewiß bleibt, daß der junge Mann fortan mit der Leidenschaft und Hartnäckigkeit eines Fanatikers an der Herstellung des Kaisertums arbeitete. Er gründet eine bonapartistische Revue, die es nur zu einmaligem Erscheinen bringt, er legt dem König Joseph eine Denkschrift vor über die Erneuerung der bonapartistischen Partei und findet nur laue Ermutigung, bei Ludwig von Holland gar eine kühle Abfertigung. Endlich eilt er auf den Arenenberg; dort trifft er das Haus erfüllt von Hochzeitsgedanken. Der Prätendent soll seine Muhme, die hübsche sittenlose Prinzessin Mathilde, heiraten und beschäftigt sich inzwischen mit der undankbaren Aufgabe, seinen künftigen Schwager, den Prinzen Napoleon, zu erziehen. Nach Persignys Ankunft läßt er die Heiratspläne fallen; rasch verständigen sich die beiden Gesinnungsgenossen und brüten nun selbander über dem tollen Gedanken des Straßburger Handstreiches.

Der Neffe führte gern die Lehre des Oheims im Munde: „Bei jedem Unternehmen soll man ein Dritteil dem Zufalle, zwei Drittel der Vernunft überlassen", sie zu befolgen, verstand er noch nicht. Ob der Prinz ahnte, daß er in Paris am allerwenigsten auf Anhänger rechnen könne? Oder blendete ihn der glänzende Ausnahmefall der hundert Tage? Genug, er erdreistete sich, in diesem zentralisierten Lande eine Staatsumwälzung von der Provinz aus zu beginnen. Das vierte Artillerieregiment hatte einst in Toulon den jungen Ruhm seines Hauptmanns Bonaparte mitbegründet und während der hundert Tage in Grenoble das Signal gegeben zum Abfalle des Heeres von den Bourbonen. Der Prinz bezweifelt nicht, daß diese alten Erinnerungen der Truppe noch ebenso glühend vor der Seele stehen müssen wie ihm selber; er wähnt, schon sein Erscheinen im kaiserlichen Rocke werde die Kanoniere ihrem Eide abspenstig machen. Der tollkühne Streich nahm ein lächerliches Ende, aber die Höfe von Paris und Wien zitterten in atemlosen Schrecken. Denn gleichzeitig ward unter den Husaren in Vendome ein republikanisches Komplott entdeckt, das dem Prinzen schwerlich unbekannt war; und die Elsässer Geschworenen sprachen unter dem donnernden Beifall der Hörer die Mitverschworenen des Prätendenten frei. Der Gleichheitsfanatismus dieses Volks fand den Eidbruch der Jury lobenswert, da ja der Hauptschuldige begnadigt ward. Im übrigen schaute die Masse dem Attentate mit einer Gleichgültigkeit

zu, welche den Prinzen, wenn er schärfer nachsann, eher anspornen als entmutigen mußte; unter einer im Volke wurzelnden Regierung hätte eine so frivole, so zuchtlose Verschwörung einen Sturm der Entrüstung erregt.

Der Gefangene sendet in schwacher Stunde einen demütigen Brief an Ludwig Philipp, und in der Einsamkeit der Haft regt sich ihm noch einmal ein sentimentaler Nachklang aus der deutschen Schulzeit. Er übersetzt Schillers Ideale: „Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze auf der gemeinen Stirn (Louis Philipps) entweiht." Bekehrt ist er nicht; „ich bleibe bei meinem Glauben", schreibt er der Mutter, „und kümmere mich nicht um das Pöbelgeschrei." Und Persigny verkündet trotzig, Frankreich werde dereinst bereuen, daß es den Ruf der Napoleons überhört habe. Der Prinz wird aus der Haft entlassen unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswandere. Nach kurzer Frist kehrt er trotzdem in die Schweiz zurück. Da nun die Juliregierung drohend seine Entfernung verlangt, so wartet er gemächlich ab, bis die unverständige Angst der Bourgeois seinem Namen wieder einigen Glanz verliehen hat, und erklärt endlich pathetisch den Eidgenossen, er wolle nicht durch längeres Verweilen die Sicherheit seiner zweiten Heimat gefährden. Dann wendet er sich nach England, teilt seine Zeit zwischen ernster Arbeit und leichtem Genuß und läuft Gefahr, in die Nichtigkeit des gemeinen Abenteurerlebens zu versinken. Seine Umgebung redet in der Theaterloge mit vorlauter Prahlerei von der großen Zukunft des Prinzen. Bei dem englischen Adel war der unterhaltende Gesellschafter gern gesehen, doch zuckte man die Achseln über den dreamer of dreams. Mehr Teilnahme ward ihm in den Kreisen jener Hochstapler und vornehmen Glücksritter, welche, durch die Parteikämpfe des Festlands an dies gastfreie Gestade geworfen, an dem wunderlichen aristokratischen Radikalen Thomas Duncombe, dem völkerbeglückenden Sportsmann, einen eifrigen Beschützer fanden. Selbst mit dem tollen Karl von Braunschweig wird eine verzweifelte Verbindung angezettelt, und auf dem Turniere des Toryadels zu Eglinton erscheint der Prätendent in sinnvoller Maske als Wilhelm III. von Oranien.

Als die Orleans den Sarg des Kaisers zurückführen wollen, legen der Prinz und sein Oheim Joseph öffentlich Verwahrung ein: einem Glücklichen von Waterloo gezieme nicht, den Degen des Besiegten in die Hand zu nehmen. Die napoleonische Begeisterung, die durch das Land geht, ermutigt den Prinzen zu einem neuen Attentate. Er wagt die Landung in Boulogne, und nun in der Tat scheint er untergehen zu müssen unter dem Gelächter der Welt. Denn welch eine Posse: dieser lebende Adler, der, sinnreich abgerichtet, in feierlicher Stunde auf das Haupt des Imperators herabzuschweben, jetzt an Bord des Kaiserschiffes aufgefangen wird! Und welch ein hochkomischer Kontrast: der Erbe Napoleons, triefend aus dem Wasser gezogen und von den Nationalgardisten gefangen in demselben Augenblicke, da die Belle Poule den Herzog von Joinville mit der Asche

des Kaisers durch den Ozean führt! Aber selbst dieser Fluch des Lächerlichen, der in Frankreich verderblicher wirkt als irgendwo, vermag den Prätendenten nicht zu entmutigen, der unbeirrt vor den Schranken der Pairskammer verkündet: „Ich vertrete vor Ihnen ein Prinzip, eine Institution und eine Niederlage. Das Prinzip ist die Volkssouveränität, die Institution ist das Kaiserreich, die Niederlage ist Waterloo. Das Prinzip haben Sie anerkannt, dem Kaiserreiche haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen. Es besteht kein Gegensatz zwischen Ihnen und mir."

Wenn der König den unverbesserlichen Verschwörer jetzt nach Ham führen ließ, so war das freilich ein Schritt der Notwehr, aber wahrhaftig weder hochherzig noch ein Zeichen der Kraft, wie Berryer in seiner Verteidigung treffend bemerkte. Die Wohltat der französischen Gesetze war dem ohne eigene Schuld von Kindheit auf Verbannten nie zuteil geworden, nur ihre Härte sollte er fühlen. Abermals hatten die Orleans die Augen der Welt auf den Prätendenten gelenkt. Während der Prinz in der Haft eine stille Zeit der Sammlung verbringt, die er selber als seine Lehrjahre auf der Universität Ham feiert, gibt er den Kampf nicht auf; er schreibt geharnischte Artikel in das neue Journal de l'empire, des Progrès du Pas de Calais. Mit den englischen Freunden bleibt er in Verbindung und schließt endlich mit Karl von Braunschweig einen feierlichen Staatsvertrag, worin die beiden legitimen Fürsten sich gegenseitig den Thron ihrer Väter garantieren und einander jeden Beistand versprechen[1]. Da aber das Vermögen des Gefangenen nur aus bedeutenden Schulden bestand, während der Welfe die reichste Diamantensammlung der Erde besaß, so hatte der Löwenvertrag offenbar nur den Sinn, daß welfisches Geld für bonapartistische Umtriebe verwendet werden sollte. Freilich erwies sich der geizige Braunschweiger als ein schlechter Zahler; auch sein Schuldner, getreu den erblichen Anstandsbegriffen der Bonapartes, wußte in den Tagen des Glückes sich des alten Vertrages nicht mehr zu entsinnen. Unterdessen benutzte die Oppositionspresse den Prätendenten für ihre faktiösen Angriffe; sentimentale Stahlstiche stellen die bleiche Duldergestalt am Gitterfenster dar. Wiederholt wird, am lautesten durch Emil Girardin, die Befreiung des Verschwörers gefordert, bis endlich Duncombe und der getreue Arzt Conneau ihren lange geplanten Anschlag ausführen und eine abenteuerliche Flucht den Namen des Prinzen nochmals auf alle Lippen bringt.

Auf solche Weise viel genannt zu werden ist freilich ein zweifelhafter Gewinn. Der Prinz galt der öffentlichen Meinung kurzweg als ein Narr. Wer mit so unentwegter Beharrlichkeit einen tollkühnen Plan wieder und wieder versuchte, der mußte ja ein Tropf sein — oder ein ungewöhnlicher Charakter, und die Trägheit der Welt findet es jederzeit bequemer,

[1] Abgedruckt in The life and correspondence of Thomas Slingsby Duncombe, London 1868. II. 10.

das Rätselhafte mit Spott abzufertigen. Der anspruchsvolle Name des Prinzen stand in lächerlichem Mißverhältnisse zu seinen Leistungen, und jener klägliche Brief, welchen der alte König Ludwig an Ludwig Philipp richtete, um den jeune étourdi zu entschuldigen, konnte das Ansehen des Sohnes nicht steigern. Die Schriften des Prinzen waren den meisten unbekannt; wer sie zur Hand nahm, legte sie rasch hinweg, denn während die gesamte Publizistik um die Fragen des parlamentarischen Staates sich bewegte, ward hier ein Standpunkt außerhalb aller Parteien verteidigt. Solche Auflehnung gegen die Durchschnittsbildung des Augenblicks wird in der modernen Welt regelmäßig durch schweigende Mißachtung bestraft.

Uns, die wir heute die Schriften des Prinzen minder befangen überblicken, erscheint schier unbegreiflich, wie man diesen Autor jemals mißachten konnte. Denn sie entsprechen nicht nur keineswegs den Erwartungen, die man gemeinhin den literarischen Sünden eines Prinzen entgegenbringt, sie verdienen schlechthin einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Publizistik. Nicht ein geistreicher, aber ein eminent praktischer Kopf, nüchtern und sicher im Beobachten, fest und selbständig im Urteilen, hat sie geschaffen. Auch die Darstellung ist klar und bündig, von echt französischer netteté; der Prinz weiß seine Leser rasch zu orientieren, allen seinen Sätzen eine praktische Spitze zu geben. Der Ideenreichtum, das Pathos der Wahrhaftigkeit, die Macht der Phantasie, die den Historiker machen, sind ihm versagt, doch er versteht vortrefflich, in diskussiver Darstellung, mit Gewandtheit und ohne Gewissensbedenken, die historischen Voraussetzungen der Gegenwart für seine Zwecke sich zurechtzulegen. Kurz, er zeigt sich als ein begabter Journalist; und wer da wußte, daß diese Schriften nicht literarisch etwas bedeuten, sondern das Programm einer praktischen Staatskunst bilden sollten, der mußte bei einiger Unbefangenheit bekennen, daß hier ein ungewöhnliches staatsmännisches Talent sich offenbare.

Als Ludwig Bonaparte den Präsidentenstuhl bestieg, pflegten ihn Herr Thiers und Genossen mit zudringlichen Ratschlägen zu bestürmen, denn er kenne ja Frankreich gar nicht. Wunderliche Eitelkeit! Der Verbannte hatte aus der Fremde sein Land weit schärfer und richtiger beobachtet als die Redner der Bourgeoisie daheim. Während die gesinnungstüchtige Presse die Monarchie nur aus christlichem Mitgefühl als ein letztes Zugeständnis an veraltete Vorurteile vorläufig dulden wollte, sagt der Prinz sicher und schneidend: „Eine Monarchie von acht Jahrhunderten wird nicht durch die Stürme weniger Jahre in eine Republik verwandelt.“ Wie einst Mirabeau scharfblickend gemeint hatte, ein Richelieu würde seine Freude haben an der Beseitigung der feudalen Gesellschaft, so begreift auch der Napoleonide, daß eine starke monarchische Gewalt durch die Nivellierung der Gesellschaft gefördert und gefordert werde. Die Republik bedürfe der Aristokratie, unsere demokratische Gesellschaft verlange nach einer

Krone. Er sieht nach dem Untergange der alten Stände die Nation zu Sandkörnern zerrieben, zu Sandkörnern, welche, durch eine machtvolle Staatsgewalt zusammengehalten, einen unerschütterlichen Fels bilden können, aber vereinzelt nur Staub sind. Damit ist der Lieblingssatz der Napoleons ausgesprochen, eine Metapher, die tausendmal umschrieben in allen Schriften des Bonapartismus ebenso oft und ebenso bedeutsam wiederkehrt wie in den Briefen Metternichs das Bild von dem brennenden Nachbarhause, das ich löschen muß, will ich nicht selbst zugrunde gehen. Derweil die alleinseligmachende Lehre des Parlamentarismus alle Köpfe beschäftigt, erkennt der Prinz sogleich, daß Frankreich seit fünfzig Jahren vorausschreite allein kraft jener Institutionen, die sein Kaiser ihm gegeben. Das parlamentarische System findet in Frankreich keinen Rückhalt an einem starken gesetzlichen Sinne, einer unerschütterlichen Liebe zur persönlichen Freiheit: man werfe einen französischen Bürger willkürlich in den Kerker, und die öffentliche Stimme wird ruhig bleiben, solange nicht die Parteileidenschaften des Tages berührt werden. Gleichheit ist dem Franzosen das höchste politische Gut; in Zeiten der Gärung muß die Nation durch Waffengetöse und Kriegsruhm beschwichtigt werden. Man sieht, dieser Staatsmann denkt klein, fast zynisch niedrig von seiner Nation; aber die Schattenseiten ihrer Bildung hat er klar durchschaut.

In diese zersetzte, nach Ordnung verlangende Gesellschaft tritt der Prinz mit dem unerschütterlichen Glauben, daß hier allein die populäre Tyrannis frommen könne, sie allein legitim sei. Wie weiland der erwählte Kaiser seine Deputierten anherrschte: „Ich habe einen Rechtstitel, ihr habt keinen!" — so sagt der Neffe: „Der Erbe einer von vier Millionen gewählten Regierung kann einem von 200 Deputierten gewählten Könige sich nicht beugen." Inmitten einer von tausend skeptischen Zweifeln gepeinigten Welt wandelt der Napoleonide mit der Sicherheit des Traumgängers. Er glaubt an sich und an den militärischen Absolutismus, dem er den Namen der napoleonischen Idee verleiht. Diese Idee wird aus der Asche auferstehen nach einem göttlichen Vorbilde; der politische Glaube hat wie der religiöse seine Märtyrer gehabt, er wird, wie dieser, seine Apostel und sein Reich haben. Er wird, wie der heilige Remigius zu dem Frankenkönig, einst zu den Franzosen sprechen: „Nieder mit dem Haupt, Sicamber! Verbrenne, was du verehrt, und verehre, was du verbrannt hast!" — Der Prinz lebt und webt in diesem Ideenkreise; wenn er auf den Kaiser zu reden kommt, so ist es oft, als ob eine Halluzination dieses nüchternen Hirnes sich bemächtige. Da jener Leichenzug von Neuilly nach Paris zieht, richtet der Neffe aus seiner Haft einen Brief an den Oheim. Er redet zu ihm wie zu einem Lebenden, nennt ihn Sire und vous; er schildert die Mächtigen des Tages, wie sie dem Helden huldigen, doch im stillen beten: „Gott, erweck' ihn nicht", wie sie die junge Armee versammeln, doch ihr zurufen: „Kreuzt die Arme!" — wie sie die Trikolore

erneuert haben, doch nicht die Adler, den Toten ehren, doch seinen Erben in den Kerker werfen, und sieht zuletzt den Kaiser sich tröstend zu dem Neffen neigen: „Du leidest für mich, ich bin mit dir zufrieden!"

Der Prätendent wird durch seine Lage gezwungen, sich den Anschein zu geben, als ob er vor dem Kaiser in blinder, urteilsloser Bewunderung ersterbe. Die plumpsten Märchen der napoleonischen Mythologie werden getreulich wiederholt, denn dieser Zyniker weiß, daß eine hartnäckig nachgesprochene Lüge von dem gedankenlosen Haufen zuletzt geglaubt wird. Den Völkern an der Donau und der Spree sagte er vorher, daß sie einst den mit Undank belohnten Wohltäter anbeten, daß alle freien Nationen des Kaisers Werk wieder aufrichten werden. Das alles ist keineswegs unredlicher als die große Mehrzahl der französischen Parteischriften, ja der Prinz redet ehrlicher als Guizot, denn die Zweiseitigkeit des Bonapartismus kommt ihm zugute: er kann oder will nur die eine Seite des napoleonischen Wirkens sehen. Frankreich verjüngt durch die Revolution, organisiert durch den Kaiser — Napoleon der wahre Vertreter, der Testamentsvollstrecker der Revolution, der Vermittler zwischen zwei Jahrhunderten, zwischen Monarchie und Demokratie — der Held, der die Demokratie disziplíniert und darum die Gleichheit vollendet, die Freiheit vorbereitet hat — der plebejische Soldat, der ein schützendes und demokratisches Regiment errichtet — dies sind die allbekannten Grundsätze der neu-napoleonischen Doktrin, und jeder darunter enthält eine halbe Wahrheit. Wer zwischen den Zeilen liest, entdeckt bald, daß der Prinz die Fehler, welche seinen Oheim stürzten, sehr wohl kennt, doch ohne sie einzugestehen. Von einer Erneuerung der Weltmonarchie ist nicht die Rede. Auch im inneren Staatsleben verwirft der Prätendent jene roheste Form des Despotismus, die in dem Kaiserreiche sich zeigte, er will zurück zu seinem Ideale, der Konsularverfassung. Er gibt zu, daß Napoleon nur die soziale, nicht die politische Revolution vollendet habe, und vermeidet nur die Frage, ob auf dem Boden einer konsularischen Diktatur die Fortbildung zur politischen Freiheit überhaupt möglich sei.

Prinz Ludwig hat die schlechten Künste aller Prätendenten, das Klappern, das zu diesem Handwerke gehört, keineswegs verschmäht; daß er sein Volk kurzweg durch tönende Versprechungen getäuscht habe, darf man doch nicht behaupten. Die Verfassung, die er am 14. Januar 1852 den Franzosen auferlegte, ist in der Tat eine Nachbildung der Konsularverfassung; in dem Vorworte, das ihr vorausgeht, kehren die Hauptsätze aus den Schriften des Prätendenten fast wörtlich wieder. Solche Konsequenz ist selten in dem Leben eines durch den Zwang der Dinge hart bedrängten Staatsmannes. Auch wir Gegner müssen jene Sicherheit der Seele achten, die den Kaiser bewog, die Schriften seiner Jugend unverändert wieder herauszugeben. Einzelne schwarze Punkte, wie jener demütige Brief an Ludwig Philipp, sind freilich weggelassen. Im ganzen darf der

Kaiser sich rühmen, daß der Mann hielt, was der Jüngling versprach. Niemals, auch nicht in seinen um die Gunst der Masse buhlenden Zeitungsartikeln, spendet der Prinz den parlamentarischen Ideen seiner Zeit ein Wort des Lobes. Wie der Oheim der Welt nur die Wahl ließ zwischen den Kosaken und der Republik, so preist der Neffe unter den Regierungen der Gegenwart allein Rußland und Nordamerika als folgerichtig und selbstbewußt. Er will ein persönlich verantwortliches Staatsoberhaupt, das durch Fachmänner, durch Spezialitäten, nicht durch Parteiführer die Verwaltung leiten läßt. Der Parlamentarismus wird verhöhnt als die Herrschaft der Rhetoren, seine Parteikämpfe sind ebenso inhaltlos wie weiland die dogmatischen Zänkereien des Mittelalters; er bringt nicht die Freiheit, sondern das Regiment einer bevorrechteten Oligarchie nach englischer Weise. Diese gewandte Sophisterei konnte ihres Eindrucks auf französische Leser nicht verfehlen, und sie fand einen starken Anhalt an den Zuständen des Landes unter der Herrschaft der Bourgeoisie. Ebenso entschieden wendet sich der Prinz, mit napoleonischem Hasse, gegen die aristokratischen Anschauungen der feudalen Welt: sogar in seiner Geschichte der Artillerie versagt er sich's nicht, den altfranzösischen Adel zu geißeln, der die neue bürgerliche Waffe erst verspottete und dann von ihr aus dem Felde geschlagen ward.

Danach bleibt kein Zweifel, sein Ziel ist die revolutionäre Monarchie, gewählt durch das souveräne Volk, sorgsam für die kleinen Leute, immer bereit, das Schwert des Brennus für die Zivilisation in die Wagschale zu legen. Auch über die Mittel zur Gründung dieser demokratischen Krone spricht er mit durchsichtiger Deutlichkeit: ein Staatsstreich wie der 18. Brumaire darf nicht zum Prinzipe erhoben werden (aber wer in aller Welt hatte je die Brutalitäten des Brumaire als ein Prinzip angesehen?), doch er kann unter Umständen notwendig sein. Wenn der Prinz gelegentlich auch das lockende Bild der Freiheit mit in seine Schriften verwebt, so müssen wir gerechtermaßen zugestehen, daß er diese Krönung des Gebäudes in eine unbestimmte duftige Ferne hinausschiebt. Schon seine frühesten Schriften sagen: es ist süß, von der Herrschaft der Tugend zu träumen — wenn nur der Rhein ein Meer wäre usw. Und späterhin versichert er: die Freiheit ist erst möglich, wenn die Parteien vernichtet, Gleichheit und Ordnung befestigt, der öffentliche Geist neu gebildet, der religiöse Sinn gekräftigt und neue Sitten geschaffen sind!

Auch dieser kalte Kopf verfällt also dem unsterblichen Wahne aller Absolutisten, als ob die Erziehung zur Freiheit auf einem anderen Wege möglich sei denn allein durch die Freiheit selber. In den Fragen der Verwaltung dagegen zeigt er eine seltene Unbefangenheit. Wie er schon als ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren in einem scharfsinnigen Aufsatze über die Schweiz der modischen Schwärmerei für die Republik die kühle Bemerkung entgegenhält: „Die Republik ist kein Prinzip, sondern

eine Staatsform wie andere auch, sie gibt an sich durchaus keine Bürgschaft für die Freiheit" — so weiß er auch die Vorzüge anderer Staaten, wenn sie seinem Systeme nicht schnurstracks zuwiderlaufen, ruhig zu würdigen. Er preist an England die persönliche Freiheit, die ungehemmte Bewegung der Genossenschaften, die Sicherheit des Rechts. Er bewundert an Preußen die Selbständigkeit der Gemeinden, den gediegenen Volksunterricht und vor allem die auch von dem Oheim mit den Lippen gepriesene allgemeine Wehrpflicht, welche dereinst überall in der Welt den weißen Sklavenhandel, Stellvertretung genannt, verdrängen werde. Er verwirft die Vielgeschäftigkeit seines heimischen Staates: es bleibt eine Torheit, daß der Staat tue, was der Einzelne selbst besorgen kann. Wenn der Prätendent auf dem Throne alle diese Reformen entweder zurückschob oder nach tastenden Versuchen fallen ließ, so war es bald das Verhängnis jeder Gewaltherrschaft, bald die Natur des französischen Staates selber, was der besseren Erkenntnis in den Weg trat. Nur die Gedankenlosigkeit wird einen Staatsmann, der gerechten Vorwürfen so breite Blößen bietet, darum auch noch der Heuchelei zeihen, weil er das Unmögliche nicht ermöglicht hat. Nicht schlaue Berechnung, sondern geistiges Unvermögen verrät sich in seinen Widersprüchen. Ein scharfer Beobachter, nicht arm an guten Einfällen, war der Prinz schon allzu tief in die faulen Denkgewohnheiten des Verschwörers, in das brütende Grübeln und Plänemchmieden hineingeraten. Er besaß nicht mehr die geistige Kraft, einen schweren Gedanken bis in seine letzten Folgerungen festzuhalten, warf die Frage gar nicht auf, wie jene Vorzüge des englischen und des preußischen Staates mit der populären Tyrannis sich vertragen sollten.

Mit Behagen übt der Prätendent die bequeme Kunst der politischen Kritik an dem Julikönigtume, zumal an dessen europäischer Politik. Keine Übertreibung, keine Verdrehung ist ihm dabei zu niedrig; mit erfinderischer Bosheit sucht er alle Schwächen des Systemes auf und liefert also ein Vorbild, das heute von dem Herzog von Aumale mit geringerem Talente nachgeahmt wird. Er schildert beweglich, wie die Regierung den Ruhm und die Schätze des Landes in das Feuer wirft, um dann die Asche zu verkaufen! Wenn sie die Lieblinge des Kaisers begünstigt, so schmückt sie sich mit fremden Federn; dekoriert sie den General Dupont, der einst bei Baylen kapitulierte, so belohnt sie den Verrat usw. Am häßlichsten erscheint diese demagogische Polemik, sobald sie den Ernst der Geschichte mißbraucht — so in der berufenen Parallele „1688 und 1830". Vortrefflich zeigt der Prinz hier die Nichtigkeit jener gelehrten Vergleichung, aber wenn er dann den Spieß umkehrt und den Bürgerkönig mit Jakob II. vergleicht, so enthüllt sich der mit Bewußtsein lügende Agitator.

Inmitten aller dieser Entstellungen bleibt doch unverkennbar, daß der Kritiker den Staatsmännern der Bourgeoisie mit überlegener Weltkenntnis entgegentritt. Wenn er in dem berühmtesten seiner Aussprüche

von dem Politiker verlangt, er solle an der Spitze der Ideen seines Jahrhunderts schreiten, auf daß sie ihn nicht stürzen, so hat der Kaiser selber dieser Forderung freilich nur halb genügt. Gerade jene Mächte des Idealismus, die auch unserer nüchternen Epoche nicht fehlen, sind dem Napoleoniden fremd geblieben; das lehrt der Zustand des zweiten Kaiserreichs heute, da bereits die Altersschwäche den weiland kräftigen Körper befällt. Aber einige neue und hochwichtige Erscheinungen in der Bewegung der Geister hat allerdings schon der Prätendent unvergleichlich richtiger als der Bürgerkönig gewürdigt. Vornehmlich die Bedeutung des vierten Standes und der sozialen Frage. Der Prinz macht Ernst mit dem prahlerischen Worte: die napoleonische Idee geht in die Hütten, nicht um den Armen die Erklärung der Menschenrechte zu bringen, sondern um den Hunger zu stillen, die Schmerzen zu lindern. Er versucht in angestrengter Arbeit das wirtschaftliche Leben zu verstehen. Von nationalökonomischer Weisheit ist freilich in seinen Aufsätzen vorderhand nur wenig zu finden: die überspannten schutzzöllnerischen Ideen des Oheims halten ihn noch befangen. Er preist in schier dithyrambischen Worten die Runkelrübe und würdigt keines Wortes die Opfer, welche die künstliche Ausbildung der Rübenzuckerindustrie der Volkswirtschaft auferlegt hat. Auch sein Plan, die Massenarmut durch eine Organisation von oben zu heilen und die Genossenschaft der Armen zur reichsten Assoziation von Frankreich zu erheben, zeugte noch von geringer Sachkenntnis. Immerhin blieb es bedeutsam, daß der Prätendent den Leiden der Masse eine so rege Teilnahme widmete, und dies zu einer Zeit, da unter dem hohen Adel Europas wohl nur Prinz Oskar von Schweden und Prinz Albert von England den schweren Ernst solcher Fragen erkannten. Mit vollem Recht durfte der Freund des vierten Standes der Krone der Bourgeois zurufen: „Ihr müßt unfruchtbar bleiben, denn ihr habt wohl Geist, aber kein Herz!"

Inzwischen hatte die napoleonische Legende ihren Höhepunkt erreicht. Selbst die Männer der äußersten Linken schwärmten für Napoleon, und Louis Blanc rief: „Der Kaiser wäre ein Halbgott gewesen ohne seine Familie!" Die rastlosen Weiber der Napoleoniden webten unablässig an neuen Verschwörungen; die Prinzen von Canino, die wild radikalen Nachkommen Lucians, traten in die Geheimbünde der Italiener. Der Kammeropposition bot das Verbannungsgesetz gegen die Bonapartes dankbaren Stoff für pomphafte Redeübungen. Der Republikaner Cremieux trat als Anwalt der Verbannten auf, und Victor Hugo prahlte: „Ich habe die Sache des Exils, die Sache des Ruhms verteidigt". Höchst unbefangen verkehrten Thiers und andere unzufriedene Orleanisten in Italien mit den Bonapartes. Diese spielten unverdrossen die alte Rolle, sandten mit einem rührenden Briefe die Ordenszeichen des Kaisers für das Grab in der Invalidenkirche, hielten durch kleine Geschenke die ergebenen Städte Korsikas bei guter Stimmung. Während der Kriegsgefahr von 1840 erbot sich

Jerome, seinen bekannten tapferen Degen für Frankreich zu ziehen — in der angenehmen Erwartung, daß niemand seinen Heldenmut auf die Probe stellen würde. Endlich gewährte der König dem greisen Hieronymus die Erlaubnis zu vorübergehendem Aufenthalt. Mit dem Alten kam der rastlose Agent Pietri und der junge Prinz Napoleon, der aus der württembergischen Armee einen wüsten radikalen Haß gegen das halb gotische reaktionäre Deutschland heimbrachte. Die Invaliden jubelten, der alte General Petit zerfloß in Tränen, als der junge Mensch, der dem Oheim auffällig ähnlich sah, eines Tages an dem braunen Marmorsarkophage betend niederkniete. Zugleich wirkte Persigny aus der Stille seiner Haft, der jüngere Las Casas als Deputierter schon etwas offener für die Herstellung des Kaiserreichs. Ganz unbemerkt blieb die stille Wühlerei Walewskis und des Herrn von Morny. Dieser Halbbruder Ludwig Bonapartes galt bei Hofe nur als ein eifriger Pferdezüchter und hielt doch alle Fäden der Verschwörung in der Hand. Das alles bedeutete wenig. Aber ein kluger Prätendent, der sich auf Mornys gewissenlose Willenskraft stützte, harrte seiner Stunde und lenkte den Ehrgeiz des Hauses auf ein festes Ziel. Und dieser Mann kannte Frankreich, er kannte die katholische Gesinnung wie die militärischen Erinnerungen des Landvolkes, er war entschlossen, den schweigenden Gehorsam der Bourgeoisie zu erzwingen, die Massen zu beschützen und durch den Segen der Arbeit an sein Haus zu fesseln.

Um die Bedeutung dieser Massen und ihrer steigenden Ansprüche zu verstehen, haben wir noch einen Blick zu werfen auf die geistige Bewegung der Epoche. Während die Stubengelehrsamkeit und die polizeiliche Seelenangst der guten alten Zeit die revolutionäre Kraft der Theorie zu überschätzen pflegten, hat die weltkundigere Geschichtsforschung der Gegenwart längst begriffen, daß große Umwälzungen in der Regel durch den Gegensatz der sozialen Interessen hervorgerufen werden; solcher Erkenntnis froh, ist sie sehr geneigt, die Wirksamkeit des politischen Denkens gering zu achten. Aber auch im Leben der Völker lassen Leib und Seele sich nicht trennen; der historische Zusammenhang erschließt sich uns nur, wenn wir die Arbeit des Gedankens in ihrer Wechselwirkung mit den Institutionen des Staates, den Zuständen der Gesellschaft betrachten. Grade in der Zeit des Julikönigtums ist die unmittelbar praktische Wirksamkeit der Ideen handgreiflich nachzuweisen. Die Leiden der Arbeiter allein konnten den Zusammenbruch des Regimentes nicht herbeiführen, wenn nicht eine massenhafte, fieberisch erregte, durch und durch oppositionelle Literatur das Volk an die beiden Gedanken gewöhnt hätte, daß der Genuß, der Güter höchstes, jedem Sterblichen in unbegrenztem Maße bestimmt sei — und daß der Staat für die Mißstände der Gesellschaft allein verantwortlich, zu ihrer Heilung allein verpflichtet sei. Beide Gedan-

ken — unzweifelhaft die belebenden Kräfte der lärmenden Schriften des Tages — erklären sich wieder aus den sozialen und politischen Zuständen. Der rohe Materialismus bildet die notwendige Weltanschauung eines Volkes, das von einem herzlosen Geldadel beherrscht wird; das Idealbild einer allmächtigen, durch und für die Masse herrschenden Staatsgewalt war das ungeliebte, aber rechtmäßige Kind der napoleonischen Bureaukratie.

Wenige Worte werden genügen. Besitzen wir doch selber in unserem Radikalismus der dreißiger und vierziger Jahre ein getreues, wenn auch verblaßtes Abbild dieser französischen Bewegung; denn nie zuvor, auch nicht in den Tagen Ludwigs XIV. oder des Bastillesturmes, hatte die französische Gesittung gleich tief und gleich verderblich auf unser Volkstum eingewirkt. Seitdem hat Napoleon III. unsere Begeisterung für Frankreich längst wieder in das Gegenteil umschlagen lassen, und wir laufen jetzt oft Gefahr, mit einem pharisäerhaften Dünkel, welcher der bescheidenen Tüchtigkeit der Deutschen schlecht ansteht, über die Unzucht der Sitten und der Schriften unserer Nachbarn abzusprechen. Wir wollten sie wahrlich gern entbehren, jene tugendhaften Urteile idealer Kritiker über das reale Laster des neuen Frankreichs, welche heute ehrenhaft in den Feuilletons unserer Zeitungen einherstolzieren und — alsbald dem allgemeinen Hohngelächter verfallen würden, wenn die anonymen Verfasser ihre eigenen reinen Namen enthüllen wollten. Am lautesten pflegt das Verdammungsurteil über das neufranzösische Babylon in den Wiener Blättern angestimmt zu werden — in jenem Wien, das sittlich nicht gar viel höher steht als Paris; denn an der Donau wird zwar weniger gesündigt, aber auch weit weniger gearbeitet als an der Seine. Die Urheber solcher wohlfeilen Moralpredigten vergessen, wie tief wir einst selber, zur Zeit des jungen Deutschlands, in die Netze der Pariser Sirene verstrickt waren. Sie vergessen, daß das Urteil gerade über die feinsten sittlichen Fragen, trotz des Christentums und trotz des schwunghaften Weltverkehres, ein je nach dem Volkstume verschiedenes sein und bleiben muß. Das ungestüme Blut unserer Jugend liebt einmal beim Zechen und Raufen, das Feuer der jungen Franzosen in galanten Abenteuern sich auszutoben; und die Frage, welche dieser nationalen Schwächen für haltlose Naturen verderblicher sei, ist keineswegs leicht, sie ist jedenfalls nicht für alle Menschen auf die gleiche Weise zu beantworten. Wir bleiben ein in jedem Sinne schwereres Volk denn unsere Nachbarn. Der Charakter der Manon Lescaut ist, seit der alte Abbé Prevost ihn zuerst mit bezaubernder Anmut darstellte, eine unsterbliche Lieblingsfigur der französischen Dichtung geblieben; und wer darf, bei allem Widerwillen, die hinreißende Liebenswürdigkeit, die unverwüstliche Lebensfrische dieses Weibes verkennen? Desgleichen zeigt auch die radikale Jugend des Julikönigtums, die sich das Hirn berauscht hatte an begehrlichen Gedanken und das Herz

an lüsternen Bildern, dennoch manche Züge hochherziger Aufopferung, heroischer Tapferkeit, welche dem Moralisten sein trauriges Handwerk erschweren. Aber selbst das mildeste, die Eigenart der Nation billig erwägende Urteil muß doch gestehen, daß die Literatur jener Zeit — sinnlich, unklar, weichlich, wie sie ist in ihrer kokett zur Schau getragenen Unzufriedenheit — ein abschreckend widerwärtiges Schauspiel bietet. So viel sinnliche Glut und schamlose Nacktheit, und doch so wenig starke Leidenschaft! So blutige Drohungen, und doch so viel gemachter Schrecken! So schmetternde Anklagen wider alles Bestehende, und doch so wenig von jenem reformatorischen Ernst, der die knarrende Welt zu heben und wieder einzurenken vermag! Wer die Nation nach diesen Schriften beurteilt, muß an ihr verzweifeln. Indes gleichwie in den Werken der Jungdeutschen nur die Empfindungen eines Teiles unserer Nation sich widerspiegelten, so geben auch die Schriften des französischen Radikalismus das nationale Leben nicht vollständig wieder. Nicht einmal das literarische Leben; denn neben den lauten Rednern des Tages geht geräuschlos und emsig, wenngleich minder bedeutsam als in Deutschland, die gediegene wissenschaftliche Arbeit einher.

Der prosaische Charakter des neuen Regiments führt rasch ein tiefes Sinken des Kunstlebens herbei. Die geistreichen Salons der alten Zeit schließen einer nach dem anderen ihre Pforten; die geistige Luft wird dünn und dünner in der vom Handel und Wandel, von den Leidenschaften des öffentlichen Lebens überherrschten Gesellschaft. Die aufgeregte Welt bietet keinen Raum mehr für das unbefangene künstlerische Schaffen; die Tendenz, der Kampf des Tages reißt alle Dichter aus der Bahn des Friedens, auch die einzige große Dichterkraft, die in diesen Tagen neu ersteht: die Georges Sand. Die Zeit war nicht mehr, da Béranger den Marquis von Carabas verlachte und dem Adel sein höhnendes je suis vilain et très-vilain entgegensang. Der Kampf der Jugend gilt jetzt den Mittelständen, er wirbt seine Streiter in den Palästen an der Clotildenkirche wie in den Winkeln der Antonsvorstadt. Die neue Freundschaft zwischen Chateaubriand und Béranger ist mit Recht oft als ein Zeichen der verwandelten Zeit geschildert worden; auch an Lamartines radikalen Träumereien hat der Widerwille des Edelmannes gegen das Krämertum starken Anteil. Es war, als ob die Höhen und Tiefen der Gesellschaft sich zugleich empören wollten; daraus hat dann die Gedankenlosigkeit den voreiligen Schluß gezogen, als sei das Julikönigtum wirklich ein Regiment der rechten Mitte gewesen. Diese bunt gemischten Elemente des Widerstandes bemächtigten sich rasch der unumschränkten Herrschaft in der Literatur; jedes Zwanggesetz des Staates verstärkt ihre Kraft, ihren Grimm. Es war Mode, das Bestehende zu bekämpfen, cela posait dans le monde.

Wohl nur das alte Regime unter Ludwig XVI. hat so massenhafte Angriffe erfahren, so spärliche Verteidiger gefunden wie das Julikönig-

tum; und die Opposition ging jetzt mit ungleich hellerem Bewußtsein als in den Tagen Beaumarchais' auf den Umsturz des Staates aus. Sie behandelt die Empörung als ein heiliges Recht; eine Revolution des Gewissens, der Verachtung soll den Revolutionen der Freiheit und des Ruhmes folgen. Wer irgend in Verbindung steht mit dieser Regierung, verfällt dem Makel der Korruption; selbst Rossi, der italienische Patriot, ein Dulder des Liberalismus, entgeht nicht dem Zorne der Zeitungen noch der Roheit seiner Studenten, denn Guizot hat ihn auf den Lehrstuhl gerufen. Dilettanten und Naturalisten führen das große Wort in der Presse; in diesem Staate bildet allein die Bureaukratie die regierende Klasse. Wer draußen steht und Steuern zahlt, weiß nicht und will nicht wissen, wie die Welt von oben betrachtet aussieht. Die Opposition versucht niemals, sich auf den Standpunkt der Regierung zu stellen, die Bedingungen zu erwägen, die das Regieren erst ermöglichen; somit fehlt die erste Voraussetzung jeder fruchtbaren Publizistik. Sobald ein Liberaler als Minister Erfahrungen macht, die nur in dieser Stellung gesammelt werden können, und danach seine Parteianschauung ermäßigt, gilt er sofort als ein Verräter. Und schlechthin beispiellos in der Geschichte monarchischer Staaten ist jene Unmasse des Schimpfes, die auf die Person des Königs gehäuft wird. Wenn der König unfürstlich und gegen die alten Rechtsüberlieferungen der Krone handelte, als er sein Vermögen seinen Söhnen schenkte, so war doch die Züchtigung, die ihm Timon Cormenin in giftigen Broschüren angedeihen ließ, nicht minder unedel. Nicht einmal sein Hausrecht soll der Monarch wahren; als er, um seine Gemahlin vor der Wiederholung pöbelhafter Angriffe zu schützen, einen Teil des Tuileriengartens absperren läßt, da wirft ihm Béranger das Lied zu:

Pauvre ouvrier, on n'est plus sous l'empire,
On n'entre pas dans le palais des rois.

Die positiven Grundsätze der gemäßigteren Demokratie sind aus solcher Fülle der Verneinung und der Leidenschaft nicht leicht herauszulesen. Doch darf man von der Mehrzahl der Parteigenossen des National und der Reforme behaupten, daß zwei Ideale zugleich sie begeisterten: eine kraftvolle, auch die geistigen Interessen umfassende Zentralisation soll den Staat zusammenhalten, und das Individuum soll einer schrankenlosen Willkür sich erfreuen, die endlich zu der Vollendung des Staates, zur Anarchie führen muß. Beide Vorstellungen schließen freilich einander aus. In jedem Volke, das nur aus Beamten und Steuerzahlern besteht, schwanken die extremen Parteien notwendig zwischen den Gedanken des Individualismus und der Staatsallmacht hin und her. Und hatte nicht die Verfassung von 1791 bereits den denkwürdigen Versuch gemacht, dies Feuer und dies Wasser zu verschmelzen? Phantasiereiche Naturen wie Lamartine gehen weiter und fordern als die erste Bedingung der Demokratie,

daß sämtliche Staatsgewalten aus Volkswahlen hervorgehen und nur auf Zeit verliehen werden sollen. Wer dann aus demselben Munde die Versicherung hört, daß die Zentralisation um so stärker sein müsse, je größer die Freiheit, der wird nicht ohne Schauder an diese demokratische Staatsallmacht denken können. Alle demokratischen Fraktionen aber begegnen sich in dem Verlangen nach dem allgemeinen Stimmrechte: das suffrage universel ist der Adelsbrief des Volks, der allenfalls auch unter den Trümmern des Thrones gesucht werden muß.

Verhängnisvoller als diese Wünsche wurde dem Staate die phantastische Verehrung für die blutigen Schatten der Revolution, die aus dem demokratischen Lager über die Nation sich verbreitete. Wir kennen bereits jene unklare Schwärmerei für die Revolution und ihren Bändiger zugleich; doch während früherhin die Begeisterung nur den ersten Jahren der Revolution gegolten hatte, beginnt jetzt in einem neuen Geschlechte der tiefe Ekel zu verschwinden, den das Treiben der Blutmenschen der Guillotine bei den Augenzeugen zurückgelassen. Die Opposition wird täglich gehässiger und berauscht sich endlich, noch bevor die neue Revolution begonnen hat, an jenen Greuelszenen, womit die entartete erste Revolution endete. Der klassische Spruch aus den Schreckenstagen: „Mag das Land untergehen, die Prinzipien bleiben" war so recht nach dem Herzen der modischen radikalen Doktrin. Das Bild Robespierres im Strahlenglanze prangt auf den Titelblättern republikanischer Kalender; hundert Brandschriften verherrlichen die Guillotine und preisen den Tag, da Philipp sein Haupt auf diesem Altare der Freiheit niederlegen wird.

Und eben jetzt erscheint, epochemachend in der Geschichte der öffentlichen Meinung, jenes unselige Buch, das den Kultus des Schreckens allen Gebildeten vertraut machte: Lamartines Geschichte der Girondisten. „Er beklagte die Männer, er beweinte die Frauen, er vergötterte die Philosophie und die Freiheit", so schildert der Verfasser selber seine sentimentale Geschichtsauffassung. Die unbestreitbare Wahrheit, daß in solchen Zeiten krampfhafter Erregung kein Einzelner mehr die vollständige Verantwortung für seine Frevel trägt, wird durch weinerliche Gefühlsseligkeit dergestalt übertrieben, daß die Stimme des Gewissens schweigt, jede Zurechnung aufhört. Prachtvoll geschmückt mit der Toga der Freiheit, eine rechte Augenweide für die nationale Eitelkeit, erscheinen die Fanatiker des Berges und vornehmlich die begeisterten Frauen der Jakobiner. Mit freudigem Erstaunen vernahmen die Leser, daß die fürchterliche Prosa jener Massenmorde im Grunde hochromantisch gewesen. Selbst der harte Landsknecht St. Arnaud gesteht in seinen Briefen, daß er dem Zauber dieses Buches nicht habe widerstehen können; die Gebildeten gewöhnten sich, mit dem Entsetzen ein wollüstiges Spiel zu treiben. Der Dichter aber, der zuerst den Weihrauchkessel schwang vor diesen falschen Götzen, war gemäßigter Demokrat; er sollte dereinst mit ehrenhaftem Mute dem ersten

Versuche einer erneuerten Schreckensherrschaft sich entgegenstemmen. So blind war die Arglosigkeit eines im Frieden aufgewachsenen Geschlechtes, das nicht mehr wußte, wie leicht es ist, das Tier im Menschen zu entfesseln; so unheilbar die Unklarheit einer Demokratie, die alle ihre Impulse allein von der Phantasie empfing! Die einen schwärmen für den Konvent, die anderen für Amerika, während in Wahrheit niemand die Vorbedingungen der amerikanischen Freiheit ernstlich will. Wieder andere, wie gelegentlich Emil Girardin, finden das Ideal der Demokratie in einem verantwortlichen höchsten Beamten, dem Fleisch gewordenen Volkswillen. Alle diese widerspruchsvollen Lehren werden vorgetragen mit jakobinischer Härte und Unduldsamkeit. Wenn eine Partei, so unklar und haltlos in sich, jetzt noch mit den Kommunisten sich verbündete, so mußte ihr die Erfahrung werden, daß ein Bund mit dem Fanatismus jederzeit eine Löwengesellschaft ist.

Es bleibt doch eine tiefbeschämende Erinnerung, daß erst der drohende Lärm der Kommunisten, erst die Angst vor dem roten Gespenst unsere Besitzenden bewogen hat, dem durch die freie Konkurrenz verwandelten Zustand der arbeitenden Klassen ernstlich nachzudenken. Wenn St. Simon die schnöde Selbstsucht der Legisten geißelt (so nennt er die Liberalen) und versichert, ihr Wahlspruch sei: ôte-toi de là que je m'y mette; wenn Rouher in jener Schmähredе gegen das Julikönigtum erklärt, das Volk sei erst im Jahre 1848 entdeckt worden, so liegt in diesen Übertreibungen doch eine schwere Wahrheit. Die offizielle Volkswirtschaftslehre predigte behaglich den Dienst des Mammons, wenn auch nicht immer mit jener zynischen Offenheit, welche in England dem Dr. Ure eine traurige Unsterblichkeit erworben hat. Das offizielle Frankreich zeigte in der Tat einige Ähnlichkeit mit jenem Rom des Polybios, wo niemand schenkte, wenn er nicht mußte: — soweit ein christliches Zeitalter mit der Herzenshärtigkeit des Altertums sich überhaupt vergleichen läßt. Vergessen von der Bourgeoisie, an bureaukratische Formen gewöhnt, ohne das Recht, nach englischer Weise durch Versammlungen und Massenpetitionen dem Parlamente ihre Wünsche kundzugeben, verfallen die Massen der eigenen Verzweiflung und den Wühlereien der Demagogen. Unkundig der Selbsthilfe, die sich jeden Tag erneut, träumen sie von einem jähen Umsturze der sozialen Ordnung.

Wie sollte auch der kleine Arbeitsmann gelassen sich zurechtfinden inmitten jener wildfremden, unerhörten Erscheinungen, welche die neue Großindustrie in das Verkehrsleben einführte? Die Arbeitskräfte und Kapitalien, danach der Landbau sich vergeblich sehnt, strömen massenhaft den Fabriken zu. Eine fein ausgebildete Arbeitsteilung läßt den Unternehmer mit einem Federzuge große Summen gewinnen, und dem unwissenden Arbeiter erscheint die gesamte Verteilung der Güter als ein Betrug oder ein Glücksspiel. Dazu die Handelskrisen, welche, dem Arbeiter unfaßbar, urplötzlich hereinbrechend, Tausenden den Erwerb entziehen, und die un-

geheure Übermacht der großen Kapitalisten, welche in dem positiven Rechte vollauf genügende Waffen finden, um die Arbeiter sich zu unterwerfen. Obgleich in dieser Epoche die Zahl der mittleren Grundbesitzungen nachweislich, die der mittleren Vermögen höchstwahrscheinlich sich vermehrte, so trat doch innerhalb der Großindustrie das Mißverhältnis der Güterverteilung unleugbar grell und verbitternd hervor. Und diese große Wandlung kam über einen vierten Stand, dessen stolzes Selbstgefühl in der Welt ohnegleichen dasteht; denn das ließ sich nimmermehr vergessen, daß einst fünf Jahre lang die Besitzenden vor den Pikenmännern der Arbeiterviertel gezittert hatten. Wenn der Staat, wie die demokratischen Modelehren lauten, nur auf der Willkür des Einzelnen ruht, muß dann nicht auch die Verteilung der Güter nach den Bedürfnissen des Einzelnen sich richten? Ist der Staat allmächtig, wie im Grunde alle Parteien annahmen, muß er dann nicht die Ausbeutung der Arbeitskraft durch das Kapital mit einem Schlage beseitigen? Wo jedes politische Recht an das Eigentum gebunden ist, da führt eine unerbittliche Logik die Opposition zum Kampfe gegen das Eigentum selber. Auf die Zeit der planlosen Arbeitertumulte und Maschinenzerstörungen folgt eine Epoche des Kampfes um die Grundlagen der Gesellschaft. Der Sozialismus und Kommunismus, unter den Bourbonen kaum beachtet, finden jetzt bei dem namenlosen Elend der Fabrikplätze lauten Widerhall, sie treten auf mit dem trotzigen Anspruche, ein schlechthin Neues, eine nie gehörte Lehre des Heiles den Leidenden zu bringen; und wie lächerlich auch dieser Anspruch klingen mag in einem Lande, das bereits einmal unter der Herrschaft des praktischen Kommunismus geblutet hatte, er wird geglaubt von der Angst der Besitzenden.

Wir Deutschen sollen nicht vergessen, daß Frankreich in diesen sozialen Kämpfen für den ganzen Weltteil gerungen und gelitten hat. Denn warum fanden damals die Lehren des Kommunismus auf unserem Boden nur geringen Anklang? Ein Grund dieser Erscheinung liegt allerdings in dem germanischen Unabhängigkeitssinne unserer Arbeiter, die sich williger als ihre französischen Genossen zu geregelter Selbsthilfe entschließen. Ein anderer Grund liegt in dem minder selbstsüchtigen Charakter unserer Mittelklassen. Der deutsche Name Bürgertum ist ein Ehrenname: will unser Kommunist den Bürger schmähen, so muß er von den Franzosen den Ausdruck Bourgeoisie entlehnen, der auf unsere Zustände paßt wie die Faust auf das Auge. Vergleichen wir den Lieblingsdichter unseres neuen Bürgertums, Gustav Freytag, mit Scribe, dem getreuen Sänger der Bourgeoisie, so dürfen wir ohne Selbstüberhebung kühnlich fragen, welcher dieser beiden Mittelstände reicher sei an Kraft und Klarheit und guter Menschensitte. Den durchschlagenden Unterschied bildet jedoch die Tatsache, daß in jenen Tagen die deutsche Industrie minder entwickelt war als die französische. Nur einzelne Fabrikgegenden, namentlich am Niederrhein, kannten schon eine Massenarmut, die an Lille oder Lyon erinnerte,

und hier fanden auch die kommunistischen Lehren leichten Eingang. Als nachher in den fünfziger Jahren auch bei uns das Fabrikwesen in großem Stile sich entfaltete, da lagen bereits warnend vor den Augen der Arbeiter die harten Erfahrungen, die in den sozialen Kämpfen der Franzosen gesammelt waren.

Den revolutionären Gesellschaftslehren gebührt der Ruhm, daß sie die grausame Einseitigkeit des Systems der freien Konkurrenz der schlummernden Welt schonungslos dicht unter die Augen rückten; schon der Name jener Proudhonschen Schrift „Wirtschaftliche Widersprüche oder Philosophie des Elends" war nur möglich in einer Zeit schwerer sozialer Leiden. Die Frage, von der die Kommunisten alle ausgehen: was hilft mir das Recht, Vermögen zu erwerben, wenn ich nicht die Macht dazu besitze? — war, einmal aufgeworfen, mit ihrer drastischen Plumpheit nicht wieder zu beseitigen, sie mußte zu sozialen Reformen führen. In der Tat tauchen inmitten der Utopien schon einzelne mögliche Reformgedanken auf: die Arbeiterzeitschrift L'Atelier verlangt das allgemeine Stimmrecht, wirksamen Volksunterricht und freie Assoziationen der Arbeiter. Doch freilich, solche Gedanken sind nur ein Körnlein Wahrheit in einem Meere des Unsinns: alle verwerflichen Neigungen der Zeit finden in dieser sozialen Literatur einen breiten Tummelplatz. Die Lust an pikanten Paradoxen erhebt endlich das Verdrehen aller Begriffe zum Systeme: das Eigentum ist Diebstahl, das Weib die Wollust, Gott ist die Sünde. Wenn Fourier tiefsinnig die Arbeit selber als ein Glück bezeichnet, so ziehen geistlose Nachtreter alsbald den Schluß, daß jede Arbeit angenehm und genußreich werden, ihren Lohn nach dem Bedürfnisse des Arbeiters bestimmen müsse. Die Erkenntnis der Immanenz Gottes, diese köstlichste Frucht der modernen philosophischen Arbeit, wird von dreister Sinnlichkeit mißbraucht, um „die Wiederherstellung des Fleisches" zu begründen, jedem Gierigen das Anrecht auf eine unbeschränkte Konsumtion zu geben.

Die roheste Form der sozialen Theorien war auf die Dauer am wenigsten gefährlich. Wenn die Barbés, Bernard und Blanqui dem infamen Eigentum, diesem Ursprung aller Übel, diesem letzten der Privilegien, den Krieg erklärten und kurzab den Mord als die Waffe der Weltverbesserung priesen, so brachte die Raserei dieser sogenannten materiellen Kommunisten die gemäßigtere Demokratie auf einen Augenblick zur Besinnung, zur Auflösung des Bundes mit dem Kommunismus. Aber bald gelingt es feineren Köpfen, wie Considerant und Cabet, den Bund des politischen und des sozialen Radikalismus von neuem zu schließen, und selbst Lamartine spricht huldigend: die soziale Partei ist eine Idee! Louis Blanc verlangt in halbwegs staatsmännischer Haltung, daß der Staat als der größte Industrielle die Übermacht der Kapitalisten vernichte; Pierre Lerour weiß durch seine mystische Theosophie die philosophische Halbbildung zu gewinnen, und Lamennais erbaut katholische Hörer durch einen Schwall

christlicher Phrasen, die immer nur das eine Bild umschreiben: „Das Volk klagt: mich dürstet! Die Reichen antworten: trinke deine Tränen!" Die Katechismen der Ecole sociétaire überfluten das Land; sie verstehen bald zu drohen, bald zu rühren, heute den Nationalstolz zu erwecken durch die Schilderung des uralten socialisme gaulois, morgen den Ängstlichen gemütlich zuzureden: man wolle ja nur einen Versuch in einer einzigen Gemeinde, nur eine progressive Erbschaftssteuer als sanften Übergang. Wer dies wahnwitzige Treiben allein betrachtet, der muß sich schier verwundern, daß der Despotismus nicht noch früher in Frankreich triumphierte. Kein Satz in diesen Lehren, der nicht das Bewußtsein der persönlichen Kraft, den Eckstein aller Freiheit, bekämpfte; kein Satz darin, der nicht die Zuchtlosigkeit der Menge, die gemeine Angst der Besitzenden weckte. Ja, einzelne konsequente Denker unter den Kommunisten bekennen bereits ihre Gleichgültigkeit gegen jede Staatsform. Die Losung der kühneren Geheimbünde lautet gemeinhin: „Gleichheit, Brüderlichkeit und Industrie", die Freiheit ist vergessen. War man so weit, so konnte der Herr nicht fehlen; denn in der Kunst, den Begehrlichen das Größte zu versprechen, ward der Despotismus niemals übertroffen. Obgleich jener mißleitete Idealismus, der in jeder radikalen Bewegung sich einstellt, auch an diesen sozialen Lehren einigen Anteil hat, so ist doch der sittliche Grundton der Schule roh-materialistisch: das Bild der Edénisation du monde, des faulen und satten Schlaraffenlebens schaut auch aus sentimentaler Umkleidung überall lockend hindurch. Darum findet der Kommunismus seine beste Waffe in dem sozialen Romane.

Es war ein Ereignis in der Geschichte der modernen Bildung, daß Emil Girardin durch die Gründung der wohlfeilen Zeitung La Presse und durch die Ausbildung des Annoncenwesens der Journalistik einen massenhaften Absatz sicherte und nun der pikante Feuilletonroman um die Gunst der buntgemischten Kundschaft werben mußte. Eine tief unglückliche, mit Gott und sich selber zerfallene Zeit redet aus den Werken der neuen Dichtung, die grundsätzlich das Obszöne und Gräßliche an die Stelle der Leidenschaft setzen. Überall neben maßlosen Ansprüchen und Anklagen das geheime Bewußtsein der eigenen Unfruchtbarkeit, des Epigonentums; neben den wüsten Gebilden häßlicher Sinnlichkeit eine trostlose Blasiertheit, eine nie befriedigte Sehnsucht. Einzelne Gedichte von Alfred de Musset schildern mit ergreifender Wahrheit die hoffnungslose Ermüdung dieser gestern geborenen Greise, die Verzweiflung einer Jugend, die stets nur das Gespenst der Liebe, doch nie die Liebe selbst gekannt, die den Segen der Dichtung als einen Fluch, die Macht der Leidenschaft als eine Krankheit empfindet. Furchtbare, echt moderne Empfindungen, die jeder geistvolle Jüngling in argen Stunden einmal durchgekostet hat, um sie als Mann zu überwinden. Im Grunde liegt auch in den besseren Werken der Poesie des Weltschmerzes viel erkünstelte,

gegenstandslose Empfindung; denn die jungen Stürmer und Dränger kämpfen nicht gegen eine unerträgliche moralische Tyrannei, sondern gegen eine Gesellschaft, die allerdings an schweren konventionellen Lügen krankt und, unsicher in ihrem sittlichen Urteile, dann und wann Anfälle einer heuchlerischen Prüderie zeigt, doch in der Regel dem heißen Blute der Jugend eine sehr duldsame Nachsicht gewährt. Die gesamte Bildung der Zeit bewegt sich in Übertreibungen. Wer wirksam schreiben will, verfällt der Hyperbel: wenn Lamartine in seiner Marseillaise des Friedens den Chauvinisten Mäßigung predigt, so geht er selber über alles Maß hinaus und versichert, daß nur der Haß und die Selbstsucht ein Vaterland habe.

Indes nicht die Dichtungen des Weltschmerzes, nicht George Sand, die mit schöpferischer Kraft selbst den Sozialismus zu verklären und als den Kampf des Genies gegen das Krämertum zu schildern weiß, nicht Balzac, der uns über der Feinheit seiner psychologischen Analyse sein plattes Evangelium von dem Rechte des Menschen auf unendlichen Genuß fast vergessen läßt — nicht diese Dichter bestimmen die Empfindung der Zeit. Die Herrschaft über die Phantasie der Masse fällt vielmehr der gemeinen Mittelmäßigkeit jener literarischen Industrieritter zu, welche, wie Eugen Sue, den Neid und die Gier durch grellfarbige, niemals von dem Schimmer einer Idee durchleuchtete Schilderungen zu reizen wissen. Wer aus einem dieser sozialen Romane die typischen Gestalten des tugendhaften Gurgelabschneiders, des harten Wucherers und der englisch reinen Bordellschönheit kennengelernt hat, der kennt die ganze Richtung und mag ermessen, wie furchtbar entsittlichend eine solche Literatur, massenhaft unter das murrende Volk geworfen, wirken mußte. Sie verbreitete sich um so unwiderstehlicher, da sie notwendig aus den sittlichen Grundanschauungen der gesamten Gesellschaft hervorwuchs. Denn wer war das Idealbild der höheren Stände? Graf Monte Christo, das Lieblingskind der Muse des harmlosen fanfaron Alexander Dumas — der vollkommene Mann, der immer eine Million als kleine Münze in der Westentasche bei sich führt! —

Alle Wortführer des Radikalismus wetteifern in dem Laster der Schmeichelei gegen das Volk. Ein Grundsatz der Gesellschaft der Menschenrechte lautet: jedes Gesetz muß von der Voraussetzung ausgehen, daß das Volk gut und die Regierung der Versuchung ausgesetzt ist! Wird ein Arbeiteraufruhr zu Boden geworfen, so wagen die radikalen Blätter nur selten und nur schüchtern ein Wort des Tadels gegen die Unklugheit, aber sie finden des Lobes kein Ende für den Heldenmut der schwieligen Hände, der nervigen Arme. Der vierte Stand ist das eigentliche Volk, peuple-roi, peuple tout-puissant, peuple-idée; der Gamin von Paris atmet, nach Victor Hugo, mit der Luft der Weltstadt die Unschuld ein; die Ouvriers sind die wahre Aristokratie. Jeder Skandal der vornehmen Welt, die Ermordung der Herzogin von Praslin, der große Schwindel

der Nordbahngesellschaft, wird gewandt benutzt, um die Unschuld der mißhandelten Heloten mit der Ruchlosigkeit der prassenden Sybariten zu vergleichen. Auch der Mittelstand wagt, eingeschüchtert, oftmals nicht mehr die Ordnung des Staates gegen das unschuldige Volk offen zu verteidigen. Die Ungerechtigkeit der Schwurgerichte wird schlechthin zur Regel in allen politischen Prozessen. Die Blasiertheit der Reichen begrüßt, trotz der Angst um den Beutel, jedes Attentat, jeden Aufruhr als eine willkommene Abwechslung in dem Einerlei des Genusses. Nach dem Attentate Fieschis, das unter allen ähnlichen Versuchen sicherlich den Ruhm der größten Brutalität verdient, stellt sich Nina Lossave für Geld zur Schau, und die vornehme Welt strömt in Scharen herbei, um die blatternarbige Dirne des Banditen Fieschi zu betrachten! Was Wunder, daß die Demagogen die Widerstandskraft dieser blasierten, von einer nervösen Aufregung in die andere taumelnden Gesellschaft sehr niedrig, allzu niedrig anschlugen!

Und kannten sie denn wirklich das „Volk", das sie vergötterten? Ein großer Teil der städtischen Arbeiter allerdings war dem Kommunismus verfallen; ihre Jugend träumte von der Barrikade und gab in ihren Gassenhauern der Guillotine zärtliche Schmeichelnamen. Fanden sich Führer, die das starke persönliche Ehrgefühl dieser Klassen zu packen wußten, so ließ sich von den tapferen, verwogenen Scharen Großes erwarten. Aber der dem städtischen Leben entnommene Gegensatz des popolo grasso und popolo minuto reicht nicht aus für die vielgestaltige Gesellschaft einer modernen Nation. Wie einst die Marat und Herbert, so besaßen auch die neuen Demagogen gar kein Verständnis für die größere Hälfte des vierten Standes. Ihr peuple lebte in der Stadt. Die Bauern dagegen schauten wohl wie der Ouvrier mit Haß auf den heischenden Säckel des Staates, sie mochten allenfalls eine Volkszählung durch rohen Widerstand stören, weil sie die Erhöhung der Steuern davon fürchteten: doch das Eigentum war ihnen heilig und heiliger noch die Kirche. Die Zeit sollte kommen, da die Bauernschaft den erstaunten Demagogen bewies, daß sie die Mehrheit der Nation bildete.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals den Hexensabbat dieser revolutionären Kräfte, so werden wir erinnert an das Urteil, das Napoleon über die Hochzeit des Figaro fällte: „C'est la révolution déjà en action!" Die Anhänger des Bestehenden treten immer kleinlauter auf, der große Haufe der Royalisten läßt den Thron bloß noch als ein notwendiges Übel gelten, und nur wenige Blätter, vor allen mit Mut und Uneigennützigkeit das Journal des débats, vertreten noch offen den positiven Monarchismus. Unheimlich genug erscheint solche Zaghaftigkeit neben der stündlich steigenden Zuversicht der Radikalen. Wir allein sind jung in der alternden Welt! lautet ihr Schlachtruf. „Auch Christus," versichert Louis Blanc, „ward ein Narr gescholten gleich uns Kommunisten."

Proudhon prophezeit den Tag, da die Unproduktiven um Gnade flehen werden zu den Füßen der Produktiven. Lamartine bezeichnet öffentlich Marrast als den Camille Desmoulins der künftigen Republik, und kurz vor dem Februar singt Béranger mitleidsvoll:

On bat monnaie avec l'or des couronnes,
Ces pauvres rois, ils seront tous noyés!

Zudem war die Partei des Umsturzes organisiert, im Straßenkampfe wohlerfahren, und jedermann empfand, daß der Besitz der Tuilerien über diesen Staat entscheide. Es fehlte nicht an warnenden Stimmen. Mit Genugtuung verkündete Montalembert zu Anfang des Februars: in vierzig Tagen ist Ninive zerstört! Auch der wunderliche Marquis von Boissy sah den Zusammenbruch voraus, und Herr v. Morny bat den Minister dringend um einige Nachgiebigkeit, bevor die Bewegung in jene gärende Welt übergreife, die von den Schwätzern das Volk genannt werde. Tocqueville hatte schon im Herbste 1847 mit seinen Freunden ein Programm zur Rettung der Monarchie entworfen: Erweiterung des Wahlrechtes, umfassende Zugeständnisse an die soziale Bewegung; der Hauptzweck der Regierung sei fortan die sittliche und wirtschaftliche Förderung der niederen Stände. Am 27. Januar spricht er in der Kammer die prophetischen Worte: „Sehen Sie denn nicht, daß die politischen Leidenschaften sozial geworden sind? Wir schlafen auf einem Vulkane!" Aber Guizot würdigt Tocquevilles Warnungen nicht einmal der Erwähnung; er berichtet kühl, der Glaube an die Nebenbuhlerschaft des dritten und vierten Standes habe damals viel Köpfe betört. Daß dieser Gegensatz der Klassen bestand, in furchtbarer Wirklichkeit bestand, das hat den Minister der Bourgeoisie selbst die welthistorische Juni schlacht nicht gelehrt; noch in seinen jüngsten Schriften erwartet er Frankreichs Heil von der Versöhnung der Bourgeoisie mit dem Adel! Ein also der Zeit entfremdetes Regiment mußte fallen.

Das parlamentarische System war auf diesem Boden vorderhand vernutzt. Das junge Geschlecht dachte zu meisterlos, um die alte Ordnung zu ertragen, zu unklar, um einen festen Neubau zu schaffen. Die Dinge waren reif für eine ziellose Umwälzung, das will sagen: für den Despotismus.

IV. Die Republik und der Staatsstreich

Heidelberg 1868

In den Tagen, da Napoleon von Moskau heimkehrte, entfloh eines Morgens der General Mallet seinem Pariser Irrenhause. Er sprengt das Märchen aus, daß der Kaiser gefallen sei, und alsbald versagt die Maschine dieses gewaltigen Despotenreichs den Dienst. Beamte und Offiziere beugen sich vor dem Tollkopfe, der sich erdreistet zu erklären: „Ich bin die Regierung!" Der Seinepräfekt stellt den Saal zur Verfügung, darin Mallets provisorische Regierung tagen soll; ein Minister wird unter Schloß und Riegel gehalten; die Truppen der Wache öffnen den Genossen der Verschwörung das Gefängnis. Als der Kaiser erfuhr, wie herrisch während einiger Morgenstunden ein Wahnsinniger in der Hauptstadt schalten konnte, rief er zornig aus: „Ist denn ein Mann hier alles? Gelten die Eide, gelten die Institutionen gar nichts?" — Seitdem war eine lange Zeit vergangen, das parlamentarische Leben schien sich zu stützen auf die freie Mitwirkung des Volkes oder doch der herrschenden Klasse. Dennoch war das Wesen dieses Staates despotisch geblieben, seine Regierung lag in unablässigem Kampfe mit den wandelbaren Stimmungen der Gesellschaft. Ein unbewachter Augenblick der Schwäche in den Tuilerien, und der kecke Handstreich einer kleinen Partei konnte die Staatsgewalt unterwerfen, dem Reiche eine Verfassung auferlegen, die von der Mehrzahl der Nation verwünscht ward. Ein solcher Handstreich war die Februarrevolution, nicht ganz so unsinnig, aber kaum minder unberechtigt als jenes Attentat des Jahres 1812.

Der Minister Rouher erregte einst die Entrüstung der liberalen Parteien, als er noch unter der Republik das erste und verrufenste seiner geflügelten Worte aussprach und die Revolution des Februar eine Katastrophe nannte. Täuschen wir uns nicht völlig, so wird dereinst das Urteil der Geschichte noch weit härter lauten und die Februarerhebung als eine Torheit, ein Verbrechen bezeichnen. Wer die Unhaltbarkeit des gegebenen Zustandes erkennt — und wir haben die Fehler der Juliregierung nicht bemäntelt — rechtfertigt darum noch nicht jene, die ohne Plan und Ziel das Bestehende zerstören. Während die grandiose Bewegung

von 1789 und die Notwehr des Jahres 1830, hochberechtigt in sich, durch ihren gewaltigen Rückschlag auf die europäische Welt nur eine erhöhte Bedeutung empfingen, bietet die Februarrevolution selber des Bewunderungswürdigen gar nichts. Ihre Größe besteht allein in den von niemand gewollten Folgen, die sie über Frankreich heraufführte, und vornehmlich in der Einwirkung auf Deutschland und Italien, wo der Gedanke der nationalen Einheit, in langen Leiden gezeitigt, nur des Signales harrte, um sich im Kampfe zu versuchen. Gewiß war ein so bedeutendes Ereignis kein Zufall; vielmehr liegt eine tiefsinnige Notwendigkeit in der zwiefachen Tatsache, daß die Bourgeoisie von Frankreich keinen Finger rührte für die Verteidigung ihrer eigenen Herrschaft, und daß ein scheinbar wohlgesichertes Regiment durch einen improvisierten Straßenkampf fallen konnte. Aber nur die Volksschmeichelei wird in diesem Gewirr von kopfloser Schwäche und trüber Leidenschaft einen Zug der Größe, die Stimme des empörten nationalen Gewissens entdecken.

Die Opposition greift in dem Kampfe um die Reform des Wahlgesetzes mit kindischer Unvorsichtigkeit zu dem gefährlichen Mittel der Massendemonstrationen. Die Partei des Umsturzes, die nach ihrem eigenen Geständnis die Zahl ihrer zuverlässigen Anhänger in Paris nur auf 3000 Köpfe berechnete, benutzt den Anlaß zu einem Barrikadenkampfe; der Kampf scheint beendigt, da der König nachgibt und Guizot entläßt. Da fällt, nach geschlossenem Frieden, aus der dichtgedrängten Menge vor dem Hotel des Auswärtigen jener rätselhafte Schuß, von dem heute noch niemand mit Sicherheit sagen kann, ob er ein Zufall war oder die Übereilung eines Schwächlings oder ein demagogisches Bubenstück nach dem Muster verwandter Vorfälle in den Kriegen der Fronde. Die Wachmannschaft vor dem Hotel wähnt sich angegriffen, sie erwidert den Schuß durch ein mörderisches Feuer, und nun hallt aus den Massen ein wilder Schrei der Rache. Die Arbeiter erheben sich in blinder Wut. Der König, darniedergeworfen von jenem verhängnisvollen, in allen Pariser Revolutionen gefürchteten abattement du troisième jour, gibt fassungslos vor der Zeit das Spiel verloren; die für den Augenblick siegreiche Partei verkündet die Republik. Über einer despotischen Verwaltungsordnung, welche kaum imstande war, einen parlamentarischen Thron zu ertragen, steht nun eine republikanische Spitze. Ein hochgesittetes Kulturvolk erhält seine Regierung durch die Zurufe eines Pöbelhaufens im Palais Bourbon; diese improvisierte Regierung muß sich alsbald ergänzen durch die Namen einer zweiten Liste, die von einer anderen Volksmasse im Stadthause ausgerufen worden. Die üppigste Stadt der Welt soll sich plötzlich gewöhnen an die Einfachheit des republikanischen Staatslebens, das in solcher Umgebung nichts anderes sein kann als ein Zerrbild der Monarchie. Eine Nation, deren gebildete Klassen fast nach altspanischer Weise allein in den Staatswürden das Ziel des Ehrgeizes sehen, wirft diese unermeßliche

Staatsgewalt in die Hand einer wechselnden Behörde. Wahrhaftig, einen tolleren Widersinn hat die Unvernunft politischer Phantasien nie gewagt.

Fünfunddreißig Millionen Franzosen empfingen durch den Telegraphen die Nachricht, daß ihr Staat seine Form geändert habe, und sie fügten sich ohne Widerstand der neuen Ordnung. Es gewann den Anschein, als ob die für jedes germanische Land entscheidende Frage, wie die Provinzen sich zu dem Handstreiche der Hauptstadt stellen würden, in diesem zentralisierten Staate gar nicht in Betracht käme. In Wahrheit war die Willenskraft des Landes noch nicht völlig gebrochen. Schon unter Ludwig Philipp meinte ein liberales Blatt: Paris ist nur noch die Zitadelle der Staatsgewalt, nicht mehr das Herz von Frankreich. Dieser Ausspruch sollte jetzt während einer kurzen Frist in Erfüllung gehen, zum ersten Male seit den Tagen des Konvents zeigte die Provinz mit einigem Erfolg einen selbständigen Entschluß gegenüber der Diktatur der Hauptstadt.

Die Bourgeoisie und die konservative Bevölkerung der Provinzen waren der politischen Arbeit zu sehr entfremdet, die Beamten zu sehr an mechanischen Gehorsam gewöhnt, um die beschworene Charte entschlossen zu verteidigen. Aber nachdem der erste Schreck der Überraschung überwunden war, arbeitete die Mehrheit der Nation mit folgerichtiger Festigkeit, mit dem unbeirrten Instinkte der Verzweiflung darauf hin, die Improvisation des Februars rückgängig zu machen, das Joch der Radikalen und der hauptstädtischen Arbeiter abzuschütteln. Die Nation war ohne jede Anhänglichkeit an eine bestimmte Dynastie, doch von der Notwendigkeit der Monarchie und mehr noch von der Unantastbarkeit der bestehenden Eigentumsordnung fest überzeugt; und sie bekundete diese Gesinnung mit sicherem Takte zuerst durch die reaktionären Wahlen für die Nationalversammlung, sodann durch ihre feindselige Haltung gegen den Juniaufstand, zuletzt durch die Erhebung eines Prätendenten auf den Präsidentenstuhl. Halten wir diese Erkenntnis fest, so müssen wir das Volk in Schutz nehmen gegen den patriotischen Zorn mancher edler Franzosen, welche über diesen rasenden Umschwung achselzuckend urteilen, der Charakter dieses Volkes sei so originell, daß er sich immer über sich selbst verwundere.

Wer es über sich brächte, die Februarrevolution mit der Gesinnung des Satirikers zu betrachten, dem würde das scheußliche Durcheinander dieser zerrütteten Gesellschaft den dankbarsten Stoff gewähren. Allerdings die milde Gesinnung unserer Zeit verleugnete sich auch nicht in jenen Tagen des Taumels. Sobald die Roheit des Pöbels sich bei der Plünderung einiger Schlösser vorderhand ausgetobt hat, beginnt ein menschliches und ehrliches Regiment unter persönlich rechtschaffenen Männern. Sehr erfreulich erscheint diese Mäßigung in dem Verfahren der neuen Regierung gegen die Orleans, und mit gerechtem Stolze durfte Lamartine in

der Nationalversammlung sagen: „Niemand kann uns die Frage stellen: was habt ihr aus dem Leben eines Bürgers gemacht?" Aber wenn die Bewegung im Beginne vor unnützem Blutvergießen zurückschrickt, so zeigt sie doch auch sehr wenig von jener jugendlichen idealistischen Begeisterung, von jenem Rausche der Hoffnung, welcher die Anfänge der ersten Revolution verklärt und durchglüht. Tausende von eidbrüchigen Beamten verlangen die Abschaffung der politischen Eide, und die Republik gewährt die Bitte. Wir verlieren kein Wort über die politische Unklugheit der Maßregel: — gerade die Gewissensangst der Pflichtvergessenen beweist, daß der Eid für den Durchschnitt der Menschen doch ein festeres Band der Treue bildet, als die Frivolität zugeben will. Wir fragen nur: ob jemals der Jünglingsmut einer echten Volksbewegung zu einem solchen Ausspruche zynischer Menschenverachtung fähig war? Und was war erreicht durch den Sturz der Monarchie, durch die allgemeine Untreue des Beamtentums? Abermals nur eine Thronrevolution, nur eine Änderung an der Spitze des Staates.

Keine Feder eines Dritten kann die Zwecklosigkeit dieser Umwälzung drastischer schildern, als dies Lamartine selber mit beneidenswerter Naivität getan hat. Sobald die provisorische Regierung auf dem Stadthause sich des ersten Andranges der Pöbelmassen entledigt hat, setzen die neuen Staatslenker sich nieder, um nach den großen sozialpolitischen Ideen zu suchen, welche die Republik verwirklichen soll. Die Volkstribunen greifen in ihre Brust, um „jene großen Gedanken zu finden, welche aus dem Herzen quellen und die höchste Politik sind, weil sie die höchste Natur und die höchste Wahrheit sind". Denn der Instinkt, so belehrt uns Lamartine, ist der oberste Gesetzgeber; wer die Aussprüche des Instinktes als Gesetz niederschreibt, der schreibt unter dem Hauche Gottes! Endlich erheben sich die Denker und verkünden hochbegeistert folgende „Philosophie der Revolutionen": Allgemeines Stimmrecht und Aufhebung der Septembergesetze (zwei Forderungen, die Ludwig Philipp am letzten Tage seiner Herrschaft im wesentlichen schon bewilligt hatte); dazu einige neue Errungenschaften: Brüderlichkeit als oberster Staatsgrundsatz, Ausrottung des Elends durch die Liebe und — Beseitigung der Negersklaverei! Tags darauf fügt Lamartine noch das Prinzip der Aufhebung der Todesstrafe hinzu; dann geben sich die großen Männer weinenden Auges „den Kuß des Lebens" und verkünden dem jauchzenden Volke die frohe Botschaft.

Darum also waren die Straßen der Hauptstadt mit Blut gerötet, darum der Frieden der Welt einer furchtbaren Erschütterung preisgegeben worden! Wohin war es doch gekommen mit deutscher Redlichkeit und Klarheit, wenn wir einen solchen Schwindel jemals bewundern konnten! Das ganze Rüstzeug der revolutionären Rhetorik wird entfaltet: „Alles, was in seinem Titel ‚Mensch' die Rechte des Bürgers trägt", ist zur Wahlurne berufen; jeder Franzose ist Selbstherrscher, keiner kann

fortan zu dem anderen sagen: „Du bist mehr ein Herrscher als ich." Die alten Parteien sind in drei Tagen um ein Jahrhundert gealtert, und wie einst der große Carnot den Sieg der Freiheit über den Despotismus organisierte, so wird der neue Unterrichtsminister Carnot den Sieg des Lichts über die Verfinsterung organisieren! Auf jedem Platze prangt der Freiheitsbaum, auf jeder Kirche, jedem Staatsgebäude die Inschrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Der stolze Name „Bürger" verdrängt wieder das höfische „Herr"; in prahlenden Hyperbeln preist der Volksdichter Festeau das neue „Erwachen des Volkes": le géant souffle, un trône est emporté! Auch die erhabene Einfachheit der Freistaaten des Altertums darf nicht fehlen: ein von Ochsen gezogener Wagen führt die Bildsäule der Freiheit den lächelnden Blicken der blasierten Pariser vor, und auf den Boulevards führt man eine große Staatsbettelbüchse spazieren, darein jeder Bürger sein Scherflein für die Republik werfen kann.

In den Adern des modernen Radikalismus fließt kein Tropfen von jenem strengen sittlichen Ernste, der einst die gottseligen Genossen der englischen Demokratie beseelte. Daher regt sich, sobald die Kraft der Obrigkeiten nachläßt, nirgendwo das Bewußtsein der politischen Pflicht, überall nur die schamlose Begehrlichkeit des sozialen Eigennutzes. Es lag wenig nachhaltige Kraft in jener hochherzigen Begeisterung, die wohl auf Augenblicke in dem erregbaren Volke erwachte, wenn etwa die Rachel im Freitheater mit glühender Inbrunst die Marseillaise deklamierte. Keine Schicht der Gesellschaft, bis herab zu den Invaliden und den Taubstummen, die nicht heischend und drohend ihre Wünsche der Staatsgewalt vorlegte. Eine Legion von Stellenjägern bestürmt die Regierung; jeder Ehrgeiz, der unter dem parlamentarischen System keine Befriedigung gefunden, drängt sich hervor. Wenn wir die Masse der neuen republikanischen Uniformen und den dreisten Nepotismus beobachten, welcher nach dem Muster des Julikönigtums sich in der Republik einnistet, so erinnern wir uns mit Schrecken, wie einst Ludwig Philipp vorhersagte, die Zustände des spanischen Amerika würden das Vorbild für Frankreich werden. Allmacht der Staatsgewalt und rascher Wechsel ihrer Inhaber — so lautet der Kern der neuen Volkswünsche. Gleich in den ersten Tagen der Revolution wird der gewählte Gemeinderat von Paris abgesetzt; eine ernannte Kommission von Gesinnungstüchtigen tritt an seine Stelle. Alle Beamten sind aus Gründen des Staatswohles ohne weiteres entlaßbar. Vornehmlich die Absetzbarkeit der Richter gilt für ein Kleinod republikanischer Freiheit — ein Satz, der in der Tat Ausführung fand und seitdem von Victor Hugo und seinen Genossen mit Eifer verteidigt wird. Das alles im Namen der Freiheit! Alle Beamten sollen Besoldung, alle Dürftigen vom Staate Unterstützung empfangen.

Die Arbeiter bewähren nach dem Siege alsbald den alten Satz, daß jeder Stand, wo er als Stand auftritt, der Selbstsucht, der πλεονεξία verfällt. Das Arbeiterparlament, das in den Sälen des Luxemburgpalastes unter Louis Blancs Vorsitz über die Lösung der sozialen Frage beratschlagt, hadert über alles und jedes; nur darin ist man einig, daß die Pariser Arbeiter eine Stunde weniger am Tage arbeiten sollen als die Kameraden in der Provinz, desgleichen, daß von den 34 Reichstagskandidaten für Paris bloß 20 dem Arbeiterstande angehören sollen! Als die Landwirte Zulassung zu den Beratungen fordern, gewährt man ihnen vier Vertreter neben vierhundert städtischen Arbeitern. Der besorgte Familienvater der Mittelklassen hält für zweckmäßig, der neuen Macht des Arbeiterstandes seine Hochachtung auszusprechen. Jedermann — auch der Künstler, der Kaufmann, der Fabrikant — behauptet ein Ouvrier zu sein, und selbst der reaktionäre Wahlkandidat, der nicht leugnen kann, daß er mit der Sünde des Grundbesitzes behaftet ist, nennt sich mindestens einen propriétaire cultivateur. Man betrachtet mit Gefühl die Bluse des Arbeiters und Regierungsmitgliedes Albert; sie war in der Werkstatt ausgestellt, wie der Moniteur anzeigte, und jedermann konnte sich überzeugen, daß Frankreich wirklich das Glück habe, von einem leibhaftigen Schlossergesellen regiert zu werden. Über dieser Gesellschaft, in der alle Selbstsucht der niederen Klassen erwacht, alles starke Pflichtgefühl erstickt ist, steht eine Regierung, die sich am besten kennzeichnet durch das Geständnis Lamartines: La popularité c'est le pouvoir tout entier — eine Regierung, abhängig von jeder Laune des aufgeregten Volkes, ohne irgendeinen allgemein anerkannten Führer. Eine neue Zeit war gekommen, alle alten Parteiführer schienen vernutzt, überall erscholl der Ruf nach neuen Menschen.

Bedeutsamer als solche von großen Umwälzungen unzertrennliche Symptome der Zerrüttung ist die allgemeine Verlogenheit fast aller Parteien. Sie bildet den häßlichsten Charakterzug der Bewegung, eine unvergeßliche Warnung für alle, welche die ernsten Geschäfte der Politik als ein phantastisches Spiel behandeln. Wie oft hatte Cormenin in seinen giftigen Libellen dem Julikönigtum höhnend zugerufen: „Die Republik ist wahrhaftig tot! Gegen wen erlaßt ihr denn eure Septembergesetze, wenn nicht gegen die Republikaner?" Wie oft war selbst von gemäßigten Männern der Arbeiterstand als das eigentliche Volk gepriesen und das geistreiche Wort nachgebetet worden: „Die Republiken scheinen unmittelbar von der Vorsehung geleitet zu werden, denn man sieht keine vermittelnde Hand zwischen dem Volke und seinem Schicksal!" Jetzt war das Staatsideal gegründet durch die Erhebung jenes vergötterten vierten Standes, und augenblicklich ward offenbar, daß die belobte echt französische Staatsform in den gebildeten Klassen nur wenige ernsthafte Anhänger zählte. Aber die einen waren gebunden durch die Macht ihrer eigenen Phrasen, die anderen huldigten der Republik aus Furcht.

Die bare Gedankenlosigkeit der Todesangst ist der zweite kaum minder traurige Charakterzug der neuen Gesellschaft. Die Sorge um die Sicherheit des Beutels und des Kopfes betäubte jedes andere Gefühl. Die Nation hatte seit dem Sturze des Kaiserreichs nicht mehr eine längere Epoche inneren Friedens gesehen, sie trat daher in die neue Revolution fast ebenso ermüdet ein, wie sie am Schlusse der ersten gewesen. Sie fühlte, wie wenig sittliche Kraft zum Widerstande gegen die Anarchie ihr geblieben war, sie wußte aus einer schrecklichen Erfahrung, was die Herrschaft des vierten Standes bedeute, und sie lernte jetzt, daß in dem kunstvollen Gewebe der modernen Geld- und Kreditwirtschaft jede Störung der sozialen Ordnung ungleich verheerender auftritt als einst in den einfacheren Verkehrsverhältnissen des achtzehnten Jahrhunderts. Die Angst ward die große Knechterin der Zeit; es bleibt ein denkwürdiges tiefbeschämendes Schauspiel, wie verdummend und verbitternd diese gemeinste der Leidenschaften auf die besitzenden Klassen wirkte. Dupin, einer der lautesten unter den Angsterlingen, gesteht selber, in solchen Tagen scheine Miltons kühnes Bild von der sichtbaren Finsternis zur buchstäblichen Wahrheit zu werden. Frau von Girardin schloß jetzt die geistreichen Feuilletonartikel, welche sie in der Zeit des Friedens unter dem Namen des Vicomte de Launay geschrieben hatte, mit einer grellen, leider allzu wahren Schilderung der ideenlosen Gegenwart. Frankreich, ruft sie aus, zerfällt in zwei Heere mit den Schlachtrufen guillotinez! und fusillez! Die einen verlangen die Plünderung, die anderen Abwehr der Plünderer durch jedes Mittel der Gewalt.

Der Gegensatz der Interessen des dritten und vierten Standes, der nach den Julitagen nur leicht und unklar sich gezeigt, tritt im Februar sofort gewaltsam und mit hellem Bewußtsein hervor. Die Arbeiter hatten die Straßenschlacht geschlagen; die Bourgeoisie, während des Gefechtes zur Seite geworfen, gelangt rasch zur Besinnung und muß in blutigen Klassenkämpfen darum ringen, daß dem vierten Stande die Früchte seines Sieges entrissen werden. Daher beginnen bald selbst alte Republikaner des Mittelstandes, wie Arago und Marie, irre zu werden an ihrem Ideale. Daher spricht auch der maßvolle Tocqueville mit leidenschaftlicher Heftigkeit über die Bourgeoisrepublikaner, über die verwünschte Rosafarbe der Politik; denn diese Handvoll wohlmeinender Schwärmer hatte das Reich arglos mit einer Staatsform überrascht, welche allein unter der Herrschaft des vierten Standes Lebenskraft erlangen konnte. Aber kein gebildetes Volk, am wenigsten das zentralisierte Frankreich, kann der Regierung auch nur einen Augenblick entbehren. Die Republik bestand, sie hielt die bureaukratische Maschine vorderhand in ihrer Gewalt, sie bot die einzig mögliche Gewähr für die Sicherheit des Beutels. So geschah es, daß dieselben Bourgeois, welche im stillen der Republik und ihren Gründern grollten, sich dennoch einmütig um die neue Regierung scharten. Schon die

Parteinamen „Republikaner von heute" und „Republikaner von gestern" bekunden die sittliche Verkommenheit dieser angstgepeitschten Gesellschaft. Wie tief mußte die geistreiche Nation gesunken sein, wenn sie den nichtigen Phrasen Lamartines zujauchzte, weil er die Sache der „Ordnung" vertrat! Selbst der arge Verschwörer Caussidière wird von den dankbaren Bourgeois bewundert. Der hatte aus den Helden der Barrikaden eine Polizeigarde gebildet, und diese verwegenen Gesellen „schafften Ordnung durch die Unordnung".

Den Wert solcher Huldigungen gegen die Gewalten des Augenblicks kannte niemand besser als die siegreiche Partei. Darum verkündet sie den Grundsatz: „Die Republik steht über dem allgemeinen Stimmrecht"; sie bestreitet dem Volke wie der Volksvertretung das Recht, die Monarchie herzustellen, und verlangt Verschiebung der Wahlen, bis das Volk belehrt sei. Ledru-Rollin befiehlt den Präfekten, sogleich alle Maßregeln zu ergreifen, welche der Republik die Mitwirkung des Volkes sichern können! Nachher will er sogar Kommissare mit unbeschränkter Vollmacht in die Provinzen senden, um nach der Weise des Konvents die Nation umzuschaffen. Die Frage: erkennt ihr die Republik an? wurde weislich nicht unmittelbar der allgemeinen Abstimmung unterworfen. Die Wahl zur Nationalversammlung war, was die Nordamerikaner a Hobsons choice nennen: eine Wahl, bei der ein Nein nicht möglich ist. Nur der verblendete Doktrinarismus der neufranzösischen Demokratie kann irgendeinen Wert legen auf die selbstverständliche Tatsache, daß die im Namen der Republik gewählten Abgeordneten die neue Staatsform mit siebzehn- oder sechsundzwanzigfachem Zuruf grüßten. Wie die Dinge lagen, bedeutete der Ruf lediglich: wir wollen, daß der Staat bestehe. Die ungeheure Mehrheit der Abgeordneten war entschlossen, die Republik zu stützen, solange sie das letzte Bollwerk des Eigentums bildete, und sie augenblicklich preiszugeben, sowie die Möglichkeit der Monarchie sich zeigte.

Jener tiefe Riß, welcher die Gesellschaft spaltete, ging auch mitten durch die Regierung. Der Zufall hatte diese Männer auf die Bresche der Gesellschaft gestellt; sie regierten, wie Lamartine treffend sagt, nach dem Rechte des vergossenen Blutes, das gestillt werden muß. Wenn nur der Wille, dies Blut zu stillen, bei allen Gliedern der Regierung gleich fest und klar bestanden hätte! Doch neben den gemäßigten Republikanern Lamartine, Arago, Dupont war der rohe Radikalismus in allen seinen Schattierungen bis zum Kommunismus hinüber durch Ledru-Rollin, Louis Blanc, Albert vertreten. Die hochaufgeregten und für den Augenblick unversöhnlichen Standesleidenschaften der Bourgeoisie und der Arbeiter sollten sich innerhalb einer Regierung vertragen! Die gesittete Welt wird es Lamartine nie vergessen, wie oft er in jenen ersten Tagen der Verwirrung bald mit schwungvollen Phrasen, bald mit bereitem Spotte, immer mit hohem persönlichem Mute den tobenden Anarchisten entgegen-

trat. Wir Überlebenden wissen freilich, wie wenig ein einzelner, nun gar ein Mann der Rede, in solchen Tagen vermag, und wie lächerlich der citle Volkstribun seine Verdienste übertrieben hat; doch für einen Augenblick erschien er in der Tat als der Vorkämpfer des dritten Standes und des Eigentumes, ward als solcher weit über Frankreichs Grenzen hinaus von begeisterten Rednern des Bürgertums gepriesen. Er tat sein Bestes, den Franzosen ihre glorreiche Trikolore zu retten, und sühnte dergestalt einen Teil der Schuld, welche auf ihm lastete, seit er selber unbedacht die Revolution entfesselt hatte. Aber der Mut des wunderlichen Phantasten vermochte die Angst vor dem roten Gespenste nur auf Augenblicke zu beschwichtigen; Lamartine selber bezeichnet den Gang seines Regiments als ein Vorwärtstreiben in ungewisse Fernen (marcher vers l'inconnu). Einheit innerhalb der Regierung herzustellen, die Sozialdemokraten auszuschließen, schien bei der Schwäche der Gemäßigten vorerst unmöglich; auch fürchtete man von einem kühnen Schritte den Ausbruch des Bürgerkrieges. Daher bestand so wenig Zusammenhang zwischen den Mitgliedern dieses Regiments, daß Lamartine gar nichts wußte von dem wahnwitzigen Plane Ledru-Rollins, Konventskommissare durch das Land zu schicken!

Die gemäßigten Republikaner in der Regierung waren nicht mehr frei, sie hatten die Folgen ihrer eigenen Vermessenheit zu tragen und mußten, nachdem sie mit Hilfe der Kommunisten den Thron zerstört, mindestens durch tönende Worte der Begehrlichkeit ihrer Bundesgenossen schmeicheln. Lamartine erklärt, der Staat, die Vorsehung der Starken und der Schwachen, müsse im Notfalle den Bedürftigen Arbeit verschaffen. Carnot verkündet, die Nationalökonomie, bisher eine Wissenschaft des Reichtums, solle fortan eine Wissenschaft der Brüderlichkeit werden. Noch weit bedenklicher lautet die Sprache der Regierungsblätter über das Eigentum, und es blieb nicht bei den Worten. Die gemäßigten Finanzmänner Garnier-Pagès und Duclerc entwerfen den Plan einer Progressivsteuer, sie wollen die Verwaltung der Eisenbahnen, der Banken, der Versicherungsgesellschaften in der Hand des Staats vereinigen. Der Scharfblick Cavours erkannte sogleich, daß solche schwächliche Nachgiebigkeit der Gemäßigten die Besitzenden ungleich mehr erschrecken müsse als das Drohen der Roten. Stimmten nicht jene wirtschaftlichen Experimente fast wörtlich überein mit den Maßregeln, welche der Ikarier Cabet vorgeschlagen hatte, um aus der Zwangsordnung des Privateigentums allmählich in das kommunistische Eden hinüberzugelangen? Und stand man nicht bereits mitteninne in dem Paradiese der Kommunisten, wenn der Staat die Sparer zwang, statt der 335 Millionen Franken barer Einlagen, welche sie in die Sparkassen getragen hatten, Staatsrentenbriefe anzunehmen, und zum Überflusse ihnen die Renten um ein Achtel zu hoch anrechnete? Schon tauchte der unheimliche Plan, Assignaten in beliebiger Menge auszugeben, wieder auf; er ward nur mit Mühe durch Fould und durch Bastiats meisterhafte

Flugschrift „Maudit argent" bekämpft. Schon hatte der Arbeitsminister Marie seine Nationalwerkstätten eröffnet; Tausende von brotlosen Arbeitern strömten hier zusammen, um von dem Staate für ihr Nichtstun besoldet zu werden. Der Minister hegte den kindischen Glauben, diese von der Republik bezahlten Massen würden eine Sicherheitswache gegen den Kommunismus bilden. Selbst Louis Blanc fand solche Hoffnungen lächerlich, und in der Tat benutzten die Arbeiter ihr Zusammenleben in den Nationalwerkstätten, um sich für den Straßenkampf militärisch zu organisieren. Kein Wunder, daß von den 1329 Millionen Staatseinnahmen dieses Jahres 613 Millionen (61 Millionen mehr als im Jahre 1847) allein in der Hauptstadt ausgegeben wurden!

Noch waren dem zitternden Bourgeois jene Schreckensszenen der Februartage unvergessen, da ein heulender Volkshaufe, ein Metzger mit hochgeschwungenem Schlachtmesser voran, das Palais Bourbon stürmte und die Eroberer der Tuilerien aus dem Königsschlosse erst dann abzogen, als ihnen zugesichert war, ihre Taschen sollten nicht durchsucht werden. Und jetzt beschwört Ledru-Rollin die blutigen Schatten Robespierres und St. Justs herauf, seine allmächtigen Kommissare beginnen bereits da und dort in der Provinz Lohntaxen zu erlassen, die Herrschaft des praktischen Kommunismus einzuleiten. Aus den Massen ertönt tausendstimmig der Ruf: „Entweder das Eigentum muß untergehen oder die Republik! Das Rot der Menschenliebe soll die Farben einer überwundenen Epoche (la tricolore de nos devanciers) verdrängen! Nieder mit allen Lastern der monarchischen Zeit, vor allem mit der Erblichkeit des Vermögens und der Namen!" Wenn der bescheidene Radikale die Republik über das allgemeine Stimmrecht stellte, so dachte Proudhon noch kühner und erklärte: Die Revolution steht über der Republik! Kein Zweifel, hinter jenem hirnverbrannten Geschrei stand keineswegs immer ein ernster Entschluß. War schon das Pathos der ersten Revolution von rhetorischer Übertreibung nicht frei gewesen, so zeigen vollends die an Marats Vorbilde geschulten Schmutzblätter der neuen Republik einen epigonenhaften, unwahren, krampfhaft erzwungenen Blutdurst. Immerhin bleibt sehr begreiflich, daß eine Gesellschaft des Genusses und der Arbeit bei solchen Drohungen einem tauben und blinden Entsetzen anheimfiel.

Die fünfprozentige Rente sank schon im Februar von 120 auf 55, die Ausfuhr der Pariser Frühjahrsmodewaren stockte völlig. Ganze Reihen von Häusern standen leer in der Fremdenstadt, Hunderte von Maschinen feierten, und dem arbeitslosen Volke brachte die Republik als erste Segnung einen Steuerzuschlag von 45 Centimes — eine Last, die durch die Abschaffung der Salzsteuer keineswegs ausgeglichen wurde. Auch Bonaparte hatte einst nach dem 18. Brumaire sein Regiment mit einer Steuererhöhung von 25 Prozent begonnen; der Zuschlag ward willig ertragen, weil das Volk den neuen Despotismus wünschte. Jetzt aber, da die verhaßte

Republik zur unglücklichsten Stunde neue Steuerlasten auflegte, ging durch alle Klassen der Besitzenden ein Schrei des Zornes. Bourgeoisie und Bauernschaft hielten zusammen wie ein Mann, einträchtig nicht in irgendwelchen politischen Gedanken, sondern in der Leidenschaft der Selbsterhaltung. Wie in Preußen zu jener Zeit die Bauern um Berlin am treuesten zu der königlichen Fahne standen, so waren in Frankreich die kleinen Gartenbauer der Bannmeile von Paris die wildesten Feinde des Kommunismus. Jener vielgescholtene Ausspruch Macchiavellis, daß der Mensch leichter die Ermordung seiner Eltern und Brüder als den Raub seiner Habe verzeihe, fand damals seine Bestätigung. Mit Unrecht nahmen die Feinde der Kommunisten den Ehrennamen der gemäßigten Parteien für sich in Anspruch; ungleich treffender bezeichnete ein Witzwort die zwei Parteien als la montagne rouge und la montagne blanche. Fanatismus, gewalttätige Wut flammte auf beiden Seiten. Beide Teile waren entschlossen zu einer sozialen Entscheidungsschlacht, und die Wahlen zur Nationalversammlung ließen erraten, wem der Sieg zufallen würde.

Diese Wahlen verkündeten den Doktrinären des Radikalismus zum ersten Male die unliebsame Wahrheit, daß niemand weniger demokratisch ist als die Masse. Der Instinkt der wirtschaftlichen Selbsterhaltung erwies sich stärker als die Drohungen der Parteien und der Beamten. Umsonst sprach der Minister Carnot in seinem Wahlrundschreiben eine höchst aufgeklärte Ansicht aus, die heutzutage von den Präfekten des Kaiserreichs willig wiederholt wird: er erklärte die alte Meinung, daß Besitz und Bildung dem Abgeordneten wohl anstehe, für ein reaktionäres Vorurteil. Der Bauer in seiner Einfalt dachte anders; er schenkte nur dem Besitzenden sein Vertrauen, denn jeder Eigentümer galt als Feind der Kommunisten. Zahlreicher denn jemals in den Kammern des Julikönigtums war der Grundbesitz in der Nationalversammlung vertreten. Die überschuldete, abhängige, unwissende, an passiven Gehorsam gewöhnte Bauernschaft beugte sich diesmal nur vor einer Autorität: vor der Kirche. Die Raserei der sozialen Angst hatte alle trüben und unklaren Kräfte der Seelen geweckt, auch die gedankenlose Bigotterie: Tausende verwirrter Gemüter suchten Trost im Beichtstuhle, die Ernte der Ultramontanen begann zu reifen. Da nur ein Siebentel der Franzosen in Städten über 10 000 Einwohnern lebte, so gaben die Bauern den Ausschlag, und im Palais Bourbon erschien neben einer starken Bergpartei ein winziges Häuflein blauer Republikaner, dagegen eine erdrückende Mehrheit von Reaktionären.

Unter allen Parlamenten jenes stürmischen Jahres war keines unfruchtbarer, keines unsittlicher. Die wenigen politischen Köpfe verschwanden fast unter der allgemeinen Mittelmäßigkeit und Unwissenheit dieser 900 Volksvertreter. Auch die Talente litten unter der großen Lüge der Epoche: die Republik fürchtete sich vor sich selber. Der reaktionären Mehrheit galt die Republik nur als ein neutraler Boden, der bei gutem Glück

verlassen werden sollte; die landläufige Versicherung: „Wir erkennen die Republik ehrlich an als eine Regierung von allen für alle", drückte solche Gesinnung sehr durchsichtig aus. Herr Thiers, der im ersten Schrecken ausgerufen hatte: „Jetzt bleibt uns nur übrig, uns vergessen zu lassen", schöpfte bald frischen Mut und meinte harmlos: „Ich habe früher die englische Staatsform vorgezogen. Vielleicht habe ich mich geirrt, vielleicht ist die amerikanische Form für Frankreich besser geeignet!" Von den Legitimisten war allbekannt, daß sie den Augenblick einer Schilderhebung ersehnten; nur die Feigheit und Unfähigkeit ihres Prätendenten hat sie daran gehindert. Und eine solche Versammlung, deren Mehrheit weder an sich noch an ihr Verfassungswerk glaubte, sollte jetzt jenes kühne Spiel um Sein und Nichtsein beginnen, welches gemeinhin das Schicksal der Konstituanten bildet!

Nach dem Wahlsiege faßten die Besitzenden den Mut, die Arbeiterbanden, welche den Frieden der Hauptstadt bedrohten, niederzuschlagen. Die Kraft der provisorischen Regierung hatte sich erschöpft in den sozialen Kämpfen der ersten Wochen; auch die von der Nationalversammlung ernannte Vollziehungskommission war, wie Lamartine sagt, zugleich notwendig und unmöglich. In den Mittelklassen befestigte sich die Meinung, daß allein der Säbel die Anarchie niederwerfen könne. Der Dichter, dessen beredten Versöhnungsworten die Bourgeoisie noch im Februar und März zugejubelt hatte, war nach wenigen Wochen ein verbrauchter, ein toter Mann. Nun offenbarte der wüste Aufruhr des 15. Mai, welch eine furchtbare Verwilderung und Begriffsverwirrung die Massen beherrschte: „das Volk" versuchte die Nationalversammlung zu sprengen. In der Tat, wenn im Februar ein beliebiger Volkshaufe die monarchische Kammer auseinanderjagen konnte, warum sollte nicht im Mai ein anderer Volkshaufe mit dem Parlamente der Republik das nämliche versuchen? „Das Volk verletzt nie die Verfassung" — sagte der Advokat Michel, als er die Verschwörer des 15. Mai verteidigte. Nicht bloß die anarchische Wildheit, auch die eroberungslustige Propaganda der ersten Revolution trat an diesem Tage hervor: „Befreiung Polens, Krieg gegen die Ostmächte!" lautete der Schlachtruf der Verschwörer. Seitdem war die Bourgeoisie von der Notwendigkeit der Diktatur völlig überzeugt. Als am 20. Mai das Eintrachtsfest abgehalten ward und die Hunderttausende der Nationalgarde, die bewaffnete Bourgeoisie, stundenlang vor den dichtgedrängten Arbeitermassen vorbeizogen, da fühlte sich mancher ahnungsvoll gemahnt an den Morgen des Tages von Belle-Alliance: es war, als ob zwei kampfbereite Heere vor der Schlacht einander ihre Stärke zeigen wollten.

Die Entscheidung nahte. Im Juni erhoben sich die Arbeiter zu dem furchtbarsten sozialen Kampfe, den die neue Geschichte seit dem deutschen Bauernkriege gesehen hatte. Nicht oft haben Söhne eines Volkes mit gleicher Wut gerungen; auf die Wildheit des Streites können wir schlie-

ßen, wenn wir heute noch aus dem Munde verständiger Franzosen oft unbillig harte Urteile über den reinen Charakter Cavaignacs vernehmen. Der Bürger stritt für seine Habe, der Arbeiter wollte den Siegespreis seiner Februarerhebung ungeschmälert genießen, der Soldat aber verlangte längst seine gekränkte Standesehre zu rächen. Die Armee hatte, nachdem sie in den Februartagen ihre Dienstpflicht erfüllt, ohne viel Bedenken das friedliche Bürgerkönigtum preisgegeben; sie hoffte von der Republik eine Zeit der Siege, sie erwartete, als Italien sich erhob, abermals die „heilige Straße" von Montenotte und Lodi zu durchziehen. Aber der Völkerfrühling brachte ihr statt der Lorbeeren nur Pein und Demütigung. Schon die Sieger des Juli hatten dem Heere wenig Rücksicht erwiesen; vollends die Helden des Februar fanden des Hohnes kein Ende für die vertierten Söldlinge — eine unbegreiflich törichte und ganz unfranzösische Verirrung! Vergeblich mahnte die provisorische Regierung, „die für einen Augenblick gestörte Einheit des Volkes und des Heeres wiederherzustellen". Die Soldaten, meist Bauern und den Klassenanschauungen ihres Dorfes auch im bunten Rocke nicht entwachsen, waren erbittert durch den unablässigen Postendienst dieser unruhigen Tage, sie sahen sich fort und fort den Schmähungen der Demagogen preisgegeben, und diese Armee, die einst der ersten Revolution hochbegeistert ihr Schwert geliehen hatte, stand den Gründern der neuen Republik sehr bald mit unversöhnlichem Hasse gegenüber.

Die rote Fahne lag endlich am Boden, die Staatsgewalt hatte mit der Sozialdemokratie gebrochen, die Nationalwerkstätten blieben geschlossen. Das Eigentum war gerettet, und was mehr sagen will, die Überzeugung war gewonnen, daß die Grundlagen unserer Gesellschaft denn doch fester stehen, die „soziale Frage" durch mildere Mittel zu lösen ist, als die Radikalen der vierziger Jahre behauptet hatten. Hierin vornehmlich liegt die historische Bedeutung dieser Straßenschlachten: durch Kampf und Greueltaten war der Weg geöffnet für eine Epoche friedlicher sozialer Reformen. Vorderhand herrschte der Säbel, und die Regierung Cavaignacs bewährte unleugbar mehr Kraft und Mut als irgendein deutsches Ministerium dieser Tage. Die unendliche Ergebenheit, welche der gerettete Bourgeois dem Diktator entgegenbrachte, ließ erraten, von welcher maßlosen Angst man befreit war. Wer tiefer blickte, konnte freilich berechnen, daß auch der neue Gewalthaber binnen kurzem verbraucht und vergessen sein werde. Auch Cavaignac sollte wie vordem Lamartine erfahren, daß demokratische Zeiten die Gewalt lieben und die Gewaltigen hassen. Seine Partei, die blauen Republikaner, blieben nach wie vor eine kleine Schar ohne Boden im Volke. Die Arbeiter grollten ihrem Bändiger, den Bauern aber und einem großen Teile der Bourgeoisie war im Juni noch nicht genug geschehen: sie strebten zurück zur Monarchie.

Wie sollte auch eine solche Republik auf die Liebe der Franzosen zählen? War sie nicht wirklich nur eine aufgeregte Knechtschaft? Mußten nicht auch Gemäßigte beistimmen, wenn Proudhon eiferte: „Diese parlamentarische Republik" mit Jakobinismus und Doktrinarismus verzuckert ist nichts als die Konterrevolution" —? Der Belagerungszustand lag über der Hauptstadt; unter dem Schutze der Bajonette ward das Grundgesetz der neuen Freiheit beraten. Gesetze mit rückwirkender Kraft stellten die Aufständischen vor Ausnahmegerichte. Die Erbrechung der Briefe, alle schlechten Künste der geheimen Polizei blühten wie einst unter dem Soldatenkaiser. Tausende von Arbeitern wurden über das Meer ins Elend geschafft, die Nachsucht der Transporteurs gab der Wut der Nivilleurs nichts nach. Das war die Freiheit, um derentwillen der Wohlstand des Landes in Trümmern lag, um derentwillen dies stolze Reich in der großen Politik zu vollständiger Ohnmacht verurteilt war!

Mit gerechtem Schmerze beklagte später Thouvenel, daß sein Vaterland während der republikanischen Epoche in Europa vermißt worden sei. Niemals unter Ludwig Philipp hatte das Ansehen des Reiches so tief gestanden, niemals waren seine europäischen Interessen von eitlen Dilettanten leichtfertiger, sinnloser behandelt worden. In tönenden Phrasen verkündete Lamartines Manifest an Europa dem beglückten Weltteile, daß eine Zeit allgemeiner Brüderlichkeit unter der Führung des freien Frankreichs beginne. Zur vollkommenen Beruhigung der Nachbarn war auf dieser „schönen Seite nationaler Philosophie" noch der Schlußsatz zugefügt: „Glücklich wäre Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärte und es also zwänge, trotz seiner Mäßigung, an Macht und Ruhm zu wachsen!" Überall bricht durch das Phrasengeklingel weltbürgerlicher Bruderliebe die Sehnsucht nach Belgien und Savoyen, die maßlose nationale Eitelkeit hindurch. „Die Ideen dringen heute überall ein, und die Ideen tragen den Namen Frankreichs!" Derselbe Geist der Überhebung redet aus jeder Seite von Garnier-Pagès' Revolutionsgeschichte und aus Proudhons Prophezeiung, die Grenzen der Länder würden von selber verschwinden, sobald die neufranzösische Nationalökonomie überall triumphiert habe. Die Allianz mit Rußland ist nach Lamartine „der Schrei der Natur, die Offenbarung der Geographie" — und im selben Atemzuge wünscht er die Befreiung Polens! Er hofft, Preußen werde den anderen Ostmächten bei der Wiederherstellung Polens mit gutem Beispiele vorangehen, und bezweifelt nicht, daß unser Staat sich freuen werde, für die Rheinlande sich in Schleswig-Holstein, Hannover oder sonstwo (et ailleurs) zu entschädigen! Ebenso erstaunlich wie die Neuheit dieser Gesichtspunkte ist Lamartines Bekanntschaft mit den leitenden Personen. König Friedrich Wilhelm IV. erscheint ihm als ein fürchterlicher Kraftmensch, „fähig, alles zu verstehen, alles zu versuchen, alles zu wagen!" Doch genug der Proben einer Staats-

weisheit, für deren himmlische Unschuld der parlamentarische Sprachgebrauch nicht ausreicht: es ist wahrhaftig, wie man im Göttinger Land sagt, „eine Politik, wo's gar nicht gibt". Mit welchem sardonischen Lächeln mag jener schlaue Prätendent, der lauernd zur Seite stand, diese republikanischen Orakelsprüche vernommen haben! Zum Heile der Welt kam Lamartine nie in die Lage, seine geniale auswärtige Politik zu verwirklichen; alle Kräfte des Staates wurden in den bürgerlichen Kämpfen verbraucht.

Unter Cavaignac trat endlich wieder ein Geschäftsmann, Bastide, in das Auswärtige Amt, freilich ein rauher Republikaner, der von diplomatischer Gewandtheit ebenso wenig besaß wie der Diktator selber. Auch jetzt noch war die erschütterte Republik kaum imstande, in europäischen Fragen einen Entschluß zu fassen, und wo sie dies vermochte, da folgte sie getreulich den Spuren Guizots — nur daß sie die konservativen Schlagworte mit radikalen vertauschte. Auch die menschenfreundliche zweite Republik huldigte dem altfranzösischen Grundsatze, wonach Frankreichs Macht auf der Verkommenheit seiner Nachbarn beruht. Nur der Unbillige wird tadeln, daß Frankreich zögerte, die deutsche Zentralgewalt anzuerkennen, unseren Reichsgesandten Friedrich von Raumer, der plötzlich neben dem preußischen Gesandten von Willisen auftauchte, amtlich zu empfangen. Wer durfte den Franzosen verargen, wenn sie den feinen Unterschied zwischen einem preußischen Deutschen und einem deutschen Preußen nicht begriffen, wenn sie offen gestanden, daß man bei unserer imaginären Zentralgewalt sich nichts denken könne? Ein Gesandter, der dem Minister Bastide gelegentlich wohlgelungene „Betrachtungen eines alten Professors der Geschichte über den Zustand Frankreichs" einreichte, konnte doch nicht im Ernst verlangen, als der Vertreter einer großen Macht zu gelten. Bedenklicher war die unfreundliche Haltung der Republik gegenüber dem schleswig-holsteinischen Aufstande und schlechthin verwerflich das neidische Mißwollen, das sie dem Kampfe der Piemontesen bezeigte. Tochterrepubliken in Mailand und Venedig wollte sie dulden, doch nimmermehr ein lebenskräftiges subalpinisches Königreich. Die Herrschaft Österreichs in Italien schien dem Diktator minder bedenklich als ein neuer General Bonaparte an der Spitze eines siegreichen Heeres. Als König Karl Albert in Paris um die Zusendung eines kriegserfahrenen Führers für seine geschlagenen Truppen bat, ward ihm eine kalte Abweisung. Wir wollen die Freiheit Italiens, schrieb Bastide an Bixio in Turin, aber nicht die Übermacht Piemonts, welche für Italien leicht gefährlicher werden kann als Österreichs Regiment. Bei solcher Ansicht gelangte man nur zu halben Maßregeln; selbst die Republik Venedig, welche dringend den Beistand Frankreichs erbat, wurde nur durch eine wertlose Demonstration der französischen Flotte unterstützt.

So schwankte der unglückliche Staat daher, zerrüttet, unfrei im Innern, mißachtet, fast willenlos nach außen. Würdig solcher Verhältnisse war auch die neue republikanische Verfassung — unzweifelhaft die widersinnigste unter den vielen totgeborenen Konstitutionen jenes Jahres. In dem Verfassungsausschusse der Nationalversammlung saßen mehrere ausgezeichnete Männer wie Tocqueville; daß sie ein so unmögliches Werk zustande brachten, ward verschuldet durch die verlogenen Zustände dieser Republik wider Willen. Der alltägliche aufreibende Kampf für die Sicherheit von Hab und Leben war schöpferischen politischen Gedanken nicht förderlich. Die Gesetzgeber konnten sich der Einsicht nicht entziehen, daß Frankreich einer starken Regierung bedürfe, aber sie fürchteten die Willkür eines Konvents und mehr noch die Übergriffe eines ehrgeizigen Präsidenten. Solchen Gefahren hoffte man zu entgehen, indem man den doktrinären, noch in keinem Staate der Welt vollständig verwirklichten Gedanken der absoluten Teilung der Gewalten als den obersten Grundsatz jeder freien Regierung verkündigte. Das souveräne Volk überträgt die gesetzgebende Gewalt einer Nationalversammlung, welche drei Jahre lang permanent und unauflösbar bleibt. Wenn sie sich selber zeitweise vertagt, so ernennt sie zu ihrer Vertretung eine Kommission aus ihrer Mitte; an dem Tage, da ihr Mandat erlischt, nimmt sofort eine neugewählte Versammlung ihre Stelle ein. Nichts, schlechthin nichts war vorgesehen, um diesen Körper von 750 Köpfen vor Übereilung zu schützen; jedes Gesetz, das er beschließt, tritt einen Monat, in dringenden Fällen schon drei Tage nach der Abstimmung in Kraft. Es ward kaum beachtet, daß selbst die Demokratie von Nordamerika auf jenen Quell gegenseitiger Berichtigung und Ermäßigung, welcher in dem Zweikammersystem enthalten ist, nicht verzichtet hat. Aber nicht der Gleichheitseifer der Radikalen, nicht die sozialen Zustände eines Volkes, das zu einer ungeschiedenen Masse von Steuerzahlern verschmolzen ist, gaben den Ausschlag für das Einkammersystem, sondern die soziale Angst der Besitzenden. Wir bedürfen der Diktatur, und sie läßt sich nicht teilen — nur die Einheit der Gewalt sichert die Ordnung — so lauteten die reaktionären Erwägungen, welche die Mehrheit zu ihrem radikalen Beschlusse verführten. Der einen und unteilbaren Republik entsprach die eine Kammer; man wollte nicht sehen, daß allein despotische Regierungen den Vorzug der Einfachheit besitzen. Dergestalt schien jenes Schreckbild einer schrankenlosen Gesetzgebung vollendet zu sein, welches einst Mirabeau zu dem Ausrufe bewogen hatte: „Ich möchte lieber in Konstantinopel leben als in Frankreich unter der Herrschaft eines solchen Parlamentes!"

Aber unter dieser theoretisch allmächtigen Versammlung stand ein Präsident als Haupt der exekutiven Gewalt, der force publique. Der Gedanke, ein Kollegium an die Spitze der ausführenden Gewalt zu stellen, fand wenig Anhänger. Die traurigen unter dem Wohlfahrtsausschusse,

dem Direktorium, der provisorischen Regierung gesammelten Erfahrungen warnten allzu vernehmlich; die innerste Natur dieses Staates verlangte nach einem leitenden Manne — das will sagen: nach der Monarchie. Frankreich zählte damals an Beamten und vom Staate für öffentliche Dienstleistungen besoldeten Bürgern: 535 365 Köpfe, wobei 18 000 Beamte und Pensionäre der Ehrenlegion, 15 000 Kantonniers und die nicht angegebene Zahl der Agenten des Handelsministeriums nicht mitgerechnet sind. Nehmen wir dazu die etwa gleich starke Land- und Seemacht, bedenken wir ferner, daß die Revolution fast alle großen selbständigen Vermögen zerstört hatte und demgemäß Departements und Gemeinden, Wohltätigkeitsanstalten und Private seit Jahrzehnten gewohnt waren, den Staat um milde Beiträge anzugehen, so leuchtet ein: das Oberhaupt einer solchen Verwaltung war Monarch, wie immer sein Titel lauten mochte. Und dieser mächtige Mann war der geborne Feind der Verfassung, denn sie verbot seine Wiedererwählung! Zum Überfluß gab die Nationalversammlung dem Präsidenten eine Weihe, welche in der modernen Welt mehr bedeutet als das Salböl von Reims: er sollte direkt durch das souveräne Volk gewählt werden. Vergeblich warnten die aufrichtigen Anhänger der Republik vor einer solchen populären Tyrannis, welche in einem zentralisierten Staate offenbar dem politischen Pantheismus gleichkommt. Der Sozialist Felix Pyat sagte in denkwürdiger Rede das kommende Verhängnis voraus: ein also gewählter Präsident werde zu der Nationalversammlung sprechen können: „Ich allein habe so viel Stimmen hinter mir wie ihr allesamt, ich allein gelte dem Volke mehr als jede eurer Majoritäten." Harmlose Leute wollten das nicht gelten lassen, sie meinten: der Präsident wird im Herbste, die Nationalversammlung erst im folgenden Mai von neuem gewählt, dann besitzt also die Versammlung das jüngere, wirksamere Volksvertrauen. Andere hegten sittliche Bedenken gegen die Erwählung des Präsidenten durch die Nationalversammlung: das heiße die Versammlung korrumpieren, die Zügel der Verwaltung in die Hände einer abhängigen Mittelmäßigkeit legen und schließlich — eine Konventsherrschaft gründen. Die Mehrheit der Versammlung ward bestimmt durch den Haß gegen die Republik: sie wollte eine selbständige Gewalt neben dem Hause, um vielleicht dereinst den Thron herzustellen. Daher stimmten die ehrlichen Republikaner zumeist für den minder populären Weg, die Erwählung durch die Versammlung, die geheimen Monarchisten für die radikale Maßregel der Volkswahl.

Während man dergestalt den Präsidenten mit einer unberechenbaren moralischen Macht ausstattete, umgab man seine Gewalt mißtrauisch mit rechtlichen Schranken, welche für einen ehrlichen Mann überflüssig, für einen Gewissenlosen nichtig waren. Er verfügte über das Heer, ernannte alle Offiziere, aber er sollte weder Uniform tragen noch den kleinsten Truppenteil in Person befehligen — ein grober Verstoß gegen alle Ge-

wohnheiten und Standesbegriffe dieses Heeres. Ein Gehalt ward ihm zugeteilt, viel zu hoch für die Tugend eines Republikaners, aber bettelhaft gering für die Ansprüche, welche Frankreich seit Jahrhunderten gewohnt ist an sein Staatsoberhaupt zu stellen; der kleine Mann, der den Abgeordneten ihre Tagegelder beneidete, vermißte ungern den Prunk der königlichen Zeiten. Der Präsident darf der Nationalversammlung Gesetze vorschlagen, aber er hat kein Veto, er kann nur einmal die Gesetzentwürfe zu wiederholter Beratung an das Haus zurückverweisen. Dennoch soll er die volle Verantwortung tragen für die Ausführung der Gesetze, die er mißbilligt. Noch mehr. Er ist nicht nur verdammt, drei Jahre lang neben einer feindlichen Nationalversammlung zu stehen, ohne das Recht, durch eine Appellation an das Volk den Widerspruch auszugleichen; man erwartet sogar, der persönlich verantwortliche Präsident werde seine gleichfalls verantwortlichen Minister aus der Mehrheit des Hauses wählen. So gänzlich lebte und webte die Majorität in monarchischen Vorstellungen, daß sie das parlamentarische Regiment, das nur in Monarchien denkbar ist, auch von der Republik verlangte!

Und derweil man vorgab, in einer Republik zu leben, ließ man den Verwaltungsdespotismus Napoleons unwandelbar bestehen — bis auf einige unmögliche Abänderungen. Der Staatsrat sollte mit einem erweiterten Verordnungsrechte ausgestattet, seine Mitglieder auf sechs Jahre durch die Nationalversammlung ernannt werden — offenbar eine sinnlose Verletzung des Grundsatzes der Gewaltenteilung. Der verantwortliche Präsident sieht sich also selbst bei der Vorberatung der Gesetzentwürfe, bei der Auslegung der Verwaltungsregeln auf Männer angewiesen, die nicht sein Vertrauen besitzen. Der Staatsrat war bisher das lockende Ziel für den berechtigten Ehrgeiz der Beamten, der Bewahrer der Standesehre und der bureaukratischen Tradition. Wie sollte das herrschsüchtige Beamtentum ertragen, daß dieser Schlußstein der Verwaltung den Schwankungen parlamentarischer Parteikämpfe preisgegeben würde? — Die Legitimisten verlangten Selbständigkeit der Gemeinden, aus jenen zweideutigen Gründen, die wir kennen; doch die Mehrheit des Hauses verwarf ebenso bestimmt wie weiland der Konvent jede Annäherung an das amerikanische Vorbild. Die eine und unteilbare Republik schaut mit wachem Mißtrauen auf jede Regung unabhängigen Sinnes in den Provinzen; sobald die Kaufleute von Marseille eine Genossenschaft bilden, um die Beseitigung drückender Quarantänemaßregeln durchzusetzen, geht durch die Pariser Blätter der Angstruf, der Föderalismus der Gironde erhebe wiederum sein Haupt! Die Verwaltung der Departements und der Gemeinden bleibt im wesentlichen wie unter dem Bürgerkönige; nur an den Unterbezirken der Departements wird ein zusammenhangsloser, dilettantischer Reformversuch gewagt. Das Arrondissement wurde vordem von dem Unterpräfekten mit dem Beirate eines Bezirksrates verwaltet; der Kanton dagegen, die

Unterabteilung des Arrondissements, blieb für die Verwaltung ohne jede Bedeutung und galt nur als der Jurisdiktionsbezirk der Friedensrichter. Jetzt sollte plötzlich der Unterpräfekt in dem Arrondissement allein schalten und dafür in jedem Kanton ein gewählter Kantonsrat bestehen. Legitimisten wie F. Bechard und Radikale wie Lamennais hatten oft daran erinnert, daß die Mehrzahl der Ortsgemeinden für eine selbständige Verwaltung zu klein sei. Man gedachte also den Schwerpunkt einer neuen Selbstverwaltung in den Kanton zu legen. Aber aus dem eisernen Gefüge der napoleonischen Verwaltung lassen sich nicht nach Willkür einzelne Glieder lösen. Dieser Staat erträgt keinen gewählten Verwaltungsrat, dem nicht als entscheidender Chef ein Staatsbeamter vorsteht; darum sind auch die Kantonsräte nie ins Leben getreten. Die einzigen wirklichen Reformen, welche die Verfassung auf diesen Gebieten brachte, bestanden in der Wiederherstellung der in den Tagen des Schwindels beseitigten Unabsetzbarkeit der Richter und in der Einführung eines Tribunals für die Entscheidung der Kompetenzkonflikte. Auch das Heer blieb, was es war; die Selbstsucht der Besitzenden wollte nicht anerkennen, daß die gerühmte Gleichheit aller Franzosen zur allgemeinen Wehrpflicht führen müsse.

Nochmals: wodurch unterschied sich das Oberhaupt dieses Beamtenstaates von einem Könige? Dem Präsidenten fehlte zur monarchischen Gewalt die Erblichkeit. Aber wer an das Schicksal Ludwigs XVI., Karls X. und Ludwig Philipps sich erinnert, wird die Behauptung, daß die neue französische Krone erblich gewesen sei, nicht ohne Heiterkeit anhören. Ihm fehlte ferner das Veto, aber das Veto war von den französischen Königen ebenso selten angewendet worden wie in England. Ihm fehlte endlich die Unverantwortlichkeit; doch wer darf im Ernste versichern, jene drei Könige hätten keine Verantwortung getragen? Gradeheraus, der Präsident, wenn er halbwegs ein Mann war, sah sich gezwungen zu einem Krieg auf Leben und Tod gegen die Nationalversammlung. Da die Gesetzgeber dies ahnten, so bestimmten sie mit der Genauigkeit eines Advokaten, daß der Präsident, sobald er in die Befugnisse der Nationalversammlung übergreife, augenblicklich seines Amtes verlustig gehe, daß der höchste Gerichtshof sich sofort versammeln solle usw. Aber auch solche Drohungen blieben wirkungslos gegen die Allmacht des napoleonischen Beamtenstaates; daher verfiel man auf ein letztes Sicherungsmittel: der Präsident mußte den Eid auf die Verfassung leisten. Wunderbare Verblendung! Alle politischen Eide blieben abgeschafft, die gesamte Nation beanspruchte das Recht, nicht durch Gewissenspflichten an die Staatsordnung gebunden zu werden. Und jener eine Mann, der wie kein anderer den Wunsch und die Macht besaß, die Verfassung zu zertrümmern, er allein sollte schwören! Ihm sollte das Gewissen in den erhobenen Arm fallen, wenn er die Frucht der Herrschaft brechen wollte, die lockend dicht vor seinen Augen hing. Wenn es aber jederzeit ein Unrecht und eine

Unklugheit ist, gesetzliche Forderungen zu stellen, welche über den Durchschnitt menschlicher Tugend hinausgehen: wie kleinsinnig erschienen vollends diese Gesetzgeber, welche ein unhaltbares Verfassungswerk dadurch zu retten gedachten, daß sie die Verantwortung für seine Fortdauer dem Gewissen eines Dritten in die Schuhe schoben!

Nach alledem erscheint es keineswegs befremdend, daß in vielen Gemeinden der Maire der einzige Mensch war, der bei der Verkündigung des vollendeten Werkes ein vive la constitution! rief. Der Herzog von Broglie urteilte treffend: Diese Verfassung hat die Grenzen der menschlichen Dummheit weiter hinausgerückt! Desgleichen konnte der alte Schalk Dupin in seinem gelehrten Kommentar über das Machwerk seine ironische Bosheit kaum verbeißen. Auch der übrige Inhalt der Charte war nicht dazu angetan, die Seelenangst der Besitzenden zu beschwichtigen. Zwar das Privateigentum ward, nach einer trefflichen Rede von Thiers, anerkannt, die Progressivsteuer verworfen. Aber der Gedanke des Phantasten Lamennais, einige allgemeine Rechte und Pflichten voranzustellen, welche über der Verfassung stehen sollten, ließ sich in dieser begehrlichen Zeit nicht von der Hand weisen. Da prangten denn neben erhebenden Lehren der Weisheit und Tugend — als zum Beispiel: „Es ist die Pflicht der Bürger, ihr Vaterland zu lieben und die Republik mit Gefahr ihres Lebens zu verteidigen" — auch einige minder unschuldige Sätze, die zum mindesten in kommunistischem Sinne gedeutet werden konnten, wie dieser: „Es ist die Pflicht der Republik, bedürftigen Bürgern Unterhaltsmittel zu verschaffen usw." Wenn endlich der Artikel 110 die Verfassung der Aufsicht und der Vaterlandsliebe jedes einzelnen Franzosen anvertraute, so schöpfte Ledru-Rollin daraus das Recht, inmitten der Nationalversammlung das Volk zu den Waffen aufzurufen; die Besitzenden aber blickten zitternd in eine Zukunft voll bürgerlicher Kämpfe.

Jenes Schwanken der Mehrheit zwischen entgegengesetzten Befürchtungen erklärt sich leicht, da die Gesetzgeber bei jedem Artikel angstvoll hinüberschauten nach einem Präsidentschaftskandidaten, dessen Name schon den Untergang der Republik bedeutete. Ludwig Bonaparte sagte die Wahrheit, als er im Sommer 1850 den Elsässern zurief: „Diese Verfassung ist zum großen Teil gegen mich gemacht."

Die Herstellung des allgemeinen Stimmrechtes, die der homme principe Heinrich V. niemals anerkennen durfte, bedeutete für die Napoleons die Erneuerung des Rechtstitels, dem sie selber den Thron verdankten. Sie allein unter allen Prätendenten konnten sich auf den Boden des neuen Staatsrechts stellen. Der Name des illegitimen Hauses tauchte überall auf, wo die alte Ordnung zerbrochen war; selbst in der Republik Venedig wurde über die Erhebung der Leuchtenbergischen Dynastie verhandelt. Wie

an allen Straßenschlachten der königlichen Zeit, so hatten auch an den Februarkämpfen einzelne Bonapartisten teilgenommen: es war ein kaiserlicher Oberst, der bei dem Sturm auf das Palais Bourbon zuerst die Trikolore auf der Rednerbühne aufpflanzte. Seitdem verging kein Monat ohne einige kleine bonapartistische Aufläufe auf den Boulevards. Schon am 26. Februar sagte eine Proklamation der provisorischen Regierung: „Kein Legitimismus, kein Bonapartismus mehr, keine Regentschaft! Die Regierung hat alle nötigen Maßregeln getroffen, um die Rückkehr der alten Dynastie und die Erhebung einer neuen unmöglich zu machen." Die Heißsporne der Partei fanden sich, wie einst nach den hundert Tagen, im Café Foy zusammen, darunter der sozialistische Abgeordnete Peter Bonaparte, der mit heiligem Eifer erklärte: „Welcher verständige Mensch kann das Kaiserreich wollen? Es ist nichts als eine glorreiche historische Erinnerung, seine Herstellung eine Chimäre." Unter den zahllosen Eintagsblättern, welche den Namen der Republik mit einem wohllautenden Beiwort auf dem Schilde führten, war auch eine „napoleonische Republik". Das Verfahren der Partei ergab sich von selbst aus ihrer Lage: sie mußte Unruhen stiften, auf daß die Parteien sich aneinander zerrieben und den Besitzenden eine starke Staatsgewalt als der Güter höchstes erschiene. Das Treiben war bald so verdächtig, daß die provisorische Regierung Persigny verhaften ließ. Am 12. Juni floß dann das erste Blut seit den Februartagen, bei einem geringfügigen Straßenkampfe, der unter dem Rufe „Es lebe der Kaiser" begann. Ohne Zweifel haben bonapartistische Agenten bei den Anfängen des Juniaufstandes die Hand im Spiele gehabt, obwohl selbstverständlich ein so bedeutsamer unvermeidlicher Klassenkampf nicht allein aus künstlichen Wühlereien hergeleitet werden darf. — Es lohnt nicht der Mühe, diesen Umtrieben nachzuspüren, denn wahrhaftig nicht durch die kleinen Künste der Verschwörer werden Millionen Stimmen geworben. Als organisierte Partei bedeutete der Bonapartismus noch immer sehr wenig. Er besaß in den korsischen Abgeordneten Pietri und Conti ergebene Werkzeuge, er gewann später in Emil Girardin, der sich mit Cavaignac überworfen hatte, einen gefährlichen Bundesgenossen, in der „Presse" ein gewandtes, gewissenloses Organ. Sicherlich zählte man auch auf den radikalen Volksvertreter Napoleon Bonaparte, den Sohn Jeromes, der mit seinem Vetter Peter in donnernden Reden gegen die Mordlust der Könige wetteiferte.

Folgenreich war die Haltung des Prätendenten selber. Der säumte keinen Augenblick, die Gunst der Stunde auszunutzen; fünfmal binnen fünf Monaten hat er durch offene Briefe der Nation sein Dasein in Erinnerung gebracht. Noch im Februar erschien er in Paris, „um seinem Vaterlande zu dienen". In seinem Briefe an die provisorische Regierung liegt die korrekte bonapartistische Auffassung der Februarrevolution ausgesprochen: er bewundert das Volk von Paris, das „heldenmütig die letzten

Spuren des Einfalls der Fremden zerstört habe". Mißtrauisch von der Regierung aufgenommen, kehrt er bald nach London zurück, nicht ohne in einem zweiten Brief den Gewalthabern zu sagen: „Sie werden aus diesem Opfer die Reinheit meiner Absichten erkennen." Bei den Nachwahlen für die Nationalversammlung im Juni geht der Name des Prinzen in vier Departements, auch in Paris, aus der Urne hervor, während das alte Verbannungsgesetz noch über ihnen hängt. Die Regierung beantragt, das Gesetz aufrechtzuerhalten. Da indes die Radikalen, Jules Favre voran, zuversichtlich erklären, die Bonapartes könnten nun und nimmermehr der Republik gefährlich werden, so beschließt man die Zulassung des Prinzen. Solche Verblendung der Gegner bringt den Prätendenten einen Augenblick aus seiner ruhigen Fassung; er lehnt in einem Briefe vom 15. Juni drei jener Wahlen ab, fügt aber die aufrichtigen Worte hinzu: „Ich hege keinen Ehrgeiz, doch wenn das Volk mir Pflichten auferlegt, so werde ich sie zu erfüllen wissen." Schon am nächsten Tage erkennt er den Mißgriff und beeilt sich, in einem Briefe zu erklären: er wolle eine weise, große, verständige Republik. Im Juli wird das Rührstück nochmals aufgeführt und durch einen fünften Brief auch die Wahl in Korsika abgelehnt. Wir wagen nicht, zu entscheiden, ob nicht der Prinz einige dieser aus London datierten Briefe in Paris geschrieben hat. Klugheit läßt sich seiner Taktik nicht absprechen; denn indem der Prätendent die Bürgertugend der Entsagung übt, vereitelt er die Pläne seiner Gegner, welche ihn in den Debatten der Nationalversammlung vor der Zeit zu vernutzen hofften. Auch war er kein Mann der Rede und der Kranz, den er ersehnte, nicht durch Worte zu erringen. Unterdessen rückte die Präsidentenwahl heran, es ward Zeit, sich dem Volke persönlich zu zeigen: der Prinz nahm an, als bei den Nachwahlen im September jene vier Wahlbezirke ihm treu blieben und noch ein fünfter sich ihm zuwandte.

Er trat am 26. September unter dem allgemeinen Rufe: „Le voilà!" in das Haus, führte sich ein mit ein paar treurepublikanischen, übrigens inhaltlosen Worten und verharrte dann in tiefem Schweigen. Seine Feinde ersparten ihm das Reden. Jeder erdenkliche Unglimpf, den die ermattende Phantasie der Radikalen noch ersinnen konnte, ward von der Presse und von der Rednerbühne auf den Prinzen ausgeschüttet; auch die Mythologie der ersten Revolution trat wieder ins Leben. Ludwig Bonaparte war ein Agent des perfiden Albions, besoldet, um die glorreiche Republik zu stürzen, er war ein Wahnsinniger, ein Tropf, merkwürdig allein durch seinen steifen Schnurrbart. Einzelne scharfe Köpfe, wie Montalembert, sind durch jene Schmähreden des Berges zuerst auf die Frage gebracht worden, ob ein so grausam gescholtener Mann ganz unbedeutend sein könne. Die Mehrzahl unter den Gebildeten ließ sich betören, sie glaubten fest an die persönliche Nichtigkeit des Prinzen und sollten späterhin eine Enttäu-

schung erfahren, wie sie seltsamer seit der Thronbesteigung Sixtus' V. nicht erlebt worden ist.

Aber ahnten jene leichtfertigen Redner, wie ihre übermütigen Worte auf die Masse wirken würden? Waren sie redlich, wenn sie neben solchen persönlichen Schmähungen zugleich eine grenzenlose Verachtung gegen die Macht des Bonapartismus aussprachen? Oder zeigten sie nur den Mut des Kindes, das im Dunkeln pfeift, um seine Angst zu verbergen? Wie war es möglich, daß die Republik, derweil sie die Bourbonen verbannte, die ungleich gefährlicheren Napoleoniden zurückrief? Auch der ehrlich republikanische Antrag, die Prinzen der vormaligen Dynastien von dem Präsidentenstuhle auszuschließen, wurde verworfen, weil die Doktrinäre darin eine rechtswidrige Ungleichheit sahen, die Konservativen bereits im stillen die Erwählung des Prinzen hofften, die Radikalen aber ihn nicht zu fürchten vorgaben. Als im Frühjahr der Bürger Pietri als Zivilkommissär nach Korsika geschickt wurde und sämtliche Wahlen der Insel auf Bonapartisten fielen, da tröstete sich die republikanische Presse: das sei nur eine harmlose Schrulle des Lokalpatriotismus, der treue Republikaner Pietri trage keine Schuld. War man wirklich so arglos? Hat auch die neunfache Erwählung des Prinzen den Verblendeten nicht die Augen geöffnet? — Von einzelnen Republikanern steht allerdings zu vermuten, daß sie nur eine erheuchelte Geringschätzung zur Schau trugen. Wenn Lamartine noch im Oktober versicherte, die Befürchtung, daß ein Bonaparte oder ein Bourbon das Volk mißbrauchen könne, sei töricht und lächerlich — warum hatte er selber im Juni beantragt, daß die Verbannung Ludwig Bonapartes aufrechterhalten werde? Desgleichen, wenn in einzelnen radikalen Kreisen der Plan auftauchte, alle Bonapartes in einer Nacht aufzuheben und nach Cayenne zu schaffen, so beweist dies zum mindesten, daß nicht alle Republikaner die Sorglosigkeit teilten. Die große Mehrheit der Republikaner dagegen hat in der Tat den Bonapartismus für tot und abgetan gehalten; alle Schriften, welche ihre Genossen nach dem Staatsstreiche veröffentlichten, kommen überein in der Versicherung, daß man keine Fraktion weniger gefürchtet habe als die Bonapartisten. Dies Geständnis enthält zugleich die Selbstverdammung der Republikaner; denn eine Partei, welche das Volk so wenig kannte, war offenbar unfähig, eine Demokratie zu regieren. Die ungeheure Täuschung, worin die gebildete Pariser Gesellschaft sich damals bewegte, lehrt, welch eine hohe Scheidewand selbst in unserem demokratischen Zeitalter die Gebildeten von den Ungebildeten trennt; sie läßt uns einen tiefen Blick tun in die unnatürliche Lage eines überzentralisierten Staates, wo man ganz vergessen hatte, daß es noch Provinzen gab.

Uns Rückschauenden sind die Beweggründe, welche die Erwählung des Prätendenten herbeiführten, längst kein Rätsel mehr. Auch nach der Niederlage der Junikämpfer blieb die Angst vor dem roten Gespenste die

herrschende Leidenschaft der Besitzenden. Überall im Weltteile war die Hochflut des Frühlings im Ebben, überall trat jene armselige Schlummersucht hervor, welche bei uns ihr bezeichnendes Stichwort fand in dem Ausspruche: gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Die Verirrungen des europäischen Radikalismus arbeiteten dem Prätendenten in die Hände. Gewohnheit und Dummheit, Trägheit und wirtschaftliche Sorge, jene uralten Bundesgenossen der Reaktion, beherrschten die Köpfe der Bauern. Cavaignacs Diktatur war doch nur ein ewiger Kampf um die Grundlagen der Gesellschaft; der Bauer aber verlangte nach dauernder Ruhe. Die Verdienste des Generals, ohnehin nicht zu vergleichen mit den glänzenden Taten, worauf einst Bonaparte sich berufen konnte, galten dem Landvolk wenig, denn die Bauern kannten ihn kaum, und Cavaignac zählte zu den verhaßten Republikanern. Die städtischen Arbeiter dagegen verfolgten den Besieger der Junikämpfer mit unauslöschlicher Rachsucht: ihnen war jeder Gewalthaber willkommen, der die afrikanischen Generale zu Paaren trieb. Ludwig Bonaparte hat dies vorausgesehen. Als er in London von Cavaignacs eiserner Strenge hörte, sagte er trocken zu dem Schauspieldirektor Lumley: „Der Mann säubert den Weg für mich."

Es ist nicht anders, die Masse des Landvolkes wollte die Monarchie. Von den beiden bourbonischen Dynastien war die jüngere für jetzt, die ältere für immer unmöglich. Beide stellten keinen Bewerber auf. Der von einzelnen Vielgeschäftigen betriebene Plan, die Zweige des Hauses Bourbon zu verschmelzen, mußte scheitern, da die Orleans ihren revolutionären Ursprung nicht verleugnen konnten, die strengen Legitimisten den Genossen des Kronenräubers Orleans einen noch grimmigeren Haß nachtrugen als jeder anderen Partei. Darum blieb, wenn die Nation den Thron herstellen wollte, Ludwig Bonaparte der einzig mögliche Präsident; und wie er die Macht errang, weil es kein anderes Mittel gab, die Improvisation des Februar zu beseitigen, so hat auch das zweite Kaiserreich bis zur Stunde wesentlich deshalb fortbestanden, weil die Nation nicht weiß, was an seine Stelle treten soll. Die Presse der Linken ward nicht müde, dem Volke zuzurufen: wenn ihr Bonaparte wählt, so gründet ihr das Kaisertum. Wenn trotzdem der Napoleonide erhoben ward, so sollte heute unter Unbefangenen über die monarchische Gesinnung der Bauern nicht mehr gestritten werden. Wir können Ludwig Napoleon nicht Lügen strafen, wenn er in jener Proklamation, welche den Staatsstreich rechtfertigen sollte, die Wahl vom 10. Dezember geradezu als einen Protest gegen die republikanische Verfassung bezeichnete. Die zahlreichen Stimmzettel mit der Inschrift Napoléon empereur, welche von den zählenden Behörden für ungültig erklärt wurden, gestatten vollends keinen Zweifel an der Absicht der Wähler. Die Schmähreden der Radikalen dienten nur, die Bedeutung des Prinzen in der Meinung des Landvolkes zu heben. Für die lächerlichen Züge der Abenteuer von Straßburg und Boulogne hatte der kleine Mann

kein Auge; ihm gefiel, daß der Prätendent zweimal seinen Kopf für seine Sache gewagt hatte. Und wenn auch viele unter den Wählern den Prinzen wirklich für einen Toren hielten, so war das Journal des débats darum doch nicht berechtigt zu dem verzweifelten Ausrufe: „Frankreich spielt, Frankreich will spielen!" Die Meinung der Wähler ging dahin: „Wir halten jede mögliche Form der Monarchie für heilsamer als diese Republik" — und wer hat den Mut, solche Ansicht töricht zu schelten?

Die weitaus mächtigste Waffe des Prätendenten war sein Name. Selten ist ein Volk für die Wahngebilde seiner nationalen Eitelkeit grausamer bestraft worden. Die Gebildeten hatten den Soldatenkaiser in phantastischem Spiele zu einem Götzen erhoben; jetzt sollten sie erfahren, daß auch im neunzehnten Jahrhundert Millionen leben, die an Götzen glauben. — Seltsamerweise zeigte sich das Heer vorerst wenig empfänglich für den Zauber des großen militärischen Namens. Freilich, Cavaignacs Gestirn war auch in der militärischen Welt im Verbleichen. Die Offiziere hatten erwartet, er werde mit einem napoleonischen Le règne du bavardage est fini! die Nationalversammlung auseinanderjagen; denn maßlos war in diesen Kreisen der Haß gegen die pékins, die schwatzenden Advokaten. Als er statt dessen im Verein mit Charras, Lamoricière, Leflô eine musterhaft parlamentarische Haltung bewahrte, da begann das Ansehen der afrikanischen Generale bei den Truppen fühlbar zu sinken. Da indes der Prätendent selber ein pékin war, so vermochte sein Name diesmal nur bei einigen Truppenteilen den tapferen General auszustechen. Die Mannschaft der großen Garnisonen war zum Teil von den Kommunisten gewonnen. Kurz, die Armee, welche, wie jedermann ahnte, das Schicksal Frankreichs dereinst entscheiden sollte, war vorderhand noch geteilten Sinnes. Bei den Parteien fielen — außer jenen beiden gewaltigen Mächten des monarchischen Instinkts und der napoleonischen Glorie — noch allerhand Nebengründe für den Prinzen in die Wagschale. Ein großer Teil der Royalisten glaubte fest, daß der Prinz für *sie* die Brücke bilden werde — ein Prätendent für andere Prätendenten! Der gute Wille, sich leiten zu lassen, sollte ja die schätzbarste Tugend des traurigen Tropfes sein. Desgleichen wähnten viele Sozialisten: der Prinz wird bald genug vernutzt sein, dann kommt unser Tag. Wieder andere meinten verzweifelnd wie St. Arnaud in seinen Briefen: „Der Prinz ist das Unbekannte, und in dem Unbekannten liegt doch noch Rettung." Manche Schlauköpfe endlich rechneten also: „Wenn keiner der Kandidaten zwei Millionen Stimmen erhält, so fällt die Wahl der Nationalversammlung anheim, die sicherlich einen blauen Republikaner ernennen wird" — und stimmten darum für den Prinzen.

Die Regierung wollte Kommissäre in die Provinzen schicken, um die Meinung des Landes zu „erforschen"; sie mußte davon abstehen, da jede Erinnerung an den Konvent die Bauern in Aufruhr brachte. Die Agenten

des Prinzen hatten also freies Spiel, und sie zeigten der Welt, daß das allgemeine Stimmrecht eine neue, rohere und gewissenlosere Parteitaktik hervorruft. Die plumpsten Märchen wurden in Umlauf gesetzt, je abgeschmackter, um so wirksamer: der Prinz wollte die 2000 Millionen, die er von seinem Oheim geerbt, unter das Volk verteilen, alle Steuern auf zwei Jahre erlassen. In jedem Dorfe feierten Bänkelsänger und Bilderhändler die Herrlichkeit des Kaiserreichs; von großer Wirkung war die erhabene Poesie jenes Orgelliedes, das wir der Muse Emil Girardins verdanken:

Si vous voulez un bon,
Prenez Napoléon!

Wie manches wackere Bäuerlein hat alles Ernstes geglaubt, der alte Kaiser selber sei zurückgekehrt! — Der Prinz, der seit zwei Jahrzehnten sich als der Erbe der Revolution gebärdet hatte, stellte sich jetzt, da die Fanatiker der Ruhe auf ihn schauten, kurzweg zu den Hochkonservativen. Schon in London hatte er diesen neuen Genossen ein Unterpfand seiner guten Gesinnung gegeben, da er sich während der Chartisten-Unruhen als Konstabler einschwören ließ. „Mein Name ist das Symbol der Ordnung und Sicherheit", sagt sein Wahlmanifest. Er will der Familie und dem Eigentum ein Schirmherr werden, dem Franzosen soll wieder vergönnt sein, „auf ein Morgen zu zählen". Niemand unter den Republikanern wollte glauben, daß der arme Narr dies wohlgeschriebene und klug berechnete Manifest selber verfaßt habe; niemand bemerkte, daß der letzte Satz des Aufrufs wörtlich übereinstimmte mit dem Schlusse jener Proklamation, die man einst in Boulogne bei dem Abenteurer gefunden. Nur die dem Prinzen nähertraten und ihn zu beherrschen gedachten, erfuhren bald, daß hinter seiner phlegmatisch wohlwollenden Weise der Eigenwille des Selbstherrschers sich verbarg. Da der Wahltag näher rückte, konnte selbst Cavaignac an der monarchischen Gesinnung der Bauern nicht mehr zweifeln; doch eine starke Mehrheit für den Prinzen ward von den wenigsten für möglich gehalten. Nun gar das Ausland, das seine Kenntnis von Frankreich allein aus der Pariser Presse schöpfte, verfiel unbeschreiblicher Überraschung bei dem Ausgange der Wahlen. Allein Cavour, einer unter Millionen, sagte im November ruhig voraus, die gepriesenen energischen Maßregeln der Revolution würden über ein kleines damit enden, daß Ludwig Bonaparte den Kaiserthron besteige.

Am 10. Dezember, erzählt ein entzückter Bonapartist, trat plötzlich „der Gedanke des Volks triumphierend hervor, gewaltig, fertig, unwiderstehlich, wie die Blume der Aloe, die in einem Augenblicke mit donnerndem Knall sich öffnet und entfaltet". Als der Prätendent von mehr denn 5½ Millionen gewählt, die Hauptstadt durch die Provinzen, die Bourgeoisie durch die Bauern auf das Haupt geschlagen war, da brachen mit

einem Schlage die stillen Hoffnungen der Royalisten zusammen; denn die Erwartung, der Prinz werde dem Königtum die Wege ebnen, beruhte auf der Voraussetzung, daß er nur eine schwache Stimmenzahl erhalten könne. Jetzt stand er mächtig über den Parteien, gedeckt durch die ungeheure Mehrheit der Nation. Die Natur der Dinge wies ihn darauf hin, die Zersetzung aller alten Parteien sich gänzlich vollenden zu lassen. Verwandte und Schmarotzer, Lakaien und Stellenjäger, der ganze Pomp eines fürstlichen Hofes empfing den Präsidenten, da er von der republikanischen Einfachheit der Vereidigungszeremonie in den elysäischen Palast heimkehrte. Er aber sagte in diesen Tagen: „Ich weiß es wohl, die wenigsten Stimmen verdanke ich meiner Person, einige den Sozialisten und Royalisten, die allermeisten meinem Namen." Ein anspruchsloses Wort, nur schade, daß es die Ankündigung enthielt: die Legitimität der vierten Dynastie ist wiederhergestellt!

Die parlamentarischen Kämpfe, welche jetzt entbrennen gleich dem letzten Aufzüngeln der Flammen in einem verlöschenden Krater, sind mit ihrer rohen Heftigkeit und zugleich ihrer ohnmächtigen Unwahrheit das leibhaftige Gegenstück jenes dahinsiechenden Parteigezänkes, das einst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft die Nation beunruhigte — nur noch weit schwächlicher, würdeloser, verlogener als jenes. Ein kaiserlicher Präsident, eine überwiegend royalistische Nationalversammlung und eine totgeborene republikanische Verfassung bildeten die drei bewegenden Kräfte des Staates; Frankreich war, wie die Sozialdemokraten schadenfroh bemerkten, in seine neue Charte wie in einen Engpaß eingesperrt. Wollte der Präsident die monarchische Gewalt, die er als Oberhaupt der Verwaltung besaß, auch gegenüber der Nationalversammlung festhalten, so stand ihm vornehmlich ein Hemmnis im Wege: der gänzliche Mangel einer namhaften bonapartistischen Partei im Parlamente. Dies unnatürliche Verhältnis hat den gewaltsamen Verlauf des Streites wesentlich bestimmt, und es war unabänderlich gegeben, da die ruheselige Bauernschaft, die Stütze des Bonapartismus, keine parlamentarischen Männer in ihrer Mitte zählte. Bei den vier anderen Parteien, Legitimisten und Orleanisten, Republikanern und Sozialdemokraten, tauchte wohl die unabweisbare Frage auf: ob man den Ehrgeiz jenes Mannes, der die exekutive Gewalt unter sich, die ungeheure moralische Kraft von 5½ Millionen Stimmen hinter sich hatte, mißachten dürfe? Ob die Nationalversammlung, selber ohne Stütze im Volke, nicht verpflichtet sei, eine Verständigung zu versuchen mit der neuen Macht der popularen Tyrannis? Der Parteigeist war stärker als solche patriotische Erwägungen. Es bestand, wie Thiers sagte, die stillschweigende Verabredung, daß keine Partei die Republik für sich ausbeute. Das will sagen: jede Partei hoffte im stillen, die Stunde *ihrer* Herrschaft werde dereinst noch schlagen, und war darum entschlossen, keiner

anderen Partei den Vortritt zu lassen. Am allerwenigsten diesem einfältigen Präsidenten.

Ein verkehrtes Urteil über einen neu auf den Kampfplatz tretenden Staatsmann ist unter allen Irrtümern, darein politische Parteien verfallen können, sicherlich der verzeihlichste, und doch wird von dem Durchschnitt der Menschen jeder andere Irrtum williger eingestanden als dieser. Der Kampf der Liberalen gegen den Grafen Bismarck hat auch uns Deutschen die beschämende Erfahrung gebracht, daß es der flachen Eitelkeit als eine persönliche Entwürdigung erscheint, die Bedeutung eines verhöhnten Gegners anerkennen zu müssen. In Paris waren die Warnungen des Grafen Molé und weniger anderer Unbefangenen in den Wind gesprochen; die Mehrzahl der Nationalversammlung gewann es nicht über sich, den Präsidenten ruhig zu würdigen. Hatte man ihn vordem nicht gekannt, jetzt wollte man ihn nicht kennen. Seine erste Botschaft an das Haus gab eine klare verständige Übersicht über die Lage des Landes; aber selbst der phrasenlose Stil, die staatsmännische Haltung dieses Schriftstückes galt als ein neues Zeugnis für die Unfähigkeit des Präsidenten. Der Prinz war und blieb ein Narr, ein „Streichhölzchen", ein Elender, beseelt von dem gemeinen Ehrgeize, alte Schulden abzutragen und neue aufzunehmen, Monseigneur zu heißen, Dirnen und Pferde zu halten — oder wie sonst die Artigkeiten lauten, welche Victor Hugo der Große über Napoleon den Kleinen ausgeschüttet hat.

Der Prinz hatte im Namen der „Ordnung" sein Amt erlangt, er umgab sich demnach mit „Männern der Ordnung von allen Parteien". Es begann jene trostlose Zeit der europäischen Reaktion, da unter allen Staaten, die der Märzsturm heimgesucht, allein das kleine Piemont den sittlichen Mut bewährte, den liberalen Ideen treu zu bleiben. Der Präsident bedurfte der Konservativen, schon um sein Ansehen zu behaupten in dem nach Ruhe verlangenden Europa. Zu den willigsten Helfershelfern dieser Reaktion zählte die neue Nationalversammlung, welche, im Frühjahr 1849 gewählt, unter Dupins schamlos parteiischer Leitung tagte. Die Wahl war ein neuer Protest des Volkes gegen die Februarrevolution. Die gemäßigten Republikaner verloren fast sämtlich ihre Sitze, denn ihr Bündnis mit den Fanatikern der Ordnung hatte sich schon im Herbst aufgelöst. Die ungeheure Mehrzahl der Gewählten bestand aus Reaktionären, d. h. aus Royalisten. Der bonapartistische Klub in der Straße Montmartre hatte sich mit dem großen Klub der sogenannten Gemäßigten in der Straße Poitiers verbündet; der bonapartistische Bauer wählte durchweg Royalisten, da dies die einzigen gebildeten Reaktionäre waren, die er kannte und die sein Pfarrer ihm empfahl. Nur aus den Urnen der großen Städte gingen zahlreiche sozialdemokratische Naturen hervor — Grundes genug, die Parteiwut der Reaktionäre von neuem zu entflammen.

Im Juni 1849, fast gleichzeitig mit dem Zusammentritte dieser Versammlung, bricht in Paris und Lyon ein rasch gedämpfter republikanischer Aufstand aus, abermals fliegt die Raserei des Schreckens über das Land, und nun kennt der Terrorismus der „Gemäßigten" keine Schranken mehr. „Es ist Zeit," sagt eine Proklamation des Präsidenten, „daß die Guten Mut schöpfen und daß die Bösen zittern." Dieselben Menschen, welche einst die mäßige Härte der Septembergesetze unerträglich fanden, können sich jetzt kaum genugtun in Maßregeln der Willkür gegen die Republikaner. Odilon Barrot gebraucht als Minister unbedenklich gegen die Volksversammlungen dasselbe verjährte Gesetz vom Jahre 1793, das Guizot im Februar gegen Barrot und die Reformbankette hervorgesucht hatte. Die Regierung wird bevollmächtigt, alle politischen Klubs zu schließen, den Arbeitern verboten, Genossenschaften zur Verbesserung des Lohnes zu bilden. Der Gemeinderat von Paris wird durch den Präsidenten ernannt, die Freizügigkeit nach der Hauptstadt für die Arbeiter beschränkt. Unterdessen währten die Deportationen fort; wie oft erklang in Lambessa der verzweifelnde Ruf der Gefangenen „Richter oder den Tod"! Der letzte Zauber, der noch den großen Namen der Republik umglänzte, ging in diesen Saturnalien der Reaktion verloren. Es schien selbstverständlich, daß schon im Januar 1850 die Freiheitsbäume von den Plätzen von Paris entfernt wurden. Wie einst der erste Napoleon nur weniges hinzuzufügen brauchte zu den republikanischen Ausnahmegesetzen vom 18. Fructidor, so dankt auch das zweite Kaiserreich mehrere der verrufensten Sicherheitsmittel seines Despotismus seinen Vorgängern. Jene drakonische Vorschrift, welche den Verfasser des kleinsten Journalartikels sich zu nennen zwingt, ist eine Segnung der Republik. Die Genossen Louis Blancs und Alberts weilten schon seit dem Sommer 1848 in der Verbannung; im Jahre 1849 ward auch Ledru-Rollin und sein nächster Anhang von demselben Schicksal getroffen. Die noch übrig waren von dem Berge, schäumten vor Wut, und wer in einer Versammlung diese unversöhnlichen Gegensätze, zügellosen Materialismus und bornierte Pfaffenwut, aufeinanderplatzen sah, der mußte ahnen, daß der Tag der Freiheit vorüber sei. „Das Volk ist die Insurrektion, les assommeurs sont incalomniables" — so hallt es auf der Rechten. Selbst milde hochgebildete Männer, wie der Nationalökonom Charles Dunoyer, werden in diesem wütenden Parteikampfe zu fanatischen Reaktionären; jede Mahnung an die Notwendigkeit einer Amnestie bringt alle gemeinen Leidenschaften der Gemäßigten in Aufruhr. Endlich im Frühjahr 1850, als die Erwählung des Sozialisten Eugen Sue in Paris die Besitzenden nochmals in blödem Schrecken erzittern macht, spielt die Reaktion ihren letzten Trumpf aus: das Gesetz vom 31. Mai streicht aus den Listen alle Wähler, welche nicht dreijährigen Aufenthalt an ihrem Wohnsitze nachweisen können. Damit war die große Mehrzahl der Arbeiter, von 10 Millionen Wählern 3 Millionen, des

allgemeinen Stimmrechts beraubt. Die siegestrunkene Majorität frohlockte; bald sollte sie erfahren, daß dies gerühmte „Hauptwerk der sozialen Restauration" der Anfang des Endes war.

Auch in nichtpolitischen Fragen zeigt die Mehrheit, wie weiland unter dem Bürgerkönige, die freche Stirn der sozialen Selbstsucht. Wer diese Fabrikanten auf den freien Handel der Nachbarstaaten verweist, dem wird die höhnende Antwort: „Mögen andere Völker um leerer Theorien willen ihre Industrie zugrunde richten, um so besser für unsern geschützten Gewerbfleiß!" In solchen Anschauungen stimmen fast alle namhaften Zeitungen, der republikanische National so gut wie der ultramontane Univers, überein. Sainte-Beuves liberaler Zollgesetzentwurf wird zur Seite geschoben, die freihändlerischen Minister Buffet und Leon Faucher müssen mit einstimmen in den Angstruf der Schutzzöllner, der Handelsvertrag mit Piemont darf nur unter Beschränkungen erneuert werden, da Piemont in Sachen der Schiffahrt nicht zu den kleinen ungefährlichen Staaten zu zählen ist! War es Übermut, wenn Massimo d'Azeglio schon im April 1849 seinem Freunde Rendu spottend schrieb: „Nennt Ihr Euren Staat noch immer Republik?"

In solchen Eintagsmaßregeln der Parteiwut und der sozialen Selbstsucht vernutzt die Nationalversammlung ihre Kräfte. Auch die einzige dauernde Schöpfung dieser Gesetzgeber, das Unterrichtsgesetz vom 15. März 1850, trägt den breiten Stempel der Parteigesinnung. Der ultramontane Minister Fallour berief kurz nach der Erhebung des Präsidenten eine Kommission zur Neugestaltung des Schulwesens; an ihrer Spitze stand Thiers, der Voltairianer. Nicht umsonst waren die Annales de la propagande de la foi in 170 000 Exemplaren im Lande verbreitet, nicht umsonst hatte der Bischof Dupanloup seit Jahren die Ideen von 89 gepriesen. Der Klerus war der Republik mit frommer Unterwürfigkeit entgegengekommen, um alsbald die Freiheit des Unterrichts und der Genossenschaften für die Kirche zu fordern. Wenn die Liberalen bisher Bedenken getragen hatten, die Macht der Kirche, die einzige soziale Kraft, welche dem allgewaltigen Staate gegenüber noch einige Selbständigkeit besaß, noch mehr zu verstärken, so rief jetzt die wirtschaftliche Angst nach Ordnung um jeden Preis. Die Solidarität der konservativen Interessen verlangte die Bildung ruhiger Geister durch den Klerus. Um der Ordnung willen beschließen Voltairianer und Ultramontane im schönen Bunde nicht bloß — was jeder freie Kopf wünschen mußte — die Beseitigung der Alleinherrschaft der Pariser Universität, sondern die Unterwerfung des gelehrten Unterrichts unter den Einfluß der Kirche. Vier Bischöfe treten in den Oberstudienrat, daneben anstandshalber auch einige Vertreter anderer Glaubensbekenntnisse; die Kirche gründet Gelehrtenschulen nach Belieben, der Staat prüft nicht mehr die wissenschaftliche Befähigung des geistlichen Lehrers.

Derselbe blinde Eifer reaktionärer Parteigesinnung offenbarte sich auch in der auswärtigen Politik. In dem Streite um die deutsche Verfassung stand Frankreich natürlich auf Österreichs Seite. Nur als Fürst Schwarzenberg mit dem Plane seines Siebzigmillionenreichs hervortrat, regte sich die Angst in Paris; man befürchtete von diesem Plane, harmlos genug, eine Verstärkung Deutschlands und drohte beharrlich in Wien und Berlin, bis Österreich auf den Eintritt des Gesamtstaats in den Deutschen Bund verzichtete. Die italienische Frage, längst verfahren durch die Unterlassungssünden des vergangenen Jahres, ward jetzt gänzlich verdorben. Als König Karl Albert kurz vor dem Feldzuge von Novara in Paris um Hilfe bat, war der Präsident geneigt, auf den Vorschlag einzugehen. Die Minister aber fürchteten den Ehrgeiz Piemonts, und Frankreich schaute tatlos zu, wie Österreich seine Säbelherrschaft im Süden von neuem befestigte. Noch das ganze Jahr 1849 hindurch blieb der Präsident sehr geneigt, den Piemontesen zu helfen; doch ihn hemmte die Ruheseligkeit, der reaktionäre Parteigeist der Nationalversammlung. Er begnügte sich, Toskana zu warnen vor dem Eintritt in einen österreichischen Zollverein.

Auch in Rom die bewaffnete Intervention der Österreicher und Neapolitaner zu dulden, schien doch unmöglich. Aber die Männer der Ordnung donnerten wider den hochherzigen Radikalismus der kühnen römischen Triumvirn, die Ultramontanen klagten um das geraubte patrimonium Petri, und selbst liberale Protestanten, wie Coquerel, priesen in diesen Tagen der reaktionären Seligkeit den Papst als den besten Freund der Freiheit. Aus solcher Verlegenheit entstand der Plan, daß Frankreich selber zugunsten des Papstes und der Freiheit interveniere. Ludwig Bonaparte hatte sich bereits vor seiner Erwählung nach beiden Seiten hin vorsichtig zu decken versucht: er schrieb am 2. Dezember an den Nuntius, er habe nichts gemein mit seinem radikalen Vetter Canino zu Rom, er wolle die Herstellung des päpstlichen Staates; fünf Tage später an den Constitutionel: er könne trotzdem den Kriegszug nach Rom nicht billigen. Als er ans Ruder gelangte, war die römische Expedition bereits beschlossene Sache, und der Mann, welcher einst dem weltlichen Papsttum den Frieden aufgesagt, mußte jetzt während fünf Monaten sich aufreiben in dem unmöglichen Versuche, dem Papste und dem Liberalismus zugleich gerecht zu werden. Die erste ernsthafte auswärtige Aktion der Republik, welche „niemals gegen die Freiheit anderer Völker Krieg führen durfte", begann mit einer Verfassungsverletzung. Der erste Kriegszug des Napoleoniden mit einer Niederlage. Die entscheidende Wendung kam endlich durch die neue Nationalversammlung. Sobald dies reaktionäre Parlament versammelt ist, wird der liberale Unterhändler Lesseps zurückgerufen, der Angriff auf Rom mit blutigem Ernst erneuert. Die römische Republik fällt durch die Waffen der französischen Freiheit; Frankreich leistet Schergendienste für das zurückkehrende Papsttum, die Ultramontanen

jubeln über den Untergang der gottlosen Demagogen. Vorderhand erntete Frankreichs Vermittlungspolitik in Rom denselben Lohn wie einst in Spanien unter Ludwig XVIII.: die schweren Opfer an Geld und Soldaten und gutem Rufe kamen allein der Macht Österreichs und der reaktionären Partei zustatten. Daß der Prinz eine bedingungslose Wiederherstellung des Papstkönigs keineswegs wünschte, ist zweifellos; selbst Gioberti bezeugt, mit welchem Eifer der Minister des Auswärtigen, Tocqueville, sich bemühte, Bürgschaften für die politischen Rechte der Römer zu erwirken. Doch der Präsident besaß nicht die Macht, der reaktionären Wut der Nationalversammlung zu widerstehen; der Napoleonide durfte die Niederlage der französischen Waffen nicht ungerochen lassen. Nachdem Garibaldis heldenmütige Schar vertrieben und das alte Unwesen hergestellt ist, richtet der Prinz an Edgar Ney jenen berufenen Brief, welcher Amnestie, weltliche Verwaltung, liberale Regierungsgrundsätze und den Code Napoléon für den Kirchenstaat fordert. Es war kein Rat für den Augenblick — denn der Präsident mußte, derweil er schrieb, die unversöhnliche Rachsucht der Kurie kennen — es war ein Vorbehalt für die Zukunft, zugleich ein Wink für die Liberalen Europas, daß der Prinz den revolutionären Träumen seiner Jugend noch nicht für immer entsagt habe.

Dergestalt war die Nationalversammlung der Handlanger einer rachsüchtigen Reaktion, das republikanische Gaukelspiel ein Ekel für jeden freien und redlichen Mann geworden. Wie sollten solche Institutionen ehrfürchtige Scheu bei einem kaiserlichen Prinzen erwecken? Kein Zweifel, der Präsident hätte einen gesetzlichen Weg nach jenem Ziele, wohin ein fatalistischer Glaube ihn drängte, vorgezogen. Es war der gesicherte Weg, und dem schwunglosen, keineswegs hartherzigen Wesen des Neffen blieb jene brutale Lust an Gewalttaten, welche der unbändigen Kriegernatur des Oheims eigen war, völlig fremd. Stand allein der Weg der Gewalt offen, so mußte freilich allen, welche die Vergangenheit dieses Zynikers kannten, einleuchten, daß er, gestachelt durch Mornys verwegene Keckheit, seinen Eid brechen werde mit der kalten Gelassenheit eines Spielers, der den Erfolg als seinen Gott verehrt. Und wahrhaftig, die sittliche Atmosphäre dieser glauben- und ideenlosen Epoche war gewissenhafter Treue wenig günstig. Werfen wir einen Blick auf die royalistischen Umtriebe in der Nationalversammlung, so können wir das harte Wort nicht zurückhalten: in dieser Majorität waren Hunderte, welche vor dem Wagnis des Staatsstreiches, aber nicht dreißig, welche vor dem Eidbruche zurückgeschreckt wären. Wenn Thiers und Emil Girardin den Präsidenten, dem sie zur Macht verholfen hatten, bald darauf verließen, so wagen wir die unhöfliche Behauptung, daß nicht Gewissensbedenken diesen Abfall bewirkten. Die Herren kehrten Ludwig Bonaparte den Rücken, weil ihre Hoffnung, den Selbstherrscher zu leiten, sich als eitel erwies.

Der Präsident empfand namentlich seit dem Aufstande des Juni 1849

die Notwendigkeit, mit den Reaktionären zusammenzugehen. Er versuchte vorerst parlamentarisch zu regieren und trat auch auf der Reise, die er im Sommer 1849 durch das Land unternahm, sehr vorsichtig auf. Eine willkommene Gelegenheit, Land und Leute kennenzulernen und beim Klange der Gläser die ersten Fäden der großen Verschwörung anzuspinnen. Wer heute diese Trinksprüche und Festreden kaltblütig mustert, den überfällt immer von neuem das Erstaunen, wie nur die selbstgefälligen Redner der Nationalversammlung über so gewandte, so gefährliche Verführungskünste lächeln konnten. Überall weiß der Prinz dem Provinzialstolze zu schmeicheln; er lobt in Rouen den Fleiß der Gewerbe, in Saumur, dem Sitze der großen Reitschule, den militärischen Geist; in Poitiers erinnert er an die bedrängten Tage Karls VII., in Epernay an die letzten Kämpfe des Kaisers. Er redet salbungsvoll als ein frommer Mann der Ordnung, er warnt vor hirnverbrannten Theorien, mahnt zum Glauben, zur Achtung vor dem Eigentum und der Familie. Auch hält er für nötig, einen Staatsstreich nach dem Muster des 18. Brumaire zurückzuweisen; denn, meint er unschuldig, „Frankreich ist jetzt nicht in der Lage, welche so heroische Heilmittel verlangt". Ja, in Ham, wo die Bevölkerung sich jubelnd dem befreiten Gefangenen entgegendrängt, bekennt er reuig die Sünden seiner Jugend: er begreift nicht mehr jene Vermessenheit, die ihn einst zu gewaltsamen Umsturzversuchen trieb, und beklagt nicht, daß er sie büßen mußte. Nur einmal, in Angers, verrät er etwas deutlicher seine stillen Wünsche: „Ich besitze weder das Genie, noch die Macht meines Oheims" — ein bedeutsames Wort in einem Lande, dessen Provinzen gewohnt sind, alles Heil von dem Haupte der Verwaltung zu erwarten.

Trotz solcher Zurückhaltung des Prinzen blieb es unmöglich, daß ein verantwortliches Staatsoberhaupt sich an die Ratschläge Dritter binden sollte. Auf das bestimmteste erklärte der Präsident seinem vorlauten Vetter, dem Prinzen Napoleon: er werde nie Einfluß von irgend jemand dulden, er wolle regieren im Interesse der Massen, nicht einer Partei. Auch die Minister empfanden bald die Macht des eigensinnigen Willens über ihnen; sie ließen sich sogar herbei, die Mitverschworenen von Straßburg zu dekorieren — vermutlich für Verdienste um die Republik — und konnten doch die Zufriedenheit ihres Herrn nicht erwerben. Nun versuchte der Prinz, den bedeutendsten Kopf des Kabinetts, Tocqueville, für sich zu gewinnen. Der aber meinte: „Der Prinz will Kreaturen, nicht Minister". Hierauf, am 31. Oktober 1849, verkündet der Präsident der Nationalversammlung, daß die Republik einer einheitlichen und festen Leitung bedürfe; er habe darum seine Minister entlassen und sich mit Männern umgeben, „die um meine Verantwortlichkeit ebenso besorgt sind wie um die ihrige". „Frankreich", ruft er aus, „sucht die Hand, den Willen, das Banner des Erwählten vom 10. Dezember. Ein ganzes System hat am 10. Dezember triumphiert. Der Name Napoleon ist allein

ein Programm, er bedeutet im Innern: Ordnung, Autorität, Religion, Wohlsein des Volkes; nach außen: nationale Würde." Das persönliche Regiment begann. Gemäß den Weisheitslehren der napoleonischen Idee werden Fachmänner wie Fould, Rouher, Hautpoul in das Kabinett berufen, welche ausdrücklich erklären, daß sie außerhalb der Parteien stehen und nur eine Partei anerkennen, „die der Errettung Frankreichs". Es war eine Wendung, die sich so unvermeidlich aus der verantwortlichen Stellung des Präsidenten ergab, daß sogar Tocqueville gestand: „Der Prinz tut vielleicht recht, uns zu entlassen". Einige Tage darauf belehrte der Präsident die versammelten Würdenträger des Richterstandes: Verfassungen und Regierungen habe Frankreich in buntem Wechsel gesehen, aufrecht geblieben seien allein die Schöpfungen des Kaisers!

Schon mehrmals waren die Herrschsucht der Versammlung und der immer unverhohlener hervortretende persönliche Wille des Präsidenten in gehässigen Händeln aneinandergeraten. Der Prinz lebte, getreu der lockeren Weise seiner Flüchtlingsjahre, in ewiger Geldverlegenheit. Aber die Versammlung irrte, wenn sie hoffte, die Nation werde wie vormals Cormenins Witze über Louis le désireux höhnend wiederholen. Der Bauer murrte über die Kargheit der Deputierten, als der Präsident mit Ostentation den Verkauf seiner Pferde öffentlich anzeigen ließ; der getreue Achille Fould fand immer wieder Geschäftsmänner bereit, ihr gutes Geld an das hohe Spiel des Prinzen zu wagen. Die Feindschaft der beiden Gewalten, hundertmal mühselig vertragen, kommt endlich zum offenen Ausbruch nach dem Wahlgesetze vom 31. Mai 1850. Jedermann hatte Unruhen befürchtet nach diesem Eingriffe in das Allerheiligste der Nation, dieser plumpen Verletzung der Gleichheit. Als das Volk trotzdem in seiner dumpfen Trägheit verharrte, da ward unter allen Parteien die Frage laut: Wird nicht bei solcher Schlummersucht der Nation auch ein Staatsstreich gelassen ertragen werden? Alte Hoffnungen, neue Sorgen erwachten. Der Sommer 1850 sah alle monarchischen Parteien in emsiger Tätigkeit, offenbarte abermals die tiefe Unredlichkeit der Republikaner von heute. Die Legitimisten wallfahrteten nach Wiesbaden, die Orleanisten nach Claremont. Thiers wollte natürlich nur dem alten Könige seine persönliche Verehrung aussprechen; offenherziger bekannte Berryer, er sei nach Wiesbaden gegangen, um eine politische Tat zu vollziehen. Beide Demonstrationen blieben ohne Erfolg. Der Graf von Chambord war sogar jetzt nicht zu unbedingter Anerkennung des neuen Staatsrechtes zu bewegen. Unter den Orleanisten tauchte zwar der Plan auf, daß der Herzog von Joinville sich um den Präsidentenstuhl bewerben solle. Der Verfassungseid bildete auch für diese Partei kein Hindernis; er wäre, so bekennt Dunoyer unbefangen, nur geleistet worden unter dem stillen Vorbehalte, daß Frankreich baldigst durch friedliche Mittel die Monarchie herstelle. Aber es fehlte die Kühnheit des Entschlusses.

Währenddem benutzte der Präsident gewandt die Gunst des Zufalls, welche ihm erlaubte, die von den Orleans gebauten Eisenbahnen zu eröffnen. Er bereist zum zweiten Male das Land und buhlt unverhohlen um die Gunst der Massen. „Meine besten Freunde wohnen in den Hütten, nicht in den Palästen", ruft er den Eisenbahnarbeitern der Picardie zu; dann erinnert er an das Wort des Plebejerkaisers: „Mein Pulsschlag entspricht dem Euren!" und beklagt schmerzlich, daß die Verfassung ihm das Recht der Begnadigung verkümmert habe. In Lyon zeigt er lebhafte Teilnahme für die Unterstützungskassen der Arbeiter; der Beifall der Seidenweber öffnet ihm das Herz, und er spricht zu ihnen als der „Vertreter jener beiden großen nationalen Manifestationen, welche in den Jahren 1804 und 1848 durch die Ordnung die erhabenen Grundsätze der Revolution retten wollten". Er verkündet noch deutlicher, die Vaterlandsliebe könne je nach Umständen Entsagung oder Ausdauer gebieten, und nimmt zuletzt inbrünstiglich Abschied: „Es wäre unbescheiden, wenn ich wie der Kaiser sagen wollte: Lyoneser, ich liebe euch! Aber erlauben Sie mir aus der Tiefe meines Herzens Ihnen zu sagen: Lyoneser, liebet mich!" In diesem Stile spricht er weiter, bis er endlich in Caen rundheraus sagt: „Sollte das Volk mir eine neue Last auferlegen, so wäre es sehr schuldvoll, wenn ich mich diesem hohen Berufe entziehen wollte!" Indes der Jubel der Arbeitermassen bedeutete wenig; die Geschicke des Landes schwebten auf der Spitze des Schwertes. Der Haß des Heeres gegen alles parlamentarische Wesen bestand auch unter der reaktionären Nationalversammlung ungemildert fort. Man begann die afrikanischen Generale als Schwätzer zu verachten: kaiserliche Veteranen und ehrgeizige junge Landsknechte wünschten längst über die Schultern der verdienten Führer sich emporzuschwingen. Unermüdlich nährten geschäftige Agenten die Erinnerung an die kaiserliche Glorie; in hundert Kasernenstuben prangten die Bilder der beiden Napoleons, darunter der Refrain:

Dieu nous l'a pris et Dieu nous l'a rendu!

Nach der Heimkehr von seiner zweiten Reise hält der Prinz die großen Revuen auf der Ebene von Satory, der Wein fließt in Strömen, die trunkenen Soldaten rufen: Es lebe der Kaiser! Abermals erscholl durch die europäische Presse ein lautes Hohngelächter über den armseligen Narren; man verglich die bengalischen Flammen von Satory mit dem Donner von Austerlitz, den Neffen im Feuer mit dem Oheim im Feuer. Man bedachte nicht, wie oft in der Ära der Cäsaren das Schicksal der Welt durch ähnliche Mittel entschieden wurde. Bald darauf wird der Kommandant der bewaffneten Macht von Paris, General Changarnier, entfernt, seine Ämter geteilt und ergebenen Männern übertragen. Der General hatte lange geschwankt, eine gefürchtete „Sphinx" für die streitenden Parteien; endlich schlug er sich auf die Seite der Royalisten, weil er den Prinzen zu über-

sehen wähnte und die Lage des Landes nicht durchschaute. Keine Kompanie, versicherte er pathetisch, werde dem Präsidenten bei einem Staatsstreiche helfen: „Beratet im Frieden, Vertreter des Volkes!" So standen die Dinge, als die Nationalversammlung nach kurzer Vertagung wieder zusammentrat. Wütende Anklagen und Gegenklagen kreuzten sich von beiden Seiten, alle gleich berechtigt, alle gleich schmählich — das widrige Bild eines verlogenen Gemeinwesens, wo man die Treuen an den Fingern zählen konnte. Wir dürfen dem Prinzen wohl glauben, daß ihm bei diesen wilden parlamentarischen Händeln oft der Mut sank. Zuletzt fand er seine kalte Sicherheit wieder. Er erklärte auf dem Stadthause am zweiten Jahrestage seiner Wahl, seine Gewalt sei die einzige legitime, die seit dem Februar entstanden: er schmeichelte dem Heere, wechselte seine Minister nach Belieben. Thiers aber rief warnend: „L'empire est fait."

Millionen empfanden, daß dieser unabsehbare Kampf zwischen den beiden höchsten Staatsgewalten nicht dauern könne, nicht dauern dürfe. Eine dumpfe Verstimmung lastete auf dem Lande. Das Volk war todmüde, verekelt an allen politischen Kämpfen. Niemand wollte seine Meinung sagen, weil man sich fürchtete; niemand konnte es, denn selbst die Phantasie der Menschen war erlahmt, sie hatten kein Urteil, keine Vorstellung von der nächsten Zukunft. Die schwermütige Abhandlung Raudots über den Verfall Frankreichs, eine Kränkung für den nationalen Stolz, fand trotz ihrer Übertreibungen zahlreiche Leser. Noch wirksamer war Romieus brutale Schrift über „das rote Gespenst" mit ihren wütenden Anklagen gegen „das Volk, dies grausame und dumme Tier". Die Kalender und Winkelblätter, daran sich die Bourgeoisie der Provinzen nährte, gefielen sich in unendlichen Schmähreden gegen die Feinde des Eigentums. Handel und Wandel wollten sich nicht erheben, Wissenschaft und Kunst schwiegen gänzlich. Noch tröstete man sich, das sei die Folge der aufgeregten Tage; erst später ward erkannt, daß wirklich nach dem Fieber dieser sechzig Jahre die schöpferische Kraft der Nation für einige Zeit versiegt war.

Schwerer als alle Sorgen des Augenblickes drückte die Angst vor den Rätseln des Jahres 1852, das zu gleicher Zeit die Neuwahlen für den Präsidentenstuhl und für die Nationalversammlung bringen sollte. Der Klerus, der sich vor drei Jahren noch von dem Prätendenten ferngehalten, war seit dem Sturze der römischen Republik dankbar in die Reihen der Bonapartisten getreten. Auch mochte der Prinz auf seinen Reisen durch seine Liebenswürdigkeit manche Anhänger erworben haben. Wahrhaft beliebt beim Volke war er keineswegs, da ihm jede Gelegenheit fehlte, den Massen seine Bedeutung zu zeigen. Aber zu jenen Vorzügen, die ihm schon vor drei Jahren dem Volke empfahlen, trat jetzt ein neuer hochwichtiger dazu: Ludwig Bonaparte war bereits am Ruder, und der Nation graute vor jeder ungewissen Neuerung. Da überdies ein namhafter

Gegenkandidat nicht auftrat, so stand zweifellos fest — kein Unparteiischer hat dies je bestritten —, daß das Volk den Prinzen, der Verfassung zuwider, abermals wählen würde. Dies war so sicher, daß selbst eine Erklärung des Präsidenten, er werde die Wiederwahl nicht annehmen, die Nation in ihrem verfassungswidrigen Willen nicht beirrt hätte. Welch eine Aussicht, wenn dergestalt das Volk selber den Staatsstreich vollzog, die Untreue, die Zuchtlosigkeit in jede Hütte drang, wenn Tausende von Beamten, das gesamte offizielle Frankreich, die Nation zum Verfassungsbruche aufstachelten! Und waren denn die Volksvertreter einer Demokratie berechtigt, dem Willen des souveränen Volkes den Buchstaben einer unmöglich gewordenen Verfassung entgegenzuhalten? Nein, wahrlich, wenn in den Stürmen des Parteigezänkes noch ein Funken vaterländischen Geistes wach geblieben war, so mußte die Nationalversammlung die gesetzliche Änderung der Verfassung beschließen.

So war der Wille des Landes; 79 von den 85 Generalräten der Departements forderten die Verfassungsrevision. Daß hinter dem Verlangen nach Revision manche sehr unlautere Beweggründe sich verbargen, daß es nicht heilsam war, das kaum erst neugegründete öffentliche Recht abermals in Frage zu stellen, das alles durfte nicht in Betracht kommen neben der Gefahr einer politischen Entsittlichung ohnegleichen und neben der anderen Gefahr des Bürgerkrieges. Mögen die Spießgesellen des Bonapartismus über die finsteren Pläne der Roten noch so wunderbar gefabelt haben — soviel ist sicher, daß die Sozialdemokratie für die Wahlen von 1852 einen letzten verzweifelten Schlag vorbereitete. Wieder wie zur Zeit der Restauration überzog ein Netz von Geheimbünden das Land. Weithin im Süden wirkte der Bund der Montagnards und sein gefürchtetes Organ, der Ami du peuple. Der alte bourbonische Fanatismus dieser erregbaren Provinzen war jetzt verdrängt durch eine wild radikale Bewegung, die in Marseille ihren Mittelpunkt fand. Daß auch die kommunistischen Verschwörungen der Arbeiter keineswegs ausgestorben waren, läßt sich nach den jüngsten Enthüllungen über die Internationale nicht mehr bezweifeln. Sollte man solches Unheil tatlos reifen lassen? General Changarnier meinte, als er am Morgen des 2. Dezember verhaftet wurde: das hätte man sich ersparen können, die Wiedererwählung des Präsidenten sei ja doch gewiß. Den gedankenlosen Moralisten, welche noch heute diesen Ausspruch wiederholen und den Staatsstreich für eine überflüssige, müßige Gewalttat erklären, geben wir zu erwägen, ob nicht unter allen denkbaren Schlägen, die Frankreich treffen konnten, der coup d'état populaire, der von der Gesamtheit der Nation vollzogene Verfassungsbruch der schrecklichste gewesen wäre?

Mit alledem ist das Bild der unerhört verworrenen Lage noch nicht vollendet. War die Wiederwahl des Prinzen sicher, so stand doch nicht minder fest, daß die Bauern wiederum eine Mehrheit von royalistischen

Reaktionären in die Nationalversammlung wählen würden, denn eine starke parlamentsfähige Partei des Bonapartismus bestand noch immer nicht. Also eröffnete auch die Verfassungsrevision, wenn sie sich damit begnügte, die Wiederwahl des Präsidenten zu ermöglichen, nur die Aussicht auf neue unendliche Händel. Lediglich die von den Massen längst geforderte Herstellung der Monarchie, der jetzt noch allein möglichen napoleonischen Krone, konnte dem Staate Rettung bringen; und in der Tat wurde die Frage: Republik oder Monarchie? von dem Ausschusse der Versammlung, der im Sommer 1851 über die Revision verhandelte, ernstlich erwogen. Ein trefflicher Bericht aus Tocquevilles Feder schlug der Versammlung vor, die Revision zu beschließen. Aber die Verblendung des Berges und einiger fanatischer Gegner des Präsidenten verhinderte, daß die Dreiviertelmehrheit zustande kam. Das bestehende Recht war unhaltbar, seine gesetzliche Umbildung durch die Abstimmung vom 19. Juli versperrt. Die Frage der nächsten Zukunft lautete — nach dem rohen Ausspruch des Radikalen Schölcher: — à qui le canon?

Der tiefe Ekel, den die rohen Schmeichelreden der bonapartistischen Presse jedem Rechtlichen erregen, darf uns nicht hindern anzuerkennen, daß der Präsident in jenem Augenblick der einzige Mann war, der ein klares, erreichbares politisches Ziel verfolgte. Seit Monaten sprach alle Welt von dem drohenden Staatsstreiche, und doch schien bei der unendlichen Ermattung der Nation ein Gewaltstreich ebenso schwierig wie der Gedanke der Abwehr. Die Parteien der Nationalversammlung verzehrten sich in nichtigen Händeln und suchten nach der Katastrophe ihre Untätigkeit mit der hohlen Phrase zu rechtfertigen, die Verachtung gegen den unwürdigen Präsidenten habe jede Wachsamkeit verhindert. Auch Tocqueville kam nur zu dem trostlosen Entschlusse, den Staatsstreich abzuwarten und nachher dazwischenzutreten, damit etwas von bürgerlicher Freiheit gerettet werde! Wie sicher und überlegen erscheint neben solcher Zerfahrenheit der Präsident! Er unternahm im Sommer 1851 seine dritte Rundreise, und wer in den Reisepredigten des Prinzen die wiederholte Versicherung wandelloser Verfassungstreue dicht neben der unverblümten Ankündigung des Staatsstreiches vernahm, der mußte bekennen, daß die Gewissenlosigkeit des Oheims einen würdigen Erben gefunden habe. In Dijon sprach der Prinz die bereits nicht mehr ungewöhnliche Versicherung aus, daß er dem Rufe des Landes folgen werde — „und glauben Sie mir, Frankreich wird nicht untergehen in meinen Händen" — er wagte auch einen heftigen Ausfall gegen die Nationalversammlung, die alle Maßregeln der Strenge gebilligt, alle Vorschläge der Milde verworfen habe. Obwohl der Moniteur diesen Satz unterdrückte, so brach doch in der Nationalversammlung ein neuer Sturm des Unwillens los. Die erregten Gemüter wurden nicht be-

schwichtigt, als der Prinz einige Wochen später in Beauvais die gottergebenen Worte sprach: „Es ist ermutigend zu denken, daß in den größten Gefahren die Vorsehung oft einen Einzelnen zum Werkzeuge der Rettung auserwählt." Durchgängig tritt in diesen Reden das Bestreben hervor, den Bonapartismus darzustellen als ein System der rechten Mitte, gleichweit entfernt von unmöglichen Utopien wie von dem alten Regime, „in welche Formen dieses sich auch verkleiden möge". Wie Guizot in solchen Tagen sein Buch über Monk schreiben konnte — in der unverhohlenen Hoffnung, der Prinz werde dem kläglichen Beispiele dieses Helden folgen — das war auch den Verehrern des eigenrichtigen Ministers ein Rätsel.

Dem Präsidenten blieb noch ein letzter Trumpf: das Gesetz vom 31. Mai. Uns scheint durchaus glaubhaft, daß der Prinz nur widerwillig seine Zustimmung gegeben hatte zu dieser Beschränkung des allgemeinen Stimmrechtes, des einzigen Rechtstitels seiner Dynastie; das Gesetz zu verhindern, war er ohnedies nicht berechtigt. Jetzt entschloß er sich, das unbedachte Werk als Waffe gegen die Nationalversammlung zu gebrauchen. Die bonapartistische Presse, voran der nie verlegene Veron, eröffnet den Federkrieg gegen das Gesetz. Der Prinz versucht sogar eine bald wieder aufgegebene Annäherung an die Sozialdemokraten und sagt endlich am 4. November der Versammlung in einer Botschaft: „Habt ihr weniger Vertrauen als wir zu dem Ausdruck des Volkswillens? Das allgemeine Stimmrecht wiederherstellen heißt dem Bürgerkriege seine Fahne, der Opposition ihren letzten Grund nehmen." Es war, nächst der Verwerfung der Verfassungsrevision, der zweite grobe Mißgriff der Versammlung, daß sie aus Haß gegen den Präsidenten das Gesetz aufrechterhielt, dessen Unhaltbarkeit jedermann zugab. Der Präsident erschien jetzt den Massen als ein Vertreter der Demokratie gegenüber einer herrschsüchtigen Kaste.

Ein Kampf zwischen der ausübenden und der gesetzgebenden Gewalt muß in einem bureaukratischen Staate unfehlbar zum Siege der Exekutive führen, wenn anders das Haupt der Verwaltung auf die Festigkeit des eigenen Willens und auf die Teilnahmlosigkeit der Massen zählen kann. Seit Ende Oktober war der Krieg erklärt, ein Kabinett von ergebenen persönlichen Anhängern umgab den Präsidenten. Längst hatte der Prinz in dem General St. Arnaud den gewissenlos verwegenen Abenteurer erkannt, dessen er bedurfte. Um diesem Menschen einigen Ruf zu verschaffen, wurde ein Feldzug gegen die Kabylen unternommen. Dann erhielt der siegreich aus Afrika heimkehrende Held das Portefeuille des Krieges und erinnerte sogleich die Truppen an die Pflicht des blinden militärischen Gehorsams. Der Präsident empfing die Offiziere mit der Versicherung: „Am Tage der Gefahr werde ich nicht handeln wie meine Vorgänger; ich werde nicht zu euch sagen: marschiert, ich folge euch! Ich werde sagen: ich marschiere, folget mir!" Nach solchen Ereignissen stellten die Quästoren des Hauses den Antrag, daß die Versammlung die Verfügung über das

Heer für sich in Anspruch nehmen solle. Daß dieser Gedanke bei der feindseligen Gesinnung des Heeres erfolglos bleiben mußte, leuchtet ein; doch sollte nicht das gesamte Tun der Versammlung als leeres Wortgepränge erscheinen, so mußte der letzte Versuch der Abwehr gemacht werden. Die Versammlung hatte unvergeßlich gesündigt, da sie so oft den reaktionären Parteihaß über das Wohl des Landes stellte; jetzt beschied ihr eine gerechte Vergeltung, unterzugehen durch die Parteiwut des Berges. Den Sozialisten war der Haß gegen die Verächter der heiligen Februartage teurer als die Erhaltung der Republik. Sie bewährten sich als die echten Vertreter jener Demokratie des Neides, welche die Italiener mit dem treffenden Namen democrazia di rapresaglia bezeichnen. Sie wollten den Mördern des allgemeinen Stimmrechts nicht noch Waffen leihen; der Antrag der Quästoren ward verworfen. Es war der dritte große Mißgriff des Hauses. Das Parlament gab selber sein Spiel verloren. Der Präsident war, wie selbst Granier aus Cassagnac zugibt, entschlossen, sobald der Antrag der Quästoren angenommen wurde, augenblicklich mit einem Gewaltstreiche zu antworten. Nun der Antrag fiel, sagte er erleichtert: „Cela faut peut-être mieux!" Er wußte jetzt, daß nicht der Schatten eines Willens ihm gegenüberstand, und wenn der Staatsstreich tausend Gegner fand — um diese Versammlung hat nie ein Mann getrauert.

Die einzig mögliche Rechtfertigung des Staatsstreiches liegt in den unabsehbaren Wirren, die das Jahr 1852 zu bringen drohte, und in der Notwendigkeit der Monarchie, welche durch die unzweideutigen Aussprüche des Volkswillens, ja im Grunde auch durch die letzten Verhandlungen der Nationalversammlung anerkannt war. Der Präsident vermied die Mißgriffe des 18. Brumaire, er nahm sich ein Muster an jener rasch durchgreifenden, eisernen Strenge, wodurch der Oheim einst am 13. Vendemiaire das aufständische Paris niederwarf. Auch den vier Männern, die der Prinz allein in sein unheimliches Geheimnis einweihte — Morny, St. Arnaud, Persigny und Maupas — gebührt das Zeugnis, daß sie die Lehren des Tyrannenkatechismus Macchiavellis mit virtuoser Sicherheit befolgten. Morny war die Seele des Unternehmens: er leitete auch aus der Stille seines Kabinetts die Tätigkeit der Truppen, als endlich am 3. Dezember, zu seiner hohen Befriedigung, ein schwächlicher Straßenkampf ausbrach. Wenn der 2. Dezember eine Notwendigkeit war — und welcher Mann von politischem Urteile darf das heute noch bestreiten? — so bleibt doch nicht minder sicher, daß von jenem tiefen Ernste, womit ein welthistorisches Wagnis die vermessenen Täter erfüllen soll, schlechthin nichts zu finden ist in den flachen Seelen jener frechen Glücksritter, welche sich dem Staatsstreiche als Handlanger boten. Herr v. Morny sagte am Abend des 1. Dezembers: „Wenn es zum Ausfegen kommt, so werde ich suchen, auf der Seite des Besenstieles zu stehen"; und derweil am Frühmorgen des nächsten Tages die Häscher in

die Häuser der Volksvertreter drangen, unterhielten sich St. Arnaud und Mocquart mit faden Witzeleien: wie spaßhaft wird der kleine Thiers und der kleine Baze ausschauen, wenn sie im Hemdchen vor den Polizeisergeanten stehen! Und all diese alten Schandgeschichten werden von Herrn Veron nach fünfzehn Jahren mit selbstgefälligem Behagen wieder aufgetischt. Der unanfechtbare Satz, daß ein Staatsmann nichts Sittlicheres wollen kann als das Notwendige, reicht offenbar nicht aus, den frivolen Frevelmut der Werkzeuge des Notwendigen zu entschuldigen. Wenn eine Verschwörung, die von den Hütern des Gesetzes selbst ausgeht, sicherlich die häßlichste aller Rechtsverletzungen ist, so wurde vollends diese Tat durch die sittliche Nichtigkeit der Gesellen, welche der Präsident benutzen mußte, fast unsühnbar. Auch die Ausführung des Staatsstreichs erfolgte mit maßloser und unnützer Brutalität.

Wir überlassen anderen, in diesem Schmutze zu wühlen und im einzelnen zu schildern, wie General Forey die Abgeordneten am Kragen packen ließ, wie St. Arnaud jeden auf einer Barrikade Betroffenen mit augenblicklichem Tode bestrafte, wie die trunkene Soldateska nach dem Siege unter den Spaziergängern der Boulevards mordete und tobte, wie man die gebliebenen Barrikadenkämpfer in Haufen halb verscharrte und dann die Hinterlassenen auf den Friedhof strömten, um an einem Arme, einem Fuße, der aus der Erdschicht herausragte, ihre gefallenen Lieben zu erkennen. Das System der Deportation und Verbannungen, von der Nationalversammlung mit so schnödem Eifer gehandhabt, richtete sich jetzt gegen seine Urheber. Wir dürfen wohl rechnen, daß unter dem Belagerungszustande, der über einen großen Teil des Landes verhängt ward, gegen 80 000 Menschen verhaftet worden sind; selbst die Reaktion in Rom und Neapel hatte so gründlich nicht aufgeräumt unter den Gegnern.

Dem sittlichen Urteile erscheint als das schmachvollste Ereignis der Brumaire-Revolution nicht jener brutale Einbruch der Soldaten in den Saal der Fünfhundert, sondern die in den meisten Geschichtswerken nicht erwähnte Abendsitzung vom 19. Brumaire, da derselbe Rat der Fünfhundert erklärte, Bonaparte habe sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Desgleichen liegt auch das erschütternde tragische Moment des Dezemberstaatsstreichs nicht in den Roheiten der Schergen, nicht in dem wohlfeilen rhetorischen Pathos, das die Abgeordneten den eindringenden Soldaten entgegenstellten: — es bleibt ja das Los der Volksvertretungen, daß ihre geistigen Waffen beim Zusammenstoßen mit der Macht der Fäuste armselig erscheinen, und wir wollen den Bonapartisten überlassen, darüber zu spotten. Das Schreckliche der Katastrophe liegt in der Tatsache, daß die Mehrheit der Nation den Staatsstreich billigte. Es mag sein, daß der Präsident als ein fatalistischer Bekenner seines napoleonischen Glaubens die Sympathien der Masse für stärker hielt, als sie waren; immerhin hatte er die ungeheure Mehrheit der Provinzen für sich, die Arbeiter der

Hauptstadt nicht gegen sich. Kaum tausend Kämpfer, zumeist aus den gebildeten Ständen, eilten auf die Barrikaden. Der Blusenmann sah schadenfroh zu, wie die vornehmen Transporteurs von der Vergeltung ereilt wurden. Die Antonsvorstadt war seit dem Juniaufstand gänzlich entwaffnet; den Mitgliedern der Nationalversammlung, die zum Widerstand aufforderten, wurde die höhnische Antwort: Sollen wir kämpfen gegen den Mann, der uns das allgemeine Stimmrecht bringt?

So unendlich tief war die Kluft, welche die Massen von den gebildeten Republikanern schied! Die große Mehrzahl der hauptstädtischen Bevölkerung zeigte eine vollendete Frivolität, besuchte neugierig die Stätten des besiegten Straßenkampfes wie einen neuen Zirkus und freute sich, daß die Annalen der Hauptstadt der Welt abermals um ein unerhörtes Ereignis bereichert waren. In einzelnen Departements der Mitte und des Südens rotteten sich die Bauern und Kleinbürger zusammen; im Var stand eine Göttin der Freiheit an der Spitze des Aufruhrs. Es blieb immerhin bedeutsam, daß der kleine Mann in der Provinz endlich anfing, einen Willen zu zeigen; doch wurde der Aufstand überall leicht geworfen.

Wir legen keinen Wert darauf, daß das wohlgedrillte Beamtentum auch diesmal sich fügte und in seiner großen Mehrheit die förmliche Anerkennung des Staatsstreichs unterschrieb, welche der neue Gewalthaber mit sicherer Menschenkenntnis sogleich verlangte; wir lassen dahingestellt, ob die Hausse, womit die Pariser Börse den 2. Dezember begrüßte, durch gewandte Aufkäufe der Genossen Foulds bewirkt war. Aber die blinde Freude der Besitzenden, die rasche Ermannung des Verkehrs, die vollendete Gleichgültigkeit, welche jedem neuen Gewaltschritte der Regierung folgte, gestattet keinen Zweifel an der Meinung der Nation. Sieben Millionen Franzosen genehmigten durch ihre Abstimmung den Staatsstreich. Und das Heer? Wie hätten diese Bauernsöhne dem Napoleoniden ihr Schwert geliehen, wenn nicht die Bauernschaft das Kaiserreich wollte?

Dem Politiker geziemt, statt an einzelne Fälschungen sich anzuklammern, welche bei der allgemeinen Abstimmung mit untergelaufen sind, vielmehr ernsthaft das Wesen einer demokratischen Gesellschaft, die Bedeutung des frevelhaft mißbrauchten Wortes vox populi vox Dei ins Auge zu fassen. Der härteste Absolutismus, den das neunzehnte Jahrhundert kennt, ist durch eine Kundgebung des demokratischen Volkswillens gegründet. Dem neuen Herrscher standen in den ersten Jahren fast alle bedeutenden Geister der Nation, fast alle glänzenden Namen der Kunst und Wissenschaft, der Politik und der Waffen als Feinde gegenüber — mit einer Einstimmigkeit, die in der Geschichte kaum erhört ist. Es begann eine Zeit, da die ermatteten Köpfe in dem reinen Nichts der Gedankenlosigkeit ausruhten und edleren Naturen fast alles verlorenging, was ihnen des Lebens besten Inhalt bildet; die Massen aber waren während einiger Jahre unleugbar glücklich und zufrieden. So gering ist die Be-

deutung des Talents und des Gedankens in einem Zeitalter der Demokratie und der Volkswirtschaft! Die Februarrevolution verletzte die Interessen des Eigentums, darum erhob sich wider sie augenblicklich ein siegreicher Widerstand. Der Staatsstreich war ein Segen für Handel und Wandel, er traf niemanden schwerer als die geistigen Häupter der Nation, die Männer des Gedankens; darum erwachte der Widerstand langsam, und die Macht der Ideen besaß in diesem Volke nicht mehr die Kraft, den Despotismus zu vernichten. Nicht Frankreich, sondern das deutsche Schwert sollte dereinst den dritten wie den ersten Napoleon entthronen. Der Parlamentarismus, der während eines Menschenalters den geistigen Adel des Landes erregt und beschäftigt hatte, verschwand an einem Tage spurlos, wie von der Erde eingeschluckt, ohne auch nur eine mächtige Erinnerung, eine begeisterte Partei zurückzulassen. Denn er hatte niemals wahrhaft gelebt in diesem bureaukratischen Staate, er hatte noch in seinen Todeszuckungen die Nation daran erinnert, daß Frankreichs Unfreiheit durch Parlamente gegründet wurde. Verfassungswidrige Gewalttaten, wie jenes Gesetz vom 31. Mai, und geheime verräterische Umtriebe mit den Orleans — dies waren die letzten Taten der parlamentarischen Tugendhelden Frankreichs.

Die letzten Gründe der Katastrophe reichen weit zurück. Die Gegenwart, dem Narzissus gleich in sich selbst verliebt, wiederholt achtlos die schwere Wahrheit, daß Frankreich mit seiner Geschichte gebrochen hat. Sie weiß nicht, welch eine Welt voll historischer Schuld in diesem einen Worte liegt. Die Erfahrung jedes Tages lehrt, wie der Entschluß, ein neues Leben zu beginnen, auch starke Seelen verwüstet, und wie selten er gelingt. Und wir wundern uns, wenn eine große Nation, die ihrer Vergangenheit vergessen hat, zwischen zuchtloser Unbotmäßigkeit und blinder Unterwerfung einherschwankt! Wir Protestanten können die jähen Zuckungen des französischen Lebens nicht betrachten, ohne abermals jene unheilvolle Fügung zu beklagen, welche den evangelischen Glauben aus Frankreich vertrieb. Wenn einem kühnen geistvollen Volke nur die Wahl bleibt zwischen der Kirche der Autorität und der platten Verneinung, wenn ihm in den heiligsten, höchstpersönlichen Fragen die maßvolle Freiheit, der Boden der Verständigung fehlt, dann dringt in sein gesamtes geistiges Leben eine krampfhafte Aufregung; furchtbare Gegensätze stoßen unvermittelt aufeinander, und die Gesellschaft, geängstet durch den unversöhnlichen Kampf, sucht immer von neuem ihre Rettung in der Knechtschaft.

Dem Deutschen steht wohl an, auch der Mitschuld unseres eigenen Volkes, der Mitschuld des gesamten Weltteils zu gedenken. Nicht bloß der Papst begrüßte den Helden des 2. Dezembers mit überschwenglichen Segensworten; in allen Ländern Europas jauchzten die Besitzenden dem neuen Gewalthaber zu. Einzelne, wie Lord Palmerston, durchschauten die Notwendigkeit des Umschwunges, die meisten freuten sich gedankenlos,

der Sorge um die Sicherheit des Beutels endlich enthoben zu sein. Selbst Zar Nikolaus, der alte Gegner der Bonapartes, erkannte willig die Verdienste an, die sich der Präsident um die Sache der „Ordnung" erworben. Die Wiener Hofburg hoffte im stillen, der Staatsstreich werde schließlich zu einer bourbonischen Restauration führen; darum hielt Felix Schwarzenberg nicht für unrecht, un individu tel que Louis Napoléon als einen Helden der konservativen Sache zu feiern. Schon der Name „Retter der Gesellschaft" stellt dem Mannesmut jener tiefgesunkenen Epoche ein unvergeßliches Armutszeugnis aus. Noch armseliger sogar als die Freude des geretteten Philistertums erschien die Feigheit des deutschen Radikalismus, der, statt den Sünden der heimischen Reaktion mannhaft zu widerstehen, jahrelang in ungefährlichen Witzeleien über „Ihn" seinen Bürgermut bewährte. Aber je lauter die Radikalen spotteten und höhnten, um so tiefer griff das neue System in die Gesittung der Nachbarländer ein. „Das allgemeine Stimmrecht ist die Arbeit", so lautet die bestbegründete unter den Prahlereien des neuen Bonapartismus; der 2. Dezember bezeichnet für ganz Europa den Beginn einer Epoche voll hochgesteigerten wirtschaftlichen Schaffens. Während das erste Kaiserreich durch seinen gewalttätigen Übermut alle sittlichen Kräfte der Nachbarn wachrief, drang jetzt verheerend und betörend die neufranzösische Unzucht und Schwelgerei über die Grenzen — eine Tyrannei der ideenlosen Unsittlichkeit, der in jenen fünfziger Jahren kein Volk Europas sich gänzlich entzog.

Der neue Gewalthaber stand sicherlich hoch über seiner Umgebung. Schon damals konnte unbefangenem Urteile nicht entgehen, daß er weder den blutigen Spuren des Oheims zu folgen, noch in die Nichtigkeit sieggekrönter Glücksritter zu verfallen gedachte. Aber er begann zum ersten Male in dem neuen Frankreich ein Regiment, das schon in seinen Anfängen mit dem Widerstande der Hauptstadt zu ringen hatte: noch unter dem Belagerungszustande sprach ein Dritteil der Pariser Stimmen sein Nein gegen die neue Ordnung. Bei solchem Wagnis konnte der Präsident keine Waffe, die sich ihm bot, verschmähen. Er brauchte den Säbel und sprach nach der Weise des Oheims zu dem Heere als zu der Elite der Nation. Er brauchte den Beichtstuhl und ermutigte die Ultramontanen zu den verwegensten Hoffnungen. Er brauchte die Knechtung der Geister, und das allezeit willige Beamtentum übte bald alle Ränke altkaiserlicher Polizei. Die Wut des Schweigens, la fureur de silence, herrschte in Frankreich, und die Presse des Präsidenten verkündete frohlockend: wir haben einen Herrn! Der Eingang der neuen Verfassung erklärte, daß das Staatsoberhaupt persönlich verantwortlich sei. Der Artikel ward viel bespottet, und doch enthält er eine der wenigen Wahrheiten unter den gehäuften Lügen dieses Grundgesetzes. Die ungeheure Verantwortung, welche auf dem neuen Herrscher lastete, ließ sich nur ertragen, wenn ihm gelang, seine Regierung von dem Makel ihres Ursprungs zu befreien und jene Ge-

danken des Fortschritts zu entfalten, welche in dem proteischen Wesen des Bonapartismus unzweifelhaft enthalten sind.

Die Ruhe war wiederhergestellt, doch nicht der Friede der Geister. Schon vor dem Staatsstreiche erklärte ein geheimes Rundschreiben des radikalen „Widerstandskomitees", fortan sei jede Verzeihung gegen die Besitzenden unmöglich. Jetzt aber trat zu den alten Gegensätzen, welche das Land zerklüfteten, ein neuer hinzu, so mächtig, daß daneben alle anderen Parteiungen fast verschwanden: Frankreich zerfiel wieder wie nach den hundert Tagen in zwei Nationen, die Sieger und die Besiegten vom 2. Dezember. Und dieser Gegensatz bestand fort bis zum Sturze des dritten Napoleon. Das zweite Kaisertum hat der Macht und dem Wohlstande des Reiches manchen glänzenden Erfolg gebracht, aber in zwanzig Jahren ist ihm niemals gelungen, die Nation zur ruhigen rückhaltlosen Anerkennung der neuen Ordnung zu bewegen. —

V. Das zweite Kaiserreich

Heidelberg 1869—1871

Die kurzsichtige Meinung der Vielen wird immer durch den Eindruck der letzten Stunde bestimmt. Seit das zweite Kaiserreich auf dem Schlachtfelde von Sedan ein schmachvolles Ende fand, steht das Bild des dritten Napoleon als eines ruchlosen Friedensbrechers in dem Gedächtnis des deutschen Volkes fest, und dies volkstümliche Urteil wird vielleicht niemals, gewiß nicht in der nächsten Zukunft sich verändern. Wenn ich es wage, die Bemerkungen über die jüngste Erscheinungsform des Bonapartismus, die ich im Jahre 1868 niederschrieb, heute berichtigt und ergänzt von neuem herauszugeben, so liegt mir die Anmaßung fern, einzuwirken auf die Volksanschauung, die mit gutem Grunde stets nach einfachen, fertigen, widerspruchslosen Bildern verlangt. Ich wende mich nur an den kleinen Kreis derer, welche sich's nicht verdrießen lassen, die erschütternde Krankheitsgeschichte des französischen Volks durch die jüngsten achtzig Jahre hindurch zu verfolgen. Wer dies ernstlich versucht hat, der wird, bevor er über den Staatsbau Napoleons III. verdammend abspricht, vielmehr zuerst die Frage aufwerfen, ob es überhaupt möglich sei, diese Nation gut zu regieren — und darauf die Antwort finden: das zweite Kaiserreich hat den Verfall Frankreichs nicht verschuldet, sondern ihn um zwei Jahrzehnte aufgehalten. Dem letzten Bonaparte gelang, durch eigene Klugheit, durch die Gunst des Glückes und durch die Schwäche der Nachbarvölker, den französischen Staat noch einmal zu einer Fülle der Macht emporzuheben, welche weit über die sittliche Kraft der Nation hinausging.

Wir können nicht finden, daß die Haltung unserer Nachbarn gegen uns seit den Wiener Verträgen sich wesentlich verändert hätte. Wir suchen den Grund dieser bald aufreizenden, bald drohenden, bald gewalttätig ausgreifenden Staatskunst nicht in irgendwelchem politischen Systeme, sondern einesteils in dem Nationalcharakter, der sich nicht ändern wird, solange die Volkserziehung der Franzosen darauf ausgeht, den äußerlichen Ehrgeiz statt des sittlichen Kernes der Menschenseele zu erwecken — zum anderen Teile in uns selber, in unserer Zersplitterung, unseren Bürger-

kriegen, welche den Franzosen erlaubten, auf Deutschlands Schwäche zu zählen. Heute, da das glorreich wieder auferstandene Deutsche Reich allen solchen freundnachbarlichen Berechnungen den Boden unter den Füßen weggezogen hat, darf der Deutsche mit dem stolzen Gefühle der Ruhe die jüngsten Schicksale des Nachbarlandes darstellen.

Die Aufgabe bleibt immerhin wenig dankbar. Denn die von vornherein unabweisbare Ahnung, auch dieses prunkende Kaisertum werde sich am Ende nur als ein neues Provisorium erweisen, hat von jeher allen Urteilen der Feinde wie der Freunde einen leidenschaftlichen Zug der Übertreibung aufgeprägt. Jedes Wort der Anerkennung vertrocknet uns in der Feder, wenn wir hören, mit wie schamloser Marktschreierei der Bonapartismus seinen eigenen Ruhm zu singen wußte; an die Größe jenes Rouherschen Ausspruches: „Nein, nein, es ist niemals ein Fehler begangen worden" wird unser bescheidenes deutsches Lob ja doch nie heranreichen. Auch ruhiger Tadel erscheint trivial gegenüber einem Systeme, dem selbst gemäßigte Gegner als einem gigantischen Abenteuer schon lange vor seinem Untergange in feierlichster Form den Grabstein setzten. Es ist schwer, zwischen solchem Übermaße des Lobes und der Verdammung die feste klare Linie des historischen Urteils einzuhalten; um so schwerer, da der innere Widerspruch des Bonapartismus, die diabolische Halbwahrheit, welche wir so oft als den Grundcharakter des revolutionären Despotismus aufgewiesen haben, in dem zweiten Kaiserreiche mit geradezu selbstzerstörerischer Kraft auftrat. Der dritte Napoleon hat in Worten und Werken kaum einen Satz aufgestellt, den er nicht selber durch einen Gegensatz aufgehoben hätte. Er war von den gefährlichen Leidenschaften, daran das neue Frankreich krankt, persönlich vielleicht freier als irgendein namhafter Mann unter den zeitgenössischen Franzosen; doch die Notwendigkeit der Selbsterhaltung, das innerste Wesen seines Systems zwang ihn, diese Leidenschaften fortwährend aufzustacheln, und so ist an ihm und seinem Hause die Nemesis vollstreckt worden, welche früher oder später den frevelhaften Übermut des gesamten Volkes ereilen mußte.

Die allergrößte Schwierigkeit für das sichere politische Urteil liegt in den sozialen Grundlagen des neuen französischen Staats. Ständische Selbstsucht war jederzeit die unveräußerliche Gesinnung aller herrschenden Klassen; sie erscheint dem Auge der Nachwelt dann am häßlichsten, wenn sie, den Herrschenden zur anderen Natur geworden, sich naiv und unbewußt ausspricht. Jedermann hört jetzt aus den Schriften des Altertums den geistigen Hochmut jener Massenaristokratien heraus, welche über die Sklaven und Banausen wie über die leere Luft hinwegsahen. Die wenigsten ahnen, wie sehr wir selber in verwandten Gesinnungen befangen sind. Der Mittelstand, welcher heute die öffentliche Meinung in Deutschland bestimmt, erkennt in dem schrankenlosen Wettbewerbe das Wesen der sozialen, in der ungehemmten Diskussion die erste, unentbehrliche Voraussetzung

der politischen Freiheit, er ist in unvergeßlichen Kämpfen dem urteilslosen Kirchenglauben entwachsen. Solchem Geiste danken wir die Emanzipation des Landvolks; durch ihn sind unsere gebildeten Stände die freieste und gerechteste von allen regierenden Klassen der Geschichte geworden. Strenge Selbstprüfung sagt uns jedoch, daß auch wir, indem wir für die reinen politischen Ideale arbeiten, nur wie aus Fesseln heraus reden. Ein stolzer Edelmann des achtzehnten Jahrhunderts vermochte leichter die Ideen des heranwachsenden Bürgertums zu verstehen, als wir, uns einzuleben in den Gedankenkreis des vierten Standes.

Die Gesinnung der arbeitenden Klassen ist von Aristoteles mit dem klassischen Ausspruch gezeichnet worden: *χαίρουσιν ἐάν τις ἐᾷ πρὸς τοῖς ἰδίοις σχολάζειν* — einem Worte, das in den freieren modernen Tagen wohl gemildert, aber nie widerlegt werden kann. Das Privatleben, Schweiß und Sorge der Wirtschaft, ist diesen Schichten der Gesellschaft der Kern des Daseins; sie mögen mit vollem Rechte danach trachten, Einfluß zu gewinnen auf die Leitung des Staates, zu dauernder regelmäßiger Arbeit für den Staat sind sie nicht imstande. Sie werden selten warm für jenen lebendigen Kampf der Geister, der dem gebildeten Manne das Brot des Lebens ist, und sind sehr geneigt, die Freiheit des Gedankens dahinzugeben für eine wohlwollende Staatsgewalt, welche kraftvoll das Wohlsein der Vielen fördert; unter allen geistigen Mächten ist es noch immer die Kirche, welche auf diese Gemüter den stärksten Zauber übt. Hier liegt der Grund, der dem Gelehrten ein sicheres Urteil über die jüngste Entwicklungsstufe des Bonapartismus erschwert. Die Bedeutung des vierten Standes war niemals in der modernen Welt so gewaltig wie unter dem zweiten Kaiserreiche. In den Tagen des Konvents beherrschten die Massen von Paris die Staatsgewalt und entlehnten einen Teil ihrer Macht der sicher arbeitenden Verwaltungsmaschine. Unter Napoleon III. standen sie außerhalb der Regierung, und doch bildete der vierte Stand die wichtigste Klasse des Staates; beständige Rücksicht auf die Zufriedenheit der kleinen Leute blieb der leitende Gedanke des neuen Bonapartismus. Auch heute, unter der sogenannten Republik, liegt die Zukunft des Reiches unzweifelhaft in den Händen der Bauern und der Arbeiter. Wo aber der vierte Stand herrscht, da herrscht auch seine sinnliche Anschauung vom Leben. Und so entsetzlich erscheint in dem neuen Frankreich die sittliche Roheit, die Mißachtung aller idealen Güter, daß man unwillkürlich auf eine Vermutung gerät, die sich freilich historisch nicht erweisen läßt. Es hat den Anschein, als seien die edlen romanischen und germanischen Elemente von diesem gemischten Volkstum gänzlich abgeschäumt, und der ekle Bodensatz des Keltentums brodle wieder empor. — Um das Verdienst eines solchen auf den vierten Stand gestützten Systems aus einer Fülle von Heuchelei und Unsittlichkeit heraus zu erkennen, muß der gebildete Mann manche der teuersten und edelsten Anschauungen seines Standes gewaltsam zurückdrängen.

Das zweite Kaiserreich fällt in die beiden politisch reichsten Jahrzehnte der Gegenwart; und wenn wir gedenken, wie rasch in tollen Sprüngen das Urteil der Welt über den dritten Napoleon gewechselt hat, so empfinden wir lebhaft, wie alt wir wurden in kurzen Tagen. Das leibhaftige Gegenteil des untätigen Bürgerkönigtums, hat der neue Bonapartismus tiefer, gewaltsamer als irgendeine Regierung der Epoche die sozialen Zustände seines Landes umgestaltet; die Kühnheit seines absoluten Willens wagte manche tief einschneidende Reformen, wozu ein Parlament weder den Mut noch die Unbefangenheit gefunden hätte. Aber der jähe Fall dieses vielgeschäftigen Systems bestätigt nochmals die Regel, daß eine Regierung um so weniger fest steht, je weiter sie ihre Tätigkeit ausdehnt.

Wir erinnern zuvörderst das kurze Gedächtnis der Gegenwart an die Hauptstadien, welche das zweite Kaiserreich durchmessen hat. Seine Geschichte zerfällt in zwei deutlich geschiedene Hälften. Gleichwie einst bald nach dem Jahre 1840 die Meinung sich bildete, das Gestirn der Orleans sei im Niedergehen, so stand nach dem Jahre 1860 das allgemeine Urteil fest, daß das Reich des dritten Napoleon seinen Höhepunkt überschritten habe. Das Jahrzehnt des Aufsteigens aber war die Zeit des ungemilderten Despotismus, das Jahrzehnt des Verfalls war die Epoche der liberalen Versuche! Man braucht diesen harten Tatsachen nur kalt ins Gesicht zu schauen, um alsbald die Wahrheit zu erkennen, daß der Bonapartismus durch Zugeständnisse an die Freiheitsbegriffe der höheren Stände sich selber untreu wurde, und — daß die Nation nicht mehr fähig war ein freies Regiment zu ertragen.

Auf den Staatsstreich folgt zuerst ein Jahr des Überganges, die Blütezeit der Unsittlichkeit des neuen Systemes. Während die verlogenen Reden des Präsidenten aus der Zeit der Nationalversammlung in der politischen Lage ihre Erklärung finden, erscheint das republikanische Gaukelspiel des Jahres 1852 schlechthin frivol und gemein. Hielt der Präsident eine dritte Volksabstimmung für nötig, um seine Macht zu befestigen? Oder meinte der Fatalist, nur auf drei Stufen gleich dem Oheim zur höchsten Gewalt emporsteigen zu können? Entscheidend war wohl, daß der Prinz am 2. Dezember den Schein behaupten mußte, als gelte der Staatsstreich der Rettung der Republik. Dazu die Rücksicht auf die großen Mächte, welche zwar dem Siege der „Ordnung" ihren Beifall gaben, doch allesamt die Herstellung des Kaisertums nicht wünschten. Genug, das offizielle Frankreich spielte noch zehn Monate lang mit den gleisnerischen Phrasen republikanischer Treue, obgleich der Staatsstreich nichts anderes bedeuten konnte als die Aufrichtung des Thrones. Noch im September 1852 versicherte der Präsident auf seiner Rundfahrt durch das Land: er sehe in dem wiederholten Rufe „Es lebe der Kaiser" mehr eine rührende Erinnerung als eine Hoffnung; der Minister des Innern aber ließ sich die Namen aller Personen melden, welche auf dieser Kaiserreise mit dem Prin-

zen in Berührung kamen, „damit sie der Geschichte nicht verlorengehen". Kalt und ruhig hatte der Phlegmatiker mitteninne gestanden in diesem brausenden Volksjubel, welcher unzweideutig bewies, daß die Massen den Sinn der letzten Dezemberabstimmung richtiger verstanden als die großen Höfe. Einige Wochen darauf schien die Sehnsucht des Landes nach der Herstellung des Kaiserreichs schon unwiderstehlich; die Nation verlangte, wie der Maire von Sèvres schwungvoll sich ausdrückte, die Vermählung Frankreichs mit dem Abgesandten Gottes. Nun folgt jener Senatsbericht aus Troplongs Feder, den wir getrost als das Meisterstück des modernen Byzantinertums bezeichnen dürfen. Warum sollte auch die Sprache des getreuen Senates sich nicht zu dithyrambischer Kühnheit steigern? Troplong gesteht ja selbst: es gibt Augenblicke, wo der Enthusiasmus auch das Recht hat, Fragen zu lösen! Die Nation krönt nur sich selber, indem sie Napoleon III. krönt, sie nimmt dadurch eine edle und friedliche Rache für die Verträge von 1815. Die Republik liegt dem Wesen nach in der durch das souveräne Volk übertragenen Kaiserwürde, und der große Schatten in den Wolken schaut befriedigt der Erhebung des Neffen zu! —

Unter dem Schutze des neuen Thrones entfalten sich gewaltig alle Mächte der Arbeit und des Schwindels; tiefe Stille lagert über dem geistigen und politischen Leben. Die Meinung der Völker haßt den Kaiser als den Hort der europäischen Reaktion, der überall bis in die Asyle freier Länder die Kämpfer der Republik verfolgt; sie zittert vor der Stunde, da er unfehlbar in die Wege des Oheims einlenken wird. Die Höfe schwanken zwischen dem Widerwillen gegen den Emporkömmling und der Verehrung für den Retter der Gesellschaft. Rußland gibt den Ausschlag in den europäischen Händeln, und gerade dieser Hof steht dem Napoleoniden, sobald er Kaiser geworden, mit starrem legitimistischen Hochmut gegenüber. Da bieten die orientalischen Wirren den Anlaß, Frankreichs Macht und das Talent seines Führers zu erproben. Es erfolgt eine durchgreifende Verschiebung der Allianzen und Machtverhältnisse, die lebhaft an jene glänzende Zeit des Konsulats erinnert, da Bonaparte, kaum erst von einer übermächtigen Koalition bedroht, nach wenigen Monaten die Staaten des Südens und des Nordens zum Bunde gegen das englische Seerecht vereinigte. Zwar die Ergebnisse des Krimfeldzuges für die orientalische Welt mußten dürftig, fast nichtig bleiben; aber der Waffenruhm der kaiserlichen Adler wurde bewährt; die Hilfsquellen des Landes schienen unerschöpflich, da die Hauptstadt mitten im Kriege das neunapoleonische Prasserleben weiterführte und dem Gewerbefleiße Europas eine prunkende Ausstellung bereitete. Dem Napoleoniden ward die Genugtuung, daß am Jahrestage der Eroberung von Paris ein europäischer Kongreß an der Seine unter dem Vorsitz des französischen Gesandten den Friedensschluß unterzeichnete. Rußlands Übergewicht war gebrochen. Frankreich nannte sich wieder die große Nation. Bald darauf wurde der kaiserliche Prinz

geboren; im Oriente feierten französische, englische, italienische, türkische und russische Truppen zugleich die Geburt des Thronerben. Das nationale System war verewigt, wie die Behörden im Stile des ersten Kaiserreichs sagten. Im Februar 1857 konnte der Kaiser den ergebenen gesetzgebenden Körper entlassen mit der Zuversicht, bald werde man von dem zweiten Kaiserreiche sprechen wie einst von dem Konsulate: „Die Befriedigung war überall, und wer nicht schlechte Leidenschaften im Herzen hegte, freute sich an dem Glücke des Landes."

Dann trat ein kurzer Rückschlag ein: das Attentat Orsinis brachte Napoleon III. für eine Weile außer Fassung, das kaum erst gemilderte System der Bedrückung ward durch das Sicherheitsgesetz aufs neue angespannt. Die überschwenglichen Glückwünsche aber, welche dem Kaiser nach seiner Errettung zuströmten, bewiesen der Welt, wie sehr die Massen dieses Mannes bedurften; aus ihnen redete unzweifelhaft ein ebensolches Gemisch von ehrlichen Empfindungen und Liebedienerei, wie aus jener Ode Divis orte bonis, die einst Horaz in verwandter Zeit dem Augustus zusang. Den idealen Grund solcher Anhänglichkeit hat niemand so treffend bezeichnet wie das enfant terrible der Bonapartisten, der Marquis von Boissy, mit den Worten: „Wir lieben alle den Kaiser; denn jeder sagt sich: in welchen Sumpf würden wir geraten, wenn Napoleon stürbe!" Eben in diesen Tagen, da die liberale öffentliche Meinung an dem Kaiser wieder irre ward, traf er zu Plombières mit Cavour zusammen, brachte den kühnsten und segensreichsten Gedanken seiner europäischen Politik zur Reife. Denn was auch der Kaiser später an Italien gesündigt hat, und wie sehr auch der Verlauf der Bewegung den Erwartungen des Napoleoniden widersprechen mochte — der Ruhm wird dem dritten Napoleon bleiben, daß ohne seine Hilfe die Erhebung Italiens vielleicht nie begonnen, sicherlich niemals triumphiert hätte. In jenen Stunden, da der Kaiser unter dem jubelnden Zurufe der Arbeiter von Paris sich in das Feldlager begab, galt er wirklich als ein volkstümlicher Herrscher, als der Vertreter der Revolution. Nach dem Siege von Solferino schien Frankreichs Hegemonie unter den romanischen Völkern gesichert. Auch besonnene Liberale beugten sich vor dem Befreier Italiens, in weiten Kreisen wiederholte man das überschwengliche Lob: Napoleon der Kleine ruht bei den Invaliden, der große Napoleon herrscht in den Tuilerien. Es war die Zeit, da der Weltteil an jedem Neujahrsfeste mit der Angst des gebrannten Kindes nach Paris hinüberhorchte. Im Bewußtsein seiner Macht wagt jetzt der Kaiser die große handelspolitische Reform; der stolze Gedanke, ganz Westeuropa zu einem freien Marktgebiete zu vereinigen, schien der Erfüllung entgegenzugehen.

Doch schon war die gute Zeit des Kaiserreichs vorüber. Das Sinken begann, seit die Geschichte überall neue Verwicklungen hervorrief, welche dem Anspruche Frankreichs, der Lehrmeister aller Welt zu sein, schlechter-

dings nicht entsprachen. Bereits die Gründung des Königreichs Italien war dem Ansehen der napoleonischen Krone zum mindesten nicht förderlich. Dann bewies die unvermeidliche Untätigkeit des Kabinetts während des polnischen Aufstandes, daß Frankreich nicht stark genug war, seine sogenannten Alliierten zu schützen. Vergeblich versuchte der Kaiser nochmals als der Schirmherr des europäischen Friedens aufzutreten; er lud die Großmächte in fast drohender Sprache zu einem Kongresse: jede Weigerung verrate geheime Pläne, welche das Licht des Tages scheuten! Gerade als diese hochtrabenden Worte in die Welt hinausgingen, begann der schleswig-holsteinische Krieg und mit ihm der große Gang der deutschen Politik. Die Zurückhaltung des Kaisers während der Kämpfe um Düppel und Alsen erwarb ihm bei den Deutschen Anerkennung und oftmals Überschätzung, bei seinem Volke nur Spott und Tadel. Inzwischen hatte das zweite Kaiserreich in Mexiko sein Spanien gefunden. Eine Kette grober Fehlgriffe, ein unbegreifliches Verkennen der Lebenskraft der Vereinigten Staaten führte zu beschämenden Niederlagen, gefährdete die Würde und den Ruf der Krone, zerrüttete Finanzen und Heer dergestalt, daß der Staat beim Ausbruch des großen deutschen Krieges zum bewaffneten Eintreten nicht imstande war. So vollzog sich die Gründung des norddeutschen Staates, ein furchtbarer Schlag für alle teuersten Vorurteile unserer Nachbarn, und zugleich wurde die von Frankreich begonnene Einigung Italiens durch Preußens Siege weitergeführt.

Unterdessen war der Kaiser gealtert und von den kräftigen Gehilfen, die seine Krone stützten, einer nach dem andern dahingegangen: St. Arnaud und Magnan, Pietri und Mocquart, Fould, Pélissier und Walewski, dazu jene drei Unersetzlichen, welche vor allen mit staatsmännischem Ernst an der dauerhaften Begründung des Kaiserreichs arbeiteten: Billault, Thouvenel und jener Morny, der dem zaudernden Despoten so oft die frische Kraft des schneidigen Entschlusses lieh. Der Despotismus aber hatte sich hier wie überall unfähig erwiesen, neue staatsmännische Talente großzuziehen. Der Widerstand der gebildeten Klassen war zu neuem Eifer erwacht, das Frondieren wieder eine modische Kunst geworden, und seit dem Rückzuge aus Mexiko ertönte unter den Gegnern immer zuversichtlicher der Ruf: L'empire est défait. Durch den Bankbruch des Credit-Mobilier und die fortschreitende Überschuldung der Staatsfinanzen, durch die Entvölkerung des flachen Landes und den Umbau der Städte wurde der Zweifel an der Gesundheit der neuen wirtschaftlichen Blüte erregt, durch den Tag von Königgrätz der Blick geschärft für die Schäden des heimischen Staates. Auch das Vertrauen der Nachbarvölker war seit dem häßlichen Luxemburger Handel und der Wiederbesetzung Roms bis auf den Grund zerstört.

Also bedrängt von innen und außen ging Napoleon, nach wiederholten Anläufen und Rückfällen, endlich vorwärts auf der Bahn der Verfas-

sungsreform, die er mit dem Dekrete vom 24. November 1860 eröffnet hatte. Aber die Mahnung „Krieg oder Freiheit", die aus den Reihen der Opposition erklang, gab ein trauriges Zeugnis zugleich für jenen Übermut, der das Recht der Nachbarn mit Füßen zu treten gewohnt ist, wie für die Verzweiflung einer Nation, welche die Unwürdigkeit ihrer Lage empfindet, ohne die nachhaltige Kraft zur Erhebung in sich zu fühlen. Die knechtische Haltung des Volkes bei den Wahlen von 1869 bewies, daß die politische Tatkraft in Wahrheit völlig verflogen war. Nicht ein fester sicherer Volkswille, sondern lediglich die unklare launische Unzufriedenheit der höheren Stände bestimmte den Despoten, den wieder auftauchenden konstitutionellen Ideen Schritt für Schritt nachzugeben. Endlich ward durch das Ministerium Ollivier der Versuch gewagt, die demokratische Tyrannis mit dem Parlamentarismus zu versöhnen — ein Versuch, der an seinem eigenen Widersinne scheitern mußte. Der Groll der Besiegten vom 2. Dezember war durch das konstitutionelle Gaukelspiel ebensowenig beschwichtigt wie die frevelhafte Kriegslust der Nation. Durch eine Appellation an das Volk, sodann durch einen von der Nation heißersehnten Krieg suchte sich der Kaiser aus seiner unhaltbaren Lage zu befreien. Da schlug unser gutes Schwert seinen Thron in Trümmer; und treulos, würdelos, wie die Nation sich einst dem Staatsstreiche gebeugt hatte, verließ sie jetzt den „Retter der Gesellschaft", weil er auf dem Schlachtfelde nicht glücklich gewesen. —

Die wiederholten gewaltsamen Thronwechsel der neuen französischen Geschichte, die rücksichtslose Selbstsucht, womit dort jede herrschende Klasse ihre Gewalt ausbeutete, haben schließlich die Monarchie in dem alten, einfachen Sinne des Wortes vernichtet. Der innere Widerspruch dieses Staatslebens läßt sich kurz in dem Satze zusammenfassen: Frankreich kann einer starken, in einer Hand vereinigten Staatsgewalt nicht entbehren und hat doch die Sitten und Überlieferungen der gesetzlichen Monarchie gänzlich verloren. Das neue bonapartistische System war weder ein aufgeklärter Despotismus im Stile des achtzehnten Jahrhunderts, noch schlechtweg eine Erneuerung des napoleonischen Soldatenkaisertums, sondern eine selbständige, durchaus moderne Staatsform: eine persönliche Tyrannis, gewählt durch die Massen und regierend zum Besten dieses zu seinem Selbstbewußtsein gelangten vierten Standes. Während in dem gesetzlichen Königtume, auch unter einer absoluten Krone, alle Institutionen und Staatssitten darauf ausgehen, die Person des Monarchen dem Kampfe der Parteien zu entziehen und selbst unter einem unfähigen Fürsten den geregelten Gang des Gemeinwesens zu sichern, trug umgekehrt in dem bonapartistischen Frankreich die Person des Monarchen grundsätzlich die Verantwortung für das Schicksal des Staates. Sogar ein genialer Minister wäre unter einem talentlosen oder verhaßten Kaiser

nicht imstande gewesen, das System auf die Dauer zu erhalten. Der Doktrinär des zweiten Kaiserreichs, der Herzog von Persigny, pflegte den Erwählten des Volkes den homme-peuple zu nennen; der Ausdruck enthielt in schmeichlerischer Wendung den richtigen Sinn, daß dies Kaiserreich eine höchstpersönliche Würde war, die durch täglich erneute Sorge für das Wohl der Vielen behauptet werden mußte. Es ist wahr, die Mehrzahl der Wähler hatte den dritten Napoleon erhoben um seines Namens willen; aber kein Unbefangener konnte aus dieser Macht der napoleonischen Erinnerungen den Schluß ziehen, daß die Masse der Franzosen mit derselben Treue an den Bonapartes hänge wie die Preußen an den legitimen Hohenzollern oder weiland die Holländer an dem Tyrannenhause der Oranier. Jedes Band der Pietät zwischen Volk und Fürstenhaus ist in Frankreich durch die Stürme zweier Menschenalter zerstört. Das Interesse bildet hier die einzig mögliche Verbindung der Regierenden mit den Regierten, und in der Tat hat kein Staat der neuesten Geschichte so unbefangen wie das zweite Kaiserreich die Selbstsucht seiner Bürger verwertet. Der neue Bonapartismus war wirklich, wie Freund und Feind ihn oftmals nannten, ein gouvernement indiscutable: nicht bloß wegen seines unheimlichen Ursprunges, sondern vornehmlich, weil der Geist dieses Systems roh materialistisch war, also rückhaltslose Prüfung nicht vertrug.

Es leuchtet ein, daß das Oberhaupt eines solchen Gemeinwesens verantwortlich sein und bleiben mußte. Wenn Laboulaye und die anderen Doktrinäre des empire libéral gegen diese Tatsache zu Felde zogen mit den bekannten konstitutionellen Sätzen, daß Regieren und Verantwortlichsein, gleichzeitig gedacht, einen Widerspruch bildet und mithin seit der Einführung des Erbkaisertums die Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes hinweggefallen sei, so schlugen sie in die leere Luft. Die Rechtslehren des parlamentarischen Königtums lassen sich auf eine demokratische Tyrannis nicht anwenden. Die Gründung des Kaisertums war lediglich ein Namenwechsel, der an der rechtlichen Natur der Präsidentenwürde nichts Wesentliches änderte. Die Erblichkeit dieser Krone blieb immer nur eine unsichere Anweisung auf die Zukunft, die Verantwortlichkeit des Kaisers dagegen ein Grundsatz, dessen unwandelbare Fortdauer von den Würdenträgern des Kaiserreichs Rouher und Troplong jederzeit behauptet wurde und dessen praktische Durchführung durch die Verfassung selber ermöglicht war. Glaubte der Kaiser der Massen sicher zu sein, so durfte er nach Artikel 5 an das souveräne Volk appellieren — eine gewaltige Waffe des Despotismus, welche, zur rechten Stunde und mit napoleonischer Sittlichkeit gebraucht, die Vollgewalt der Krone jederzeit vermehren konnte und in Wahrheit jede Hoffnung auf ein ehrlich parlamentarisches Regiment ausschloß.

Fanden dagegen die Massen, daß der Erwählte ihre Interessen nicht mehr vertrete, so wies das Vorwort der Verfassung den Weg, um den Kaiser zur Verantwortung zu ziehen. Ein französisches Staatsoberhaupt für unverantwortlich erklären, heißt es dort, „das bedeutet: das öffentliche Gefühl belügen, das bedeutet: eine Fiktion aufstellen, welche dreimal unter dem Lärm der Revolution zerstoben ist." Deutlicher ließ sich doch nicht sagen, daß der Kaiser seine Krone trug und tragen wollte auf die Gefahr hin, durch eine vierte Revolution vertrieben zu werden. Dahin also war es mit dem stolzen Frankreich gekommen, daß das Grundgesetz einer gesitteten Nation mit zynischer Unbefangenheit gestand: unser Regiment ist ein Vabanquespiel, jede Sicherheit des öffentlichen Rechts ist ein Schein, jede Verfassung nur ein Notbehelf! Die napoleonische Krone besaß nicht die Sicherheit des Erbkönigtums, eben darum war sie ausgerüstet mit einer Machtfülle, welche ein legitimer Monarch nie erreicht: „Da das Staatsoberhaupt verantwortlich ist," sagt jenes Vorwort, „so muß seine Tätigkeit frei und ohne Hemmnisse sein."

Kein Zweifel, der neue Bonapartismus hegte die Absicht, gleich dem ersten Kaiserreiche, einen neutralen Boden zu bilden, darauf die Trümmer der alten Parteien sich zusammenfinden sollten. Er kümmerte sich nicht um die Vergangenheit seiner Helfer und nahm alle in seinen Dienst, welche die neue Ordnung anerkannten. Er hat nach einigen Jahren des Druckes jedem verbannten Gegner, der sich zum Gehorsam verpflichtete, die Rückkehr gestattet, er kam immer wieder zurück auf die Mahnung, die Größe des Vaterlandes über die Parteien zu stellen. Wer kennt nicht jenes pathetisch-großherzige Schreiben des Kaisers, das die Freilassung des gefährlichen Verschwörers Barbès befahl, weil dieser seine patriotische Begeisterung für den Krimkrieg ausgesprochen hatte? Das Kaisertum wollte auch nicht einem Stande allein dienen; es wußte den Ehrgeiz und die Erwerbslust der Bourgeoisie zu befriedigen und hat sogar den Adel hergestellt — ein vortreffliches Mittel, tausend Familien durch den gemeinen Ehrgeiz sowie durch die Angst vor der Beseitigung erschlichener Adelstitel an die Krone zu binden, aber auch ein Beweis, daß man Neigungen und Vorurteile der höheren Stände schonen wollte. Ja, der Erwählte des Volkes trug sich eine Zeitlang sogar mit dem Plane, einen neuen napoleonischen Adel zu dem alten hinzuzufügen. Herr v. Persigny pries in Tischreden und Proklamationen als den eigentümlichen Vorzug „den eminent sozialen Gedanken" des neuen Systemes, daß jede frühere Regierung nur eine der drei Klassen der Gesellschaft vertreten habe, das Kaiserreich dagegen alle zugleich. Solches Selbstlob trug einigen Anschein der Wahrheit. Der vierte Stand beherrschte allerdings das Gemeinwesen nicht mehr durch Straßentumulte, wie in den ersten Tagen der Republik: er ist überhaupt in geordneten Zuständen niemals imstande, sich so unmittelbar der Staatsgewalt zu bemächtigen, wie dies einst der Adel

und die Bourgeoisie vermochten, und er hatte unter dem zweiten Kaiserreiche scheinbar gleich den anderen Ständen lediglich die Aufgabe, zu gehorchen und zu arbeiten.

Nichtsdestoweniger bildete der vierte Stand die politische Klasse in Frankreich und wurde von dem Beamtentume mit unablässigen Schmeichelreden verherrlicht. „Dieser zahlreichsten und interessantesten Klasse der Gesellschaft hat Gott zuerst den Retter offenbart", so versicherten die Rundschreiben der Präfekten; und vor den Wahlen von 1857 erklärte der Minister Billault amtlich: „Die Feldarbeiter und Handwerker haben das Kaisertum geschaffen, jene Massen fleißiger Menschen, welche die breite Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes bilden." Darum ermahnte Herr von Morny die Wähler, statt der sogenannten politischen Männer Geschäftsleute aus dem Kreise ihres eigenen Gewerbes in den gesetzgebenden Körper zu senden; und noch derber versicherte Herr Granier aus Cassagnac: die Bauernschaft, der Kern der Nation, fragt bereits: warum regiert der Kaiser nicht allein? Napoleon III. selber bezeichnete sein System stets als das gouvernement du grand nombre, und wenn er in einem oft wiederholten Ausspruche erklärte, seine Regierung ruhe „auf dem Volke, dem Quell aller Staatsgewalt, auf dem Heere, dem Quell aller Macht, und auf der Religion, dem Quell aller Gerechtigkeit", so sagte er in dreifacher Umschreibung lediglich das eine, daß dieses Regiment des vierten Standes sich wesentlich auf jene Mächte stützte, welche die Haltung der Massen bestimmen. Daher erscheint auch die seltsam gemischte Gesellschaft des napoleonischen Hofes, dies harmlose Nebeneinander von Hofpfaffen, Hofdemagogen und Hofsoldaten, durchaus zweckmäßig. Erwägen wir die Entstehung des Systems sowie sein langjähriges Dasein, das ungleich friedlicher verlief als die rastlos angefeindete Regierung der Bourbonen und der Orleans und schließlich nur durch die Waffen des Auslandes zerstört wurde, so läßt sich nicht verkennen, daß diese Staatsform sich notwendig aus den sozialen Zuständen des Landes entwickelt hatte. Die zur Herrschaft gelangte Masse, empfänglich für die einfachen allgemeinen Ideen der Gleichheit und der einen, allmächtigen Staatsgewalt, neigt jederzeit zur gleichmäßigen Unterwerfung aller unter einen volkstümlichen Tyrannen. Selbst in den ungleich gesünderen Verhältnissen Nordamerikas ist, zur Zeit Jacksons und Abraham Lincolns, dem souveränen Volke diese Versuchung nahegetreten. Vollends die der Selbstregierung ungewohnte Masse in Frankreich besitzt, nach dem Geständnisse des Sozialisten Duveyrier, „im höchsten Grade das Gefühl der Hierarchie", sie hat über dem Fanatismus der Gleichheit das Verständnis der Freiheit so vollständig verloren, daß Tausende lange in gutem Glauben jenem bis zum Ekel wiederholten Selbstlobe des Bonapartismus beistimmten: „Der dritte Napoleon ist der wahre Gründer der Freiheit, denn seit dem zweiten Kaiserreiche gibt es keine politischen Heloten mehr."

Das allgemeine Stimmrecht bestand, nicht mehr abgeschwächt durch Listenwahlen wie unter dem ersten Napoleon, sondern vollständig und in regelmäßiger Wirksamkeit. Die einst von dem Arbeiterparlamente im Luxemburgpalaste ausgesprochene Forderung, daß die Überlegenheit der Bildung fortan ebensowenig ein Recht begründen sollte wie die Überlegenheit der Muskelkraft, war in Erfüllung gegangen. Das suffrage universel bildete die Grundlage des neuen Staatsrechts, es trat in Kraft bei jeder Wahl, bei jeder Änderung der Hauptgrundsätze der Verfassung und hat in kurzer Zeit so feste Wurzeln geschlagen, daß keine Partei mehr ernstlich an seine Beseitigung denkt. An den Wahlen des Jahres 1863 beteiligten sich 73,9 Prozent, an den Plebisziten, welche die Verfassung und das Kaisertum gründeten, sogar 75 bis 84 Prozent aller erwachsenen männlichen Franzosen. Aus solchen Tatsachen zogen gewandte Werkzeuge der Regierung, wie Thuillier, den Schluß: „Das Kaiserreich ist die größte, die glücklichste Demokratie, welche, von dem Ruhme und der Freiheit gekrönt, je in der Welt gesehen ward"; der Historiker aber erblickt gerade in dieser massenhaften Beteiligung des Volkes den Beweis für die schrankenlose Gewalt des demokratischen Despotismus.

Die Geschichte der meisten Staaten hat in den Tagen des Überganges vom Mittelalter zur neuen Zeit „Könige der armen Leute" gesehen, welche, wie der erste Tudor in England, gestützt auf die Massen, den Trotz der kleinen Herren brachen. Von anderem Schlage war der neufranzösische Despotismus. Er fand das gemeine Recht längst gesichert vor und fühlte sich berufen, den großen Interessenkampf der modernen Volkswirtschaft durch positive Leistungen einer allmächtigen Staatsgewalt auszugleichen. Er wollte, wie Napoleon III. sagt, „die Tätigkeit dieser atemlosen, unruhigen, heischenden Gesellschaft, welche alles von der Regierung erwartet, nähren und befriedigen" — mit anderen Worten, das System war ein monarchischer Sozialismus. Sehr treffend faßte einst Sainte-Beuve im Senate die Aufgabe des socialisme autoritaire, dessen Spuren wir schon in den ersten Schriften Ludwig Bonapartes erkannt haben, dahin zusammen: „Er will das Gute aus den sozialistischen Ideen nehmen, um es der Revolution zu entziehen und in die regelmäßige Ordnung der Gesellschaft einzufügen." Nicht bloß die allen Sozialisten eigentümliche Gleichgültigkeit gegen Verfassungsfragen, sondern das Bewußtsein der Wahlverwandtschaft hat viele, die einst den Schulen der Sozialisten nahestanden, die Vinio, Chevalier, Duveyrier, in das Lager der Bonapartes geführt. Auch jene Sozialisten, welche jahrelang die Börsenwelt des Bonapartismus beherrschten, die beiden Pereire und ihre Genossen, hatten keineswegs ihren Glauben abgeschworen.

Jedes despotische Regiment ist mit einem mystischen Zuge behaftet: der Mystizismus des zweiten Kaiserreichs offenbarte sich in der religiösen Andacht, womit die Majestät des Volkswillens, die Weihe des homme-

peuple verherrlicht wurde. Daß diese Weihe augenblicklich hinfällig wird, sobald der Volkswille sich ändert, durfte natürlich nicht gesagt werden. Sicherlich, der Bonapartismus hegte keine Vorurteile, er wollte nicht, wie einst die Bourbonen, die Vergangenheit streichen, sondern erkannte sich als solidarisch verbunden mit allen früheren Regierungen; er pries die Ideen von 89 als die Grundlage, die Lebensflamme seiner Verfassung und bekannte sich mit beredtem Munde zu den Grundsätzen der Freiheit, auch wenn er sie durch die Tat unterdrückte. Der Kaiser versicherte: „Ich betrachte, treu meinem Ursprunge, die Prärogative der Krone weder als ein geheiligtes unantastbares Pfand noch als ein Erbe meiner Väter, das ich vor allem unversehrt meinem Sohne übergeben müßte." Aber wenn legitimistische Grillen den Bonapartismus nicht berühren konnten, so krankte er dafür an dem Erbleiden der Tyrannis, an dem Hasse gegen jede feste gesetzliche Beschränkung der Staatsgewalt.

Der Kaiser mochte dem Liberalismus Zugeständnisse gewähren, doch der Erwählte des Volkes konnte nie eine wahrhafte Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten zwischen sich und dem gesetzgebenden Körper, nie eine wirkliche Verfassung anerkennen. Ein Gesetz durfte freilich nur durch die Übereinstimmung des Kaisers, des Senates und des gesetzgebenden Körpers zustande kommen; indes der Kaiser allein erließ die zur Ausführung der Gesetze nötigen Dekrete, und jene weise Verfügung des ersten Napoleon, welche dem Senate die Regelung aller in der Verfassung nicht vorgesehenen Verhältnisse übertrug, war auch auf das zweite Kaiserreich übergegangen. Da außer dem Despoten keine Gewalt bestand, welche diese schwierigen staatsrechtlichen Begriffe auseinanderzuhalten vermochte, so sind tatsächlich alle großen gesetzgeberischen Akte des Kaiserreichs allein von dem Kaiser ausgegangen. Ein kaiserliches Dekret ordnete die Thronfolge; ein Dekret gründete im Jahre 1858 den Geheimen Rat — ein Kollegium von persönlichen Vertrauten, dem der Monarch alles, was ihm beliebte, zur Beratung vorlegte — und doch sollte der mit der Vorberatung aller Gesetzentwürfe beauftragte Staatsrat nach dem Staatsgrundgesetze „das wichtigste Rad unserer neuen Organisation" bilden. Ein kaiserliches Dekret gab dem gesetzgebenden Körper das Recht der Adreßberatung, ein anderes Dekret nahm dieses Recht wieder und gewährte als Ersatz die Erlaubnis, die Regierung zu interpellieren. Der Kaiser durfte jederzeit den Belagerungszustand verhängen und war nur verpflichtet, nachträglich die Genehmigung des Senates einzuholen. Kurz, das furchtbare napoleonische Schlagwort Le pouvoir reprend ses droits konnte jeden Augenblick in Kraft treten; an jedem nächsten Tage konnten abermals wie im Jahre 1858 durch ein Sicherheitsgesetz ganze Klassen von Staatsbürgern außerhalb des Gesetzes gestellt werden.

Die eiserne Hand im weißen Handschuh, jenes beliebte Heilmittel der Absolutisten für unsere kranke Zeit, war dem neuen Frankreich in der

Tat zuteil geworden. Nur fünf Hauptgrundlagen der Verfassung durften allein mit Zustimmung des souveränen Volkes beseitigt werden: das verantwortliche Staatsoberhaupt, die von dem Kaiser allein abhängigen Minister, der vorberatende Staatsrat, der die Gesetze beschließende gesetzgebende Körper und der Senat als pouvoir pondérateur. Zu deutsch: die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt, der Übergang zum parlamentarischen System war ohne die Genehmigung der Nation unmöglich; dagegen stand dem Kaiser ohne weiteres frei, seine Macht auszudehnen, nur durfte er nicht den gesetzgebenden Körper selber aufheben. Wie einst der erste Napoleon sagte: „Der Verfassungsplan von Sièyes enthielt nur Schatten, wir brauchen aber eine Substanz, und ich habe diese Substanz in die Regierung gelegt" — so durfte auch der neue Bonapartismus sich rühmen, daß die exekutive Gewalt die einzige lebendige Kraft seines Staatsrechtes bildete. Gewiß, die Verfassung von 1852 hat nicht gleich der Konsularverfassung zu immer gewaltsamerer Steigerung des Despotismus geführt. Der Kaiser hat das Bedürfnis freierer Zustände oft anerkannt. Er beklagte, nach der Versicherung des Herzogs von Morny, im Jahre 1861 vor dem Geheimen Rat den Mangel an Öffentlichkeit und Kontrolle als den Krebsschaden des Systems, er erklärte im Februar 1866 dem Senate: „Meine Regierung ist nicht stationär, sie schreitet fort, sie will fortschreiten." Er ließ im Jahre 1865 die wichtigsten Kundgebungen seiner Regierung in dem Sammelwerke La politique impériale dem Publikum vorlegen, in der sicheren Erwartung, daß das öffentliche Urteil die Verdienste des Regiments nicht verkennen werde. Aber die erste Vorbedingung der politischen Freiheit, die Sicherheit des öffentlichen Rechtes, welche mehr bedeutet als einzelne Zugeständnisse an den Liberalismus, war in dem kaiserlichen Frankreich ein für allemal unmöglich.

Das zweite Kaiserreich blieb bis zu seinem Untergange eine Gewaltherrschaft, und Napoleon III. hat den letzten Grund dieses rechtlosen Zustandes aufgedeckt in den allbekannten Worten seiner Thronrede vom 14. Februar 1853: „Die Freiheit hat nie geholfen, ein dauerhaftes politisches Gebäude zu gründen, aber sie krönt es, wenn die Zeit es befestigt hat". Spotte man immerhin über die flache, geistlose Auffassung des Wesens der Freiheit, die sich in dieser echt napoleonischen Halbwahrheit verrät; ganz unsinnig ist die berüchtigte Theorie von der Krönung des Gebäudes mitnichten. Das von den Bonapartisten tausendmal angeführte Beispiel des englischen Staates läßt sich nicht abweisen. Auch England trat erst dann in den vollen Genuß der parlamentarischen Freiheit, als die Stuartschen Prätendenten nicht mehr gefährlich waren, und doch wurde das Haus Hannover nur in einzelnen Teilen des Reiches ernstlich bedroht. In Frankreich dagegen lagen regelmäßig drei Vierteile der Volkskraft für die Staatsgewalt brach, da drei Parteien stets die vierte herrschende bekämpften. Die Regierung mußte, wie im Grunde alle

ihre Vorgänger seit 1815, täglich um ihr Dasein kämpfen, und sie hatte das lebendige Bewußtsein ihrer Lage, sie glaubte selber nicht an die baldige Erfüllung jener pomphaften Prophezeiung ihrer Thronreden: „Die feindseligen Leidenschaften, das einzige Hindernis der Ausdehnung unserer Freiheiten, werden untergehen in der Unermeßlichkeit des allgemeinen Stimmrechts". Weit klarer war des Kaisers wirkliche Meinung ausgesprochen in dem Satze der Vie de César: „Die politischen Parteien entwaffnen niemals, nicht einmal vor dem nationalen Ruhme". Darum fiel das Kaisertum immer aufs neue in die Angstlehren der Tyrannis zurück: hatte das Land im Sinne der Regierung gewählt, so war die Nation befriedigt und bedurfte keiner Reformen; fielen die Wahlen zugunsten der Opposition aus, so lebten die alten Parteien noch, und jedes Zugeständnis brachte Gefahr. Die Regierung besorgte nach ihrem eigenen Geständnis mehr Unheil von dem Mißbrauch der Freiheit als von dem Mißbrauch der Staatsgewalt, sie gab nie ein Recht endgültig aus der Hand.

Durch die Massen erhoben, fürchtete der Kaiser auch nichts mehr als die Unzufriedenheit der Massen. Der Ruf: Silence aux pauvres!, den einst Lamennais als das Feldgeschrei der Bourgeoisie bezeichnete, galt auch unter Napoleon III., aber in einem neuen Sinne: man durfte in dem neuen Frankreich alles sagen, nur nicht zu dem Volke. Daher die furchtbare, selbst von dem ersten Kaiser kaum überbotene Knebelung des Gedankens, welche von den Massen selber nicht unmittelbar als ein Druck empfunden und doch nur um ihretwillen aufrechterhalten wurde. Von „jenem schuldvollen und unvorsichtigen Gehenlassen, das man manchmal mit dem Namen der Freiheit ziert", hat sich der Bonapartismus unleugbar ferngehalten. Seiner väterlichen Sorgfalt bot der Bücherhausierhandel ein dankbares Feld: schon in den ersten zwei Jahren des Kaiserreichs wurden 6000 Schriften als unsittlich von den Listen der Hausierer gestrichen. Selbst das bescheidenste der politischen Rechte, das Recht der Bitte, war verkümmert. Petitionen durften nur an den Senat gerichtet werden, der sie nach Belieben unerörtert ließ; zwischen dem gesetzgebenden Körper und den Massen sollte schlechthin keine Beziehung bestehen. Daß das Recht der politischen Versammlungen, das zu der allgemeinen Abstimmung gehört wie der Anker zum Schiff, durch das Kaiserreich geradezu vernichtet wurde, mag befremdlich erscheinen, wenn wir erwägen, wie rasch und unfehlbar, bei dem Zusammenströmen aller Talente in der Hauptstadt, neue oppositionelle Gedanken durch die freie Unterhaltung sich in der gesamten gebildeten Gesellschaft verbreiten. Aber die Stimmung der Gebildeten kam für den Bonapartismus wenig in Betracht. Auch die Arbeiter mochten unter sich ihre sozialen Wünsche besprechen. Nur die politische Einwirkung der Gebildeten auf die Massen mußte verhindert werden, die tiefe Unzufriedenheit der Denkenden durfte nimmermehr in den vierten Stand hinüberdringen. Daher die von dem Minister Pinard aufgestellte tief-

sinnige Unterscheidung zwischen dem angeborenen Gesellschaftstriebe und dem bloß relativen Versammlungsrechte. Daher bildete der deutsche Turnverein zu Paris, dank der Gunst des Hauses Rothschild, lange den einzigen Verein in Frankreich, der politischen Gedanken nicht ganz fremd war, und die stolze Nation, welche das Versammlungsrecht dem Festlande erobert hat, war um das Jahr 1866 in ihren Hoffnungen so tief gesunken, daß selbst Liberale sich nur bis zu dem Wunsche erhoben, es möchten öffentliche Versammlungen mindestens in den letzten zwanzig Tagen vor den Wahlen gestattet sein! Daß in der Stille kein Unheil gebrütet werde, dafür sorgte die geheime Polizei, die pflichteifrige Schülerin der Maupas, Pietri, Lespinasse. Auch ein schwarzes Kabinett bestand, soweit der ungeheure Aufschwung des modernen Briefverkehrs die armseligen Künste einer überwundenen Epoche noch gestattete. Napoleon III. beim Einzuge in Mailand, mit Jubel begrüßt von einem Volke, dem er die Freiheit bringt, und auf Schritt und Tritt verfolgt von einer Wolke von Mouchards, deren wohlbekannte italienische Banditengesichter das Lächeln der Welschen erregen — das ist eine Szene, die den Charakter dieser popularen Tyrannis im vollen Lichte erscheinen läßt.

Aus ähnlichen Gründen erklärt sich auch, daß die Ungleichheit des Rechtes für die dauernden und für die flüchtigen Erzeugnisse der Presse, welche in einem unfertigen Staate allerdings unvermeidlich ist, in dem Kaiserreiche über jedes Maß hinaus gesteigert wurde. Die Ideen von 89 begründen nach Herrn Rouher nur ein Recht des Einzelnen, seine Meinung zu veröffentlichen, nicht aber ein Recht zu kollektiver Mitteilung. Bücher, die der kleine Mann nicht liest, genossen einer fast vollständigen Preßfreiheit. Prevost-Paradol pflegte, wie einst unsere Liberalen unter der Karlsruher Zensur, nachträglich in seinen Büchern jene Äußerungen bekannt zu machen, welche die Polizei seiner Zeitschrift nicht gestatten wollte. Für die Zeitungen galt der Orakelspruch Graniers aus Cassagnac: die Presse verbittert die Streitfragen, ohne sie zu lösen, die Regierung löst sie, ohne sie zu verbittern. Ein Rüstzeug, weitaus genügend zur Zähmung der Presse, lag bereits in den Gesetzen der Republik vor; das Kaiserreich fügte im Februar 1852 noch die polizeilichen Verwarnungen hinzu. Durch einundneunzig Verwarnungen, die binnen fünfzehn Monaten auf die längst eingeschüchterten Zeitungen herabregneten, schuf Herr v. Persigny in der öffentlichen Diskussion „jene gemäßigte Temperatur, in welcher allein die Freiheit gedeiht". Wichtiger für das System war der hohe Zeitungsstempel; er verwickelte viele Blätter in Geldverlegenheiten, brachte sie in unsaubere Beziehungen zu den Mächten der Börse, und vor allem, er verschloß die gebildete Presse den Massen. Der kleine Mann mochte sich aus dem billigen kleinen Moniteur von dem Glanze des Kaiserreichs überzeugen oder an der vollendeten Albernheit und den Zoten des Petit journal und verwandter Klatschblätter seine sittliche

Bildung kräftigen. Die auswärtige Presse unterlag nach wie vor einer schlechthin russischen Brutalität; nicht einmal auf Umwegen sollte dem Volke die Kunde werden, daß irgendwo Toren lebten, welche das Kaiserreich nicht für den freiesten und glücklichsten Staat der Welt hielten. Nehmen wir hinzu eine Theaterzensur, deren hochkomische Seelenangst oft an die Zeiten des alten Kaiser Franz erinnerte, so müssen wir gestehen, daß die Gewalt für die politische Unschuld der Massen getan hatte, was die Gewalt vermag.

Zu diesem jede ernstliche Änderung des Systems verhindernden Gefühle der Unsicherheit gesellte sich noch der sittliche Makel, der an dem Staatsstreiche haftete und wohl vergessen, doch nicht verziehen werden konnte. Napoleon III. bekennt in dem Leben Cäsars, die schwerste Aufgabe einer durch Gewalt entstandenen Regierung sei: die ehrlichen Männer zu versöhnen. Auch der 2. Dezember brachte freilich wieder nur eine Thronrevolution, er änderte nur weniges an den wichtigsten Institutionen der Verwaltung, desto mehr an ihrem Geiste: für den gebildeten Mann, der ohne die Freiheit des Gedankens nicht wahrhaft zu leben vermag, begann mit jenem Tage in Wahrheit ein neues Zeitalter. Deshalb konnte selbst der maßvolle Tocqueville sich nie entschließen, dem Kaisertum den Eid zu leisten. Für den tiefen sittlichen Ekel des geistigen Adels der Nation bot die Ergebenheit gewandter Geister keinen Ersatz. Wenn der alte Dupin ein hohes Amt des Bonapartismus übernahm, weil der Unglückliche bereits dahin gelangt war, „die Zinsen seines Vermögens angreifen zu müssen", wenn der Prinz Napoleon, den am 2. Dezember niemand finden konnte, nach dem Siege in das Lager seines glücklichen Vetters eilte, und so weiter ins Unendliche — so mochten diese Männer sich selber mit dem hehren Worte Dupins trösten: „Ich habe immer Frankreich angehört, niemals einer Partei". Dem klugen Selbstherrscher aber stieg sicherlich oft der Zweifel auf, ob dies die sittlichen Kräfte seien, worauf ein Reich sich stützen kann. Ein Würdenträger des Kaiserreichs predigte einst: „Für die Massen wie für die Einzelnen gilt die Regel, daß, wer Gunst erbittet und erhält, sich dem Gewährenden zu Dank verpflichtet. Also will es das öffentliche Schamgefühl." Die Wahrheit dieser Worte, deren erhabener Tugendstolz an Guizot erinnert, muß jedem Unbefangenen einleuchten, aber schwerlich einem Beamtentume, das schon so viel Throne fallen sah. Und diese Bureaukratie hegte bei aller Dienstbeflissenheit doch eine sehr bestimmte Standesgesinnung; sie war emporgekommen im Namen der „Ordnung", sie wollte der herrschende Stand bleiben und dachte darum, vom Präfekten bis zum Flurschützen herab, reaktionär. Auch die Regierungspartei, welche durch die sanfte Beihilfe dieser Präfekten in den gesetzgebenden Körper gelangte, bestand aus Fanatikern der Ordnung. Der Kaiser war der freieste Kopf seiner Regierung, und dennoch, solange die Dynastie von den Liberalen nicht rückhaltlos aner-

kannt wurde, sah er sich gezwungen, seine Reformen durchzuführen durch Männer, welche jeden Fortschritt verabscheuten. So gelangen wir von allen Seiten her zu dem Ergebnis, daß das Kaiserreich ein demokratischer Despotismus sein und bleiben mußte.

Auf den ersten Blick scheint die Konsequenz dieser Staatsform unzweifelhaft. Die Pyramide der altnapoleonischen Verwaltung, durch und für den Despotismus geschaffen, gegründet auf den Gedanken der Allmacht des Staats, hat ihre naturgemäße Spitze gefunden in dem erwählten Selbstherrscher, der die Staatsgewalt zum Besten der Massen verwendet und im äußersten Falle der Revolution gewärtig ist. Auch der Staatsrat, dessen Mitgliederzahl namhaft verstärkt wird, bildet wieder wie unter dem ersten Kaiser das Haupt und die hohe Schule der Verwaltung. Er schützt die Beamten vor gerichtlicher Verfolgung und verhandelt so förmlich und umständlich über die Gesetzentwürfe, daß eine weitere Beratung in einem Parlamente dem großen Haufen als überflüssig erscheint. Das Beamtentum ist durch die massenhafte Vermehrung der Ämter und Erhöhung der Gehälter an das System gebunden, die Entfernung unbequemer Charaktere ohne viele Umstände durch die neu errichteten cadres de non-activité erleichtert. Auch die Unabhängigkeit des Richterstandes erscheint kaum noch als eine Schutzwehr gegen den Absolutismus. Beförderungen der Richter erfolgen grundsätzlich nur zur Belohnung dynastischer Gesinnung; die Einweisung der Mitglieder der Gerichtshöfe in die Gerichtskommissionen geschieht nicht mehr wie sonst durch den Gerichtspräsidenten und die ältesten Räte, sondern durch den Präsidenten und den Generalprokurator. Neben dieser Hierarchie der Autorität steht als ein kluges Zugeständnis an die Ideen vergangener Tage das système consultatif, die von Persigny so genannte Hierarchie der Freiheit — der gesetzgebende Körper, die General-, Bezirks- und Gemeinderäte — ohne wirklichen Anteil an der Staatsgewalt, aber berechtigt, der Bureaukratie zuzeiten im Namen der Besitzenden Rat zu erteilen. Gelänge es nun, das Heer durch kurze glückliche Kriege, die Massen durch Spiele und öffentliche Arbeiten in guter Stimmung zu erhalten, die Gebildeten ganz und gar mit dem strebsamen Knechtssinne der fonctionnomanie und der Lust am Golde zu erfüllen, so bestände ein Gemeinwesen, allerdings ohne sittlichen Inhalt, aber sehr wohl fähig, die Ordnung und die Arbeit im Innern, die Staatsmacht nach außen aufrechtzuerhalten — ein modernes Gegenbild des byzantinischen Reichs. Auch dort konnte der Kaiser, einmal von den Parteien der Rennbahn anerkannt, auf eine leidlich ruhige Regierung zählen. Eine stramme Bureaukratie zog alle Talente an sich, sicherte dem Staate ein tausendjähriges Dasein, der Gesellschaft schwunghaften Verkehr. Ein technisch vortreffliches Heer errang die Jahrhunderte hindurch Triumphe über Ostgoten und Vandalen, Kreter und Syrer, Armenier und Bulgaren — und wenn

wir Carlyle und anderen starken Geistern der Gegenwart glauben, so sind die Freiheitsideale unseres Jahrhunderts überhaupt nur als eine Art Hautkrankheit der Neuzeit zu betrachten.

In den zuversichtlichen Jahren seiner Herrschaft hat Napoleon III. auch sicherlich an die Unwandelbarkeit der Grundgedanken seiner neuen Konsularverfassung geglaubt und von dem parlamentarischen Systeme sich nichts träumen lassen; denn gerade dieser Staatsform galten die gehässigsten Angriffe seiner älteren Schriften, und noch auf dem Throne sprach er gern seine Verachtung aus über diese „absonderlichen Doktrinen der Theoretiker, diese übergeistreichen Systeme, diese leeren Abstraktionen". Vollends die Werkzeuge des Kaisers befleißigen sich, in ihren Reden eine grenzenlose Verachtung gegen den Parlamentarismus zur Schau zu tragen. Da eifert St. Arnaud über die alten kotigen Geleise, darin man erbärmlich fällt, Baroche wider die pedantischen Skrupel der konstitutionellen Juristen, Troplong wider das hemmende und verwirrende Räderwerk der parlamentarischen Maschine. Persigny und der Prinz Napoleon kommen unaufhörlich auf den alten Glaubenssatz des Bonapartismus zurück, daß das parlamentarische System oligarchisch sei, dem Wohl der Vielen verderblich, nur schmeichelhaft für die Eitelkeit einzelner. Ja Herr v. Morny beklagt sogar das theatralische Wesen parlamentarischer Verhandlungen — ein seltsamer Vorwurf im Munde des Bonapartismus, der in den Künsten der Marktschreierei niemals seinen Meister fand. Solcher Widerwille, dem Instinkte des Despotismus entsprungen, wurde genährt durch die aufregende Erinnerung an die Orleans. Sie waren dem zweiten Kaiser, was die Bourbonen dem ersten, ein Gegenstand unabläßiger Sorge und Verfolgung. Wir verweisen nicht auf die berufene Einziehung der Güter des Hauses, denn der Kenner der französischen Domänengeschichte darf nicht leugnen, daß diese Tat, wie gehässig sie auch scheinen mag, den Traditionen der Krone vollständig entsprach. Wohl aber bezeugen die boshaften Ausfälle und Seitenhiebe gegen das Julikönigtum, die in den kaiserlichen Reden immer wiederkehrten, den unversöhnlichen Groll des Gefangenen von Ham. Wie unfürstlich war jene Rede des Präsidenten im Schlosse von Amboise, da er den gefangenen Abd-el-Kader entließ und die Großmut seiner eigenen mit dem Kleinsinne der gestürzten Regierung verglich! Sogar das Anstandsgefühl kam dem nachtragenden Manne abhanden, wenn er der Orleans gedachte: als er den hohen Staatskörperschaften seine Verlobung anzeigte, versagte er sich's nicht, über die kleine mecklenburgische Prinzessin, mit welcher der Thronerbe Ludwig Philipps sich begnügen mußte, zu spotten. Und als der Herzog von Aumale den Prinzen Napoleon durch seinen anzüglichen Brief über die Geschichte Frankreichs geärgert hatte, da erging ein allgemeines Verbot wider alle Schriften der verbannten

Dynastie — von demselben Fürsten, der einst im Kerker des Julikönigtums vollständige Preßfreiheit genossen hatte.

Von diesem Hasse gegen das Julikönigtum gibt auch die Verfassung des Kaiserreichs ein Zeugnis; die Begriffe der parlamentarischen Zeit sind hier bis auf die letzte Spur zerstört, von einer Volksvertretung kann nur in figürlichem Sinne geredet werden. Auch wir Deutschen kennen den Mißbrauch der Amtsgewalt bei den Parlamentswahlen; immerhin dürfen wir dreist behaupten, daß die schimpflichsten Fälle deutscher Wahlkorruption, wegen der Unabhängigkeit unserer Gemeinden, der Bildung unserer Massen, kaum an die Beispiele der Tage Guizots heranreichen. Dem Bonapartismus blieb vorbehalten, alle seine Vorgänger zu verdunkeln und die zweischneidige Wirkung des allgemeinen Stimmrechts der Demokratie so furchtbar deutlich zu machen, daß der republikanische Minister Carnot gestehen mußte: „Die allgemeine Abstimmung ist ohne Volksbildung eine Gefahr, ohne Freiheit eine Lüge". Das Lob der Offenheit, das die satisfaits dem Wahlsysteme des Bonapartismus zu spenden liebten, ist in der Tat wohl begründet. „Die Zeit der kleinen, der geheimen Mittel ist vorüber", sagte der Minister Persigny in seinem ersten Wahlrundschreiben vom Februar 1852. „Welche Verlegenheit für die Wähler, wenn die Regierung nicht selber die Männer ihres Vertrauens bezeichnete!" — und, fügten dienstwillige Präfekten hinzu, „da es der Würde der Regierung nicht entspricht, etwas halb zu tun, so wird sie den Gegenkandidaten bekämpfen". In jedem Bezirke wird ein offizieller Kandidat aufgestellt. Jeder andere Kandidat ist désavoué d'avance. Denn entweder ist er ein Gegner, dann wäre es eine törichte Hoffnung, jetzt noch, unter dem verantwortlichen Kaiser, regierungsfeindliche Tendenzen durchsetzen zu wollen; oder er ist ein Freund, dann soll nicht um eines kleinlichen persönlichen Interesses willen das öffentliche Wohl gefährdet werden! Man ging so weit, selbst bonapartistische Kandidaten zu bekämpfen, wenn sie sich nicht um den Schutz des Präfekten bewarben; wer seinen Sitz allein sich selber verdankt, kann ja dem Laster der Unabhängigkeit verfallen. Die Kriecherei der also gebildeten Regierungspartei ward allmählich so bedenklich, daß Herr Rouher ihr einst herablassend erklären mußte: „Wir gestehen der Regierungspartei das Recht zu, unsere Fehler zu verbessern, wenn wir unrecht haben."

Auch die Heimlichkeit gewährte keine Bürgschaft für die Freiheit der Wahlen. Die Abstimmung erfolgte gemeindeweise, und die kleinen Kommunen des flachen Landes gehorchten unfehlbar dem Befehle ihrer Maires, deren Amtseifer sich noch gehoben hatte, seit Herr v. Persigny auf den glücklichen Einfall kam, auch dem Dorfschulzen die ihm bisher verschlossene Aussicht auf das rote Band zu eröffnen. In den ersten Jahren baute der Kaiser so fest auf das Ansehen seiner Beamten, daß der Minister Billault den Maires verbot, persönlich bei den Gemeindewahlen zu erscheinen. Die

Wahlbezirke wurden von der Regierung nach Belieben verändert; bei der Bildung der Wählerlisten verfuhr das Beamtentum mit souveräner Freiheit, dergestalt, daß die unermeßlich gestiegene Bevölkerung von Paris im Jahre 1863 weniger Wähler zählte als sechs Jahre früher. Seit bei den zweiten Wahlen des Kaiserreichs einzelne Eidverweigerer sich wählen ließen, mußte jeder Kandidat im voraus den Eid auf die Verfassung leisten. Wahlkomitees fielen unter das Verbot des Code Napoléon; die Freiheit der Wahl erfordert — so erklärte Herr Thullier amtlich im Jahre 1865 —, daß die Wähler nicht durch Ausschüsse terrorisiert werden. Ein gütiger Zufall fügte es gemeinhin, daß am Morgen des Wahltages Plakate an den Straßenecken von neuen Eisenbahnen und Kanälen, welche der Staat dem Departement schenken wolle, erzählten. Mit dieser Wahlkorruption von oben hat sich allmählich ein System der privaten Bestechung verbunden, gleich, als gälte es, alle Sünden des englischen und des altfranzösischen Parlamentarismus in das Kaiserreich aufzunehmen. Die Kosten der Wahl — ohnehin, bei der großen Ausdehnung der ländlichen Bezirke, sehr erheblich selbst für den offiziellen Kandidaten, dem der Staat einen Teil der Ausgaben abnahm — wurden dem Unbemittelten fast unerschwinglich, seit die Kandidaten sich gewöhnten, der Wählerschaft gemeinnützige Stiftungen zu versprechen, Denkmäler und Brunnen zu bauen usf.

Ein gesetzgebender Körper von solchem Ursprunge darf folgerecht nicht Herr sein im eigenen Hause. Der Kaiser ernannte die Präsidenten und Quästoren, und da in Frankreich bekanntlich selbst der Gerichtspräsident sich verpflichtet glaubt, Partei zu ergreifen, so übten vollends die Vorsitzenden des kaiserlichen Parlaments einen schamlosen Terrorismus wider ihre politischen Gegner. Ein Meisterstück des demokratischen Despotismus war auch die hohe Besoldung der Abgeordneten. Frankreich besaß die kostspieligste Volksvertretung in Europa; das Budget für beide Häuser, das unter Ludwig Philipp 2,2 Millionen betrug, stellte sich in dem Kaiserreich auf 12 Millionen Frank. Diese Einrichtung, die dem Nachdenken unserer deutschen Diätenschwärmer entgangen zu sein scheint, entspricht, wie das Gesetz sagt, „der demokratischen Grundlage unserer Verfassung", sie nährt jene Abneigung gegen den unentgeltlichen Bürgerdienst, welche der bureaukratische Staat begünstigen muß, und sie schmälert unzweifelhaft das sittliche Ansehen der Volksvertretung. Die Nichtwählbarkeit der Beamten schien ein Zugeständnis an den Liberalismus, da sich von einem napoleonischen Beamten eine halbwegs unabhängige Haltung im gesetzgebenden Körper nicht erwarten ließ; aber in diesem bureaukratischen Gemeinwesen wird mit dem Beamtentum auch die Sachkenntnis dem Parlamente entzogen: die große Mehrheit des Hauses bestand aus Dilettanten. Der folgenreichste Satz der Verfassung über den gesetzgebenden Körper war jedoch die Vorschrift, daß die Presse

nur eine amtliche Inhaltsübersicht über den Verlauf der Sitzungen veröffentlichen dürfe. Damit war der Sache nach die Heimlichkeit des Parlaments und der Wille der Regierung, diese Versammlung niemals erstarken zu lassen, unzweideutig ausgesprochen. Der gesetzgebende Körper genehmigt oder verwirft die Gesetzentwürfe im ganzen; über Verbesserungsanträge, „welche so oft die Ökonomie eines Gesetzes stören", darf nur beraten werden, wenn der Staatsrat sie im voraus für zulässig erklärt hat. Der Grundsatz der Abhängigkeit der Minister von dem Kaiser allein war in der Verfassung so hartnäckig festgehalten, daß nur Mitglieder des Staatsrates, nicht die Minister als solche, vor dem gesetzgebenden Körper die Regierung vertreten durften. Der Vorschlag einer Dotation für den berüchtigten Grafen Palikao — welche in anderer Form doch durchgesetzt wurde — und der unsinnige Plan einer umfassenden Entwaldung blieben während langer Jahre die beiden einzigen namhaften Gesetzentwürfe, die vor dem Widerspruche der Abgeordneten zurückgezogen wurden. In zweifelhaften Fällen sprach die rechtliche Vermutung natürlich gegen den gesetzgebenden Körper; da der Kaiser allein berechtigt war, Handelsverträge zu schließen, so wurde auch die durchgreifende Umgestaltung des Zolltarifs allein durch die Krone vollzogen.

Nicht minder kläglich stand es um die finanziellen Rechte des Hauses. Jene Tage der Siegesgewißheit gingen freilich bald vorüber, da der Minister Bineau die harmlose Theorie aufstellen konnte: die Volksvertretung bestimmt, welche Summe für die Staatsverwaltung ausgegeben werden soll, über die Verwendung im einzelnen entscheidet die Regierung allein. Aber auch nachdem die Rechte des gesetzgebenden Körpers etwas erweitert worden, bestanden noch fünf Budgets, das budget général, extraordinaire, supplémentaire, rectificatif und das budget de l'amortissement, welche sämtlich in provisorischer oder definitiver Form erscheinen konnten. Die provisorischen Budgets brauchten oft drei, ja fünf Jahre, bis sie ihre definitive Gestalt erlangten. Stets lagen drei oder vier Jahresbudgets gleichzeitig unabgeschlossen vor. Die Regierung behielt die rücksichtslos mißbrauchte Befugnis der virements, des beliebigen Übertragens der bewilligten Gelder auf andere Posten, innerhalb der 59 Sektionen des Budgets. Kurz, vor einem so chaotischen Finanzwesen, dessen wirkliche Lage selbst dem Kennerblicke Achille Foulds selten klar wurde, mußte jede wirksame parlamentarische Kontrolle verstummen.

Noch nichtiger sogar als der gesetzgebende Körper war der napoleonische Senat. Ein Oberhaus, welches Sachkunde und Unabhängigkeit in sich vereinigte, läßt sich in dieser demokratischen Gesellschaft wohl nur durch Wahlen aus den Generalräten der Departements bilden — ein Gedanke, der in liberalen Kreisen viel besprochen wurde. Der Kaiser zog die ausschließliche Ernennung durch die Krone vor. Der Senat bildete den Sammelplatz für die Würdenträger und Vertrauten des Kaiserreichs, doch

vornehmlich die Versorgungsanstalt für alle verbrauchten Werkzeuge, welche der Kaiser zur Seite warf. Die Verhandlungen des Senats waren allerdings, nach dem Wunsche des Gründers, nicht mehr wie jene der orleanischen Pairskammer „bloß ein schwacher Widerschein der Debatten der zweiten Kammer"; sie bedeuteten einfach nichts und erregten nur dann und wann eine flüchtige Aufmerksamkeit, sobald der Fanatismus der Ordnung unter diesen Glückskindern des Kaiserreichs in drastischen Auftritten sich entlud. Der Senat war „der Hüter des Grundvertrages der Nation" und wachte nach unten eifersüchtig über seinen Rechten. Er wies eine Zuschrift, welche die Einreichung von Petitionen auch bei dem gesetzgebenden Körper erbat, mit Entrüstung zurück und verbot noch im Jahre 1865 jede Diskussion außerhalb des Senats, welche die Veränderung oder die Kritik der Verfassung bezwecke. Geduldiger zeigte er sich nach oben. Gegen das Sicherheitsgesetz von 1858 erhob sich die Stimme eines Senators, des Marschalls Mac Mahon. Die kaiserlichen Dekrete, welche die Verfassung umgestalteten, nahm der Hüter des Grundvertrages stets kummervoll, aber gefaßt entgegen, ohne zu protestieren. Von seinem Rechte der Initiative hat der Senat unseres Wissens nur zweimal Gebrauch gemacht: als er einen Bericht über die Findelkinder erstattete und das erste Buch eines Code rural beriet. Solche Bescheidenheit entsprach den bureaukratischen Staatssitten, sie fand auch ihren Lohn: nach der Verfassung stand dem Staatsoberhaupte frei, einzelne Senatoren für ihr Wohlverhalten zu belohnen, einige Jahre darauf wurden alle Senatoren besoldet.

Die parlamentarischen Schöpfungen des Bonapartismus waren mit umsichtiger Berechnung darauf eingerichtet, daß sie niemals eine Macht werden sollten; und doch war die eiserne Konsequenz dieses Staatsbaues nur ein Schein. Der tiefe innere Widerspruch, der den französischen Staat seit zwei Menschenaltern erfüllt, war auch durch das Kaiserreich keineswegs gelöst. Wenn die Habgier und Herrschsucht der Franzosen den demokratischen Despotismus begünstigten, so blieben doch in dem hochbegabten Volke selbst während dieser Epoche der Ermattung ideale Kräfte lebendig, die nach freieren Staatsformen drängten. Die Nation fühlte noch immer das Bedürfnis, von einer starken Gewalt regiert zu werden und dann die Regierung anzugreifen. Wenn das parlamentarische System auf diesem Boden eine Unwahrheit war und den Verwaltungsdespotismus für die Zwecke der Parteien mißbrauchte, so war doch das Kaisertum nicht minder eine Unwahrheit. Die Erinnerungen an die großen Tage der Revolution und an jene Zeit, da der Weltteil auf die Rednerbühne des Palais Bourbon lauschte, lebten unausrottbar fort; die Macht dieser Traditionen verhinderte, daß die verspottete „Hierarchie der Freiheit" zu einem unschädlichen Beiwerke des Staates wurde. Die Notwendigkeit milderer Ordnung wurde um das Jahr 1860 leise anklopfend sogar in Rußland

hörbar; die Sünden der europäischen Reaktion hatten das Gefühl der Gemeinsamkeit unter den Völkern gekräftigt. Die Gesittung des Jahrhunderts zwang dem Despotismus überall eine liberale Maske auf, sie nötigte die Bonapartisten, den Soldatenkaiser als einen Helden der Freiheit und des Friedens zu feiern. Sie gab sogar dem traurigen gesetzgebenden Körper des Kaiserreichs eine wachsende Bedeutung.

Auf die Totenstille der Wahlen von 1852 folgte der heftige Wahlkampf von 1857. Vergeblich prahlte die Thronrede, nur einige örtliche Meinungsverschiedenheiten hätten die allgemeine Befriedigung gestört. Vergeblich suchte die offizielle Presse die fünf mutigen Männer, welche jetzt sechs Jahre lang allein im gesetzgebenden Körper der Regierung zu widersprechen wagten, als Verräter und Verschwörer anzuschwärzen. Die geschlossene Schar der ergebenen Abgeordneten blieb allerdings noch von jeder Ansteckung frei. „Sprechen Sie draußen mit mir, Morny sieht auf uns" — sagte ein gesinnungstüchtiger Deputierter ängstlich zu Ollivier, als dieser, einer der Fünf, ihn im Sitzungssaale anredete. Die gebildete Gesellschaft aber begann den Reden der Fünf Beifall zu klatschen; das Frondieren und Widersprechen ward wieder zur Mode. Der Kaiser und sein Morny folgten vorsichtig den Wandlungen der Zeitstimmung; sie dachten die erwachende Opposition durch rechtzeitige Gewährungen im Zaume zu halten, aber freilich kein wesentliches Recht des homme-peuple aufzugeben. Nachdem schon nach dem italienischen Feldzuge eine umfassende Amnestie erlassen worden, erschien plötzlich, gänzlich unerwartet, in Wahrheit nicht ertrotzt durch eine übermächtige Bewegung des nationalen Geistes, sondern frei hervorgegangen aus dem selbständigen Entschlusse des Kaisers, das Dekret vom 24. November 1860, von dem Marquis von Boissy le décret sauveur genannt, das die Veröffentlichung der Kammerdebatten gestattete. Dadurch war mit einem Schlage das Wesen des gesetzgebenden Körpers geändert, aus einem großen Generalrate eine Art von Volksvertretung geworden. Das neu erworbene Recht der Adreßberatung offenbarte aber auch sofort die Unhaltbarkeit eines Parlamentes, das die Nation befriedigen sollte, ohne die Regierung zu beschränken. Die Adreßdebatten erregten das Volk durch eine heiße und im Grunde zielloſe Rhetorik, quälten den denkenden Hörer durch die ewige Wiederholung der längst bekannten Elementarbegriffe der konstitutionellen Doktrin; ihr praktisches Ergebnis war lediglich die Verzögerung der Geschäfte um einige Monate.

Mit jenem Novemberdekrete war für den Staat Napoleons III. der Augenblick eingetreten, der für jede unsichere Regierung der gefährlichste ist: der Zeitpunkt, da sie sich zu reformieren beginnt. Dieser Zeitpunkt aber währte, da die politische Kraft der Nation fast erstorben war, volle zehn Jahre. Die Opposition erstarkte langsam; sie errang bei den Wahlen von 1863 und mehr noch bei den Nachwahlen sowie bei der

Wiederbesetzung der Gemeinderäte einige Erfolge; in der mächtigen Hauptstadt entschied eine bedeutende Mehrheit gegen die Regierung. Ein neues Geschlecht, das die Schrecken der Februartage nicht mit Bewußtsein durchlebt, war herangewachsen; und dem Despoten mochte oft die Sorge aufsteigen: wie nun, wenn die Massen, gewöhnt, jedes Unheil, auch Mißwachs und Hungersnot, dem Kaiser zur Last zu legen, in einem Augenblicke wirtschaftlicher Not sich mit den längst grollenden Gebildeten verbinden? Er fing an, wie Morny, die Annäherung an das parlamentarische System für unvermeidlich zu halten. Jedes Jahr brachte dem gesetzgebenden Körper neue Rechte — die Einsicht in die Aktenstücke der Diplomatie, die Genehmigung der Supplementarkredite u. dgl. — bis endlich sogar die Rednerbühne, ein Greuelbild für den korrekten Bonapartismus, in dem schönen Halbrunde des Palastes Bourbon wieder aufgestellt wurde. Jeder dieser tastenden Versuche ward für die erwachende öffentliche Meinung nur ein Hebel, um neue Forderungen zu stellen und schließlich rund und nett den „englischen" Parlamentarismus zu verlangen.

Bedarf es heute noch des Beweises, daß die gebildeten Klassen in einem ungeheuerlichen Irrtum befangen waren? Ein einziger Blick auf die Bedeutung der Massen lehrt, daß jene doktrinären Wünsche den faulen Fleck in dem neufranzösischen Staate gar nicht berührten, ja, daß ihre Erfüllung den politisch einflußreichsten Stand ganz gewiß nicht befriedigen konnte. Was dieser Staat bedurfte, war Beschränkung der Staatsgewalt durch gründliche Umbildung der Verwaltung. Erst auf diesem neuen Unterbau konnte sich vielleicht im Laufe der Jahre eine parlamentarische Regierung erheben. Statt dessen sang die Presse wieder das alte Lied von der Teilung der Gewalten; sie verlangte, ohne es sich selber ehrlich einzugestehen, einfach die Rückkehr eines durch eigne Schuld gefallenen Systemes, die Rückkehr jenes bureaukratisch-parlamentarischen Parteidespotismus, der so lange Frankreichs Unheil gewesen. Alles, was die Doktrinäre des empire libéral forderten, hatte Frankreich bereits besessen in der Zusatzakte der hundert Tage; und unter dem zweiten Kaiserreiche blieb es ebenso undenkbar wie unter dem ersten, daß der Erwählte des Volkes, der unumschränkte Beherrscher der Verwaltung und des Heeres, der die Gesamtheit der Nation vertrat, einer Parlamentsmehrheit, die nur einen Teil des Volkes hinter sich hatte, ehrlich gehorchen sollte. Wer aber damals, wie der Schreiber dieser Zeilen, die ketzerische Behauptung aufstellte, „der parlamentarische Bonapartismus wäre die Lüge aller Lügen", der wurde von den Liberalen vornehm abgefertigt mit der Versicherung: wenn nur erst der Parlamentarismus besteht, so wird sich die Selbstverwaltung von selber finden! So blind glaubte man noch an die Wunderkräfte der alten konstitutionellen Schablone!

Und hatte sich denn in dem Parteileben eine heilsame Klärung vollzogen, die zu der Erwartung berechtigte, die Nation werde den ungeheuren

Widerspruch despotischer Verwaltung und konstitutioneller Verfassung glücklicher als vor Jahren ertragen? Die Antwort lautet tief beschämend. Die alten Parteien waren vernutzt, neue nicht entstanden. Die Monarchie der Bourbonen und der Orleans bildete Republikaner, die Republik erzog ein Geschlecht von Reaktionären, unter dem Kaiserreiche schuf der Geist des Widerspruchs zwar der Unzufriedenen viele, doch nicht eine starke liberale Partei mit festen Zielen. Die Herrschaft der Legitimisten war in dem neuen Frankreich unmöglich — wenn anders wir das gefährliche Wort auf die unberechenbaren Zustände dieses Reiches anwenden dürfen. Die Orleanisten hatten wenig gelernt. Nicht bloß ihre Flüchtlinge verzehrten sich in unfruchtbarem Hasse — wie jener einst so besonnene Dunoyer, der in seinem Werke über das zweite Kaiserreich nur sinnlose Zornreden und das ewige quiconque et loup agisse en loup zu sagen wußte. Auch die daheim geblieben, waren den Ideen verschollener Tage nicht entwachsen: verantwortliche Minister und eine feindselige Haltung gegen Deutschland bildeten die Kernsätze ihres politischen Glaubens. Die gemäßigten Republikaner zählten noch immer, wie vor zwanzig Jahren, viele hochachtbare mannhafte Namen, aber die Masse stand nicht hinter ihnen, und auch sie lebten weniger in neuen Gedanken als in dem Hasse gegen den zweiten Dezember, „der kein Datum, sondern ein Verbrechen ist". Von den Radikalen waren die einen übergelaufen zu dem roten Prinzen, die anderen berauschten sich an Traumbildern, die jeden Staat, jede Ordnung der Gesellschaft zerstören mußten. Welch ein Abgrund gotteslästerlicher Zuchtlosigkeit tat sich auf, als auf dem Lütticher Studentenkongresse der Löwe des lateinischen Viertels brüllte! Und welch eine tobende schäumende Wut in den Flugschriften jener Flüchtlingsliteratur, welche die Fenster der Buchläden von Genf und Brüssel bedeckte! Die Pamphlete der Roten über Cäsars Frau zeigten die alte unheimliche Verwandtschaft der Blutleckerei und der Wollust. Die Drohungen der Boichot und Pyat gegen den weißen Soulouque, der einst im Jardin des Plantes neben den wilden Tieren in einen Käfig gesperrt werden muß — die unflätigen Schimpfreden der Flüchtlinge wider die Königin von England als die Verbündete Napoleons — das alles zeigte die ungeschwächte Fortdauer uralten gräßlichen Parteihasses, der die ehrliche Versöhnung der besonnenen Elemente verhindern mußte. Wohin wir schauen — nirgends ein erreichbares Ziel, nirgends auch nur ein falsches neues Ideal, das von einer mächtigen selbstbewußten Partei erstrebt wurde. Überall ein dumpfer unklarer Mißmut, der den traurigsten Klopffechtern, einem Rogeard und Rochefort erlaubte eine Rolle zu spielen, wenn sie nur boshaft und frech zu schreiben verstanden.

Nach und nach scharte sich unter Olliviers Führung eine neue Mittelpartei, liberal und dynastisch zugleich, der tiers-parti zusammen; wer den gewandten Schwätzer kannte, der mußte ernstlich zweifeln, ob hier die

sittliche Kraft zu finden sei, die einen kranken Staat verjüngen sollte. — Die herbe Geringschätzung des Selbstherrschers gegen seine Feinde, gegen den Schaumwein der Oppositionsreden war nur zu begreiflich. Die dreistündigen Prunkreden, womit der alte Thiers den gesetzgebenden Körper zu entzücken pflegte, trafen wohl mit manchem scharfen boshaften Hiebe die Schwächen und Sünden des Bonapartismus; doch sie verrieten überall die geistige Unfruchtbarkeit eines in rechthaberischer Eitelkeit verkommenen Greises. Die Liberalen hatten sich endlich bekehrt zu der hausbackenen Klugheitsregel, daß die beste Verfassung die bestehende ist — wenn man sie nur zu benutzen weiß; sie waren seit dem Jahre 1863 wieder eingetreten in den Ringplatz der praktischen Politik, und ein Teil ihrer Publizisten verfocht bereits die zukunftsreichen Gedanken der Selbstverwaltung. Doch noch waren diese Ideen bei weitem nicht ein Gemeingut der Partei, nicht in ihrer wahren Bedeutung erkannt. Prevost-Paradols France nouvelle, das gefeierte Programm des Liberalismus, enthielt kein Kapitel über das Gemeindewesen. Neue Ideen wurden in jenem jammervollen Parlamente fast allein auf der Ministerbank ausgesprochen; neben den Freihandelslehren des mächtigen „Vizekaisers" Rouher erschienen die Helden der Opposition zumeist als Reaktionäre. Und wie hatte die Nation in den langen stillen Jahren der Selbstbesinnung doch so gar nichts gelernt von den Tugenden parlamentarischer Mannszucht, ruhiger Selbstbeherrschung, männlicher Haltung! Noch immer die alte knabenhafte Lust an theatralischen Effekten, die alte grimmige Wildheit des Parteihasses. Keine Sitzung des gesetzgebenden Körpers befriedigte die blasierten Pariser, wenn sie nicht durch ein incident, einen Auftritt schmähsüchtiger Parteiwut, gewürzt wurde. Hatten dann die Gesetzgeber mit flammendem Gesicht und wilder Armbewegung eine Zeitlang ihre Schimpfreden ausgetauscht, so pflegte der Präsident sich weihevoll zu erheben und jenes tragikomische Wort zu sprechen, das, undenkbar in dem englischen oder dem deutschen Parlamente, in dem französischen geradezu ein technischer Ausdruck wurde: „Meine Herren, der Zwischenfall ist geschlossen!" Bald sollte sich erweisen, ob pikante Zwischenfälle ein Geschlecht parlamentarischer Staatsmänner erziehen können!

Woher, im Grunde, entsprang die liberale Umstimmung, welche nach und nach die bisher befriedigten besitzenden Klassen dem demokratischen Despotismus entfremdete? Aus drei Quellen. Aus ehrenwertem Unwillen über die Unfreiheit des Staates; aus unsteter Neuerungslust; endlich und vornehmlich aus jener Eifersucht gegen Deutschland, die sich gleich einem roten Faden durch alle Schwankungen des öffentlichen Geistes hindurchzog. Erst seit der norddeutsche Staat gegründet war, seit das Götzenbild des französischen prestige ins Wanken kam, begann die Mehrheit der Nation die Schmach des Despotismus lebhaft zu empfinden; und eben weil die neue liberale Gesinnung nicht in schwerer Arbeit errungen

und erkämpft war, darum hat sie sich nicht als dauernd und probehaltig erwiesen. Erst nach der Schlacht von Königgrätz sah sich der Kaiser zu einer zweiten einschneidenden Reform genötigt. Er schrieb am 19. Januar 1867 jenen theatralischen Brief an Rouher, der die „Krönung des Gebäudes" feierlich ankündigte. Die Adreßdebatte wurde, auf den Wunsch des sterbenden Morny, durch das Recht der Interpellation ersetzt. Doch auch diese verständige Neuerung enthüllte abermals nur den Widersinn des Systems. Der Staatsminister, der seit dem November-Dekrete für seine schweigenden Kollegen als platonischer Verteidiger gesprochen hatte, war jetzt in Wahrheit der Chef des Ministeriums. Der Vizekaiser Rouher vertrat die Regierungspolitik im ganzen, jeder Fachminister verteidigte kraft besonderen Auftrags die Verwaltung seines Departements. Daraus ergab sich unabweisbar die Notwendigkeit einer gemeinsamen Politik des Ministeriums, wenn nicht die schon mehrmals eingetretenen Fälle schreienden Widerspruchs zwischen den Ministern noch häßlicher sich erneuern sollten. Und doch mußte der selber verantwortliche demokratische Despot jede Solidarität zwischen den Ministern beharrlich zurückweisen. Noch mehr, je reicher an Inhalt und Leben die Debatten wurden, um so empfindlicher stellte sich heraus, daß die konstitutionelle Fiktion der königlichen Unfehlbarkeit nichts anderes ist als eine Umschreibung des Begriffes: Herrschaft des Gesetzes. Weil die Aufforderung zur Empörung in einem Parlamente gar nicht gedacht werden darf, darum müssen verantwortliche Beamte auf jede Beschwerde Rede stehen. Darum war die verantwortliche Tyrannis mit der Redefreiheit einer ernsthaften parlamentarischen Verhandlung unvereinbar; jeder Vorwurf traf hier den Kaiser, erschütterte das Ansehen der Krone oder — wurde von der Präsidentenglocke übertäubt.

Noch wehrte sich der alternde Despot; er erinnerte die Nation noch einmal an „die Rechtstitel der Bonapartes", zählte ihr noch einmal die gewaltigen Stimmenmassen auf, welche in sechs großen Abstimmungen die Macht seines Hauses gegründet hatten. Aber der Glaube an die Zukunft der Bonapartes war tief gesunken, seit der Kaiser sich abermals anklammerte an jene herrschsüchtige Kirche, welche sehr wohl wußte, daß der Bonapartismus ihrer Hilfe mehr bedurfte als sie seines Schutzes. Noch sprachen die Bonapartisten mit Zuversicht, ja, sie versuchten sogar oft, den gemütlichen Ton des patriarchalischen Königtums anzuschlagen. Aus Verons Memoiren, aus Guettrots Annales de la paix und ähnlichen Produkten redete eine kindische Ergebenheit, die an das „Büchlein vom König Johann von Sachsen" und verwandte Werke deutscher kleinstaatlicher Servilität erinnerte. Aber der Ton war gesucht und erkünstelt; die einst modische Parallele zwischen Augustus und dem dritten Napoleon begann in der Welt ausgepfiffen zu werden. Immer zuversichtlicher erklärte die Presse, unter dem Beifall des Auslands, nur der Parlamentarismus, der ganze und wahre, könne das sinkende Kaiserhaus erretten.

Immer lauter erklang das alte Schlagwort La France est centre gauche — während eine nahe Zukunft offenbaren sollte, daß der Rausch kriegerischer Erfolge diesem Volke noch immer teurer war als irgendein politisches Ideal.

Der Kaiser konnte die Zügel des Regiments, die er einmal gelockert, nicht wieder mit fester Hand ergreifen. Ein reiches Zugeständnis folgte dem andern. Im März 1868 erschien das neue Preßgesetz. Das Urteil der Zuchtpolizeigerichte trat an die Stelle der Willkür polizeilicher Verwarnungen; die großen Blätter erhielten durch die Erniedrigung des Stempels die Möglichkeit finanzieller Ordnung und Unabhängigkeit. Freilich, das Eindringen der gebildeten Presse in den vierten Stand, worauf alles ankam, war durch die geringe Ermäßigung des Stempels nicht erleichtert. Die Gebildeten verschmähten die Gründung von unabhängigen Lokalblättern, welche das Treiben der allmächtigen Präfekten an Ort und Stelle beaufsichtigen konnten; die schillernde Rhetorik der großen Pariser Blätter schien diesem Liberalismus wichtiger als eine bescheidene, aber wirksame Provinzialpresse. Im selben Monat kam das Vereinsgesetz zustande, das allerdings von dem wachen Mißtrauen des Despotismus Kunde gab: keine Versammlung, wenn nicht alle Teilnehmer zuvor über Person, Stand, Wohnsitz sich ausgewiesen hatten; für den Präfekten unbedingte Befugnis zur Vertagung, sobald er Gefahr für die öffentliche Ruhe fürchtet. Doch selbst diese beschränkte Vereinsfreiheit war in Wahrheit zu groß für eine Nation, die das Versammlungrecht von jeher mißbraucht hatte zu dem Unwesen der Klubs und Verschwörungen. Janzé und die anderen Vertrauensseligen des tiers-parti jubelten, nun sei von der Verfassung von 1852 beinahe nichts mehr übrig.

Wir aber fragen: wie hat Frankreich seine neue Freiheit gebraucht? Die Antwort lautet abermals tief traurig. Jetzt erst zeigte sich, welche ungeheure Gefahr darin lag, daß ein leidenschaftliches, geistreiches Volk sich seit zwei Jahrzehnten des öffentlichen Lebens gänzlich entwöhnt hatte. Wenn wir gedenken, welcher Wahnsinn nach den Februarstürmen zutage kam, nachdem die Nation doch während eines Menschenalters aus einer freien Presse Belehrung geschöpft hatte, so nimmt es uns nicht wunder, daß ein Geschlecht, welches die Mannszucht der Freiheit nicht mehr geübt und von den Geschäften des Staates keine Kenntnis hatte, Radikalismus und Freisinn nicht zu unterscheiden wußte und sich führerlos dem Toben der Leidenschaften überließ.

All jener ekelhafte Schmutz, der sich einst in die Spalten der Flüchtlingspresse versteckt, wurde jetzt auf den Boulevards der Hauptstadt feilgeboten; die überreizten Gaumen verschlangen gierig Rocheforts Lanterne, unzweifelhaft eines der gemeinsten und gedankenlosesten Schandblätter, die je in einer gesitteten Nation erschienen. In den Pariser Klubs heulte die tierische Wildheit eines zuchtlosen Pöbels; von Zeit zu Zeit führten die

Demagogen das souveräne Volk zu einer journée, einem unflätigen Straßenunfug, spazieren. Was Wunder, daß die ängstlichen Philister sich bereits bei Rouher beklagten, man fühle die Hand der Regierung nicht mehr! Nun kam der Tag der Prüfung, die Wahl vom 23. Mai 1869. Die Frage wurde an Frankreich gestellt, ob denn hinter diesem ungeheuren radikalen Geschrei irgendeine sittliche Kraft sich verberge. Die Probe wurde schimpflich bestanden. Bei den Wahlen von 1852 hatte die Regierung 5 Millionen Stimmen erhalten gegen 872 000 der Opposition, 1857 gar 6 Millionen gegen 840 000; 1863 stieg die Stimmenzahl der Opposition auf 1,8 gegen 5,36, 1869 auf 3,31 gegen 4,66 Millionen. Auf den ersten Blick erscheinen diese Zahlen als ein klarer Beweis für das stetige Anschwellen der Opposition. Doch in Wahrheit stand es anders. Jene drei ersten Wahlergebnisse waren der getreue Ausdruck, das letzte war eine Verfälschung der Stimmung des Landes. Die ungeheure Mehrheit der Nation hatte sich jetzt wirklich den liberalen Ideen so sehr befreundet, daß Emil Girardin, der Augur der Revolutionen, bereits den Anfang des Endes zu sehen glaubte; und trotzdem fand sie nicht den Mut, jenen schlechten Künsten napoleonischer Wahlbedrückung, die Rouher noch einmal spielen ließ, Widerstand zu leisten.

Es war eine feierliche Bankrotterklärung der Nation, und zudem wußte jedermann, daß der eingeschüchterte, entmutigte Despotismus gar nicht mehr imstande war, die alten Gewaltmittel rücksichtslos zu gebrauchen. Nach diesem Probstück der nationalen Charakterfestigkeit war leicht vorherzusehen, daß auch der große Fortschritt der politischen Einsicht, den die letzten Jahre gebracht haben sollten, sich als ein Schein erweisen würde. 40 Radikale, 60 Mitglieder des neuen tiers-parti und 200 Mameluken und Arkadier, Rouhers getreue Phalanx, bildeten die neue Kammer. Aber noch einmal erwies sich die sogenannte öffentliche Meinung als eine unwiderstehliche Macht. Erschreckt durch den Lärm der Presse und der Klubs, schwenkte ein Teil der Bonapartisten plötzlich linksum, und so kam, durch einen Akt vollendeter Gesinnungslosigkeit, der Antrag der 116 zustande, der neue konstitutionelle Rechte forderte. Rouher wurde entlassen; der Kaiser aber lag, als der hundertjährige Geburtstag seines Ahnherrn gefeiert wurde, auf den Tod darnieder, und alle Welt fühlte, daß die Dynastie gerichtet sei, sobald diese beiden Augen sich schlössen. Nach seiner Genesung ließ der geängstete Despot das Senatuskonsult vom 6. September erscheinen, das den Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit verkündigte. Am 2. Januar ward endlich das Ministerium Ollivier berufen, die Ära des parlamentarischen Bonapartismus förmlich eingeweiht.

Der Kaiser verglich sich selber nicht unwahr einem müden Reisenden, der einen Teil seiner Bürde ablege, um fortan leichter seines Weges zu gehen; er erfüllte getreulich alle Pflichten einer korrekten konstitutionellen

Fürstenpuppe, verzichtete auf das Recht, mit seinen Gesandten diplomatischen Briefwechsel zu führen, und entließ sogar den getreuen Seinepräfekten Haußmann. Ollivier aber verkündete, strahlend in Weisheit, Salbung und Tugend, daß die Regierung fortan keine offiziellen Wahlkandidaten ernennen werde. Die liberale Welt frohlockte, jetzt endlich ziehe Frankreich die toga virilis an, jetzt endlich sei durch eine neue vierte Augustnacht die Regierung übergegangen von den Advokaten und Bureaukraten in die Hand der unabhängigen Besitzenden. Das ruhige Journal des débats weissagte, bald werde man in Preußen „die Freiheit wie in Frankreich" ersehnen. Die Times sah die Zeit kommen, da das tugendhafte Beispiel der bürgerlich einfachen Frau Ollivier die Sitten des Tuilerienhofes veredeln werde. In der Tat besaß Frankreich jetzt die „freieste" Verfassung seiner Geschichte, ein Grundgesetz, das alle Glaubenssätze des rechtgläubigen Liberalismus noch weit vollständiger enthielt als weiland die Zusatzakte Napoleons I. Doch in Wahrheit hatte sich an dem alten Präfektendespotismus nicht das mindeste geändert; soeben wurden unter dem Schutze der neuen Freiheit 450 französische Bürger verhaftet, zum Teil durch lettres de cachet — weil die geheime Polizei eine Verschwörung entdeckt haben wollte. Der unerhörte Umschwung, der den Weltteil in Atem hielt, war einfach — die plumpe Wiederholung eines Schauspieles, das die Franzosen schon bis zum Ekel genossen hatten. Der Despotismus der einen Partei verdrängte den der andern; s'emparer du pouvoir war wieder die Losung des Tages.

Das neue Kabinett bestand aus Mitgliedern der sämtlichen vier gemäßigten alten Parteien, aus Männern, deren unbescholtener Ruf von der anrüchigen Umgebung des Kaisers vorteilhaft abstach. Doch augenblicklich krochen alle die alten Konstitutionellen, die das Kaiserreich bisher auf Tod und Leben bekämpft, aus ihren Schmollwinkeln hervor und heischten schamlos Ämter und Pfründen — niemand dreister als die Orleanisten, die noch immer den alten begehrlichen Cliquengeist der goldenen Tage der Bourgeoisie bewahrt hatten. War es nicht menschlich, daß die lebenslustige Kaiserin scheelen Auges auf den Tugendspekulanten Ollivier schaute, wie er einherprunkte in seiner Bürgerreinheit und dabei aller Vettern und Vettersvettern so gar zärtlich sich annahm und selbst um die Freundschaft des alten Finanzmannes Magne buhlte, damit die Rente nur nicht um einen Franken sinke? War es dem Kaiser zu verargen, wenn er des Mißtrauens gegen seine neuen orleanistischen Freunde sich nicht erwehren konnte? Auf Treue hatte der Zyniker nie gerechnet, indes die alten harten Bonapartisten, wie Jerome David und Genossen, waren mit dem Hause der Napoleons doch durch ungleich festere Interessen verknüpft als der alte Guizot und die anderen orleanistischen Überläufer. — Im März ließ Ollivier die neuen Freiheitsrechte in einem Grundgesetze — dem zwölften

seit 1789 — zusammenstellen. Aber von jenen bescheidenen Reformen der Verwaltung, welche allein der Verfassung Kraft und Leben bringen konnten, stand kein Wort darin. Der Maire wurde nach wie vor von der Regierung ernannt, der Beamte blieb vor allen Anklagen durch die Bürger gesichert. Die Kammer, deren Mehrheit der Stimmung des Landes nicht entsprach, wurde nicht aufgelöst, die alten ergebenen Werkzeuge des Despotismus behielten die Präfektenstellen; die neuen parlamentarischen Kommissionen, die man zur Neubildung aller Zweige der Staatslebens berufen hatte, leisteten gar nichts.

Und nunmehr trat endlich die entscheidende Frage hervor, die früher oder später aufgeworfen werden mußte. Der Kaiser war noch immer der verantwortliche Erwählte des Volks. Er verlangte jetzt auf Grund der alten Verfassung, daß das neue Grundgesetz von dem souveränen Volke durch ein Plebiszit angenommen werde. Mit dieser Forderung war freilich ausgesprochen, daß Napoleon sich noch als den homme-peuple fühle und daher niemals ein ehrliches parlamentarisches Regiment führen könne; aber das positive Recht stand unzweifelhaft auf der Seite des Kaisers. Noch mehr, das Plebiszit war eine politische Notwendigkeit. Die Radikalen schmähten bereits wider die neue Verfassung, die nur das Machwerk einiger knechtischer Senatoren sei; sie hätten, da in diesem Lande jedermann vor dem allgemeinen Stimmrechte sich demütig beugte, den Kaiser über lang oder kurz unfehlbar gezwungen, Berufung an das Volk einzulegen. Die Liberalen Frankreichs aber bewiesen nochmals, daß ihnen die erste Tugend des freien Bürgers, der Rechtssinn, fehlte. Von der Rechtsfrage ward kaum gesprochen; man schalt nur auf den Despoten, der die kaum gegründete parlamentarische Herrlichkeit sofort untergrabe. Der Kaiser blieb diesmal fest. Am 8. Mai genehmigte die Nation mit sieben gegen anderthalb Millionen Stimmen das parlamentarische Kaiserreich. Napoleon wußte jetzt, daß er an den ergebenen Massen noch einen Rückhalt besaß wider die parlamentarischen Wortführer; zugleich quälte ihn die Sorge um die Stimmung des Heeres, das 47 000 Stimmen gegen das Kaiserreich abgegeben hatte. Immer ungestümer ward der kriegerische Eifer der alten Bonapartisten, die ihre Ämter an Olliviers begehrliche Genossen zu verlieren fürchteten; verlockender immer erklang ihre Mahnung, durch einen volkstümlichen Krieg das gesunkene Ansehen der Krone herzustellen. So ging denn, unter dem Jubel der verblendeten Nation, unter dem gellenden Kriegslärm eines ruchlosen Beutezuges der parlamentarische Bonapartismus spurlos zugrunde. Unter fünf verschiedenen Systemen hatte die Nation seit dem 18. Brumaire nach der Freiheit gesucht. Den Mißerfolg des ersten Kaiserreichs schob man auf die europäischen Kriege; den der Restauration auf die Legitimisten; den des Julikönigtums auf die Bourgeoisie; den der Republik auf die hauptstädtischen Arbeiter. Diesmal

war keine äußere Entschuldigung zu finden, keine Partei zu nennen, die man als Sündenbock schlachten konnte. Die Nation, die gesamte Nation, hatte durch eine lange Reihe von Torheiten und Sünden bewiesen, daß sie für jetzt und noch auf lange hinaus nicht fähig war, die Freiheit zu ertragen. —

Die Heilung eines siechenden Staates kann von unten wie von oben, bei der Verwaltung wie bei der Verfassung begonnen werden. In Frankreich indes waren alle erdenklichen Verfassungsexperimente längst vernutzt. Die Hoffnung auf eine neue Revolution, wie sie sich aussprach in dem landläufigen Worte „Frankreich hat die Freiheit weggeborgt", war ein Trost für Kinder. Die Reform der Verwaltung blieb der einzige noch offene Weg zur politischen Freiheit. Solange die Gemeinden nicht in einiger Selbständigkeit der Bureaukratie gegenüberstehen, führt die Freiheit der Presse und der Vereine unfehlbar zur Anarchie, die Erweiterung der Rechte der Volksvertretung zum Parteidespotismus. Nur eine freiere Stellung der Gemeinden — dergestalt, daß ihnen zum allermindesten ihre Bürgermeister nicht mehr aufgezwungen wurden — konnte vielleicht die besitzenden Klassen dahin führen, die Ehrenämter der Kommunen als eine Ehre zu betrachten. Nur die tätige Teilnahme der Gebildeten an den Arbeiten der Verwaltung konnte dereinst die Bureaukratie zwingen, die Ratschläge der Presse nicht mehr als eine Anmaßung der hommes sans mandat zu mißachten. Und vor allem, nur ein lebendiges Gemeindewesen konnte vielleicht die in den Stürmen der Parteikämpfe fast erstorbenen Tugenden politischer Zucht und Pflichttreue wieder erwecken, die ungeheure Macht der gedankenlosen Routine und Schablone, welche das gesamte Volkstum beherrschte, in etwas erschüttern. Welch ein unheimlicher Anblick, die Vernichtung des öffentlichen Lebens in den ersten zehn Jahren des Kaiserreichs. War doch selbst der fröhliche Straßenlärm des Faschings unter der napoleonischen Polizei fast verschwunden. Und welch ein Erwachen mußte diesem bleiernen Schlummer folgen!

Angesichts solcher Zustände reifte die Einsicht, daß der Staat sich bisher im Kreise bewegt und die Reform von unten zu beginnen habe: Tocquevilles Lehre von der Selbstverwaltung war nach dem Tode des Meisters eine Macht geworden unter den Denkenden. Der Gedanke der Selbstverwaltung wurde noch unter dem Julikönigtum als eine Chimäre verlacht, unter Napoleon III. bildete die Dezentralisation das Schlagwort einer großen Publizistenschule. Odilon Barrot und Laboulaye, Raudot und Desmarets, Regnault und der Bonapartist Baudrillart, Männer der verschiedensten Richtungen, schufen über diese Frage eine Literatur, welche durch sittlichen Ernst und freudigen Glauben an die Zukunft die Fortdauer des alten schönen Idealismus der Franzosen bekundete, während ihre liebenswürdige Frische bewies, wie neu solche Gedanken auf Frankreichs

Boden waren. Man begann die unhistorische geistlose Willkür der Departementseinteilung einzusehen. Derweil in der Bretagne, der Normandie, unter Basken und Gaskognern das alte provinzielle Selbstgefühl noch immer bestand — allerdings ein Provinzialstolz ohne politische Kraft — und der Elsässer bei allem Patriotismus auf die „welschen Franzosen" wie auf ein halbfremdes Volk herabschaute, waren die Departements reine Verwaltungskörper geblieben. Es blieb unmöglich, daß Orte wie Epinal und Vesoul, zu Mittelpunkten eines eigentümlichen Provinzialgeistes werden sollten wie Bordeaux oder Lyon. Die Departements konnten noch immer mit Nummern bezeichnet werden, wie einst Sièyes in seinem Hasse gegen alle historische Bildung vorschlug; so schablonenhaft und farblos erschienen sie nach siebzigjährigem Bestande. Die alten Übelstände der Präfektenregierung wurden unleidlicher denn je, seit die neuen Generalinspektoren der Polizei als Sittenwächter hinter den Präfekten standen, und seit die grundsätzlich raschen Versetzungen alle Beamten gewöhnten, sich als heimatlose Menschen zu betrachten. Die Generalräte wurden jetzt freilich durch allgemeine Abstimmung gewählt, doch ihr Wirkungskreis blieb unverändert; ja, mancher unabhängige Mann zog sich von ihnen zurück, nachdem die Regierung das Recht erlangt hatte, die Präsidenten und Sekretäre zu ernennen und die Wahlen allein zu prüfen. So gewiß ein Kreis nur das selber verwalten kann, was er selber bezahlt — ebenso gewiß war die Selbstverwaltung erstorben in diesem Staate, dessen Generalräte seit dem ersten Kaiser nur das kümmerliche Recht hatten, 4 Prozent für die Zwecke des Departements zu den Staatssteuern hinzuzuschlagen. Ein großer Teil dieser 4 centimes facultatifs ward überdies für allgemeine Staatszwecke, für die Unterhaltung der Präfekturgebäude u. dgl., verwendet. Noch härter lauteten die Anklagen gegen die Arrondissements; Napoleon III. selbst gestand in seinem Briefe über Algerien, die Beseitigung der überflüssigen Unterpräfekten sei ein fast allgemeiner Wunsch.

Die Stellung der Gemeinden war durch den Artikel 57 der Verfassung von 1852 noch abhängiger geworden, da die Regierung den Maire nach Belieben aus den Gliedern des Gemeinderates ernennen oder auch einen der Gemeindeverwaltung ganz fremden Einwohner zu der herrschenden Stelle berufen durfte. Jener Artikel 57 galt mit Recht als einer der wichtigsten der Verfassung, da die Maires den Ausfall der Wahlen auf dem flachen Lande bestimmten. Der Gemeinderat tagte geheim, durfte von der Regierung jederzeit aufgelöst oder suspendiert werden. Die stolzesten Kommunen standen nicht selbständiger als jene winzigen, zu jedem eigentümlichen Leben unfähigen Gemeinden, welche auf dem flachen Lande in Frankreich die Regel bilden. Ja, die beiden größten Städte, Paris und Lyon, waren sogar der Wohltat des Gesetzes beraubt; ihr Gemeinderat wurde aller fünf Jahre vom Kaiser ernannt und entbehrte darum jedes Ansehens — trotz der Lobeserhebungen, welche Napoleon III. bei der Er-

öffnung des boulevard de Sébastopol und oftmals später seinem getreuen Haußmann gespendet hat. Schon im Jahre 1857 wurden von 2379 Millionen Staatseinnahmen 877 Millionen im Departement der Seine ausgegeben. Die Bevorzugung der Hauptstadt machte sich längst selbst in den Geschäften des täglichen Lebens sichtbar; war doch das gesamte Eisenbahnnetz des Reiches wesentlich für Paris geschaffen. Die Vorstellung, es könne jemand nicht von oder nach Paris fahren, schien dieser Bureaukratie ganz unfaßbar; das weiß jeder, der einmal versucht hat, von Lyon nach Bordeaux zu reisen.

Die erstaunlichsten Proben von seiner Unfähigkeit zu schöpferischem Wirken hat das System der bureaukratischen Zentralisation in Algier abgelegt. Diese Kolonie, die nur durch freieste Entfaltung der persönlichen Kräfte erstarken kann, war das gelobte Land der bureaukratischen Experimente, die Karikatur der heimischen Verwaltung geworden. Hier winkte dem Beamten das Glück einer zweifachen Zentralisation, da alle Geschäfte zuerst in der Kolonialhauptstadt, sodann in Paris entschieden wurden. Fünfzehn Systeme der Organisation wurden in einem Menschenalter versucht und verworfen. 192 000 Europäer in 71 Gemeinden (die Hälfte der Durchschnittsbevölkerung eines Departements) lebten hier unter 3 Präfekten, 13 Unterpräfekten und 15 Zivilkommissären, und selbstverständlich blieb die Regierung von Paris ohne jede Kenntnis von den wirklichen Zuständen Algeriens, trotz der unendlichen Berichte, welche dies Beamtenheer schrieb. Der Kaiser hatte befohlen, die einheimischen Gerichte, Medschlis, aufrechtzuerhalten, den Eingeborenen zwischen den arabischen und den französischen Gerichtshöfen die Wahl zu lassen. Alle Behörden meldeten, daß die Araber, beseelt von einem wunderbaren Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Franken, die fremden Gerichtshöfe stets den heimischen vorzögen — und als der Kaiser die Kolonie besuchte, stellte es sich heraus, daß die Medschlis gar nicht vorhanden waren! Die Einwanderung stockte, da ein unsicheres Dasein unter dem Segen bureaukratischer Maßregelung keinen kräftigen Mann reizen kann. Ein Heer von 76 000 Mann genügte kaum, die Kolonisten zu behüten. Die zum Schutze der Eingeborenen bestimmten arabischen Bureaus erwiesen sich unfähig, fremdes Volkstum zu verstehen. Napoleon III. sprach in seinem Briefe an den Marschall Mac Mahon die Hoffnung aus, Frankreich möge durch eine Musterverwaltung in Afrika ein Übergewicht erlangen unter allen Völkern bis zum Euphrat, und aus der Befreundung der Eingeborenen mit französischer Sitte werde eine neue „mächtige Individualität", ein gallisiertes Semitentum, hervorgehen. Aber dieser Wunsch mußte an der Zähigkeit orientalischer Religion und Sitte, jener an der gedankenlosen Starrheit der französischen Bureaukratie zuschanden werden.

Der Brief über Algerien bewies, daß der Kaiser seiner alten Vorliebe für die Selbstverwaltung keineswegs entsagt hatte. Das Schlagwort

favoriser l'initiative individuelle kehrt in seinen Reden fast so häufig wieder wie einst in den Schriften Cavours. Er mußte wünschen, die Bauernschaft der Provinzen, die Stütze seiner Herrschaft, von dem Einflusse der feindlichen Hauptstadt zu befreien. Er wußte ebensowohl wie sein Freund Persigny, daß die Zentralisation das Bewußtsein der persönlichen Verantwortung in den Beamten zuletzt ersticken muß; er ahnte, wieviel köstliche Kräfte, die jetzt der politischen Opposition dienten, durch ein freies Gemeindeleben in minder gefährliche Bahnen geleitet werden könnten. Aber die eigentümliche Halbheit seines Denkens, die Furcht vor jeder Schwächung der Staatsgewalt und die Rücksicht auf den bureaukratischen Kastengeist hielten solcher Einsicht die Wage; daher blieben die vielgerühmten Dezentralisationsversuche des Kaisers allesamt inhaltslos, sie trafen nur die Form, nicht das Wesen der Verwaltung. Schon am 25. März 1852 legte ein Dekret eine Reihe von Geschäften, die bisher dem Minister oblagen, in die Hände der Präfekten; denn „man kann wohl aus der Ferne regieren, aber nur aus der Nähe verwalten". Natürlich berichtete später der Minister, welche herrliche Früchte dies Dekret getragen habe. Minder leichtblütig als seine Räte beauftragte der Kaiser am 24. Juni 1863 den Staatsrat, abermals Bericht zu erstatten über die Vereinfachung des Geschäftsganges: welche Verzögerung, wenn die einfachsten Verwaltungsfragen durch elf Instanzen zu gehen haben! Auch wünschte er die Generaleinnehmer zu beseitigen, die Steuereinnehmer der Departements in direkte Verbindung mit der Hauptstaatskasse zu setzen. Man sieht, durch solche Reformen gewinnt wohl die Verwaltung an Zeit, doch nicht das Volk an Freiheit. So wenig spruchreif aber sind diese Fragen für die romanischen Völker, daß selbst La Farina jene nichtigen Verwaltungsreformen Napoleons III. aufrichtig bewundern konnte. Nur einmal hat das Kaiserreich einen Versuch zur Begründung wirklicher Selbstverwaltung gewagt: als Persigny im Jahre 1852 den Gemeinden und Departements das Recht zugestand, sich ohne Staatsgenehmigung einige Zuschlagscentimen aufzulegen; aber die Reform ward schon nach einem Jahre durch den Widerstand der Präfekten hinfällig.

Derber gingen die Parteien dem Wesen der Streitfrage zu Leibe. Das Programm von Nancy vom Jahre 1865 faßte die dringendsten Wünsche der Anhänger der Selbstverwaltung in folgenden Sätzen zusammen: die Generalräte erwählen ihre Präsidenten selbst; der Maire wird allein aus den Mitgliedern des Gemeinderates ernannt (eine Erwählung der Maires wagte man nicht zu fordern); dem Präfekten steht ein bleibender Ausschuß des Generalrates zur Seite. Die Frucht eines Kompromisses zwischen Liberalen und Legitimisten, ist dieser unreife und unklare Plan dennoch ein Prüfstein geworden für die Parteien. An dem gehässigen Widerspruche, welchen das Siècle und die Opinion nationale gegen die Männer von Nancy erhoben, ließ sich der despotische Terrorismus der unbelehrbaren

alten Demokratie, der démocratie autoritaire, an der beredten Verteidigung im Temps und im Journal des débats die reifere Einsicht des gebildeten Liberalismus erkennen. Leider fehlte viel daran, daß diese Ideen, durch die Presse wahrhaft geklärt und gesichtet, zu einem Vorurteil der Denkenden geworden wären. Unter den Wortführern der Selbstverwaltung wurden oft staatsfeindliche Ansichten laut: aus Haß gegen die Bureaukratie bekämpfte man den Staat. Wir reden nicht von dem frivolen Emil Girardin, der abwechslungshalber einmal den Etat fédéré verteidigte und dem Staate die Aufgabe einer Versicherungsanstalt zuwies. Aber auch bessere Männer, wie Ch. Dollfus, fielen in die flachen Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts zurück, indem sie die Regierung auffaßten als ein System von Garantien für die Freiheit der Personen. Wenn die Dezentralisationskämpen des Temps in der deutschen Kleinstaaterei ein Ideal sahen, so konnten solche Verirrungen das Selbstgefühl der Bureaukratie nur kräftigen. Laboulaye wünschte sogar Beseitigung der Verwaltungsjustiz, und doch bildet diese für alle Staaten des Festlandes ein unentbehrliches Glied, ihre großartige technische Ausbildung einen Ruhm für Frankreich. Wenn er vollends, um die Unabhängigkeit der Richter zu sichern, ihnen das Avancement verschließen wollte, so verkannte er gänzlich das Wesen einer demokratischen Gesellschaft.

Nüchterne Prüfung führt zu der Einsicht, daß die Selbstverwaltung in Frankreich nur sehr bescheidene Ansprüche erheben durfte. Die Zentralisation ist mit dem innersten Wesen dieses Volkstums verwachsen. Nur die Übermacht ihrer Hauptstadt hat den Franzosen ermöglicht, mit mäßigen geistigen Arbeitskräften dennoch eine ehrenvolle Stellung in der Gesittung des Weltteils zu behaupten; heute, seit die Sünden der Pariser Kommune jenen beherrschenden Einfluß der Hauptstadt fast gebrochen haben, scheint ein tiefes Sinken der Bildung, wo nicht gar ein Rückfall in die Barbarei unvermeidlich. Eine besoldete Bureaukratie mit dem Beirat gewählter Kollegien — das blieb noch auf lange hinaus die nationale Form der Verwaltung. Es konnte sich vorderhand nur darum handeln, die Befugnisse dieser Kollegien zu erweitern, ferner jenes alte Versprechen der Liberalen endlich einzulösen und dem Bürger außer der Beschwerde an den Staatsrat auch den Rechtsweg gegen Beamtenwillkür zu eröffnen. Nicht, als wollten wir dem Charakter der Franzosen die Fähigkeit zu freiem Gemeindeleben schlechthin absprechen. Haben doch die nächsten Blutsverwandten gerade der kriegslustigen Stämme des Landes, Wallonen und Waadtländer, die Selbstverwaltung mit großer Begabung bei sich ausgebildet; haben doch die französischen Generalräte selbst — mindestens in der Zeit, da sie ihre Präsidenten noch wählen durften — oftmals rühmliche Proben werktätigen Gemeinsinnes gegeben. Aber bureaukratische Gewohnheiten und Vorstellungen sind durch eine uralte politische Verbildung, und vornehmlich seit der Revolution, so tief in das Volk

eingedrungen, daß eine gänzliche Umkehr nicht möglich scheint. Das glänzende Beispiel der ständischen Selbstverwaltung in der alten Provinz Languedoc beweist gar nichts; denn jene Zeiten sind gewesen.

Man mag den geistlosen Mechanismus der Departementaleinteilung beklagen; ihn zu beseitigen war offenbar untunlich. Jeder Versuch, die alten Provinzen und ihre Stände herzustellen, mußte, wie einst unter der Restauration, den Haß des Beamtentums und der Masse gegen das alte Regime, die unauslöschliche Angst des Haufens vor der Wiederkehr der Zehnten und Fronden wachrufen. Der Gedanke, mehrere Departements zu einer Region mit einer beherrschenden großen Stadt zu verbinden, fand einzelne beredte Fürsprecher. Wir aber fragen: war es wirklich noch an der Zeit, jenen uralten historischen Werdegang, welcher das Mark des Landes in Paris vereinigt hatte, rückgängig zu machen? und wie viele selbständige geistige Kräfte besaß denn Lyon, außer den Standesinteressen seiner Klerisei und seiner Handelswelt? In den Departements konnte sich schon deshalb eine kräftige Selbstverwaltung nicht entwickeln, weil diese Amtskörper kein namhaftes eigenes Vermögen besaßen. So bedeutende lokale Stiftungen wie die Kreisarmenhäuser und Provinzial-Irrenanstalten in Preußen oder die unzähligen Grafschaftsstiftungen in England sind nur ausnahmsweise möglich in einem Lande, wo zehn Revolutionen allen alten Korporationsbesitz vernichtet haben. Auch bestand wenig Hoffnung, solche lokale Vermögen neu zu bilden. Die natürlichste der Kommunalsteuern bleibt in alle Wege die Grundsteuer; die Erhöhung dieser Abgabe aber mußte bei dem überschuldeten Landvolke auf unbesieglichen Widerstand stoßen. Herr Thiers liebte mit der neuen Aristokratie zu prahlen, welche, nach der Revolution erwachsen, ein Unterpfand sei für die Zukunft der Freiheit — als ob nicht eine soziale Aristokratie in jeder hochentwickelten Volkswirtschaft notwendig entstehen müßte! Solchen Sophistereien zum Trotz bleibt die Tatsache aufrecht, daß eine politische Aristokratie von festem Ansehen im Volke nicht vorhanden war. In der Mehrzahl der Mittelklassen lebte kein ernsthafter Wille für die Selbstverwaltung. Man berufe sich nicht auf die zahlreichen industriellen Assoziationen, worin die Selbsttätigkeit dieser Stände sich glänzend bewährt hat. Solche Unternehmungen, welche dem Beutel der Unternehmer direkt oder indirekt zugute kommen, beweisen nichts für die Kraft des politischen Gemeingeistes. Ist doch die englische Manchesterschule, Meisterin in allen wirtschaftlichen Genossenschaften, zugleich die erklärte Feindin der „Arbeitsverschwendung" des selfgovernment. In dem französischen Mittelstande, dessen Hand für barmherzige Werke immer offen ist, drängte sich dennoch alles um die Ehrenlegion und die besoldeten Staatsämter, alles floh vor dem Ehrendienste des Schwurgerichts, der Nationalgarde, der Gemeinden. Die Denunziation galt als eine Schande, wie bei allen Völkern von mangelhaft

entwickeltem Rechtsgefühle; und doch erhob sich bei jeder Gefahr, jeder Rechtsverletzung alsbald der Angstruf nach der Polizei.

Das allerstärkste Hindernis für die Selbstverwaltung lag jedoch in der Herrschaft des vierten Standes. Demokratisierte Massen zeigen selten viel Verständnis für den Wert einer Gemeindefreiheit, an welcher sie sich doch nur vorübergehend, zur Zeit der Wahlen, beteiligen können; ja, sie gehorchen gemeinhin lieber einem Soldbeamten, der außerhalb der ständischen Gegensätze zu stehen scheint, als einem Ehrenbeamten aus den besitzenden Klassen. Die Begründung einer wahrhaften Selbstverwaltung setzt eine seltene Kraft der Entsagung auf seiten der Staatsgewalt voraus; aber ließ sich solche Selbstverleugnung von dem Absolutismus erwarten, wenn nicht eine furchtbare Katastrophe, wie der Friede von Tilsit, sie ihm aufzwang? Jede Selbstverwaltung belastet den Besitzenden mit schweren Opfern, sie kann also nur eingeführt werden durch Zwang und Befehl der Staatsgewalt. Doch was die legitime Monarchie in Preußen 1808 einem ruhigen, an strengen Gehorsam gewöhnten Volke auferlegen konnte, das durfte die demokratische Tyrannis nicht wagen gegenüber einer aufgeregten Nation, welche sich berechtigt meint, vom Staat das Größte zu fordern und das Mindeste für ihn zu leisten.

Darum stand die Vernichtung des bureaukratischen Verwaltungssystems nicht zu hoffen; nur eine Ermäßigung seiner Allgewalt blieb denkbar. Von dem Gelingen dieser bescheidenen Reform hing die Zukunft der politischen Freiheit vornehmlich ab. Die Liberalen aber, kaum ans Ruder gelangt, folgten dem Beispiel aller früheren Regierungen. Ollivier schob die Selbstverwaltungswünsche, die er einst selbst vertreten, gleichgültig zur Seite. Und so blieb denn die Bestimmung, daß der Maire nur aus der Mitte des Gemeinderats ernannt werden dürfe, fast der einzige nennenswerte Fortschritt, den das Gemeindeleben unter dem zweiten Kaiserreiche erlangte.

Daß diese Unterlassungssünde dem Wesen des Bonapartismus entsprang, erhellt rasch, sobald wir die Leistungen des zweiten Kaiserreichs betrachten und alsbald entdecken: es war der Staat, und immer nur der Staat, der die großen sozialen Umgestaltungen der jüngsten zwei Jahrzehnte geleitet und vollendet hat. Auf dem wirtschaftlichen Gebiete lagen die größten Verdienste des neuen Bonapartismus, hier auch die schwersten Gefahren für die Sicherheit des Staats. Gewiß, nur die Liebedienerei konnte den Kaiser kurzweg als den Schöpfer der neuen Volkswirtschaft betrachten. Lesen wir die Hymnen der Präfekten auf die baguette magique des Bonapartismus, so scheint es fast, der Kaiser habe nur an seinem Zauberringe gedreht, und alsbald sei der schwunghafte Verkehr erwacht — ganz wie einst die deutschen Hofblätter der fünfziger Jahre das naturgemäße Anwachsen unseres Handels und Wandels aus

der unergründlichen Weisheit der Bruck und Beust herleiteten. Indes Napoleon III. durfte allerdings sich rühmen, daß unter keiner früheren Regierung der Wohlstand der Nation einen so großartigen Aufschwung genommen hatte. Er wußte zudem, daß bei der Selbstsucht der Reichen, dem Groll und Neide der Leidenden das System des Gehenlassens nicht ausreichte, daß unmittelbare Staatshilfe für die Hebung des vierten Standes unumgänglich war. Durch die Verwöhnung dieser achtzehn Jahre sind die Ansprüche der arbeitenden Klassen an den Staat unermeßlich gesteigert worden, und in Zukunft wird keine französische Regierung den monarchischen Sozialismus entbehren können. Der Ursprung der neuen Staatsgewalt, das Bedürfnis der Sicherheit, die Tyrannenlust an prahlerischem Glanze und nicht am wenigsten der gutmütige, menschenfreundliche Sinn des Kaisers, dem das Helfen eine Freude war, haben zusammengewirkt, um dem zweiten Kaiserreich die Ideen der sozialistischen fraternité aufzuprägen. Nicht umsonst stand über dem Tore des neuen Louvrepalastes die Bildsäule der Arbeit mit dem Füllhorn, nicht umsonst ward in allen napoleonischen Manifesten die Ordnung als die erste Quelle der Arbeit gepriesen. Das Ideal des Kaisers war, den Sieg der Demokratie in der Gesellschaft zu vollenden durch die Beseitigung der Massenarmut, durch die Wohltaten der Erziehung, des Kredits und der öffentlichen Arbeiten. „Ich will", sagte er einst, „für die Religion, die Sittlichkeit, den Wohlstand jenen noch so zahlreichen Teil der Bevölkerung erobern, der kaum den Namen Christi kennt, kaum die notwendigen Lebensbedürfnisse genießen kann."

Wir Deutschen bekennen uns zu der altväterischen Meinung, daß die brüderliche Tätigkeit des Staates nur leitend und ordnend in das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte eingreifen dürfe. Der Staatsgewalt Frankreichs sind nach dem Verlaufe ihrer Geschichte weitere Grenzen gesteckt, und unleugbar hat der monarchische Sozialismus neben vielen hastigen unreifen Experimenten auch manche Werke von dauerhaftem Segen geschaffen. Die sociétés de secours mutuel fesselten Tausende an das System. Eine solche Sparkasse wurde gebildet in jeder Gemeinde, wo der Präfekt es für nötig hielt; den Präsidenten ernannte der Kaiser. Ihre Zahl wuchs von 2000 im Jahre 1852 binnen 7 Jahren auf 4118 mit 534 233 Mitgliedern und 23 Millionen Franken Vermögen. Ihr Vermögen mußte, wie die Kapitalien aller Gemeinden und Korporationen, bei den Staatsbehörden niedergelegt werden — ein Schritt weiter auf der Bahn des monarchischen Sozialismus. Die alten Wohltätigkeitsanstalten, von jeher zahlreich in dem katholischen Lande, sind unter Napoleon III. fast durchgängig neu geordnet; sie wurden unter Staatsaufsicht verwaltet von Kommissionen, die der Präfekt ernannte. Dazu eine Unmasse neuer Stiftungen: Krippen für die Arbeiterkinder; neue Hospitäler und Anstalten zur Verpflegung der Kranken im Hause; Asyle für die verstüm-

melten und genesenden Arbeiter, „damit die Invaliden der Werkstatt den Invaliden des Schlachtfeldes gleichgestellt werden". Die fourneaux des kaiserlichen Prinzen gewährten dem Arbeiter billiges Essen; die Handwerkerkassen sollten „das Vorurteil widerlegen, als ob nur dem Reichen geliehen werde, und die Wahrheit erhärten, daß ein guter Ruf ein wirkliches Eigentum ist". Die Hauptstadt bot unentgeltliche Bäder, die Gemeinden der Departements erhielten Staatszuschüsse, um dem Arbeiter wohlfeile Waschungen zu ermöglichen. Für bequemen Einkauf der Lebensmittel sorgten die großen Pariser Markthallen. Die Bäckerkasse von Paris erhob einen Centime von jedem Kilogramm Getreide und gab den Bäckern Zuschüsse, sobald der Preis des Kilogramms Brot unter den unüberschreitbaren Satz von 50 Centimes gesunken war; so erhielt der Arbeiter billiges Brot, und der Bäcker spekulierte auf niedrige Preise. Auch die Freigebung des Bäcker- und Schlächtergewerbes sollte den Verzehrern aus dem vierten Stande zugute kommen; nur daß sie bei dem Widerstande der Privilegierten fast wirkungslos blieb. Selbst bares Geld wurde in den Tagen der Not, wie zur Zeit des amerikanischen Krieges, von Staats wegen unter die Arbeiter verteilt. Zuletzt entwarf der Kaiser den umfassenden Plan einer großen Staatsversicherungskasse für die Arbeiter — eine in dieser rohen Form offenbar rein sozialistische Idee. Bei allen solchen Wohltaten blieb die persönliche Verbindung des Kaiserhauses mit den Arbeitern ein wesentlicher Zweck. Napoleon III. erklärte am Tage nach seiner Krönung: „Mein erster Besuch als Kaiser soll den Leidenden gelten", und seitdem wurden fast alle Vereine zum Besten der arbeitenden Klassen unter das Protektorat des Kaisers, der Kaiserin oder des Kronprinzen gestellt.

Schon als Präsident ließ Napoleon III. das Buch von Henry Roberts über die Arbeiterwohnungen übersetzen, er selber entwarf Modelle für die Häuser der cités ouvrières. Den Deutschen überkam wohl eine bittere Empfindung, wenn er in jenen Jahren den schönen Sundgau, der uns für immer verloren schien, durchwanderte und dann abends aus den Toren von Mühlhausen die dichten Scharen kräftiger Männer hinausströmen sah nach den sauberen Gartenhäuschen der Arbeiterstadt — es waren ja zumeist unsere Landsleute, die dort dem deutschen Leben verlorengingen. Das hat die deutschen Volkswirte nicht gehindert, die menschenfreundlichen Verdienste der société industrielle de Mulhouse anzuerkennen, ihre lehrreichen Bulletins dankbar zu lesen. Hier in der Tat war eine soziale Reform, die in die Tiefe grub; der Arbeiter, der in jenen freundlichen Wohnungen an häusliche Sitten sich gewöhnt und durch mäßige Rentenzahlungen binnen weniger Jahre das Eigentum seines Hauses erwirbt, wird nicht bloß wirtschaftlich gehoben, sondern sittlich gebildet. Während dort sowie in dem benachbarten Gebweiler und Beaucourt der alte reichsstädtische Geist, die Tatkraft trefflicher deutscher Bürger, wie J. Dollfus, das gute Werk leitete und der Staat nur mäßige Zuschüsse

gewährte, wurden dagegen andere Arbeiterstädte allein oder überwiegend aus Staatsmitteln erbaut: so die 9000 Einwohner zählende cité Napoléon in Lille und die neuen Arbeiterwohnungen in der Pariser Antonsvorstadt. Von den unter der Republik gestifteten Arbeitergenossenschaften hatten sich wenige erhalten; radikalen Bestrebungen entsprungen, mußten sie mit dem Unwillen der Regierung kämpfen, sie waren zudem meist Produktiv-Assoziationen, bewegten sich mithin auf dem schwierigsten und undankbarsten Gebiete des genossenschaftlichen Lebens. In den letzten Jahren des Kaiserreichs wendete sich auch diesen Arbeitervereinen die Gunst des Staates zu. Das Recht der Arbeitseinstellung wurde endlich anerkannt, das wichtige Gesetz vom 25. Mai 1864 gab den Arbeitergenossenschaften volle Freiheit.

War dergestalt für das Brot des vierten Standes gesorgt, so durften auch die Zirkusspiele nicht fehlen: Paraden und Ausstellungen das ganze Jahr hindurch, Spektakelstücke jeder Art unter dem Segen der neuen Theaterfreiheit, Illuminationen und Freibühnen am Napoleonstage. Am Martinstore, wo die alten Boulevards an die Arbeiterviertel grenzen, ließ der Kaiser das grand café Parisien errichten, wo der Ouvrier für wenige Sous unter strahlenden Kronleuchtern auf samtenem Diwan sein petit verre trinken mochte. Desgleichen der Segnungen der Staatsschuld sollte der vierte Stand teilhaftig werden, auch sein Beutel sollte mit haften für den Kaiserthron. Nachdem die Appoints der Staatsrentenbriefe auf eine ganz geringe Summe herabgesetzt wurden, stieg die Zahl der Rentenbesitzer von 292 000 (1848) auf 1 095 683 (1867). Daß diese Demokratisierung der Rente dem Systeme einige Anhänger warb, ist freilich klar, noch klarer aber die schädliche Einwirkung auf die Sicherheit des Staatskredits, da der kleine Mann für panischen Schrecken besonders empfänglich zu sein pflegt. Seit der Rentenkonversion, die Villele unter den Bourbonen unternahm, und seit der Wiederholung dieser Maßregel durch Bineau und Fould bildeten die dreiprozentigen Papiere die Regel in der französischen wie in der englischen Staatsschuld. Von 341 Millionen Renten waren 303 Millionen dreiprozentig; sie blieben die Lieblinge der Spekulanten, da ihre niedrige Verzinsung zwar Sicherheit gegen weitere Zinsreduktion gewährte, aber dem Geschäftsmanne nicht genügen konnte. Wie furchtbar wurde die Spielwut genährt, die Festigkeit des Wohlstandes gefährdet durch die massenhafte Verbreitung solcher Papiere, die in den Kämpfen der Börse unablässig auf und nieder geschleudert wurden! Der Franzose besitzt bei großem Fleiße wenig Arbeitsfreudigkeit; er schafft unermüdlich zwanzig Jahre lang, um sich dann zeitig einen bequemen Lebensabend einzurichten. Auf diese nationale Schwäche war die Demokratisierung der Rente berechnet, wie vor der Revolution die unwirtschaftliche Sitte der Tontinen. Die Zahl der kleinen Rentner, die sich mit vierzig, fünfzig Jahren zur Ruhe setzen, wuchs unter dem Kaiser erheblich an:

in diesen Kreisen fand der Bonapartismus eine starke Schar eifriger Anhänger, prahlsüchtiger Chauvinisten. — Mustern wir nochmals dies vielgestaltige Rüstzeug der demokratischen Tyrannis, so müssen wir gestehen, daß eine so unmittelbare Verbindung der niederen Stände mit der Person des Staatsoberhauptes höchstens in dem römischen Imperatorenreiche, in der neueren Geschichte niemals bestanden hat.

Eines der wichtigsten unter jenen sozialistischen Machtmitteln, welche die Arbeiter zugleich bändigen und befriedigen sollten, war der berufene Umbau der Städte. Der Kaiser wollte sich in den Stand setzen, jeden Straßenaufruhr niederzukartätschen — und er erfüllte nur seine monarchische Pflicht, wenn er der Wiederkehr so unseliger Überraschungen, wie die Februarrevolution gewesen, vorzubeugen versuchte. Die breite Rivolistraße verband die Tuilerien mit dem Stadthause, dem alten Mittelpunkte des Aufruhrs; der Boulevard von Sebastopol wurde mitten hineingelegt zwischen die Straßen von St. Martin und St. Denis, die Schauplätze so vieler Kämpfe unter dem Bourgeoisregimente. Die Makadamisierung der Boulevards entzog den Barrikadenhelden den gewohnten Baustoff. Das Kaiserschloß bildete mit dem Louvre eine kleine Feste, die durch die mächtigen Gittertore des Carrouselplatzes rasch abgeschlossen werden konnte. Gewaltige unterirdische Gänge dienten zur Ableitung des Unrates wie zur unvermuteten Beförderung der Truppen an bedrohte Punkte. Feste Kasernen an allen strategisch wichtigen Stellen; grüne Squares an den Knotenpunkten der Straßen — dem Auge und den Lungen erfreulich, aber auch leicht abzusperren beim Ausbruche der Straßenschlacht. Kurz, gegen einen rohen Handstreich schien das Kaisertum leidlich gesichert. Als wieder einmal eine Kartätschenstraße durch ein unruhiges Arbeiterviertel gezogen wurde, da wies der Kaiser den vorgeschlagenen Namen Boulevard de la reine Hortense mit rührenden Worten zurück und wählte den Namen des durch eigene Kraft zum Reichtum aufgestiegenen Arbeiters Richard Lenoir; er wollte dem Adel der Arbeit seine Hochachtung aussprechen und — nebenbei den Ouvrier daran erinnern, daß das Kaiserreich die Peitsche wie das Zuckerbrot zu handhaben wisse.

Nicht bloß für die Sicherheit, auch für die Schönheit und Gesundheit der Städte, für die Erleichterung des Verkehrs gedachte der Staat zu sorgen. Wer Rouen um das Jahr 1865 gesehen hat, als die neuen sauberen Straßenlinien soeben durch das dumpfige alte Gassengewirr hindurchbrachen, der wird zugeben, daß manchen Städten allerdings Luft und Licht und freier Atem fehlten. Aber die Unternehmung, wohlberechtigt in ihren Anfängen, wuchs bald über alle Grenzen der Vernunft hinaus, sie wurde zu einer gewaltsamen sozialen Umwälzung, welche so nur in unfreien Staaten möglich ist. Das Kolossale ist ein Vorrecht der Despoten; die riesigen Demolierungen und Neubauten des Bonapartismus gemahnen in Wahrheit an jene grandiosen Bauwerke des Morgenlandes, welche Kunde

geben nicht von der Größe des Volkes, das sie schuf, sondern lediglich von der Tiefe seiner Knechtschaft, von der Macht seiner Zwingherren. Paris und Lyon, Bordeaux und Marseille, alle großen und schließlich auch viele Mittelstädte des Reiches wetteiferten in solcher Bauwut. Straßen und Wasserleitungen, Kathedralen und Börsenpaläste wuchsen aus der Erde; neben dem mächtigen Kriegshafen von Cherbourg, der Lieblingsschöpfung des ersten Kaisers, die der Neffe natürlich in großem Stile zu Ende führte, entstanden in allen Seeplätzen neue Docks und Häfen. Ein kaiserliches Dekret gewährte den Gemeinden das Recht der Expropriation, und der autoritäre Sozialismus wütete mit erstaunlicher Unbefangenheit gegen das Privateigentum, ließ auch bei der Entschädigungsfrage die politische Gesinnung der vertriebenen Eigentümer nicht ganz außer acht. Die solidesten Haushaltungen wurden also dem Glücksspiele preisgegeben: Ledru-Rollin gewann durch einen kaiserlichen Boulevard sein halbverlorenes Vermögen wieder, hundert andere beklagten den Untergang ihrer Habe. In Paris, wo der Seinepräfekt Haußmann sich selber zur Expropriation ermächtigen durfte, brachte jeder Sommer neue Wunder. 1222 Millionen waren bereits im Januar 1865, binnen zwölf Jahren, 1500 Millionen im Jahre 1869 für die Neugestaltung der Hauptstadt verwendet. Kleinigkeiten wie jene zwölf prächtigen Boulevards, die gleich den Strahlen eines Sterns von dem Arc de l'étoile ausgehen, fanden kaum noch Beachtung. Die schrankenlose Gewalt jenes einen Mannes in der stolzen Hauptstadt stand einzig da in der modernen Geschichte. Wo war es jemals gehört worden, daß einer mächtigen Kommune von Amts wegen erklärt wurde, ihre Einwohner seien Nomaden, sie gehöre nicht sich selber an, sondern dem Staate?

Für die Beschaffung der Mittel bot zunächst die ungesunde Steuerverfassung der Städte eine bequeme Handhabe. Da die wichtigste Einnahmequelle der Städte aus den Oktrois fließt, so entschließt sich hier ein Gemeinderat weit leichter zur Verschwendung als in Ländern, wo die Gemeindeausgaben durch Grund- und Mietsteuern bestritten werden. Als auch dies Mittel nicht mehr ausreichte, da wurde jene alte Irrlehre, daß es möglich sei, die Lasten der Gegenwart den Schultern der Zukunft aufzubürden — jene Theorie, die einst von Gentz mit so viel unfruchtbarem Scharfsinn verteidigt ward und in dem neuen Kaiserreiche amtliches Ansehen genoß — auch auf die Gemeinden angewendet. Ein kaiserliches Dekret genügte, um die Gemeinden zu Anleihen zu ermächtigen. Die Kasse der Depots gewährte Kredit für lange Perioden und zu niedrigen Zinsen: noch williger zeigte sich der mit Herrn Haußmann befreundete Crédit foncier, der die schwebende Schuld von Paris konsolidierte. Wo es gelang, die aufgewendeten Werte wirklich in werbende fire Kapitalien zu verwandeln, da mochte selbst eine so krampfhaft gesteigerte Spekulation heilsam wirken: in Lyon stieg die Schuldenlast in neun Jahren

(1854—1863) von 10 auf 54 Millionen, aber bei der mächtigen Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes hoben sich gleichzeitig die für Schuldentilgung und außerordentlichen Aufwand bestimmten Einnahmeüberschüsse von 620 000 Franken auf 3½ Millionen — offenbar ein günstiges Ergebnis. Zu Marseille stiegen dagegen in 18 Jahren (1847—1865) die Schulden von 17 auf 91 Millionen, die Einnahmen nur von 5½ auf 20,9 Millionen. Vollends in Paris hatte sich die Schuldenlast seit 1859 in 8 Jahren verzwanzigfacht (sie stieg von 49 auf 984 Millionen), das Ausgabebudget für 1868 stellt sich auf 245 Millionen — um die Hälfte mehr, als das Königreich Belgien für seinen Staatshaushalt braucht! Solchen Zahlen gegenüber konnte man in der Tat nur dann eine Beruhigung finden, wenn man sich erhob zu der von den bonapartistischen Blättern mit gerechtem Selbstgefühle verkündigten Lehre: ein Staat, eine Gemeinde ist um so reicher, je schwerer ihre Schuldenlast. Auch darin lag wenig Trost, daß der Seinepräfekt jene ungeheuren Summen nicht bloß für die orientalische Pracht seiner Stadthausfeste, sondern auch für nützliche Zwecke verwendete und die Ausgaben der Hauptstadt für den Volksunterricht von 1,1 Millionen (1847) auf 6,5 Millionen (1867) stiegen.

Die Hoffnung des Kaisers, der Anblick der städtischen Prachtbauten werde den Schönheitssinn der Provinzbewohner wecken, mußte schon an der fieberischen Hast der Unternehmung zuschanden werden. Hat der Fremde den ersten blendenden Eindruck überwunden — und namentlich auf einzelnen neuen Plätzen in Lyon ist der Anblick der prächtigen Springbrunnen unter grünen Büschen mitten im Marktgewühle wahrhaft bezaubernd: — hat das Auge des Nordländers sich erst gewöhnt an den schönen hellen Haustein, der in der milden Luft des Landes sich so klar und rein erhält, so empfinden wir bald die geistlose Armseligkeit des neuen Baustiles. Kahle Kasernenbauten, mit einigen anspruchsvollen Rokokoschnörkeln überhangen, das ist alles — das ganze ein getreues Abbild dieser Epoche der Mathematik und des höfischen Prunkes, der Zentralisation und militärischen Uniformierung. Widerwärtig berührt vornehmlich die knechtische Nachahmung der Pariser Bauten; es ist, als ob den Provinzen jeder selbständige Gedanke abhanden gekommen sei. Jedermann kennt den Pont neuf mit dem Standbilde Heinrichs IV. auf der Seineinsel; jedermann den alten Turm St. Jacques de la Boucherie, welcher als ein Markstein des alten Paris, eingefriedigt von einem grünen Square, in die neuen geradlinigen Prachtstraßen hineinschaut — eines der anmutigsten Effektstücke der modernen Bauzauberei. Auf der Brücke von Rouen begegnet uns genau auf derselben Stelle die Bildsäule Corneilles; und der Gemeinderat der Normannenstadt ruhte nicht, bis ein alter stumpfer gotischer Turm aufgetrieben war, der, genau wie St. Jacques, von Buschwerk umgeben, die Grenze des alten und des neuen Rouen be-

zeichnet usw. Was Wunder, daß dies ewige Einerlei die Gebildeten ermüdete, daß heftige Klagen laut wurden über den lieblosen Neuerungsgeist, der die ehrwürdigsten historischen Denkmäler der alten Städte vernichtete und selbst vor dem Frieden des Montmartre-Kirchhofes, vor den herrlichen Baumgängen des Luxemburg-Gartens nicht zurückschrak.

Schwerer als das Murren der Kunstfreunde und Historiker wogen die Bedenken der Volkswirte. Ein wesentlicher Zweck dieser Massenbauten war, den Arbeitern Beschäftigung und reichlichen Verdienst zu gewähren. In der Tat strömten Hunderttausende von Arbeitern den Städten zu. Ihre Lage war vorderhand erfreulich, da der Arbeitslohn hoch stand, die schweren Oktrois für den Arbeiter durch den niedrigen Brotpreis ausgeglichen wurden und Wohnungen, welche nicht über 250 Francs Miete abwarfen, keine Mietsteuer bezahlten. Aber es bleibt das Verhängnis des monarchischen Sozialismus, daß er neue Bewegungen in der Gesellschaft wohl zu beginnen, anzuregen, nicht sie auf die Dauer zu erhalten vermag. Einmal mußte diese krankhafte Bauwut doch ihr Ziel erreichen. Die rohe, unserer banausischen Zeit längst geläufige Ansicht, daß der Staat die Kunst fördern müsse, um den Künstlern Brot zu geben, wirkte auf das zweite Kaiserreich mit der ganzen Wucht eines sozialen Problems. Ein Heer von Unternehmern und Gehilfen verlangte dauernde Beschäftigung von dem Staate, der sie von Beruf und Heimat hinweggelockt hatte — denn es war der Staat, der die Städte durch Befehl und Gunst zu dem Umbau verführte. Dergestalt wurden die öffentlichen Arbeiten des Kaiserreichs nach und nach zu Nationalwerkstätten im Sinne der Februarrevolution: man baute, um zu bauen, und niemand wußte, was aus dieser Schraube ohne Ende werden solle. Der Arbeiter vom Lande ward in den großen Städten keineswegs zufriedener; er sah sich umwogt und umrauscht von glänzender Pracht, neben der ihm sein ansehnlicher Arbeitslohn wie ein elendes Gnadenbrot erschien.

Bei so unmäßiger Begünstigung der städtischen Arbeiter nahm die Entvölkerung des flachen Landes in hochbedenklicher Weise zu. Der Kaiser sagte einst zu den von der Londoner Ausstellung heimkehrenden Gewerbtreibenden, sie hätten sich um Frankreich wohlverdient gemacht, denn jede glänzende wirtschaftliche Leistung eines Volkes lasse die Höhe seiner gesamten Zivilisation erkennen. Dies prahlerische tous les progrès marchent de front war nur eine der vielen Selbsttäuschungen der Staatskunst des Materialismus. Der ernste Historiker wird gerade durch die Geschichte des zweiten Kaiserreichs abermals die triviale Wahrheit, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, bestätigt finden. Ja, er soll dies Sprichwort vertiefen und erkennen: einem Gemeinwesen, das nur nach materiellen Gütern trachtet, kommt schließlich mit dem sittlichen Ernst auch die Kraft des wirtschaftlichen Fortschrittes abhanden. Der Kaiser hoffte, die aus den Städten heimkehrenden Bauernsöhne würden daheim

die Gewohnheit kräftiger Fleischnahrung verbreiten; aber niemand kehrte zurück. Die fleißigen Landschaften der Creuse, der Marche, des Limousin schickten auch vormals ihre jungen Männer als Maurer auf die Wanderschaft; jetzt begannen sie zu veröden, da der Arbeiter sich nicht mehr von den Genüssen der großen Städte trennen wollte. Während der Jahre 1851—1856 verminderte sich die Bevölkerung von 20 Departements, in dem Departement der oberen Saone sogar um ein volles Zehntel; die Einwohnerzahl des ganzen Reiches nahm nur um 256 000 Köpfe zu, die der Hauptstadt um 305 000. Die folgenden Jahre zeigten zwar eine etwas raschere Zunahme, aber selbst offiziöse Schriften wußten diese krankhaften Zustände nur mit dem wohllautenden Ausdrucke „Die Bevölkerung bleibt stationär" zu bezeichnen.

Die Volkszahl des Reiches wuchs in den ersten 60 Jahren des Jahrhunderts um 0,57 Prozent jährlich, sie braucht mithin, um sich zu verdoppeln, 150 Jahre — Deutschland nach den bisherigen Erfahrungen etwa 55 Jahre. Jenen Mammonspriestern, die in einer zahlreichen Kinderschar nur unnütze Konsumenten erblicken, geben wir zu erwägen, welche Verschiebung der Machtverhältnisse durch die geringe Fruchtbarkeit der Bevölkerung Frankreichs herbeigeführt wurde. Im Jahre 1816 lebten in Frankreich auf der Geviertmeile 500 Menschen mehr als in Deutschland (ohne Österreich), im Jahre 1861 war umgekehrt die Geviertmeile in Deutschland um 300 Köpfe dichter bevölkert, und beim Beginne des deutschen Krieges wurde Frankreich bereits an absoluter Volkszahl von Preußen und den verbündeten Staaten Nord- und Süddeutschlands übertroffen! Zwar daß die kleinen Städte unter 3000 Einwohnern in dem neuen napoleonischen Zeitalter um 12—14 Prozent herabgekommen sind, wird keinen Kundigen befremden; ähnliche Erscheinungen hat die Epoche des zentralisierenden Eisenbahnverkehrs überall in Europa gesehen. Aber das anhaltende Sinken der Bauernschaft, derweil Paris und Lille, St. Etienne und andere Fabrikplätze unaufhaltsam wuchsen, war unleugbar ein Zeichen sozialer Krankheit. Wir beklagen auch nicht, gleich vielen patriotischen Franzosen, daß das gallische Volkstum nicht mehr dieselbe Fruchtbarkeit zeigt wie im siebzehnten Jahrhundert oder noch heute in Kanada; langsamere Volksvermehrung, Erschwerung der Ehen pflegt ja in der Regel mit hochgesteigerter Kultur Hand in Hand zu gehen. Erwägen wir aber, daß Frankreich — dank seiner Niederlassungsfreiheit und trotz des Zwangszölibates seiner Soldaten sowie der 45 000 Weltgeistlichen — weniger Hagestolze zählt als irgendein europäisches Land, so erscheint das Stillstehen der Bevölkerung in einem sehr trüben Lichte. Die anhaltende Abnahme der Zahl der Kinder, deren unter dem ersten Kaiser 4,1, unter dem zweiten 3,14 auf eine Ehe kamen, läßt sich, bei der nervösen Sinnlichkeit der modernen Menschen, im Durchschnitte schlechterdings nicht aus besonnener Klugheit erklären. Sie hängt zusammen

entweder mit der sittlichen Verwüstung des Lasters oder mit der körperlichen Schwäche — und in der Tat hat die Ehelosigkeit des Heeres, die abermalige Vernichtung von 200 000 kräftigen Männerleben, durch die Kriege des zweiten Kaiserreichs den Krüppeln und Schwächlingen die Eheschließung wesentlich erleichtert. Auch das Verbot der Vaterschaftsklage, das der harte Landsknechtgeist des ersten Napoleon erließ, hat freilich die Zahl der unehelichen Geburten verringert, aber in dem heißblütigen Volke auch Verirrungen gefördert, welche der Leibeskraft und Sittlichkeit ungleich verderblicher sind.

Die französische Nation war nicht mehr in der Lage, sich als die unbestritten erste Macht des Festlandes zu gebärden, sie mußte sich wohl oder übel in den Zustand eines ernsthaft gemeinten europäischen Gleichgewichts finden. Wenn diese Tatsache der friedlichen Gesittung der Welt auf die Dauer nur zum Segen gereichen kann, so erregt dagegen eine andere Folge der stockenden Volksvermehrung Frankreichs die Trauer jedes Denkenden. Die europäische Geschichte hebt an mit der Massenaristokratie der hellenischen Bürger, sie wird dereinst ihren Höhepunkt erreichen, wenn die Massenaristokratie der weißen Rasse die Länder jenseits des Weltmeeres beherrscht. In dem grandiosen Wettkampfe, der um diese schicksalsschweren Fragen sich erhebt, ist dem angelsächsischen Stamme das glücklichste Los gefallen. Auch der Deutsche soll mit stolzem Vertrauen in diese große Zukunft blicken. Dafür ist längst gesorgt, daß deutscher Fleiß und deutsche Tatkraft am Mississippi und Yangtsekiang, in Chile wie in Japan würdige Vertreter finden; und seit dem Tage von Königgrätz dürfen wir auch hoffen, daß Deutschlands Volkstum und Sprache in den transatlantischen Ländern aufrecht bleiben werden. Der Franzose aber wird an diesem Wettstreite nur einen sehr untergeordneten Anteil nehmen. Frankreich kennt keine Auswanderung. 200 000 Köpfe, die binnen zehn Jahren das Land verließen, bedeuten wenig; sie bedeuten fast nichts, wenn wir bedenken, daß die guten Köpfe der Mittelklassen sich schier sämtlich zu den Beamtenstellen drängen und Frankreich nicht wie Deutschland oder England gesunde Jünglingskräfte, sondern zumeist verdorbene Subjekte in die Kontore der transatlantischen Häfen schickt. Wer den vielgestaltigen Reichtum der europäischen Gesittung vollauf zu schätzen weiß, der wird schmerzlich beklagen, daß dies Versiegen der französischen Volkskraft eine unausfüllbare Lücke in der Kultur der Welt zu reißen droht. Aber die Würfel liegen bereits, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so muß Frankreich eine europäische Macht bleiben in jener gewaltigen Zukunft, da es eine Weltgeschichte geben wird, da Deutsche und Russen, Engländer und Nordamerikaner dem Welthandel neue Bahnen, der Menschenbildung neue Formen finden werden.

Hatte jene Verwöhnung der städtischen Arbeiter, die das Gleichgewicht der wirtschaftlichen Kräfte so schwer gefährdete, dem Kaisertume minde-

stens die treue Anhänglichkeit der verzogenen Kinder erworben? Die Erhebung der Pariser Kommune gibt darauf eine niederschmetternde Antwort. Die Vorteile, welche das Kaiserreich den Ouvriers gewährte, ließen sich doch nicht vergleichen mit jener Erlösung aus namenlosem Drucke, die einst die Cäsaren Roms den Provinzbewohnern brachten. Der Arbeiter stand dem Bonapartismus minder feindlich gegenüber als weiland den Bourgeois und den Legitimisten, sein alter Haß gegen die Transporteure des parlamentarischen Systemes war noch nicht ganz verflogen. Auch das von den Radikalen gepriesene Ziel der direkten Volksherrschaft fand wenig Anhänger; für Theorien und Ideale war in dieser Welt der business überhaupt kein Boden mehr. Ein Teil der Arbeiter begriff wirklich, was die Bonapartisten ihnen unablässig einschärften, „daß allein eine starke und feste Regierung ihnen die Verbesserungen bringen kann, welche die Wühler vergeblich versprechen". Aber von herzlicher Dankbarkeit gegen den kaiserlichen Wohltäter war nichts zu spüren. Wenn die Gewaltigen des Kaiserreichs die schwieligen Fäuste liebkosten, wenn der bonapartistische Poet Mery den Arbeitern der Zentralbuchdruckerei der Eisenbahnen zusang:

Sachez bien que le jour viendra où de vos mains
Jaillira la lumière —

so zog der vierte Stand daraus die Lehre, daß er das Kaiserreich regierte, daß der Hof ihn fürchtete. Wahrhaftig, es führt nur ein kurzer Weg von solchen Schmeichelreden bis zu jenem gräßlichen Liede, das nach der Februarrevolution auf allen Gassen der Hauptstadt gebrüllt wurde:

Un jour viendra que le riche éclairé
Donn'ra sa fille au forçat libéré!

Wenige Monate, nachdem Jules Favre prahlerisch versichert hatte, es gebe keinen Pöbel in Paris, bereiteten die Petroleusen der Kommune die gräßliche Totenfeier! Die Verhandlungen des Genfer Arbeiterkongresses vom Jahre 1866 gaben ein lehrreiches Bild von der veränderten Gesinnung dieser Klassen. Keine Rede mehr von der kommunistischen Schwärmerei vergangener Tage. Geschäftsmäßig, mit praktischem Geschick und drohendem Ernste wurde verhandelt; die Arbeiter wollen selber Kapitalisten werden, sie betrachten die Armut und den Arbeitslohn als eine Schande und verlangen zum allermindesten die Herabsetzung der Arbeitszeit auf acht Stunden — während die Massen in der Februarrevolution noch zehn Stunden bewilligten. Später, auf dem Arbeiterkongresse zu Brüssel, wurde sogar die Ausgleichung der Bildung (égaliser les intelligences) gefordert, wenn die Welt zur wahren Gleichheit gelangen wolle. — Wenn die demi-monde von den Rennen von Vincennes nach dem eleganten Viertel von Notre Dame de Lorette heimkehrte — ein glänzendes Durcheinander von Cabs und Broughams und Chaisen, von englischen

Rassepferden und schweren Percherons, von Livreedienern und grünen Postillonen — dann bildete das Sonntagspublikum Spalier die breiten Boulevards entlang, warf drohende Blicke und Schimpfreden auf den Zug, und es geschah wohl, daß einzelne Blusenmänner durch die Reihen brachen, um eine geputzte Dame aus dem Wagen zu reißen. Wer eine solche Szene gesehen, der mußte sehr kindlich sein, um zu wähnen, das Gewissen des Volkes erhebe sich gegen das prahlende Laster. Es war die alte unsterbliche Scheelsucht gegen den Reichtum, und auch der Prunk des Hofes entging diesem Neide nicht. „Ich will mit euren Händen arbeiten, und ihr sollt mit meinem Magen verdauen" — so lautet nach den Propos de Labiénus der Grundvertrag, den Napoleon III. mit seinem Volke geschlossen, und Tausende teilten Rogeards Meinung.

Die politische Haltung dieser ungebildeten trotzigen Masse, die nicht durch Auswanderungen von ihren meisterlosen Elementen gesäubert wurde, blieb schlechterdings unberechenbar. Auch die Junischlacht von 1848 hatte die Plünderungswut der Kommunisten nur auf Augenblicke niedergeschlagen. Einer geheimen Gesellschaft anzugehören, war nach wie vor selbstverständliche Ehrenpflicht für jeden Arbeiter, der lesen und schreiben konnte; der Bund der Internationale, dessen Anfänge vermutlich bis in die Tage der Februarrevolution zurückreichen, warb in der Stille zahllose Anhänger. Das neue Recht der Arbeitseinstellung wurde fort und fort zu rohen, sinnlosen Streiks gemißbraucht. Vor den Gemeindewahlen in Marseille drohten einst die offiziösen Blätter: wenn die Wahl gegen die Regierung ausfiele, so würden die öffentlichen Bauten der Stadt, die gegen 50 000 Menschen beschäftigten, aufhören — ein Versprechen, zu dessen Bewährung nachher natürlich der Mut fehlte. Die Arbeiter stimmten trotzdem für die Opposition, nicht weil sie die Rhetoren der parlamentarischen Partei liebten, sondern weil ihnen die Regierung noch immer nicht genug getan hatte. Kurz, Arbeit und Kapital zu versöhnen war auch den Zauberkünsten des monarchischen Sozialismus nicht gelungen. —

Die Bevorzugung der städtischen Arbeiter vor dem Landvolke scheint auf den ersten Blick rätselhaft, da ja der Kaiser seinen Thron der Bauernschaft verdankte. Er nannte sich oft mit Stolz einen Bauernkaiser, versicherte oft, daß er, gerechter als das Julikönigtum, die Hebung des Ackerbaues vollführen wolle vor der Reform der Handelspolitik. Er erklärte die Besserung der Landwirtschaft für wichtiger als den Umbau der Städte und verlangte von seinen Präfekten, daß sie dem Landbau „den ihm gebührenden Rang unter den großen Interessen des Landes wieder verschaffen", worauf die Minister — da ein kaiserlicher Befehl bekanntlich immer ausgeführt wurde — pflichtschuldigst beteuerten, die erleuchteten Absichten Seiner Majestät seien längst erfüllt, die Landwirtschaft sei nie populärer und geachteter gewesen denn heute. Der Herzog v. Persigny pflegte diese bukolischen Neigungen des Kaiserreichs mit besonderem

Eifer; regelmäßig erschien er auf den landwirtschaftlichen Festen seiner Heimat, in der Landschaft Forez, um die Unschuld, die Treue, die Genügsamkeit der Bauern zu preisen gegenüber der Unruhe und dem Ständehasse der Städte. Auch die Präfekten lernten rasch die Weisen dieses bonapartischen Theokrit nachzusingen.

Warum ist dennoch der Landbau das Stiefkind des Kaiserreichs geblieben? Seit den Tagen der gallo-römischen Bagauden war der französische Landmann in Wahrheit niemals glücklich; warum hat sich dies alte traurige Gesetz der französischen Geschichte unter dem Bauernkaiser nicht geändert? Die Bauern bilden die sicherste Stütze des Kaisertums, ihre bonapartistische Gesinnung war so leidenschaftlich, daß sich im Notfalle gerade in den rohesten Strichen des Reiches eine Jacquerie für den Kaiser hätte hervorrufen lassen. Eben darum durften die Bauern leichter vernachlässigt werden als die Ouvriers, von denen eine unmittelbare Gefahr drohte. Auch bot die Bescheidenheit und Langsamkeit der ländlichen Arbeit wenig Raum für jene glänzenden Paradestücke, deren die Tyrannis bedurfte. Die Landwirtschaft ist das freieste Gewerbe, sie kann ohne einige Selbständigkeit der Landgemeinden nie zu nachhaltiger Blüte gelangen und leidet daher unter dem instinktiven Widerwillen der Bureaukratie. Das Beamtentum, durch und durch städtisch gebildet, stand dem Ackerbau von jeher mit vollendeter Unwissenheit gegenüber. Seit unvordenklicher Zeit gab es keinen Präfekten, der selbsttätiger Landwirt war; jene Verbindung der Verwaltungsstellen mit dem großen Grundbesitze, die in dem preußischen Landratsamte sich so trefflich bewährt, war bei den sozialen Verhältnissen Frankreichs undenkbar. Seit der Julirevolution stand der große Grundbesitz in dem Verdachte legitimistischer Gesinnung; das Bürgerkönigtum erwies dem Zentralkongresse der Ackerbauer, welchem der alte bourbonische Minister Decazes vorstand, ein unverhohlenes Mißwollen, das sich seitdem in der Bureaukratie erhalten hat. Da überdies dem großen Grundeigentum ein aristokratischer Zug anhaftet und namhafte technische Fortschritte des Landbaues in der Regel von diesen ländlichen Aristokraten ausgehen müssen, so gewährte auch die Presse in ihrem Gleichheitseifer den Reformbestrebungen der Landwirtschaft nur geringe Unterstützung.

In solcher Lage konnten die Beglückungsversuche des Kaisers nur geringen Erfolg haben, obgleich Napoleon III. für den Landbau immerhin tausendmal mehr geleistet hat als das Julikönigtum. Eine Menge landwirtschaftlicher Vereine wurden gegründet, zahllose Ausstellungen veranstaltet, wobei der Präfekt dem strebsamen Bauersmanne Ehrenzeichen mit blauen Bändchen anheftete, auch wohl in feierlichen Augenblicken männlicher Rührung einen keuschen Kuß auf die Lippen einer musterhaften Kuhmagd drückte. Großartige Kreditanstalten sollten dem Kapitalmangel der Bauern abhelfen, seit 1859 bestand auch eine reich aus-

gestattete Versicherungsanstalt für das flache Land. Den Elementarschulen wurde die Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse zur Pflicht gemacht, im Jahre 1866 unter großem Lärmen eine Staatsuntersuchung über alle erdenklichen Verhältnisse des Landbaues veranstaltet. Die öden Landes des Südwestens hat der Staat mit ungeheuren Kosten urbar gemacht und an kleine Besitzer ausgeteilt, dergestalt, daß die Gaskogne heute nur noch 9500 Hektar unbebauten Landes (i. J. 1857: 283 000) besitzt. In den verwahrlosten Strichen der Sologne und des Berry legte der Kaiser selbst Mustergüter an, deren mit unverhältnismäßigem Aufwande erzielte technische Erfolge freilich dem armen Bauer kein Vorbild gaben. Das größte Verdienst indessen, das sich der Kaiser um die Landwirtschaft erwarb, lag in seiner Handelspolitik. Als Napoleon III. unter dem gehässigen Widerstreben der Grundbesitzer zuerst den Zoll auf Leinwand und Vieh herabsetzte, dann alle landwirtschaftlichen Schutzzölle aufhob und die Wandelskala gänzlich beseitigte, da vollführte er eine Reform, welche freilich der Zeit vorausgriff, aber einige Jahre hindurch sich als heilsam bewährte.

Doch leider wurden die wohlmeinenden Absichten des Monarchen stets durch bureaukratische Afterweisheit durchkreuzt. Die landwirtschaftlichen Vereine standen unter der Aufsicht der Präfekten und gediehen darum nur kümmerlich. Ihre Vereinigung unter einem gemeinsamen Mittelpunkte galt für gefährlich; noch in der letzten liberalen Zeit des Kaiserreichs wurde ein Kongreß der Weinbauer verboten. Während der Handelsstand seine Handelskammern selbst wählte, ernannte der Präfekt das conseil, das ihm in landwirtschaftlichen Fragen technische Gutachten gab. So fügte es sich oft, daß in dem landwirtschaftlichen Rate kein einziger großer Grundbesitzer tagte. Der Präfekt führte den Vorsitz und ernannte den Sekretär. Die bureaukratische Allwissenheit erdreistete sich nicht selten, die Ernte zu verbieten, wenn das Getreide nach der Ansicht des Präfekten noch nicht reif war, sie verbot das Aufharken des Strohes, weil die sozialistische Tyrannis auch für den Ährenleser sorgen mußte — und was der Abderitenstreiche mehr sind, die Herr von Esterno in seiner einseitigen, aber lehrreichen Schrift Les privilégiés de l'ancien régime et les privilégiés du nouveau geschildert hat. Wenn das System der Vizinalwege, allen Mahnungen des Kaisers zum Trotz, sich nicht entwickeln wollte und einige Striche von Mittelfrankreich an das römische Gallien erinnerten, da prächtige Kaiserstraßen durch ein unwegsames Land zogen, so liegt die Schuld wiederum an der bureaukratischen Verwaltung. Nur selbständige Gemeinden schaffen Vizinalwege; desgleichen nur selbständige Gemeinden und Kreisverbände gewähren Abhilfe für den Mißstand, daß der Bauernbursch die elementaren Begriffe der Theorie seines Gewerbes niemals kennenlernt.

Die mit so vielem Pomp in Szene gesetzten Kreditanstalten sind, ergriffen von dem Schwindelgeiste der Epoche, dem anspruchslosen Ge-

werbe des Landmannes fast gar nicht zugute gekommen. Die Gesellschaft des Crédit foncier verwendete in 13 Jahren (1852—65) 714 Millionen, die Hälfte davon für den Umbau von Paris, für das flache Land nur die lächerlich geringe Summe von 57 Millionen. Auch die cités ouvrières haben bald auf den Beistand dieser Gesellschaft verzichtet, da ein wahrhaft gemeinnütziges Unternehmen die hohen Zinsen, welche der Spekulant verlangt, nicht erschwingen kann. Ebenso unfruchtbar für den Landbau blieb der sogenannte Crédit agricole. Noch mehr: die Steuereinnehmer, die amtlichen Agenten des Crédit foncier, erhielten Prämien für jedes Kapital, das sie der Gesellschaft zuführten, sie bemühten sich also, die Ersparnisse des Bauern nach Paris zu locken, statt die Kapitalien der Hauptstadt im Landbau anzulegen. Bedeutende landwirtschaftliche Genossenschaften zum Schutze gegen Hochwasser u. dgl. waren nirgends vorhanden; das Börsenspiel, die hohe Dividende der Pariser Kreditgesellschaften erschien lockender. Sobald aber der Bauer der Spekulation verfällt, entfremdet er sich seinem bescheidenen Gewerbe. So litt der Landmann zwiefach unter dem monarchischen Sozialismus; die Kapitalien des flachen Landes flossen nach der Hauptstadt, und zugleich stieg der ländliche Arbeitslohn, da der Umbau der Städte die Tagelöhner hinwegführte.

Der bureaukratische Schlendrian hat selbst dies ruhelose Regiment verhindert, an die alten fehlerhaften Gesetze, die den Landmann drücken, die bessernde Hand zu legen. Der Code rural, daran seit dem Jahre 1808 fünf Regierungssysteme arbeiteten, wurde nie vollendet. Der segensreiche Grundsatz der freien Teilbarkeit des Bodens wirkt offenbar verderblich, wenn nicht die Zusammenlegung der Grundstücke erleichtert wird. Aber die hohe Besteuerung der Ackervertauschung, welche die Bourbonen nach dem Muster Preußens und Englands abschafften, wurde durch die Orleans wieder eingeführt und bestand auch unter dem Kaiserreiche fort, dergestalt, daß Zusammenlegungen der weitzerstreuten Parzellen kaum jemals vorkamen. Die Abgaben für den Verkauf von Grundstücken und die damit verbundenen Gerichtskosten beliefen sich auf 10 Prozent des Wertes: im Jahre 1862 wurden für 2 Milliarden Grundstücke verkauft mit einem Aufwande von 214 Millionen an Kosten und Steuern. Nicht minder lästig wirkte die noch immer unveränderte Hypothekenordnung mit ihren leidigen Kosten und Förmlichkeiten. Nicht die direkten Steuern erdrückten den Bauer, wie die Oppositionsredner behaupteten; auch nicht die unvernünftige Tür- und Fenstersteuer — denn jene fensterlosen Höhlen, welche dem Nordländer so widerwärtig in die Augen stechen, sind bei den Lebensgewohnheiten der Südländer keineswegs unerträglich. Aber die Kreditlosigkeit, gefördert durch eine unter der Herrschaft des städtischen Mittelstandes zustande gekommene Agrargesetzgebung und durch die Spekulationswut des Kaiserreichs, lastete

schwer auf dem Landmanne. Von 7,846 Millionen Grundeigentümern waren im Jahre 1850 drei Millionen steuerfrei wegen Zahlungsunfähigkeit. Die Unterwerfung des flachen Landes unter die Macht des städtischen Kapitals, dies alte Leiden Italiens, begann auch in Frankreich einzureißen; sehr häufig wurde der kleine Bauer in den parzellierten Küstenstrichen des Kanals durch die Fabrikanten von Rouen und Elbeuf ausgekauft. Selbst für die Sicherheit der Personen und des Eigentums auf dem Lande war nicht genugsam gesorgt. Solche Ungleichheit wurde schwer empfunden in einem Volke, das mit allen Privilegien gebrochen hat.

Das wunderbar reiche Land, dessen unermeßliche Hilfsmittel nicht leicht überschätzt werden können, hat im Anfange des Kaiserreichs drei Mißernten hintereinander, die Cholera, wiederholte Kriege und Überschwemmungen ohne sonderliche Beschwerden überstanden. Der Landbau zog, wie billig, von dem neu erwachten volkswirtschaftlichen Eifer einigen Vorteil. Wir erinnern nur an die Zucht der Pferde, deren Zahl und Wert trotz der Eisenbahnen sich namhaft hob. Die Ausfuhr der Percherons nahm jährlich zu, französische Renner schlugen wiederholt auf den Bahnen von Baden und Paris deutsche und englische Rosse aus dem Felde. Auch sind wir keineswegs der Ansicht vieler konservativer Politiker, daß der Übergang zum englischen Pachtsysteme dem französischen Landbau not tue. Hier handelt es sich um feststehende sittliche Begriffe der Nation, welche mächtiger sind als Parteidoktrinen. Mag der englische Pächter technisch glänzendere Erfolge erzielen — in seinen Millionen freier Bauern besitzt Frankreich einen sittlichen Schatz, dessen politischer Wert bei jedem großen Kriege den Zweiflern sich erhärten muß. Aber die goldenen Berge, welche das Kaiserreich den Bauern versprach, sind doch ein Traum geblieben. Noch immer kennt der unwissende kapitallose kleine Landwirt die Düngerbenutzung sehr wenig, die Drainage fast gar nicht, noch immer ertönt die alte Klage der Fachmänner, daß die Landwirtschaft sich einseitig auf den Getreidebau richte, Viehzucht und Wiesenbau vernachlässige. Der Landbau blieb auch unter dem Bauernkaiser das unscheinbarste Gewerbe, unvergleichlich weniger ehrenvoll und einträglich als Beamtentum und Barreau, Industrie und Börse. —

Während die Landwirtschaft ihr altes Siechtum nicht verwinden konnte, ward dagegen für den Handel und Gewerbfleiß eine neue glücklichere Zeit heraufgeführt. Um die Freiheit des Handels zu gründen, mußte der Kaiser brechen mit einigen Glaubenssätzen der napoleonischen Religion, mit den bureaukratischen Gewohnheiten und volkstümlichen Vorurteilen, ja geradezu mit der historischen Überlieferung seines Staates. Er hatte einst die schutzzöllnerischen Gedanken des Oheims gläubig verehrt, dann war er ein Augenzeuge der kühnen Schwenkung Robert Peels und lernte später von Cavour, von Michel Chevalier und jenen Fortschritts-

konservativen des Julikönigtums, den Morny und Girardin, welche längst durch ihre freihändlerischen Wünsche die Bourgeoisie erbittert hatten. Aber selbst Girardin erwartete erst in einer fernen Zukunft den Abfall der Regierung von der uralten Gewohnheit des Prohibitivsystems. Der Kaiser hatte inzwischen die veränderten Lebensbedingungen des Welthandels erkannt; er wagte, sich in die hohe Flut des modernen Verkehrslebens zu stürzen, er vermochte zu lernen von der wachsenden Zeit, er stellte einmal doch der Selbstsucht der Stände eine monarchische Tat gleichausteilender Gerechtigkeit entgegen. Er sah voraus, daß eine Reform der unhaltbaren Tarife von Frankreich und England unvermeidlich bevorstand, eine Reform, welche ohne gegenseitige Verständigung die Gewerbsinteressen beider Länder zu verwirren drohte. Er benutzte nun den günstigen Zeitpunkt, da das Ansehen des Kaiserreichs nach den italienischen Erfolgen auf der Höhe stand, um mit Fachmännern beider Staaten, vornehmlich mit Cobden und Chevalier, die bei der großen Verschiedenheit der zwei Tarife überaus schwierige Ausgleichung der gegenseitigen Ansprüche zu versuchen. Am 23. Januar 1860 wurde dann der Handelsvertrag geschlossen. Mit Fug und Recht stand bald nachher die Bildsäule Richard Cobdens im Schlosse von Versailles unter Frankreichs Größen. Wenn die Summe der gesamten Aus- und Einfuhr des Staates im Jahre 1850 nur 2500, 1865 aber 7614 Millionen Franken betrug, wenn die Ausfuhr, namentlich der articles de Paris und jener feineren Waren, an denen der geschmackvolle Schönheitssinn der Franzosen zur Geltung gelangt, ganz unverhältnismäßig stieg: so mußten solche Zahlen jedem Unbefangenen den Segen der neuen Zollermäßigungen erhärten — trotz der anerkannten Kunstfertigkeit der kaiserlichen Statistik, welche stets bewies, was sie beweisen wollte.

Politische und wirtschaftliche Rücksichten zwangen den Kaiser, die Handelsfreiheit auf dem Wege der Differentialzölle und Handelsverträge zu erstreben. Es galt die Zustimmung des gesetzgebenden Körpers zu umgehen, welche bei einer allgemeinen gesetzlichen Tarifveränderung sich nicht vermeiden ließ. Es galt ferner, die anderen Nachbarstaaten durch die Furcht vor dem Verlust des französischen Marktes gleichfalls in die Bahn des freien Handels zu treiben und doch dem Gewerbfleiße Frankreichs einige Entschädigung zu sichern. Vornehmlich lag dem Erwählten des Volkes am Herzen, als der Friedensbringer und Bahnbrecher eines europäischen Fortschrittes zu erscheinen. Er mußte zu der Handelskammer von Lyon sagen können: „Frankreich gibt in Europa den Anstoß zu allen großen und großherzigen Gedanken", und dergestalt durch die Beschwichtigung der nationalen Eitelkeit viele verletzte Klasseninteressen versöhnen. Nun drängten sich in rascher Folge die Verhandlungen mit Belgien, Italien, Deutschland. Die Diplomatie schien, gemäß dem holden Traume der Friedensapostel, gänzlich in der Handelspolitik aufzugehen, und es

entstand jene neue menschlichste Form der Handelsverträge, welche nicht mehr danach trachtet, den Verhandelnden Vorzugsrechte zu sichern, sondern lediglich verhindern will, daß Dritten ein Vorrecht eingeräumt werde. Durch diese Kette von Handelsverträgen, durch den Paßvertrag mit England usw. wurde der freie Markt Westeuropas gegründet, das von dem Oheim mit arglistiger Herrschsucht erstrebte europäische Föderativsystem begann sich in einem gerechten und verständigen Sinne zu verwirklichen. Mit Genugtuung konnte der Kaiser verkünden: „Da ist sie endlich vollzogen, jene so lange vorhergesagte schreckliche Invasion auf den englischen Boden" — und seine Nation auffordern, „mutig ein neues Zeitalter des Friedens einzuweihen."

Wohl erregt solche despotische Völkerbeglückung nicht eine so ungetrübte Befriedigung wie einst jenes erhebende Schauspiel der Klärung der Geister im freien Kampfe, welches der Abschaffung der englischen Korngesetze vorausging. Frankreichs Freihändler klagten vormals, daß ihnen die Verbreitung ihrer Grundsätze durch das freie Wort versagt sei, jetzt aber nahmen sie den coup d'autorité mit Freude, ja mit Stolz hin. Sicherlich ein trauriger Beweis für die Unfertigkeit der politischen Bildung. Doch das harte Wort muß gesagt werden, ohne jenen kaiserlichen Machtbefehl hätte Frankreich noch jahrzehntelang sein Prohibitivsystem beibehalten. Die erschreckende Unwissenheit und Selbstsucht der meisten Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, die in tausend Gewerbs- und Schwindelgeschäfte verflochten waren, gestattet daran keinen Zweifel, daß eine parlamentarische Reform der Handelspolitik unmöglich war. Der monarchische Wille hatte in diesem einen Falle nicht bloß die Gesetze verbessert, sondern auch die Erziehung der Nation zur Freiheit gefördert — soweit in diesem Lande Freiheit möglich war. Der politisch günstige Zeitpunkt der Reform war volkswirtschaftlich sehr unglücklich gewählt. Das Land litt unter der Mißernte von 1861, das Baumwollengeschäft unter dem amerikanischen Kriege; einzelne Zweige der Industrie waren der englischen Konkurrenz in der Tat nicht gewachsen. Dennoch gewann die freihändlerische Gesinnung des Südens und Westens langsam das Übergewicht über die schutzzöllnerischen Ansichten des Nordens. Wenn in Frankreich im vergangenen Jahrzehnt nur 10 Pfund Kaffee und 3 Pfund Zucker, in dem von der Natur ungleich weniger begünstigten Zollvereine 10½ Pfund Kaffee und 4 Pfund Zucker auf den Kopf der Bevölkerung verzehrt wurden, so mag man immerhin die verschiedenen Konsumtionsgewohnheiten der Nordländer und der Südländer berücksichtigen: so viel erhellt doch aus diesen und ähnlichen Zahlen, daß die Volkswirtschaft des gesegneten Landes noch nicht leistete, was sie vermochte. In der Presse vornehmlich wurde die Überzeugung immer lebendiger, daß nur die Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte die Machtmittel des Landes ganz verwerten könne; blieb der Frieden erhalten, so schien ein Rückfall in das

Prohibitivsystem nach der praktischen Schule der letzten Jahre unmöglich. Seltsam genug, ein Gewaltstreich der bureaukratischen Regierung hat die erste breite Bresche in das System bureaukratischer Bevormundung gelegt.

Das Wort Napoleons III.: „Je reicher und glücklicher ein Volk ist, desto mehr trägt es bei zu dem Reichtum und dem Glücke der anderen", war allmählich zu einem Gemeinplatze in Frankreich geworden. Es stand zu hoffen, daß man lernen werde, diese humane Grundwahrheit der modernen Staatskunst auch auf das Verhältnis der Stände und auf die auswärtige Politik anzuwenden. Seitdem hat der deutsche Krieg und die dritte Republik auf diesem wie auf allen anderen Gebieten des Staatslebens eine schroffe Reaktion herbeigeführt; die Handelspolitik des großen Bürgers Thiers sollte der Welt abermals beweisen, daß die médiocrité méconnue Ludwig Napoleons mit allen ihren Sünden klüger und freisinniger war als irgendein Staatsmann des jüngsten französischen Geschlechts.

Der berufene Ausspruch: „Frankreich ist reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen", entbehrt nicht jedes Grundes; die ungeheure Kraft der Arbeit und des Sparens in der modernen Volkswirtschaft übertrifft jede Voraussicht. Vielleicht niemals hat das Festland ein so gewaltiges wirtschaftliches Schaffen gesehen wie in den beiden großen Spekulationsepochen des Kaiserreichs, nach dem Staatsstreiche und nach dem Krimkriege. Es war die Zeit, da Girardin sagte: Il n'y a plus rien à faire aujourd'hui que de se faire millionnaire. Selbst dies unermüdliche kaiserliche Regiment vermochte den kolossalen Fortschritten des Verkehrs nicht zu folgen. Die Postreform, die Ausdehnung der Telegraphenlinien, nach dem Staatsstreiche vielbewundert, genügten längst nicht mehr; bald blieb die französische Post hinter den Nachbarlanden zurück. Zu dem alten Eisenbahnnetze der sechs großen Gesellschaften trat ein zweites hinzu, neuerdings noch ein drittes; während im Jahre 1857 1330 Kilometer Eisenbahnen bestanden, waren elf Jahre später 21 050 Kilometer fertig oder im Bau, und jeder Tag brachte neue Baupläne. Die Leistungen des Kaisertums auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik stellten die Taten der Bourbonen und Orleans gänzlich in Schatten; doch sie krankten vornehmlich an zwei Gebrechen, welche wiederum auf die politischen Grundschäden des Systems zurückführen. Die überspannte Zentralisation lastete auch auf dem Verkehre; das Monopol der Bank stand noch immer aufrecht, ja die Bank von Frankreich war tatsächlich nur die Bank von Paris, ihr Kredit kam überwiegend der Hauptstadt zugute. Und jener Geist prahlerischen Schwindels, der im Wesen der demokratischen Tyrannis liegt, erreichte gerade in dem industriellen Leben eine furchtbare Höhe: ein goldener Regen sollte die um ihre idealen Güter betrogene Bourgeoisie trösten.

Das Börsenspiel ist freilich alt auf dem Boden von Paris, ja es wirkte in einer Zeit unentwickelter Volkswirtschaft, in den Tagen Laws, offenbar weit verderblicher als heute, da ein Teil der Börsenspekulanten doch das Amt der Pioniere versieht für ernste Geschäfte. Aber jene 9928 Millionen fremder Anleihen, welche in den zehn Jahren nach 1855 an der Pariser Börse negoziiert wurden (im Jahre 1863 allein 1205 Millionen), deuten doch auf einen Zustand des Fiebers, um so mehr, da die schwindelhaften Anleihen der allerverrufensten Staaten, Österreichs und Mexikos, Italiens und Spaniens, Rußlands und der Türkei, sich der absonderlichen Gunst der Pariser Börsengrößen erfreuten. Wenn schwermütige Gelehrte die Schlemmer des zweiten Kaiserreichs an das alte Rom erinnerten, so lautete die Antwort: der moderne Reichtum ist erarbeitet, der der Römer war zusammengeraubt. Indes angesichts der Firmen Mirès und Solar, Pereire & Co. und so vieler anderer neu entstandener schimpflicher Vermögen erscheint auch dieser letzte Trost von zweifelhafter Kraft.

Die Regierung selber litt unter der künstlich aufgeschwellten Übermacht der Börse, sie sah sich gezwungen, in ihren politischen Plänen eine höchst unziemliche Rücksicht auf die Baisse zu nehmen — und sie erntete damit nur die Früchte ihres Tuns. Die Staatsgewalt des Bonapartismus wähnte sich verpflichtet, auch dem Kapitale der Nation seine Wege zu zeigen. Sie verleitete die Besitzenden, Milliarden in Italien, Mexiko, Österreich anzulegen; und jedermann weiß, wieviel parteiische Gunst der Staat den neuen Kreditanstalten schenkte, wie schamlos die Gesellschaft des Credit Mobilier die wichtigsten Verkehrsinteressen des Landes zur Bereicherung ihrer leitenden Firmen ausbeuten durfte. Der Gedanke einer Kreditgesellschaft, welche nur dazu dienen soll, neue Anlageplätze für das Kapital zu finden, neue Aktienunternehmungen hervorzurufen, entspricht offenbar dem Charakter eines bureaukratischen Staates, wo jedermann gewöhnt ist, dem Antriebe von oben zu folgen; er hat darum in den Ländern selbständigster Geschäftsübung, in England und Nordamerika, niemals ernsthaften Anklang gefunden. Die Gesellschaft erlebte einige Jahre blendenden Glanzes, welche selbst den Londoner Economist zu vorzeitigem Lobe verführten; nachher in jener Epoche des Mißtrauens, die seit dem Jahre 1864 auf dem Verkehr lastete, ward offenkundig, daß die Vereinigung so massenhafter und grundverschiedener Unternehmungen in einer Hand über das Maß menschlicher Geisteskraft hinausgeht. Die glänzende Unternehmung eilte dem Untergange entgegen; das System wußte auch hier nur Kräfte zu wecken, nicht sie fortzuleiten und zu erhalten. Erwägen wir solche Erfahrungen, so wird verständlich, warum einer unserer ersten deutschen Geschäftsmänner, ein rechter Vertreter des alten Bürgertums, traurig zu sagen pflegte: „Solche Zeiten wie unter Ludwig Philipp werden wir doch nie wiedersehen!“ Die Ausdehnung der

Geschäfte war unermeßlich gestiegen seit dem Bürgerkönigtum, aber die fieberische Vielgeschäftigkeit dieses Staates, die rohe Genußsucht der Epoche ließen auch die wirtschaftliche Tätigkeit wie ein Abenteuer, ein vermessenes Spiel erscheinen. Zudem wurde die Kapitalbildung immer von neuem durch Hofprunk und Kriege, durch die unerhörte Leichtfertigkeit der Finanzverwaltung gestört. —

Wenn irgendeine der Versprechungen des Prätendenten nicht erfüllt ward, so sind es sicher die Verheißungen napoleonischer Sparsamkeit, welche in den Schriften Ludwig Bonapartes, unter heftigen Ausfällen gegen die Verschwendung des Parlamentarismus, immer wiederkehrten. Der Neffe konnte weder wie der Oheim durch die Tribute unterjochter Länder den eigenen Staat entlasten, noch besaß er das finanzielle Talent, den soldatischen Ordnungssinn des Ahnherrn. Das beliebte Schlagwort der Unzufriedenen, „Freiheit oder Bankrott", war freilich eine Phrase, genau so leer und frivol wie die andere, „Freiheit oder Krieg". Die Finanzen des Kaiserreichs standen noch im Frühjahr 1870 keineswegs so rettungslos wie einst das Budget des alten Regimes vor der Revolution; wir können auch mitnichten zugeben, daß der Staatshaushalt in der parlamentarischen Epoche sich durch Ordnung und Sparsamkeit ausgezeichnet habe. Nur die Restauration hat die Finanzen musterhaft verwaltet — durch Bureaukraten wie Villele und Louis, welche der konstitutionellen Doktrin keineswegs nahestanden. In der Blütezeit des Parlamentarismus dagegen stieg die Verschuldung des Staates unaufhaltsam, obgleich das Julikönigtum für das Wohlsein der Vielen und die Macht des Reiches nur Geringes leistete. Auch die Unklarheit und die Unsicherheit des Budgets ist ein Vermächtnis der parlamentarischen Zeit. Schon im Januar 1848 erhob Lasteyrie die berechtigte Klage: „Das Schaugerüste unseres Budgets ist angefüllt mit Täuschungen und Fiktionen." Die letzte Anleihe des Julikönigtums, 1847, wurde abgeschlossen zu dem Kurse von 75 Franken 15 Centimes; aber die Renten wurden sofort in das große Buch eingetragen, während das Kapital erst in zwei Jahren allmählich eingezahlt wurde; daraus ergibt sich ein Kurs, nur wenig günstiger als jener, den das Kaiserreich im Jahre 1868, nach ungleich größeren Leistungen für das Gemeinwohl, zu erreichen vermochte. Der bekannte kurz vor dem Februar geschriebene Brief des Herzogs von Joinville gibt über die Bedrängnis der Staatswirtschaft der Bourgeoisie unzweideutigen Aufschluß.

Die sozialistische Tyrannis wollte Großes schaffen und durfte darum vor erhöhten Ausgaben und erneuten Schulden nicht zurückschrecken; sie hat sogar die Amortisation der Schuld mehrmals ausgesetzt oder beschränkt, und allerdings mußte schon unter dem Julikönigtum der verständige Zweifel laut werden: wozu dies verlustvolle Amortisieren, wenn gleichzeitig neue größere Schulden aufgenommen werden? Das Kaiserreich wollte die notwendig steigenden Staatsausgaben durch ein noch rascheres

Fortschreiten der Volkswirtschaft ausgleichen. Ein solches System wird nicht verurteilt durch die Aufführung einiger großer Zahlen. Wir müssen vielmehr fragen: ist der Volkswohlstand wirklich schneller gewachsen als die Belastung des Staates? und sind die ungeheuren Staatsausgaben in Wahrheit produktiv gewesen? Die erste Frage darf man bejahen, auf die zweite kann nur ein bestimmtes Nein erwidert werden.

Die Schuldenlast war an sich mitnichten unerschwinglich; wenn Großbritannien seine 19 Milliarden mit Leichtigkeit ertrug, so konnte Frankreich unter einer Last von 12 Milliarden und 133 Millionen nicht verbluten. Auch an Steuern vermochte das reiche Land bei einem rationellen Steuersysteme noch weit mehr aufzubringen als unter Napoleon III. — sicherlich 2½ Milliarden. Die Behauptung des verdienten Statistikers Horn, daß jeder Franzose ein Viertel seines Einkommens an den Staat entrichte, mußte Unbefangenen sofort als eine Übertreibung des Parteihasses erscheinen. Aber die mangelhafte Verteilung der Steuerlast, die durch den Staat selbst verschuldete Bedrängnis des Landmannes machten eine Erhöhung der direkten Steuern unausführbar; der Staat sah sich bei jedem neuen Bedarf auf die indirekten Abgaben und auf Anleihen angewiesen. Und in welcher rasenden Steigerung wuchsen Ausgaben und Schulden! Das Ausgabebudget hatte längst die dritte Milliarde angebrochen und konnte selbstverständlich nie wieder auf 2 Milliarden herabgehen; sehr treffend rief einst Thiers, als das Budget über die erste Milliarde hinausschritt: „Saluez ce milliard, vous ne le reverrez plus!" Das Kaiserreich verzehrte im Jahre durchschnittlich 800 Millionen mehr als das Bürgerkönigtum. Die Verwaltung der konsolidierten Staatsschuld hatte im Frühjahr 1870 364 Millionen an jährlichen Renten zu bezahlen; davon waren 54 Millionen unter der Republik, 133 unter dem Kaiserreiche neu hinzugekommen. Die Schuld hatte sich mithin verdoppelt in 22 Jahren, während deren nie ein feindlicher Soldat den Boden Frankreichs betreten hatte. Außerdem war durch die Gemeinden und Departements ein Schuldkapital von 2 Milliarden neu aufgenommen; und die schwebende Schuld des Staates erreichte zuletzt die schwindelnde Höhe von 923 Millionen. Der Leichtsinn einer solchen Finanzwirtschaft ist unverkennbar. Doch in derselben Zeit verzwölffachte sich der Güterverkehr auf den Eisenbahnen, die Zahl der Dampfmaschinen stieg von 7779 auf 25 027, die Kohlengruben lieferten eine Ausbeute von 11 Millionen Tonnen im Jahre 1864 — erheblich mehr als der Betrag der gesamten europäischen Kohlenproduktion, den Villefosse für das Jahr 1808 berechnete — und nachdem die jüngsten Anleihen der dritten Republik nach so schweren Kriegsleiden ein so glänzendes Ergebnis geliefert haben, läßt sich immerhin behaupten, daß unter Napoleon III. der Volkswohlstand mit den gewaltigen Sprüngen des Budgets jedenfalls gleichen Schritt gehalten hat.

Aber wozu wurden jene kolossalen Summen verwendet? Wir sahen oben, daß von den für öffentliche Arbeiten verbrauchten Kapitalien ein Teil, aber auch nur ein Teil als produktiv gelten kann. Auch die 1348 Millionen, welche der Krimkrieg verschlang, und die Kosten des italienischen Feldzugs muß der Politiker als produktiv ansehen — die Manchesterschule mag uns solche Ketzerei verzeihen. Doch wie furchtbar war die alte Verschwendung und Unredlichkeit der Bureaukratie unter der materialistischen Geistlosigkeit dieses Systemes gestiegen! Wie viele Millionen wanderten bei jeder großen Staatsunternehmung in die Taschen unsauberer Bauherren und Börsenschwindler! Der Hof, die Kammern und die höchsten Staatsbehörden verlangten unter Ludwig Philipp 31½ Millionen jährlich; das Kaiserreich mußte seinen Getreuen anderen Lohn bieten und bedurfte für diese Zwecke 58½ Millionen, für den Hof allein 26½ Millionen, während der Bürgerkönig sich mit 13,3 Millionen begnügte. Selbst diese Ausgaben rechnete die Hofpresse dem Kaiser zum Ruhme an, sie stellte wie eine neue wissenschaftliche Entdeckung den Satz auf: daß der Luxus, der doch nur als ein Symptom gesteigerten Volkswohlstandes berechtigt und erfreulich ist, geradezu neue Werte schaffe — jene alte Lehre vom „Geld unter die Leute bringen", welche einst in Deutschland zur Zeit der polnischen Auguste und der schwäbischen Karle von ergebenen Federn gepredigt ward. Aber konnte ein Ammenmärchen, das vor hundert Jahren selbst die geduldigen Völkchen am Nesenbach und an der Oberelbe kaum beschwichtigte, in unseren Tagen bei einer stolzen unbotmäßigen Nation auf die Dauer Glauben finden?

Um das Jahr 1860 wähnte der Bonapartismus das Mittel zu kostenfreier Befriedigung der nationalen Ruhmsucht gefunden: überseeische Heerfahrten in halbbarbarische Länder sollten durch Beute und Tribute ihre Auslagen selber decken. Doch schon die Züge nach China und Cochinchina brachten ein zweifelhaftes finanzielles Ergebnis; dann beschwerte vollends die leichtfertige Torheit der merikanischen Expedition den Staat zwecklos und ruhmlos mit der Last einer neuen Milliarde, und seitdem stiegen die Heeresausgaben — la grosse affaire du budget — mit erschreckender Schnelligkeit. Es war nur der natürliche Gang der Politik, wenn der Staat jetzt alte Unterlassungssünden sühnte und auf den Ruhm der ersten Militärmacht nicht verzichten wollte. Frankreich verbrauchte in den letzten Jahren vor dem deutschen Kriege 449 Millionen Franken jährlich für Heer und Flotte, also volle 100 Millionen mehr als der Norddeutsche Bund, der mit 91½ Millionen Taler auskam; dazu die neuen Anleihen, die fast ausschließlich für militärische Zwecke bestimmt waren, im Jahre 1868 allein eine Anleihe von 440 Millionen. Das Kaiserreich stand den Zornreden der Opposition mit schlechtem Gewissen gegenüber; denn allein seine eigene Schuld, das unselige Unternehmen gegen Mexiko, hatte die neuen Rüstungen zur Notwendigkeit gemacht. Und wie sündlich

jene ungeheuren Rüstungsgelder vergeudet wurden, das sollte erst der deutsche Krieg offenbaren. Der tüchtigste Finanzmann des Bonapartismus, Fould, erschöpfte sich in Warnungen und Mahnungen; seit seinem Tode besaß das Kaiserreich nur zwei Männer, welche einiges Ansehen an der Börse genossen, Germiny und Vuitry. Die Staatsgläubiger, längst besorgt, verlangten um ihrer Sicherheit willen schärfere parlamentarische Kontrolle über die Finanzen. Die bedeutenden Zeichnungen für die Anleihe von 1868 konnten keineswegs als ein Anzeichen festen Staatskredits gelten, da die Handelsstockung zahlreiche unbeschäftigte Kapitalien auf den Markt warf und der Spekulant nach bösen Erfahrungen sich vor anderen Börsenpapieren fürchtete. Der ernste Politiker aber darf sich nicht begnügen mit dem Witzworte des Herrn Thiers: „Wenn es gefährlich ist, wie man sagt, die Freiheit zu besitzen, so ist es doch sehr kostspielig, sie zu entbehren"; er soll vielmehr den schweren prinzipiellen Widerspruch in diesem seltsamen Staatshaushalt erkennen. Die Staatsausgaben waren durch den monarchischen Sozialismus von Grund aus verändert worden, aber das System der Staatseinnahmen hatte sich, wenn wir von der Zollreform absehen, nicht wesentlich umgestaltet; ein schöpferischer staatswirtschaftlicher Gedanke, der die Mittel der Nation für die Politik der Volksbeglückung von oben flüssig machte, war nirgends aufgetaucht. Frankreich litt unter dem unmöglichen Versuche, alle Üppigkeit des Friedens und zu gleicher Zeit das furchtbare Rüstzeug der Eroberungspolitik aufrechtzuerhalten. Früher oder später mußte die Stunde kommen, da ein unglücklicher Krieg das Kartenhaus dieses schwindelhaften Staatshaushaltes über den Haufen warf.

Wie oft ward in der allgemeinen Verdummung der Gesellschaft unter der Republik die Sehnsucht ausgesprochen: gewährt uns das Recht auf Ruhe, und der französische Genius wird sich zu neuem Fluge erheben! Die Ruhe kam, Ruhe im Überschwang, doch die ersehnte Blüte des geistigen Lebens blieb aus; sie mußte ausbleiben, bewies doch jene Klage selber, daß die Welt sich gewöhnt hatte, das Denken als einen Luxus, als eine Beschäftigung für Mußestunden zu betrachten. Das aristokratische Königtum der alten Zeit mochte in den bevorzugten Ständen bedeutende Persönlichkeiten ertragen; unter einem Despotismus, der sich auf der vollendeten sozialen Gleichheit auferbaute, konnte die Kraft der Geister und der Herzen nicht hoch stehen. Mochte der Bonapartismus immerhin die Trachten und Zeremonien von Versailles sich zum Vorbilde wählen — die Tage Racines und Molières waren dahin, und auch die feine Sitte Ludwigs XIV. kehrte nicht wieder.

Der neue Hof blieb doch eine Gesellschaft von Emporkömmlingen und Abenteurern; die Morny, Walewski und Prosper Merimée wurden durch

ihre sonderbaren Beziehungen zu dem Kaiserhause noch nicht zu vornehmen Männern. Eine Frau von mehr denn zweideutiger Vergangenheit stand an der Spitze, und die Moden, die dies geschäftige Köpfchen in raschem Wechsel der Welt diktierte, waren den Dirnen der Hauptstadt abgesehen. Der Kaiser, der im persönlichen Verkehre nicht gesuchte Herablassung, sondern die natürliche Einfachheit des verständigen, im Leben geschulten Mannes zeigte, wollte doch an seinem Hofe den geschmacklosen Prunk der Glücksritter nicht entbehren. Ein zynischer Menschenverächter, wie er von jeher war, hatte er es nie der Mühe wert gehalten, die Männer seiner Umgebung ernstlich zu prüfen, obgleich der persönliche Verkehr des Monarchen in einem absoluten Staate verhängnisvolle politische Folgen nach sich ziehen kann. Und so drängte sich denn um den Herrscher eine männliche und weibliche Halbwelt des verworfensten Schlages. Die Enthüllungen aus den Tuilerien, wodurch die Tugendhelden der dritten Republik den Ruf des zweiten Kaiserreichs zu vernichten wähnten, erzählten allerdings nichts Ärgeres, als was jedermann schon wußte. Aber ein ekelhafter Anblick bleibt es doch — dieser gedankenlose, zwischen Unzucht und Köhlerglauben einhertaumelnde Hof, diese abenteuernden kaiserlichen Verwandten, die den glücklichen Vetter mit unverschämten Bettelbriefen bestürmten, dieser Erwählte des Volkes, der an die albernen Hexereien des Geistersehers Home alles Ernstes glaubte! Nicht nur die Charaktere waren selten in solchem Gewirr des Spieles und des Scheines, darin der tadellose Patriotismus Thouvenels sehr einsam stand; auch der Glaube an die Treue, an das gute Gewissen der Mächtigen war fast verschwunden. Schamloser noch als unter dem Bürgerkönige wurde dem Mammon geopfert; die Gier nach Gold und Genuß, die Furcht, lächerlich zu erscheinen durch irgendwelche idealistische Schwachheit, bildeten die herrschende Gesinnung in weiten Kreisen der blasierten Jugend. Als einmal ein vom Hofe geschätzter Spekulant nach unglücklichem Börsenspiele sich erhenkte, da ging den Zeitungen die Weisung zu, man solle die Familie schonen, den Vermögensverlust verschweigen und andeuten, daß der Mann wegen der Untreue seiner Frau seinem Leben ein Ende gemacht habe. Solche kleine Züge offenbaren deutlicher als lange Schilderungen, mit welchem Maße diese Gesellschaft die Güter des Lebens maß.

Paris bildete wieder wie unter der Regentschaft die hohe Schule für das Laster aller Welt; Frankreichs Zivilisation — jenes der ersten Revolution noch unbekannte Zauberwort, das jetzt die Köpfe der Franzosen berauschte — zeigte sich vornehmlich in der Propaganda der Unsittlichkeit. Längst leiteten denkende Engländer die unweibliche Keckheit, die zunehmende Roheit ihrer Damen von dem Pariser Muster her; und wir Deutschen machten in jenen Spielhöllen, die von unserer kleinbürgerlichen Schwachherzigkeit den Fremden geöffnet und darum von dem echten Pariser zu Frankreich gerechnet wurden, alltäglich die Erfahrung, daß die

vollendete Frechheit von selber nach der französischen Sprache greift: dann erregt sie keinen Anstoß mehr. Die Grisette des Quartier Latin, dies bei allem Leichtsinn doch naiv liebenswürdige Geschöpf, das einst Béranger besang, war längst ausgestorben. Es folgte die herzlos rechnende Lorette, und weiter in absteigender Linie die Biche, die Cocotte, zuletzt — die Petroleuse! Und mit dem Schlamm dieser Unzucht vermengte sich die literarische Gemeinheit der petite Bohème, jener verdorbenen Schriftsteller, die in den cafés littéraires ihre wutschnaubenden Reden hielten gegen jede heilige Ordnung des Menschenlebens.

Wir überlassen den Philistern, sich zu ereifern über jene wüsten Orgien, wo der Cancan, ermäßigt durch den Stadtsergeanten, die Herrschaft behauptete; solcher Schmutz wird von den bewegten Wellen des großstädtischen Lebens überall emporgewirbelt. Die eigentümliche Fäulnis der Pariser Sitten lag vielmehr darin, daß die Grenzen zwischen der guten und der verworfenen Gesellschaft sich mehr und mehr vermischten, daß niemand mehr zu sagen wußte, wo der Kreis der Tuilerien anfing und jener der Cora Pearl aufhörte. Die geistreich spielende Unterhaltung der alten Salons war verschwunden — ein unschätzbarer Verlust für die Gesittung des ganzen Weltteils. Für die wenigen wahrhaften Edelleute, die noch übrig waren aus besseren Tagen, für die Tocqueville und Circourt, bot die neue Gesellschaft keinen Raum. Die schamlose und doch affektierte Tracht der demi-monde, ihre männische Frechheit, ihr Rauchen und Fluchen, das Rotwelsch ihrer langue verte bürgerte sich ein in den höchsten Ständen. Die Heldin der cafés chantants Theresa fand mit ihren unflätigen Liedern Gehör beim Kaiser und in der Fürstin Metternich eine begabte Schülerin; in den Gemächern der Prinzessin Mathilde spielte man Landsknecht und betitelte sich mit dem vertraulichen Schmeichelnamen animal. Die leichte Anmut der altfranzösischen Galanterie verflog; denn wer mochte von Liebe reden zu einer femme entretenue, und wer fände die Zeit dazu in dieser atemlosen Welt, welcher Ponsard also den Spiegel vorhielt:

Cette aimable jeunesse
Donne aux femmes le temps que la Bourse lui laisse!

Nur wenige gebildete Familien blieben dem rohen Prasserleben fern, hüteten am stillen Herde die gute Sitte. Die Zahl der Mütter, die ihres Berufes warteten, war gering. Die Erziehung der Kinder außer dem Hause bildete unter den Reichen durchaus die Regel. In den Pensionaten lernte die künftige Bureaukratie von Kindesbeinen an die schwere Kunst, nach oben zu ducken, nach unten zu drucken. Der Frau ward jede Freiheit gestattet, das Mädchen wuchs auf in klösterlicher Strenge.

Einer solchen Welt des Genusses und der Habgier hatte die Kunst längst den Rücken gewendet. Es ist herzzerreißend, in den Briefen Tocquevilles zu lesen, wie der geistvolle Mann sich in der Heimat fremder

fühlt als im Auslande, wie er sein Vaterland zu überleben meint und vergeblich nach Worten sucht, um die Kellerfinsternis der verödeten Provinzen zu schildern. Noch immer besaß der französische Dichter vor dem deutschen ein köstliches Gut voraus: ein wirkliches Publikum, das jedem Talente gewaltige Wirkung erlaubte und noch jüngst durch die Sammlung für Lamartine seine Dankbarkeit gegen die nationale Dichtung bewährte. Noch war die alte Schaulust so lebendig, daß in diesem Lande der Bureaukratie die volle Hälfte der 297 Theater durch die Stadtgemeinden unterhalten wurde. Doch leider, welche Kost wird in diesen Tempeln geboten! Wo sind sie hin, jene bacchantischen Klänge gallischer Lebenslust, die einst Rabelais zu Ehren der Dame Bouteille ertönen ließ? Wo jener köstliche Übermut, der in jedem Worte von Molières Celimene lacht? Wo auch nur jene letzten Funken des Schönheitssinnes, die noch aus den wollüstigen Gedichten der Tage Ludwig Philipps hervorsprühen? Wer singt noch einmal: Ah qu'elle est belle en son désordre quand elle tombe les seins nus? Es gab eine Zeit, da die Buhlerin, welche liebt oder Liebe heuchelt, schon als eine bedenkliche Heldin der Poesie galt. Jetzt wurde die Dirne, die nie geliebt hat und gelassen ihre Rechnung macht, ungescheut auf die Bühne geführt. Die liederlichen Söhne strenger Väter — dies uralte natürliche Lustspielmotiv — galten für vernutzt; der moderne Poet zeichnete mit Vorliebe tugendhafte Söhne lasterhafter Väter — einen schlechthin ekelhaften Stoff, der nicht einmal mehr das traurige Verdienst besaß, im prosaischen Sinne wahr zu sein. Nun schuf gar Feydeau das Meisterstück dieser verkommenen Dichtung, die Fanny. Welch ein Kitzel für stumpfe Seelen, statt des verbrauchten eifersüchtigen Gatten den eifersüchtigen Liebhaber zu bewundern, der die ehelichen Umarmungen seiner Geliebten durch das Fenster belauscht. Was ist entsetzlicher an diesem Schmutz, die Frechheit oder die Dummheit?

Von selbst versteht sich, daß die Dichter einer solchen Epoche ihre Kunst als eine industrielle Spekulation betrieben. Regelmäßig ließ der Romanschreiber sein Werk noch einmal als Drama erscheinen, um das doppelte Honorar nicht zu verlieren. Man vergleiche die nüchterne Langeweile der Dramen des jüngeren Dumas, welcher der Unzucht auch den letzten Schimmer einer Illusion zu rauben weiß, mit den Romanen Dumas' des Vaters, die doch noch unterhalten — es ist ein furchtbarer Verfall. Auch in den ungleich lustigeren und lebensvolleren bouffes von Offenbach tritt uns nicht mehr das Kokettieren des Lasters, die Niedlichkeit der Sünde — diese alte französische Unart — entgegen, die Unsittlichkeit erscheint anmaßend mit einer unerhört schamlosen Frechheit. Daneben wurde der patriotische Stolz der Hörer befriedigt durch eine Unzahl kriegerischer Spektakelstücke, die den chic exquis des Zuaven und des Turkos im heiteren Wechsel glücklicher Abenteuer zeigten; die elektrische Sonne von Austerlitz und eine angemessene Abwechslung der Reime

Français — succès, laurier — guerrier, gloire — victoire mußte das Beste dabei tun. Vollends bis zu dem Aberwitze der Puppenkomödie sanken die beliebten Feenmärchen herab: dekolletierte Radieschen und Mohrrüben in Trikots schlugen ihre Pirouetten, jedes ästhetische Gefühl erstickte in einem Schwalle schlechter Musik und pomphafter Tableaux. Die alte Herrschaft fester akademischer Regeln war der zerfahrenen Unsicherheit des Geschmacks gewichen; der blasierte Weltmann und der naive kleine Bourgeois erbauten sich einträchtig an der obszönen Gemeinheit.

Nach meinem Gefühle zeigt sich dies allmähliche Vertrocknen des Volksgemütes am widerwärtigsten gerade in jenen Büchern, welche einen sittlichen Zweck verfolgen. Michelet wollte mit seiner Schrift L'amour die Nation wieder an die Heiligkeit der Ehe erinnern; und doch, welcher Mann, der das rechtschaffene Glück einer deutschen Ehe genossen, kann diese lendenlahmen sentimentalen Phrasen ohne Mitleid lesen? Das so wundervolle und doch so einfache Rätsel des Frauenherzens weiß sich der unglückliche Philosoph schließlich nur dadurch zu erklären, daß er alle Frauen für körperlich krank ausgibt! Wer kennt nicht Monsieur, Madame et Bébé von Gustav Droz, das wunderliche Buch, das, in mehr denn dreißig Auflagen verbreitet, die durchschnittlichen Erfahrungen des französischen Gatten mit photographischer Genauigkeit wiedergibt? Gewiß, es steckt Gemüt und Herzlichkeit und sogar etwas wie Religion in diesen Blättern. Aber auch wie viel trivialer Sinnenkitzel, wie viel hohle Eleganz! Wenn der arme Mann die Freuden seiner Liebe schildert, da entzückt ihn nichts so sehr wie der durchdringende Wohlgeruch der Haare der Geliebten — und der Leser schlägt unwillkürlich das Buch zu, um auf der Rückseite des Titels nachzusehen, ob diese wunderbare pomade philocome bei Pinaud et Co., bei der Société hygiénique oder bei irgendeinem andern ami de la tête zu kaufen ist. Ich konnte mich bei diesen moralischen Schriften der neueren Franzosen niemals des Gedankens erwehren: unglückliche Nation, die gar nicht mehr zu unterscheiden weiß zwischen dem Flittertand der Pariser Modewarenläden und den ewigen Gütern des Lebens!

Napoleon III. erkannte trotz seiner prosaischen Nüchternheit mit dem Instinkte des Staatsmannes, welche Gefahr für die Gesellschaft in einer so verwilderten Kunst lag. Er schrieb Preise aus für moralische Dramen, welche tugendhafte Beispiele und „gesunde Ideen" dem Volke vorführen sollten, er begünstigte jenes hausbackene Ponsardsche Schauspiel „Die Börse", das der Welt die geistreiche Wahrheit zurief:

L'argent est un bonheur, mais ce n'est pas un titre.

Er mußte jedoch erfahren, daß die künstlerische Begeisterung ein Kind ihrer Zeit ist: so wenig unter Alexander ein Sophokles erstehen konnte, ebensowenig vermag in der unreinen Luft des neuen Paris eine sittliche Dramatik zu gedeihen. Einige feine Lustspiele von Augier, einige Werke

von Ponsard — so vornehmlich das von einem edlen und tapferen vaterländischen Geiste durchwehte Schwanenlied dieses Poeten, Le lion amoureux — ragten einsam aus dem allgemeinen Schwachsinne der neuesten Dichtung empor. Auch in den bildenden Künsten — welch ein Sinken in jenen kurzen Jahrzehnten, seit Paul Delaroche die herrliche Rotunde in der Ecole des beaux-arts malte! Noch schenkte der Pariser wie in besseren Tagen der Kunstausstellung des Salons eifrige Teilnahme, noch war das technische Geschick virtuoser Farbengebung der Malerei unverloren, noch wußten einzelne Künstler, wie Jerome in seinem Gladiatorenbilde, auch häßlichen Stoffen eine packende Wirkung zu geben. Aber der geistige Gehalt der Kunst war im Versiegen, und dem Betrachter der neuesten historischen Malerei drängte sich stets die Frage auf, ob nackte Weiber und rothosige Soldaten wirklich den ganzen Tiefsinn des Menschenlebens darstellen. Der echte Künstlerfleiß erlag fast unter dem Überwuchern der Dilettanten, die an dem Direktor der kaiserlichen Museen, dem Grafen Nieuwekerke, einen Genossen und natürlichen Beschützer fanden.

Wer solche unzweideutige Zeichen des künstlerischen Verfalls betrachtet, ist gemeinhin rasch bei der Hand mit der Behauptung, der Bonapartismus habe unter dem Neffen wie unter dem Oheim den Geist erstickt. Dem ruhigen Urteile offenbart sich jedoch auch auf diesem Gebiete der weite Abstand zwischen dem zweiten und dem ersten Kaiserreiche. Die Kunst bildet in unserem prosaischen Jahrhundert nicht mehr einen untrüglichen Maßstab für das geistige Leben. Das Italien Cavours und Manins verwahrt sich mit Recht dagegen, daß man seine Geisteskraft nach den Opern Verdis schätze, und auch wir Deutschen — wie viele dramatische Dichter, die sich neben Ponsard und Augier stellen durften, besaßen wir denn in jenen für unsere Entwicklung so fruchtbaren fünfziger Jahren? Am wenigsten kann heute die dramatische Kunst als ein getreuer Spiegel der Volksbildung gelten. Der aufgespeicherte Schatz älterer Dramen befreit die Bühne von der schrankenlosen Herrschaft der neuesten Poesie: während die zeitgenössische Bühnendichtung verfiel, führte das Théatre français, noch immer das erste Theater der Welt, in meisterhafter Darstellung die Gestalten Corneilles und Molières über die Bretter. Die Wissenschaft gewährt einen festeren Anhalt zur Schätzung der modernen Kultur, und schauen wir hierhin, so erscheint nicht nur jeder Vergleich des zweiten Kaiserreichs mit dem geistigen Tode des ersten als lächerlich, sondern es erhebt sich sogar die Frage, ob nicht die bescheidene Tüchtigkeit der neuesten französischen Wissenschaft der Welt mehr gesunde und dauernde Gedanken geschenkt hat als weiland die anmaßlich lärmende Literatur des Julikönigtums.

Auf den 2. Dezember folgte eine trostlose Zeit der Erstarrung, da nach Tocquevilles Schilderung die Künste des Lesens und Schreibens

fast verloren schienen. Aber bald wurden gerade durch die freche Prahlerei der Sünde ernstere Geister zur Einkehr in sich selbst getrieben. Es entstand in den politischen und sozialen Wissenschaften eine neue Literatur, arm an Werken ersten Ranges, desto reicher an sachlicher Forschung und ernstem sittlichen Sinne. Der unästhetische Geschäftsmann Napoleon III. war freilich für das Mediceertum verdorben. Doch das Verständnis für den Wert strenger Wissenschaft fehlte ihm keineswegs. Die Archive wurden wie unter Ludwig Philipp mit Einsicht und einer uns Preußen beschämenden Freigebigkeit gepflegt. Mehrere namhafte wissenschaftliche Werke sind auf die Anregung des Kaisers entstanden, so der schöne Katalog der Pariser historischen Bibliothek, die Sammlungen der napoleonischen Briefe und Kommentarien, die Geschichte des Wiener Kongresses von dem Grafen Angeberg; viele Gelehrte erhielten vom Staate Unterstützung für ihre Arbeiten, so Baschet für sein Sammelwerk zur Geschichte der venezianischen Diplomatie. Nach Ägypten, Syrien, Kleinasien, Mesopotamien wurden kostspielige und ergebnisreiche wissenschaftliche Expeditionen unternommen. Auch die Naturwissenschaften mußten die offene Hand Napoleons loben; sie wiesen noch immer bedeutende Leistungen auf, obgleich das Wort des Elsässers Würtz: La chimie est une science toute française allerdings nur eine chauvinistische Prahlerei war.

Je schwerer der Druck des Despotismus auf der Tagespresse lastete, je seltener bedeutende Köpfe sich jenen Zeitungen zuwandten, die nicht mehr wie unter Ludwig Philipp den Weg zur Macht erschlossen, um so lieber las man am Hofe ernste Werke über sozialpolitische Probleme, um so mehr war der Gelehrte gezwungen, seine Gedanken ausführlich zu entwickeln, nicht mehr wie unter dem Julikönigtume sie in Leitartikeln und Feuilletons zu zerstreuen. Von der talentreichen liberalen Publizistenschule, die Tocquevilles Spuren folgte und in Laboulaye ihre geistreichste Feder fand, bis hinüber zu dem hochkonservativen gedankenvollen Werke Le Plays über die soziale Reform blieb kaum eine Parteifärbung unvertreten in der neuen Staatswissenschaft. Die italienische Frage rief publizistische Arbeiten hervor, wie die trefflichen Schriften R. Reys über Italien, deren gründliche Sorgfalt in der politischen Literatur des Julikönigtums nirgends ihresgleichen findet. Ein oppositioneller Geist waltete, wie billig, auch in der Mehrzahl dieser Werke, aber keineswegs eine systematische Opposition: sie verlangten zumeist nur Ausbildung der bestehenden Institutionen, Verwendung der Staatsgewalt für die Veredlung der Massen. Solche männliche Resignation steht sittlich und politisch höher als jener grillige Trotz, den die vierzig Unsterblichen der Akademie dem Kaiserreich erwiesen. Nach einem törichten Versuche, die Unabhängigkeit der Akademie zu brechen, gewöhnte sich der Kaiser, die alten Herren in den palmengestickten Fracks gewähren zu lassen. Mochten sie immerhin die Helden der weißen und der roten Opposition in ihren Kreis auf-

nehmen — akademische Prunkszenen und geistreiche Revueartikel konnten den Kaiserthron nicht umwerfen, und die Klage Guizots: „Wir stehen unter lauter Ruinen", war nur der Stoßseufzer eines Greises, der die Welt versinken sieht, weil *seine* Welt vergeht.

Zum ersten Male seit Jahrzehnten griff die deutsche Wissenschaft tief ein in das französische Leben. Dollfus und Taine, Renan und Laboulaye traten auf als Apostel des germanischen Geistes. Das Elsaß spielte eine Zeitlang mit Glück die Rolle des Vermittlers zwischen den beiden großen Völkern; das will sagen: seine Gelehrten brachten den Franzosen die Ergebnisse deutscher Wissenschaft, ohne uns eine ebenbürtige Gegenleistung zu bieten. Leider beruhte diese Annäherung, die in der Revue germanique ein Organ fand, auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Deutschen sich immerdar mit dem Reiche des Gedankens begnügen würden; sie geriet daher alsbald ins Stocken, seit wir einen Staat mit selbständigem Willen besaßen. Die Revue germanique ging ein, und die neue Revue contemporaine, worin Herr v. Calonne deutsche Ideen vertrat, fand so wenig Anklang bei dem wieder erwachten Nationalhasse, daß sie kaum noch als ein französisches Blatt gelten konnte.

Immerhin hatten die böhmischen Schlachten die alte Selbstgefälligkeit unserer Nachbarn ein wenig erschüttert. Noch im Jahre 1864 erregte J. Simon im gesetzgebenden Körper allgemeines Hohngelächter, als er an das preußische Schulwesen erinnerte; „nichts, gar nichts haben wir von Preußen zu lernen", tönte es von allen Seiten. In späteren Jahren fanden die Versuche des Kaisers und seines trefflichen[1] Ministers Duruy, die Volksbildung nach deutschem Muster zu heben, weithin verdiente Anerkennung. Gerade auf diesem Gebiete hat Napoleon III. unter schweren Kämpfen sehr Tüchtiges geschaffen; hier hielt der Fürst, was der Prätendent versprach. In diesen wie in den volkswirtschaftlichen Fragen übersah er weit die Durchschnittsmeinung der Nation; er wünschte den preußischen Schulzwang, doch unter allen seinen Staatsmännern wagte allein Duruy diesen ketzerischen Gedanken zu unterstützen. Bei der Konskription von 1857 stellte sich heraus, daß ein volles Drittel der Rekruten nicht zu lesen verstand; nur in 11 Departements — zumeist in den halbdeutschen Ostprovinzen — sank die Zahl der gänzlich ohne Schulbildung Aufgewachsenen auf 2—6 Prozent, in den meisten anderen stieg sie weit höher, in

[1] In den früheren Abdrücken stand hier das Wort „protestantischen". Dies eine Wort hat Herrn H. B. Oppenheim veranlaßt (in seinen Vermischten politischen Schriften), mich mit einer Flut anmutiger Redensarten zu überschütten. Er sagt, das sei „ein possierlicher Irrtum"; ich müsse „Frankreich sehr wenig kennen", um dergleichen zu schreiben; „selbst unter Ludwig Philipp wäre ein protestantischer Unterrichtsminister kaum möglich gewesen" usf. — Nun, der Irrtum war diesmal freilich auf meiner Seite, doch die Possierlichkeit ganz auf der Seite des belehrenden Kritikers. Herr Duruy ist allerdings Katholik; aber wer war denn der bedeutendste Unterrichtsminister, den Frankreich je gehabt? Wer anders als Guizot, der Protestant? (Anmerkung Treitschkes.)

einigen Strichen des Inneren und der Bretagne sogar auf 58—65 Prozent. So ernste Wahrnehmungen zwangen den Staat, durch Prämien und direktes Eingreifen überall im Lande Schulen für Erwachsene hervorzurufen; bereits im Winter 1865/1866 erteilten 30 000 Lehrer Unterricht an 600 000 Erwachsene. Die conférences, freie wissenschaftliche Vorträge, früher in Paris verboten wegen der Konkurrenz mit der Universität, erfreuten sich in den letzten Jahren des Kaiserreichs amtlicher Begünstigung und zahlreichen Besuches; den Professoren der collèges war anbefohlen, in den benachbarten Provinzialstädten Vorlesungen zu halten. Dann wurden auch Realschulen gegründet, die für die exakten Wissenschaften leisten sollten, was die Lyzeen für die klassische Bildung. Dazu jene Volksbibliotheken, welche die Gemeinden im Elsaß mit rühmlicher Sorgfalt pflegten. Überall eine höchst ehrenwerte Tätigkeit, die, mit französischer Energie fortgeführt, schon bei den letzten Konskriptionen leibliche Ergebnisse lieferte und für die Zukunft noch reichere Früchte zu versprechen schien.

Die Schwäche dieser Bewegung lag nur darin, daß dem Despotismus jener sittliche Ernst gänzlich fehlte, der allein die Bildung fruchtbar macht. Vollends das Hinüberwirken der Wissenschaft auf den Staat konnte in diesem Reiche nicht geduldet werden. Während die eine Hand dem Arbeiter die Elemente der Bildung reichte, ertötete ihm die andere die sittliche Spannkraft durch die obszöne Niedertracht jener halbamtlichen Winkelpresse, darin die haute bicherie ihr Wesen trieb. Volksunterricht auf der einen Seite; auf der anderen Herr Trimm mit seinem Petit journal, die Zoten der Pariser Witzblätter und die himmelschreiende Dummheit der Provinzialpresse, die von Arles bis Metz, von dem Forum bis zum Courrier de la Moselle, fast überall dieselbe Nichtigkeit zeigte — wahrhaftig, der Kontrast wäre lustig, wenn er nicht so traurig wäre! Hier vornehmlich zeigte sich die innere Unwahrheit eines Systems, das beständig seine eigenen Werke zerstören mußte. Kein Zweifel, Napoleon wünschte aufrichtig den Aufschwung der Volksbildung, und doch untergrub sein Regiment die Grundlagen aller Gesittung.

Die tiefe Stille der ersten Jahre des Kaisertums gab allen geschlagenen Parteien den Anlaß, die Summe ihres Wirkens zu ziehen. Duvergier de Hauranne begann die Geschichte der parlamentarischen Zeit, Guizot schrieb seine Memoiren, Garnier-Pagès, Louis Blanc und andere Beiträge zur Geschichte der Februarrevolution. Wenngleich diese Werke die Einseitigkeit der Parteigesinnung nicht verleugneten, so wird doch ihr Wert dem Deutschen sehr fühlbar, wenn wir die Gleichgültigkeit unseres eigenen Volkes gegen seine jüngste Geschichte danebenhalten: noch ist bei uns nicht einmal eine tüchtige Parteischrift über die deutsche Revolution erschienen.

Als die amtliche Welt sich in den Staub warf vor dem Abgott des Bonapartismus, als der Imperator wieder im kaiserlichen Prachtgewande,

wie er gewünscht, auf der Vendomesäule erschien, da fiel der Liberalismus wie ein Mann von dem napoleonischen Glauben ab, und selbst Thiers begann in den letzten Bänden seines Werkes mit gedämpfter Stimme zu reden. Bérangers Kränze verwelkten. Seit das Kaiserreich den nationalen Poeten mit amtlichen Ehren bestattete, verschwanden seine Gedichte aus der guten Gesellschaft. Eine ernsthafte historische Kritik warf sich auf das napoleonische Zeitalter; sie schlug oftmals über den Strang und brachte den Deutschen zuweilen in die seltsame Lage, unseren großen Feind verteidigen zu müssen gegen die Charras, Barni, Chauffour-Kestner. Gegen das Ende der neunapoleonischen Tage begann sodann Lanfrey seine Geschichte Napoleons I., ein Buch von mäßiger wissenschaftlicher Bedeutung, aber von höchster Wahrhaftigkeit. Von breiterer Wirkung als diese ernsten Schriften waren die „nationalen Romane" des Elsässers Erckmann und des Lothringers Chatrian — freilich, eine poetische Zwittergattung im Stile der Mühlbachschen Produkte, doch mit ungleich größerem Talente, stellenweise mit echter poetischer Kraft geschrieben, noch keineswegs frei von Vorurteilen — denn natürlich können erst fünf Preußen einen Franzosen bezwingen — aber durchweht von dem humanen Geiste gesunder Bildung, eine drastische Schilderung der Leiden und Frevel ungerechter Kriege, eine Friedenspredigt von hohem Werte für das kriegslustigste der Völker. Sogar die vergötterte große Revolution wurde in dieser Epoche der Selbstbesinnung von der nüchternen Kritik ereilt. Das Buch von Edgar Quinet über die Revolution bleibt weit zurück hinter der glänzenden Arbeit Tocquevilles über das alte Regime; aber welch ein Fortschritt der wissenschaftlichen und mehr noch der sittlichen Bildung seit Lamartines Geschichte der Gironde! Es stand doch nicht ganz so traurig, wie der schwarzsichtige Renan annahm: die Nation wurde nicht schlechthin nichtig und gemein, wenn man sie zur Mittelmäßigkeit zwingen wollte. Jene schlichten Werke voll sachlichen Wahrheitssinnes mit ihrem herzhaften Hasse gegen jeden, auch den jakobinischen, Despotismus begannen in der Stille die schwere Arbeit der Sammlung und Selbstprüfung, die einem unfreien Volke heilsamer ist als eine klassische Literatur. Freilich, dies Erstarken edlerer Bildung bedurfte der Jahrzehnte, um Früchte zu tragen, und — die politische Klasse des Bonapartismus wurde von der Wiedergeburt der Wissenschaft kaum berührt.

Napoleon III. selbst hat einmal wider Willen das Erwachen der historischen Kritik gefördert durch seine Geschichte Cäsars. Lohnt es heute, da die Neugierde längst verflogen, noch der Mühe, ein Wort zu verlieren über dies wunderliche Buch, dem die Nachrede gebührt, daß niemals mit größeren Kosten geringere wissenschaftliche Ergebnisse erzielt worden sind? Wenn es erstaunlich bleibt, wie der Kaiser Arbeitskraft und Muße für solche Tätigkeit fand, so ist doch noch rätselhafter, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, jenen heißen Boden der Geschichte wie-

der zu betreten, der schon dem Prätendenten wenig freundlich war. Nur ein Pedant wird sich verwundern über die mangelhafte Forschung des kaiserlichen Dilettanten: neben sorgfältigen Untersuchungen ungenannter Genossen über die Lage von Bibracte, neben fleißigen Mitteilungen aus den Arbeiten deutscher Wissenschaft, sogar aus der Metrologie unseres emsigen Hultsch, geht eine unschuldige Kritik einher, welche mit voller Unbefangenheit die von Sallust gedichteten Reden des Cäsar und Memmius als Geschichtsquellen benutzt. Der Eindruck wird vollends hochkomisch, wenn der Verfasser sich an die schwierigste Aufgabe des Geschichtschreibers wagt und eine ganze Kulturwelt in zusammenfassender Übersicht zu schildern versucht: hier gilt es sehr viel zu wissen, um sehr wenig zu sagen, hier kann auch der andächtigste Leser die heitere Erinnerung an die goldenen Tage der Untertertia nicht bewältigen, wenn ihm erzählt wird, daß Athen eine sehr schöne Stadt war mit einem Hafen des Namens Piräus, mit einer Bildsäule der Pallas aus Gold und Elfenbein. Überraschender als solche unvermeidliche Schwächen des Dilettantismus erscheint die namenlose Flachheit des historischen wie des politischen Urteils, dies Schwelgen in nichtigen Gemeinplätzen. Überall ein seichter Pragmatismus, eine willkürliche Weise, die Tatsachen zu konstruieren, welche durch die Futuralformen der französischen Sprache — durch dies ewige ainsi tomberont, les Romains tourneront — auch noch die feierliche Gespreiztheit des Orakeltones empfängt. Jener Fatalismus, welcher den Kaiser im Leben zu den höchsten Wagnissen befähigte, erscheint in der Wissenschaft weder klar noch tiefsinnig, er ist im Grunde nur die blinde Unterwerfung unter den Erfolg: der Wert einer Institution gilt als erwiesen durch ihre Dauer. Und der Mann, der selber die Kunst des Herrschers versteht, sinkt vor seinem Helden geblendet nieder wie nur ein verschüchterter Stubengelehrter vor einem grimmigen Kriegsmanne. Alles, alles wird an Cäsar bewundert, sogar seine Verse; es ist eine plumpe Parteilichkeit der Verteidigung, wofür unsere ehrliche Sprache den Namen Weißbrennen gebraucht.

Da nur wenige Leser die weite Kluft zwischen dem Worte und der Tat ganz ermessen, so mußte eine so verfehlte Schrift das Urteil der Welt über die geistigen Kräfte des Verfassers verwirren. Wenn der Held des zweiten Dezembers heroische Heilmittel und einen Retter für Roms krankende Gesellschaft verlangt, wenn er den Geist des Vertrauens preist, der die Vollgewalt des Imperiums gründete, und scheele Blicke wirft auf den Sinn des Mißtrauens in unseren konstitutionellen Gewohnheiten — so erscheint der Staatsstreich nicht mehr als eine Tatsache, sondern als ein Prinzip der Rechtsverletzung. Der Widerspruch aller freien Köpfe, der schon nach den Cäsarenreden des getreuen Troplong nicht geschwiegen, war jetzt gewaltsam herausgefordert, um so mehr, da das kaiserliche Geschichtswerk von untertänigen Beamten in die Schulen eingeführt wurde. Die

Opposition ergriff mit Eifer die bequeme Gelegenheit, durch Angriffe auf Cäsar und Augustus ihrem Grolle wider den Bonapartismus Luft zu machen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser opposition d'allusion blieben dürftig; der heilige Ernst der Geschichte straft grausam jeden tendenziösen Mißbrauch. Immerhin schien es ein Fortschritt, daß jetzt zum ersten Male nach langer Zeit das Idol des die Nation personifizierenden Heroentums in Trümmer geschlagen, die tiefe Unsittlichkeit der Gewaltherrschaft, die Notwendigkeit fester rechtlicher Schranken für jede Staatsgewalt mit leidenschaftlicher Beredsamkeit geschildert wurde.

Wer freilich die Franzosen in der Nähe beobachtete, dem konnte nicht entgehen, daß doch nur ein kleiner Kreis tief und ernstlich von diesen neuen Gedanken berührt wurde. In derselben Zeit, da die historische Kritik den Soldatenkaiser schonungslos verdammte, wälzte sich, immer von neuem ansetzend, immer stärker anschwellend, das Kriegsgeschrei über das Land. Der nationale Hochmut wuchs, nach einem ewig wiederkehrenden historischen Gesetze, um so maßloser, da die Franzosen ihre glänzende Machtstellung nicht sich selber, sondern dem Glück und Geschick ihres Herrschers verdankten. In den ersten erregten Tagen des deutsch-französischen Krieges wurde, meines Wissens zuerst von W. Wehrenpfennig, dieser Übermut als Größenwahnsinn bezeichnet. Der Ausdruck machte rasch die Runde durch die deutschen Blätter, da er den Nagel auf den Kopf traf. Es war wirklich eine epidemische Krankheit der Geister. Während die Historiker die napoleonische Legende gewissenhaft zergliederten und widerlegten, nistete sich ein neues Märchen wunderbar schnell in allen Köpfen ein, die Bismarcksche Legende. Kein Urteil, keine Bildung hielt stand vor der ansteckenden Kraft dieser Lüge, bis endlich die Nation kaum noch fähig war, Schein und Wahrheit zu unterscheiden. —

Das allmählich wieder erwachende wissenschaftliche Leben fand überdies einen furchtbaren Feind in der ultramontanen Partei. Napoleon III. bekannte sich zu der Lehre von der Solidarität der konservativen Interessen, er sah in der Kirche eine Stütze der Tyrannis und zugleich die einzige ideale Macht, welche die bildungslose Masse vor der Unzucht materialistischer Begehrlichkeit bewahren kann. „Meine Regierung" — so sprach er im September 1852, als er den Grundstein legte zu der Kathedrale von Marseille — „meine Regierung, ich sage es mit Stolz, ist vielleicht die einzige, welche die Religion um ihrer selbst willen unterstützt hat; sie hält sie aufrecht nicht als ein politisches Werkzeug, nicht um einer Partei zu gefallen, sondern allein aus Überzeugung." Ein feierliches Tedeum ward am Neujahrstage nach dem Staatsstreiche zum Dank für die Rettung der Gesellschaft abgehalten, das Pantheon wieder als Genovevenkirche dem Kultus zurückgegeben, die Bildung neuer Frauenorden durch einfachen Regierungsbefehl sogleich gestattet. Noch fester schloß sich in den ersten Jahren des Kaiserreichs der Bund zwischen dem weltlichen und

geistlichen Despotismus. Der Klerus huldigte „dem Abgesandten des Herrn, dem Erwählten seiner Gnade, dem Werkzeuge der göttlichen Ratschläge" mit Schmeichelreden, die so knechtisch kaum unter dem ersten Kaiser erklangen. Die Wahlverwandtschaft der streitbaren Kirche und des ruhmreichen Heeres, jener beiden großen Körper, die von dem Geiste der Ordnung und des Gehorsams beseelt sind, bildete ein Lieblingsthema unterwürfiger Kanzelreden. Der ganze Zorn des Mannes und des Christen über solche Entwürdigung des Heiligsten liegt ausgesprochen in einem schönen Briefe, den damals Tocqueville an einen jener ergebenen Bischöfe richtete. Als die orientalischen Wirren begannen und fanatische Popen die rechtgläubigen Russen zum Kriege gegen den Halbmond entflammten, da feierten französische Priester den Kampf der katholischen Kirche gegen die schismatischen Moskowiter, und ein Kürassierregiment stieg auf dem Durchmarsche durch Lyon zu der Bergkirche Notre-Dame de Fourvières empor, um den Segen der Kirche in den heiligen Krieg mitzunehmen.

Wie die Gunst der Regierung, so bot auch die Stimmung der besitzenden Klassen einen dankbaren Boden für die Macht der Kirche. Die religiöse Gleichgültigkeit der Franzosen hat die Herrschaft der Ultramontanen begründet. Jener protestantische Gewissensernst, der die Glaubenswahrheiten durch schwere Erfahrungen, durch Seelenkämpfe erringt und erlebt, fand in dieser weltlichen Bildung selten eine Stätte. Die Religion galt den meisten nur als ein Faktor in der politischen Rechnung, ein Religionswechsel um des Gewissens willen als eine Narrheit. Der ungläubige Adel der Bourbonen ward durch die politischen Erfahrungen der Revolutionszeit zu der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt. Aus den Angsten der Februartage, aus dem wütenden Religionshasse der Radikalen schöpfte die Bourgeoisie die politische Überzeugung, daß die Kirche für die Ruhe der Gesellschaft unentbehrlich sei. Einzelne tiefere Gemüter mögen in jenen Tagen des Sturmes sich wirklich zu dem alten Glauben bekehrt haben: die große Mehrheit der gebildeten Bourgeois hatte im vertrauten Kreise dessen gar kein Hehl, daß man die Kirche ehre wegen der Frauen und Kinder, doch vornehmlich wegen der Massen und des sozialen Friedens. Während die liberale Presse von dem Papsttume wegwerfend redete wie von einer Macht, die gewesen, übergab der liberale Durchschnittsmensch, auf den Wunsch der von dem Beichtvater geleiteten Frau, seine Kinder den klerikalen Schulen, und jene mochten heranwachsend denselben Kreislauf wie die Väter beginnen. Kurz, man spottete und unterwarf sich, gleich den Italienern des Zeitalters der Renaissance. Dies beharrliche Absinken des sittlichen Mutes läßt sich schrittweis verfolgen: zur Zeit der Julirevolution forderte der gesamte Liberalismus einstimmig die Freiheit der Ehescheidung zurück, nachher mäßigte sich der Eifer, und heute ist von der Frage kaum noch die Rede. Eine solche aus wirtschaft-

licher Angst und Denkfaulheit entsprungene Kirchlichkeit der Gebildeten muß in einem Gemeinwesen, das auf den blindgläubigen Massen ruht, unfehlbar jener Partei in die Hände arbeiten, welche das Wesen der Kirche in ihrer Herrschaft sucht.

Wir sahen früher, wie die voltairianischen Angsterlinge mit den Klerikalen vereint das ultramontane Unterrichtsgesetz von 1850 schufen; seitdem ist die Macht der Kirche im unaufhaltsamen Anschwellen geblieben. Die Zahl der Weltgeistlichen, die unter der Restauration und dem Julikönigtum mit der langsam wachsenden Bevölkerung nicht gleichen Schritt hielt, stieg in 14 Jahren (1847—1861) von 37 600 auf 44 600, die ihnen vom Staate gezahlte Dotation von 36 auf 45 Millionen — wobei 2 Millionen für die Herstellung kirchlicher Gebäude nicht mitgerechnet sind. Noch weit rascher hob sich der Reichtum der Toten Hand: überall entstanden neue Kirchen, Klöster, geistliche Schulen. Die Kirche war auf dem sicheren Wege, um in wenigen Jahrzehnten jene sämtlichen Güter zurückzugewinnen, welche sie einst in ebenso viel Jahrhunderten erworben hatte. In allen Ländern französischer Zunge vollzog sich diese mächtige Restauration: schon längst war Genf, das calvinistische Rom, eine überwiegend katholische Stadt, Belgien das gelobte Land der Klerisei. Das Mönchtum aber bildete den herrschenden Stand der wiederhergestellten Hierarchie; in der Unfreiheit des Klosterlebens wird der Geist des neuen Roms am getreuesten gehütet. Unzählige alte und neue Orden haben unter dem Kaiserreiche wieder festen Fuß gefaßt — nicht bloß die wackeren und gelehrten Väter des Oratoriums, sondern auch andere von zweifelhaftem sittlichen Werte. Der Staat kam ihnen willig entgegen und fiel nur selten in die alten Gewohnheiten des bureaukratischen Mißtrauens zurück, so um das Jahr 1867, da er den Generalrat der Konferenzen von St. Vincent de Paula unterdrückte. Selbst der Herzog von Persigny bemerkte mit Befremden, wie der Römische Stuhl die Ordensgeistlichen auszeichnete und sie bereits in päpstlichen Rundschreiben über die Weltgeistlichen stellte; von Lacordaire wird versichert, daß er Mönch ward, um freier und einflußreicher dazustehen denn als einfacher Kleriker.

Demselben Geiste entsprang der neu erwachte Eifer für den Bilder- und Reliquiendienst, für alle jene Dogmen und Zeremonien, welche dem Protestantismus am schroffsten gegenüberstehen. Der Marienkultus wurde in dem kaiserlichen Frankreich gepflegt mit einer weichlichen Sentimentalität, die oft sogar unter deutschen Ultramontanen herzhaften Unwillen erregte. Das ganze Rhonetal, die alte gesegnete Heimat der französischen Ketzerei, ist heute der Madonna geweiht. Notre-Dame de Fourvières über Lyon beginnt, Notre-Dame de la Garde über dem Hafen von Marseille schließt den Reihen: fast in jeder Rhonestadt, in Vienne, Avignon, Viviers steht auf beherrschender Höhe das Tal überschauend ein mächtiges Marienbild, sie alle unter dem zweiten Kaiserreiche gegründet. Noch prahle-

rischer erscheint die kolossale Madonnenstatue auf der steilen Wand inmitten des Kessels von le Puy. Eine ähnliche Ostentation des Katholizismus ist mir auf deutschem Boden nur einmal begegnet: auf den roten Felsen an der Mosel, dem heiligen Trier gegenüber. Die absolute Gewalt des Papsttums erschien so gesichert, die Zentralisation so scharf durchgeführt in der modernen Kirche, daß eine ernste Kirchenspaltung in dem nächsten Menschenalter höchstens für den Fall einer streitigen Papstwahl Erfolg versprach. Der Klerus gehorchte den Bischöfen so unbedingt wie die Soldaten den Offizieren — mit diesen Worten bezeichnete Kardinal Bonnechose im Senate den verwandelten Geist der Religion der Liebe.

Das römische Wesen triumphierte überall, selbst in unwesentlichen Förmlichkeiten: das breviarium Romanum, die römischen Meßgewänder verdrängten den alten örtlichen Kirchenbrauch. Der Papst schuf durch die Bulle Ineffabilis deus eigenmächtig das neue Dogma der unbefleckten Empfängnis, und dieser in der älteren Kirchengeschichte unerhörte Gewaltstreich ward von der katholischen Welt ohne nennenswerten Widerstand, von der Mehrheit des französischen Klerus mit Jubel aufgenommen. Die Unveräußerlichkeit des Kirchenstaats wurde von allen Kanzeln mit heiligem Eifer wie ein Dogma verteidigt; erklärte doch selbst der Voltairianer Thiers die weltliche Souveränität des Papstes in Rom für einen Grundgedanken des Katholizismus. Die gallikanischen Ideen des Episkopalsystems fanden nur noch in wenigen Blättern mutige Verteidiger, während die Ultramontanen fast in jeder größeren Provinzialstadt eine Zeitung besaßen. Die herrschsüchtige Roheit der Schriften Veuillots wäre noch unter der Restauration unmöglich gewesen. Die Etudes religieuses, das Organ der französischen Jesuiten, vertraten zwar eine etwas mildere Richtung als die Civiltà cattolica oder die Stimmen aus Maria-Laach; doch wie hätten sie das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit nachhaltig bekämpfen sollen? Als endlich das vatikanische Konzil zusammentrat und jenes gotteslästerliche Dogma wirklich verkündet wurde, da stand die große Mehrheit der französischen Prälaten fest zu dem unfehlbaren Papste.

Der ultramontane Eifer trat um so gehässiger auf, je lebhafter man empfand, daß die neue Macht der Kirche keineswegs auf einer Erstarkung des Glaubens beruhte. Daher die ängstlichen Versuche, die Werke Voltaires und Rousseaus den Volksbibliotheken zu rauben, daher die schreckhafte Wirkung jenes Buches von Renan, das mit all seinen wissenschaftlichen Schwächen doch einem tief religiösen Geiste entsprungen war. In dem Senate des ersten Kaisers saßen Laplace und Volney, Cabanis, Tracy und Sièyes; in dem neuen Senate wagte der einzige Sainte-Beuve das Recht der freien Forschung zu verfechten. Mit welcher Wut stürzten sich die Maupas, Canrobert, Ségur auf den Verteidiger Renans, und wie unbefangen bekannte Graf Chapuis-Montlaville die weltlichen Gründe dieses

Glaubenseifers: „Es ist hier nicht erlaubt, diese Menschen zu verteidigen, welche den Feuerbrand in die Gesellschaft tragen!" Wie weit die ultramontane Richtung in den niederen Klerus eingedrungen, ist schwer nachzuweisen. Aber in dem Episkopate herrschte durchaus der Geist der Dupanloup und Bonnechose; und dies genügte. Denn da die 18 Erzbischöfe und 67 Bischöfe die Pfarrer ernannten und nach Belieben innerhalb der Diözese versetzten, so vermochte der nationale Geist, welcher vielen Pfarrern noch den Glauben vergiftete, sich nicht zu äußern. Überdies fanden die Ansprüche des neuen Papsttums am Hofe selbst eine mächtige Stütze. Der Kaiser sagte einst zu dem Kardinal Bonnechose über seine Gemahlin: „Es ist das glückliche Vorrecht der Frau, der Staatsräson und den kalten Rechnungen der Politik fremd zu bleiben und sich allein den hochherzigen Eingebungen des Gemütes zu überlassen." Er sollte inzwischen an seiner Eugenie erfahren, daß jene hochherzigen Inspirationen der Frauenseele auch in die kalten Rechnungen der Politik eingreifen können. Hispanische Tendenzen, hochfahrend und herrisch, Ideen, welche seit der Mediceerin Katharina sich nicht mehr auf dem französischen Throne behaupten konnten, beherrschten die Umgebung der Kaiserin; schwesterliche Freundschaft verband die Tuilerien mit jenem borniertesten der Höfe, der sich um die Königin Isabella und die Nonne Patrocinio scharte.

Die spanische Partei erriet mit feiner Witterung, daß der Charakter der modernen Volksbildung am letzten Ende durch die hohen Schulen bestimmt wird. Die kaiserlichen Lyzeen erscheinen ungefährlich, solange die Kirche sich mit dem Staate in die Oberaufsicht teilt und in ihnen selber der Geist der priesterlich-militärischen Uniformierung so fröhlich waltet, daß in Perpignan und Lille zur selben Stunde dieselben Fragen gestellt werden. Bedenklicher schon ist der von dem rastlosen Minister Duruy erstrebte obligatorische Elementarunterricht. Da die Kirche sich ihrer alten Güter wieder erfreut, so würde sie nichts einwenden, wenn der Staat auch fürderhin 450 Millionen für das Heer und 23—29 Millionen für den Unterricht ausgäbe. Indes auch der Schulzwang ließe sich ertragen, da der Pfarrer die Volksschule sorgsam behütet. Aber schlechthin verderblich wirkt die der Kirche gänzlich entzogene akademische Bildung. Es genügt nicht, daß bereits neben jeder theologischen Fakultät des Staates ein Priesterseminar besteht; in den anderen Fakultäten treiben die geborenen Feinde des Wunderglaubens, Historiker und Naturforscher, ungestört ihr Unwesen. Die Besetzung der Lehrstellen durch Konkurs erschwert freilich das Emporkommen erklärter Ketzer; dennoch bleibt bei einem neuen Aufschwunge der weltlichen Wissenschaft die unheilvolle Wendung möglich, daß die Vorträge der Sorbonne wieder so stark und aufregend wirken könnten wie zur Zeit Cousins und Guizots, daß die herrlichen Kodizes der kaiserlichen Bibliothek auch von französischen, nicht wie jetzt fast nur von fremden Gelehrten durchforscht würden. — Daher erhob sich plötzlich, auf eine Weisung aus

Rom, ringsum im klerikalen Lager die Forderung, daß auch der höchste Unterricht der Kirche unterstellt werde; im Hintergrunde stand dann die Hoffnung auf eine sogenannte freie katholische Universität wie die Löwener. Dieser zentralisierte Beamtenstaat war aber nicht in der Lage, gleich der neutralen Provinz Belgien, den unablässigen Kampf zweier gleich starker Parteien um die Grundlagen des sozialen Lebens zu ertragen; seine weltliche Wissenschaft ist nicht wahrhaft frei und kann nicht frei werden, solange die bureaukratische Zentralisation dauert. Eine katholische Universität Toulouse fände also gar keine lebendige Gegenkraft vor; die Träume der Klerikalen konnten nur dann ins Leben treten, wenn Staat und Bildung der Kirche sich unterwarfen. Wenn die Kirche bescheiden dem Berufe der Seelsorge lebte, so könnte sie in dieser Epoche des Mammonsdienstes und der Sinnenlust für tausend gedrückte Gemüter ein Quell des Heiles werden; und wirklich bildete sie noch immer in manchen verwahrlosten Departements die einzige Hüterin des Idealismus, sie besaß noch immer einzelne treffliche Priesterseminarien, die durch wissenschaftlichen Eifer und Sittenstrenge ihren alten Ruhm zu behaupten wußten — so die Schule zu St. Sulpice. Aber ihre leitenden Gewalten sind dem Jesuitismus verfallen, sie sind, trotz aller modischen Askese, verweltlicht im ärgsten Sinne, sie bekämpfen auf den Tod jede freie Sittlichkeit, jeden Grundgedanken des modernen Lebens.

Wir zählen uns nicht zu jenen Kleingläubigen, welche, erschreckt durch dies gewaltige Anschwellen der ultramontanen Mächte, an der Zukunft der freien Menschenbildung verzweifeln. Wir wissen wohl, die Kirche der Autorität wird nicht allein durch die Waffen des Geistes geschlagen. Wir bauen darum nicht allzu fest auf die Erfahrung, daß diese Kirche an den befreienden Taten der modernen Gesittung, vornehmlich an der Emanzipation der niederen Stände, gar kein Verdienst hat und noch immer über ungleich geringere geistige Kräfte gebietet als der Staat oder die Wissenschaft. Aber auch die materielle Macht des Protestantismus ist der römischen Kirche ebenbürtig. Von den fünf Großmächten Europas sind nur zwei katholisch, und auch in Nordamerika behauptet die protestantische Kultur die Oberhand, trotz der anschwellenden irischen Bevölkerung; wo immer ein Squatter Axt und Büchse in den Urwald trägt, da ist es in neun Fällen unter zehn ein Protestant, der die Wildnis der Gesittung erschließt.

Selbst in Frankreich war der Sieg der spanisch-römischen Partei noch keineswegs gesichert. Wir legen geringen Wert auf den Anklang, den die Schriften Renans und anderer Freidenker in weiten Kreisen fanden; solche oppositionelle Stimmungen, die in der guten Gesellschaft Frankreichs niemals fehlten, führen noch nicht zur Befreiung der Geister. Auch der Protestantismus bildet auf französischem Boden kein genügendes Gegengewicht den ultramontanen Mächten gegenüber. Wohl kann ein Protestant nur mit herzlicher Freude betrachten, wie diese glorreiche Märtyrerkirche des evan-

gelischen Glaubens in den letzten Jahrzehnten zu neuem Leben erwachte. Sie stiftete unter dem Drucke der Restauration ihre Bibelgesellschaften und hat seitdem mit rüstigem Eifer an allen Kämpfen der deutschen Theologie teilgenommen. Es waren die freiesten, die gesündesten Lehren des modernen Protestantismus, welche in den selbständigen Gemeinden des evangelischen Frankreichs die Oberhand behaupteten; jene kryptokatholischen Bestrebungen einer geistlosen Orthodoxie, die der alte Guizot mit gewohnter Unfehlbarkeit vertrat, fanden wenig Genossen. Die rechtliche Stellung der evangelischen Gemeinde blieb ungesichert; das empörende Dekret vom 25. März 1852 stellte ihre Versammlungen unter die Strafbestimmungen des Code pénal, also, daß die freie Predigt, der Kirchenbesuch der Frauen und Kinder lediglich von der Willkür der Beamten abhing. Die Kirche hielt tapfer aus, und dies kräftige evangelische Kirchenleben diente zugleich als die letzte Stütze deutscher Sprache und Sitte im Elsaß. Doch weil der Protestantismus in Frankreich sich wesentlich aus deutschen Quellen nährte, eben deshalb konnte er stets nur eine provinzielle Bedeutung behaupten, eben deshalb galten die Elsässer Protestanten — nach dem Urteile entschiedener Chauvinisten, wie General Ducrot — nicht als wahre Franzosen. Die Hoffnung einzelner Heißsporne, es werde gelingen, d'évangéliser la France, erscheint jedem Nüchternen als ein Traum, und sie ist vollends hinfällig geworden, seit das Elsaß wieder zu seinem Vaterlande zurückgekehrt. Politische Gründe hatten das Wiederaufleben des ultramontanen Priestertums verschuldet, und politische Verhältnisse bildeten bisher auch die Schranken seiner Herrschaft.

Selbst das gläubige Landvolk wurde durch politische Erinnerungen verhindert, sich der Kirche gänzlich zu unterwerfen. Der Bauer folgte dem Priester, doch er hatte die argen Tage des Kirchenzehnten und der Herrenlasten noch nicht vergessen: sobald die geistliche Herrschsucht die Grenzen der Vorsicht überschritt, konnte die Glut von 89, der alte Todhaß gegen die Priester und Edelleute leicht wieder aufflammen. Vollends in den gebildeten Klassen wurde die Angst vor den glaubensfeindlichen Roten reichlich aufgewogen durch die Macht der revolutionären Traditionen. Der vaterländische Stolz, die energische Staatsgesinnung der denkenden Franzosen hat bisher noch niemals eine Unterwerfung des Staates unter die Kirche geduldet. Die weltliche Bildung des Jahrhunderts scheut zurück vor jeder extremen religiösen Richtung, wie vor jeder einschneidenden Lösung kirchlicher Fragen. Die Mehrzahl der Franzosen wollte nicht, daß der Papst die Herrschaft über Rom verliere, aber sie wollte noch weniger, daß er Frankreich beherrsche.

Hier, in dieser halben, unsicheren Stimmung der Nation, in ihrer Unfähigkeit, religiöse Fragen nach religiösen Gesichtspunkten zu beurteilen, liegt der Schlüssel für die schwankende Kirchenpolitik des Kaiserreichs. Napoleon III. hat die Kirche mit Gunst überhäuft wie kein anderer fran-

zösischer Monarch, doch er mußte bald die Gefahren eines Weges erkennen, dessen Klippen von dem Scharfblicke Cavours schon im Jahre 1852 aus der Ferne bemerkt wurden. Der Kaiser fühlte, wie die ultramontane Herrschsucht ihm über den Kopf wuchs, er warnte die Prälaten oftmals, seit Ludwig dem Heiligen habe der Staat nie auf sein Recht der Oberaufsicht verzichtet. Da ward endlich durch den italienischen Krieg der Gegensatz der ultramontanen und der nationalen Interessen offenbar. Abermals bewährte sich die alte Erfahrung, daß die Kirche im Leiden am furchtbarsten ist. Mit einer Kühnheit, die der offenen Auflehnung sehr nahe kam, erhoben die Bischöfe ihre Stimme für die weltliche Herrschaft des Papstes — so bei der Rückkehr der Prälaten von der pomphaften Heiligsprechung der japanischen Märtyrer, so nochmals nach der Septemberkonvention. Sie entsannen sich wieder, daß ein Napoleonide nie ein zuverlässiger Sohn der Kirche sein kann. Seitdem schwankte der Hof haltlos zwischen seinen revolutionären Überlieferungen und den neuen spanischen Tendenzen — gleichwie das Pantheon, dem Kirchendienste zurückgegeben, doch noch immer die weltliche Inschrift trug: Aux grands hommes la patrie reconnaissante.

In den letzten Jahren des alternden Kaisers gewann die spanische Partei die Oberhand am Hofe. Napoleon konnte, er allein in Europa, das Dogma der Unfehlbarkeit verhindern; doch dem müden Manne fehlte die Kraft, der Gemahlin ins Angesicht zu trotzen. Seine Truppen behüteten Rom noch, während das vatikanische Konzil tagte; dieselbe Schlacht, die ihn vom Thron stürzte, schenkte den Italienern die Ewige Stadt. Die Kirchenpolitik des neuen Bonapartismus hat an der Bildung des Landes, die der Kaiser doch fördern wollte, unvergeßlich gefrevelt, sie hat zu der furchtbaren Korruption der Sitten noch die Laster der Heuchelei und des pfäffischen Hochmuts hinzugebracht und mit alledem dennoch das Ziel nicht erreicht, dem Hause der Napoleons in dem Klerus eine feste Stütze zu schaffen. Vielmehr, die Jesuiten halfen, dem Kaiserthrone das Grab zu graben. Sie bedurften einer europäischen Verwicklung, um ihr neues Dogma halb unbemerkt von den großen Mächten durchzusetzen; darum hetzten und drängten sie zu dem Kriege, der Napoleon zerschmettern sollte. So ward auch dem zweiten Kaiserreiche, wie einst den Spaniern und den Polen, die Erfahrung, daß jedes Reich unfehlbar untergeht, das sich auf die Gesellschaft Jesu stützt. —

Für die ausgreifenden Pläne auswärtiger Politik, die jedermann dem Napoleoniden zutraute, fand der neue Herrscher ein treffliches Werkzeug vor, das beste Erbstück aus dem Nachlasse des Julikönigtums. Der Armee waren die afrikanischen Siege zugleich eine Schule und ein Stachel der Ruhmsucht geworden. Die gesamte Organisation des Heeres war auf den

Angriffskrieg berechnet. In diesen heimatlosen Regimentern, die, aus allen Provinzen zusammengewürfelt, von unverheirateten Offizieren geführt, häufig ihre Garnison wechselten, konnte jener Landsknechtsgeist niemals aussterben, der sich schlagen will, um zu sehen, wer der Stärkere sei. In keinem anderen Heere hätte ein General zu seinem Kriegsherrn sagen dürfen, was Marschall Castellane dem Kaiser zurief: „Sire, die Armee langweilt sich; will man sich schlagen, so muß man zu zweit sein; auf wen sollen wir loshauen?" Der Kaiser hütete sorgsam diese Säule seiner Herrschaft, er sah wie der Oheim in der Armee „den wahren Adel unseres Volkes", in ihrer Geschichte seine eigene. Jedermann weiß, wie Bedeutendes in den ersten Jahren des Kaiserreichs geschah, um die Schlagkraft des Heeres zu erhöhen, welches Aufsehen die neuen gezogenen Kanonen auf den Schlachtfeldern der Lombardei erregten, wie das Lager von Mourmelon lange als die hohe Schule der Taktik bewundert wurde, wie der Kaiser selbst das Stiefkind dieser Armee, die Reiterei, durch die Einführung der kleinen feurigen Hengste aus Algier zu heben verstand. Zu den verstärkten Zuavenregimentern trat die neue Barbarentruppe der Turkos hinzu, und die nachsichtigen völkerrechtlichen Anschauungen der Gegenwart erlaubten dem Kaiser, diese Wilden gegen europäische Soldaten zu verwenden. Auch die Flotte kam endlich nach ungeheuren Anstrengungen in der Zahl der Schiffe und Geschütze der englischen gleich, obschon sie niemals wie in England eine nationale stets zu neuer Verstärkung fähige Waffe werden konnte.

Die vielverspottete Versicherung Napoleons III.: L'empire c'est la paix war keineswegs schlechthin eine Lüge, sondern nur abermals eine jener Halbwahrheiten, worin der innere Widerspruch des Bonapartismus sich zeigte. Alle Schöpfungen des monarchischen Sozialismus der despotischen Massenbeglückung konnten ja nur im Frieden gedeihen. Der Neffe war kein Feldherr; nicht rohe Schlaglust bestimmte die Pläne seiner europäischen Staatskunst. Und doch bedurfte er der freudigen Hingebung seiner Soldaten, und doch verdankte das Kaiserreich dem Kultus des Kriegsruhms sein Dasein. Man pflegte von Amts wegen die chauvinistischen Gedanken. In allen bedenklichen Zeiten mußten die halbamtlichen Blätter die Rheinfrage anregen, um die unruhigen Köpfe in Volk und Heer zu beschäftigen — so unmittelbar nach dem Staatsstreiche, so nach dem Tage von Königgrätz. In der Militärschule von St. Cyr trug Herr Lavallee die Lehre von den natürlichen Grenzen mit erstaunlicher Plumpheit vor; das schlechte Buch, das er über dies Thema schrieb, wurde von der Akademie gekrönt. Sogar Duruy, der Beschützer der friedlichen Aufklärung, kommt in seiner Einleitung zur französischen Geschichte immer wieder mit leidenschaftlicher Entrüstung zurück auf „jene ungeheure Lücke in unseren Grenzen", die sich von Lauterburg bis Dünkirchen ausdehnt; die deutsche Sprache im Elsaß ist ihm nur ein unberechtigtes rohes Patois. Allein dem persön-

lichen Billigkeitsgefühle des Kaisers verdankten die Elsässer, daß ihre Sprache aus den Schulen nicht gänzlich verschwand.

Die militärischen Spektakelstücke des Kaiserreichs wurden aufgeführt mit einer theatralischen Prahlerei, einer Roheit des Gefühles, die an das alte Rom erinnert. Als die von Sebastopol heimkehrenden Truppen an der Vendomesäule vorbeidefilierten, da schritten die barmherzigen Schwestern, die Jammergestalten der Verwundeten vor den Regimentern einher; die Soldaten alle im schmutzigen Feldanzuge, auf daß die wilde Majestät des Krieges, die Glorie des Soldatenstandes den blasierten Hauptstädtern recht anschaulich werde. Auch das Seiltänzerkostüm der Zuaven und Turkos war mehr auf die Schaulust der Pariser als auf den Schrecken der Feinde berechnet. Mit besserem Erfolge als das Julikönigtum wußte das Kaiserreich den dynastischen Sinn im Heere zu pflegen. Die wenigen liberalen Offiziere, welche einst um die afrikanischen Generale sich scharten, wurden rasch beseitigt oder bekehrt. Ein Gardekorps von 50 000 Mann, wohlgedrillt und hochbesoldet, trug die Uniform der alten Kaisergarde, lebte und webte in napoleonischen Erinnerungen; in den Reihen der Kinder der Garde exerzierte der kaiserliche Prinz. Der ausgezeichneten Offiziere wartete eine glänzende Stellung; die Besoldung der Generalität beanspruchte die ungeheure Summe von 21 Millionen jährlich. Das Kreuz der Ehrenlegion war auch dem gemeinen Soldaten erreichbar, geringere Verdienste wurden durch die neue Militärmedaille belohnt. Für jeden Feldzug ward eine Denkmünze gestiftet, auch an die militärische Promenade nach Peking erinnerte die Medaille mit dem Drachenbilde.

Vor allem galt es einen Stamm von alten Berufssoldaten zu bilden, denen die Fahne Haus und Heimat sei. Die Exonerationskasse wurde gegründet, sie verlockte durch hohe Einstandsgelder und Pensionen die ausgedienten Soldaten, als Kapitulanten weiter zu dienen; selbst der Gemeine erhielt die Aussicht, nach fünfundzwanzigjährigem Dienste 500 Franken jährlich und, war er dekoriert, noch weit mehr zu beziehen. So entstand rasch eine Kerntruppe von 170 000 Berufssoldaten. Daß der Betrag der Militärpensionen in zehn Jahren um 20 Millionen sich vermehrte, kam für die kaiserliche Finanzwirtschaft nicht in Betracht. Auch die Landsknechtsroheit der alten Soldaten, die Völlerei der vieux grognards, die in vielen von der Presse verschwiegenen Exzessen sich äußerte, erregte wenig Anstoß; schien doch die napoleonische Gesinnung der Prätorianer gesichert. Erst der italienische Krieg offenbarte die Schattenseiten dieses Verfahrens. Je stärker der Stamm der Berufssoldaten anwuchs, desto weniger junge Mannschaften wurden ausgehoben — zuletzt wohl nur gegen 23 000 Mann im Jahre — desto geringer also war die Zahl der ausgebildeten Reservetruppen. Man versuchte zu helfen, indem man einen Teil der Rekruten notdürftig als Krümper ausexerzierte. Nun zwang der mexikanische Krieg zu unerwarteten schweren Opfern; die Effektivstärke

der Truppen im Lande ward verringert, die Vorräte, die Bespannung vernachlässigt, und als jetzt mitten in solche Verwirrung die Königgrätzer Schreckenskunde hereinschmetterte, aller Blicke auf das Heer wendete, da mußte die Regierung die Verkehrtheit ihrer Militärpolitik einsehen. Sie lenkte ein auf den entgegengesetzten Weg und wagte den Vorschlag der allgemeinen Wehrpflicht.

Warum stieß dieser Gedanke auf so heftigen Widerspruch in einem Lande, wo die Gleichheit vergöttert wird und der vierte Stand herrscht? Die Heeresverfassung ändern heißt die Grundlagen der Staatsverfassung umgestalten. Die allgemeine Wehrpflicht widerspricht den Grundanschauungen eines bureaukratischen Gemeinwesens; ihr Gedeihen allein schon beweist, wie tief die Staatssitten der Selbstverwaltung in Preußen eingewurzelt sind. In Frankreich haßte nicht bloß der Reiche die persönliche Dienstleistung für den Staat; auch die Arbeiter, die loyalen Bauern wurden aufsässig, als der Ruf il n'y aura plus de bons numéros! durch das Land ging. Niemand wollte verzichten auf die Hoffnung, durch das Glück des Loses seiner Bürgerpflicht enthoben zu werden. Die allgemeine Wehrpflicht ist schwer durchführbar ohne Provinzialarmeekorps; sie wird zur unerträglichen Härte, sobald man die Gebildeten zwingt, auch zu Friedenszeiten fern von der Heimat in nomadischen Regimentern zu dienen. Da der Bonapartismus die Mittel besaß, jederzeit eine sogenannte öffentliche Meinung zu schaffen, den Anschein eines allgemeinen kriegerischen Enthusiasmus zu erwecken, so konnte das System Scharnhorsts in Frankreich nicht jene segensreiche friedliche Bedeutung entfalten wie bei uns. Die allgemeine Wehrpflicht wäre hier nur ein Werkzeug der Knechtschaft, sie würde alle jugendlichen Köpfe der Kasernenzucht unterwerfen, alle Kräfte der Nation einer unberechenbaren auswärtigen Politik verpfänden. Darum wurden die ersten Pläne des Marschalls Niel fast allein in dem kriegslustigen Lothringen mit Freuden aufgenommen, überall sonst mit Schrecken.

Bei den Debatten des gesetzgebenden Körpers über das Wehrgesetz bewährte sich abermals der oberflächliche Dilettantismus der Opposition. Dieselben Rhetoren, welche dem Kaiser seine Nachgiebigkeit gegen Preußen vorwarfen, feierten in hohlen Prunkreden das unsittliche und unmögliche Ideal des allgemeinen Friedens, priesen das schweizerische Milizsystem, dem in Frankreich jeder Boden fehlte, versicherten, nur die Freiheit mache die Heere unüberwindlich. Das Kompromiß, das die Regierung endlich mit der Selbstsucht der Besitzenden abschloß, änderte nichts an den Grundlagen des altnapoleonischen Heerwesens. Nur die jährliche Aushebung wurde verstärkt, eine gewaltige Reservearmee auf dem Papiere gebildet, die Ausrüstung des Heeres verbessert. Aber es blieb die Stellvertretung, wenngleich verkürzt auf zehn Jahre, es blieb die lange Dienstzeit und die Zerteilung der Armee in vereinzelte heimatlose Regimenter — kurz

die Organisation des Heeres für den Angriff. Der Geist der Truppen wurde nach wie vor bestimmt durch die Berufssoldaten, deren Gesinnung General Changarnier drastisch aussprach in seinem wegwerfenden Urteile über die preußischen Milizen. Nach wie vor betrat der französische Rekrut mit Schreck und Zagen die Kaserne, um unter der Fahne rasch den rastlosen militärischen Ehrgeiz der Veteranen sich anzueignen. In diesem Heere und in dem Geiste der Nation — hierin allein lag die von den französischen Friedensaposteln so rührend beklagte Gefährdung des Weltfriedens.

Auch in seinen militärischen Reformen zeigte sich der Despotismus unfähig, die sittlichen Kräfte des Völkerlebens zu würdigen. Ludwig Napoleon hatte als Prätendent Worte der Bewunderung über das preußische Heerwesen geschrieben, er erhielt jetzt von Oberst Stoffel verständige unbefangene Berichte über das deutsche Heer. Doch die Briefe blieben unbeachtet, bald ungelesen. Die militärische Kamarilla wollte nicht sehen, daß jeder deutsche Reservist und Landwehrmann im stehenden Heere die Schule der Mannszucht und technischen Übung durchlaufen hatte und eben hierin die unvergleichliche Kraft des deutschen Heeres lag; sie hegte nur den einen Gedanken, durch eine ungeheure Kopfzahl den Nebenbuhler zu überbieten. So schuf man die ungeschulte, wertlose Masse der Mobilgarde und beharrte in verblendetem Dünkel bei dem Wahne, daß die preußische Landwehr um nichts besser sei, während doch ein flüchtiger Blick auf die norddeutschen Militärgesetze das Gegenteil zeigen mußte. Man prahlte mit den neuen Waffen der Chassepots und Mitrailleusen und haftete doch in gedankenloser Routine an einer längst veralteten Taktik, drillte die Truppen nach einem Reglement vom Jahre 1791, fertigte die Warner ab mit der zuversichtlichen Phrase: unser Heer besitzt die Tradition des Sieges! Der Despot konnte nicht wünschen, daß ein ehrgeiziger General sich einen festen Anhang unter seinen Truppen schaffe; er teilte darum das Land in große Kommandos, denen die einzelnen Regimenter in raschem Wechsel zugewiesen wurden; er beachtete nicht, daß eine solche Zerbröckelung des Heeres den Gemeingeist der Truppen schädigte und beim Ausbruch eines Krieges zu einer ganz neuen Formation der Armee nötigen, also die rasche Schlagkraft des Staates verringern mußte. Die sittliche Fäulnis dieses Volkslebens fraß furchtbar um sich auch im Heere. Schon während des italienischen Kriegs schrieb ein scharfblickender englischer Diplomat, der die Sieger von Solferino in der Nähe gesehen, seinem Hofe: dies Heer sei rettungslos verloren, sobald ihm eine Armee mit fester Mannszucht gegenübertrete. Seitdem waren die Truppen auf den chinesischen und mexikanischen Plünderungszügen noch mehr verwildert. Ein schamloser Nepotismus, von den Damen des Hofes gepflegt, lockerte das ohnehin lose Band der Kameradschaft zwischen den Offizieren; die Mannschaft sah ohne Achtung auf die

Führer, die ihre Zeit zumeist zwischen leerer Prahlerei, mäßiger Arbeit und reichlichem Nichtstun teilten.

Indes Frankreich glaubte an sein unbesiegbares Heer, und da Ludwig Napoleon, mindestens in den ersten Jahren seiner Herrschaft, diesen Glauben teilte, so ist unleugbar, daß er lange Zeit einen maßvollen Gebrauch machte von der gewaltigen Angriffswaffe, die er in seinen Händen zu halten wähnte. Er war seit Heinrich IV. der erste Regent Frankreichs, der die europäischen Fragen mit verständiger Sorge für das Wohl des Weltteils, nicht allein mit den Vorurteilen französischer oder persönlicher Herrschsucht behandelte. Er hat in seinen kräftigen Jahren durch bedeutende europäische Gedanken die orleanistische Politik des Neides verdrängt. Dieselben Höfe, welche den Staatsstreich mit Freude begrüßten, sahen nach der Errichtung des Kaiserthrones der europäischen Politik des neuen Gewalthabers mit begreiflichem Mißtrauen entgegen. Der Kaisername konnte für einen französischen Herrscher niemals ein so harmloser Schmuck sein wie der Titel imperial crown für die Krone von Großbritannien. Der Name Napoleon der Dritte klang wie eine Rückforderung der alten Grenzen des Weltreichs, denen der Oheim niemals förmlich entsagt hatte. Der Neffe gab freilich beruhigende Versicherungen; aber die Sorge der Höfe währte fort. Ein geheimes Protokoll, von den Gesandten der vier großen Mächte am 2. Dezember 1852 in London unterzeichnet, sprach den Grundsatz der Nichteinmischung aus, in der Voraussetzung, daß die Gründung des Kaisertums lediglich eine innere französische Staatsveränderung sei. Preußen, als die zunächst bedrohte, die einzige an Frankreich grenzende Großmacht, nahm einfach Akt von dem Geschehenen, mit der ausdrücklichen Erklärung, man wolle damit weder eine Meinung aussprechen noch etwaige Folgerungen anerkennen. Zar Nikolaus verweigerte dem Emporkömmling den Titel „lieber Bruder".

Die unruhige Vielgeschäftigkeit, welche sich zunächst in den Tuilerien zeigte, der an den Höfen umhergetragene Plan eines großen Zollvereins der romanischen Völker, die gehässigen Händel, die Frankreich mit Belgien und der Schweiz begann, konnten das Mißtrauen der Höfe nicht verringern. Der Napoleonide war der geborene Feind jener Verträge von 1815, welche, da und dort zerstört, im wesentlichen noch immer die Gestalt der Landkarte Mitteleuropas bestimmten. Er durfte sein Reich nicht in der bescheidenen Stellung belassen, die ihm seit dem Wiener Kongresse zugeteilt war. Die Stiftung der Helenamedaille — wahrlich eine unverschämte Herausforderung — bewies, daß der Neffe die militärischen Überlieferungen seines Hauses nicht vergessen hatte. Auf persönliches Vertrauen konnte der Mann nicht zählen, der durch verschlagenes Ränkespiel den Thron erobert hatte. Napoleon lügt immer, und wenn er schweigt, so verschwört er sich — also bezeichnete später Lord Cowley die damals an den Höfen vorherrschende Ansicht. In der Tat war die Lust an Schlichen

und Seitenwegen dem Kaiser in einem abenteuerlichen Leben zur anderen Natur geworden. Er liebte stets mindestens zwei Türen sich offen zu halten, folgte treulich dem Grundsatze, den die französische Politik seit drei Jahrhunderten nie verleugnet hat, dem nationalen Sprichwort: promettre ça n'engage à rien. Er pflegte auch solche Pläne, welche das Licht des Tages nicht zu scheuen hatten, tiefgeheim wie ein Verschwörer vorzubereiten und dann plötzlich aus dem Dunkel hervorzubrechen.

Zwei entgegengesetzte Versuchungen lagen dem Napoleoniden nahe. Er mochte entweder auftreten als der Erbe des Oheims und jenen Rachekrieg gegen England unternehmen, den vorlaute Prahler tausendmal begehrt hatten. Bei der kunstvollen Ausbildung des englischen Kreditwesens, dessen Fäden alle in der Hauptstadt zusammenlaufen, schien es keineswegs undenkbar, daß eine kurze Herrschaft fremder Truppen in London das gesamte Reich verwirren und das überraschte unkriegerische Handelsvolk zu einem demütigenden Frieden bestimmen könne. Oder der Kaiser mochte den Plänen des roten Bonapartismus sich hingeben, den tollkühnen Gedanken, welche der Prinz Napoleon durch die Opinion nationale verteidigen ließ und dann selber im Mai 1865 in seiner berüchtigten Rede zu Ajaccio ganz unverblümt aussprach. Der Prinz geht aus von dem demagogischen Kraftworte des Gefangenen von St. Helena: „Mein Name wird für die Völker immer der Polarstern ihrer Rechte sein." Er verlangt eine Tendenzpolitik des Radikalismus, die ihren Träger — nach der Weissagung des Oheims — an die Spitze Europas stellen wird, er will die Wiederherstellung Polens, Kampf gegen das reaktionäre Österreich usf.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst des Kaisers, daß solche frivole Pläne die Nüchternheit seines Urteils selten beirrten, daß er den Haß und das Nachtragen stets verworfen hat als „Empfindungen, die nicht mehr in unsere Zeit passen". Er griff zurück zu der alten nationalen Politik der großen bourbonischen Zeit. Er wollte Frankreich wieder zur leitenden Macht des Festlandes erheben und dies Übergewicht stützen auf die romanischen Völker. Aber das alte Ziel sollte erreicht werden durch moderne Mittel. Napoleon III. erkannte, wie Persigny und Cavour, in dem festen Bunde der beiden Westmächte die Gewähr der europäischen Gesittung. Dieser alte Palmerstonsche Gedanke, wie verletzend auch für den deutschen Stolz, büßte zwar mit jedem neuen Tage etwas von seiner Berechtigung ein, doch er war noch immer nicht ganz unbegründet in jenen Jahren, da Rußlands Einfluß auf unserem Vaterlande lastete. Mochte der Neffe glauben oder nur zu glauben vorgeben, daß der Welteroberer überall „die Keime neuer Nationalitäten" ausgestreut habe — gleichviel, er selber würdigte die beherrschende Bedeutung der nationalen Ideen für unser Jahrhundert. Er sah voraus, die Wiener Verträge würden an dem erwachenden Gemeingefühle willkürlich zerteilter Völker ihren furchtbarsten Feind finden, und er wollte das Notwendige fördern. Er schätzte den Einfluß der öffent-

lichen Meinung, er erkannte, daß sie zur Zeit durch den Liberalismus bestimmt wurde, pries sie oft als die sechste Großmacht, die in unseren Tagen allein dauernde Erfolge verleihe, und war entschlossen, kein großes Unternehmen zu beginnen ohne den Beistand der liberalen Ideen. Solche verständige moderne Gedanken lagen der auswärtigen Politik der ersten Jahre des Kaiserreichs zugrunde. Das Verdienst dieser Staatskunst ist um so höher anzuschlagen, da sie uralten Überlieferungen und Vorurteilen des französischen Staates und Volkes widersprach. Die Durchschnittsmeinung der Franzosen war enthalten in dem Ausspruch von Thiers: „Rien de plus déplorable que les nationalités" — zu deutsch: Frankreich allein ist berechtigt, einen starken nationalen Staat zu bilden.

Freilich zeigte sich auch in der europäischen Politik Napoleons die seltsame Halbheit dieses Kopfes, der in langen Flüchtlingsjahren, in ewigem Brüten und Träumen ganz verlernt hatte, bei der Stange zu bleiben, einen Plan mit tiefem Ernst unwandelbar festzuhalten. Cavour meinte in einer Stunde des Zornes, nach dem Frieden von Villafranca, in Napoleons Kopfe lägen viele politische Gedanken, doch keiner reif und fertig, daher entschließe er sich leicht, das Begonnene fallen zu lassen. In ruhigen Tagen hat der große Italiener milder geurteilt; wir aber, die wir jetzt die Politik des Bonapartismus bis zu ihrer Selbstvernichtung übersehen, müssen jenes Zornwort Cavours aufrechterhalten. Grübelnd saß der Napoleonide über der Karte Europas, immer berechnend, ob sich im Norden oder Süden eine Grenze verschieben lasse — ein rastloser Pläneschmied, und doch keine elastische Natur, sondern ein langsamer Phlegmatiker, der sich in veränderter Lage schwer zurechtfand. Immer wieder unterlag er der inneren Unwahrheit des demokratischen Despotismus. Die nationalen Ideen des Jahrhunderts sollten sich verwirklichen, doch nur durch ein künstliches System von Allianzen, nur mit Frankreichs Hilfe, und die völkerbeglückende, führende Nation mußte ihren Lohn in Land und Leuten erhalten. Das revendiquer, das Zurückfordern altnapoleonischen Landes erschien dieser Politik ebenso unerläßlich wie die Bildung nationaler Staaten, und doch schloß der eine Gedanke den anderen aus.

Die Gunst des Glückes warf den Kaiser in eine reiche Zeit, da die Zustände Europas reif wurden für große Entscheidungen; dann pflegte er jedesmal als ein systematischer Kopf die auftauchende „Frage" umsichtig zu ergründen und durfte mit Recht sagen: étudier une question n'est pas la créer. Er hatte so lange die Politik als Journalist getrieben; als Herrscher behielt er die alte Gewohnheit bei. Ohne feierliche Programme, ohne das Geklapper pathetischer Phrasen wurde kein Akt der neunapoleonischen Staatskunst in Szene gesetzt. Die Zeit sollte kommen, da ein größerer Mann die Kleinheit solcher Mittel beschämend aufdeckte. Graf Bismarck bewies der Welt, daß eine wahrhaft moderne Politik glänzende Erfolge nur durch mündige, allein der eigenen Kraft vertrauende Völker

erreicht; er bewies zudem, daß die gedankenreichste Staatskunst sich stets in den einfachsten geschäftlichen Formen bewegt. — Die Halbheit, der Mißerfolg vieler Unternehmungen des Kaisers erklärt sich einfach aus der widerspruchsvollen Stellung eines Mannes, der zugleich ein Despot war und ein Erbe der Revolution, zugleich ein Staatsmann von europäischen Ideen und der Beherrscher der eitelsten Nation.

Der neue Gewalthaber vermochte anfangs nicht der Schwachheit der Emporkömmlinge zu widerstehen: er versuchte in den Familienkreis der legitimen Höfe einzutreten. Als sein Verlangen abgewiesen ward, schloß er rasch eine unebenbürtige Ehe und erklärte pathetisch: ich trage mit Stolz den glorreichen Titel des Emporkömmlings. Bald sollte sich ihm die Gelegenheit bieten, Vergeltung zu üben an der übermütigsten der legitimen Dynastien. Wir dürfen heute als unzweifelhaft ansehen, daß Zar Nikolaus nicht als ein Eroberer auf türkischem Gebiete schalten wollte; aber er erstrebte die Schirmherrschaft über die gesamte orthodoxe Kirche — oder, wie sein Kabinett bezeichnend sagte, über den griechisch-russischen Kultus. Das hieß die Oberhoheit Rußlands über die Rajah begründen, die orientalische Frage zugunsten Rußlands entscheiden. Auch wer nicht den Ideen David Urquharts huldigt, muß heute dankbar anerkennen, wie scharf und sicher Napoleon III., früher als England, den Sinn der russischen Pläne zu würdigen wußte. Der Pariser Hof war anfangs weit entfernt von übermütiger Kriegslust; der Kaiser hat auch während des Kampfes eine kluge Mäßigung bewahrt, die selbst einen Guizot zur Anerkennung zwang. Er trat zwar zunächst, um den Ultramontanen zu schmeicheln, in dem Streite über die heiligen Stätten ziemlich herausfordernd auf, doch lenkte er bald ein — in der Ahnung, daß der kranke türkische Staat eine kriegerische Erschütterung kaum noch ertragen könne. Erst als der Zar, mit gewohntem Hochmute gegen die öffentliche Meinung, die Pläne seiner Herrschsucht rücksichtslos enthüllte, da erst erkannte man in den Tuilerien, daß die Zeit gekommen sei, nicht bloß die Türkei aufrechtzuerhalten, sondern die Übermacht Rußlands zu brechen. Die von dem Pariser Kabinett veröffentlichten Aktenstücke gaben der Welt zuerst das Bewußtsein von dem schweren Ernst der Lage. Im Verlaufe des Krieges stiegen dann dem geschäftigen Abenteurer allerhand weitaussehende Gedanken auf. Er gestand dem piemontesischen General Partonneux: Polen wiederhergestellt, Finnland an Schweden, die Krim an die Türkei, dazu ein Umschwung in Italien — das wäre die glücklichste Lösung! Doch er lernte sich bescheiden, als der Siegeszug seiner Adler nur langsam vorrückte.

Der Augenblick der Entscheidung schien für Rußland sehr glücklich gewählt. Der Zar hatte ein Menschenalter hindurch mit Erfolg die Maske des großen Mannes getragen, er trat den unsicheren Höfen des Westens überwältigend entgegen mit jener zweifellosen Sicherheit, welche bei einem Gustav Adolf oder Friedrich ein Vorrecht des Genius, bei ihm nur ein

Zeichen der Gedankenarmut und Beschränktheit war. Kein Fürst Europas, der sich ihm nicht gebeugt hätte. Die deutschen und italienischen Höfe schmeichelten dem Feinde der Revolution, Österreich schien für immer verpflichtet durch die Unterwerfung Ungarns. Die beiden Westmächte waren einander entfremdet durch die losen Reden der Chauvinisten und durch den Streit über die Flüchtlinge. So laut und drohend erklang in dem englischen Parlamente die Sprache des Hasses gegen Frankreich, daß im März 1853 fünfzehnhundert Londoner Firmen für nötig hielten, dem Kaiser ihre Anhänglichkeit zu versichern. Der Wetteifer des Handels und Wandels nahm hier im Westen die Geister so gänzlich in Anspruch, daß ein populärer Krieg kaum noch möglich schien. Die französische Nation ging in den orientalischen Krieg mit demselben Widerwillen wie einst die Engländer in die napoleonischen Kämpfe: erst während des Krieges gewann der militärische Ehrgeiz die Oberhand über die Friedensliebe einer industriellen Epoche. Kurz, der Zar durfte hoffen, im Frieden die Herrschaft über die orientalischen Christen zu erlangen. Es war Napoleon III., der die Schwäche der russischen Macht und die Hohlheit der persönlichen Größe des Zaren zuerst durchschaute. Er schloß den vorteilhaften Bund mit England. Verbrüderungsfeste und höfische Besuche besiegelten das neue herzliche Einverständnis, zum ersten Male in der Geschichte nahm eine englische Flotte französische Truppen an Bord.

Mit lärmender Prahlerei feierten sich die beiden Westmächte gegenseitig als die Wächter der Zivilisation. Der Kaiser fand, sie seien „noch stärker durch die Ideen, die sie vertreten, als durch die Macht ihrer Schiffe und Bataillone". Drouyn de Lhuys und Moustier erregten durch den anmaßenden Schulmeisterton, den sie gegen Deutschland anschlugen, den stolzen Widerspruch des Herrn v. Bismarck. Napoleon III. selber erlaubte sich in seiner Thronrede vom Jahre 1854 die unverschämte Bemerkung: „Deutschland, das vielleicht zu viele Beweise von untertäniger Nachgiebigkeit (déférence) gegen Rußland gegeben hat, gewinnt die Unabhängigkeit seiner Haltung wieder." Kein Deutscher kann heute ohne Scham gedenken, wie gelassen die gegen Rußland erbitterte liberale Presse Deutschlands solche Hoffart des Westens ertrug. Auch die gehässigsten Vorwürfe, welche damals die liberale Welt gegen die Neutralitätspolitik Preußens erhob, sind längst einem ruhigeren Urteile gewichen. Es war nicht an Preußen, den Westmächten Dienste zu leisten, die zuletzt allein für Österreich Früchte tragen konnten; und nur das eine bleibt zu beklagen, daß man in Berlin den Mut nicht fand, die orientalischen Wirren für die Befreiung Schleswig-Holsteins zu verwerten. Und doch entsprang die leidenschaftliche Parteinahme der liberalen Welt für die Westmächte einem gesunden Instinkte. Es war die Zeit, da die reaktionäre Partei in Preußen den weißen Zaren als den zweiten Vater unseres Staates verherrlichte. Diese Herrscherstellung des halbasiatischen Reiches lastete so drückend auf dem deut-

schen Leben, sie widersprach so sehr dem Wesen unserer Gesittung, daß jede Veränderung der europäischen Machtverhältnisse als ein Fortschritt erscheinen mußte.

Der Kaiser erkannte in dem alten Herrschersitze des Pontus die einzige verwundbare Stelle des russischen Reiches, da ein Einfall in Bessarabien ohne Österreichs Hilfe nicht möglich war; aber schon jetzt in seinen kräftigen Tagen zeigte er, wie seitdem oftmals, ein unberechenbares Schwanken zwischen eigener Einsicht und fremden Einflüsterungen. Er wollte zuerst die Verbindung zwischen der Krim und dem Festlande unterbrechen, dann gab er nach und gestattete jene seltsame Belagerung einer Festung, die aus dem Hinterlande stets neue Kräfte an sich zog. Dem Despoten wurde die Genugtuung, daß sein Heer sich trefflich bewährte, während an der englischen Armee alle Gebrechen parlamentarischer Heeresverwaltung sich offenbarten. Als die siegreichen Truppen heimkehrten, durfte er ihnen nachrühmen, sie hätten ihrem Lande den gebührenden Rang in Europa wiedererobert, und Troplong jubelte: Europa erkennt den Namen der großen Nation wieder an. Frankreich erschien im Krieg und Frieden als die leitende Macht Europas. Der Kaiser zog bereits nach der Weise des Ersten Konsuls die Mittelstaaten des Südens und des Nordens in die Große Allianz, er betonte geflissentlich den liberalen Charakter seiner auswärtigen Politik und forderte noch im November 1855 die öffentliche Meinung auf, einen Druck zu üben auf die Kabinette.

Gewiß, die von den Federn des Bonapartismus verkündete Lösung der orientalischen Frage ist durch den Pariser Frieden mitnichten erreicht worden. Von den Donaumündungen vertrieben, hat Rußland inzwischen die Unterwerfung des Kaukasus, die Umklammerung des Schwarzen Meeres vollendet; ungeheure Eroberungen in Innerasien bereiteten neue Katastrophen am Bosporus vor, und kaum fünfzehn Jahre nach dem Pariser Frieden sagte Rußland sich förmlich los von jener unnatürlichen Vertragsbestimmung, welche die Gewässer des Pontus für neutral erklärte. Die Westmächte selber mußten gestehen, daß der Friede nur ein Waffenstillstand sei; sie verbürgten noch nach dem Frieden durch einen Vertrag mit Österreich die Unabhängigkeit der Pforte. Die Türkei gewann durch den Krimkrieg nur eine neue Sicherung: ein verstärktes Vertrauen auf ihr tapferes Heer. Die Reform des Staates, die jetzt unter französischem Schutze begann, ist im Sande verlaufen. Nur Kinder bewundern das türkische Toleranzedikt, den Hat-Humayun, dies glänzende Schaustück napoleonisch-ottomanischer Zivilisation. Nicht durch abendländische Rechtsbegriffe kann ein orientalisches Reich gesunden. Nach dem Staatsrechte des Islam darf wohl der Gläubige Duldung gewähren, doch nie der Ungläubige Duldung fordern. Ist die Verjüngung des Staates überhaupt noch möglich, so wird sie nur erfolgen, wenn jede Nation und jede Kirche der Balkanhalbinsel als ein selbständiger Körper unter eigener

Verwaltung organisiert ist; und für diese Ideen L. v. Rankes und Lamarches fehlt dem napoleonischen Neutürkentume jedes Verständnis. Trotz alledem blieb es doch eine bedeutende Tat, daß endlich einmal jener Bann der Trägheit gebrochen war, der die Westmächte so lange gelähmt. Die Türkei wurde aufgenommen in die europäische Staatengesellschaft, Rußland empfing die Lehre, daß der Weltteil eine einseitige Lösung der orientalischen Frage nicht dulden werde. Unterdessen wurden die ägyptischen Pläne des Oheims in humanem Sinne erneuert, das großartige Werk des Suezkanales der Vollendung entgegengeführt.

Weit stärker als der Orient spürte Europa die Folgen des Krimkrieges. Napoleon III. benutzte die neugewonnene Machtstellung, um einen Lieblingsgedanken seines Ahnherrn zu verwirklichen. Auch er fühlte sich als den Beschützer der Freiheit des Meeres und der Marinen zweiten Ranges; er bewirkte, daß der Pariser Kongreß die Grundsätze eines menschlicheren Seerechts verkündigte — humane Rechtslehren, welche freilich, unter dem Beifall der Nation, von dem Bonapartismus mit Füßen getreten wurden, sobald sie dem Interesse Frankreichs zuwiderliefen. Gewaltig hob sich Frankreichs Macht neben Englands verbleichendem Gestirn. Dem Napoleoniden gelang, den Todhaß gegen das perfide Albion, der vierzig Jahre lang die Gemüter der Franzosen beherrscht hatte, gänzlich auszurotten. Freundnachbarlich blickte man jetzt über den Kanal hinüber, denn man hatte England nicht mehr zu beneiden. Der Inselstaat schlummerte behaglich auf dem Lotterbette des Manchestertums, und wenn er zuweilen krampfhaft auffuhr, um sein Panzergeschwader zu verstärken oder die Zahl der unbrauchbaren Freiwilligenregimenter zu erhöhen, dann fühlte die Welt, wie tief Englands Stolz gesunken war. Da die Bundesgenossenschaft dieses Staates nicht mehr schwer ins Gewicht fiel, so suchte Napoleon ein gutes Einvernehmen mit Rußland. Er kam auf dem Pariser Kongresse den Gesandten des Zaren rücksichtsvoll entgegen, leistete in den Donauprovinzen den russischen Absichten Vorschub, half dort bei der Gründung des großrumänischen Staates und ließ einmal sogar eine Flotte in der Adria kreuzen, um gegebenenfalls die Montenegriner zu unterstützen. Zum ersten Male seit den Wiener Verträgen war Frankreich in der Lage, positive Pläne der Neugestaltung Europas zu verfolgen, und der italienische Krieg bewährte, daß ein kluger Wille den übermächtigen Staat leitete. —

Vollendete große Umwälzungen erscheinen dem Rückschauenden einfach und selbstverständlich, ihre dauernden Ergebnisse geringfügig neben den Hoffnungen für den nächsten Tag. Die Unbilligen, welche heute mit den Ideen von 1871 auf das gewaltige Jahr 1859 herabschauen, können nicht ernst genug daran erinnert werden, wie dankbar die weisesten und kundigsten Patrioten Italiens, die Cavour und Azeglio, das Verdienst Napoleons III. um ihr Vaterland gewürdigt haben. Der Kaiser rühmte sich:

„Wenn es Männer gibt, welche ihre Zeit nicht verstehen, so gehöre ich nicht zu ihnen"; er fand den seltenen Mut, europäische Pläne zu verfolgen, welche der Mehrzahl der Zeitgenossen und fast allen Kabinetten als utopistisch galten. Die unerschütterliche Festigkeit des österreichischen Säbelregiments schien der öffentlichen Meinung ebenso zweifellos wie die politische Unfähigkeit der Italiener. Die große Mehrheit der Nation, welche sich la nation initiatrice zu nennen liebte, hing an den alten Ideen des politischen Neides. Nicht bloß die Ultramontanen fürchteten die Wiedergeburt Italiens als eine Gefahr für das Papsttum und sahen befriedigt, daß Frankreich seit der Eroberung Roms von der reaktionären Partei der Halbinsel als eine feste Stütze betrachtet wurde. Auch die roten Radikalen glaubten noch fest an den uralten Grundsatz der italienischen Politik der Franzosen: keine selbständige Macht, weder eine fremde, noch eine italienische, darf auf der Halbinsel geduldet werden. Die höheren Stände gewöhnten sich nur mit Widerstreben an den Gedanken, daß Frankreich für den König der Murmeltiere das Schwert ziehen solle. Selbst unter den höchsten Räten des Kaisers standen mehrere der spanischen Damenpartei sehr nahe: den Grafen Walewski bezeichnete der neapolitanische Gesandte Carini zur Zeit des Pariser Kongresses als den Besten „unter der Kanaille, die den Kaiser umgibt". Napoleon III. aber gelangte im Verkehr mit Cavour zu dem Entschlusse, das Prinzip der Nichtintervention, das unter Ludwig Philipps schwachen Händen zur Fratze ward, mit tatkräftigem Geiste wieder aufzunehmen: er wollte Österreichs Herrschaft im Süden brechen, wie er die Übermacht Rußlands im Osten zu zerstören versucht, und den Italienern freie Hand gewähren, ihr Schicksal selber zu bestimmen — freilich unter Frankreichs Leitung und gegen ausgiebige Entschädigung.

Mögen die Geheimniskrämer untersuchen, ob ein schwerer Eid den Carbonaro band: die leitenden Gedanken der napoleonischen Staatskunst sind aus einfacheren Beweggründen zu erklären. Der Bandenführer der Romagna hatte die Ideale seiner Jugend geläutert, nicht vergessen; das bewies sein Brief an Edgar Ney. Die alten Verbindungen seiner Dynastie mit den Patrioten Italiens währten fort: die Pepolis waren mit den Murats verschwägert, Graf Arese befreundet mit dem piemontesischen und dem französischen Monarchen. Der Schwärmer für das liberale Papsttum Pater Ventura lebte als Beichtvater in den Tuilerien, Farini hatte in den Jahren des Exils dem Hause Jeromes nahegestanden. Folgenreicher wurde die stille Tätigkeit des verbannten römischen Triumvirs Livio Mariani, der jahrelang nicht abließ, den Kaiser an seine Jugendträume zu erinnern. Der Neffe, wie er denn immer an die Ideen des Oheims anknüpfen mußte, sah in Piemont den natürlichen Erben des napoleonischen Königreichs Italien; in diesem Staate sollte die Neugestaltung der Halbinsel, aber auch der Einfluß Frankreichs ihren Mittelpunkt finden. Der

Despot erlaubte sich mehrmals hofmeisternde Einmischung in die inneren Verhältnisse des kleinen freien Königreichs, er unterstützte sogar eine Zeitlang die Turiner Klerikalen gegen das liberale Kabinett; doch die Hoffnung auf ein gallo-sardisches Bündnis, die er schon nach der Schlacht von Novara gehegt, gab er niemals auf. „Das sind vorübergehende Wolken" — sprach er tröstend zu dem Italiener Collegno alsbald nach der Gründung des Kaiserthrons — „der Tag wird kommen, wo unsere Heere zusammen für die edle Sache Italiens kämpfen werden." Er kannte Italien; durch scharfe Beobachtung und zuverlässige Nachrichten bildete sich ihm die Ansicht, die er in seinem Kriegsmanifeste mit den Worten zusammenfaßte: „Die Dinge sind durch Österreich so sehr auf die Spitze getrieben, daß Österreich entweder bis zu den Seealpen herrschen oder Italien bis zur Adria frei sein muß." Er kannte die enge Verwandtschaft der beiden Völker, er wußte, daß die Staatsmänner Piemonts durchaus erfüllt waren mit französischer Bildung und selbst Cäsar Balbo, der idealistische Patriot, zu versichern pflegte: „Ich bin in erster Linie Italiener, in zweiter Franzose." Er sah voraus, die für hochherzige Impulse immer empfänglichen Massen Frankreichs würden dem Befreiungskriege für das stammverwandte Land zujubeln.

Schon vor dem Pariser Kongresse trat ihm Cavour näher, der beredteste Anwalt seines mißhandelten Volkes, zugleich das Ideal eines „positiven Geistes", erfüllt von jenem sicheren Instinkte für das Mögliche, den der Prätendent stets als die höchste Gabe des Staatsmannes gepriesen hatte. Der Italiener durfte unter stillschweigender Billigung des Kaisers die Klagen Italiens vor dem versammelten Europa aussprechen; Österreich, von allen Mächten verlassen, erntete jetzt die Früchte seines Hochmuts und jener Politik der Halbheit, welche Rußland tödlich beleidigte, ohne den Westmächten zu genügen. Cavour kehrte heim mit dem festen Glauben, daß der Kaiser den Krieg wolle, und handelte fortan mit einer herausfordernden Kühnheit, welche die nicht eingeweihte Diplomatie des Kaisers selber erschreckte. Während die Westmächte in den nächsten Jahren die von dem Krimkriege geschlagenen Wunden ausheilten, bewiesen die Aufstände und Verschwörungen zu Genua und Livorno, in Neapel und Sizilien, wie richtig Cavour die unhaltbaren Zustände seines Vaterlandes geschildert hatte; dann mahnte das Attentat Orsinis furchtbar an die uneingelöste Schuld.

Noch immer hielt sich der Kaiser nach seiner vorsichtigen Weise zwei Wege offen. Er traf mit dem Zaren in Stuttgart zusammen und gab gleichzeitig dem Wiener Hofe beruhigende Zusicherungen. Derweil er in Plombières mit Cavour die große Verschwörung schürzte, sprachen seine Hofblätter mit eisiger Kälte über Italiens Hoffnungen. Napoleon III. selbst ward überrascht durch die Wirkung seines bitteren Neujahrsgrußes an den österreichischen Gesandten. Einige Wochen darauf wurde die Heirat

des Prinzen Napoleon geschlossen, die dynastische Sorge des Emporkömmlings auch in diesen Tagen schöpferischer Entwürfe nicht vergessen. Im Februar verkündete die Thronrede, „daß Frankreichs Interesse überall ist, wo es einer Sache der Gerechtigkeit und der Zivilisation zu helfen gilt". Zur selben Zeit erschien Rendus Flugschrift „Napoleon III. und Italien", von Lagueronnière herausgegeben, vom Kaiser selbst überarbeitet; sie erklärte bedeutungsvoll: „Regieren heißt Voraussehen." Der Systematiker auf dem Throne pflegte fortan immer die Thesen des politischen Kampfes der öffentlichen Meinung vorzulegen. Nun folgte jenes meisterhafte Spiel der gallo-sardischen Diplomatie, wodurch der Gegner ins Unrecht gesetzt ward, der Angegriffene als Angreifer erschien. Österreich taumelte in blindem Übermute in den Krieg, die tollsten Träume der Restaurationspolitik waren erwacht an dem Wiener Hofe, als Napoleon III., zum zweiten Male von den Liberalen des Westens mit Beifall begrüßt, den Kampf aufnahm und die Fortdauer seiner Dynastie für die Sache Italiens einsetzte. Mit dem Waffenruhme der Tage von Lodi und Arcole durfte sich freilich dieser Feldzug nicht vergleichen, der nur ein gelungenes großartiges Manöver, den verborgenen Linksabmarsch der französischen Armee in der Lomellina, aufzuweisen hatte. Nicht Napoleon diktierte dem Feinde das Gesetz des Krieges; wider die Erwartung beider Parteien entspannen sich zwei große Schlachten. Bei Magenta entschied die entschlossene Tatkraft Mac Mahons, bei Solferino die Unfähigkeit der österreichischen Führung. Um so höher steht die politische Bedeutung des Kampfes. Es waren doch glorreiche Tage, da Napoleon den Italienern zurief: „Seid heute Soldaten, wenn ihr morgen freie und unabhängige Bürger sein wollt" — und bei dem Einzuge in das befreite Mailand die freudetrunkenen Massen sich um die Mähne des kaiserlichen Rosses drängten. Der italienische Feldzug eröffnete eine neue Epoche; der Kaiser legte unwissentlich den Grundstein für die Einheit Italiens — und Deutschlands.

Mit dem Frieden von Villafranca verflog jener Rausch der Dankbarkeit, das Bild Orsinis verdrängte wieder das Bild Napoleons. „Bei einer Fortsetzung des Krieges hätte ich wagen müssen, was ein Fürst nur für die Unabhängigkeit des eigenen Landes wagen darf" — so rechtfertigte der Kaiser den Friedensschluß vor seinem Senate, und das Urteil der Nachwelt wird diesem durchschlagenden Worte dereinst nichts hinzuzufügen wissen. Nicht der gräßliche Anblick des Schlachtfeldes von Solferino, nicht die Furcht vor der Fieberluft der terra ferma, nicht das Drängen der kaiserlichen Umgebung zur Rückkehr entschied den Frieden, sondern die drohende Haltung Preußens, das, fortgerissen von der verblendeten Kriegswut Süddeutschlands und beunruhigt durch Frankreichs wachsende Übermacht, soeben im Begriff stand, einen ungeheuren politischen Fehler zu begehen. Der Kaiser verstand, in raschem Zwiegespräche durch die Macht

persönlicher Überlegenheit dem verwirrten Gegner den übereilten Friedensschluß abzudringen. Wenn die Zusammenkunft von Villafranca das Ansehen Napoleons III. in der diplomatischen Welt erhöhte, den Ruf seiner undurchdringlichen Verschlagenheit abermals kräftigte, so war doch mit jenem Tage die Führerrolle Frankreichs ausgespielt.

Die Naturgewalten der nationalen Leidenschaft waren entfesselt, dämonische Mächte, jeder diplomatischen Kunst überlegen. Der Kaiser wollte Italien der Herrschaft Österreichs entreißen, nicht den Einheitsstaat gründen; stand doch selbst dem größeren Geiste Cavours beim Beginne des Krieges der Einheitsstaat noch nicht als ein festes unverrückbares Ziel vor Augen. Er wünschte einen kräftigen Mittelstaat in Toskana als ein Gegengewicht gegen Piemont, und trotz der offiziösen Ableugnungen der Italiener wie der Franzosen steht heute außer Zweifel, daß er insgeheim dem roten Prinzen die etrurische Königskrone zudachte. Etwas offener unterstützte er die Umtriebe der Murats in Neapel, da er als echter Bonaparte an die unheilbare Erbärmlichkeit des Bourbonenblutes glaubte. Darum war in Plombières über Toskana und Neapel nur obenhin gesprochen worden; Cavour durchschaute die Hintergedanken seines Verbündeten und hoffte sie zu durchkreuzen. Fest stand dem Kaiser die schon in Lagueronnières Flugschrift deutlich ausgesprochene Idee eines italienischen Bundes, den ein starkes subalpinisches Königreich unter Frankreichs Vormundschaft leiten sollte. Sobald man den österreichischen Wolf wieder in den italienischen Schafstall einließ, sah sich Piemont abermals auf Frankreichs Gnade angewiesen. Der feine Plan war unmöglich. Der die nationalen Leidenschaften entbunden hatte, vermochte nicht die einfache Wahrheit zu begreifen, daß nur die volle Unabhängigkeit der ganzen Halbinsel diesem Volksgefühle genügen konnte. Mit all seiner Kenntnis Italiens hatte der Despot doch keine Ahnung von der Kraft des italienischen Stolzes, von der Unversöhnlichkeit des Hasses gegen die alten Dynastien; entwachsen den engherzigen Traditionen seiner Krone, konnte der Beherrscher Frankreichs sich doch nicht zu dem Gedanken erheben, daß ein durchaus selbständiger nationaler Staat am Mittelmeere begründet werde. Es war ihm ernst, als er noch im Oktober Viktor Emanuel ermahnte, alle Täuschungen aufzugeben und den italienischen Bund anzuerkennen, für welchen Frankreich sich verpflichtet habe.

Cavour hat vielleicht niemals Bedeutenderes geleistet als in diesen Herbstmonaten, da er von seinem stillen Leri aus die föderalistischen Pläne der kaiserlichen Diplomatie durchkreuzte. Aber auch Napoleon III. fand bald den klaren Sinn des Staatsmannes wieder; er begriff, daß keine Macht der Welt die unitarische Bewegung in Mittelitalien zu hemmen vermöge — am wenigsten er selber, der soeben für den Grundsatz der Nichtintervention das Schwert gezogen hatte. Gegen den Ausgang des Jahres 1859 vollzog sich die entscheidende Wendung. Thouvenel, der hoch-

herzige Freund Italiens, übernahm das Auswärtige Amt, der Handelsvertrag mit England bewährte den Sieg der liberalen Ideen am Tuilerienhofe. Am 31. Dezember 1859 schrieb der Kaiser den berühmten Brief an den Papst: „Die Tatsachen haben eine unerbittliche Logik", die Abtretung der Legationen ist zur Notwendigkeit geworden — und gleichzeitig erschien die Flugschrift „Der Papst und der Kongreß". Es war der zweite große Dienst, den Napoleon den Italienern erwies, nach Cavours Urteil ebenso bedeutsam wie die Schlacht von Solferino.

Der Brief berührte das schwerste Problem der italienischen Frage, jenen Punkt, wo die innere und auswärtige Politik des Kaiserreichs sich miteinander verketteten. Drei Jahre zuvor hatte Pius IX. bei dem Kinde von Frankreich Patenstelle versehen, und es war keineswegs die Meinung des ältesten Sohnes der Kirche, dies gute Einvernehmen mit dem Papste zu zerstören. Alle Briefe und Manifeste des Kaisers verkündeten die Absicht, Freiheit und Religion zu versöhnen, den Heiligen Vater zu befreien von fremdem Druck, weder die Italiener dem Papste noch den Papst den Italienern zu opfern. Die Tatsachen lehrten, wie gern der Vatikan jenen fremden Druck ertrug. Mit dem ganzen Ingrimm des pontifikalen Fanatismus verwarf die Kurie den für sie vorteilhaften Frieden von Villafranca. Der Sieger von Solferino wurde daheim von einem Sturm ultramontaner Entrüstung empfangen und sah sich gezwungen, dem Klerus von Bordeaux beschwichtigend zu erklären: „Dereinst wird alle Welt meine Überzeugung teilen, daß die weltliche Gewalt des Papstes mit der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens nicht unvereinbar ist." Dann schickte er sich an, in jener Flugschrift „als aufrichtiger Katholik die römische Frage zu studieren". Man mag nach Gebühr spotten über das idyllische Bild, das der kaiserliche Pamphletist von dem Kirchenstaate der Zukunft entwirft: über dies geduldige Volk unter einem frommen Vater, das nur der Gemeinde und seinen großen Erinnerungen, der Betrachtung und den Künsten, dem Kultus und dem Gebete leben soll. Ein Denkmal der Heuchelei, wie der erzürnte Papst sie nannte, war jene Flugschrift wahrhaftig nicht; sie verkündete unzweideutig den leitenden Gedanken der neuesten kaiserlichen Politik, die Absicht, die weltliche Gewalt des Papstes auf einem beschränkten Gebiete aufrechtzuerhalten. Napoleon durfte die gänzliche Vernichtung des Kirchenstaats nicht wünschen, wenn er nicht in Frankreich eine gefährliche ultramontane Bewegung entzünden und zugleich verzichten wollte auf den Gedanken der Hegemonie unter den romanischen Völkern. Denn Spanien, Mexiko, Südamerika standen einhellig auf der Seite des Papstkönigs. Der dem Papste erteilte Rat, die Legationen abzutreten, war das Größte, was Napoleon vorderhand für Italien tun konnte. Dieser Schritt brachte die ins Stocken geratene italienische Bewegung wieder in Fluß, vollendete die Einheit Mittelitaliens.

Die Folgen der staatsmännischen Tat wurden aufgewogen durch einen plumpen Mißgriff: der Kaiser forderte Savoyen, den in Plombières für die Freiheit der Adria ausbedungenen Preis, als Entschädigung für die Annexionen in Mittelitalien; außerdem noch Nizza. Das war allerdings kein willkürlicher Länderraub. Die Macht der französisch gesinnten ultramontanen Partei in Savoyen sowie die raschen Fortschritte französischer Sprache und Sitte in dem halbitalienischen Nizzardenlande beweisen, daß der Grundsatz der Nationalität hier nicht wesentlich verletzt ward. Für einen Bonaparte schien die Gelegenheit, zum mindesten die Grenzen von 1814 zurückzuerlangen, fast unabweisbar. Die Nation, die aus dem großmütigen Rausche des Sommers 1859 längst wieder in die alte Selbstsucht zurückgesunken war, verlangte den Lohn für die Opfer des Krieges. Aber der Kaiser sollte jetzt selber die Wahrheit jenes Wortes erproben, das er einst als Triumphator in Mailand ausgesprochen: „Heutzutage ist man stärker durch moralischen Einfluß als durch unfruchtbare Eroberungen." Sein Verhältnis zu den Patrioten Italiens ward durch diese unedle Politik unheilbar verdorben, wie Cavour längst klarblickend voraussah; und zugleich erschien Napoleon, wie Cavour gleichfalls ahnte, vor den großen Mächten als ein Mitschuldiger an jedem künftigen Schritte der italienischen Revolution. Die Volksabstimmung in den neuen Provinzen gab der Welt noch einmal eine Probe von der furchtbaren Entsittlichung des Kaiserreichs. Die plumpe Unwahrheit der Versicherung, daß Frankreich der Abhänge der Alpen bedürfe, um seine Grenzen zu sichern, der gewalttätige Übermut, der sich bei der Einverleibung auch des neutralen Teiles von Savoyen bekundete, das verlogene Ränkespiel gegenüber der Eidgenossenschaft, welcher das Chablais und Faucigny förmlich versprochen und alsbald treulos vorenthalten wurde — alle diese Züge altnapoleonischer Gewaltpolitik brachten die diplomatische Welt in Bewegung. Preußens Versuch, eine Koalition gegen Frankreich zu bilden, scheiterte zwar an Englands Schwäche, aber das Mißtrauen der weiten Welt lastete wieder auf dem Kaiserhofe. War denn nicht unwiderleglich, was Peel und Roebuck zornig weissagten: wenn Frankreich aus geographischen Gründen Nizza fordert, so kann es morgen aus gleichen Gründen den Rhein verlangen —?

Die Wogen der italienischen Revolution hatten den Kaiser, der ihnen die Schleusen geöffnet, längst zur Seite geworfen; und er trat vollends in den Hintergrund, als Garibaldi seinen kühnen Zug gen Süden unternahm. Wir wissen jetzt aus den Gesandtschaftsberichten des Neapolitaners Martino, wie schwer und widerstrebend der Kaiser den Fortschritten der Einheit Italiens folgte. Wie hätte er auch einen Garibaldi verstehen sollen — der Despot den Freischarenführer, der Kaiser der Franzosen den Patrioten von Nizza? Die Feindschaft und die Schicksalsverwandtschaft der beiden Männer zählt zu den wunderbarsten Erscheinungen

dieser reichen Epoche. Zu gleicher Zeit hatten beide ihre Laufbahn mit einem knabenhaften Anstandsversuche begonnen, beide ein Asyl gefunden jenseits des Ozeans, fast zur selben Stunde erlangten sie die Diktatur inmitten der Stürme der Revolution. Nun sollten sie fünfmal in unversöhnlichem Kampfe aufeinanderstoßen, die erhabene Kinderseele des Demagogen und der kalt rechnende Geist des Realpolitikers. Der Kaiser wünschte die Marken für den päpstlichen Stuhl zu retten, doch die Verblendung der Kurie wies seine Hand zurück. Den Bourbonen zu Hilfe zu eilen, war unmöglich; Napoleon III. war nicht nur gebunden durch seine eigenen Taten und durch die Sorge um die französischen Kapitalien, die er selbst nach Italien hinübergelockt; er wußte auch, daß die Italiener ihn für gebunden hielten — „et voilà ma faiblesse!" Dazu die Rücksicht auf England, das durch Cavour gänzlich für Italiens Einheit gewonnen ward. Zögernd, nach wiederholten Rückfällen, ließ er endlich das Unabwendbare geschehen. Solange Cavour lebte, vermochte Napoleon nicht, sich der italienischen Sache gänzlich zu entfremden. Der gewaltige Mann verstand den Despoten immer von neuem zu beschwichtigen; im Frühjahr 1861 war man bereits im Begriff, sich über die Zukunft Roms friedlich zu verständigen. Da starb der große Staatsmann, und alsbald trat Napoleons verhaltener Unmut mürrisch hervor. Erst im Januar 1862 wurde das Königreich Italien von Frankreich anerkannt. Erst durch den Brief vom 20. Mai 1862 begann der Kaiser sich der neuen Macht wieder zu nähern: er sprach die Erwartung aus, daß der Papst seinen Untertanen munizipale Freiheiten gewähren, Italien die Grenzen des Kirchenstaates anerkennen werde. Die schimpfliche Unterwürfigkeit des italienischen Kabinetts, die Katastrophe von Aspromonte führten endlich zur Verständigung.

Wer um jene Zeit die liberale Presse Frankreichs musterte vom Journal des débats bis zum Siècle, dem mochte leicht der Wahn entstehen, die Nation wünsche die Vernichtung des Kirchenstaates. Der Kaiser würdigte besser die Stimmung seines Volkes. Während die Einheit Italiens bei den vormals feindlichen Nationen warme Anhänger fand, erstanden ihr in dem verbündeten Frankreich täglich neue Gegner; die Mehrzahl der Franzosen verlangte die Fortdauer der weltlichen Macht des Papstes, die einen aus Eifersucht gegen Italien, die anderen aus klerikaler Gesinnung. Unterdessen begann man in Italien selbst zurückzukommen von überschwenglichen Hoffnungen, die unermeßliche Schwierigkeit der römischen Fragen zu erkennen. Ein Brief von Massimo d'Azeglio legte dem Kaiser den Gedanken nahe, durch einen Vertrag, wie bereits Cavour versucht hatte, das Verhältnis zu Italien zu ordnen. Die Verhandlungen mit Menabrea in Vichy fanden ihren Abschluß in dem Septembervertrage, der die Räumung Roms versprach und den Italienern die Beschützung des päpstlichen Staates anvertraute. Dies Abkommen verschaffte den Italienern zum mindesten eine Frist, um die Einheit der Gesetzgebung und

Verwaltung ihres Gemeinwesens durchzuführen. Der Beherrscher Frankreichs durfte gegenüber einem welthistorischen Probleme sich offenbar nicht begnügen mit der Versicherung kannegießender Rationalisten, das Papsttum habe sich überlebt — auch nicht mit dem gellenden Schlagworte des roten Prinzen Napoleon, die letzte Festung des Mittelalters müsse fallen. Er mußte Rücksicht nehmen auf die Meinung seines Volkes und auf die Gefühle der katholischen Christenheit, die noch wenig vorbereitet war auf die Vernichtung der weltlichen Papstgewalt. So war die Meinung des Größten der Italiener. Darum lag der Gedanke nahe, den Papst dem italienischen Staate allein gegenüberzustellen, zu versuchen, ob beide in Frieden nebeneinander leben könnten. Couvour selber hatte in diesem Sinne mit den Tuilerien verhandelt. Freilich, auch hier trat aber und abermals der unheilvolle innere Widerspruch der napoleonischen Politik hervor. Es lag auf der Hand, daß eine soeben zu neuem Leben erwachende Nation nicht für immer verzichten konnte auf die herrlichste ihrer Städte, auf den Herd ihres uralten Ruhmes. Ein wahrhaft großer Staatsmann, der die Macht der nationalen Leidenschaft verstand und doch die Gefühle der katholischen Welt schonen wollte, mußte also ausgehen von der Überzeugung, daß die weltliche Papstgewalt in einer nahen Zukunft zusammenbrechen, Rom den Italienern zufallen werde; er mußte lediglich zu verhindern suchen, daß Rom die Hauptstadt Italiens werde. Dieser phantastische Plan, der den jungen Staat leicht schädigen konnte, wurde damals von Azeglio und anderen redlichen Patrioten lebhaft bekämpft und ließ sich durch eine weise und hochherzige französische Politik vielleicht noch hintertreiben. Napoleon aber, unfähig, die geistigen Kräfte dieser Revolution ganz zu verstehen, hoffte im Ernst, die Einheitsbewegung werde vor der weltlichen Papstgewalt ehrfurchtsvoll stillstehen. Zudem zwang er die Regierung Viktor Emanuels, die Hauptstadt nach Florenz zu verlegen, und erniedrigte also ihr Ansehen in den Augen der Italiener, während doch nur eine starke Regierung den Septembervertrag halten konnte.

Der Vertrag war nur ein Notbehelf, da beide Teile sich freie Hand vorbehielten für den Fall einer Empörung der Römer; doch er war darauf berechnet, daß er dauere — und daß er gehalten werde. Darum ward er in Oberitalien mit Zorn und Entrüstung aufgenommen; dieser politisch bestgeschulte Teil der Italiener empfand, daß der Staat mit der Verlegung der Hauptstadt für immer oder für lange Zeit auf Rom verzichte. Nur die phantastische Unklarheit des Südens jubelte laut; sie wähnte, der Vertrag sei nicht ernsthaft gemeint. Als nun der Radikalismus einen unreifen Eroberungszug gegen Rom begann und das Kabinett von Florenz seine Vertragspflicht mißachtete, da erhob die spanische Partei am Tuilerienhofe ihr Haupt, und der Hohepriester der Religion der Liebe ließ seine Herde durch die Chassepots zusammenschießen. Bei

solchem Anblicke wallt freilich jedes protestantische Herz hoch auf und überzeugt sich aufs neue von der unsäglichen Nichtswürdigkeit jeder Theokratie. Aber nicht den Kaiser allein trifft die Schuld des greuelvollen Hergangs. War es verderblich für den Sieger von Solferino, die Italiener zu bekämpfen, so blieb es doch auch unmöglich für den Kaiser der Franzosen, den offenbaren Bruch eines mit Frankreich geschlossenen Vertrages schweigend zu ertragen. Der letzte Grund dieses unhaltbaren Zustandes lag in den inneren Verhältnissen des Kaiserreichs: in jenem Bunde mit den Ultramontanen, der, einmal geschlossen, sich nicht wieder lösen ließ, und ebensosehr in der neidischen Herrschgier des französischen Volks. Die Franzosen begrüßten den Tag von Mentana mit einer höhnischen Freude, die ihnen zur Schmach gereicht. Der niederträchtige Jubelruf Les chassepots on fait merveille galt übrigens mehr noch den Deutschen als den Italienern. Denn bereits übertäubte der Haß gegen Deutschland jedes andere Gefühl; Frankreich frohlockte, daß seine neue Zauberwaffe dem deutschen Zündnadelgewehre überlegen sei.

So war die glanzvoll begonnene italienische Politik des Bonapartismus jämmerlich verlaufen. Der Befreier der Lombardei galt als der Todfeind der Italiener, und jetzt mit gutem Grunde; denn seine römische Garnison war der eiserne Keil, der das junge Reich zerspaltete. Napoleon wünschte noch immer die Befreiung Venedigs. Doch nur die entartete Conforteria Cavours brachte ihm die alte Ehrerbietung entgegen. In der Nation stieg das Ansehen der Aktionspartei, die einst Cavours Herrscherhände niederhielten; sie predigte laut, die römische Frage sei nicht mehr durch moralische Mittel, nur durch einen Krieg gegen Frankreich zu lösen. Napoleons Einmischungsversuche während des böhmischen Krieges begegneten bei der großen Mehrheit der Italiener kalter Abweisung; nicht aus seiner Hand wollte Italien das Festungsviereck empfangen. Dann zerriß der Tag von Mentana auch den letzten Vertrag zwischen ihm und der Heimat seines Hauses. Sein einziger Bundesgenosse war fortan der Römische Stuhl, und ihm blieb nur die ungewisse Hoffnung, ob vielleicht einem Papste Bonaparte gelingen werde, die Kurie mit ihrer Zeit und ihrem Volke zu versöhnen. Der Sieger von Solferino war jetzt der Beschirmer des Papstes; der Kaiser fiel und riß den Papstkönig nach sich. —

Napoleon III. hatte einige bedeutende Ideen in die Wirren Italiens und des Orients hineingeworfen; desgleichen in den überseeischen Expeditionen jener Zeit ist ein ernster Gedanke unverkennbar. Sie sollten nicht bloß dem Heere bequeme und wohlfeile Triumphe bereiten, die Briten nochmals der Welt als Frankreichs Schleppträger zeigen, dem Kaiserreiche das Selbstlob gestatten, daß seine Armeen in vier Weltteilen gesiegt hätten, sondern auch dem Handel neue Bahnen erschließen. Die Häfen von China öffneten sich den Schiffen der rothaarigen Barbaren, Gesandte von

Siam und Japan bereisten die Höfe des Abendlandes. Über solchen Wohltaten vergaß das nachsichtige Europa gern, daß die hunnischen Plünderer des Großen Tempels der Chinesen ein neues Reis hinzugefügt hatten zu jenem Lorbeerkranze, dessen Blätter die Namen Speyer, Freiburg, Worms und Heidelberga deleta tragen. Der Kaiser war, so schien es, zu der Meinung Persignys bekehrt: „Die kriegerische Rolle Frankreichs in Europa ist ausgespielt"; er hoffte durch die Segnungen friedlicher Handelsblüte die Zukunft seines Hauses zu sichern.

Da trieb die gewaltige Zeit neue Bewegungen empor, welche der Leitung des Bonapartismus nicht gehorchten. Zuvörderst die polnische Empörung. Der überkluge Argwohn, als ob der Diktator Langiewicz im Dienste Napoleons III. gestanden, ist heute längst dem verdienten Gelächter verfallen. „Ich mußte", sagt der Kaiser selbst, „die Sache Polens für sehr volkstümlich in Frankreich halten, wenn ich um ihretwillen das gute Einvernehmen mit Rußland auf das Spiel setzte." Diese Freundschaft des Zarenreiches, auf dem Pariser Kongresse gefestigt, gewährte in der Tat dem napoleonischen Staate den einzigen auswärtigen Beistand. Doch nachdem die Frage aufgeworfen, die phantastische Begeisterung der Nation für den alten Bundesgenossen der Bonapartes wieder erwacht war, konnte der Napoleonide zudringlicher Einmischung sich nicht enthalten. Er mußte die schnödeste Zurückweisung erfahren, die Vernichtung Polens erleben. Am 4. November 1863 versuchte er die Niederlage zu sühnen, indem er die Fürsten Europas zu einem Kongresse an die Seine berief. „Zwei Wege", rief er aus, „stehen offen: der eine führt zum Fortschritt durch Versöhnung und Frieden, der andere führt unvermeidlich zum Kriege durch jenen Eigensinn, der eine zusammenbrechende Vergangenheit aufrechthalten will." Wir glauben nicht, daß ein staatsmännischer Kopf im Ernst hoffen mochte, die furchtbaren ungelösten Fragen der europäischen Politik durch eine Diplomatenversammlung zu beseitigen. Ein Spektakelstück, ein glänzendes Gegenbild des Wiener Kongresses sollte das erschütterte Ansehen des Kaiserreichs von neuem befestigen. Nur starke Überschätzung der Macht Frankreichs konnte Napoleon zu dem Wahne verleiten, die großen Mächte würden an diesem Gaukelspiel gehorsam teilnehmen. Die Zurückweisung der Einladung wurde eine neue Niederlage des Bonapartismus.

Derweil der Kaiser also prahlerische Worte in die leere Luft hinaussprach, hatte er bereits das unbegreiflichste Unternehmen seines Lebens begonnen, den Zug gegen Mexiko. Schon in einer dilettantischen Schrift des Prätendenten war die große Zukunft Mittelamerikas besprochen worden; nun ließ sich die zähe Natur des Mannes durch die Lügen mexikanischer Flüchtlinge und die Einflüsterungen der spanischen Hofpartei wieder zu den Träumen der Jugend zurückführen. Schlagender konnte nicht bewiesen werden, daß das kaiserliche Frankreich ein verfassungsloses Reich war. Während der Kaiser sonst für alle seine kriegerischen Unternehmungen sich

des Beistandes des Liberalismus versicherte, entsprang diese allein dem persönlichen Herrscherwillen. Die Nation blieb anfangs kalt, dann sprach sie einstimmig ihr Verdammungsurteil. Selbst die Armee verlangte nicht nach den Triumphen in dem Fieberlande; ja, man wollte den Ruf „Es lebe die Republik!" dann und wann unter den Mexikofahrern vernommen haben.

Der Despotismus darf leichter als ein Parlament begangene Fehler eingestehen und sühnen; hier aber bewies der Selbstherrscher eine unbelehrbare Hartnäckigkeit. Selbst nachdem im Mai 1863 die Ehre der französischen Fahnen hergestellt war, währte das aussichtslose Beginnen durch sechs Jahre fort bis zur vollständigen Niederlage. Die öffentliche Meinung in Deutschland, die sich in jener Zeit oftmals über auswärtige Verhältnisse gröblich täuschte, stand dem nordamerikanischen Kriege von Haus aus mit klarem Urteile gegenüber: unser Idealismus wird niemals an die Lebenskraft zivilisierter Sklavenstaaten glauben. Anders in England und Frankreich; man entsinnt sich noch der Standreden der englischen Presse wider „den blutigen Tyrannen Lincoln, der nicht einmal ein Gentleman ist", und der Klagerufe, welche der gesetzgebende Körper des Kaiserreichs über den Fall von Richmond erschallen ließ. Es war das Verhängnis des Kaisers, daß er, der so oft mit seiner freieren Auffassung der großen Politik über seinem Volke gestanden hatte, diesmal die Durchschnittsmeinung teilte. Der Despot vermochte wieder die sittlichen Kräfte in dem ungeheuren Ringen nicht zu schätzen. Er glaubte an den Zerfall der Union, beleidigte den alten Bundesgenossen Frankreichs, ohne den Gegner wirksam zu unterstützen. Der Oheim hatte einst mit Monroe den Vertrag über Louisiana abgeschlossen; an dem Hofe des Neffen galt das stolze „Amerika für die Amerikaner" als eine Phrase. Die Herrscherstellung unter den romanischen Stämmen, schon halb verscherzt in den italienischen Kämpfen, sollte in der Neuen Welt wiedererobert werden. Die Union aber hielt mitten im Kriege die Monroe-Doktrin mit gewaltigen Armen aufrecht. Ein Erbkaisertum und die wohlbekannte Hierarchie der Staatsräte, Präfekten und Unterpräfekten sollte begründet werden inmitten jener Peonenwirtschaft der Tropen, für welche ein heiterer Wechsel von Anarchie und Diktatur vorderhand die einzig mögliche Staatsform bildet. Unbegreifliche politische Torheiten, noch überboten durch die grundtiefe Unsittlichkeit des Unternehmens. Das erschütternde Trauerspiel, das unter den Zedern des Kaiserparkes von Chapultepec begann und vor den Wällen von Queretaro endete, gemahnt an jene Tage von Bayonne, da der Oheim die teuflische Bosheit seiner treulosen Natur offenbarte. —

Also flossen köstliche Kräfte des Heeres und der Finanzen für eine Despotenlaune dahin. Da begann die Erhebung Deutschlands — und traf die Lieblingsgedanken der Franzosen mitten ins Herz. Nur auf den Trümmern deutscher Macht hatte das Bourbonenreich seine herrische Stellung

gegründet, nur wenn die Mitte des Festlandes gespalten blieb, konnte das unnatürliche Übergewicht der Peripherie fortwähren. Daher waren alle Parteien, auch Persigny und die nächsten Vertrauten des Kaisers, darin einig, unser Genius sei der Einheit feindlich, die Zersplitterung, la belle variété der deutschen Staatengesellschaft sei die Bürgschaft für den Frieden der Welt. Das allgemeine Urteil über Deutschland hatte sich in den dreißiger Jahren gebildet: Preußen galt als der despotische Militärstaat, die Glieder des Rheinbundes als die Heimat deutscher Freiheit. Die verwickelten Parteikämpfe der folgenden Epoche konnte der Fremde kaum verstehen — am wenigsten der liberale Franzose, denn er wollte die Übermacht seiner Regierung beschränken, wir die Ohnmacht unseres Gemeinwesens durch eine starke Zentralgewalt heilen. Hüben wie drüben lebte die gereizte Stimmung alter Tage in einzelnen grillenhaften Naturen fort: wie wir Deutschen aus dem Munde eines geistreichen Ästhetikers die Versicherung, Frankreich habe keine wirkliche Sprache, und ähnlichen urteutonischen Unsinn hören mußten, so besaß auch Frankreich seine Deutschenfresser, die Desbarolles und Genossen. Doch blieb eine herablassende Freundlichkeit gegen Deutschland unter den gebildeten Franzosen vorherrschend: noch spendete niemand unserer unergründlichen Schlauheit, der neu entdeckten prévoyance usuelle de l'Allemagne, sauersüße Lobsprüche. Auf Dubufes glänzendem Bilde von dem Pariser Kongresse stehen die Herren von Manteuffel und Hatzfeld verdientermaßen armselig und gedrückt im Hintergrunde. Das war die Stellung, die, nach der Meinung der Franzosen, den Deutschen in der großen Politik geziemte.

Solcher Gesinnung der Nation entsprach die Haltung Napoleons vom Anbeginn seiner Herrschaft. Wie für die italienische so auch für die deutsche Politik hatte sich der Neffe einige Ideen des Oheims zurechtgelegt. Preußen im Nordosten abzurunden, keiner der beiden großen Bundesmächte eine herrschende Stellung zu gestatten, die Kleinstaaten dem Einflusse Frankreichs zu unterwerfen und so viel als möglich vom deutschen Westen für das Reich der Napoleons zurückzufordern — dahin etwa mochten die stillen Hoffnungen des Napoleoniden gehen. Darum hatte er schon als Präsident mit wachsamem Eifer das Siebzigmillionenreich des Fürsten Schwarzenberg zu hintertreiben gesucht — eine Beflissenheit, die freilich bewies, wie wenig er die deutschen Dinge kannte; darum mußten seine Gesandten an allen kleinen deutschen Höfen die Eifersucht gegen die beiden führenden Bundesmächte unablässig aufstacheln. Die Geschichte der geheimen Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich liegt noch im Dunkel; doch so viel läßt sich aus den vernichtenden Enthüllungen, die der Berliner Hof im Juli 1870 in die Welt sandte, mit Sicherheit erkennen, daß Napoleons Haltung gegen uns von jeher weit treuloser, weit nichtswürdiger war, als wir alle zur Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges glaubten. Gleich dem Oheim suchte der Neffe frühzeitig ein Verständnis mit Preu-

ßen. Der erste Blick auf die deutsche Landkarte lehrte ja, daß die Länderverteilung des Wiener Kongresses nicht dauern konnte, daß das friderizianische corriger la figure de la Prusse unfehlbar noch einmal versucht werden mußte; und von dem Ehrgeiz, der dem preußischen Staate durch seine Lage aufgezwungen wurde, ließ sich vielleicht für Frankreich Vorteil ziehen. Aber der ehrenhafte Sinn Friedrich Wilhelms IV., die Trägheit des Ministeriums Manteuffel bot solchen Plänen keine Handhabe.

Wenn wir dem Briefwechsel jenes Thomas Duncombe, der dem Napoleoniden immer nahe stand, glauben dürfen, so hat Napoleon bereits bei den Neuenburger Wirren versucht, ob er durch Begünstigung der Wünsche des Königs ein Stück rheinischen Landes erwerben könne. Preußen widerstand der Versuchung, und der Kaiser entschied den Handel zu unserem Nachteil. Das Verhältnis ward nicht freundlicher, als der neue Gesandte von Bismarck in Paris erschien. Die kühne und doch scharf berechnende Offenheit des großen Preußen galt der immerdar schleichenden und bohrenden napoleonischen Politik als burschikoser Leichtsinn, sein unbeugsamer deutscher Nationalstolz wurde in den Tuilerien, die von Preußens schlummernder Macht nichts ahnten, als hohle Prahlerei belächelt. Und diese Geringschätzung gegen Preußen ward auch von den guten Köpfen der Nation geteilt. Ich erinnere mich noch gern der Gespräche, die ich in jenen Jahren mit einem geistreichen Franzosen führte. Er kannte und liebte Deutschland, wir verständigten uns leicht fast über alle Fragen des deutschen Kulturlebens; doch sobald die Rede kam auf „einen gewissen großen Staat, von dem Sie, mon ami, so viel erwarten", dann trat stets der Français né malin in boshaften Witzeleien hervor.

Welch eine Entrüstung nun, als die schleswig-holsteinische Bewegung abermals begann! Die seit fünfzehn Jahren gehegten Gefühle des Mitleids für den alten Alliierten der Napoleons, le pauvre petit roi de Danemark, erwachten von neuem; es schien wie ein unerhörter Frevel, daß Deutschland den höhnischen Übermut eines ohnmächtigen Feindes nicht mehr dulden wollte. Die unbelehrbaren alten Parteien wußten sich die Zurückhaltung des Kaisers nur zu erklären aus der Stumpfheit des friedensseligen Alters oder aus der Rachsucht gegen jenes England, das in den polnischen Händeln dem Kaiser jede ernstliche Mithilfe verweigert hatte und jetzt durch rohes Kriegsgeschrei sein politisches Ansehen zugrunde richtete. Der verwickelte Gang des Kampfes, der Wahnsinn des Preußenhasses in dem liberalen Lager der Deutschen selber war nicht geeignet, die voreingenommenen Nachbarn aufzuklären. Der preußische Minister, dessen Eintritt ins Auswärtige Amt der Kaiser von vornherein ungern gesehen hatte, bewährte sofort seine diplomatische Meisterschaft, in der schwierigsten Lage vielleicht, die ihm je bereitet wurde. Er stellte sich fest auf den Boden der europäischen Verträge und zwang also Österreich, mit

ihm zu gehen, die übrigen Großmächte tatlos zuzuschauen, während in Wahrheit ganz Europa gegen Preußen einig war. Napoleon aber wartete seiner Stunde; er sah voraus, daß die Sieger bald um den Siegespreis in Streit geraten würden, und hoffte dann ohne schwere Opfer die ersehnte revendication zu erlangen. Die Stunde kam, da seine Hoffnung sich erfüllte. Der Kampf um die Herrschaft in Deutschland brach an.

Napoleon war nicht ohne gemütliche Vorliebe für das Land seiner Kindheit, ma bonne vieille Allemagne; er achtete deutsche Tapferkeit und Treue und gab unbefangen unserer Wissenschaft den Preis vor der französischen. Aber von unserem politischen Talente dachte er sehr niedrig. Er sah, wie wenig nachhaltige populare Leidenschaft hinter den lärmenden Resolutionen und Null- und Nichtigkeitserklärungen unserer Volksversammlungen sich verbarg. Und so genau kannte er Deutschland doch nicht, um zu ahnen, was damals selbst bei uns die wenigsten erkannten — daß die bis in das Mark der Knochen verfaulte Kleinstaaterei, auch ohne ein Auflodern der Leidenschaft der Masse, beim ersten Stoße zusammenstürzen mußte. Der Feind des Parlamentarismus hat sich auch sicherlich niemals bekannt zu der liberalen Meinung, daß Preußen durch seinen Verfassungsstreit unheilbar erkrankt sei. Doch eine klare Vorstellung von Preußens wirklicher Macht besaß er nicht. Die Landwehr, die er selber so oft gepriesen, erschien ihm jetzt nach den Schilderungen seiner Hofstrategen als ein Haufe schlechter Milizen, Österreichs Überlegenheit als ganz unzweifelhaft. Wie untertänig buhlte der Gesandte der stolzen Hofburg um Frankreichs Gunst, wie zuversichtlich sprach Fürst Metternich von dem Siege Österreichs. Napoleon wähnte, vor einem so ungleichen Kampfe werde Preußen bereit sein, jeden Preis für Frankreichs Beistand zu zahlen. Er bot jetzt in Berlin mehrmals ein Bündnis an; er wollte sich mit 300 000 Mann, die er damals schwerlich unter den Fahnen hatte, auf Österreich stürzen — gegen eine gewaltige Entschädigung in Belgien und den rheinischen Landen. Erst als alle diese unsauberen Versuche an dem königlichen Sinne des preußischen Herrschers gescheitert waren, da erst schwenkten die Tuilerien um. Sie rechneten fortan auf Preußens Niederlage.

Napoleon wünschte, er ersehnte den Ausbruch des Krieges. Er war, wenn er Rom dem Papste erhalten wollte, gezwungen, mindestens Venetien den Italienern zu verschaffen. Darum drängte er den zögernden La Marmora, den Kriegsbund mit Preußen abzuschließen. Aber das preußisch-italienische Bündnis sollte nur als ein Hebel dienen, um den preußischen Hof, der in Florenz und Paris noch immer als ein unentschlossener Zauderer galt, in den Krieg hineinzustoßen. War dies erreicht, konnte Preußen nicht mehr zurück, dann sollte Italien sich rasch aus der Allianz zurückziehen. Napoleon war Mitwisser des Geheimnisses, als Österreich kurz vor dem Ausbruch des Krieges durch das Anerbieten der Abtretung Venetiens den Bund der Gegner zu sprengen suchte. Er wollte

nur die Ausführung dieses Planes bis nach dem Ausbruch des Krieges verschoben sehen. So ging denn der Florentiner Hof von Haus aus ohne rechten Ernst in den Kampf; man war dort des Siegespreises unter allen Umständen sicher. Nach einigen Scheingefechten in Italien — so rechnete Napoleon — sollte Österreich Venetien abtreten und also seine Südarmee frei machen zum Kampfe gegen Preußen. Lag dann Preußen am Boden, so trat Frankreich dazwischen, sei es als Retter, sei es, um den Gnadenstoß zu führen, jedenfalls mit der gewissen Aussicht auf leichte reiche Beute. — So im wesentlichen Napoleons Hoffnungen. Nicht die Verlogenheit dieser Pläne setzt in Erstaunen, sondern ihr kläglicher Schwachsinn. Der Despot war gealtert, verwöhnt vom Glücke, verwöhnt durch die Untertänigkeit Englands und Italiens. Er wähnte die plumpen Preußen weit zu übersehen. Er wußte bereits nicht mehr, daß so glänzende Preise, wie er sie erhoffte, allein der schneidigen Kühnheit, dem Aufgebote der gesamten Staatskraft erreichbar sind. Er dachte bequem zu ernten, wo er nicht gesät.

Napoleon gab zuerst seiner nach Frieden rufenden Nation ein Probestück seiner Sanftmut, er berief nach Paris eine Konferenz, an deren Erfolg er unmöglich glauben konnte. Am 11. Juni, als der Krieg entschieden war, verkündete ein Brief an den Minister des Auswärtigen die Hoffnungen des Kaisers für Deutschlands Zukunft. Er wünscht eine Gebietserweiterung nur, wenn die Karte Europas zum ausschließlichen Vorteile einer Macht geändert werden sollte. Der Napoleonide betont und behauptet Frankreichs Recht, die Pläne der deutschen Bundesreform zu prüfen — dies Recht, das Fürst Metternich in den von allen Bonapartes verfluchten Wiener Verträgen dem Auslande eingeräumt hatte! Aber er läßt das Recht vorderhand ruhen und begnügt sich zu wünschen: für die Mittelstaaten einen engeren Bund, eine festere Organisation und bedeutendere Rolle; für Preußen größere Gleichartigkeit und Macht im Norden; für Österreich die Erhaltung seiner großen Stellung in Deutschland.

War dieser Brief ein Gaukelspiel? Die überschlaue Unart, hinter jedem Worte der Mächtigen Lügen zu wittern, ist gerade gegenüber dem dritten Napoleon oft zuschanden geworden. Zwecklose Unwahrheiten, dem diabolischen Wesen des Oheims geläufig, sind in dem Leben des Neffen nicht aufzuweisen. Und welcher denkbare Zweck konnte ihn verleiten, Meinungen, die er nicht hegte, öffentlich kundzugeben, in einem Zeitpunkte, da jeder nächste Tag sie widerlegen mochte? Die Absicht, den gesetzgebenden Körper zu beschwichtigen, ließ sich offenbar durch minder gefährliche Mittel erreichen. Nein, das Schreiben vom 11. Juni sagte die Wahrheit. Sein Verfasser sprach mit dürren Worten aus, daß er Preußens Feind sei. Er wünschte kurz und gut die Trias, das will sagen: den Rheinbund in moderner Gestalt und ein ostwärts zurückgeschobenes Preußen. Er wollte Österreichs Verbindung mit Deutschland nicht zerrissen

sehen und dem Donaureiche dennoch nicht die Herrschaft über die Mittelstaaten gestatten. Wie ahnte der Franzose doch so gar nichts von dem großen Sinne dieses Kampfes, der nur enden konnte entweder mit der Ausstoßung Österreichs oder mit der Unterwerfung der deutschen Nation unter die Kroaten und Jesuiten! Preußen mochte im Norden und Osten sein Gebiet erweitern, doch es sollte an „Gleichartigkeit" gewinnen, und bekanntlich gilt das Rheinland in Frankreich nicht als ein gleichartiger Bestandteil unseres Staates. Naiver ließ sich doch nicht aussprechen, daß der Beherrscher Frankreichs, der in der italienischen Frage so viele Beweise selbständigen Denkens gegeben, in seiner deutschen Politik sich nicht erhob über die armseligen Anschauungen des orleanistischen Neides, über die anmaßenden Vorurteile des Durchschnittsfranzosen. Welch eine Aussicht: Deutschland am Rheine verstümmelt, die Mittelstaaten von Frankreich beherrscht und außerdem noch mit Preußen und Österreich durch einen Scheinbund zusammengekoppelt! Wie sicher mußte man sich in den Tuilerien fühlen, wenn man alle diese Herzensgeheimnisse gemütlich ausplauderte!

Indes das stille Scharren und Wühlen der französischen Diplomatie, die tatenscheue Schlauheit in den Tuilerien fanden ihren Meister an der Tatkraft Preußens. Graf Bismarck hatte verstanden, durch seine unvergleichlichen „dilatorischen Verhandlungen" den napoleonischen Hof bis zum Beginne des Krieges hinzuhalten. Unser Generalstab war von den Wirkungen des merikanischen Zuges unterrichtet; man kannte in Berlin den verwahrlosten Zustand der französischen Militärmagazine. Man wußte, daß Frankreich nicht in der Lage war, wie der Prahler Girardin verlangte, schon vor dem Kriege ein il faut en finir zu sprechen, und jedenfalls erst nach mehrwöchigen Rüstungen auf dem Kampfplatze erscheinen konnte. Dies genügte, da das preußische Kabinett auf rasche, durchschlagende Erfolge zählte; ohne ernstliche Sorge für die Sicherheit der Rheinlande wurde der kühne Zug auf Wien begonnen.

Augenblicklich nach der Königgrätzer Schlacht war Frankreich auf dem Platze mit einem Vermittlungsversuche, der sofort, unziemlich genug, an die Öffentlichkeit gebracht ward. Paris jubelte, als das verzweifelnde Haus Lothringen seinen italienischen Besitz an Napoleon III. abtrat; Frankreich spielte wieder seine Rolle als pacificateur naturel de l'Europe. Unterdessen verfolgte Preußen seinen Sieg. Am 13. Juli, da die Hauptstadt des Feindes schon als sichere Beute vor unserem Heere lag, überreichte Frankreich seine Vorschläge für die Friedenspräliminarien: Österreich scheidet aus dem Bunde, Venedig fällt an die Italiener, Preußen erhält den militärischen Oberbefehl in einem norddeutschen Bunde, Ersatz für einen Teil der Kriegskosten und — Schleswig-Holstein ohne die nördlichen Bezirke. Dies sollte der Lohn sein für strahlende Siege, dies die Vergeltung an jenen unversöhnlichen Feinden, welche die Improvisation

Friedrichs des Großen zu vernichten gedachten! Währenddem ermunterte Frankreich die Südstaaten unablässig zum Kampfe; noch als Freiherr v. Varnbüler auf dem Sprunge stand, nach Nikolsburg zu reisen, konnte er seinen Kammern eine aufreizende französische Depesche mitteilen. Nach dem Mainfeldzuge flehten alle Höfe des Südens außer Baden um die Hilfe des Kaisers; er verwendete sich warm für die Nationen des Rheinbundes, zweimal für Bayern.

Preußen hatte auf jene Vorschläge vom 13. Juli nicht ablehnend geantwortet, doch gefordert, daß der Friede unter den kriegführenden Teilen allein verhandelt werde. Am 16. Juli meldete Benedetti aus dem Hauptquartiere, Preußen verlange von Österreich die Zusicherung „einiger" für den Zusammenhang seines Gebietes notwendiger Landerwerbungen im Norden. Aus den folgenden Ereignissen läßt sich erraten, daß entweder der Botschafter selbst oder doch sicherlich der Tuilerienhof im unklaren war über den Umfang dieser Gebietserweiterung. Man sah den alten Rheinbundsgenossen Sachsen gerettet, man hatte der nationalen Vorliebe für das arme kleine Dänemark Genüge geleistet und hoffte offenbar, Preußen werde sich mit einem Streifen Landes zwischen seinen sächsischen und westfälischen Grenzen begnügen. Als statt dessen die Einverleibung der Mittelstaaten des Nordens erfolgte, da sendete Drouyn de Lhuys einen Vertragsentwurf nach Berlin, welcher die Abtretung von Mainz ausbedang. Das Sündengeld, das Preußen für die angebotene französische Hilfe nicht hatte zahlen wollen, erfrechte man sich jetzt einzufordern von dem stolzen Sieger, der seine Triumphe allein sich selber verdankte! Die Antwort war — die schleunige Absendung unserer schweren Artillerie an den Rhein. Nun endlich begriff Napoleon, welchen ungeheuren Fehler er begangen. Er war verloren, wenn Preußens Heere sich jetzt auf sein ungerüstetes Land stürzten. Drouyn de Lhuys wurde entlassen. Am 12. August schrieb Napoleon an Lavalette, er bedaure, daß jener Entwurf nicht geheim geblieben, daß übertriebene Gerüchte von den Entschädigungen, „worauf wir ein Recht haben können", auf den Markt gelangt seien; er sei durch Benedetti belehrt worden, daß Deutschland jede Abtretung verwerfe, und wolle uns fortan uneigennützig bei der Neugestaltung unseres Staates helfen.

Nach kurzer Frist übte die Logik der Tatsachen auch diesmal ihren Zauber auf den nüchternen Sinn des Staatsmannes. Er sah den neuen deutschen Staat stolz und sicher emporwachsen und ließ am 16. September das berühmte Rundschreiben Lavalettes ausgehen. Eine großartige Ansicht der Zukunft wurde hier entwickelt, segensreich für die Welt, wenn sie dauerte: Frankreich erkennt die Notwendigkeit mächtiger nationaler Staaten, die dereinst den Riesenkörpern Rußlands und der Union die Stirn bieten sollen. Doch die Nation hatte die Erhebung Deutschlands wie einen Schlag ins eigene Angesicht empfunden. Sie war nicht beruhigt worden,

als Lothringen während des Krieges sein Jubelfest feierte und pathetische Festreden das Glück der befriedeten französischen Provinz mit dem wirrenreichen Zustande Deutschlands verglichen. Auch manche fadenscheinige Beschwichtigungsgründe jener Denkschrift blieben wirkungslos. Niemand glaubte, daß der alte Deutsche Bund mit seinen angeblichen 80 Millionen mächtiger gewesen als das neue Deutschland; niemand, daß die Koalition der nordischen Mächte jetzt erst gesprengt sei. Stichhaltiger war der trostvolle Hinweis auf die neuen Seemächte zweiten Ranges, die in Deutschland und Italien entstanden; und eine ernste Lehre für den nationalen Übermut lag in den Worten: „Der Kaiser glaubt nicht, daß die Größe eines Volkes von der Schwächung seiner Nachbarn abhänge, er sieht ein wirkliches europäisches Gleichgewicht nur in der Befriedigung der Wünsche der Völker".

Bitter genug mag Ludwig Napoleon die Schläge empfunden haben, die ihm Preußen ins Angesicht gegeben; dennoch steht wohl außer Zweifel, daß er nach dem Prager Frieden zuweilen ernstlich daran dachte, den deutschen Staat gewähren zu lassen. Er hatte gehofft, einen halb zermalmten Feind in leichtem Kampfe zu besiegen; nun stand ihm das neue Deutschland gegenüber, starrend von Waffen. Ein Krieg gegen Preußen war jetzt ein Kampf um Sein und Nichtsein, und zu solchem Wagnis fühlte der Gealterte nicht mehr die Kraft. Seine Freunde wahrlich waren es nicht, die das Kriegsgeschrei am lautesten erhoben. Er hatte in den lombardischen Ebenen gelernt, daß ihm die Gaben des Feldherrn versagt waren und auch seine Leibeskraft für einen zweiten Feldzug schwerlich ausreichen würde. Für das Haus Bonaparte konnte ein vom Rheine siegreich heimkehrender französischer Marschall kaum minder gefährlich werden als ein zum dritten Male in Paris einziehender preußischer Feldherr.

Aber im französischen Volke hatte sich inzwischen eine tiefe, folgenreiche Umstimmung vollzogen, die wir Deutschen arglos nicht genug beachteten. Dieselbe giftige Leidenschaft des Neides, die wir so oft in dem Ständehasse der älteren, in dem Gleichheitsfanatismus der neuen französischen Geschichte beobachtet haben, arbeitet auch von jeher in der auswärtigen Politik der Franzosen. Diesem Volke war immer Bedürfnis, irgendein anderes Volk aus Herzensgrund zu hassen; und die Nation, welcher diese sanfte Empfindung gewidmet wird, ist stets von maßlosem Ehrgeize gepeinigt — wenn wir den französischen Historikern Glauben schenken. Der alte Haß gegen England, den das zweite Kaiserreich erstickt hatte, warf sich jetzt mit wildem keltischen Ungestüm auf unser Vaterland. Wie ein Blitzstrahl fuhr durch die Pariser Welt die Schreckenskunde: der glänzendste Sieg des Jahrhunderts nicht von Franzosen erfochten! Dieselben Österreicher, die wir mühselig kaum besiegten, jetzt durch die Preußen in einem fünftägigen Kriege aufs Haupt geschlagen! — Wie Schuppen fiel es den Parisern von den Augen. Sie entsannen sich wieder, daß ja doch Preußen

der Schuldigste gewesen unter den Besiegern des ersten Napoleon: erst als die Flügelhörner von Bülows Fußvolk hinter den Hecken von Planchenois erklangen, war der Tag von Belle-Alliance entschieden. Das alte Schlagwort: Rache für Waterloo! wich dem neuen Schlachtrufe: Rache für Sadowa! Jede Scham, jedes Rechtsgefühl ging in dem allgemeinen Taumel verloren. Ein ehrenhafter Mann wie Prevost-Paradol schrieb über das Thema: „Sind wir bei Sadowa geschlagen worden?" — und merkte gar nicht, welche Ironie schon in dem Titel seiner Arbeit lag. Wer in den ersten Monaten des Jahres 1867 Frankreich bereist hat, der weiß auch, wie heftig in jedem Waggon, in jedem Kaffeehause über die insolence Prussienne geschmäht ward, wie auf jedem Jahrmarkt das fusil à aiguille en action für einige Sous zur Schau gestellt war. Nur das Wunder der Zündnadel konnte ja das Wunder der preußischen Siege erklären. Wie roh und wie kindisch zugleich war der Jubel der Franzosen, als die preußische Waffe durch das Chassepot überboten schien!

Neben diesem Erwachen aller schlechten Leidenschaften erwiesen sich die friedlichen Wahrheiten der neuen historisch-politischen Wissenschaft als leere Worte; der Einfluß deutscher Geistesarbeit kam fast augenblicklich ins Stocken. Wer möchte allzu hart tadeln, daß die stolze Nation mit Zorn und Scham ihren eigenen Waffenruhm durch die Siege ihrer alten Feinde verdunkelt sah? Aber wer darf darum das beispiellos freche und unwissende Geschrei entschuldigen, das alle Parteien gegen Deutschland wie gegen den Kaiser erhoben? La France de nouveau bismarquée! — klang es wehklagend, sobald der Norddeutsche Bund einen neuen Schritt vorwärts tat. Von seinen nächsten Freunden und Verwandten mußte Napoleon den groben Vorwurf hören, daß er das prestige Frankreichs vernichtet habe; jener in den Tuilerien aufgefundene Brief der Königin von Holland läßt an Deutlichkeit der Sprache sicherlich nichts zu wünschen übrig. Die Opposition ergriff mit Eifer die günstige Gelegenheit, ihre patriotischen Beklemmungen auszusprechen. Der alte Thiers war untröstlich über den Tag von Königgrätz; Jules Favre weinte dem Welfenkönig Tränen der Rührung nach; Prevost-Paradol erklärte, wenn die deutsche Einheit zustande komme, so sei für Frankreich nur ein Weg offen — im Kampfe mit dieser Einheit unterzugehen! Und alle diese Reaktionäre, welche die jungen Kräfte des Jahrhunderts mit den Anschauungen einer verlebten Kabinettspolitik bekämpften, brüsteten sich mit den landesüblichen dröhnenden Freiheitsphrasen. Kein Zweifel, selbst in seinen letzten schwächsten Jahren war Napoleon III. noch immer weiser, mäßiger als die ungeheure Mehrzahl seiner Landsleute; sein Minister Rouher erschien unter den Kriegsrhetoren des gesetzgebenden Körpers oft wie der einzige denkende Mann in einem Haufen Rasender.

Der Kaiser fühlte bereits den Boden unter seinen Füßen schwanken; er mußte versuchen, die erregte Eifersucht der Nation zu befriedigen. Er

ergriff die Geldverlegenheiten des niederländischen Hofs, um das luxemburgische Land an Frankreich zu bringen. Die Wahl war nicht unglücklich, da die preußische Besatzung in dem alten Felsenneste sich nicht mehr auf unzweifelhafte Rechtstitel berufen konnte. Rückten die Franzosen, mit Genehmigung des König-Großherzogs, plötzlich in das Land ein, so war es für Preußen nicht leicht, die vollendete Tatsache zu bekämpfen. Aber die wachsende Tatenscheu des Kaisers trieb ihn wieder, diplomatische Verhandlungen anzuknüpfen, die seinen Plan vereiteln mußten. Und mit welchem Zynismus ward der Handel betrieben! Was ist erstaunlicher, das schmutzige Geschäft mit dem entarteten Bankhause der Oranier selber — oder jene perfide französische Depesche vom 28. Februar 1867, welche harmlos meinte, Preußen werde sicherlich die Luxemburger Festung lieber an Frankreich als an die Niederlande abtreten? Die Wirren endeten — trotz der parteiischen Gunst, welche die Großmächte dem französischen Hochmut erwiesen — mit einer neuen Niederlage des Kaisers, der abermals den Mut zum Schlagen nicht fand. Preußen verzichtete zwar auf sein Besatzungsrecht, doch Napoleon III. mußte die gehoffte Vergeltung für Königgrätz und seinen staatsmännischen Ruf dazu preisgeben.

Nach sechzehn Jahren ungeheurer Arbeit war er dahin gelangt, daß sein Regiment diesseits wie jenseits der Grenzen wieder einem ebenso allgemeinen Mißtrauen begegnete wie einst nach dem 2. Dezember. Die Krankheit des französischen Staates hatte für den ganzen Weltteil einen Zustand banger Spannung geschaffen, der dieses hochgesitteten Jahrhunderts nicht würdig war. Napoleon — die bekannte, offenbar auf Wilhelmshöhe entstandene Schrift des Marquis von Gricourt gesteht es offen zu — war über Preußens Widerspruch aufs höchste erstaunt und verstimmt. Er hatte gehofft, durch eine möglichst bescheidene Eroberung den Frieden zwischen den beiden Nachbarvölkern zu erhalten; nun war auch dieser Plan durch Preußens Stolz zerstört! Selbst die mildesten und einsichtigsten Franzosen teilten diese Anschauung; das lehrt Renans Brief an David Strauß. Mit Worten höchsten Zornes fragte Persigny im Senate, ob denn Luxemburg dem König von Preußen gehöre? Dieser Vorgang, so schloß er, hebt den Schleier von einer Zukunft, von der wir unsere Augen nicht mehr abwenden dürfen!

Seitdem hielt man den Krieg in den militärischen Kreisen Frankreichs für unvermeidlich. Oberst Stoffel faßte den Ernst der Lage in dem Satze zusammen: Preußen will seine Herrschaft über Süddeutschland ausdehnen; die Form ist gleichgültig; Frankreich will dies verhindern; darum muß der Krieg kommen. — Preußen hatte die Staaten des Südens nicht sogleich in den Norddeutschen Bund aufgenommen, um ihnen noch einige Frist zur Sammlung und Besinnung zu gönnen. Den Franzosen aber galt die Mainlinie als eine unüberschreitbare Grenze; die nation wurtembergeoise und die anderen Kinder der Laune des ersten Napoleon mußten in ihrer

Freiheit erhalten werden. Die deutsche Nation war ihnen ja doch nur ein Traumbild schwatzender Professoren, eine künstliche Erfindung preußischer Ländergier. Nach allem, was geschehen, standen dem Napoleoniden noch zwei Wege offen, um die Herrschsucht seines Volkes zu befriedigen. Er mußte entweder Preußen zu vorzeitigem Vorgehen gegen den Süden verleiten; dann schien es, bei der schwankenden und zeitweise ganz betörten Stimmung des süddeutschen Volkes, bei der vaterlandslosen Gesinnung der Höfe von Stuttgart und Darmstadt, keineswegs undenkbar, daß Frankreich, mit dem deutschen Süden verbündet, den Norddeutschen Bund zerstörte. Doch dieser Weg war und blieb versperrt durch Preußens zurückhaltende Klugheit. Oder Napoleon mußte einsehen, daß die Vereinigung des gesamten Deutschlands nicht mehr zu hindern war, und versuchen, seinen Staat durch Belgien schadlos zu halten. Unabläßig hatten sich seine begehrlichen Träume mit dieser Erwerbung beschäftigt. Belgien galt jedem Franzosen als eine natürliche Provinz Frankreichs, und die Rührigkeit der Wallonen, die Trägheit der Flamen hatte der Eroberung nur zu gründlich vorgearbeitet. Dieser Plan konnte nur gelingen durch Überraschung, durch die höchste Entschlossenheit. Wenn Napoleon seine Heere Belgien überfluten ließ und dann erklärte: wir stellen uns auf den Boden des Rechts der Nationalitäten, wir erkennen Deutschlands Einheit an und fordern für uns dies französische Land — so war Preußen in einer schwierigen Lage, zumal da sich von dem friedensseligen England irgendein Widerstand nicht erwarten ließ. Doch sobald man den Plan im voraus besprach, war er auch schon zerstört. Wie durfte man hoffen, Preußens Zustimmung zu gewinnen? Was hatte Frankreich dem Berliner Hofe zu bieten? Nichts als die Zustimmung zu dem Deutschen Reiche, das über lang oder kurz doch auferstehen mußte und nur dann verhindert werden konnte, wenn Preußen durch unedle Verhandlungen mit Frankreich das Vertrauen des deutschen Volkes verscherzte!

Napoleon ahnte noch immer nichts von den sittlichen Kräften der deutschen Einheitsbewegung, nichts von den Pflichten, die sie der Krone Preußen auferlegte. Er wählte nach seiner altersmüden Weise wieder den diplomatischen Weg, ließ bald nach dem Luxemburger Handel seinen alten belgischen Plan nochmals in Berlin vorlegen. Frivoler zugleich und stümperhafter hat nie ein Diplomat verhandelt als jener traurige Benedetti, der Preußen überlisten sollte und von dem Tage von Olmütz nie etwas gehört hatte. Der deutsche Staatsmann hielt die französische Begehrlichkeit hin, hörte gelassen alle die tollen Anschläge auf die französische Schweiz, auf Piemont, die in raschem Wechsel auftauchten, und behielt die unschätzbaren Beweise der gallischen Habgier in seiner Hand. Jeder Monat brachte uns seitdem ein Zeugnis freundnachbarlicher Gesinnung. Unabläßig wühlte das Ränkespiel der französischen Diplomatie an unseren kleinen Höfen. Es folgte die Salzburger Zusammenkunft, deren feindseligen Sinn die Deut-

schen sogleich errieten. Die beiden Kaiser — ein in den Tuilerien aufgefundener Brief Rouhers gesteht es — trafen zusammen in dem Entschlusse, die Einheit Deutschlands nie zu dulden, doch Österreichs Staat und Heer erweckten dem Franzosen kein Vertrauen. Es folgten die Händel wegen der Welfenlegion, die kleinlichen Versuche, das belgische Eisenbahnwesen unter Frankreichs Einfluß zu bringen, die wahnsinnigen Klagen des gesetzgebenden Körpers über die Gotthardbahn, welche die Achse des Welthandels in Preußens Hände zu legen drohe. Napoleon hoffte noch zuweilen, die grollende Nation zu beschwichtigen, versuchte einmal durch sauber gemalte Landkarten großen Kindern zu beweisen, daß das Gleichgewicht der Mächte sich nicht zuungunsten Frankreichs verschoben habe.

Inzwischen hatte die Herrscherstellung unter den romanischen Völkern durch die spanische Revolution abermals einen Stoß erlitten; und das durch ganz Frankreich hallende Wutgeschrei wider Graf Bismarck, als den Anstifter jener Umwälzung, bewies von neuem, daß die Franzosen nur noch von dem deutschen Kriege träumten und — eben deshalb nicht fähig waren, das Werk ihrer inneren Reform mit ruhigem Ernst zu vollenden. Gelassen und fest schritt indessen der deutsche Staat seines großen Ganges weiter. Nun endlich entschloß sich Napoleon, sein Belgien gegen Preußens Willen zu erobern. Erst jener belgische Eisenbahnstreit hatte ihm die Überzeugung erweckt, daß er mit Preußens Zustimmung keine Scholle Landes erwerben konnte. Voll zweifelloser Zuversicht bewies ihm sein Marschall Leboeuf die Überlegenheit der französischen Kriegsmacht. Die Unzufriedenheit des Heeres, das Drängen der alten Bonapartisten, die für ihre Pfründen fürchteten, die Mahnungen der Klerikalen, das wüste Durcheinander der Parteien, der unhaltbare Widersinn der parlamentarischen Tyrannis — das alles trieb zu einem verzweifelten Entschlusse. Mit unerhörter Roheit ward ein nichtiger Kriegsvorwand ergriffen, da nur Überraschung zum Ziele führen konnte, und mit voller Wahrheit durfte der Kaiser sagen: „Es war die ganze Nation, die durch ihren unwiderstehlichen élan unsere Entschlüsse diktierte." Nie hatte dies Volk einen Krieg fröhlicher begonnen; von Perpignan bis Paris, von Marseille bis Nancy ging ein Taumel der Freude und — der Lüge durch das Land. Der Krieg war lange vorbereitet, die Formation für den Angriff vorher bestimmt, die neuen Waffen fertig, Massen von Pferden, große Getreidevorräte angesammelt; die Truppen kampflustig und so tapfer, daß die Sieger in der ersten Hälfte des Krieges größere Verluste erlitten als die Besiegten; niemals seit 1812 war Frankreich stärker. Aber alsbald trat im Heere, in der Verwaltung, in jedem Zweige des Staatslebens eine grauenhafte Verwirrung, Untreue, Zuchtlosigkeit hervor, die nicht von den Fehlern eines Systems, sondern von dem allgemeinen sittlichen Verfalle des Volkes Kunde gaben. Wie sollte auch der Bonapartismus verstehen, mit sittlichen Kräften zu rechnen? Zwar auf den Beistand der sogenannten

liberalen Ideen durfte er auch diesmal zählen; kein Zweifel, die neutrale Welt, voreingenommen wie sie war, hätte den Sieg Frankreichs als einen Sieg des Liberalismus gefeiert. Doch von dem Heldengeiste eines Volkes in Waffen wußte er nichts.

Wieviel tausendmal die lange Friedenszeit hindurch hatten die Franzosen polternd und drohend gesungen: Et du Nord au Midi la trompette guerrière a sonné l'heure du combat — bis das gewaltige Lied zur fadenscheinigen Phrase ward. Jetzt sollten sie fühlen, was ein Volkskrieg ist. Entschlossen wie ein starker Mann stand das große Deutschland auf, einträchtig von den Alpen bis zum Belt, und folgte frohlockend den Adlern von Roßbach und Belle-Alliance. Als nun die Hoffart des übermütigsten der Völker durch beispiellose Schande gezüchtigt wurde, da brach auch über den Erwählten des Volks das Strafgericht herein. Emporgehoben durch die Massen, durch die Launen des Volksgemüts, ging er auch unter durch den Unverstand der Masse. Die Sorge vor dem Unwillen der Pariser hielt ihn ab, jenen Zug nach Chalons und Paris zu vollenden, der vielleicht noch retten konnte, trieb ihn auf den Weg nach Sedan, abwärts ins Verderben. Seltsam, wie der erste und der dritte Napoleon einander ähnelten auf ihrem letzten Feldzug, nur daß der Neffe unendlich kleiner erschien als der Oheim — wie sie beide vor dem Kriege noch einmal vom Volke auf den Schild gehoben wurden, beide erschüttert an Leib und Seele, ein Schatten ihrer selbst, beide auf dem letzten Schlachtfelde durch die angeborene Gemeinheit ihres Bluts verhindert wurden, einen edlen Tod zu suchen, beide endlich die grenzenlose Untreue ihres Volkes erprobten.

Seitdem hat eine neue Revolution, die kläglichste und lächerlichste der französischen Geschichte, die letzten Trümmer des zweiten Kaiserreichs hinweggefegt, und furchtbar erfüllt sich vor unseren Augen das warnende Wort, das edle Franzosen schon vor Jahren ihren Landsleuten zuriefen: Frankreich kann keine Revolution mehr vertragen, keine einzige mehr! Immer dichter wob die Lüge ihren Schleier um das Haupt des unseligen Volkes, immer hohler und wüster ward der Lärm der Phrase, immer lockerer die Bande, die das Tier im Menschen fesseln, und in dem ungeheuren Gewirr stand nur das eine fest, daß Frankreich der Tyrannis bedarf. Auf den erwählten Despoten Napoleon, der die Leidenschaft der Nation zu zügeln versuchte, folgte der Despot Gambetta, der sich selber erwählte und jeden wilden Trieb der Seelen entfesselte, bis endlich das deutsche Schwert, nicht die eigene Kraft der Franzosen, den Tyrannen entthronte. Dann sahen wir schaudernd, wie die Besiegten vor den Augen des Siegers in gräßlichem Kampfe sich zerfleischten, wie die triumphierende Partei ihres Henkeramtes mit einer kalten Grausamkeit wartete, woneben die Untaten des zweiten Dezembers wie ein unschuldiges Spiel erscheinen.

Während die Nation sich rühmt, des Bonapartismus für immer entledigt zu sein, erhebt sie auf ihren republikanischen Thron den großen Lügner Thiers, den Vater der napoleonischen Legende! — Vor dem deutschen Kriege mußte der politische Verstand die Fortdauer der napoleonischen Dynastie wünschen — wahrhaftig nicht um der Bonapartes, sondern um der Freiheit willen. Wenn das Herrscherhaus sich befestigte, so blieb ein Fortschreiten zu freieren Staatsformen immerhin denkbar. Heute, da der alte unselige Kreislauf von der Anarchie zur Tyrannis aufs neue begonnen hat, sind wir zu Ende selbst mit unseren Wünschen. Mag ein vierter Napoleon, ein Enkel des Philipp Egalité, ein Gambetta oder ein anderer republikanischer Despot regieren — die Hand der Versöhnung streckt uns Deutschen keiner ehrlich entgegen. Frankreich bleibt, wie immer seine Staatsform heißen mag, vorderhand das Land der Polizei, der despotischen Verwaltung, der zum Schergendienste herabgewürdigten Soldateska, der parteiischen Gerichte, der parlamentarischen Phrase, der Volksverdummung, des katholischen Fanatismus — mit einem Worte, der Herd der europäischen Reaktion. Dies ist vorläufig das Ende von zehn Revolutionen!

Wir durchschreiten im Geiste die geschändete Stadt, die einst die gastfreieste der Erde war und die heute kein stolzer Deutscher mehr betreten mag. Verwirrt von den widerspruchsvollen Eindrücken, die dort auf Schritt und Tritt den Wanderer bestürmen, suchen wir nach einer stillen Stätte, wo wir aufatmen und uns wieder ein Herz fassen können zu der Zukunft dieses Reiches. Wir schreiten durch den Lärm der Boulevards, wo heute nur die Frechheit, nicht mehr der Glanz des Lasters sich brüstet. Wir gehen über den Vendomeplatz; da stand die prahlerische Säule, die so oft auf die zum Kriege ausziehenden Bataillone niederschaute. Das vive l'empereur, das dort erklang, gemahnt uns traurig an den Sklavengruß der sterbenden Gladiatoren; doch gräßlicher noch dringt uns zum Herzen das Wutgeschrei der Buben, die das Denkmal des nationalen Ruhms zerstörten. Wir gehen vorbei an dem Tuileriengarten, an jener Bildsäule des Spartakus, die einst Börnes Bewunderung erregte. Nicht in dem Sklaven, der seine Fesseln bricht, sehen wir das Bild des freien Bürgers — das lehren die schwarzen Trümmer des Kaiserschlosses, die dort hinter den Bäumen aufragen — nicht dieser rohe Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft erschöpft uns den Tiefsinn des staatlichen Lebens. Wir ziehen weiter über den Eintrachtsplatz; da zeigt der Obelisk von Luxor seine kindisch greisenhaften Formen — ein beredtes Denkmal für ein Volk, das danach trachten muß, seiner selbst zu vergessen. Zu greuelvoll sind die Schatten, die hier aus dem Boden steigen, wo einst die Guillotine ihre blutige Arbeit verrichtete; nur ein Bildwerk, das an nichts erinnert, durfte diese Stätte zieren. Wir schreiten endlich in den Palast Bourbon, den die Nationalversammlung der Republik noch nicht wieder zu betreten wagt, und verweilen gern in jener schönen Vorhalle, wo die Größen des parlamentarischen

Frankreichs versammelt sind. Hier steht General Foy, der makellose Patriot, der in den verklungenen Zeiten der Jugend und der Zuversicht mit dem einen Worte la France seine Hörer zu begeistern wußte. Hier Casimir Perier, der stolze Verächter der Gunst des Haufens. Hier schreitet er mächtig aus der gelben Wand, der größte der Tribunen, und schleudert mit erhobenem Arm den Donner seiner Rede herab auf die schweigende Versammlung. War es ein Narrentraum, der diese Männer beseelte? Wir wissen, warum Mirabeaus Hoffnungen gescheitert sind und scheitern mußten, aber wir glauben nicht, daß er vergeblich lebte.

Wir zuerst, die Sieger, die wir gewürdigt wurden, das Gericht der Geschichte an dem neuen Frankreich zu vollstrecken, sollen freudig bekennen, was unsere politische Arbeit den Taten, den Ideen, selbst den Irrtümern der Franzosen verdankt. Doch die wahre Kraft der Völker liegt nicht im Erfinden, sondern im Gestalten, im Festhalten und Durchbilden der zeitgemäßen Gedanken. Ein Franzose war es, dessen schöpferischer Geist die kühnste, die tatkräftigste Richtung des Protestantismus gründete; französische Männer, glaubensfreudige Helden, fochten die ersten schweren Kämpfe des calvinischen Glaubens. Und doch ist Calvins Saat, die auf fremder Erde herrlich aufging, auf dem heimischen Boden verdorrt und verkommen: an dem Segen der Reformation hat das neue Frankreich keinen Anteil. Wird diese schmerzliche Erfahrung im politischen Leben sich wiederholen? Die Gedanken des Repräsentativsystems sind durch den Bonapartismus nicht überwunden. Jenes historische Gesetz, das alle Völker des Weltteils in repräsentative Staatsformen zwingt, gilt auch für Frankreich. Die Nation hat nur die Wahl, ihren Staat also umzugestalten, daß er eine Volksvertretung ertragen kann, oder — zu verwelken, zu erstarren wie weiland das weltherrschende Spanien. Europa kann den Genius Frankreichs nicht entbehren. Es wäre ein namenloses Unglück für die Gesittung der Welt, wenn das Volk Molières und Mirabeaus seine schöpferische Kraft für immer vergeudet hätte. Noch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß die wunderbare Lebensfrische der Franzosen sich dereinst wieder erheben wird aus dem tiefen Verfall; aber das lebende Geschlecht wird das Ende dieser Kämpfe nicht mehr schauen. —

Cavour

Heidelberg 1869

Der Gegenwart klingt es wie ein Märchen aus verschollenen Tagen, daß einst Goethe mit seinem Eckermann alles Ernstes über die Frage streiten konnte, ob Napoleon zu den produktiven Menschen zu zählen sei. Doch als ein Nachhall aus jener reichen Zeit, da unser Volk seinen Herrscherthron in den Wolken suchte, besteht noch heute in den Herzen der edleren Deutschen die stille Neigung, das Leben, auch das politische Leben, mit dem Maße des Schönen zu messen. Unter den Frauen vornehmlich lebt weitverbreitet der liebenswürdige Irrtum, als ob die reinste Blüte der Menschlichkeit allein im Kreise der Dichter und Denker sich entfalte. Wir verstehen nicht leicht, daß das politische Talent eine von allen anderen menschlichen Gaben wesentlich verschiedene Kraft des Geistes ist. Wir fühlen uns erkältet von dem Bilde eines Staatsmannes, dem die politische Tat der ganze Inhalt des Lebens, nicht bloß, wie unserem Wilhelm Humboldt, ein Ringplatz war, darauf er die allseitige Ausbildung seiner schönen Seele bewähren konnte. Dem Staatsmanne winkt, derweil er schafft, jeder Glanz des Daseins; alle Leidenschaften des Tages folgen seinen Spuren, sein Name weicht nicht aus dem Munde der Menschen. Sobald er die Augen geschlossen hat, dauert nur ein schwaches Abbild seines Wesens, verblaßt und oft entstellt, in dem Gedächtnis der Nachwelt. Der Künstler geht im Leben als ein geringer Mann daher, mit bescheidenen Ehren begnügt; nach seinem Tode läßt er sein Eigenstes, sein Bestes zurück, er weilt leibhaftig unter den spätesten Geschlechtern, er redet zu ihnen, aus ihrer Seele heraus als ein Freund, ein Seher, ein Herzenskündiger. Wie viel tausendmal hat deutsche Gefühlsseligkeit diese Vergleichung ausgesponnen, um einen Sophokles glücklich zu preisen, einen Hannibal wohlwollend zu bemitleiden!

Es frommt nicht, solche Schwächen moderner Überbildung durch die Wiederbelebung altrömischer Rauheit zu bekämpfen. Jenem mannhaften Adel Piemonts, der um das Dasein seines Volkes kämpfte, stand es wohl zu Gesicht, wenn Cäsar Balbo jede Stunde seines gesegneten schriftstellerischen Schaffens für halbverloren, nur die Jahre seiner staats-

männischen und kriegerischen Tätigkeit für fruchtbar ansah, wenn Massimo d'Azeglio versicherte, ein mittelmäßiger Verwaltungsbeamter sei ein nützlicheres Mitglied des Gemeinwesens als der größte Maler. Die freiere Gesittung der Deutschen ist für dies Römertum unzugänglich, sie verwirft die Frage des Plutarch, ob der Ruhm des Pheidias und Archilochos einen edelgeborenen Jüngling reizen könne, mit vollem Rechte als eine Barbarei. Nur müssen wir lernen, auch den Helden des nach außen gerichteten Willens gerecht zu werden, und ablassen von den spielenden Versuchen, das Unvergleichliche zu vergleichen, das Unwägbare zu wägen. Wir glauben alle an das tiefe Wort: „Genie ist Fleiß", wir wissen längst, daß jeder große Künstler, jeder, der ein Meister ward, von einer unzähmbaren Macht des Willens durchglüht war wie nur der tapferste Kriegsmann. Warum sollen wir nicht auch die einfache Wahrheit bekennen: der große Staatsmann legt sich die Dinge dieser Welt mit ebenso ursprünglicher Kraft des Gedankens zurecht wie ein Goethe oder Kant; er schaut auf die gemeine Lust und Not des kleinen Menschenlebens ebenso vornehm von beherrschendem Gipfel herab wie der Dichter und der Denker. — In wenigen Geistern hat sich der Ideengehalt der Mitte unseres Jahrhunderts so treu und vollständig widerspiegelt wie in dem Kopfe des Gründers der italienischen Einheit. Wer über Cavour urteilt, der bekennt, wie er selber sich zu den großen Problemen der modernen Gesellschaft stelle. Die Gedanken, welche diesen Geist bewegten, lagen schon den Zeitgenossen offen vor; denn Cavour erscheint auch darum als ein rechter Sohn der neuen Zeit, weil er selbst seine Verschwörungen unter freiem Himmel trieb. Sein Bild unbefangen zu betrachten ist schon jetzt dem Fremden nicht unmöglich. Der Abstand der Zeit, dessen das historische Urteil bedarf, wird aufgewogen durch den Reichtum der jüngsten Jahre. Durch gewaltige Umwälzungen ward seit Cavours Hingang das alte Gleichgewicht der Mächte verschoben. Wir dürfen ruhig über den Toten sprechen, er rechnete mit anderen Größen als der Staatsmann von heute. —

Die Zeit ist nicht mehr, da in dem langen Wettkampfe der beiden Kulturvölker Mitteleuropas um die Herstellung ihrer alten Größe Italien den Preis davonzutragen schien. Der ästhetische Reiz, der die Massenbewegung der Italiener vor den Schlachten des Deutschen Krieges auszeichnete, beginnt zu verblassen; die Gebrechen der vor der Zeit und mit fremder Hilfe errungenen Einheit Italiens liegen vor aller Augen. Schon beneiden uns einzelne Stimmen jenseits der Alpen um unsere stetige und selbständige Entwickelung, und unter den Deutschen sind manche geneigt, allzu niedrig zu denken von jener gewaltigen sittlichen und politischen Arbeit, welche das letzte halbe Jahrhundert der italienischen Geschichte erfüllt. Aus den Wirren des napoleonischen Zeitalters war der Nation nichts geblieben als einige mächtig aufregende Erinnerungen. Sie hatte gesehen, wie ihr größter Sohn den Herrscherstab der Welt in Händen hielt, wie der

heilige Name des Königreichs Italien wieder auferstand, wie ein modernes Gemeinwesen rüstig aufräumte unter der heillosen Erbschaft der alten Despotien, entfremdete Nachbarn als Bürger eines Staates verband. Über dem Widerstreit der Gefühle, die solcher Zustand halber Fremdherrschaft erweckte, ward der große Augenblick versäumt, da Italien sein Schicksal selbst bestimmen konnte. Jetzt lag die Halbinsel waffenlos, willenlos zu den Füßen des Wiener Kongresses, Italien ward wieder ein geographischer Begriff. Kalt und schnöde wies die englische Diplomatie die klagenden Patrioten zurecht: Europas Ruhe fordere die Zerstückelung des Landes. Eine Staatskunst der nackten Willkür stellte die fremdländischen Dynastien, doch nicht die nationalen Republiken des vergangenen Jahrhunderts wieder her, erhob Österreich zur herrschenden Macht der Halbinsel. Auch Venedig, das einst Bonaparte dem besiegten Österreich zugeworfen hatte, ward abermals dem Doppeladler preisgegeben und dergestalt eine Erinnerung erneuert, welche den Italienern jederzeit als die brennendste Schmach ihrer neuen Geschichte gegolten hat. Während nun das pfäffische Regiment der alten Zeit, gekräftigt durch die Machtmittel napoleonischer Bureaukratie und Polizei, an den Höfen sich wieder einnistete und in Lombardo-Venetien nach einigen Jahren der Milde der kaiserliche Stock, il bastone tedesco, die Herrschaft antrat, wucherte in dem unglücklichen Volke, dem eine Bühne für gesetzliches öffentliches Wirken versagt blieb, jede Art von politischer Verderbnis empor.

Einen wesentlichen Charakterzug des italienischen Staatslebens, zugleich einen schneidenden Gegensatz zu dem deutschen Wesen, bildet die Macht und Berechtigung der republikanischen Überlieferungen in diesem Lande der Städte. Wenn wir in der Kapelle von S. Lorenzo zu Florenz jene wunderbaren Mediceergräber betrachten, die einst der harte Republikaner Michelangelo widerwillig seinem heimischen Tyrannenhause errichtete, und darauf den Blick wenden nach der Ecke der Kapelle, wo eine grell bemalte Krone das abgeschmackte Grabmal des „besten Fürsten" Ferdinand III. von Lothringen-Toskana deckt — dann empfindet auch der Deutsche mit Entrüstung, wie roh ein Barbarengeschlecht die Tempel eines hochgesitteten Volkes geschändet hat. Dann ahnen wir etwas von den Gefühlen, welche die Patrioten Italiens gegen ihre neuen Herrscherhäuser beseelten. Die Epoche der Monarchie war dem Italiener das Zeitalter der Fremdherrschaft und des Despotismus. Wie mochte diese öde Zeit des Schlummers sich vergleichen mit jenen Tagen republikanischer Herrlichkeit, da der Löwe des heiligen Markus die Häfen des Morgenlandes beherrschte und das hochsinnige Künstlervolk von Florenz zu seinem Arnolfo sprach: „Der Plan für unseren Dom soll so groß sein wie die allergrößte Seele, wie die Herzen so vieler Bürger, die zu einem Wollen vereinigt sind" — ? Tausendjährige Städte, einer stolzen Geschichte froh, umfaßten noch immer die größere Hälfte der Nation, beherrschten das flache Land mit ihrer

Geldmacht, ihrer Bildung; keinem Volke fiel es schwerer zu begreifen, daß die moderne Welt der monarchischen Flächenstaaten nicht mehr Raum bietet für städtische Republiken.

Die Macht der republikanischen Erinnerungen, der Druck der fremden Gewalthaber, die verwahrloste politische Bildung einer Nation ohne Rednerbühne und Presse riefen einen verwegenen Radikalismus hervor, der nach der Weise unfreier Völker in Verschwörungen sich zusammenfand und bald die Gegner zwang, sich gleichfalls in Geheimbünde zu scharen. Alle die häßlichen Züge, welche die arge Schule des spanischen Despotismus dem Charakter der Nation aufgeprägt, fanden in diesem Sektenwesen, den sette, bereite Förderung: das Mißtrauen aller gegen alle, der Todhaß wider die politischen Gegner, der aus den entsetzlichen Eiden der Carbonari wie der Sanfedisten so blutig hervorbricht, und vornehmlich jene Moral der Verzweiflung, welche, seit Macchiavellis Tagen auf diesem Boden heimisch, soeben in dem mannhaftesten Dichter des neuen Italiens, in Vittorio Alfieri, einen begeisterten Apostel gefunden hatte. Hundertmal war die Ohnmacht des Meuchelmordes durch gescheiterte Verschwörungen erhärtet, und hundertmal kehrten die Fanatiker zu dem Dolche als der letzten Zuflucht des Geknechteten zurück. Gewiß sprach Ugo Foscolo allen Denkenden ein erlösendes Wort aus der Seele, da er ausrief: um Italien zu schaffen, müssen wir die Sekten vernichten! Und doch gebührt diesen Wahnwitzigen der Ruhm, daß sie zuerst den Gedanken der Einheit Italiens, roh und unklar genug, in weiteren Kreisen verbreiteten: schon die Carbonari träumten von einer Republik Ausonien, und noch bestimmter trat die Idee der Einheit in jenem Geheimbunde des „jungen Italiens" hervor, der in Mazzini sein sichtbares Oberhaupt verehrte.

Während dergestalt köstliche Jugendkräfte in dem schlechten Handwerke der Verschwörer vergeudet wurden, ergingen sich weichere Gemüter in unfruchtbaren sentimentalen Klagen über die Schande ihres Vaterlandes. Sie beweinten Italien in jenem elegischen Tone, den einst Filicaja anschlug, da er sein Land also anredete: „O wärst du stärker oder minder schön, daß du die Gier der Mächtigen nicht reiztest!" Wieder anderen ward die große Vorzeit des Landes zum Fluche. Dies erstgeborene Volk des neuen Europas weiß nichts, will nichts wissen von der tiefen Kluft, welche die moderne Zeit von dem Altertume trennt. Die Italiener führen unbefangen ihre Geschichte bis auf die römische Wölfin zurück, sie sehen in der Entwickelung der Jahrtausende immer dasselbe italienische Volkstum, das unheimischer Gewalten sich erwehrt, und reden über die Völkerwanderung noch mit dem gleichen naiven Erstaunen wie jener Macchiavelli, der sich verwundert, warum der Po und der Gardasee ihren antiken Namen abgelegt und die Menschen heute Pier-Giovanni und Matteo, nicht mehr Cäsar und Pompejus heißen. Sie haben in ihrer schönsten Zeit den Geist des Altertums wieder aufgeweckt und schauen auf die Völker des

Nordens noch mit derselben Empfindung wie einst Ciceros Römer auf die Germanen. Die Größe der weltherrschenden Roma ist Italiens Größe. Während die Deutschen an ihrem Hermannsdenkmal bauten, schlug Niccolini seinen Landsleuten vor, nach der Vertreibung der Österreicher auf dem Gipfel der Alpen ein Riesenstandbild des Marius zu errichten, das Schwert drohend gen Norden erhoben, darunter die Inschrift: Zurück, ihr Barbaren! Wie schwer mußte die Nüchternheit des politischen Urteils, die Klarheit der Selbsterkenntnis leiden, wenn in kleiner Zeit eine aufgebauschte Rhetorik mit majestätischen Erinnerungen prahlte und bei der Phrasenseligkeit der durch jesuitische Erziehung verflachten Hörer nur allzu willigen Glauben fand!

Italien lebte wie Deutschland ein übergeistiges Leben. Der Nordländer, der, begeistert von den Schilderungen der Kunsthistoriker, in Italien den unverfälschten Adel der Renaissance zu finden hofft, entdeckt mit Überraschung, daß die meisten welschen Städte auf den ersten Anblick den Charakter des Rokoko zeigen. So massenhaft, so unablässig hat dies Künstlervolk gebaut, auch nachdem die Heroen seines Geistes dahingegangen. Doch wenn die Lust am Schauen und Bilden und am schönen Spiele niemals ausstarb, die schöpferische Kraft war tief gesunken. Die neue Wissenschaft der Italiener darf von sich rühmen, daß sie, mit Ausnahme der römischen Theologen, niemals den Mächten der Finsternis, nie dem Despotismus gedient hat, aber sie konnte durch viele Jahre nur weniges aufweisen, was sich den Werken deutscher Gelehrsamkeit vergleichen ließ. Die höheren Stände verkamen in überfeinerter geistiger Genußsucht, in schwächlichem Dilettantismus. Mit Ekel betrachteten ernste Patrioten, welche überschwenglichen Triumphe eine gewandte Ballerina oder Primadonna unter dieser entnervten Gesellschaft erringen konnte. „Italien erwacht", rief Azeglio jubelnd aus, als er endlich den Verfall der Kunst bemerkte und auf der Bühne zum ersten Male heulen hörte. Und wahrlich, sollte dies Volk gesunden, so mußte der ästhetische Müßiggang der Kenner und Dilettanten ausgetrieben werden durch die derbe hausbackene Prosa der stählenden wirtschaftlichen Arbeit. Als Richard Cobden mit einem italienischen Freunde von der Höhe des Monte Mario herniederschaute auf die majestätischen Trümmer des alten Roms, da sagte er kalt: „Alles das ist heute zu gar nichts mehr nutz" — und es lag ein tiefer Sinn in dem banausischen Worte des Manchestermannes. Die mächtige Entwickelung der modernen Volkswirtschaft war an der Halbinsel fast spurlos vorübergegangen. Der Bauer schaffte noch wie vor alters mit bewunderungswürdigem Fleiß im Sonnenbrande der lombardischen Ebenen und der ligurischen Terrassen. Aber der Unternehmungsgeist der Reichen war gelähmt durch verkehrte Erziehung, durch die Sünden einer ungeheuerlichen Handelspolitik. Zollinien, elende Straßen hemmten den Handel und Wandel, die Fremdherrschaft erschwerte grundsätzlich den Verkehr von Staat

zu Staat. Niemand wagte ein weitaussehendes wirtschaftliches Unternehmen, weil niemand Glauben hatte an die bestehende Ordnung, und in Europa ward das alte Märchen von der unverbesserlichen Faulheit der Italiener überall nachgesprochen.

Die hochbegabte Nation galt in der Welt als ein Volk von Knechten, reich an Witz und Arglist, unfähig zu freiem Bürgerleben; die deutschen Blätter vornehmlich versündigten sich schwer an dem Nachbarlande, beteten gläubig alle Lügen der österreichischen Presse nach. Tausende von Fremden durchstreiften alljährlich die Halbinsel, bildeten sich ihr Urteil nach dem geschäftigen Völkchen der Facchini und Ciceroni, das sie feilschend umdrängte. Sie kamen in das Land der Myrten und Orangen, um auszuruhen von ihren schweren nordischen Gedanken, um die Pracht der Natur und der alten Kunst zu bewundern. Für die fürchterliche Prosa der italienischen Gegenwart hatte niemand ein Auge; höchstens die Bettler in ihren malerischen Lumpen ließ man gelten als willkommene Staffage für die grauen Ruinen. Wenn dann und wann ein Byron oder Platen ein Lied der Klage sang um die Niobe der Nationen, so hörte der Italiener aus diesen Klängen ein herablassendes Mitleid heraus, das ihn noch tiefer verletzte als jene kalte Verachtung.

Unter den verkommenen Staaten der Halbinsel mußte das Königreich Sardinien dem oberflächlich Hinschauenden als einer der kläglichsten erscheinen. Nur zu begreiflich, daß Platens freier Geist bei kurzem Verweilen angeekelt ausrief:

> Unglückseliges Land, wo stets militär-jesuitisch
> Söldner und Pfaffen zumal saugten am Marke des Volks!

Fremd, wie durch ein Spiel des Zufalls zusammengewürfelt, standen die Provinzen des kleinen Staates nebeneinander. In den schönen Gartengeländen der Po-Ebene, die der strahlende Ring der Schneeberge umschließt, wohnte das Mark des Reiches, ein derbes kernhaftes Bauernvolk, ein Mischvolk, in tausend Schicksalsstürmen erprobt, der malo assuetus Ligur der Römer. Daneben, durch die Alpen, durch Sprache und Sitten geschieden, das Stammland des Königshauses, das arme Bergland Savoyen, wo eine rührige demokratische Partei die Wiedervereinigung mit dem freien Frankreich ersehnte, und das halbfranzösische Nizza. Als ein erstorbenes Glied hing am Leibe des Staats die Insel Sardinien, eine schlechthin barbarische Welt, von dem Klerus und mächtigen zumeist spanischen Adelsgeschlechtern beherrscht; ihr Volk in Schmutz und Fieberluft verkommen, zu allen Werken der Kultur, oft sogar zum Soldatendienste unfähig. Der Wiener Kongreß fügte noch die Häfen und Felsterrassen des Genueser Küstensaumes hinzu. Hier lag nach den wütenden Parteikämpfen einer wirrenreichen republikanischen Geschichte der Radikalismus gleichsam in der Luft. Der Stolz des Genuesen begriff nicht, wie Genova

la superba dem kargen Turin gehorchen solle; nur mit Widerstreben betrat der Seemann die Kasernen der Piemontesen.

Über dies bunte Ländergemisch brachen bei der Heimkehr Viktor Emanuels I. jene tollen Saturnalien der Restauration herein, die nur in Kurhessen und Hannover ihresgleichen fanden. Jede Spur der Herrschaft der Franzosen mußte verschwinden. Selbst die schöne Pobrücke von Turin, ein Werk Napoleons, sollte zerstört werden, bis sich der Stadtrat von Turin erbot, eine Votivkirche an den Ausgang der Brücke zu bauen. Die Sorge für den Klerus ging allem vor in diesem „Paradiese der Priester". Nicht umsonst nannte sich noch Karl Albert in seinem Zivilgesetzbuch den Beschützer der Kirche; der Staat lieh den geistlichen Gerichten seinen Arm, führte als Fronvogt ihre Urteilssprüche aus. Mehr als 100 Millionen Lire wendete das hergestellte Königtum in einem Vierteljahrhundert auf, um die Geistlichkeit mit liegenden Gründen auszustatten. Gotteslästerung und Kirchenschändung, auch die unfreiwillige Verletzung der Ehrfurcht gegen das Allerheiligste, ward mit dem Tode bestraft. Wer dem Kirchenbanne verfiel, hatte sein Amt verwirkt. Über die Ehen entschieden die geistlichen Gerichte allein, dergestalt, daß eine Ehe nach jahrelangem Bestande wieder aufgelöst werden mußte, sobald sich eine kirchenrechtswidrige Verwandtschaft der Gatten herausstellte. Die Juden lebten in ihren ghetti eingesperrt, der Protestant durfte vor Gericht kein Zeugnis ablegen wider einen Katholiken — und dies in einem Staate, der allein auf der Halbinsel eine namhafte protestantische Bevölkerung, in seiner Waldenserhauptstadt Torre ein kleines italienisches Genf besaß. Eine zwiefache Zensur, eine geistliche und eine weltliche, behütete die Presse so sorgsam, daß nicht einmal das Wort „Verfassung" in einem piemontesischen Buche erscheinen durfte. Unter der Führung sanfter Abbati zog alltäglich das Kadettenkorps sittsam durch die Straßen von Turin.

Wie die Geister durch die Kirche, so ward die Staatsverwaltung durch ein überzahlreiches vielgeschäftiges Beamtentum geleitet. Die schwachen Gemeinden, darunter nur wenige sich mit den stolzen Kommunen Mittelitaliens messen konnten, fügten sich leicht den schleppenden Geschäftsformen einer halbmilitärischen Zentralisation. Der Kriegsminister war zugleich das Haupt des Polizeiwesens; die Kommandanten der Provinzen und der Städte besorgten gemeinsam mit den bürgerlichen Beamten die Verwaltung der Sicherheitspolizei. Das gesamte geistige Leben des Staates sollte seinen Brennpunkt finden in der Hauptstadt, wo fast alle Bildungsanstalten vereinigt waren; und wie leer, wie nichtig erschien dies Darmstadt Italiens mit seinen geraden reizlosen Straßen, das fast allein durch die Bogengänge seiner Poststraße an die Schönheit südlichen Lebens erinnert, neben der Kunstherrlichkeit, der bewegten Geselligkeit von Mailand und Florenz! Über der Universität stand, seit der Aufstand von 1821 die Krone zu schärferem Anziehen der Zügel bewogen hatte, meisternd

und spürend die Aufsichtsbehörde der Riforma. Die königliche Bibliothek hielt das Gift der Aufklärung wohlverschlossen in ihren Schränken; selbst Gibbon und Montesquieu wurden vor dem März 1848 nicht ausgeliehen. Eine spanische Etikette beherrschte den Hof, sie bestimmte sorgsam, wer der Königin aus dem Wagen helfen dürfe, und erregte sogar den Spott des Erzherzogs Stephan. Und wie zähe die Lehren de Maistres, die Ideen der katholischen Monarchie von dem Hofadel festgehalten wurden, das bezeugt uns noch ein aus diesen Kreisen entsprungener Nekrolog auf Karl Albert: da werden die Zeiten Philipps II. und Ludwigs XIV. kurzab als die Glanztage der modernen Gesittung geschildert; denn der freche Menschengeist bedarf eines festen Zaumes, um seine volle Schöpferkraft zu entfalten. Auch die Volkswirtschaft kränkelte. Nur der Ackerbau gedieh unter den fleißigen Reisbauern der Lomellina, aber Genuas Schiffahrt hob sich nur langsam, und der Gewerbfleiß wollte trotz der Schutzzölle so wenig erstarken, daß selbst die gröbsten Baumwollenzeuge vom Auslande eingeführt werden mußten. Der Ertrag des Flachsbaues von Savoyen wanderte nach Frankreich, weil man ihn daheim nicht zu verarbeiten verstand. —

Und doch wußte Fürst Metternich wohl, was er sagte, als er zur Zeit der Julirevolution dem französischen Gesandten zurief: „Piemont ist für uns die ganze italienische Frage." Dieser Staat allein hatte sich, umringt von erschlafften und geknechteten Nachbarn, zwei unschätzbare politische Güter bewahrt: ein tapferes Heer und ein nationales Königtum. Wenn unsere Friedensapostel in ihrer altklugen Selbstgefälligkeit noch fähig wären, von der Geschichte zu lernen: aus den Schicksalen Preußens und Piemonts müßten sie die Erkenntnis schöpfen, daß der Krieg ein Jungbrunnen ist für die sittliche Kraft der Völker. Italiens Unheil war der faule, würdelose Friede, die lange Entwöhnung der Nation von dem edlen Handwerk der Waffen. Auch Piemont hatte Zeiten gesehen, da sein Volk mit angesteckt war von der friedensseligen Erschlaffung der Italiener, da das Volkslied spottete: Piemontese e Montferrin, pan e vin e tambourin! Aber schon Emanuel Philibert rühmte sich, daß er so viel Soldaten habe als Untertanen, und seitdem war in dem tapferen Stamme die erste der bürgerlichen Tugenden, die Grundlage aller anderen, die kriegerische Tüchtigkeit, nicht wieder untergegangen. An dem Schmettern der savoyischen Trompete erfreute sich in den Tagen Karl Emanuels jeder, der ein Mann war unter den Italienern; hier blieb noch eine Scholle italischen Landes, die sich nicht knechtisch den Winken des Hofes von Madrid unterwarf. Piemont allein hatte den Heeren der französischen Revolution zu trotzen gewagt, sieben Jahre lang ausgedauert in dem ungleichen Kampfe. Jetzt war die kleine Armee neu gegründet, die freilich mehr als ein Drittel der Staatseinnahmen verschlang und von den österreichischen Nachbarn wegen der Überzahl ihrer Marschälle und Generale ver-

spottet ward — immerhin eine tüchtige Truppe, deren Offiziere auch auf der hohen Schule ihrer Feinde, auf den Feldübungen Radetzkys um Verona, zu lernen wußten, und, was mehr bedeutet, ein nationales Heer, beseelt von den Überlieferungen echten kriegerischen Ruhmes, gleich weit entfernt von der Landsknechtsroheit der bourbonischen Söldner wie von der feigen Erbärmlichkeit der Schlüsselsoldaten, treu ergeben dem angestammten Herrscherhause.

Nur dieser Winkel Italiens kannte den Segen der Monarchie. Ein hochstrebendes Fürstengeschlecht hatte hier, eingepreßt zwischen übermächtigen begehrlichen Reichen, die Jahrhunderte hindurch das Grenzland verteidigt, bald im offenen Kampfe, bald durch die Künste einer verschlagenen Diplomatie — wie jener Eisenkopf Emanuel Philibert, der, ein Friedensstifter und ein Held, auf dem Karlsplatze zu Turin gepanzert hoch zu Rosse sitzt und sein siegreiches Schwert in die Scheide steckt. Unberechenbar treulos gegen die bösen Nachbarn, standen die Grafen von Savoyen fest zu ihrem Volke als sorgsame Herren. Sparsame Wirte, streng gegen sich und ihr Haus, nüchterne Geschäftsleute, die der Zauber der Kunst kaum je berührte, bewahrten sie, während das Schicksal in wunderlicher Laune den kleinen Staat auf und nieder schleuderte, unentwegt ihren dynastischen Stolz, ihr monarchisches Pflichtgefühl. Es gibt Staaten, die das Gesetz ihres Lebens nicht durch eine geographische Notwendigkeit, sondern durch den freien Entschluß ihrer Leiter empfangen. Wir sehen sie oft gleich einem Menschen zögernd und wählend am Scheidewege stehen, und was sie erringen, ist ihr eigenstes Werk. Hierin, in der bewußten Arbeit des Menschenwillens, liegt der tiefe Grund der oft geschilderten Verwandtschaft zwischen Preußen und Piemont. Rittlings auf den Alpen sitzend, fand der kleine Staat das Recht seines Daseins vorerst nur in der Eifersucht der Nachbarmächte; es währte lange, bis er sich selber ein festes Ziel seines Wirkens gab. Nachdem das Grafenhaus von Maurienne den Titel des Markgrafen von Italien annahm, vergingen acht Jahrhunderte, bis die Markgrafen zu Königen von Italien wurden. Viel Blut und Arbeit ward vergeudet an den unmöglichen Versuch, die Herrschaft Savoyens zugleich über Norditalien und über die französisch-schweizerischen Nachbargebiete auszudehnen; noch am Hofe Karl Alberts tauchte einmal der Plan, das Wallis zu erobern, auf als ein letzter Nachklang der alten burgundischen Politik des Hauses.

Seit Emanuel Philibert die Penaten dieses frommen Hofes, das heilige Schweißtuch, von Chambery über die Alpen nach der Kathedrale von Turin führte, tritt die Richtung auf Italien immer bestimmter, zuletzt als der leitende Gedanke des Hauses Savoyen hervor. Das Stammland sinkt zu einem Nebenlande der Po-Ebene herab. Es gilt jetzt eine selbständige subalpinische Macht zwischen die Reiche der Habsburger und der Bourbonen zu schieben und zunächst die Lombardei wie eine Artischocke

blattweise zu verspeisen. Im achtzehnten Jahrhundert verzehrte man das erste Blatt — die Lomellina, das lombardische Land am rechten Ufer des Tessin. Das alte Mißtrauen gegen die Nachbarmacht im Osten ward sehr bald zur unversöhnlichen Feindschaft, nachdem die herrschende Position in Oberitalien, das mailändische Gebiet, von Spanien an Österreich gekommen war. Der blaue Rock und die harte Mannszucht der Preußen — im Potal wohlbekannt, seit die Grenadiere des Alten Dessauers die blutige Schlacht vor den Wällen Turins eröffnet hatten — wurden seit den Tagen des großen Friedrichs in dem Heere der Piemontesen heimisch, und bald stachelte die Dynastie der verlockende Gedanke, ob nicht das Kreuz von Savoyen den Herrscherbahnen des preußischen Adlers folgen solle. Als Friedrich zum ersten Male versuchte, die beiden natürlichen Gegner des alten Österreichs durch ein Bündnis gegen Wien zu vereinigen, da fehlte in Turin nur die Macht, nicht der Wille; mit Freuden begrüßten die Staatsmänner Piemonts den deutschen Fürstenbund des Großen Königs als einen „Schutzgott für die italienischen Staaten". Auch der Wiener Hof hatte seines Hasses gegen den händelsüchtigen Kleinstaat kein Hehl. Derweil die austro-sardischen Heere gemeinsam gegen die Scharen der Revolution kämpften, hegte man in Wien die Absicht, die Festungen des Verbündeten zu überrumpeln, seine Truppen den kaiserlichen Regimentern einzuverleiben — ein boshaftes Ränkespiel, das dem größten politischen Kopfe des Turiner Hofes, dem Grafen de Maistre, unvergessen blieb.

Der Wiener Kongreß bereitete hier wie in Deutschland dem Nebenbuhler Österreichs eine unhaltbare, schwer gefährdete Stellung. Piemont ward freilich durch die Erwerbung Liguriens eine Seemacht und dergestalt, wie der Argwohn des partikularistischen Genuesen Brignole-Sala augenblicklich erriet, von neuem bestärkt in seinen ehrgeizigen Plänen. Aber wie mochte man hoffen, die feindselige neue Provinz mit dem kleinen Kernlande zu verschmelzen? und wie frei aufatmen in dieser furchtbaren Pressung, umklammert von den Vasallenstaaten des Wiener Hofes und von dem österreichischen Gebiete, das jetzt vom Tessin bis zur türkischen Grenze reichte? So hatte einst Preußen neben dem Rheinbunde gestanden. Auf eine friedliche Änderung der unleidlichen Lage war nicht zu hoffen. Wenn das Geschlecht der Bourbonen in Parma ausstarb und das Herzogtum Piacenza kraft alter Erbverträge an Sardinien kam, dann sollte die Festung Piacenza, der große die Ostgrenze Piemonts beherrschende und jetzt schon mit kaiserlichen Truppen besetzte Waffenplatz, ganz an Österreich fallen. Unablässig bestürmten die gewandten Diplomaten aus der Schule de Maistres, die Aglié und Brusasco, die großen Mächte mit ihren Klagen; es gelang, den alten Gönner der Kleinstaaten Italiens, Rußland, zu überreden und mit seiner Hilfe die nächste Gefahr, die Bildung eines italienischen Bundes unter Österreichs Führung, abzuwenden. In

den Tagen der Heiligen Allianz erschien Piemont als der besorgte Anwalt der kleinen Staaten; man faßte sogar den phantastischen Gedanken, alle Mittelstaaten Europas von der Nordsee bis zum Ligurischen Meere durch ein großes Bündnis zu sichern. Nach der Revolution von 1821 erlahmte die Turiner Politik. Aber selbst der träge Karl Felix dachte zu stolz, um teilzunehmen an den Huldigungen, welche die italienischen Satrapen dem Kaiser Franz bereiteten, und in Wien wollte man nie ein herzhaftes Zutrauen fassen zu diesem Geschlechte, das freilich mit dem Kaiserhause eng verschwägert, aber — die einzige italienische Dynastie der Halbinsel und seit dem Untergange der Republik Venedig der einzige Vertreter einer nationalen Staatskunst war.

Während dergestalt der Staat langsam in das italische Land hineinwuchs, begann in seinem Volke noch langsamer und folgenreicher eine Wandlung der Geister, sie hebt an mit dem großen Namen Vittorio Alfieri. Mit der Kraft und Kühnheit seiner schweren piemontesischen Natur hat dieser Dichter des Willens zuerst unter den neueren Italienern den Gedanken der Einheit Italiens aufgegriffen; er macht Ernst mit dem Traume, arbeitet daran, sein Piemontesentum abzulegen (spiemontizzarsi), er wirft den rauhen Dialekt seiner Heimat hinweg, lernt die schöne Sprache von Toskana, wird ein Italiener schlechtweg. Einsam unter den Zeitgenossen, klagt er oft: bin ich allein von Stahl und die Italiener von weichem Tone? Nach seinem Tode begann sein Beispiel Früchte zu tragen. In stiller Arbeit, mit hellem Bewußtsein sind die Piemontesen zu Italienern, mit den fremden Gütern der alten nationalen Bildung vertraut geworden. Das verspottete Böotien Italiens, dessen Volksmasse noch lange die Lombarden als „Italiener", als eine fremde Nation mißtrauisch betrachtete, ward endlich in den vierziger Jahren einer der Mittelpunkte der geistigen Bewegung der Halbinsel, schenkte der Nation in Gioberti und Balbo, Azeglio und Durando ihre besten politischen Schriftsteller. Von hier, aus Cäsar Balbos Mund, erklang das erweckende Wort: die Unabhängigkeit ist für ein Volk, was die Schamhaftigkeit für ein Weib. Und eher nicht hat Italiens politische Arbeit Kraft und Stetigkeit und Haltung gewonnen, als bis sie von den zuchtlosen Stämmen des Südens hinüberdrang in das strenggeschulte Volk von Piemont.

Nur langsam konnte diese Entwicklung sich vollziehen; der herrschende Stand von Piemont, der Adel, stand ihr lange fern. Die Söhne dieser stolzen und zumeist armen Geschlechter verbrachten ihre jungen Tage am Hofe, im Heere, in den Amtern und schlossen ihr Leben mit einem patriarchalischen Regimente auf ihren Gütern. Es war eine enge Welt von unbeschreiblicher Armseligkeit der Bildung, eine Hölle für jeden freien Geist, unerträglich selbst für den milden und bequemen Sinn Massimo d'Azeglios. Der „Cavajer" sprach französisch oder am liebsten den rohen Dialekt des Landes, fast niemals italienisch; er lebte und webte in den

Leiden und Freuden der Vetterschaft, ehrte die Kirche und den König, sah auf den „Bourgeois" mit einem Junkerstolz hernieder, den die Patrizier von Mailand und Bologna nicht kannten. Nicht der Schimmer einer Idee drang in diese harten Köpfe. „Es gibt nur zwei wahre Freuden auf Erden, die Liebe und den Krieg" — sagte Cäsar Balbo diesem Adel aus der Seele. Aber wie aus Azeglios goldenem Buche I miei ricordi durch allen Spott hindurch immer wieder die Liebe zu den Standesgenossen hervorbricht, so darf auch das historische Urteil den sittlichen Kern dieser Aristokratie hinter der widerwärtigen, oft lächerlichen Hülle nicht verkennen. Dieser Stand war der einzige politische Adel, den Italien noch besaß. Er hatte ein Vaterland, er arbeitete für den Staat, er war hundertmal für sein Königshaus in die Schlacht gezogen. Welch ein Abstand von Rom, wo der Adel in geilem Prasserleben verkam, wo ein Schweif von amanti, patiti und galanti jeder gefeierten Schönheit nachzog, wo Schmarotzer und Improvisatoren sich schmeichelnd an die üppigen Tafeln der Vornehmen drängten, wo das System des galanten Müßiggangs sich zu einer wohlgegliederten Hierarchie ausgebildet hatte! In dem derberen und gesunderen Leben der Aristokratie von Piemont erwuchsen Charaktere wie der Vater Azeglios, der strenge makellose Mann, der um seines Königs willen das Brot der Verbannung gegessen hatte und dann jahrelang ohne Klagen als ein treuer Untertan die unverdiente Ungnade desselben Königs ertrug. Die alten Herren, die selber für die blaue Kokarde und das Kreuz von Savoyen gekämpft und geduldet, sie sollten dereinst, auf des Königs Ruf, willig ihre Söhne unter die gehaßten dreifarbigen Fahnen stellen und mit der Fassung spartanischer Bürger ertragen, daß das alte Piemont für das neue Italien blutete.

In diesem Geiste der Pflichttreue und des patriotischen Stolzes lag die Gewißheit der Heilung für die Gebrechen des Staates. Die Krone hatte bei all ihrer Frömmigkeit niemals einen Übergriff des Römischen Stuhles geduldet, der Adel bei all seinem Hochmute nie gepraßt von dem Schweiße des Volkes. Die Verwaltung arbeitete so langsam und pedantisch, daß man die affari interni spottend affari eterni nannte, doch sie bewährte eine in Italien unerhörte Redlichkeit. Der Staatshaushalt war so wohl in Ordnung, daß die Regierung vor der Revolution von 1848 hoffen konnte, den Eisenbahnbau zwischen Turin und Genua — die großen Brücken über den Po und Tanaro, den weiten Tunnelweg durch die Pässe der Bocchetta — ohne eine Anleihe, allein aus den baren Mitteln des Staates zu vollenden. Das Volk des oberen Potals glaubte an sich und an seinen Staat, stand neben den höher gebildeten Nachbarn mit einem Selbstgefühl, das diesen unbegreiflich schien. Schon Napoleon fand, hier sei gar kein Stoff für eine Revolution; und noch in unseren Tagen gelangten mißgünstige Fremde, wie Graf Rayneval, wenn sie die strengen monarchischen und militärischen Überlieferungen der Piemontesen mit der

Schlaffheit und dem verworrenen Radikalismus der übrigen Italiener verglichen, zu dem voreiligen Schlusse, dies kräftige Sonderleben gehöre nicht zu Italien. Wie einst in den Wettkämpfen von Sparta und Athen, von Rom und Griechenland, von Venedig und Florenz, so sollte auch in Italiens neuester Geschichte sich bewähren, daß in den großen Entscheidungsstunden des Völkerlebens nicht das Genie den Preis davonträgt, auch nicht die Tugend, sondern der Charakter. Nur von diesem Gemeinwesen — dem einzigen, das ein Staat war — konnte Italiens Rettung ausgehen, und der Mann, der das adlige Piemont in die steilen Bahnen revolutionärer Staatskunst hineinreißen wollte, mußte selber ein Aristokrat sein.

In solchen Umgebungen ist Camillo Cavour aufgewachsen. Das alte Haus Benso aus Chieri führte seinen Grafentitel von dem Städtchen Cavour, dessen Namen in der Geschichte Piemonts einen guten Klang hat; denn von hier erließ einst Emanuel Philibert das Toleranzedikt für seine Waldenser. Von den protestantischen Erinnerungen, welche der Name erweckt, war indes in der Haltung der Familie nichts zu spüren; die Grafen standen allesamt fest zu dem Throne und der römischen Kirche, rühmten sich ihrer Verwandtschaft mit dem heiligen Franz von Sales. Nur einmal, in der napoleonischen Epoche, hielt die royalistische Gesinnung des Hauses nicht stand; Camillos Vater trat in den Hofstaat des Fürsten Borghese, der als Vertreter seines Schwagers Napoleon in Turin Hof hielt. Die Gemahlin des Fürsten hob den kleinen Camillo aus der Taufe, der am 10. August 1810 als französischer Untertan geboren war. Nach der Rückkehr des Königshauses suchte der alte Graf durch den Eifer seiner royalistischen Ergebenheit den Fehltritt zu sühnen; er wurde späterhin Vikar von Turin, das will sagen: zweiter Polizeiminister des Königreichs, spürte fleißig den Umtrieben der Demagogen nach. In seinem Palaste verkehrten täglich der österreichische Gesandte und die Führer der klerikalen Partei, der Cattolica. Für Cavour, wie für die meisten ungewöhnlichen Männer, ist das Vorbild der Mutter bedeutsamer geworden als der Einfluß des Vaters. Durch die geistreiche Frau, eine Genferin aus dem Hause Sellon, und ihre protestantischen Schweizer Verwandten drangen einzelne moderne freie Ideen in das ehrenfeste Grafenhaus. Der strenge Sinn des Vaters und der frühreife freie Geist des Sohnes sind wohl oft heftig aneinander geraten; so schwer waren diese häuslichen Kämpfe doch nicht, daß sie den leichten frohen Mut des jungen Grafen verdüstert hätten. Er lernte im Verkehr mit andersdenkenden Verwandten früh, was vollständig nur die persönliche Erfahrung lehrt, die Gewohnheit der Duldung. Die Erbsünde des gemäßigten Liberalismus, die doktrinäre Rechthaberei, blieb ihm fremd; mit seinem strengkatholischen älteren Bruder Gustav stand er sein Lebtag in herzlichem brüderlichen Verkehr.

Der Knabe trat nach adliger Sitte in die Militärakademie; hier ward ihm als einem vornehmen Herrn die Auszeichnung, daß er als Page bei dem Prinzen von Carignan Dienst leisten sollte. Aber seinem Stolze, seiner unbändigen Lebhaftigkeit war der Zwang der Etikette unleidlich, er zog sich die Ungnade seines Prinzen zu, der über den Formen höfischer Sitte mit feierlicher Strenge wachte. So war der Grund gelegt zu jener tiefen Abneigung, welche König Karl Albert und der mächtige Minister seines Sohnes einander immer bewahrt haben. Auch in der Armee war seines Bleibens nicht; der junge Ingenieurleutnant wurde als ein unruhiger Kopf beargwöhnt, da er seine liberalen Neigungen, seine Freude über die Julirevolution nicht verhehlte, und in die entlegene Bergfeste Bard versetzt. Nun nimmt er seinen Abschied, wirft sich auf die Landwirtschaft mit einer bürgerlichen Arbeitsfrische, die seine steifen Standesgenossen erschreckt. Er ist früh mit sich im reinen, nach der Weise tatkräftiger Naturen, und wie glücklich, wie harmonisch erscheint er in seiner Einseitigkeit — einer jener seltenen Menschen, die nichts wollen, was sie nicht können. Ein mathematischer Kopf, militärisch gebildet, hat er die alten Sprachen nie verstanden, die Gedichte Dantes und Ariostos nie gelesen; die Fragen der Politik erschienen ihm wie Probleme der Integralrechnung. Während Gioberti seine Landsleute ermahnte, durch andächtige Versenkung in das klassische Altertum zum Bewußtsein ihres Volkstums, zur italianità sich hindurchzuarbeiten, stand dieser Mann mit jeder Kraft seines Geistes in der modernen Welt, ganz der Gegenwart und einer großen Zukunft zugewendet. Er kannte die gesunde Prosa seiner Natur, lachte gern über die Armut seiner Phantasie, meinte späterhin, er könne leichter die Einheit Italiens zustande bringen als ein Sonett. Und weil er sich selber von Grund aus kennt, weil kein Trieb seiner Seele dem anderen widerspricht, darum redet aus jedem seiner Worte jene Heiterkeit im Verstande, welche das Kennzeichen harmonischer und reicher Begabung ist. Das Grübeln über Ich und Nichtich überließ er lachend seinem Bruder, und die schwermütigen Verse, die sein träumerischer Freund Pietro di Santa Rosa ihm zusang: „gemeinsam zu klagen, Camillo, sei jetzt der Trost für die niedergeschlagene Seele", paßten wenig für seine frische Lebenslust.

Diese goldene Laune, diese derbe Natürlichkeit machen das Bild des Mannes uns modernen Menschen rasch vertraut; denn keine Epoche der Geschichte hat auf den fröhlichen Lebenshumor, auf die kurz angebundene Einfachheit größeren Wert gelegt als die Gegenwart, die mit Bewußtsein aus einer Zeit sentimentaler Überschwenglichkeit herauswächst. Sah man den untersetzten lebhaften Mann mit dem behaglichen Lächeln auf dem breiten Gesichte, wie er sich in den Sessel warf, beide Hände in den Hosentaschen, die Beine fast nach Türkenart verschränkt, und unter schmetterndem Gelächter übermütige Witze herausplauderte; beobachtete man diese

lockeren Junggesellensitten, die Lust am hohen Spiel und die galanten Abenteuer, die noch in späten Jahren, wenn ein Redner leise darauf anspielte, die Heiterkeit des Parlamentes erregten — so wähnte man leicht, nur einen glänzenden Lebemann vor sich zu haben. Nichts von der Kälte, der zugeknöpften Behutsamkeit des Piemontesen; niemals lernte Cavour jene Feierlichkeit der Amtsmiene, die seine Landsleute, mit einem ihren spanischen Herren entlehnten Worte, sussiego nennen. Er liebte noch als Minister im Kreise der Freunde das Pathos seiner Gegner durch groteske Gebärden nachzuahmen, durch neckische Schelmenstreiche die Genossen in Atem zu halten und ist oft, wenn er eine Depesche geschrieben, pfeifend und die Hände reibend im Zimmer umhergelaufen wie ein Schulbube, der sein Pensum glücklich abgetan. Und welche Meisterschaft der Menschenkenntnis und Menschenbehandlung offenbarte sich doch in dieser bestrickenden Liebenswürdigkeit, die sich nie langweilte, jedem etwas zu sein und bei jedem da anzuklopfen verstand, wo auch aus der trockensten Seele ein Quell springt! Auch seine gesprächige Offenherzigkeit, die doch kein Wort zu viel sagte, erwies sich bald als eine furchtbare Waffe gegen die gemeine Mittelmäßigkeit der Diplomatie, welche solcher Keckheit ungewohnt hinter jedem Worte eine Falle fürchtet. Wie rasch und sicher faßt der Mann, der so übermütig mit dem Leben spielt, sich alsbald zusammen im Bewußtsein seines Wertes, sobald ein bedeutender Gegenstand ihn erregt: dann lagert sich ein tiefer Ernst über die breite Stirn, die Klarheit eines mächtigen Verstandes redet aus den stechenden, tiefliegenden Augen, er wird nicht müde zu fragen und zu forschen, entfaltet im leichten Gespräche eine Fülle selbständiger Gedanken, ein erstaunliches Wissen. Denn bis zu den Romanen englischer Blaustrümpfe herab las er alles, was seinem Kopfe einen tatsächlichen Stoff bot; auch die Kunst, auch die alte Geschichte lernte er kennen, nicht als ein Gelehrter, sondern als ein Mann der Tat, der das Treiben der Menschen übersehen und beherrschen will.

Sein bestes Wissen dankte er dem Leben; auch an ihm bewährte sich die alte Erfahrung, daß der Realismus des Heerwesens und der Landwirtschaft die beste Vorschule für den Staatsmann bildet. Glücklicher als in dem schönen Parke des Familiengutes Santena, wo heute seine Leiche ruht, ward diesem Arbeitsmanne zumute in der weiten baumlosen Ebene, wo sein neuerworbenes Landgut Leri lag. Dort in den feuchten Reisfeldern, unter fleißigen Tagelöhnern und stattlichen Herden schaltete er als Meister; da wurden neue Untergrundpflüge versucht und Riesenspargel gepflanzt, ganze Schiffsladungen von Guano aus England verschrieben — denn „ich kann nichts halb tun" — und der mäßig bemittelte jüngere Sohn des Grafenhauses ward durch eigene Arbeit Millionär. Bald hatte er seine Hand in allen den industriellen Unternehmungen, welche sich in jenen schläfrigen Tagen hervorwagten, errichtete Zuckersiedereien und Düngerfabriken, ward ein Mitbegründer der Bank von Turin, der Paket-

bootfahrt auf dem Langensee und verdiente sich abermals das Mißtrauen der Regierung. Man ahnte in Turin dunkel die Verwandtschaft des neuen Großgewerbes mit dem Liberalismus.

In der Tat, nicht als eine Kunst reich zu werden erschien dem Grafen die Volkswirtschaftslehre, obwohl er willig zugab, daß sie nur die jüngere Schwester der moralischen Wissenschaften sei. Er erkannte, welchen Schatz von psychologischem Tiefsinn und werktätiger Menschenliebe ihre trockenen Sätze bergen, und wünschte die einseitig literarisch-philologische Erziehung der Italiener durch eine tüchtige technische Bildung zu ergänzen. Cavour hatte mit eisernem Fleiße die gesamte Literatur der Nationalökonomie sich zu eigen gemacht; diese Studien blieben sein Liebling; statistische Berichte und technologische Abhandlungen bedeckten noch in seiner Todesstunde seinen Schreibtisch. Er ward ein begeisterter Freihändler, weil er ein Staatsmann war, weil er in der Entfesselung der Arbeitskräfte die Voraussetzung der politischen Freiheit sah. Das soziale Leben galt ihm so sehr als die Grundlage aller Politik, daß er später dem russischen Gesandten sagen konnte: „Der kommunistische Gemeindebesitz eurer Bauern ist uns gefährlicher als alle eure Heere." Er begünstigte die Kleinwirtschaft freier Bauern als ein sittliches Gegengewicht gegen die einseitige Ausbildung des städtischen Lebens in Italien. Sein vornehmer Sinn, der die Dinge im großen überschaute, hatte nur ein Lächeln für jene subalternen Praktiker, welche, auf örtliche, zufällige Erfahrungen sich berufend, die Theorie für eine Feindin der Praxis erklären. Ihm ist kein Zweifel, daß jede richtig gedachte Theorie in der Anwendung unfehlbar die Probe halten müsse, er redet mit Zuversicht von der „unbesiegbaren Macht der Wahrheit". Ihn durchglüht der frohe Optimismus der Tatkraft, alle seine Fehler sind Fehler der Kühnheit. Und was die Macht des Glaubens auch im Staatsleben bedeutet, wie überlegen in den großen Tagen der Völker die Männer auftreten, welche zu glauben vermögen an sich und ihre Sache, das sollte eine nahe Zukunft in Deutschland und Italien abermals erhärten.

Als das höchste Ziel von Cavours politischen Gedanken erscheint schon früh die Befreiung Italiens. Er besaß das historische Gefühl der Aristokratie, fühlte sich und sein Haus fest verwachsen mit dem Staat Piemont — ein Vorzug des Adels, der von den italienischen Demokraten williger anerkannt wird als von den deutschen. Von blondem Haar und heller Haut, wie die meisten seiner Stammesgenossen, hatte er in seinem Äußern nur das Feuer des Auges mit dem ungemischten italienischen Blute gemein; er sprach mit Vorliebe französisch, sein Italienisch wollte dem reizbaren Ohre der Männer von Toskana nie ganz gefallen. Wie war er stolz auf dies Grenzvolk, das an den Vorzügen der Germanen und der Romanen zugleich Anteil habe; seine ernste und schmucklose Vaterstadt behagte ihm besser als das ewige Rom, das er nie betreten mochte. Er lebte in den großen Erinnerungen des Hauses Savoyen, schwärmte für

die rücksichtslose Tatkraft des ersten Karl Emanuel, den er gern neben Friedrich und Napoleon stellte, und nannte selbst Karl Emanuel III., der dem Fremden wenig bedeutend erscheint, einen großen König, in dankbarer Erinnerung an die wirtschaftlichen Reformen des aufgeklärten Despoten. Schon seine ersten Schriften preisen „die glorreiche Politik, welche die savoyische Dynastie zur ersten in Italien gemacht hat und sie in Zukunft zu noch höheren Geschicken erheben wird". So fallen ihm der Stolz des Piemontesen und die Hoffnung des Italieners in eines zusammen; auch er nimmt teil an der stillen Umbildung seines Stammes, wird mit hellem Bewußtsein ein Italiener. Hart lastet auf ihm der Gedanke, daß seine Nation die letzte sein soll unter den großen Kulturvölkern. „Sagen Sie Ihren Landsleuten," schreibt er in seinem neunzehnten Jahre flehend an einen englischen Freund, „daß die Italiener der Freiheit nicht unwürdig sind." Die Scharen kunstsinniger Fremder sind seinem nationalen Stolze peinlich; dann erst sollen sie ihm willkommen werden, „wenn wir gelernt haben, die Fremden auf dem Fuße vollkommener Gleichheit zu behandeln". Seine Hoffnung bleibt „die Vertreibung der Barbaren", und sei es auch mit Frankreichs Hilfe. „Ach," ruft er im Jahre 1832, „wenn Frankreich im vergangenen Jahre das Schwert gezogen hätte!"

Auf Augenblicke regt sich ihm wohl das dämonische Ahnungsvermögen des Genius. „Ich habe einen ungeheuren Ehrgeiz", gesteht er nach seiner Entlassung aus der Armee. „Glauben Sie mir, ich werde meinen Weg machen. In meinen Träumen sehe ich mich schon als den Minister des Königreichs Italien." Doch es bestraft sich schwer, wenn der Historiker, nach der Weise der Dramatiker, die Menschen und ihre bewußten Pläne überschätzt, die Macht der Ereignisse unterschätzt; am allerwenigsten bei diesem praktischen Genius, der mit seinem Volke wuchs, dürfen wir eine bestimmte Rechnung für die unberechenbare Zukunft suchen. Jenem einen übermütigen Briefe stehen hundert andere entsagungsvolle Worte gegenüber, welche bezeugen, daß Cavour vorerst darauf verzichten mußte, in dem alten Piemont als ein Staatsmann zu wirken. Vertreibung der Österreicher durch das gute Schwert der Piemontesen — das ist die einzige bestimmte Hoffnung, die wir aus den patriotischen Träumen seiner Jugend herauslesen; an ihr hat er festgehalten mit der nachhaltigen Glut eines großen Herzens, mit einer Macht der Leidenschaft, die sich unendlich selten verriet, wenn plötzlich aus dem leichten Gespräche des Weltmannes der Todhaß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes hervorblitzte. Durch welche Menschen und auf welchen Wegen seiner Nation die Erlösung kommen werde, das maßte er sich nicht an vorherzuwissen. Er spottete der eigensinnigen Kinder, die der erhabenen Vernunft der Geschichte den Plan ihres eigenen Hirnes unterschieben. Er fühlte in sich die Kraft und die Lust des Herrschens; er war bereit, wenn das Schicksal rief, für die Unabhängigkeit seines Landes zu kämpfen mit jedem wirksamen Mittel, auch

die Mittel und die Männer zu wechseln, dem politischen Gegner zum gemeinsamen Werke die Hand zu reichen, denn „in der Politik ist nichts abgeschmackter als der Groll". Durch solche Beweglichkeit der Tatkraft erscheint er als ein echter Italiener; seine politische Moral, obschon geläutert durch menschenfreundlichen Sinn und hohe Bildung, läuft doch hinaus auf das vermessene Sprichwort, das einst im Getöse der bürgerlichen Kämpfe zu Florenz aufkam: cosa fatta capo ha. „Er bekannte" — so sagte mir einer seiner Freunde — „die Philosophie des Möglichen, die trefflichste praktische Philosophie, die es gibt." Ein listiger Zug schlauer Berechnung tritt auf den besten Bildern in seinem Gesichte sehr stark hervor; lächelnd pflegte er zu sagen, für umsichtig zu gelten sei in der Politik noch wichtiger als umsichtig zu sein. Die Mehrzahl seiner heimischen Biographen preist an ihm nichts so freudig wie die meisterhafte Kunst der Verstellung; sie erkennen darin die Überlegenheit des italienischen Genius, des antico senno italiano, gegenüber der Plumpheit der Barbaren.

Während Cavour vermied, für die noch im Nebel verschwimmende italienische Frage sich ein Programm zu bilden, hatten ihn die greifbaren Fragen der inneren Politik seiner Heimat sehr bald zu einer bestimmten Parteimeinung geführt. Er hatte früh gebrochen mit den Vorurteilen seines Standes, gründlicher gebrochen als selbst Massimo d'Azeglio, der häufiger als Cavour die Unsitten des Adels geißelte und dennoch den stolzen Edelmann nie verleugnen konnte. Schon das Lakaienkleid des Pagen machte den jungen Mann erröten, und auf den Flittertand, der an dem höfischen Leben haftet, sah er stets mit Spott und unverhohlener Verachtung. Doch er blieb Aristokrat in allen Lebensgewohnheiten, unfähig, ungeneigt, auf die Massen unmittelbar zu wirken. So erklärt sich, warum dieser freie Geist schon in dem Alter, das den kühnen Abstraktionen zufliegt, bedächtig in eine mittlere Richtung einlenkte. Er war konstitutioneller Monarchist von der Stunde an, da er selbständig zu denken vermochte, nannte sich gern einen Mann des juste-milieu. Nicht daß er als ein ängstlicher Eklektiker die Extreme zu vermeiden suchte: er wußte schon in seiner Jugend, daß die Politik nur relative Gegensätze kennt, nur durch Kompromisse vorwärts schreitet, und wählte sich von links und rechts die lebensfähigen Gedanken. „Über alle wesentlichen Punkte der Politik," schreibt er im Jahre 1843 an Santa Rosa, „über alle großen sozialen Fragen haben sich meine Ansichten nicht geändert, und sie werden sich niemals ändern. Ich war im Jahre 1831 ein Anhänger des gemäßigten Fortschritts, wo er möglich war. Wo er unmöglich war, da, glaubte ich in jener Zeit, könne man ihn durch gewaltsame Mittel zu erreichen suchen. In dieser Hinsicht hat sich mein Urteil erheblich umgewandelt; ich gestehe, daß ich heute sehr viel weniger geneigt bin, die Gegenwart den ungewissen Wechselfällen der Zukunft zu opfern." Die Verschwörungen der Radikalen erregten schon in jungen Jahren den Widerwillen seines

sittlichen Gefühles, den Widerspruch seines Verstandes. Er fand, die unreife Empörung von 1821 habe den Tag der Freiheit nur hinausgeschoben, und selbst die harten Maßregeln der Kabinette nach der Julirevolution entschuldigte er mit dem Gebote der Selbsterhaltung. Die Republik scheint ihm in den Großstaaten Europas unmöglich, denn sie setze einen Grad der Massenbildung voraus, den wir erst zu erstreben haben. Das ungehemmte Spiel der sozialen Kräfte ist das Wesen der Freiheit, nur die Monarchie stark genug, solche Freiheit zu schützen.

Und wie hoch und vielseitig faßt er dies humane Ideal! Er weiß nichts von jener Selbstsucht des französischen Liberalismus, die den Zwang wider die Gegner im Namen der Freiheit fordert; er will das gleiche Recht auch für den Feind und vor allem für die Kirche. Der kirchenfeindliche Sinn der Liberalen Frankreichs hat wohl bei der Masse der italienischen Patrioten, die zwischen Unglauben und Aberglauben haltlos schwankte, vielen Anklang gefunden, niemals bei ihren Führern. Silvio Pellico und Manzoni, Gioberti und Balbo, Rossi und Boncompagni, sie alle erkennen in dem Römischen Stuhle eine gloria italiana, das letzte Vermächtnis einer großen Zeit, da Italien die Herrschaft der Erde behauptete. Selbst Alfieri, der den Hohenpriester gern zu der Hütte und dem Fischernetze des heiligen Petrus zurückführen wollte, verdammte unbarmherzig die deutschen Protestanten wie die Pariser Vernunftanbeter als zügellose Ungläubige; und Niccolini, der unter allen Patrioten Italiens dem heidnischen Altertum am nächsten steht, redet doch über Gott und göttliche Dinge mit einer frommen Scheu, die ein französischer Freigeist verspottet hätte.

Auch auf diesem Gebiete erscheint Cavour als ein Sohn seines katholischen Volkes. Zu grübeln über religiöse Dinge lag seinem weltlichen Sinne fern; immerhin ward er, wie die meisten Staatsmänner, von diesen Fragen ungleich stärker angezogen als durch die Welt der Kunst. Er hörte mit Achtung, wenn sein Bruder und dessen Freunde, der fromme Dichter Manzoni, der schwärmerische Abbate Rosmini, über die höchsten Geheimnisse sprachen, wenn Santa Rosa die weihevolle Feier des römischen Osterfestes mit brünstiger Begeisterung schilderte. Die Kirche der Autorität galt ihm als die natürliche Freundin des Liberalismus; nur zufällige historische Umstände sollten verschulden, daß bisher die Freiheit des Staates in protestantischen Völkern am glücklichsten gediehen ist. Er sah mit Kummer, wie die Kirche durch die Ausschweifungen der Revolution dem Despotismus in die Arme getrieben ward, und jubelte auf, als er in Paris den Abbé Coeur von der Kanzel herab den Glauben und die Freiheit zugleich verteidigen hörte. „Sobald diese Lehren", versprach er seinem Santa Rosa, „von der Kirche allgemein angenommen sind, bin ich bereit, ein ebenso glühender Katholik zu werden wie du." Tocquevilles Werke, von den Franzosen kaum verstanden, waren dem jungen Italiener recht aus dem Herzen geschrieben; er glaubte mit dem französischen Denker, nur

eine freie Kirche werde dem Vaterlande, nur eine mit selbständigem Grundbesitz ausgestattete Kirche werde der bürgerlichen Gesellschaft Verständnis und Treue entgegenbringen. Belgien erschien ihm als ein Staat des idealen Glückes; noch berührte ihn kaum das Bedenken, ob nicht eine Kirchenpolitik, welche der Kirche zugleich die absolute Selbständigkeit eines Schachklubs und die bevorrechtete Stellung einer öffentlichen Korporation verleiht, statt der Freiheit einen Staat im Staate gründen müsse.

Zur Reife gelangten die Ideen Cavours erst, da es ihn hinaustrieb aus der Finsternis des alten Piemont, um auf Reisen eine kosmopolitische Bildung zu erwerben. In Italien leider konnte ein politischer Kopf seine Nahrung nicht finden; selbst ob er es durfte, schien zweifelhaft. Den sorgenden Blicken der k. k. Polizei war auch dieser unbedeutende junge Mann nicht entgangen; schon im Jahre 1833 warnte sie ihre Werkzeuge vor dem Grafen, der „trotz seiner Jugend schon sehr weit vorgeschritten ist in der Verderbnis seiner politischen Grundsätze". Gleich allen Liberalen der dreißiger Jahre bewunderte Cavour die berufene „große Konzeption" Lord Palmerstons, er sah in den Westmächten die Beschützer der europäischen Freiheit, in Italien und Polen die zwei Unglückskinder des Weltteils, die von einer Revolution das Größte zu hoffen hätten. Die Schicksalsverwandtschaft der beiden „liberalen und katholischen" Duldervölker rührte sein Herz, er hörte gläubig die Märchen der polnischen Flüchtlinge und stellte den Götzen des modernen Sarmatentums, Mickiewicz, dicht neben Shakespeare und Dante. Die Westmächte aber, deren Zwietracht er als der Übel größtes, als den Anbruch eines neuen Zeitalters der Barbarei fürchtete, wurden ihm vertraut wie eine andere Heimat. Die Neigung seines halbfranzösischen Blutes zog ihn nach Paris. In den Salons von Molé, Pasquier, Broglie lernte er den ganzen Zauber seiner Liebenswürdigkeit entfalten und ein hochaufgeregtes geistiges Leben als eine Segnung des Repräsentativsystems schätzen. Er schwelgte in den Reizen dieser „geistigen Hauptstadt der Welt" und bekehrte durch sein Entzücken selbst den Franzosenhasser Santa Rosa: „man lebt hier ein sehr weltliches Leben, aber man berührt auch die ernstesten Seiten der Welt." Auch daheim wollte er den anregenden Umgang der Franzosen nicht missen; wie oft hat er mit seinem Freunde, dem Grafen Haussonville von der französischen Gesandtschaft, über den Parlamentarismus gestritten, wie oft den Gesandten, Herrn von Barante, nach Tisch in ein Seitenzimmer geführt, um durch unablässiges Fragen die Geheimlehren der neuen Freiheit zu ergründen. Begreiflich, daß er im Verkehre mit Barante und Broglie eine sehr günstige Meinung von den Pariser Doktrinären faßte. Erst die wirtschaftliche Unfruchtbarkeit des Julikönigtums und vornehmlich Guizots klägliche

Politik gegen Italien offenbarte dem Piemontesen die Gebrechen dieses Systems.

Ungleich wichtiger ward ihm der wiederholte Aufenthalt in England. Im Jahre 1835 ging er mit Santa Rosa zum ersten Male über den Kanal. Der schwärmerische Freund vermißte schmerzlich in dem Nebellande die Sonne seiner Heimat, stahl sich oftmals abseits, um über den Werken der englischen Dichtung zu träumen. Der junge Volkswirt aber durchstöberte unermüdlich unter der kundigen Führung des Technikers W. Brockedon Fabriken und Banken, Docks und Bahnhöfe, fand des Schauens kein Ende unter den Wundern des Weltverkehres. Später lernte er Englisch, kehrte wieder, saß als andächtiger Zuhörer im Hause der Gemeinen, um die Technik der Geschäftsordnung, das Wesen parlamentarischer Beredsamkeit zu ergründen. Noch wenige Jahre vor seinem Tode ist er einmal mit einem Agenten der geheimen Polizei durch die verrufensten Winkel von London gezogen, um von den Nachtseiten der modernen Gesellschaft eine lebendige Anschauung zu gewinnen. Wie bewunderte er „diese Erstgeborene der Freiheit, diese Königin der Meere", die überall in der Welt „die Feinde der Freiheit und die Revolutionäre zu ihren bittersten Gegnern zählt"! Hier erst, inmitten der Selbstverwaltung der Grafschaften, ging ihm das Wesen eines freien Staates auf, er haßte jetzt die napoleonische Zentralisation als die letzte Quelle der meisten Leiden der modernen Gesellschaft, als die Mutter des Kommunismus. Cavour bezeigte in Brüssel dem verbannten Patrioten Gioberti seine Verehrung, lernte die Schweiz kennen durch wiederholte Besuche in dem verwandten Hause der de la Rive am Genfer See, stand mit den Staatsmännern aller Länder des Westens in lebhaftem Verkehr. Der Umgang mit den Fremden war ihm, wie den Besten seiner Landsleute, zugleich ein Mittel, um für sein Land jene warme Teilnahme der öffentlichen Meinung zu erwecken, welche dereinst das Werk der Befreiung fördern sollte. Nur mit unserem Vaterlande und seiner Sprache ward Cavour niemals ganz vertraut. An manche schwer verständliche Erscheinungen des widerspruchsvollen deutschen Staatslebens legte er kurzerhand den Maßstab seiner westeuropäischen Freiheitsbegriffe: die Lehren F. Lists erschienen ihm lediglich als die Frucht eines krankhaft und einseitig entwickelten Nationalstolzes.

Die sozialen Bewegungen in Großbritannien boten dem Volkswirt den ersten Anlaß, sich als Schriftsteller zu versuchen. Er gab eine Flugschrift heraus über Irland, schrieb, noch bevor Cobdens Agitation gesiegt hatte, eine Abhandlung über die englischen Korngesetze, dann nach dem Triumphe der Freihändler einen hoffnungsvollen Aufsatz über die Einwirkung der neuen Handelspolitik Englands auf Italien. Wohl mochte er jubeln, als seine Weissagung in Erfüllung ging und gerade in dem Lande der praktischen Leute, der Feinde der Doktrin, die wahren volks-

wirtschaftlichen Lehren, die retle doltrine, den ersten vollständigen Sieg erfochten: nun wird die Schutzzolltheorie, die Tochter alter Vorurteile, der bequeme Vorwand für selbstsüchtige Interessen, überall so unfehlbar fallen, wie einst die Astrologen den Astronomen das Feld räumen mußten. Cavour schreibt den Stil des praktischen Mannes, schlicht, scharf und klar; man erkennt den Geist, der gewohnt ist, schwere mathematische Aufgaben im Kopfe zu lösen. Er wirft manchmal, wo er nicht Zeit hat zum Verweilen, achtlos einen trivialen Satz hin, gleich dem verwandten Genius Friedrichs des Großen, und wie dieser geht er stets gradeswegs auf den Kern der Frage los, findet immer einen greifbaren sicheren Schluß. Weit entfernt, nach der Weise geistreicher Dilettanten blendende Paradoxen aufzustellen, wiederholt er unbefangen die überlieferten Sätze der englischen Schule: Smiths Freihandelstheorie, die Bevölkerungslehre des Malthus, deren Härte diesen logischen Kopf keineswegs abschreckt, und mit besonderer Vorliebe die mathematische Schlußfolge der Grundrentenlehre Ricardos. Careys Einwände gegen die Freihandelslehre hat er nie eines Wortes gewürdigt. Neu und bedeutend erscheint er nur in der Anwendung jener Sätze auf das Leben.

Seit die Mittelstaaten Italiens endlich langsam in die Bahn der Reformen einlenkten, stand ihm fest, daß an die politische Auferstehung auch das risorgimento economico sich anschließen müsse; denn „die Bedingungen des politischen und des wirtschaftlichen Fortschrittes sind identisch". Dies Wort erinnert an manche verrufene Aussprüche Napoleons III. und steht doch im schärfsten Gegensatze zu der materialistischen Staatsweisheit der Bonapartes. Cavour will nicht durch den Lärm der Arbeit und der Schwelgerei die Völker für den Verlust der Freiheit trösten; er würdigt ruhig den untrennbaren Zusammenhang von Leib und Seele, sieht in den nahe verwandten schutzzöllnerischen und kommunistischen Lehren der Franzosen einen wesentlichen Grund der Unfreiheit ihres Staates, in der gereiften Volkswirtschaftslehre den besten Bundesgenossen des Liberalismus: „der Despot verhandelt mit dem Demagogen, dem Nationalökonomen verzeiht er nie." Von der Anglomanie, die Cavours Gegner in diesen Schriften zu finden meinten, wird der ruhige Beurteiler nichts entdecken. Der humane Italiener erkennt scharf die schwerste Sünde der englischen Aristokratie, die Vernachlässigung der niederen Klassen. Er fordert entschieden soziale Reformen für Irland — Volksunterricht, mildere Behandlung der Pächter, unbedingte Gerechtigkeit gegen die katholische Kirche: — nur die volle Selbständigkeit der grünen Insel verwirft er als eine Utopie. Selbst die wirtschaftliche Überlegenheit Englands gibt er mitnichten zu: die kunstvolle Kleinwirtschaft der Lombardei steht höher als der Großbetrieb des englischen Landbaues; auch die Lehren Adam Smiths haben schon vor dem großen Schotten auf italienischem Boden in Verri, Galiani, Carli ihre pro-

phetischen Bekenner gefunden. Die Tage sollen wiederkehren, da der Gewerbfleiß von Venedig, Genua, Florenz der weiten Welt voranleuchtete. Der Geschäftsmann gibt einige praktische Fingerzeige, weist hin auf die Vorteile, welche die Nachbarschaft der Getreideländer des Schwarzen Meeres der Reederei von Genua bietet; er rät, einzelne künstlich gepflegte Gewerbe aufzugeben, dafür die nationale Seidenweberei mit neuen Maschinen und größerem Kapitale zu betreiben, er warnt vor dem aussichtslosen Versuche, mit den französischen Tischweinen in Mitwerbung zu treten, und empfiehlt die Pflege der Likörweine nach dem Vorgang der Händler von Marsala. — Bedeutsamer ist seine Begeisterung für den jüngeren Pitt wie für Wellington und Peel. Er preist jenen, weil er vermochte, in den Wirren der Revolutionskriege auf längst gehegte Reformpläne zu verzichten, diese, weil sie den Ruf der verwandelten Zeit verstanden, zur rechten Stunde alte Freunde, teure Grundsätze aufgaben und die unvermeidlichen Neuerungen selber mit entschlossener Hand durchführten. Das Programm seines eigenen Wirkens liegt in diesem Lobe.

Unterdessen hatte seit dem Anfang der vierziger Jahre die nationale Bewegung auf der Halbinsel einen neuen glücklichen Aufschwung genommen. Dann geschah das Unglaubliche: ein menschenfreundlicher Papst empfing die dreifache Krone. Mit namenlosem Entzücken begrüßte das heißblütige Volk das Nahen einer schöneren Zeit, mit schlecht verhehlter Angst der Wiener Hof den Revolutionär auf dem Heiligen Stuhle. Der Nachfolger des Gregore, der die Verschwörer von den Galeeren befreite, mußte ja ein Liberaler, ein Italiener sein. Blindgläubig, wie der Pöbel Roms, welcher in festlichem Getümmel den Wagen des Papstes umringte, bauten sich auch denkende Patrioten ein Idealbild von dem neuen Hohenpriester auf, dem die Worte und die Werke Pius' des Neunten niemals entsprachen. Italien vertraute wieder seinen Gewalthabern, der rohe Radikalismus verlor sichtlich an Boden. Giuseppe Giusti sah mit Freuden das alte Geschlecht der radikalen Banditen dahingehen und ein neues Volk von freien Bürgern aufsteigen; er atmete auf, sooft die Glocken des Domes von Mailand zum Begräbnis oder zur Taufe läuteten, und zeichnete in dem Verse

Muore un brigante e nasce un liberale

mit einem Meisterstriche die Stimmung dieser hoffnungsseligen Tage.

War solche Ermäßigung der rohen Leidenschaften unzweifelhaft ein Segen, so trieb doch die vertrauensvolle Schwärmerei der Zeit neue Verirrungen hervor: die Träume der Neoguelfen. Die große Vorzeit übte nochmals ihren betörenden Zauber auf die Enkel. War dieser Pius nicht der Messias, den der Prophet Gioberti geweissagt? Man schwärmte mit dem verbannten Denker von einer gewaltigen Zukunft, da das Land des Statthalters Christi den Primat in der Welt wieder übernehmen

werde; denn jede schöpferische Kraft unter den Menschen gehöre Italien an. Auch Balbo, zu nüchtern, um der Kometenbahn Giobertis ganz zu folgen, verherrlichte doch begeistert das Papsttum, das einst den Dante und Macchiavelli und allen hellen Köpfen bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein als der Urquell der Leiden Italiens gegolten hatte. Vergeblich fragte der klarblickende Niccolini: Wollt ihr wegen eines Traumes von achtzehn Tagen die Geschichte von achtzehn Jahrhunderten streichen? Wollt ihr verfinsterten Köpfe die Wahrheit auf einem Kirchhofe suchen?

Noch immer trug die nationale Bewegung einen überwiegend literarischen Charakter: die Schriftsteller Gioberti, Balbo und der weltlichere Azeglio behaupteten die oberste Stelle in der Volksgunst, auf Gelehrtenkongressen und Festmahlen feierten schwungvolle Reden Italiens Auferstehung. Auch die Verehrung für die Helden der italienischen Kunst mußte der nationalen Erhebung dienen. Längst hatte Florenz, „die Mutter von geringer Liebe", sich reuig vor ihrem größten Sohne niedergeworfen, in ihrem Westminster Santa Croce dem verbannten Dante ein Grabmal errichtet. Allmählich verbreitete sich der Kultus des Dichters weithin über das Land, sein Name ward ein Symbol für die Einheit der Nation. Immer vernehmlicher ertönte aus dem verworrenen Chor dieser begeisterten Stimmen der drängende Ruf hervor: Krieg gegen Österreich! In diesen Tagen sang Giusti sein mächtiges Lied Delenda Carthago, in tausend Herzen widerhallte der donnernde Kehrreim: „Wir wollen keine Österreicher." Wenn Niccolinis Arnold von Brescia über die Bretter schritt, dann dröhnte das Haus, die Hörer stimmten mit ein in den Zuruf: „Ein Blitz vom Himmel stiegst du hernieder, um zu zerstören Italiens Schmach." Die liberale Schwärmerei der Zeit hatte den Papst, wider seinen Willen, sich zum Führer und Vertreter ausersehen. Die nationalen Hoffnungen bedurften des Schwertes, sie wendeten sich dem König von Sardinien zu.

Der aber war sich selber und der Welt ein Rätsel. In der napoleonischen Kriegsschule erzogen, von Haus aus ein Schwärmer für die Einheit seines Landes, hatte der junge Prinz schon nach dem Wiener Kongresse den König Viktor Emanuel zu offenem Kampfe gegen Österreich ermahnt; dann war er kopfüber hineingestürzt in die tosende Bewegung von 1821, in der Hoffnung, den König mit sich fortzureißen. Als diese Erwartung trog, verschmähte der Fürstensohn den Aufruhr, gab die verlorene Sache preis. Seitdem lastete der Haß und das Mißtrauen der Patrioten schwer auf dem „Verräter". Aber wenn ihn die Pfeile der Verleumdung schmerzten, die in dichtem Hagel aus den Reihen der Radikalen auf ihn niederschossen, unvergeßlicher blieb ihm doch das Hohnwort, das die österreichischen Offiziere in jenem Jahre ihm zuriefen: da kommt der König von Italien! Haß gegen Österreich wurde der große Gedanke seines Lebens, und der herrische Übermut des Kaiser-

hofes versäumte nichts, diese Empfindung zu nähren. Mehrmals versuchte die reaktionäre Partei dem Prinzen von Carignan die Erbfolge zu rauben; nur mannigfache Demütigungen und das heilige Versprechen, niemals eine Verfassung zu gewähren, retteten ihm die Krone. Als er den Thron bestieg, begrüßte ihn sogleich eine wilde Verschwörung der Radikalen; mit unbarmherziger Härte stellte er das Ansehen seiner Krone her. Also stand er jetzt — er selber sprach es aus — zwischen dem Dolche der Demagogen und der Schokolade der Jesuiten. Alle Inbrunst seiner katholischen Frömmigkeit vermochte nicht das tiefe Mißtrauen der österreichischen Priesterpartei zu beschwichtigen. Wenn die Erinnerung an eine wüste Jugend diesen düsteren Geist übermannte, wenn er tagelang fastete, die lange Nacht hindurch in seinem Betstuhle weinte und seinen Leib in grausamer Kasteiung zerschlug — um so besser für die frommen Väter am Hofe. Sie nährten mit teuflischer Berechnung die Selbstquälerei des Königs: in einem siechen Leibe konnte die frische Willenskraft nicht wohnen, deren die geheimen Pläne des Fürsten bedurften. Karl Albert gab der Verwaltung moderne, schlagfertigere Formen, der Rechtspflege ein neues Gesetzbuch, aber den Liberalen und ihrer Aufklärung blieb er fern, ja er hoffte für den schweizerischen Sonderbund das Schwert zu ziehen. Er lebte und webte in den großen Erinnerungen seines Hauses und seines Heeres, ehrte seine Ahnen durch prächtige Denkmäler, ließ die Grabkapelle zum heiligen Schweißtuch königlich schmücken; und auch dem schlichten Soldaten Pietro Micca ward ein Standbild — dem Retter der Hauptstadt, der einst durch das Sprengen einer Pulvermine den Franzosen den Eintritt in die Zitadelle versperrt hatte.

Der König nährte seinen kriegerischen Ehrgeiz an den Werken von Thiers, und Prati dichtete in seinem Auftrage für die Armee das verheißende Kriegslied: „Jede Trompete der Piemontesen wecke ein Echo am Fels und am Meer. Carlo Alberto und seine Bestimmung, das sei der Schlachtruf von unserem Heer!" Wie groß er selber dachte von dieser seiner Bestimmung, das verbarg er in verschlossener Brust. Er haßte, nach der Weise unentschiedener Geister, die laute Beratung, er allein wollte befehlen — das Volk sollte vertrauen auf den geheimnisvollen Wahlspruch des Fürsten: J'attans mon astre. Selbst der streng katholische Balbo durfte sein Buch über die Hoffnungen Italiens wohl mit Vorwissen des Königs, doch nicht in seinen Staaten drucken. Nur wenigen ward vergönnt, aus einem aufgeregten Ausrufe dieses kämpfenden Herzens zu erraten, daß Italien keinen treueren Sohn besaß als ihn. Als Azeglio, aus der unruhigen Romagna heimkehrend, in dunkler Morgenstunde auf das Schloß berufen ward, da fielen die Worte: „Sagen Sie den Herren, daß sie sich still halten. Wenn die Stunde kommt, dann wird mein Leben, das Leben meiner Kinder, meine Waffen, mein Heer, mein Schatz, mein

Alles geopfert werden für mein Vaterland Italien!" Und fast zur selben Stunde schrieb der Minister La Margherita den deutschen Höfen, sein Herr verwerfe Azeglios böswillige Gedanken. So brütete der König dahin, halb Mönch, halb Soldat, schwankend zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Fürstenstolz und Herrschergröße, unliebsam überrascht von dem Erwachen der liberalen Gedanken und doch zu fromm, um dem neuen Papst zu widersprechen — ihm gegenüber die schreckliche Übermacht Österreichs und die herrische Erklärung des Zaren, jeder Angriff auf die Lombardei sei ein Kriegsfall für Rußland.

Uns Nachlebenden wird ein herzliches Mitleid rege, wenn wir diese riesige Soldatengestalt mit dem düsteren unsicheren Auge betrachten, den tief unglücklichen und doch hochherzigen Fürsten, der so schwer litt unter eigener Schuld und dem Unglück seines Landes. Den Mitlebenden und Mitkämpfenden lagen andere Empfindungen näher. Außerhalb Piemonts war die wahre Kraft des wohlgeordneten Militärstaates wenigen bekannt, da die geknechtete Presse grundsätzlich die piemontesischen Dinge im übelsten Lichte darstellte. Der König galt noch immer als der verräterische Carignano von 1821. Wenn Azeglio die Patrioten des Kirchenstaats mit der Hoffnung auf Karl Albert als den König und das Schwert Italiens vertröstete, so begegnete er überall erstauntem Lächeln; man begann erst zu glauben, sobald er seinen letzten Trumpf ausspielte: „Wir erwarten ja keine edle Tat von dem Könige, wir verlangen von einem Räuber, daß er raube." In Piemont, wo die Verdienste des Fürsten besser gewürdigt wurden, regte sich doch oft die Ungeduld; man sang Spottlieder über den Rè Tentenna, den König Zauderer. Cavour am wenigsten konnte sich mit dieser kränkelnden Staatskunst des Hinhaltens befreunden; der geistreiche Weltmann liebte zu sagen: „Das Reglement macht aus jedem Beamten einen Dummkopf", ihm widerstand die militärische Steifheit des Fürsten. Indes hielt er für Pflicht, teilzunehmen an der bescheidenen und fruchtbaren Agitation, welche in jenen Jahren der Erwartung die denkenden Köpfe von Turin bewegte und heute von den Italienern gern als das erste Kindergeschrei — i primi vagiti — ihrer Freiheit gepriesen wird. Seine Stellung in diesen geräuschlosen Kämpfen blieb die schwierigste: dem Hofe galt er als ein Demagog, ein verkappter Protestant, die Liberalen wollten dem Sohne des Vikars von Turin nicht trauen, und der Feinfühlende verschmähte, seinen Ruf auf Unkosten des Vaters zu retten. Der demokratische Neid verfolgte mit boshaftem Spotte den reichen Grafen. Er mußte lernen, seine Seele zu panzern wider die bösen Zungen, er mußte erfahren, daß die Gemeinheit der Demokratie auch die persönlichsten Geheimnisse, auch die Leibesgebrechen des Gegners mit ihrem Kote bewirft. Zum Danke für einen trefflichen Aufsatz Cavours über die Handelsfreiheit schrieb ein demokratisches Blatt höhnend: siehe da die Freiheit des Handels verteidigt durch das Monopol!

Die ersten Regungen eines freieren Geistes zeigten sich in der Wirtschaftspolitik der Regierung. Im Jahre 1839 wurde eine statistische Kommission gegründet, und hier versuchte sich Cavour als freiwilliges Mitglied zuerst in amtlichen Arbeiten. Bald darauf ward an der Turiner Hochschule ein Lehrstuhl der Nationalökonomie errichtet. Dann stifteten die Grundbesitzer einen landwirtschaftlichen Verein, und Cavour führte in der Vereinszeitschrift einen scharfen Federkrieg wider die bureaukratische Bevormundung; nicht einmal die Gründung eines Musterlandgutes wollte der Verfechter der Selbsthilfe dem Staate erlauben. Soziale Vereine in unfreien Staaten werden in bewegter Zeit unvermeidlich zum Herde politischer Parteiung; bei den Jahresfesten dieser Ackerbaugesellschaft versammelten sich alle Elemente der Opposition, außer der Partei des rohen Umsturzes. Schon besprach man den Plan, die Gesellschaft über die ganze Halbinsel auszudehnen und ihr die soziale Erhebung der ackerbauenden Klassen Italiens zur Aufgabe zu stellen; und schon führte die trockene Geschäftsfrage, ob der Schwerpunkt des Vereins in der Hauptversammlung oder in dem Vorstande liegen solle, zu der ersten leisen Trennung der politischen Parteien. Cavour und die Aristokraten sprachen für den Vorstand, der gewandte Demokrat Lorenzo Valerio verfocht auch in dem Vereine das Recht des souveränen Volkes. Noch deutlicher war der politische Zweck der neuen Kleinkinderbewahranstalten, welche, von dem wackeren Abbate Aporti gegründet, die Jugend den Händen der Jesuiten entziehen sollten. Cavour trat aus dem Vorstande zurück, weil er fürchtete, sein mißliebiger Name werde den Haß der Regierung auf das Unternehmen lenken. Währenddem hetzte und klagte am Hofe die österreichische Partei. Wie strahlte der alte Graf Cavour, als er dem Könige das neue Spottlied der Liberalen zustecken konnte: „Wanken und gaukeln, schwanken und schaukeln, das Schaukeln ist süß!" Der Sohn aber verkehrte fleißig mit dem patriotischen Grafen Petitti, dem alten noch immer nicht machtlosen Vertrauten des Fürsten, und fehlte selten in den Versammlungen des liberalen Adels bei dem stolzen hochsinnigen Grafen Sclopis. Karl Albert verfiel dem Schicksal aller Geheimniskrämer, er wurde mit seinen eigenen Waffen geschlagen: die Patrioten brachten aufregende, auf den Stolz des Fürsten klug berechnete Artikel in ausländische Zeitungen, spielten sie dem Könige in die Hände; so ward er getrieben, während er alles zu leiten wähnte.

Bald nach der Thronbesteigung des neuen Papstes begannen die Höfe von Turin, Florenz und Rom zu wetteifern um die Palme der Volksgunst. Preußens Vorbild reizte nochmals zur Nachfolge: der Plan eines italienischen Zollvereins wurde zwischen den drei Reformstaaten lebhaft verhandelt, Cavours sachverständiger Rat von den Patrioten oftmals eingeholt. Schon hofften viele, diesen italienischen Zollverein dereinst mit dem deutschen zu verbinden. Aber die Aufhebung der Zollschranken mußte unfruchtbar bleiben in einem verwahrlosten Lande, dem noch die Elemente

moderner Verkehrsmittel mangelten. Das Eisenbahnnetz Italiens bestand aus den kurzen Linien Mailand—Monza und Neapel—Castellamare. Mit überschwenglichen Hoffnungen wendeten sich die Patrioten diesen Gedanken zu; Graf Petitti gab ein gediegenes Buch über die Frage heraus. Man gedachte die Alpen und die Apenninen zu überschienen und dergestalt die Überlandspost über Genua zu leiten, Triest, das Schoßkind des Wiener Hofes, durch den ligurischen Hafenplatz zu überflügeln. Il n'y a plus d'Alpes! hieß das zuversichtliche Schlagwort des Tages. Unter solchen Eindrücken schrieb Cavour die bedeutendste seiner Schriften, die Abhandlung über die italienischen Eisenbahnen (in der Revue nouvelle 1846). Die Erfindung der Dampfmaschinen ist ihm ein Ereignis, das wir mit seinen unermeßlichen Folgen ebensowenig überschauen können wie den Buchdruck oder die Entdeckung von Amerika. Die Eisenbahnen werden nicht bloß den Reichtum der hochgesitteten Völker erhöhen, sondern auch die Erniedrigung der zurückgebliebenen Zweige der großen christlichen Familie aufheben; hierdurch erscheinen sie als „ein Werkzeug der Vorsehung". Nun entwirft er in großen Zügen ein Bild von der dem modernen Verkehr eröffneten Halbinsel: Turin soll eine Weltstadt, ein Platz der Vermittlung zwischen Nord- und Südeuropa, Brindisi wieder wie in den Tagen der Römer der Schlußpunkt der via Appia, der glänzende Hafenplatz werden für den morgenländischen Handel. Auch die Eisenbahn zwischen Wien und Mailand ist willkommen; hinweg mit dem törichten Bedenken, daß sie dem Wiener Hofe bei einem Aufstande zustatten kommen werde. „Die Zeit der Verschwörungen ist vorüber. Die Befreiung der Völker kann weder durch Umtriebe noch durch eine Überraschung erreicht werden, sie ist das notwendige Ergebnis der fortschreitenden christlichen Gesittung geworden." Höher als der volkswirtschaftliche Segen der Eisenbahnen steht ihre politische Bedeutung, sie sollen mithelfen, die Unabhängigkeit der Nation zu erobern, ein lebendiges Gemeingefühl im Volke wachzurufen. „Das Leben der Masse bewegt sich in einem engen Ideenkreise. Die edelsten und erhabensten Ideen aber, welche sie erringen kann, sind nächst der Religion die Gedanken des Vaterlandes und des Volkstums. Ohne diese kann das Gefühl der persönlichen Würde nur in einzelnen ausgezeichneten Menschen bestehen." So gibt der trockene Stoff dem Grafen Anlaß, den ethischen Grundgedanken seiner Politik auszusprechen. Nicht als eine Machtfrage erscheint ihm die Freiheit Italiens, sondern als ein sittliches Gebot: es gilt die Seele der Nation mit einem neuen reicheren Lebensinhalt zu erfüllen.

Der König erschrak über die kühnen Worte, befahl, dem Verfasser eine längere Reise außerhalb Piemonts anzuraten, ließ sich mühsam beschwichtigen. Noch wurden mehrmals die friedlichen Bürger von Turin, wenn sie, allesamt mit der blauen Kokarde des königlichen Hauses geschmückt, abends auf den Straßen sich versammelten, durch rohe Angriffe der

bewaffneten Macht auseinandergesprengt. Der Offizier, der zum letzten Male diesen häßlichen Auftrag vollführte, war jener General Bava, der einige Monate später die dreifarbigen Banner Italiens über den Tessin führen sollte. Es war das letzte Aufflackern despotischer Launen, das alte System lag im Sterben. Die Sprache des österreichischen Gesandten lautete schroffer von Tag zu Tag. Bereits war man im Zollkriege mit dem Nachbarlande; unter frivolen Vorwänden verbot Österreich die Einfuhr piemontesischer Weine, die Patrioten aber veranstalteten Sammlungen, um den Winzern über die Not hinwegzuhelfen. Wie die Dinge lagen, war ein Zugeständnis an die Liberalen unvermeidlich, wenn der König im Kampfe mit Österreich auf sein Volk zählen wollte. Auch Lord Palmerston ließ zum Einlenken mahnen; der König von Preußen aber schrieb kummervoll einem Vertrauten: „Der englische Gesandte in Piemont scheint mir, um recht höflich zu sein, zum Tollhaus reif, übergreif." Endlich wurden die Minister Villamarina und La Margherita entlassen, und am 29. Oktober 1847 begrüßte unermeßlicher Volksjubel die „Reformen" Karl Alberts. Gewählte Gemeinderäte sollten fortan an der Spitze der Gemeinden stehen, die mißhandelte Presse gegen die Willkür der Zensoren gesichert werden durch ein nach Preußens Muster eingerichtetes Oberzensurkollegium. Damit war der offenen gesetzlichen Opposition eine Bahn geöffnet. Der König hatte die Liebe seiner Piemontesen wiedergewonnen, doch nicht die Treue der Radikalen von Genua, nicht das Vertrauen der Italiener.

Mit dem Tage der albertinischen Reformen ward Cavour ein Politiker von Beruf. Überall in den Staaten der Reform trieb die junge Hoffnung neue Zeitschriften hervor. Wie La Farina in Florenz das „Morgenrot" der Freiheit mit seinem Blatte L'Alba begrüßte, so gründete der liberale Adel Piemonts eine Zeitung unter dem verheißenden Namen Il Risorgimento. Ihr Programm lautete: „Unabhängigkeit Italiens, Eintracht zwischen den Fürsten und den Völkern, innere Reformen, Gründung eines italienischen Fürstenbundes." Zu den alten Freunden Balbo, Santa Rosa, Boncampagni traten bald neue Genossen hinzu, vor allen der gelehrte Castelli, der treue Mann, der die staatsmännische Kraft des vielgescholtenen Grafen rasch erkannte und ihm fortan ein unerschütterlich gleichmütiger Tröster blieb, eine feste Stütze in den Tagen des Kampfes. Noch lagen die Parteien unschuldig, unklar durcheinander, wie in Preußen zur Zeit des Vereinigten Landtags; auch Cavour wiegte sich noch in holden Täuschungen. Voll Hoffnung schaute er auf den Klerus, welcher — Dank sei dem sommo Pio — auf die Gewissensfreiheit und alle anderen großen Anliegen der modernen Welt bereitwillig eingeht. Nur die Besitzenden hegen die liberale Bewegung, die Massen stehen gleichgültig abseits; der unruhigen Köpfe sind wenige, und selbst Valerios Concordia unterstützt

die wohlmeinenden Absichten der Regierung so sanft und achtungsvoll wie nur unser Risorgimento.

Bei solcher Stimmung der Gemüter schien dem Grafen eine demokratische Revolution aussichtslos, nur die eine Gefahr bedenklich, daß die hochgehende nationale Leidenschaft den Kampf mit Österreich allzufrüh eröffne, den friedlichen Ausbau der freien Institutionen unterbreche. Um dies zu verhindern, wollte er um die Fahne des Risorgimento eine gemäßigte liberale Partei versammeln. Er traf als Journalist sehr glücklich den Ton der ruhigen Belehrung, den einzig fruchtbaren für eine junge Presse und ungeschulte Leser, schilderte sorgfältig und mit vernichtender Kritik die Armseligkeit der Politik Guizots. Während an Österreich kein Wort der Ermahnung verschwendet wurde, versicherte das Risorgimento den italienischen Höfen geflissentlich seine vertrauensvolle Treue; auch das letzte der größeren Kabinette der Halbinsel sollte für die Sache der drei Reformstaaten gewonnen werden. Noch im Dezember 1847 ging, von Cavour mit unterzeichnet, eine Petition nach Neapel ab, welche den König Ferdinand beschwor, „eine Politik der Voraussicht, der Verzeihung, der Zivilisation und der christlichen Barmherzigkeit" einzuschlagen — das alles in dem mystischen Stile, welchen Pius IX. und Gioberti in diesen neoguelfischen Tagen großgezogen hatten. Aber mit jedem Schritte vorwärts auf dem Wege praktischer Politik trat der verborgene Gegensatz der Parteien schärfer hervor. Schon murrte Balbo über den jungen Grafen, der unentwegt dem konstitutionellen Staate zusteuerte; „der Heißsporn", rief er aus, „wird das Werk unserer Mäßigung über den Haufen werfen." In den Spalten der Concordia erklang immer neidischer der Adelshaß; umsonst hatten Azeglio der Edelmann und Farini der Bürgerliche versucht, die grollende Verstimmung des lange zurückgesetzten Bürgertums von Turin zu beschwichtigen. Bald offenbarte sich auch die fundamentale Verschiedenheit der Staatsauffassung, welche Liberale und Demokraten zu allen Zeiten trennen wird: der Rationalismus der Concordia sah nur Freiheitsfragen, den Patriziern des Risorgimento galt Macht und Sicherheit des Vaterlandes als das Höchste.

Der Starrsinn Österreichs trieb die Patrioten weiter und weiter. „Auch Karl Albert ist den Fesseln der Volksherrschaft verfallen," klagte Fürst Metternich, „nur der König von Neapel steht noch aufrecht!" Kurz nachher gab die Hofburg ihre Antwort auf die Turiner Reformen: sie schloß mit Modena den berufenen Dezembervertrag, der ihr gestattete, jederzeit nach Belieben Truppen in den Vasallenstaat zu werfen. Die feilen Federn der k. k. Presse leugneten noch nach Jahren die feindselige Bedeutung des Vertrages, dem auch Parma bald beitrat. Fürst Metternich aber schrieb insgeheim befriedigt dem Grafen Trauttmansdorff in Berlin: „Wir haben die Form eines Verteidigungsbündnisses gewählt, um das von den Kabinetten so streng verdammte Wort Intervention zu vermeiden." Mit Recht

erblickten fortan die Patrioten schon in dem Dasein der beiden verfaulten Kleinstaaten der Emilia eine nationale Schmach. So war Piemonts Grenze vom Nordosten bis zum Süden durch österreichische Provinzen umklammert; an jedem nächsten Tage mochten die weißen Röcke von den Gipfeln des Apennins in die unbeschützten Häfen Liguriens niedersteigen. Das Volk in den Städten der Lombardei und Venetiens zitterte der Stunde der Befreiung entgegen; schon war Blut geflossen im Straßenkampfe. Verheißungsvoll klang aus Turin und Florenz, aus Rom und Bologna über die Grenze hinüber das Lied: O ihr geliebten Brüder, auch euer Tag wird tagen!

In Genua wogte eine ziellose unstete Bewegung; der Stadtrat beschloß endlich, den beiden lautesten Schlagworten des Tages gerecht zu werden, schickte Abgesandte nach Turin, um die Bildung einer Nationalgarde und die Vertreibung der Jesuiten von dem Könige zu erbitten. Man hoffte auf den Beistand der Turiner Presse. Doch die Männer des Risorgimento waren nicht gemeint, so unreife Volkswünsche, die in einem Atem zu viel und zu wenig verlangten, zu unterstützen. Als am 6. Januar 1848 die Vertreter der Presse im Europäischen Hofe zusammentraten, da erhob sich Cavour im Namen der Genossen: Wozu eine Nationalgarde, die in einem Lande ohne Parlament nur zu Wirren führen kann? Warum den König reizen durch Wünsche, die seine kirchliche Gesinnung beleidigen? Will man bitten, so gehe man weiter und fordere — eine Verfassung oder wenigstens eine Konsulta[1]! Es war der Rat eines Staatsmannes. Denn trat der König, als der erste unter den Fürsten der Halbinsel, zu dem konstitutionellen System über, so ward er das Haupt Italiens, das tiefe Mißtrauen der Nation mit einem Schlage beseitigt. Aber die unfertige öffentliche Meinung verstand den Ernst der Stunde nicht, selbst die Journalisten in der Europa blieben uneins. Lorenzo Valerio widersprach: sollte ein Edelmann liberaler sein als die Demokratie? und welcher Fallstrick mochte sich nicht hinter dem kühnen Vorschlage des Grafen verbergen?

Nach wenigen Tagen war der vermessene Gedanke der Männer des Risorgimento ein unabweisbares Gebot der Not. Am 12. Januar wehte die Trikolore auf den Wällen von Palermo. Am 29. brach die letzte Hoffnung des Fürsten Metternich zusammen, der bourbonische Despot ver-

[1] Cavour hat das Verlangen nach einer Verfassung zum ersten Male öffentlich ausgesprochen; aber er hat nicht, wie gemeinhin erzählt wird, seine eigenen Freunde durch einen genialen Einfall überrascht. Die Männer vom Risorgimento waren einig; Cavour sprach lediglich in ihrem Namen. Die Biographien von Bonghi, de la Rive u. a. haben ihre Nachrichten über den Vorfall ersichtlich aus zweiter und dritter Hand. Auch Fr. Predari (I primi vagiti della libertà italiana in Piemonte S. 247 ff.) war freilich in der Europa anwesend, doch von den Beratungen in den Redaktionszimmern des Risorgimento nicht unterrichtet. Der wahre Hergang ergibt sich unzweifelhaft aus dem Berichte, den der Augenzeuge Santa Rosa an Gioberti erstattete (mitgeteilt in der Vita di Pietro di Santa Rosa vom Grafen Saraceno S. 158 ff.).

sprach seinem Volke eine Verfassung; zwei Tage darauf folgte der Großherzog von Toskana dem Beispiel des Königs Ferdinand. Cavour warf unter dem Rufe „Es lebe die Verfassung" jubelnd den Hut in die Luft, als ihm ein junger Freund die Nachricht aus Neapel brachte, und schrieb nun in das Risorgimento hoffnungsfreudige Worte, die den persönlichen Gefühlen des zaudernden Königs galten. Was sei denn zu fürchten von dieser maßvollen Bewegung, die sich des Segens der Kirche erfreue? Wir haben nicht, wie einst die Franzosen, furchtbare soziale Fragen zu lösen. Wir treten nicht wie die Spanier als ein unerfahrenes Volk, von Parteien zerrissen, in diese neue Zeit. Bei uns besteht nur eine mächtige Partei, die nationale; sie hegt „ein unbegrenztes Vertrauen in die Tugend, die Einsicht, die Hochherzigkeit unserer Fürsten". In denselben Tagen wagte der Turiner Stadtrat, von Santa Rosa geleitet, den König um die Verleihung einer Verfassung zu bitten. Doch erst mußte ein Bischof dem Verzweifelnden geistlichen Trost spenden, ihm beweisen, daß ein unsittliches Versprechen nicht binden könne; da endlich, nach einer Nacht voll fürchterlicher Kämpfe, entschloß sich Karl Albert, sein dem Wiener Hofe gegebenes Wort zu brechen. Am 7. Februar verhieß er die Verfassung, einige Wochen später bildete Cäsar Balbo das erste konstitutionelle Ministerium. So hatte die Charte des Julikönigtums die Runde gemacht durch Italien, einen Augenblick, bevor sie in ihrer Heimat unterging. Cavour versuchte im Risorgimento, die Grundsätze des neuen Staatsrechts den unkundigen Lesern zu erklären. Er verwirft das allgemeine Stimmrecht als den verdächtigen Liebling der extremen Parteien. Das Zweikammersystem ist nötig, nicht um das Gleichgewicht zu erhalten, wie die Doktrinäre sagen, sondern um die Bewegung, die Tatkraft des Staates zu erhöhen. Nur ein Senat entspricht der demokratischen Gesellschaft Italiens; eine erbliche Pairie künstlich zu schaffen wäre „der Gipfel der Unvernunft".

Den Piemontesen war nicht vergönnt, sich friedlich einzuleben in die neue Freiheit. Die Windsbraut der Revolution warf den Thron des Bürgerkönigs und das alte Österreich zu Boden. Auf die Kunde von dem Sturze Metternichs brach der Aufstand in Mailand aus. Ein großer Augenblick, wie er den Deutschen im Frühjahr 1813 winkte, schien für Italien gekommen, und wieder war es Cavour, der den Piemontesen die Zeichen der Zeit deutete. Am 23. März schrieb er in seine Zeitung die majestätischen Worte: „Die große Stunde für die savoyische Monarchie hat geschlagen, die Stunde der kühnen Entschlüsse, die Stunde, von der das Dasein der Reiche und das Schicksal der Völker abhängt. Wir Männer vom kalten Verstande, gewohnt, mehr auf die Gebote der Vernunft als auf die Wallungen des Herzens zu hören, wir wägen heute sorgsam das Gewicht eines jeden unserer Worte und bekennen frei: ein einziger Weg ist offen für die Nation, für die Regierung, für den König — der Krieg, der Krieg augenblicklich und ohne Verzug!"

Das Gestirn, das der König in den Träumen langer Jahre erharrt, war aufgestiegen. Karl Albert überschritt den Tessin, und schon sein Aufruf an die Lombarden gab Zeugnis von den Täuschungen, welche die hochherzige Politik Cäsar Balbos beherrschten und dem gerechten Kriege ein jammervolles Ende bereiten mußten. Der König hoffte „auf den Beistand des Gottes, der unserem Lande einen Pius geschenkt hat und heute Italien durch wunderbare Ereignisse in den Stand setzt, aus eigener Kraft zu handeln". Ein Feldzug von wenigen Monaten lehrte, daß das stolze l'Italia farà da sè eine Unmöglichkeit und selbst das zerrüttete Österreich der Wehrkraft Italiens vollauf gewachsen war. Noch früher wurden die Hoffnungen zuschanden, die Italien auf seinen Kirchenfürsten gesetzt; durch die Allokution vom 29. April legte der Papst Verwahrung ein gegen den Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben werde. Der Statthalter Gottes, der Friedensfürst durfte den Krieg gegen ein katholisches Volk nicht aufnehmen, kaum ihn mit seinem Segen begleiten. Er hatte längst im stillen gegen die von den neuen Verfassungen gewährte Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse protestiert und den Höfen erklärt, daß er nur an einem Verteidigungsbündnis teilnehmen könne; jetzt fand er den Mut, sich öffentlich zu seiner Pflicht zu bekennen. Nach dieser heilsamen Enttäuschung erschien das Papsttum wieder in seiner wahren Gestalt, als die kosmopolitische Macht, die den Gedanken der Nationalität nicht fassen kann. Die Hoffnungen der Neoguelfen lagen platt am Boden; in der stillen Arbeit der folgenden Jahre sollte dann der gesunde weltliche Kern, der in den neoguelfischen Lehren lag, aus der geistlichen Hülle herausgeschält werden. Für den Augenblick wurde der Abfall des Papstes ein Anlaß des Verderbens: er entfesselte die wilden Kräfte des Radikalismus.

Das Idealbild der politischen Reife, der maßvollen Besonnenheit der Italiener, das in den Träumen der Patrioten gelebt, erwies sich bald als ein Wahn. Ein so krauses Durcheinander von föderalistischen und unitarischen, republikanischen und monarchischen Bestrebungen, wie es nun hereinbrach, kam selbst der Nüchternheit Cavours unerwartet. Noch bestand kaum der Schatten eines festen Planes für die Neugestaltung der Halbinsel, kaum ein Anfang ernsthafter Parteibildung; selbst das unauflösliche Band, das die Höfe, den Turiner allein ausgenommen, an die Interessen der Hofburg kettete, war der Nation noch verborgen. In solchem Gewirr fand das Toben der Demagogen breiten Boden; bald flog der Ruf Al tradimento! betörend und verwirrend durch das Land. Unter dem wilden Hafenvolke von Genua und Livorno schlug Mazzini sein Lager auf, selbst die ernsten ruhigen Männer von Piemont unterlagen der Herrschsucht seiner Abgesandten. Was dies Wüten der Demagogen für die Einheit der Nation bedeutete, das sagte Giusti schon im Herbst mit männlichem Spott voraus: „Siebenhundert Republiklein reißen unser Land in Stücklein, recht nach Hahnemanns System. Schneiden wir das Brot beizeiten, dann

wird's um so leichter gleiten in des Österreichers Maul!" Der Radikalismus fand seinen natürlichen Bundesgenossen in dem Munizipalgeist der großen Städte, seinen Todfeind in dem hochherzigen Monarchen, der das alte Wappenschild des Hauses Savoyen soeben in die neue Trikolore Italiens einfügte und mit seinen Söhnen die Schlachten seines Landes schlug. Dem tapferen Straßenkampfe der Mailänder war allzurasch der Sieg gefolgt; das trunkene Volk wähnte den Krieg beendet, da er kaum begann. Karl Albert erschien den lauten Rednern, die in Klubs und Kaffeehäusern ihr prahlerisches Handwerk trieben, als ein Unberufener, der sich in fremdem Neste wärme. Jede Waffentat der Piemontesen war Verräterei, Mazzini verdammte feierlich „den königlichen Krieg". Die einzig mögliche Politik, welche die verworrene Bewegung zum Ziele führen konnte, ward als Albertismus verhöhnt und verfolgt.

Cavour und wer sonst in diesem Taumel die politische Denkkraft sich bewahrt hatte, hoffte auf ein subalpinisches Königreich bis zur Adria. In Briefen und Zeitungsartikeln verlangte er unablässig die rasche bedingungslose Einverleibung der Emilia und der österreichischen Provinzen. Die idealistische Unklarheit, das unentschlossene Zögern der Politik Balbos entging seinem Tadel nicht, doch jetzt schien ihm nicht an der Zeit, das Ansehen der Krone durch systematische Opposition zu schwächen. Am allerwenigsten wollte der stolze Piemontese die Ausfälle gegen sein Heimatland ertragen, welche als das Probstück der Gesinnungstüchtigkeit galten. Ein Platz im Parlamente ward ihm erst bei den Nachwahlen unter lebhaftem Widerstand erobert, und bald galt er der Demokratie als das Haupt der Partikularisten Piemonts. Als ein radikaler Genuese sich eine hämische Bemerkung über die laue Freiheitsliebe der Piemontesen erlaubte, da sprang der Graf zornig auf: „Die Piemontesen beweisen ihren Freisinn auf dem Schlachtfelde; ich verlange, daß der Verleumder zur Ordnung gerufen werde." Die Presse der Radikalen spottete mitleidsvoll über diese komische Person, den Mylord Camillo, der sein armes Wissen allein aus ausländischen Zeitungen schöpft und den Abgott der Demokratie, Vincenzo Gioberti, zu bekämpfen wagt: kommunistisch nennt er jedes Gesetz, das den Armen nicht neue Lasten zum Vorteile der Reichen auflegt, die Blöße seines Geistes verdeckt er durch triviale Späße und zahllose Körner nichtattischen Salzes! Mehrmals mußte Cavour den schwachen Präsidenten erinnern, daß er sein Ansehen gebrauche gegen die lärmenden Galerien: „Wer mich unterbricht, beleidigt die Kammer, nicht mich!" Es schien, als ob der stolze Mann seine Lust daran fände, die Wut des unverständigen Haufens herauszufordern. Er scheute sich nicht, die Progressivsteuer, den Lieblingstraum der begehrlichen Massen, als einen reaktionären Gedanken zu entlarven, denn sie hindere die Kapitalansammlung und damit jeden wirtschaftlichen Fortschritt; er wünschte spöttisch der Demokratie Glück zu der Freundschaft

der Ultramontanen, und wenn die Linke wider den Volksfreund murrte, sagte er wohl gleichmütig: „Ich werde Ihnen meine Behauptung mit mathematischer Sicherheit beweisen". Und doch empfand er tief, was die Volksgunst in einem freien Staate gilt: der Vorschlag Santa Rosas, Cavour mit der Leitung der Finanzen zu betrauen, blieb unausführbar bei dem Hasse, der auf diesem Namen lastete. Auch im Parlamente sprach der Graf die ersten zwei Jahre über nur selten und ohne starke Wirkung: kaum daß die Versammlung bei Finanzfragen ihrem ersten Fachmanne einige Aufmerksamkeit schenkte. Unterdessen war das Ministerium Balbo zurückgetreten, da die doktrinäre Demokratie des Parlamentes zwar die Vereinigung der Lombardei mit Piemont, aber zugleich die Einsetzung einer souveränen Konstituante in Mailand beschloß.

Zur selben Zeit brach das Verhängnis über den König von Italien herein. Sein tapferes Heer erlag der Feldherrnkraft Radetzkys, und als der Geschlagene in Mailand ankam, entlud sich die Unzucht der Demokratie in scheußlicher Roheit: der rasende Pöbel bedrohte das Leben des Königs, der sein Alles für Italien hingegeben, er allein handelnd inmitten der Schwätzer. Und welch eine entsetzliche Verwirrung nun, da ein Waffenstillstand dem Kampfe ein Ende machte! Die Ehre des königlichen Hauses fast erliegend unter dem Hohngelächter der Fremden, leider auch der Deutschen — die Blüte der Finanzen für immer vernichtet — das Heer entmutigt und nahezu aufgelöst — der Adel empört über jene ruchlosen Auftritte in Mailand, wie über die Frechheit der Demagogen daheim, gern bereit, um jeden Preis den aussichtslosen Krieg zu beendigen — in Genua die Herrschaft der Klubs, überall in den Massen eine unbeschreibliche Erbitterung. Zweitausend Flüchtlinge aus der Emilia und der Lombardei forderten gebieterisch die Erneuerung des Krieges, schürten den Haß wider den königlichen Verräter. Es war, als fühlte die Nation die Wahrheit der vorwurfsvollen Worte des Königs: „Italien hat der Welt noch nicht bewiesen, was es für seine Freiheit zu leisten vermag" — als wollte sie die Stimme ihres Gewissens durch wütendes Geschrei übertäuben. Cavour hatte in dem Treffen von Goito den geliebtesten seiner Neffen verloren; der durchlöcherte Waffenrock des Toten hing fortan über dem Schreibtisch des Oheims, mahnte ihn täglich an entschwundene Freuden und an die Stunde der Vergeltung. Er selbst war nach jenem Unglückstage als Freiwilliger unter die Fahnen geeilt und stemmte nun seine ganze Kraft wider die hereinbrechenden Wogen des Radikalismus, er wurde die mächtige Stütze, der beinah einzige unermüdliche Verteidiger des neuen gemäßigt-liberalen Kabinetts Perrone-Pinelli.

Während die Klubs wider die Feigheit der Regierung donnerten, Brofferio unter brausendem Jubel sein Kraftwort „Verwegenheit, Verwegenheit, Verwegenheit!" in die Massen schleuderte und ein Konvent, eine italienische Konstituante Tausenden als der einzige Weg der Rettung

galt, zeichnete das Risorgimento mit unbarmherziger Nüchternheit den despotischen Charakter der neufranzösischen Freiheit. Am 16. November schildert Cavour die „Männer der energischen Maßregeln, vor denen wir nur elende Gemäßigte sind", also: „Setzet euch einen Plan in den Kopf, bildet euch eine Kette von willkürlichen Voraussetzungen, löset sie ab von der Wirklichkeit, die sie umgibt und ermäßigt, verachtet die Hindernisse, erbost euch darüber, schlagt sie nieder und bahnt euch einen Weg hindurch — das ist das ganze System in seiner Nacktheit; es ist ein Zug des menschlichen Übermuts, dem die Natur beständig die augenblickliche Unmöglichkeit oder die Strafe baldiger Enttäuschung entgegenstellt. — Die Natur hat gewollt, daß das menschliche Herz einen Schauder empfindet vor vergossenem Blute und sich empört wider den Mörder. Marat und Robespierre dagegen glaubten ein großes revolutionäres Mittel entdeckt zu haben... Es fielen Tausende von Köpfen, und was erntete die französische Revolution davon? Das Direktorium, das Konsulat, das Kaiserreich!" — Aus jedem Worte klingt hier die sittliche Entrüstung des ehrlichen Mannes heraus, aber der Politiker erträgt nicht lange den pathetischen Ton des Sittenpredigers; ihm gilt es, die Unfruchtbarkeit, den Mißerfolg der politischen Gewalttätigkeit zu zeigen. Er erweist sie an Napoleon, „dem großen Meister der energischen Maßregeln", und vor allem an der Februarrepublik. „Warten wir noch einen Augenblick, und wir werden den letzten Erfolg der revolutionären Mittel sehen: Ludwig Napoleon auf dem Throne!" Wie lästerlich mußten solche Aussprüche prophetischer Verstandesklarheit dem phantastischen Führer des Klubs der Concordia klingen, jenem Gioberti, der noch im Jahre 1850 an die Ewigkeit der französischen Republik glaubte!

Der Graf war gerichtet in den Augen der Demokratie, da er auch in der auswärtigen Politik die Sprache des Verstandes redete. Der neidische Kleinsinn, der das freie Frankreich gegen Piemont beseelte, entging Cavours Auge nicht; wollte doch die französische Republik nicht einmal die Sicherheit des altpiemontesischen Gebiets verbürgen, als Karl Albert im Herbst mit dem Plane umging, Modena und Parma vor den Österreichern zu schützen! Aber da die Vermittlung der Westmächte von dem Turiner Hofe angenommen war, so konnte nur die Torheit jetzt durch plötzliche Erneuerung des Krieges die einzigen nicht schlechthin feindlich gesinnten Kabinette beleidigen. Cavour riet, den Erfolg der Vermittlung abzuwarten und der Regierung zu überlassen, wann sie den Wiederbeginn des Kampfes für geboten halte. Die Strafe ereilte den Feigling schnell: bei den Neuwahlen im Januar 1849 triumphierte die lärmende Mittelmäßigkeit, Cavour unterlag einem dunklen Ehrenmanne Pansoya, der auf das Wahlprogramm Giobertis schwor. Auch das Kabinett Perrone-Pinelli war gefallen, Gioberti bildete eine demokratische Regierung, und nun erfolgte, was gegen alle Regel läuft: der hochgesinnte doktrinäre My-

stiker bewährte als leitender Staatsmann mehr praktisches Geschick denn vordem als Parteiführer. Er sah voraus, daß die Frevel des roten Radikalismus die Überflutung der Halbinsel durch die Österreicher herbeiführen mußten, und bot daher dem Papst und dem Großherzog von Toskana die Hilfe Piemonts an: italienische Truppen sollten die Ordnung in Rom und Florenz herstellen, die Verfassungen retten, die fremden Heere fernhalten. Cavour bewies jetzt, wie ernst er als ein echter Liberaler das Wort nahm „measures not men". Er ahnte wohl, daß der Papst und der Großherzog lieber den Fremden als dem König von Italien die Herstellung ihrer Macht verdanken würden, doch er wollte diesen letzten Versuch zur Rettung der Unabhängigkeit der Nation nicht aufgeben, er verteidigte laut die italienische Politik seines Gegners. Als auch diese Hoffnung zerbrach, als Giobertis Pläne an dem bösen Willen der Höfe von Florenz und Rom zuschanden wurden, als die demokratische Regierung abtrat und die Helden der Klubs ihren weiland verherrlichten Führer mit Füßen traten, da war es wieder Cavour, der sich allein des gestürzten Mannes ritterlich annahm. Er mochte dem Denker nicht grollen, dessen beredte Feder einst die Ideen des primato d'Italia verkündet hatte.

Der Vermittlungsversuch der Westmächte war gescheitert. Ohne Bundesgenossen, mit seinem geschwächten Heere sah Piemont einer gewissen Niederlage entgegen; und doch drängten gebieterische Mächte zur Wiederaufnahme der Waffen — vor allen der König selbst. Dem düsteren, für das Unglück geschaffenen Manne erwachten in diesen argen Tagen alle edlen Kräfte der Seele. Er hatte die Huldigung empfangen von den Lombarden und wollte noch einmal seine Königspflicht üben, seine schirmende Hand ausstrecken über das mißhandelte Land; ein gläubiger Fatalist, dachte er in Gottes Namen zu siegen oder zu fallen. Und wo war sonst noch ein Ausweg aus der entsetzlichen Zuchtlosigkeit der Geister? Nur der Ernst des Krieges, nur der Anblick der Taten des Königs konnte das wüste Geschrei wider den verräterischen Hof zum Schweigen bringen. Die Lage, dem aus ruhiger Zeit Zurückschauenden schier rätselhaft, drängte den Lebenden ihre Forderungen unabweisbar auf; selbst der Adel, auch der strengkonservative Graf Revel, auch Cavour wünschte jetzt den Krieg herbei als den Herold des inneren Friedens. So begann zum zweiten Male der ungleiche Kampf. Die Schlacht von Novara warf Italien zu Boden; der König legte seine Krone nieder, um seinem Lande einen milderen Frieden zu verschaffen.

Ein dumpfes Schweigen lag auf der Hauptstadt, als der neue König einzog. Ein Feldzug von fünf Tagen hatte das Heer abermals der Auflösung nahegebracht, den Staatsschatz so gänzlich erschöpft, daß in den nächsten Monaten der reiche Finanzminister große Summen aus seinem eigenen Vermögen entnehmen mußte, um die Staatsgläubiger zu befriedigen. Und selbst diese schrecklichen Erfahrungen waren an der verhär-

teten Parteiwut der Radikalen spurlos vorübergegangen. Mit lauter Schadenfreude begrüßten die Klubs von Genua die Niederlage von Novara. „Italien ganz frei oder wenigstens ganz geknechtet!" so lautete der neue Orakelspruch der Teodemocrazia Mazzinis. Durch Überrumpelung und Waffengewalt mußte die unbotmäßige Hafenstadt dem Staate wiedergewonnen werden. Und bestätigte nicht jeder Auftritt in dem letzten Akte der italienischen Tragödie die Weissagungen des radikalen Sehers? War „die Nichtigkeit und vollendete Impotenz" des konstitutionellen Piemont, die Mazzini so oft gegeißelt, nicht durch die klägliche Kriegsführung von Novara erwiesen? Wie glorreich erschienen neben der Niederlage des königlichen Heeres die letzten verzweifelten Kämpfe der Sizilianer, die heldenhafte Ausdauer der Republikaner von Rom und Venedig! Während also das Schicksal selber die Nation in ihren republikanischen Träumen zu bestärken schien, hielt eine Handvoll beherzter Männer unentwegt den Glauben fest an die Zukunft des Hauses Savoyen. Azeglio schrieb bald nach den Tagen von Novara sein hochgemutes Wort Nous recommencerons! — und Cavour richtete sich auf an der Erinnerung, daß einst nur vierzehn Jahre nach der Zerstörung Mailands die Schlacht von Legnano geschlagen ward.

Sobald man anfing, in sich zu gehen, das Dauernde und Echte aus den Wirren des letzten Jahres auszuscheiden, blieb doch ein großer Gewinn für die gedemütigte Krone zurück. Die Lage war geklärt, die alten kindlichen Hoffnungen auf die italienische Gesinnung der anderen Höfe von Grund aus zerstört. Kroaten hatten das alte Regiment in Toskana und der Emilia wiederhergestellt, durch schweizerische Söldner war Sizilien den Bourbonen wieder unterworfen, der Papst hatte Zuflucht gesucht bei jenem Ferdinand, den er vor einem Jahre noch einen Schurken genannt, den Kirchenstaat zurückempfangen aus den Händen der Franzosen und der Österreicher. Nur auf dem Königsschlosse von Turin wehte noch die Trikolore, nur dort lebte noch ein italienischer Herrscher, der sich nicht losgesagt von seinem Volke. Turin war die Hauptstadt der Italiener, bevor es die Hauptstadt Italiens ward. Kraft des Friedensschlusses nahm Piemont die vertriebenen Lombarden als Bürger auf, und wenn von den Flüchtlingen einige den inneren Unfrieden, den Groll der Presse schürten, so traten andere als Apostel der italienischen Bildung in die Lehranstalten ein: die Verschmelzung des Grenzlandes mit der Kultur Italiens wurde jetzt erst ganz vollendet. Als die gehässigen Anschuldigungen, die jeder Niederlage folgen, endlich schwiegen, harte Kriegsgerichte der erbitterten öffentlichen Meinung ein Opfer dargebracht hatten, da ward man doch endlich dessen inne, wie oft das schlecht geleitete Heer mit dem Heldenmute der Väter gewetteifert und mit wie gutem Grunde der alte Radetzky gesagt: „Diese Teufel von Piemontesen sind immer dieselben." Il nostro glorioso esercito war bald auf aller Lippen, Schriften und Bildwerke verherrlichten

die Tage von Goito und Governolo. Dann kam die Kunde von dem Ende des Königs von Italien: ihm war das Herz gebrochen durch das Unglück seines Vaterlandes, die letzten Wünsche des landflüchtigen Mannes galten der Heimat, er hoffte noch einmal als Soldat für Italien zu kämpfen. Vor dem Adel dieses Todes verstummte die Wut der Parteien, ein Parlamentsbeschluß gab dem Könige den Namen des Großherzigen; und als die Leiche beigesetzt ward in jener stolzen Kuppelkirche der Superga, die von dem Gipfel der Collina weithin „das Land am Fuß der Berge" überschaut, da strömten die andächtigen Wallfahrer herbei, und um den Sarg erklangen die Gebete und Schwüre von Tausenden.

Der blinde Haß der Österreicher hatte den gebrochenen Mann zur Abdankung gezwungen; jetzt stand an der Spitze des Staates ein junger tapferer Fürst — ein rauher und roher Soldat, von Jesuiten erzogen, ohne Bildung, ohne Freiheit des Geistes, aber eine derbe massive Kraft, ein treuer Sohn, entschlossen, den beleidigten Vater zu rächen, ein Mann von heldenhaftem Willen, der mit seinem Volke wuchs und nach kurzer Lehrzeit lernte, stets zur rechten Stunde die rechte Entscheidung zu finden. Auch patriotische Männer vom Adel verlangten die Beseitigung der Verfassung, die doch nur Unheil über das Land gebracht; ein absoluter Herr mußte von Österreich leichtere Friedensbedingungen erlangen als ein konstitutioneller Fürst. Wären nur die despotischen Gelüste der Hofburg nicht gar so laut und zudringlich hervorgetreten! Selbst der besonnene Radetzky hatte den Kampf als einen Bürgerkrieg geführt; „ich will", schrieb er dem Großherzog von Toskana, „die Demagogen in Turin zur Vernunft bringen." Felix Schwarzenberg vollends, der geschworene Feind Preußens und Englands und alles dessen, was der Freiheit glich, der kurzsichtige Vertreter der politischen Roheit, der seine Gedankenarmut hinter dünkelhafter Hoffart verbarg und nur einer ganz verkommenen Epoche als ein großer Mann gelten konnte — er verlangte die Besetzung Alessandrias durch kaiserliche Truppen, auf daß entweder sofort mit Österreichs Hilfe der Umsturz der Verfassung erfolge oder die Demagogen, zur Wut gereizt, eine neue Schilderhebung und schließlich einen Staatsstreich herbeiführten.

Sollte wirklich der stolze Sohn des Hauses Savoyen wie der armselige Großherzog von Toskana sich's bieten lassen, daß der österreichische Feldmarschall ihm schriebe: „Der Kaiser, unser Herr" —? Ein Vasall Österreichs, mit dem Scheine der absoluten Macht getröstet, oder ein konstitutioneller unabhängiger König — so stand die Wahl. Vergeblich warnten die Gemahlin und die Mutter des Königs, beide Erzherzoginnen. Viktor Emanuel berief Massimo d'Azeglio an die Spitze der Geschäfte, das Statut war gerettet. Wie das gute Gewissen der Nation erschien dieser „Ritter Italiens", der schöne, unwiderstehlich liebenswürdige, geistvolle Mann, der Beherrscher aller Weiberherzen, der als Maler und Dichter, als Soldat und Schriftsteller auf den mannigfachen Wegen eines vielseitigen

Talents der Größe seines Landes gedient hatte, treu seinem Wahlspruch: „Die Vaterlandsliebe ist ein Opfer, nicht ein Genuß" — freilich eine läßliche Künstlernatur, leicht gelangweilt, unfähig, die Pflichten des Beamten mit Pünktlichkeit zu erfüllen, ohne den derben Ehrgeiz, ohne die rastlose Tätigkeit des großen Staatsmannes. Geraden Sinnes und warmen Herzens, wie geschaffen, das deutsche Vorurteil wider die Arglist der Welschen Lügen zu strafen, lebte er des Glaubens, sein alter treuer Diener Johann werde dereinst besser vor der ewigen Gerechtigkeit bestehen als der Welteroberer Alexander. Er gab dem neuen Systeme den Namen, da er lächelnd zu seinem Fürsten sagte: „Es hat so wenig Könige gegeben, die Ehrenmänner waren, es wäre wahrhaftig schön, die Reihe anzufangen." — „Das Statut, nichts mehr, nichts weniger", so lautete sein Rat; er war der Mann der Lage, solange die Politik der Ehrlichkeit genügte.

Monate sollten noch vergehen, bis die erhitzten Köpfe sich beschwichtigten und das Land „den Fortschritt auf den Wegen des Möglichen" guthieß, den Viktor Emanuel bei seiner Thronbesteigung empfohlen hatte. Auch in dem neuen Parlamente, das im Juli zusammentrat, überwog die Demokratie; der Abschluß des Friedens mit Österreich bot der Opposition eine bequeme Handhabe. Der Mailänder Friede stellte die alten Grenzen von Piemont wieder her — das Glimpflichste, was sich nach solchen Niederlagen erwarten ließ. Auch die Ehre des Königshauses war gewahrt, da Österreich den Lombarden, die für Karl Albert gekämpft, Amnestie gewähren mußte. „Sehen denn diese Menschen nicht," rief Azeglio verzweifelnd, „wie schwer es gehalten hat, auch nur das Statut zu retten, wie leicht sie alle nach Fenestrelles auf die Festung wandern können? Heute heißt es: Après nous les Croates!" Cavour, der jetzt wieder bei den Wählern Gnade gefunden hatte und vom nächsten Jahre an bis zu seinem Tode der Vertreter der Hauptstadt blieb, beschwor die Kammer, das Notwendige zu wollen: durften diese provisorischen Zustände sich ins Unendliche hinschleppen? Die Kammer zog vor, ein Spektakelstück demokratischer Gesinnungstüchtigkeit aufzuführen, sie verweigerte die bedingungslose Genehmigung des Friedens. „Mag das Statut untergehen," rief Brofferio, „mag die Freiheit untergehen, nur nicht unsere Ehre!" Man stelle diesen Kraftspruch neben die Worte, die Cavour später in den Tagen seiner schwersten Kämpfe ausstieß: „Mag mein Name untergehen, mag mein Ruf untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird!" — und ein Gegensatz der Staatsgesinnung, der, in wechselnden Formen ewig derselbe, auch das deutsche Parteileben durchzieht, tritt uns durchsichtig vor die Augen. Die Politik des Bekenntnisses schwelgt im Genuß der eigenen Größe, indem sie ihre Glaubenssätze mit der Seelenruhe des kirchlichen Märtyrers unabänderlich vom Blatte abliest; die Politik der Tat bescheidet sich, dem Vaterlande ein wenig zu nützen.

Der König hatte sein Wort verpfändet für den Mailänder Frieden, er sah den Bestand der Verfassung, vielleicht des Staates selber gefährdet durch den Widerspruch des Parlaments. Er löste die Kammer auf und wendete sich mit der Proklamation von Moncalieri (20. November 1849) persönlich an sein Volk: „Wenn das Land, wenn die Wähler mir ihren Beistand versagen, so wird nicht auf mich die Verantwortung für die Zukunft fallen... Noch niemals hat sich das Haus Savoyen vergeblich gewendet an die Treue, den Verstand, die Liebe seiner Völker." Die Demokratie tobte, sie hat dem Colonello (so hieß ihr der militärische Ministerpräsident) diesen Streich nie vergessen. Aber in den Wählern der Po-Ebene erwachte endlich wieder der monarchische Sinn der Piemontesen. Die Mehrheit des neuen Parlamentes genehmigte den Frieden. So war ohne jeden Gewaltstreich der Boden gewonnen für ein gesichertes Staatsleben. Denn nicht um eines Fingers Breite wollte Cavour, der dem Kabinette seinen Beistand lieh, das Gesetz übertreten sehen; jetzt schon wie noch auf seinem Totenbette bekannte sich der Liberale zu dem Worte: „Mit dem Belagerungszustande kann jeder regieren". Wie er während des Krieges alle Ausnahmsgesetze entschieden bekämpft hatte, so schrieb er sogleich nach dem Manifeste von Moncalieri in das Risorgimento die Warnung: rühret nicht an die Presse! Der Rat ward befolgt, doch die Reform an Haupt und Gliedern, deren der kranke Staat bedurfte, blieb aus. Azeglio hielt sich als Minister allzu treu an die Weisheit, die er einst den heißblütigen Verschwörern der Romagna gepredigt: „Mit der Hand in der Tasche könnt ihr am sichersten für Italiens Wiedergeburt wirken!" Der Handelsminister Santa Rosa hörte wohl in Detailfragen gern auf den Rat seines Jugendfreundes; doch für die schöpferischen Gedanken, die in Cavours Kopfe gärten, war in dieser Regierung keine Stätte.

Und wahrlich, das Zusammenbrechen der Mächte der Bewegung weitum in der Welt ermutigte wenig zu einer kühnen Politik des Liberalismus. Der Beherrscher Europas, der Zar, hatte nach seiner brutalen Weise längst den Verkehr mit dem demokratischen Kabinett von Turin abgebrochen. Der Hof des Prinzpräsidenten von Frankreich schwankte noch unstet zwischen entgegengesetzten Gedanken. Ludwig Napoleon brütete zuweilen über dem Plane, für Piemont das Schwert zu ziehen; er trat mit dem Turiner Hofe jener wahnwitzigen großdeutschen Politik Schwarzenbergs entgegen, welche Deutschland und Italien durch einen ewigen Bund an Österreich zu ketten suchte; dann schmeichelte er wieder dem Kaiser von Österreich als einem Helden der „Ordnung", sein Gesandter in Turin forderte zudringlich eine starke Regierung. Die deutsche Nation hatte mit Hohn und mit Kälte geantwortet, als Karl Albert vor dem Feldzuge von Novara die Hoffnung aussprach, Deutschland werde in Österreich den Feind seiner Einheit erkennen; jetzt beugte sie sich ermüdet unter Österreichs Joch, beflissene Poeten brachten den „jugendlichen Heldenkaiser"

und die „ewig grünen Lorbeerreiser" in jammervolle Reime. Freiherr von Manteuffel riet, man solle in Turin wie in Berlin auf die Träumereien der nationalen Staatskunst verzichten. Selbst England, das einzige befreundete Kabinett, mahnte zur Vorsicht. Zudem hatte Karl Albert den Senat durchweg aus streng konservativen Männern gebildet, und am Hofe scharte sich um den Prinzen von Carignan eine erbitterte reaktionäre Partei. General d'Aviernoz forderte im Parlamente die blaue Kokarde des Hauses Savoyen zurück, in Genua zerstörten noch weit später junge Offiziere die Druckerei einer radikalen Zeitung, alle Heißsporne vom Adel schalten auf die konstitutionelle Unordnung. In solcher Lage war es schon rühmliche Kühnheit, wenn der kleine Staat festhielt an seinem öffentlichen Rechte. Weiterzugehen, Neues zu schaffen, schien dem Kabinett Azeglio nur da rätlich, wo unerträgliche Übelstände, schreiende Widersprüche in der Verfassung selber augenblickliche Abhilfe verlangten.

Das Statut, in wilden Tagen rasch auf das Papier geworfen, verriet auf jeder Seite die Spuren seines Ursprungs; sein schwerstes Gebrechen lag in der unklaren Ordnung der kirchlichen Dinge. Die Verfassung erklärte in ihrem ersten Artikel die römische Kirche für die einzige Religion des Staates — darauf hatte das geängstete Gewissen Karl Alberts bestanden — sie gewährte den Bischöfen die Zensur über den Druck der Bibeln und Gebetbücher; und doch sollten die Waldenser der vollen Freiheit des Kultus genießen. Sie bestimmte, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich seien, alle Gerichtsbarkeit vom Könige ausgehe; und doch hielt der Klerus seine geistlichen Gerichte noch aufrecht, gab den Verbrechern ein Asyl in seinen Kirchen. Schon im Herbst 1848 verhandelte der Hof von Turin über die Lösung dieser Widersprüche mit dem Römischen Stuhle; der Papst aber verlangte, er selber wolle der höchste Richter sein für die Verbrechen der Geistlichen Piemonts, stellte unmögliche Forderungen, die sogar der bigotte Karl Albert nur durch Stillschweigen beantworten konnte. Mehrmals wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen, doch selbst der fromme Balbo vermochte kein Zugeständnis von der Kurie zu erreichen. Seitdem war der hohe Klerus mit dem Papste in das Lager der Reaktion übergetreten; den Staat im Staate länger zu ertragen, ward unmöglich. Graf Siccardi, ein ausgezeichneter Richter, der auf Cavours Rat das Portefeuille der Justiz erhalten hatte, entwarf jetzt das „ketzerische und pestilenzialische" Gesetz, das die geistliche Gerichtsbarkeit beseitigte. So begann ein Kampf um die Elemente des modernen Staatslebens. Die Wiener Presse spottete: da ringt das liberale Piemont um Güter, die Österreich schon seit Joseph dem Zweiten besitzt! In Wahrheit bezeichnete diese bescheidene Reform den Bruch mit uralten Traditionen des savoyischen Hauses.

Cavour übersah rasch die Bedeutung des Augenblicks. „Gerade in ruhigen Zeiten", rief er aus, „denkt der wahre Staatsmann an Refor-

men." Die katholische Kirche, meint er zuversichtlich, hat immer verstanden, sich in die Zeit zu fügen, und wieder verherrlicht er den unauflöslichen Bund der Religion und der Freiheit. „Schreitet hochherzig vorwärts auf der Bahn der Reformen, dann wird dieser Thron in unserem Lande so feste Wurzeln schlagen, daß er nicht bloß dem Sturme der Revolution widerstehen kann, sondern, alle lebendigen Kräfte Italiens um sich versammelnd, unsere Nation zur Vollendung ihrer erhabenen Bestimmung führen wird!" Als diese Worte unter dem Jubel der Galerie verhallten, da fragte mancher, ob das noch der reaktionäre Graf des Jahres 1848 sei. Und doch war nur ein Zerrbild zerstoben, das der Unverstand des Parteihasses aufgebaut. Solange die auswärtigen Fragen im Vordergrunde standen, bekämpfte Cavour, mit den Konservativen vereint, die phantastischen Pläne des Radikalismus, die bei den Dilettanten der liberalen Partei allzu leicht Eingang fanden. Jetzt war nicht er bekehrt, sondern die besseren Liberalen hatten verzichtet auf ihre föderalistischen Träume, und seit die Fragen der inneren Reform das Land beschäftigten, ergab sich sogleich, daß der gescholtene Anglomane den Ideen der Liberalen sehr nahe stand. Darum durfte Cavour den oft wiederholten Vorwurf des Gesinnungswechsels frohen Mutes verlachen. Als späterhin der Radikale Asproni dem Ministerpräsidenten mit Selbstgefühl zurief: „Damals erst, im Jahre 1850, hat der Graf als ein kluger und geschickter Mann sich unseren Ansichten genähert" — da erwiderte Cavour nur mit der Miene possierlichen Erstaunens: „Ihren Ansichten?" — und ein schallendes Gelächter des Hauses folgte dem abgeschlagenen Angriff. Allerdings lockerte sich jetzt Cavours Verhältnis zu den Konservativen. Er stand ihnen nahe durch Geburt und persönliche Neigung, wie durch die lange Waffengemeinschaft im Kampfe mit den Radikalen; doch er konnte ihren Widerwillen gegen jede Reform und vornehmlich ihre hoffnungslose Ansicht über Italiens Zukunft nicht teilen. Nicht einen Augenblick hörte Cavour auf, an eine neue Erhebung seines Volkes zu glauben. Graf Revel hingegen, der bisher mit ihm die Rechte geführt — ein echter Sohn des altpiemontesischen Adels, ehrenhaft und geschäftskundig, hoch angesehen bei der Rechten als ein Minister der weiland absoluten Krone, bei der Linken nicht unbeliebt, da sein Name unter dem Statut stand — verwarf die Hoffnung auf die terza riscossa als einen Wahn der Italianissimi; er verlangte ein strenges Regiment der Selbstbeschränkung, um das verlorene Zutrauen der Kabinette wiederzugewinnen. Auch Cäsar Balbo widersprach; er fürchtete, das Siccardische Gesetz werde die Gewissen des katholischen Volkes beirren.

Zwei Tage nach Cavours Rede, am 9. März 1850, wurde die Siccardiana von dem Abgeordnetenhause angenommen. Der Nuntius protestierte, der Heilige Vater „hob seine Hände gen Himmel und betete, der Gott der Barmherzigkeit möge von dem Volke Piemonts die durch seine Gottlosigkeit verdiente Strafe abwenden". Nun brauste über das Land die

vendetta pretina dahin, das demagogische Toben des erbitterten Klerus; der Erzbischof Franzoni von Turin, ein störrischer Vertreter adliger und priesterlicher Hoffart, forderte seine Geistlichen offen zum Ungehorsam auf. Der Masse des Volkes kam der Ernst des Kampfes erst zum Bewußtsein nach dem erschütternden Ende Santa Rosas (5. August 1850). Mit der tiefen Herzenssehnsucht eines gläubigen Katholiken verlangte der sterbende Minister nach den letzten Gnadenmitteln seiner Kirche, er war bereit zu jeder Erklärung; nur einen Widerruf wollte er nicht leisten, nur die Unterschrift nicht zurückziehen, die er mit Bedacht unter das Siccardische Gesetz gestellt. Tagelang ward Cavours Freund und sein frommes Haus auf Befehl des Erzbischofs gemartert; noch als der letzte Kampf begann, trat der Pfarrer von S. Carlo an das Bett und drohte mit der Verweigerung des christlichen Begräbnisses. „Heiliger Gott," rief der Kranke, „ich habe vier Söhne, sie sollen von ihrem Vater nicht einen geschändeten Namen erben!" So ging er dahin, und welches menschliche Gefühl sollte kalt bleiben bei diesen empörenden Szenen pfäffischer Rachsucht, unchristlicher Bosheit? Keine Stadt im Lande, die „dem in seinem politischen Glauben Gestorbenen" nicht eine Totenfeier bereitete. Heftiger von Tag zu Tag erklangen die Angriffe der liberalen Presse wider die Schacherbude der Klerisei (la Bottega). Der Erzbischof von Cagliari verlor sein Amt, weil er die Befreiung des Bodens von den grundherrlichen Lasten als Kirchenraub verdammte. Erzbischof Franzoni wurde zweimal als Unruhstifter zur Haft verurteilt; dann ging er nach Lyon, schleuderte aus der Ferne seine Verwünschungen wider die ketzerische Hauptstadt, die eine Waldenserkirche, eine Bibelgesellschaft in ihren Mauern entstehen sah. Die Klerikalen überreichten ihrem trotzigen Führer einen Hirtenstab; in Turin aber erhob sich auf dem savoyischen Platze ein Obelisk, den die Städte Piemonts zur Verherrlichung der Siccardiana errichteten. Savoyen, das schon dem Kriege gegen Österreich gleichgültig zugeschaut, wurde durch diese kirchlichen Wirren den Piemontesen gänzlich entfremdet. In den stillen Alpentälern herrschten die Priester; sie blickten jetzt, wie einst die Radikalen, verlangend hinüber nach dem stammverwandten Frankreich und seiner ultramontanen Herrlichkeit. Das Volk des Potals jedoch war seit dem Tode Santa Rosas der liberalen Sache gewonnen.

Cavour sah längst, daß die unfruchtbare Politik, die sich begnügte, den Buchstaben der Verfassung streng festzuhalten, nicht mehr ausreichte, am wenigsten in der Finanzverwaltung. Der Ehrgeizige ertrug es nicht mehr, nur als Kritiker den Schritten des Ministeriums zu folgen; er wollte herrschen und darum, hatte er nur erst den Fuß im Bügel, sich vorläufig auch mit einem untergeordneten Ministerposten begnügen. In einer von fröhlicher Zuversicht strahlenden Rede verteidigte er am 5. Juli die Taten der Regierung, um ihre Unterlassungssünden desto schärfer zu geißeln. Wir müssen vorwärts — das war der Kern seiner Worte — die Freiheit

ist festgewurzelt im Lande, sie hat die extremen Parteien nicht mehr zu fürchten. Der Haushalt eines kleinen Staates, der soeben 250 Millionen für den Krieg aufgewendet, bedarf einer gründlichen Umbildung. Es geht nicht mehr mit den alten Steuern, die den kleinen Mann unbillig drükken — „man erlaube diese Bemerkung einem Manne, der nicht gewohnt ist, gewaltsame oder dramatische Worte zu gebrauchen". — Wenn wir durch Ermäßigung der Zölle der Volkswirtschaft freien Spielraum gewähren und die Steuerkraft an den rechten Stellen anzupacken wissen, so kann das Land, das heute mit Mühe zehn Franken zahlt, leicht 25 Franken für den Kopf aufbringen. So zeichnete er in großen Umrissen den Plan seiner eigenen Finanzpolitik. Der Graf hielt seine „Ministerrede"; das fühlte die Regierung, als er drohte, sich zur Opposition zu schlagen, wenn in dem neuen Budget das Gleichgewicht des Staatshaushalts nicht hergestellt würde. Nach Santa Rosas Tode schlug Azeglio vor, Cavour mit dem Handelsministerium zu betrauen. „Ich will wohl," meinte der König lachend, „aber der Mann wird euch alle aus dem Sattel heben!" Azeglio ahnte dasselbe und sagte, nachdem er den neuen Genossen eine Weile im Amte wirken gesehen: „Mit diesem Kerlchen muß ich's machen wie Ludwig Philipp; ich trage nur die Krone und darf nicht regieren." Am 11. Oktober trat der Unvermeidliche in das Amt.

Auch Cavours leichter Sinn war während der grimmigen Parteikämpfe der jüngsten Jahre dann und wann vom Mißmut überwältigt worden. „In solchen Zeiten", schrieb er einmal, „werden die politischen Männer rasch vernutzt; ich bin es schon halb, bald werde ich es ganz sein." Als Minister fand er rasch seine frische Spannkraft wieder. Mit seinem Eintritt in das Kabinett begann die Wiedergeburt des Staates — eine Zeit der Sammlung und Erhebung, die ihrem Leiter zu noch höherem Ruhme gereicht als der offene Kampf und sich als ein bescheidenes Gegenbild neben die Epoche Steins und Hardenbergs stellen darf. Eine Politik des Freihandels im großen Stile sollte der ermatteten Volkswirtschaft Erstarkung bringen; Piemont wurde mit der Schweiz der erste Staat des Festlands, der dem Vorgange R. Peels entschlossen folgte. „Unser Gewerbfleiß muß endlich hinauswachsen aus seiner ewigen Jugend, aus dem zarten und interessanten Alter, das Schutz und Pflege fordert; keine Nation der Welt hat jemals durch Schutzzölle gewonnen!" — Warum doch wagte, der so zuversichtlich sprach, als Minister nicht, mit einem Schlage durch ein Gesetz das System des freien Handels einzuführen, wie er es so oft gefordert hatte als Abgeordneter? Warum zog er vor, Handelsverträge mit Belgien, England, Frankreich, sogar mit Österreich abzuschließen und so auf weitem Umwege zur Herabsetzung der

Zölle zu gelangen? — Die Kühnheit seiner freihändlerischen Überzeugung ward von den Landsleuten noch kaum verstanden; selbst Gioberti klagte, durch diese Experimente Cavours werde Piemont erniedrigt zu einem anderen Portugal, einem Brückenkopfe Englands. Obgleich Ligurien allein dem Handel und der Schiffahrt, das Potal vornehmlich dem Ackerbau lebte, der Freihandel also durch die Natur der Dinge geboten schien, so erklang doch von allen Seiten der Hilferuf der Produzenten — am lautesten unter den Tuchfabrikanten, die heute Cavours Andenken segnen, und unter den Kaufleuten von Genua, die zehn Jahre später dem Neugründer ihres Wohlstandes eine Bildsäule in ihrer Börse errichteten. In dem Parlamente wuchs allmählich ein tüchtiger Stamm ernster, berufsmäßiger Politiker heran; mancher Dilettant verschwand aus dem Hause, da die Abgeordneten keine Taggelder bezogen. Bei der Mehrheit herrschte ein wohlmeinender Liberalismus, eine warme nationale Gesinnung, welche den patriotischen Sinn des Gegners ritterlich anerkannte. Aber die volkswirtschaftliche Bildung stand selbst hier so niedrig, daß der Minister einmal einen Zweikampf mit einem schutzzöllnerischen Abgeordneten durchfechten mußte. Da endlich auch die Klerikalen die wirtschaftliche Angst Savoyens für ihre Parteizwecke ausbeuteten, so mußte der Vorschlag einer allgemeinen Zollerniedrigung unfehlbar scheitern an dem gemeinsamen Widerstande der Fabrikanten, der Käse- und Ölproduzenten, der unzähligen aufgescheuchten örtlichen Interessen. Die Handelsverträge dagegen, die immer einzelnen Provinzen, einzelnen Zweigen der Produktion Gewinn versprachen, boten dem klugen Minister den Vorteil, die Gegner zu teilen.

So gelangte das Parlament zur Freihandelspolitik, ohne es recht zu merken, und als die Verträge mit einer in dem alten Piemont unerhörten Schnelligkeit zum Abschluß gelangt waren, konnte der Graf, zum Entsetzen vieler Hörer, triumphierend rufen: „Wir sind zu Ende gekommen mit einer der gründlichsten Zollreformen, die je in Europa gesehen wurden." Auch dieser Erfolg wurde nur möglich durch die eindringende Beredsamkeit des Handelsministers, durch eine Reihe von Reden, welche als ein umfassender Lehrkursus der Handelspolitik der Übersetzung ins Englische wohl würdig waren. Ein mächtiger Geist verbreitete hier sein Licht über die Grundfragen der Volkswirtschaft. Er spricht mit unumwundener Offenheit — das lo dico schiettamente bleibt fortan ein stehender Ausdruck in Cavours Reden — und mit der alten hoffnungsvollen Frische: die beschränkte Selbstsucht der Industriellen wird der besseren Einsicht in den eigenen Vorteil weichen, und sollte der Haß gegen das Kabinett uns über den Kopf wachsen, so bleibt noch ein unfehlbares Mittel: „man wechselt die Minister und hält die Reformen aufrecht!" Aber auch einen politischen Zweck verfolgte und erreichte Cavour durch den Umweg der Handelsverträge: zwischen den Piemontesen und den Völkern des Westens entstand ein regerer Austausch der Waren und Gedanken, der vereinsamte

und verfemte Turiner Hof wurde wieder eingeführt in die Staatengesellschaft, die Gesinnung der Westmächte freundlicher gestimmt. Fürst Schwarzenberg schrieb zornig: „Piemont will den Beistand Englands für Italien durch seine Handelspolitik erkaufen" — und gründete seinen Zollverein mit Modena und Parma als einen Damm wider die Turiner Propaganda.

Cavour arbeitete an dem Eisenbahnnetze, das den ganzen Staat bedecken sollte, prüfte die gewaltigen Pläne für die Überschienung des Mont-Cenis und des Apennins, erklärte sich kühn sogleich für den Bahnbau mit zwei Geleisen. Das Kapital der Nationalbank wurde verdoppelt, dann vervierfacht; denn jeder Staat mit schwunghaftem Verkehr, erklärte der Minister, bedarf einer zentralen Kreditanstalt, nur soll sie die Entstehung kleiner Privatbanken eher fördern als verhindern und nie zur Staatsanstalt werden. Mit Vorliebe sorgte Cavour für den Handel Liguriens: „Genua soll uns bald zu reich werden, um noch an Aufstände zu denken." Er faßte den allzu kecken Plan, eine direkte Dampfschiffahrt zwischen Genua und Amerika einzurichten, hoffte sogar einen Teil der deutschen Auswanderung über die ligurischen Häfen zu leiten. So sollte die Heimat des Kolumbus mit ihrer starken Reederei im transatlantischen Verkehr eine Beschäftigung finden, die ihr das enge Hinterland nicht bot, die Überzahl der kleinen ligurischen Fahrzeuge verdrängt werden durch die großen Schiffe, welche der moderne Handel liebt. — Piemont war endlich, allein unter den Staaten der Halbinsel, eingetreten in das bewegte Treiben der modernen Volkswirtschaft; auch die Spekulationswut des Bonapartismus schlug oftmals in ungestümen Wogen nach Turin hinüber. Der Handelsminister aber verschmähte, den Arzt für dies Fieber zu spielen, er sagte oft: Präventivmaßregeln müssen, solange nicht Engel regieren, mehr Gutes unterdrücken als Böses verhindern. Zuallererst die Selbsthilfe der Bürger sollte die sozialen Leiden heilen; kaum ins Amt getreten, fragte der Minister bei den Bürgermeistern an, ob sie die Brotsteuer in ihren Gemeinden nicht abschaffen wollten; vor einem Befehle seien sie sicher. Er erwartete bestimmt von dem neu erwachten wirtschaftlichen Leben die Heilung der zerrütteten Finanzen; „ich fordere den klügsten und sparsamsten Steuerpflichtigen heraus, sein Einkommen zu vermehren, ohne daß ein entsprechender Teil davon in die Staatskassen fließt!"

Im Auslande sprach man längst von dem Ministerium Cavour. Der Mann aber, der allein durch schöpferisches Wirken den Ruf des Kabinetts in der Welt aufrechthielt, empfand täglich schwerer, wie wenig er auf die Mehrheit seiner Amtsgenossen zählen konnte. Die Nation erwachte langsam aus tiefer Entmutigung; die Patrioten daheim, die tausend Verbannten in der Fremde arbeiteten wieder an einer neuen Erhebung, mit jener glühenden, nervösen Leidenschaft, jener unbedingten Hingebung, die diesen Jahren der Vorbereitung ihre Weihe gab. Und daß zu der Leidenschaft

auch die Einsicht nicht fehlte, das bewährte Giobertis letztes und größtes Werk, das Rinnovamento (1851). Kein Wunder, daß die beiden unförmlichen Bände von Tausenden verschlungen wurden; denn aus mystischem Schwulst, aus pathetischen Standreden wider „den kosakischen Gegenpapst und den Nachfolger Barbarossas", aus den Prahlereien einer rechthaberischen Eitelkeit, die für Cavour nur einige herablassende Worte halben Lobes übrig hatte, trat doch überwältigend der leitende Gedanke hervor: auf das schwache Morgenrot der „Auferstehung" soll der lichte Tag der „Erneuerung" folgen, auf das Parteigewirr des Jahres 48 eine geordnete Bewegung, die in fester Mannszucht der Diktatur Piemonts zu gehorchen hat. So war das Neoguelfentum verweltlicht, sein Prophet übergegangen in das piemontesische Lager. Cavour hat dem mystischen Abbate diesen Mut der Selbstverleugnung nie vergessen und späterhin oft geäußert: „Wir wollen Italien die von Gioberti zuerst erdachte Erneuerung geben."

Aber derweil die Ansprüche der Patrioten an die Krone von Savoyen sich steigerten, ward in Paris der Staatsstreich vollzogen. An allen Höfen erhob die reaktionäre Partei frohlockend ihr Haupt. Die Wiener Hofburg forderte, im Verein mit ihren Vasallenstaaten, die Beseitigung des liberalen Unwesens in Piemont; von Azeglio stolz zurückgewiesen, schlug sie den Tuilerien vor, durch gemeinsame Einmischung den gefährlichen Nachbarstaat zur Ruhe zu bringen, und Ludwig Napoleon versprach zum mindesten, sein Gesandter Butenval solle in Turin strenge Aufsicht üben. Wie konnte der kleine Staat gegen solche Mißgunst der Nachbarn sich behaupten, solange er selber dastand als ein unfertiges Gemeinwesen, das vom konstitutionellen Staatsleben nicht viel mehr besaß als eine Verfassungsurkunde? Sollte man den Genossen Mazzinis auch fernerhin überlassen, sich als die einzigen Vertreter des nationalen Gedankens zu gebärden? Und war nicht in solcher Zeit die Rachsucht der mächtigen Reaktion ungleich mehr zu fürchten als die Torheit der zu Boden geworfenen Demokratie?

Auf wen hatte die Regierung zu zählen in dem begonnenen Kampfe mit dem Römischen Stuhle? Graf Revel, der Führer der Rechten, war von Cavour soeben nach England geschickt worden, um eine Anleihe abzuschließen. Er hatte, obwohl ein Gegner der neuen Handelspolitik, den Auftrag geschickt und ehrenhaft wie immer vollzogen, aber er brachte aus der Fremde die Überzeugung heim, eine Änderung des Wahlgesetzes und des Preßgesetzes sei durch die reaktionäre Stimmung der großen Mächte geboten. Hinter ihm standen die bigotten Savoyarden Deviry und Beauregard und jener La Margherita, der einst die Lehren des Mariana, den Vernichtungskrieg wider ketzerische Könige, verteidigt hatte. Hinter diesen redlichen Gegnern gar die wilde Meute der pfäffischen Demagogen, welche dessen kein Hehl mehr hatte, daß sie die Unordnung wolle, um zur rechten Ordnung zu gelangen. In seinen frommen Zeitungen las der Savoyard schaudernd, 60 Millionen seien spurlos aus den Staatskassen ver-

schwunden. Noch hielt Azeglios Ansehen die Fraktionen der Rechten notdürftig zusammen; doch bei den Debatten über die Handelsverträge stand ein großer Teil der ministeriellen Rechten gegen die Minister, das Kabinett siegte nur durch den Beistand der Opposition.

Sollte diese verkehrte Welt fortdauern? Man regiert nicht auf der Spitze einer Nadel, meinte Cavour unwillig; die Bildung zweier starker regierungsfähiger Parteien nach englischer Weise galt ihm sein Lebtag als die Voraussetzung gesunden parlamentarischen Lebens. Man bedurfte einer starken zuverlässigen Mehrheit, um gegen Rom und Österreich, gegen Savoyen und Genua, gegen Ultramontane und Radikale zugleich den ungleichen Kampf zu wagen, und diese Mehrheit war nur zu gewinnen durch die Verständigung mit dem linken Zentrum, das unter Rattazzis Führung stand. Zwischen Cavour und dieser Partei des liberalen Turiner Bürgertums lag die tiefe Kluft, welche den selbständigen Staatsmann von dem vulgären Liberalismus trennt. Er hatte oft der Opposition unter dem Beifall der Rechten zugerufen: Ihr wollt nach französischer Weise die Unterdrückung der Kirche! — oft ihr vorgehalten: Ihr macht die Regierung für jeden Übelstand in der Gesellschaft verantwortlich; heißt das nicht, der Staatsallmacht in die Hände arbeiten? Er kannte die innige Verwandtschaft, die den flachen Liberalismus mit der Bureaukratie verbindet. Die aristokratischen Liberalen, die Freunde der Selbstverwaltung, wie Karl Alfieri und Boncompagni, standen der Überzeugung des Ministers näher als diese Bourgeoisie, der jede selbständige örtliche Gewalt leicht als ein Trümmerstück des Feudalismus verdächtig wurde. Und wieviel würdiger erschien der ritterliche Azeglio als dieser glatte Rattazzi, der alle Fechterkünste des Advokaten im Parlamente entfaltete, der sich einst schmiegsam den Launen Karl Alberts gefügt, dann als ein untertäniger Hofmann den neuen König und seine Unsitten gewähren ließ. In diesen Kreisen galt das Wort: Il est de la bande, il faut le pousser! Hier sprang man über sittliche Vorurteile mit einer Keckheit hinweg, welche bald, nach Rattazzis Heirat, noch unbefangener auftreten sollte. „Fast noch als Kind" hat Frau Rattazzi die Soirées d'Aix les Bains geschrieben, und wahrhaftig, die helle Kinderunschuld des zweiten Kaiserreichs lächelt aus diesen Blättern. Gleichviel — die Partei des linken Zentrums war die stärkste in dem Parlamente, sie vertrat die öffentliche Meinung in dem Kernlande des Staates, nur durch sie konnte Cavour das Haus beherrschen; sie war bereit, den Kampf mit Rom entschlossen weiterzuführen, und bekannte sich zu dem Programme des Handelsministers: das Statut mit allen seinen Früchten und Konsequenzen! Ihr Führer blieb eine Macht auf der Rednerbühne wie in der Presse, und die Lobsprüche ergebener Federn liefen zuletzt stets auf den Satz hinaus: „Die Regierungsgewalt kommt zu Urban Rattazzi, nicht er zu der Regierungsgewalt!" Nichts ist verständlicher als das leise Anwinken der bescheidenen Größe.

Cavour näherte sich dem gewandten Parteiführer, und nur einer seiner Amtsgenossen stand ihm bei solcher Schwenkung fest zur Seite: der unermüdliche Romagnole Farini, ein bekehrter Demokrat, durch den Grafen in das Kabinett eingeführt.

Ein seltsamer Anlaß brachte die Verschiebung der Parteien an den Tag. Der Pariser Staatsstreich erweckte Cavours vaterländische Hoffnungen; er ahnte, diese Tat werde Bewegung bringen in das Stilleben des Weltteils. Die Masse der Liberalen dagegen, in Piemont wie überall, überhäufte den neuen Despoten mit lauten Verwünschungen. Das Volk freute sich der zügellosen Heftigkeit seiner Presse, sah darin ein Zeichen der stolzen Unabhängigkeit des kleinen Landes. Der Hof aber sollte alsbald die Empfindlichkeit des Napoleoniden kennenlernen. Wenige Tage nach dem Staatsstreiche kam ein Minister zu dem piemontesischen Gesandten in Paris, versicherte feierlich, daß Piemont und seine Verfassung auf Frankreichs Beistand zählen könne, und forderte als ein Unterpfand der Freundschaft strenge Maßregeln wider die Flüchtlinge und die Presse; zuletzt erboten sich die Tuilerien freundnachbarlich, den gefährlichsten Demagogen Italiens eine Zufluchtsstätte in Cayenne anzuweisen. Diese Zumutung wies Azeglio stolz und fest zurück; doch brachte er endlich einen Gesetzentwurf ein, wonach künftighin die Presse, wenn sie fremde Souveräne beleidigt hatte, vor rechtsgelehrten Richtern, nicht mehr vor Geschworenen Rede stehen sollte. Darin lag — was auch die Minister beteuern mochten — ein Bekenntnis der Abhängigkeit vom Auslande; indes die Notwendigkeit des Schrittes, die Unmöglichkeit, mit den beiden mächtigen Nachbarstaaten zugleich in Feindschaft zu leben, war unverkennbar. Sofort schöpften die Konservativen frische Hoffnung; General Menabrea schloß mit der Konsequenz des Mathematikers, auf diese erste beschränkende Maßregel müsse die Beseitigung des Preßgesetzes folgen. Am 5. Februar 1852 hielten die Minister am Bette des erkrankten Azeglio ihren Rat; Cavour zog ungeduldig einen Kollegen abseits an das Fenster: „Dieser Menabrea wird mir langweilig, ich habe Lust, auf seinen Beistand zu verzichten." Von da ging man in die Sitzung des Parlaments, und hier wagte Cavour, im Einvernehmen mit Farini, einen kecken Handstreich. Er verteidigte die Vorlage der Regierung; auf die Klage der Opposition: „Man verletzt die Prinzipien", gab er die Antwort: „Die großen Phrasen, die großen Grundsätze haben oft die Staaten zugrunde gerichtet." Aber zugleich versprach er eine entschlossene Politik der Reformen und erklärte, daß er auf Rattazzis Beistand hoffe: „Diese Hilfe wird unseren Weg ebnen!" So war, wie Graf Revel entrüstet bemerkte, Cavours Scheidung von der Rechten (das divorzio) vollzogen, die Ehe (das connubio) mit dem linken Zentrum abgeschlossen. Für einige Wochen beschwichtigte der Ministerpräsident den Unfrieden unter den Genossen. Doch schon im April, bei den Debatten über den französischen Handelsvertrag, wiederholte Cavour seine Erklärung.

„Ich weiß," rief er den Savoyarden auf der Rechten zu, „daß, wer in so schwierigen Zeiten in das politische Leben eintritt, auf die größten Enttäuschungen gefaßt sein muß. Sollte ich auch verzichten auf alle Freunde meiner Kindheit, sollte ich auch meine liebsten Bekannten sich in bittere Feinde verwandeln sehen — niemals werde ich die Grundsätze der Freiheit aufgeben, denen ich meine Laufbahn gewidmet habe." Im Mai, als das Haus sich einen neuen Präsidenten wählte, lenkte Cavour — abermals hinter dem Rücken der Minister — die Stimmen auf Rattazzi. Es ging nicht ab ohne jene rücksichtslose Gehässigkeit, welche sich unvermeidlich einstellt, sobald politische Freunde sich trennen; Cavour verbarg es kaum noch, daß er den Ministerpräsidenten zu stürzen und selber an die Spitze einer neuen Regierung zu treten dachte. Azeglio wurde von der Wunde, die er einst bei dem Kampfe um Vicenza empfangen, immer wieder auf das Lager geworfen; ermüdet schrieb er einem Freunde: „Gott bewahre Sie davor, leitender Minister zu werden!" Doch „diese Ohrfeige" wollte er sich nicht bieten lassen. Eine Ministerkrisis erfolgte; die fremden Gesandten verlangten dringend eine konservative Regierung. Azeglio bildete, auf des Königs Wunsch, ein neues Kabinett ohne Cavour und Farini.

Der Anschlag des Grafen war mißlungen; er empfand die Niederlage sehr schmerzlich, doch er verschmähte, klug und edel, gegen die verlassenen Freunde eine systematische Opposition zu beginnen. Er reiste in den Westen, traf in Paris mit Rattazzi zusammen, und nach einem Gespräche der beiden mit Ludwig Napoleon stand Cavours Urteil fest: das neue Regiment wird dauern, nur von der Wildheit der ultramontanen Reaktion droht ihm Gefahr; die gerühmte Friedensliebe des Bonapartismus wird uns kund werden durch eine ausgreifende europäische Politik! Als er im Herbst heimkehrte, fand er die Patrioten hochaufgeregt durch den Tod des Propheten Gioberti, den Verkehr mit Rom abgebrochen, die katholische Partei tobend wider den Gesetzvorschlag über die Zivilehe, der den Liberalen nicht genugtat. Azeglio, bei Hofe als ein unerschrockener Tadler unbeliebt, mußte dulden, daß die Erziehung des Thronfolgers einem Schüler des vertriebenen Erzbischofs, Pillet, anvertraut wurde. In Rom verhaßt schon seit seinem schönen Buche über die Romagna, verfeindet mit dem französischen Gesandten, gebot er daheim, ohne den Beistand des linken Zentrums, nicht mehr über die Mehrheit des Parlaments. Das Risorgimento, das lange zwischen den hadernden Freunden geschwankt, verkündete jetzt: Cavour wird durch das öffentliche Gewissen gerufen, die konstitutionelle Partei herzustellen! Da gab Azeglio den unhaltbaren Posten auf. Der König berief Cavour zu sich, beauftragte ihn, ein neues Kabinett zu bilden und die Versöhnung mit der Kurie herbeizuführen. Aber der Graf erklärte offen, bei der tiefen Verstimmung des Papstes könne er den kirchlichen Frieden nicht wiederherstellen; eine Unterredung mit dem Erzbischof Charvaz von Genua, die er auf Befehl des Königs abhielt,

zeigte nur von neuem, wie fern er den Klerikalen stand. Nun versuchte Viktor Emanuel, gedrängt von den beiden Königinnen, durch ein Ministerium Balbo-Revel den Papst milder zu stimmen; doch Graf Revel selbst gestand, seine Partei habe keine Stütze im Lande, und dem Vatikan war auch jetzt noch kein Zugeständnis zu entreißen. So blieb nur übrig, den Weg der Reform mutig weiter zu verfolgen. Die Verblendung des Römischen Stuhls führte den Graf an das Ruder des Staats; am 4. November bildete Cavour sein Kabinett, das „große Ministerium" der Italiener. Der entlassene Minister aber antwortete lustig, als der König ihm den Annunciaten-Orden und damit den Rang eines Vetters der Dynastie anbieten ließ: „Ich finde es nicht passend, daß Seiner Majestät Verwandte Bilder verkaufen." Frohen Mutes griff er wieder zu seiner geliebten Palette und schrieb: „Ich verlasse meinen Wachtposten: ein anderer zieht auf. Dieser andere ist von einer teuflischen Tätigkeit, sehr aufgeweckt an Leib und Seele, und dann macht es ihm so viel Vergnügen!"

Der andere, dem das Regieren so viel Vergnügen machte, sprach den leitenden Gedanken seiner Verwaltung in dem Satze aus: „Es ist unmöglich, eine nationale, italienische Politik dem Auslande gegenüber zu verfolgen, ohne im Innern liberal und reformatorisch zu sein." Sein „Unionsministerium" sollte der Revolution einen Damm entgegenwerfen, der Welt den Unterschied despotischer und konstitutioneller Staaten zeigen; dergestalt hoffte er das moralische Ansehen Österreichs und seiner Vasallenstaaten zu erschüttern und „das alte Märchen" zu widerlegen, als könnten die Italiener weder Ordnung noch Freiheit ertragen. Für die Leitung der Verkehrsanstalten besaß die Regierung schon seit drei Jahren ein glänzendes technisches Talent an dem venetianischen Flüchtlinge Paleocapa, einem alten Soldaten des napoleonischen Königreichs Italien. In dem Kriegsministerium schaltete La Marmora etwas pedantisch und langsam, doch mit einer Willenskraft, die er als Feldherr nicht bewährt hat; die Einheit der Armee wurde durch die Aufhebung der Provinzialregimenter befestigt, das Aufrücken in die höchsten Stellen auch den bürgerlichen Talenten gestattet, das Offizierkorps von allen unbrauchbaren Elementen gesäubert. Das kleine Heer stand bald in Manneszucht und Ausbildung weit höher als die heutige italienische Armee. Der Justizminister Rattazzi gründete Handelsgerichte, schuf eine Neuordnung des Zivilprozesses, stand dem Präsidenten als ein geschickter entschlossener Kamerad zur Seite, also daß Rattazzis Herolde, die Migliotti, Berti, La Varenne, von der innigen Freundschaft der beiden erzählen konnten und der Justizminister selber in seiner Bescheidenheit sich für die Seele des Kabinetts hielt. Aus der Verwaltung verschwanden die letzten Spuren des Militärstaats, die Polizei fiel ausschließlich den Zivilbeamten anheim, aber die von dem Grafen verabscheute Zentralisation blieb aufrecht. Denn noch erstaunlicher als die Kühnheit dieser Reformpolitik

ist ihre vorsichtige Mäßigung; in ihrem Leiter verkörperte sich jene Mischung grundverschiedener, ja entgegengesetzter Geisteskräfte, welche den großen Staatsmann macht. Umgeben von radikalen Himmelsstürmern, begnügten sich die Liberalen Piemonts, nur an einige wunde Stellen des Staates die heilende Hand zu legen; viele empfanden, daß man in provisorischen Zustände lebe, forderten eine stramme bureaukratische Verwaltung, um die Kräfte zu sammeln für den nahen Krieg. Auch für die Hebung des Volksunterrichts geschah wenig; man fühlte schmerzlich, daß dem großen Volkswirt diese Interessen fernlagen.

Von allen inneren Staatsfragen hingen die kirchlichen Händel am festesten mit der nationalen Politik zusammen. Es war längst kein Geheimnis mehr, daß der Abfall des Papstes von der Sache Italiens so schnell nicht erfolgt wäre, wenn nicht die Hofburg versprochen hätte, alle Ansprüche der Kirche zu befriedigen. In den folgenden Jahren verständigten sich alle italienischen Staaten durch Verträge mit Rom; die Solidarität der konservativen Interessen schloß ein festes Band um die Hofburg und ihre Vasallen. Welche schneidige, mit gewandter Bosheit gehandhabte Waffe gewährten diese Konkordate den Piemontesen! Wie war doch das stille Turin der altköniglichen Tage verwandelt! Auf den Galerien im Palaste Carignan drängten sich die Hörer, in allen Kaffeehäusern eifrige Zeitungsleser. Man verschlang die geistreichen Sonntagspredigten des Pfaffenfeindes in der „Unione", durchwühlte noch lieber „den schwarzen Sack" der Turiner Volkszeitung, worin alle möglichen und unmöglichen Unsauberkeiten der Klerisei sorgsam aufgesammelt lagen. Überall erklang der Ruf: „Krieg den Pfaffen, Einziehung der geistlichen Güter, die von Rechts wegen dem Volke gehören!" Cavour ahnte tiefbekümmert, wie schwer dieser Kirchenstreit die Sittlichkeit der Nation zu gefährden drohte. Er erblickte mit Sorge unter den Kämpfenden freche Materialisten, radikale Schwärmer, die den Klerus zu der Einfachheit eines erträumten Urchristentums zurückzuführen dachten. Ihm war kein Zweifel, dies katholische Volk müsse, losgerissen von der alten Kirche, der Verwilderung verfallen. Aber solange die Kirche die Unabhängigkeit des Staats nicht zugestand, wollte der Staatsmann auch die unbedingte Kirchenfreiheit, die sein Ideal blieb, nicht gewähren, nicht verzichten auf das Recht der Oberaufsicht, das der Staat gegen den Mißbrauch geistlicher Gewalt in Händen hielt. Über die schwebende Kirchenreform hatte der Graf schon vor Jahren geurteilt: solche Versuche schneiden so tief ein, daß sie, einmal begonnen, bis zum Ende durchgeführt werden müssen. Darum hielt er tapfer aus, obgleich die europäische Meinung, und mit ihr die Börse, noch für den Papst Partei nahm. Die Zivilehe, die er einst hatte vermeiden wollen, erkannte er jetzt als unentbehrliches Mittel, gehässige Händel zwischen den

beiden Gewalten abzuschneiden; doch der Senat, eingeschüchtert durch die Drohungen Roms, verwarf das Gesetz.

Dann rückte Rattazzi ins Feld gegen die Tote Hand und die Überzahl der geistlichen Genossenschaften. Auch Piemont krankte an den Folgen der Politik der Päpste, die im Mittelalter den italienischen Episkopat vermehrten und vermehrten, um auf den Konzilien mit einer starken zuverlässigen Mannschaft auftreten zu können. 41 Erzbischöfe und Bischöfe regierten die Herde des kleinen Königreichs; unter 214 Einwohnern war einer geistlich, auf der Insel schon unter 127 einer. Man zählte 1417 Kanonikate und an 18 000 Klosterinsassen. Das Einkommen der Kirche betrug über 17 Millionen, mehr als der gesamte Ertrag der Grundsteuer im Staate, und doch konnten Hunderte armer Pfarrer nur durch Staatszuschüsse ihr Leben fristen. Jetzt verlangte der Staat: Besteuerung der Toten Hand; Unterdrückung aller kirchlichen Genossenschaften, die nicht der Erziehung, der Predigt, der Krankenpflege dienen; Beseitigung aller Pfründen, denen kein geistliches Amt entspricht, desgleichen aller Kanonikate in den kleinen Städten. Aus dem also gewonnenen Kirchengute wird eine Kirchenkasse gebildet, welche, vom Staate verwaltet, den Mitgliedern der aufgehobenen Stiftungen eine Pension, den armen Pfarrern ein genügendes Einkommen gewährt. Der Papst bedrohte mit der Exkommunikation jeden, der für diese Gesetze stimme oder sie ausführe. Unter den frommen Alplern im Tale von Aosta brachen Unruhen aus; Cavours Bruder Gustav nannte den Entwurf kommunistisch. Selbst unter den Liberalen fragten einzelne, wo denn das Vereinsrecht der freien Piemontesen bleibe. Die Demokratie schalt auf die Halbheit des Ministeriums, verlangte die unbedingte Unterwerfung der Geistlichen unter die Wehrpflicht und ähnliche Schritte der Rache. Cavour bewährte in langen siegreichen parlamentarischen Kämpfen den vornehmen Sinn des Staatsmannes, der die Leidenschaften der Parteien übersieht. Keinen Schritt wich er ab von seinem Mittelwege: die Einziehung sämtlicher Kirchengüter schafft entweder einen servilen Klerus, wie der russische, oder eine fanatische Sekte; blickt nur hinüber nach Savoyen, wo die Jakobiner längst mit dem geistlichen Gute aufgeräumt haben! Wie die Turiner Universität, endlich der geistlichen Bevormundung entledigt, der Unterrichtsfreiheit genießt, so soll auch der Staat die theologischen Seminare mit seiner Aufsicht verschonen; denn „wo ist die Freiheit, die keine bitteren Früchte bringt? Ist es den Klerikalen einst, da sie über die weltliche Gewalt geboten, nicht gelungen, den Triumph der liberalen Ideen zu verhindern, um wieviel minder heute, da wir sie mit der Schule, der Presse und dem freien Worte bekämpfen können!“ — Und wie er vormals, da die Revolution die Gesellschaft Jesu vertrieb, für die polnischen Jesuiten als für die Märtyrer einer mißhandelten Nation sein Fürwort eingelegt hatte, so erklärte er jetzt,

eher wollte er seinen Ministerposten verlassen, als die segensreiche Genossenschaft der barmherzigen Schwestern aufheben. Die Staatskirche blieb aufrecht. Nur in Turin und Genua genossen die Nichtkatholiken unbedingter Freiheit des Gottesdienstes; in den Provinzen mußte eine milde Praxis aushelfen.

Die Kurie wollte nichts sehen von allen diesen Beweisen der Mäßigung. Sie stellte maßlose Forderungen, sie verlangte, daß selbst das letzte Sicherheitsmittel des Staats gegen den Klerus, der Recursus ab abusu, fallen müsse, tadelte laut, daß man den Mauritiusorden einem Protestanten verliehen habe. Auch den Munizipalgeist wußte die katholische Partei gewandt auszubeuten: Piemont, rief man, gehört nicht mehr den Piemontesen, sondern den Farini und Paleocapa und den journalistischen Schreiern aus der Fremde. Und gerade jetzt, in den ersten Monaten des Jahres 1855, wurde das königliche Haus schwer heimgesucht. Rasch nacheinander starben die beiden Königinnen hinweg und der Herzog von Genua, der ritterliche Bruder Viktor Emanuels, der oftmals vor der Überstürzung der Liberalen gewarnt hatte. Abermals schwankte der König; sein unfreies Gemüt zitterte vor dem Finger Gottes, der drohend aus den Wolken winkte; gleich ihm Tausende im Lande. Tiefe Trauer lag über dem treuen Volke, wie einst nach dem Tode Karl Alberts. Eine neue Ministerkrisis erfolgte, die Priester hofften auf einen Staatsstreich. Da trat Azeglio mannhaft ein für die Sache der Reform, zuerst als Schriftsteller, dann in persönlicher Ansprache an den König. „Soll ein mönchisches Ränkespiel", schrieb er entrüstet, „in einem Tage das Werk Ihrer ganzen Regierung zerstören?" — Der König kämpfte und überwand. Die Gesetze Rattazzis brachten das Werk Siccardis zum Abschluß. Im Frühjahr 1855 stand das Ministerium fester denn je.

Die Einziehung eines großen Teiles der Kirchengüter gereichte der Volkswirtschaft zum Vorteil, aber die Finanzen litten, da die Kirchenkasse steigende Zuschüsse vom Staate verlangte. Auf dasselbe Ergebnis lief die gesamte Wirtschaftspolitik des Ministers hinaus. Mit rastloser Tätigkeit wurden die alten Pläne wieder aufgenommen, die Eisenbahnen in der Ebene und im Apennin vollendet, der Tunnelbau am Mont-Cenis begonnen. Auch das aufsässige Savoyen erhielt seinen Schienenweg, Nizza und die Insel ein neues Straßennetz. Ein unterseeischer Telegraph verband Ligurien mit Cagliari. Die Wuchergesetze waren beseitigt, das Briefporto um fast 40 Prozent herabgesetzt. Selbst dem Kleinen und Kleinsten galt die Aufmerksamkeit des Ministers: er ruhte nicht, bis seine Tabaksregie eine rauchbare Zigarre für das arme Volk zustande brachte — die Cavourina, die jedem Nordländer ebenso unvergeßlich bleibt wie die Mücken Italiens. Die Industrieausstellung im Schlosse Valentin bezeugte, wie rüstig in den sechs Jahren seit 1850 der Gewerb-

fleiß vorgeschritten war; ein halbes Jahrzehnt später, als das einige Italien zum ersten Male in Florenz seine Gewerbserzeugnisse ausstellte, schlug Piemont, zum Erstaunen der Welt, alle anderen Provinzen aus dem Felde. Der Arbeitslohn stand hoch, die Verzehrung der wichtigsten Rohstoffe in Savoyen hatte sich verdreifacht. Der Ackerbau verwendete, statt der alten unförmlichen Geräte, tüchtige im Lande gefertigte eiserne Maschinen, verbrauchte jährlich gegen 8 Millionen Tonnen Guano, während noch vor wenigen Jahren der Minister allein auf seinen Gütern das neue Dungmittel versucht hatte. Die Ausfuhr der Seidenwaren war in 22 Jahren von 366 000 auf 925 000 Kilogramm, die Einfuhr der zur Verarbeitung bestimmten Baumwolle von 28 000 auf 120 000 Quintal gestiegen; die Eisenbahnen brachten einen Rohertrag von 16 Millionen.

Trotzdem fand sich die Nation nur langsam in das freie Verkehrsleben. Die Bevölkerung stieg in zehn Jahren bloß um eine Viertelmillion; Auswanderungen und Bankrotte bekundeten die zweischneidige Wirkung des neuen Spekulationsgeistes. Noch im Herbst 1853 bedrohte eine tobende Masse den Palast des Ministers, dem man die hohen Kornpreise schuld gab. Die Beseitigung der Kornzölle kam vornehmlich der ligurischen Küste zustatten, und als der neue mächtige Hafendamm mit seinem Leuchtturme das majestätische Halbrund des Hafens von Genua erweiterte, da durfte Cavour sich rühmen, seine Regierung habe Größeres für die Wohlfahrt der Stadt geleistet als weiland die Republik. Dennoch verharrte Genua in seinem unbändigen Trotze. Ein englischer Ingenieur mußte die Untersuchung des Hafens vornehmen, da die Stadt sich dessen weigerte, und bei der Einführung der neuen Trankſteuer sah sich der Minister gezwungen, den Gemeinderat aufzulösen. Fast ebenso rasch wie der Volkswohlstand wuchsen die Auflagen des Staates und der Gemeinden. Cavour wußte, daß jede Steuer ein Übel ist: der gewiegte Volkswirt verwarf den Vorschlag der Dilettanten, die eine rationelle Umgestaltung des gesamten Steuerwesens forderten. Doch schon die behutsame Steuerreform, die er wagte, drückte die Massen als eine ungewohnte Last. Wohl gelang dem Minister mit seiner genauen Kenntnis der Börsenwelt, seiner seltenen Gewandtheit im Unterhandeln, die Anleihen des Staats unter leidlichen Bedingungen abzuschließen und Österreich immer aufs neue zu beschämen. Aber seine herkömmliche Versicherung: „Die Finanzen sind beinah wiederhergestellt", erwies sich wieder und wieder als ein Irrtum. Unleugbar traten in den Finanzfragen die Schwächen seiner Tugenden zutage. Dieselbe Kühnheit, die ihn befähigte, die schwerfällige alte Bureaukratie in neue Bahnen zu treiben, hieß ihn auch den Staatshaushalt mit einer Leichtfertigkeit behandeln, welche noch heute in dem Königreiche Italien verhängnisvoll fortwirkt.

Der ganze Tiefsinn der Staatskunst Cavours steht und fällt mit diesen unvermeidlichen Schwächen des Staatshaushalts. Alle Refor-

men im Innern waren ihm nicht ein Selbstzweck, sondern lediglich ein Mittel, Piemont zum Führer Italiens zu erheben. Längst bildeten die Verhandlungen des Turiner Parlaments die hohe Schule für alle Patrioten der Halbinsel, darin sie Besonnenheit, staatskundige Mäßigung lernten; und bald vergönnte die Torheit der Hofburg dem Minister, vor der Welt als der Vertreter der Nation zu reden. Eine ruchlose Schilderhebung der Mazzinisten zu Mailand (6. Februar 1853) bewog den Wiener Hof, alle Güter der lombardischen Flüchtlinge mit Beschlag zu belegen, obgleich die Ausgewanderten in Turin völlig schuldlos waren an dem Aufstande. Sofort verwahrte sich Piemont gegen diese unzweideutige Verletzung des Mailänder Friedens. Österreich antwortete durch heftige Anklagen wider die Presse Piemonts und die Umtriebe der in Turin geduldeten Flüchtlinge; zwischen den Zeilen las man die Frage, ob nicht Graf Cavour selber den Mailänder Banditen die Dolche geschliffen habe. Der aber verwies stolz auf die im Statut gewährte Freiheit seines Landes, bat das Parlament um Unterstützung für die Beraubten, rief seinen Gesandten aus Wien ab, also daß fortan der diplomatische Verkehr nur notdürftig durch Geschäftsträger vermittelt ward. Nun fluchte der Heilige Vater auf die Kirchenräuber in Turin, wie nur ein Papst zu fluchen versteht. Der k. k. Hofpresse versagte schier der Atem bei den unflätigen Schimpfreden wider den „aufgeblasenen piemontesischen Frosch".

Um so mächtiger stieg das Ansehen des kühnen Ministers bei seinem Volke: der Mann, der so oft sein strafendes Auge gegen die tobenden Galerien gerichtet, mußte jetzt von der Priesterpartei den Vorwurf hören, er erschrecke das Haus durch den Jubel der Massen. Aller Blicke hingen an ihm, wenn er durch die Poststraße schritt, alles lächelte befriedigt, wenn der Graf sich behaglich die Hände rieb. Nicht lange, so begannen die Doktrinäre des Parlamentarismus in der Stille zu klagen: wir haben ein Statut, eine Regierung, ein Parlament, und das alles heißt Cavour! Noch über ein kleines, und der allmächtige Minister durfte schon vor entscheidenden Abstimmungen sein unfehlbares Hausmittel anwenden: dann steckte er beide Hände in die Taschen und erklärte achselzuckend, wenn das Parlament ihn diesmal nicht unterstütze, müsse er das Regiment geschickteren Händen übergeben. Unbedingtes Vertrauen oder ein Ministerwechsel — das war die Wahl, die er stets der Volksvertretung stellte. Während gewöhnliche Menschen im Genusse der Macht erschlaffen, hob sich der Freisinn Cavours, seit er regierte, zu immer kühneren Flügen. Mit jeder neuen größeren Aufgabe schien seine Arbeitskraft zu wachsen, desgleichen das Talent, das von Gajus Gracchus und Julius Cäsar herab auf Mirabeau allen großen Staatsmännern eigen war — die Gabe, andere für sich arbeiten zu lassen.

Nach der Weise herrischer Naturen zog er jüngere Männer vor, die willig seinen Plänen folgten. Treffliche diplomatische Kräfte wie

Nigra und jener August Blanc, der später bei dem Abschlusse des preußisch-italienischen Bündnisses seine Tüchtigkeit erproben sollte, wurden durch Cavour emporgehoben. Seine nächsten Vertrauten blieben: Graf Villamarina, der stets auf die gefährlichsten Gesandtschaftsposten gestellt wurde, Castelli, der alte Freund vom Risorgimento, und der rastlos tätige junge Geheimsekretär Artom. Freilich nicht in allen Fällen bewährte sich die Menschenkenntnis, deren der Minister sich gern rühmte; unter den Flüchtlingen, die sich zum Palazzo Cavour drängten, war mancher zweideutige Gesell. Schadenfroh jubelte das ultramontane Lager, als der Parmesane Gallenga plötzlich aus der Gesellschaft des Ministers verschwinden mußte; es stellte sich heraus, daß der Cavourianer vor Jahren als ein Spießgesell Mazzinis Mordanschläge gegen Karl Albert geplant hatte. Auch die romanischen Unsitten, Cliquengeist und Amtersucht, blieben der von der Linken schändlich verleumdeten Conforteria des Grafen nicht immer fremd. Ein kecker Ton übermütiger Laune herrschte in diesen Kreisen. Der Graf selber wurde der Possen nicht müde, lachte gern über die Zerrbilder der Witzblätter und hing ein Bild, das seinen Liebling Boggio als Alkibiades mit dem Augenkneifer darstellte, hochachtungsvoll in seiner Fensternische auf. In früher Morgenstunde gab er seine Audienzen, im bequemen Hauskleid, auf dem Kopfe eine Sammetkappe mit langer Quaste; wer seinen Mann kannte, mochte aus dem raschen oder langsamen Auf- und Niedertanzen der Troddel die Stimmung des Ministers erraten. Wie behaglich heiter erschien er am Tische seiner Nichte, der Gräfin Alfieri, wie geistreich in den Salons seiner liebenswürdigen Freundin, der Gräfin San Germano, und wie einfach gutherzig, wenn er plötzlich insgeheim in eine ärmliche Dachkammer hinaufstieg, um zu helfen und zu spenden! Er freute sich des Erfolges seiner Freunde; wer aber mit ihm ging, durfte einen Schlag vor den Kopf nicht scheuen, denn der geniale Realismus des Ministers rechnete stets nur mit den Feinden und den Schwankenden, nie mit den bewährten Genossen. Wie viele Gegner hat er durch feine Schmeichelei gewonnen, indem er sie beflissen um Rat fragte!

Auch als Redner war er durchaus eigentümlich, weder mit Fox zu vergleichen, der durch die Gewalt seiner Beredsamkeit den Piemontesen weitaus übertraf, aber zuerst ein Redner war, dann erst ein Staatsmann — noch mit Palmerston — denn der gewandte Brite verstand durch frivole Späße auch eine schlechte Sache zu bemänteln, bei dem Italiener schaut hinter scharfen Witzen und einzelnen sophistischen Wendungen immer der tiefe heilige Ernst hervor. Tagelang pflegte er den Reden im Hause zu folgen. Ungeduldig hämmerte sein Falzbein auf das Pult, wenn leere Worte ihn langweilten; doch nichts entging seinen spähenden Blicken, und während er horchte, lachte, gähnte, entstand ihm sein Plan. Den Mann der Tat reizte nicht die Schaurede,

nur die Debatte. Dann trat er auf mit wohldurchdachten Worten, die er oft vorher einem Freunde daheim herzusprechen pflegte, führte die geschlossene Schar seiner Gründe und Einwände ins Feld, und es bewährte sich, daß die beherrschende Klarheit des Verstandes ebenso hinreißend wirkt wie der Schwung rhetorischer Begeisterung. In seinen letzten Jahren gelang ihm oft das Höchste, was der parlamentarische Redner erreichen kann: er gab den Hörern das Gefühl, daß sich nichts mehr sagen lasse; bald nachdem der Minister gesprochen, pflegte man die Verhandlungen zu schließen. Das alles mit geringen äußeren Mitteln, die den hohen Ansprüchen der verwöhnten Italiener keineswegs genügten: mit einer scharfen, wenig wohllautenden Stimme, einem zerhackten Vortrag, den dann und wann ein willkommener Husten unterbrach. Der Redner suchte nach unschädlichen Worten; ihn beengte die Verantwortlichkeit des Staatsmannes um so schwerer, da sein kleiner Staat, unfähig, eine europäische Verwicklung zu schaffen, sie gelassen abwarten mußte.

Der orientalische Krieg brachte endlich diese ersehnte Verwicklung. Cavour wollte die Nation an den Gedanken gewöhnen, daß sie nicht imstande sei, ohne fremde Hilfe das Joch Österreichs abzuwerfen, und er hatte schon Farini, den eifrigen Verteidiger des l'Italia farà da sè, für seine nüchterne Erkenntnis gewonnen. Er wollte ferner, indem er Piemont zu einer geachteten Stellung in der Staatengesellschaft emporhob, die mazzinistischen Lehren der Verzweiflung bekämpfen, die Geister mit stolzer Zuversicht erfüllen. Für eine solche Politik ergab sich von selbst die Notwendigkeit, in dem russischen Kriege auf Frankreichs Seite zu treten. „Piemont," sprach der Graf im Parlamente, „durch die Hochherzigkeit seiner Könige an eine entschlossene Staatskunst gewöhnt, hat sich oft seiner Bündnisse, niemals seiner Neutralität zu erfreuen gehabt." Die Westmächte warben um Österreichs Beistand; Frankreich war bereit, dem Wiener Hofe seinen Besitzstand und die Aufrechterhaltung der „Ordnung" in Italien zu gewährleisten. Ging Österreich darauf ein, so sah sich Piemont gezwungen, durch raschen Beitritt zu der Großen Allianz mindestens die völlige Knechtung Italiens zu verhindern. Wenn die Hofburg dagegen in das russische Lager übertrat, so hatte für Italien die Stunde der Befreiung geschlagen. Kam Österreich endlich zu keinem festen Entschluß — ein Fall, den Cavours Scharfblick von vornherein als wahrscheinlich ansah — um so besser für das tapfere Piemont, das dann auf dem Friedenskongresse unverhohlen seine Klagen aussprechen konnte wider den Staat, der niemand Freund gewesen. Eben dieses, die unschätzbare Gelegenheit, Italiens Lage vor der amtlichen Welt Europas zu schildern, erschien dem Grafen und dem Minister des Auswärtigen Dabormida als das wichtigste Ergebnis des Krieges. Aber Frankreich wei-

gerte sich, bestimmt zu versprechen, daß die italienische Frage auf dem Kongresse verhandelt werden solle. Dabormida nahm seinen Abschied. Nur Cavour hielt aus, in der stillen Zuversicht, der rechte Augenblick zum Reden werde und müsse sich finden. Im fernen Hintergrunde sodann erschloß sich eine weite unbestimmte Aussicht. Schon Cäsar Balbo hatte einst in seinen „Hoffnungen Italiens" behauptet, die Lösung der orientalischen Wirren werde das Mittel bilden, um Italiens Unglück zu enden, und jahrelang den Spottvers der Gedankenlosen hören müssen: „Der Balbo sagt: von Österreichs Quälereien kann nur der Türke uns befreien!" An diese Ahnungen des Freundes knüpfte Cavour wieder an. War es so ganz undenkbar, Österreich wieder zu der großen orientalischen Politik des Prinzen Eugen zurückzuführen? den Wiener Hof oder die Erzherzöge Mittelitaliens in den Donauprovinzen zu entschädigen für den unhaltbaren italienischen Besitz? —

Am 26. Januar 1855 trat Piemont dem Bunde der Westmächte bei, als der erste unter den Staaten zweiten Ranges und als eine selbständige Macht — denn Cavour durfte dem stolzen Heere keine Demütigung bieten und wies den Vorschlag Englands, Subsidien für die 15 000 Mann zu zahlen, weit von sich. Die Welt erdröhnte von den Zornrufen des Liberalismus wider den nordischen Despoten; man fand in England selbstverständlich, daß ein liberaler Staat dem heiligen Bunde der Freiheit sich anschloß, und ahnte wenig von den italienischen Plänen des Grafen. Noch weniger ahnten vorerst die Italiener. Selbst Rattazzi und La Marmora widersprachen, erst des Königs kriegerischer Eifer gewann sie für die Gedanken Cavours. Viele Offiziere forderten ihre Entlassung. Die Kaufleute von Genua zürnten, weil der Getreidehandel mit Odessa zugrunde gehe; als der Friede zurückkehrte, mußten sie bekennen, daß ihre Reederei seit den großen Transportgeschäften dieses Krieges einen neuen Aufschwung genommen habe. Die Masse murrte laut, denn die Ausgaben des Staats, die noch vor zwei Jahren 143 Millionen betrugen, waren schon im Jahre 1854 auf 192 Millionen gestiegen, und nun die Aussicht auf einen schweren Krieg! Die Debatten im Palaste Carignan dauerten eine volle Woche und bezeugten abermals, wie schwer ein Parlament einen weitangelegten Plan der auswärtigen Politik zu fassen vermag. Kein Schimpf, kein Hohn blieb dem Minister erspart. Der Vertrag ist ein Abfall von dem italienischen Volkstum — er macht uns mitschuldig an der Unterdrückung der Völker! Fluch, rief Tecchio, Fluch über jeden, der Italiens Namen ausspricht auf einem Kongresse, wo Österreich mitstimmt! Noch vielseitiger fluchte Brofferio in seiner Revue: das Bündnis ist wirtschaftlich betrachtet ein großer Leichtsinn, militärisch betrachtet eine große Dummheit, politisch betrachtet ein großes Verbrechen. Und mußte nicht dieser Vertrag, geschlossen ohne jede Bedingung, durch die Drohungen der Westmächte erzwungen sein? Nicht einmal zugunsten der lombardischen Flüchtlinge, für

die Befreiung ihrer mit Beschlag belegten Güter hatten die Verbündeten ein festes Versprechen gegeben. Wenn nun Rußland siegt, schalt man weiter, dann hat das Mittelmeer drei Herren statt zweier; was gilt das uns? — Darauf Cavour: „Ich kann nicht glauben, daß solche Ansichten in diesem Saale Widerhall finden. Das hieße unsere Hoffnungen auf die Zukunft aufgeben!" Alle die verblaßten orientalischen Erinnerungen seines Staates beschwor der Graf herauf, die ritterlichen Fahrten des grünen Grafen und die Herrscherstellung, die einst Genua in Kaffa behauptete: „das Kreuz von Savoyen und das Kreuz von Genua kennen den Weg nach dem Osten." Der frische Odem einer neuen Zeit weht durch diese Reden; ihr kühner Schwung erscheint um so bewunderungswürdiger, da der Minister sein letztes Wort nicht sagen durfte. „Der Vertrag ist nicht ein Abfall, sondern eine Verstärkung der liberalen Grundsätze, die wir als ein köstliches Erbstück von Massimo d'Azeglio hegen. — Dies neugestaltete Banner, das Karl Albert erhob, dies Banner, das schon geheiligt ist durch unermeßliches Unglück, wird im Osten die Taufe des Ruhmes empfangen und dann sicher der Zukunft, die ihm bestimmt ist, entgegengehen!" — Durch eine schwache Mehrheit wurde der Vertrag angenommen; auf dem Felde von Marengo verteilte der König die Fahnen an das abziehende Heer.

Immer bänger und düsterer ward die Stimmung im Volke, als der Creso, ein großes Transportschiff, auf hoher See verbrannte, die Cholera das kleine Heer in der Krim furchtbar heimsuchte und zur selben Zeit daheim der Kirchenstreit, den Bestand des Kabinetts nochmals gefährdend, in wilder Heftigkeit tobte. Nur in der Lombardei und unter jenen denkenden Flüchtlingen, welche, wie La Farina, von dem Munizipalgeist und dem verbissenen Widerspruchseifer der Piemontesen nicht berührt wurden, hatte der verwegene Plan des Ministers von Haus aus Billigung gefunden. Endlich kam die Kunde von dem Kampfe an der Czernaja: heldenhaft, würdig der Väter, die Viktor Amadeus auf die Wälle von Belgrad führte, waren die Truppen in das Feuer gegangen, stolz und gemessen hatte General La Marmora im Lager, Cavour im Kabinett die Überhebung des englischen Befehlshabers Lord Raglan zurückgewiesen. Nun erwachte in dem Soldatenvolke der kriegerische Stolz, heller Jubel brach aus, jeden Widerspruch erstickend: die Schmach von Novara war gesühnt, das neue aus allen Ländern Italiens zusammengeströmte Offizierskorps hatte das Vertrauen des piemontesischen Soldaten gewonnen.

Der Wiener Hof, der nach dem Tode der beiden nahe verwandten Königinnen den Nachbarfürsten nicht einmal einer Beileidsbezeigung gewürdigt hatte, ließ seine Presse, im schönen Bunde mit den Mazzinisten, beharrlich verkünden: Piemont ist abgefallen von der Sache Italiens. Er rühmte sich in frivoler Prahlerei seiner Undankbarkeit gegen den Bändiger Ungarns, doch das Ansehen seiner tatlosen Staatskunst sank und

sank. Cavour aber redete laut von dem nahen Tage der Rache; auch der König sprach in einer vertraulichen Unterhaltung, die rasch bekannt ward, seine kühnen Hoffnungen aus, und seit dem Spätsommer 1855 galt in der diplomatischen Welt die Feindschaft der beiden Nachbarn als unversöhnlich[1]. Um den Österreichern und den Radikalen die neugewonnene Machtstellung Piemonts zu zeigen, reisten der König und Cavour im Herbst nach Paris und London. Auch Azeglio war in dem glänzenden Gefolge — „als Blitzableiter", meinte er lachend, „damit man sieht, daß wir nicht angesteckt sind von der Seuche der Revolution." Der Graf wünschte die Höfe des Westens für seine Anschauung der italienischen Dinge zu gewinnen. In der Tat ließ der schweigsame Napoleonide erraten, welche Pläne in seinem Kopfe gärten. Er richtete eines Tages nach Tisch an Cavour und Azeglio die Frage: „Was kann man für Italien tun?" Sofort packte ihn der Graf beim Worte, bat um Erlaubnis, die schwierige Frage eingehend zu beantworten.

Die ausführliche Denkschrift, die er nun für den Kaiser entwarf und im Februar absandte, wird immer ein erstaunliches Denkmal durchtriebener Menschenkenntnis bleiben.[2] In breiten Umrissen entwickelte er eine Ansicht der neuen Geschichte, die freilich seiner eigenen Herzensmeinung nicht geradezu widersprach, doch ersichtlich zurechtgelegt war, um den Lieblingsgedanken napoleonischer Geschichtsphilosophie zu schmeicheln: Frankreich wird seit 1793 bedroht durch eine Koalition der Ostmächte, die sich seitdem nie wieder aufgelöst hat. „Die Staaten des Westens ruhen, trotz der Verschiedenheit der Staatsformen, auf demselben Grundgedanken, für Österreich aber ist der Westwind — der Tod." Alsdann schildert er Italiens Not und die vergeblichen früheren Vermittlungsversuche der Westmächte. In Zukunft sollen die Gesandten Englands und Frankreichs an den italienischen Höfen laut und offen Reformen für Italien fordern „im Geiste des westeuropäischen Staatsgedankens", sie sollen unter sich und mit den Patrioten der Halbinsel in Verkehr treten, damit die Italiener endlich aufhören zu klagen: „Diese Ärzte wollen immer Italien heilen, ohne ihm den Puls zu fühlen." Noch einige Fragen, ob es nicht möglich sei, das unentbehrliche Piacenza an Piemont zu geben, Österreich an der unteren Donau zu vergrößern. Dann schließt der Schlaue inbrünstig: „Welches Schicksal auch die Vorsehung uns vorbehalten mag, jeder treue Italiener wird sich in Ewigkeit erinnern, daß der Kaiser der Franzosen der erste war, der uns fragte: was kann man für Italien tun?" —

[1] Die Entfremdung der beiden Höfe wird Schritt für Schritt verfolgt in dem lehrreichen „Promemoria, die italienischen Verhältnisse betr.", das der preußische Minister des Auswärtigen unterm 8. April 1859 als Handschrift drucken ließ.

[2] Zum ersten Male mitgeteilt in dem gehaltreichen siebenten Bande von Bianchis Storia documentata della diplomazia Europea in Italia, S. 568 ff.

Es war die erste Lehrstunde, die der Meister dem langsam fassenden Schüler gab.

Die rasche Beendigung des Krieges erregte in Italien die allgemeine Bestürzung: zweitausend tapfere Soldaten und 80 Millionen Lire geopfert für ein Nichts? Nur Cavour verlor den Mut nicht, er überwand seine Abneigung gegen das Handwerk des Diplomaten und ging als Bevollmächtigter auf den Pariser Friedenskongreß, wenngleich mit herabgestimmten Hoffnungen, mit der bangen Ahnung, er werde seinem eigenen Begräbnisse beiwohnen.[1] Seine kecke Zuversicht lebte wieder auf, als er dort die Stimmung der großen Mächte über Erwarten günstig fand. Die Bevollmächtigten Österreichs, Buol und Hübner, beide durch häßliche persönliche Erinnerungen tief erbittert gegen die Italiener, stießen überall an mit ihrer hoffärtigen Schroffheit. England war unzufrieden mit dem Abbruch des Feldzugs und darum, so schien es, bereit, einen kühnen Schritt für Italien zu wagen. Rußland, das während des Krieges den König von Neapel mit Auszeichnungen überhäuft, hatte jetzt mit Österreich gänzlich gebrochen, näherte sich den Tuilerien. Selbst der Freiherr von Manteuffel murrte über den habsburgischen Dünkel, und Graf Hatzfeldt gestand dem Piemontesen vertraulich, er glaube an die natürliche Freundschaft der beiden Nebenbuhler Österreichs. Am französischen Hofe trat der Prinz Napoleon mit gewohnter rücksichtsloser Derbheit für das leidende Italien auf. Auch der Kaiser verriet, daß er die Träume seiner Jugend, die italienischen Überlieferungen seines Hauses nicht vergessen habe; vergeblich beschworen ihn die österreichischen Diplomaten, er solle verhindern, daß Englands liberale Grundsätze auf Italien angewendet würden. Nur die Rücksicht auf den Papst beengte seinen Willen, eben jetzt stand die Freundschaft des Kaisers mit dem Kirchenfürsten in ihrer Blüte. Durch solche Gunst der großen Höfe wurde Piemont, gegen Österreichs Widerspruch, als gleichberechtigte Macht unter die Mitglieder des Kongresses eingeführt. Solange über die orientalische Frage verhandelt ward, hielt sich Cavour vorsichtig zurück und vermied jeden weitgreifenden Vorschlag. Er wußte, daß nichts einen Staatsmann in den Augen der Diplomatie so unfehlbar zugrunde richtet als der Ruf eines Utopisten, gab seinen jungen Freunden oft den Rat, der Staatsmann müsse zurückhaltend sein mit Worten, entschlossen mit der Tat. Nur als man über die Bändigung der radikalen Presse beriet, traten Piemont und England für die Preßfreiheit ein. Unterdessen stellte Cavour schon im Januar in einer Denkschrift an den Kaiser die dringendsten Beschwerden Italiens zusammen, forderte Reformen für Rom, Neapel, Venetien,

[1] In diesem Satze sind die widersprechenden Empfindungen, welche sich in Cavours Briefen vom 8. Februar 1856 ff. bekunden, getreu wiedergegeben. Nach deutschen Begriffen ist es nicht ritterlich, wenn L. Chiala (Lettere di C. Cavour, II. p. CLXVI) die ersten sechs Worte des Satzes angreift und die folgenden wegläßt.

und den Abzug der fremden Truppen. In vertraulichen Gesprächen regte er auch nochmals den Gedanken an, die kleinen Despoten der Emilia an die Mündung der Donau zu versetzen. Napoleon stimmte zu, doch der Widerwille der Mächte gegen jede starke Änderung ließ den Plan scheitern.

Die Zeit verstrich, das Friedenswerk näherte sich dem Abschluß. Da lenkte eine Verbalnote Cavours vom 27. März, von dem Romagnolen Minghetti entworfen, die Augen des Kaisers nochmals auf den Kirchenstaat. Mit feiner Berechnung weiß der Italiener hier wiederum auf alle dynastischen, nationalen und konservativen Neigungen Napoleons III. zu wirken. Er geht aus von den Reformplänen, die einst der Prinzpräsident in seinem Briefe an Edgar Ney ausgesprochen, doch er verzichtet auf das Unmögliche, auf die Selbstvernichtung der Theokratie. Nur der Teil des Landes, den allein Österreichs Waffen dem Papste erhalten, nur die Romagna soll dem Joche des Kirchenregiments entrissen werden. Nun schildert er, wie Österreich die Romagna in Wahrheit als seine Provinz behandle, wie das konservative Volk durch den Druck der fremden Besatzung der Umsturzpartei zugeführt werde, wie das Land nur einen Wunsch hege: Herstellung jener geordneten weltlichen Regierung, die ihm einst der erste Napoleon geschenkt. Die Verwaltung der Romagna muß säkularisiert, von dem Kirchenstaate getrennt, durch einen weltlichen Statthalter des Papstes geleitet werden. Der Vorschlag entsprang aus der Natur der Dinge; er war schon auf dem Wiener Kongresse von dem Minister des Königreichs Italien, dem Grafen Aldini, fast mit denselben Worten aufgestellt worden. Aber mit Recht fragten die besorgten Gegner: welch eine unabsehbare Bewegung wird sich entfesseln, wenn jetzt in Bologna ein Parlament zusammentritt!

Die Note wirkte; der Kaiser erlaubte, daß Graf Walewski am 8. April in der Sitzung des Kongresses die italienischen Dinge zur Sprache brachte. Damit war für den Grafen das Spiel gewonnen; denn die unhaltbare Lage seines Landes sprang in die Augen, selbst eine hochkonservative Diplomatenversammlung konnte die greulichen Mißstände nicht verkennen. Cavour sprach mit Schonung über Neapel; noch war die Hoffnung, die Bourbonen für die nationale Sache zu gewinnen, nicht gänzlich aufgegeben. Zudem spannen die Murats seit dem orientalischen Kriege vielgeschäftig ihre Ränke — Bestrebungen, welche Napoleon heimlich begünstigte. Der Piemontese aber warnte die englischen Diplomaten vor den Umtrieben der Murats und wendete also die volle Wucht seines Angriffs gegen Österreich und den Papst; die römische Frage galt seit Jahrzehnten in der diplomatischen Welt als der Kern der italienischen Verwicklung, und an ihr hing untrennbar die Herrscherstellung Österreichs. In erregter Debatte trat Cavour als Ankläger gegen die Hofburg auf, und niemand von den anderen wagte die Haltung Österreichs offen zu verteidigen. Selbst

Graf Buol mußte die unleidliche Lage Italiens mit halben Worten zugestehen; sein Auftreten ward ohnedies beengt durch die stille Hoffnung, Frankreich zu Österreich hinüberzuziehen. Im übrigen stand er fest auf dem Boden der Verträge, verschmähte auch sophistische Erbärmlichkeiten nicht: wenn Piemont das Städtchen Mentone des Fürsten von Monaco mit fünfzig Mann besetzt halte, warum solle Österreich sein Heer aus der Romagna zurückziehen? — Man ging auseinander ohne einen Beschluß. Dann faßten Cavour und sein Amtsgenoß Villamarina noch einmal die Klagen Italiens zusammen in einer Zuschrift an Lord Clarendon und Graf Walewski, die alsbald zum Befremden der Westmächte veröffentlicht wurde. Zu welchen Verirrungen werde die Glut der Südländer sich hinreißen lassen, wenn das System der Unterdrückung und gewaltsamen Reaktion fortwähre! Piemont allein sei unabhängig von Österreich und ein Bollwerk wider die Revolution; mit ihm müssen sich die großen Mächte verständigen, um dem drohenden Umsturz vorzubeugen.

Inzwischen verbrachte der Graf lange Stunden in vertrautem Zwiegespräch mit den Staatsmännern der Westmächte. Lord Clarendon hatte vor dem versammelten Kongresse das Regiment des Papstes eine Schmach für Europa genannt und zornig ausgerufen: mit der Verweigerung jedes Zugeständnisses an Italien wirft Österreich dem gesamten liberalen Europa den Handschuh hin! Unter vier Augen sprach er noch rücksichtsloser. Solche Worte erweckten dem hoffnungsvollen Piemontesen den Wahn, das Kabinett von St. James sei zu bewaffneter Hilfe bereit, sei von ebenso lebhaftem Eifer für Italien beseelt wie sein Gesandter in Turin, Cavours Freund Sir James Hudson. In Cavours feurigem Wesen lag, gleichwie in der Natur Friedrichs des Großen, eine starke Neigung zu übertriebenen Hoffnungen — ein notwendiger Fehler, ohne den er nie der Befreier seines Volkes geworden wäre. Noch jetzt baute er zuweilen Luftschlösser und hielt für möglich, daß Österreich gegen eine Summe Geldes seine italienischen Provinzen abtreten werde. Offenbar hatte er den Briten gründlich mißverstanden. Ich lasse dahingestellt, ob der Lord im Eifer des Gesprächs ein Wort zu viel gesagt oder schlau versucht hatte, durch freundliche Vorspiegelungen dem Piemontesen Geständnisse zu entlocken. Genug, der weitere Verlauf beweist, daß die Staatsmänner Europas — mit Ausnahme der Piemontesen und des Kaisers Napoleon — von der nahenden großen Umwälzung gar nichts ahnten. Ein Abstecher nach England, auf den Rat des Kaisers unternommen, belehrte den Grafen schnell, wie wenig er von der Tatenscheu dieses Hofes zu erwarten habe. Seine Hoffnung stand fortan auf Frankreich allein. Er hatte mit dem Vertrauten Birio lebhaften Umgang gepflogen und von dem Kaiser selber ermutigende Zusicherungen erhalten — soweit sich bei dem phlegmatischen Zauderer von Zusicherungen reden läßt. Er war überzeugt, daß Napoleon einen neuen italienischen Krieg wünsche, und gedachte der kaiserlichen

Worte: „Ich habe eine Ahnung, daß dieser Friede nicht dauern wird; die Befreiung Italiens wird sich in fünf Aufzügen vollziehen, heute stehen wir im dritten!"

So kehrte er heim, „ohne das mindeste kleine Herzogtum in der Tasche", und doch gehobenen Mutes. War es ein Nichts, daß dies kleine Piemont, soeben noch als der Herd der Revolution von allen Seiten beargwohnt, jetzt als der Wortführer Italiens, als Kläger wider Österreich unter dem Beifall selbst der russischen Staatsmänner auftreten durfte und Italiens Klagen feierlich in das Protokoll des europäischen Rates eingetragen wurden? Dem toskanischen Minister „gerann das Blut in den Adern", wenn er die schamlosen Reden des Piemontesen las. Vergeblich sprach der neapolitanische Gesandte zu Turin mit erheuchelter Geringschätzung von dem überschuldeten, durch Parteien zerrissenen Staate. Österreich verstand den Ernst des Augenblicks; ein Rundschreiben der Hofburg an die italienischen Höfe verwarf feierlich die Anmaßung Piemonts, das den Beschützer Italiens spielen wolle, behielt dem Kaiserhause das Recht vor, jederzeit auf Anrufen der verbündeten Höfe seine Truppen in die Nachbarstaaten zu senden. Deutschland dagegen ließ sich nichts träumen von der gewaltigen Verschiebung aller Machtverhältnisse, die in der Stille sich vollzog. Man lachte des vielgeschäftigen kleinen Ministers: was sei er denn anders als ein Staatsmann der Ultimo-Abrechnung, gleich den Schwindlern des zweiten Kaiserreichs? Selbst einer unserer kundigsten Publizisten, C. F. Wurm, erklärte spöttisch, Piemont sei betrogen um den Lohn seiner Kriegstaten. Auch die Partei Mazzinis blieb unbelehrt; soeben machte eine schwülstige Ode Victor Hugos die Runde durch ihre Blätter: „Seid auf der Hut, auf der Hut, daß nicht im Kleide des falschen Propheten Kain herniedersteigt von den Quellen des Po!" Die ungeheure Mehrheit der Patrioten aber bewies ein wunderbar feines Verständnis für die Pläne des Ministers. Unermeßlicher Beifall erklang, selbst Grav Revel stimmte für die Regierung, nur La Margherita und eine Handvoll unverbesserlicher Reaktionäre widersprachen, als Cavour im Mai dem Parlamente Rechenschaft ablegte von seinem diplomatischen Feldzuge und mit Worten, die einer Kriegserklärung gleichkamen, versicherte: „Ich habe mich von dem Grafen Buol getrennt mit der Überzeugung, daß die Grundsätze der beiden Höfe unvereinbar sind!" Die begeisterte Jugend grüßte den Minister als den Zauberer, der diesem Volke den verheißenen principe des Macchiavelli schenke. „Die Italiener Toskanas" sendeten dem „Redner Italiens" seine Büste mit den Worten ihres Dante: „ihm, der Italien verteidigt mit offenem Visier!" — und als ob man nicht genug erinnern könne an die Propheten der Einheit, schrieben die Patrioten auf den Ehrensäbel, den sie an La Marmora überreichten, jene Verse des Petrarca, die den verheißenden Schluß von Macchiavellis Principe bilden: „Ist doch die alte Mannheit noch nicht erstorben in italischen Herzen."

Schwerer denn all dies wog die Bundesgenossenschaft eines Mannes, der, eine Macht für sich selber, jetzt wieder in das politische Leben eintrat. Daniel Manin trug den Namen des letzten Dogen von Venedig; die Herrlichkeit der Lagunenrepublik zu erneuern war der Traum seiner Jugend. Ihm ward beschieden, was er geträumt; er durchglühte als Diktator von Venedig sein weichliches Volk mit dem Feuer seiner eigenen großen Seele, lenkte durch lange Monate namenloser Leiden das Ruder des kleinen Freistaats mit sicherer Kraft, als seien die Tage der Foscari und Colleoni wiedergekehrt. Niemand in Italien durfte mit besserem Rechte als er an die Ewigkeit des republikanischen Gedankens glauben. In Paris sodann ging der landflüchtige Mann abermals durch eine Schule des Elends: Weib und Kind starben ihm hinweg, er selber mußte als Sprachlehrer kümmerlich sein Brot verdienen, ward von schwerer Krankheit daniedergeworfen. Aber die Leiden des Exils, die den gemeinen Menschen verbittern und in seinem Wahn bestärken, wurden diesem lichten Geiste ein Quell der Selbsterkenntnis: auf seinem Siechenbett in schlaflosen Nächten ging ihm die Einsicht auf, daß die Erhebung Venedigs gescheitert war durch eigene Schuld — durch den Partikularismus der Republikaner. Als er im Jahre 1854 zuerst wieder seine Stimme erhob und dem Lord Russell, der den Italienern Mäßigung predigte, kurzab erwiderte: „Resignation ist Feigheit für ein Volk unter fremder Herrschaft; wir fordern von Österreich nicht, daß es mild regiere, wir fordern, daß es gehe!" — da stimmten alle Heißsporne unter den Flüchtlingen jauchzend ein in dies stolze qu'elle s'en aille! Doch welch ein Wutgeschrei unter den Anhängern Mazzinis, als Manin darauf mit erhabenen Worten die Niedertracht des politischen Mordes verdammte und mit der grausamen Folgerichtigkeit eines scharfen Realisten die Sätze seiner neuen Erkenntnis entwickelte: Die Republik ist unmöglich, da Piemont von seiner Krone nicht lassen will; ein monarchischer Staatenbund wäre ein Bund der Fürsten wider das Volk; darum bleibt nur eines, der monarchische Einheitsstaat. „Schaffet Italien, ihr Fürsten des Hauses Savoyen, und ich bin mit euch; wo nicht, nicht! Unabhängigkeit und Einigung (unificazione) sei unser Wahlspruch!" Damit hatte der Venetianer die alte unheilvolle Politik des Entweder-Oder aufgegeben, die nur mit der sofortigen unbedingten Einheit des Landes sich begnügen wollte; er erkannte jetzt, daß auch die schrittweis vorgehende Vergrößerung Piemonts zum Ziele führen könne. Die radikale Presse lärmte wider den bestochenen Verräter, der sich bald den bestverleumdeten Mann Europas nennen durfte und selbst sein Leben durch die Dolche der fratelli Mazzinis bedroht sah. Auch die stillvergnügten Partikularisten in Piemont zuckten die Achseln: Manin ist allein, eine nationale Partei, wie er sie ersehnt, besteht nirgends! Der Apostel des Einheitsstaats fand daheim einen tätigen Helfer von höchster Uneigennützigkeit in dem Marchese Giorgio Pallavicino, der vormals in den Ker-

kern des Spielbergs unter der väterlichen Fürsorge des guten Kaisers Franz geschmachtet hatte und jetzt seinen reizbaren unsteten Sinn dem überlegenen Genossen unterordnete. Die Flugschriften Manins, Meisterwerke gedrungener, einschneidender Beredsamkeit, überschwemmten das Land. Sein Anhang wuchs mit dem Vertrauen, das durch Piemonts kühne Staatskunst erweckt ward.

Also wurde durch Manins Lehre und Cavours Beispiel die neue nationale Partei gebildet, und seltsam, die beiden Berufsgenossen verkehrten nicht miteinander. Der Diktator von Venedig baute seine Hoffnungen lediglich auf den offenbaren Gang der Turiner Politik, auf vereinzelte Mitteilungen aus dritter Hand und auf einige deutliche Winke, die von oben kamen: so erschien bald nach dem Kongreß eine halbamtliche Schrift aus den Tuilerien „Italien und Frankreich im Jahre 1848", die für die neue Erhebung ein festes Bündnis zwischen den beiden großen romanischen Völkern verlangte und bereits Savoyen als den Preis des Bundes nannte. Unheimliche Gerüchte, von den Mazzinisten emsig verbreitet, hochgefährlich für das alte böse Mißtrauen der Nation, beirrten die Patrioten. Auch Cavour wird uns verraten, schrieb der Tollkopf Montanelli, wie weiland Karl Albert, „der Meineidige von 21, der Schlächter von 33, der Verschacherer Venedigs von 48". Für erwiesen galt, daß der Turiner Hof die Umtriebe der Murats begünstigte. Nur Manin blieb unentwegt in seinem Vertrauen: Cavour ist zu klug, zu ehrgeizig, um dem Rufe der Nation sich zu versagen; eine Regierung muß anders reden als wir, die wir die Revolution sind.[1]

Bald fand sich zu Manin und Pallavicino noch ein dritter Erwecker der Geister hinzu: der Sizilianer Giuseppe La Farina — ein erprobter Kämpe der Republik gleich dem Venetianer. Der gewandte Vielschreiber hatte soeben in seiner „Geschichte Italiens seit 1815" den Ernst seiner Vaterlandsliebe, die Nüchternheit des bekehrten Radikalen bekundet; doch erst in der praktischen Politik wuchsen seinem Talente die Schwingen. Denn wie kein zweiter verstand der schöne Mann mit dem milden und festen Wesen die Herzen zu gewinnen. Treu und wahrhaft, rein und uneigennützig in seiner bitteren Armut, setzte er den letzten Hauch des Leibes und der Seele für sein Vaterland ein — eine ungeheure Arbeitskraft, die ihm ermöglichte, die gesamte Korrespondenz des Nationalvereins außerhalb Piemonts allein zu schreiben und dergestalt drei Jahre lang die Wachsamkeit der österreichischen Polizei zu täuschen. Im September 1856, als Kossuth und die Genossen Mazzinis mit höchster Bestimmtheit

[1] Cavour hat keineswegs zur Zeit des Pariser Kongresses mit Manin sich verständigt, wie man aus einer unklaren Redewendung Henri Martins (Daniel Manin, Paris 1861, p. 363) schließen könnte. Die obige Darstellung beruht auf den Lettere di Daniele Manin (Torino 1859) und auf dem Epistolario di Giuseppe La Farina, edt. A. Franchi (Milano 1869), namentlich Bd. II. S. 22 und S. 426 ff.

von den muratistischen Ränken des Grafen erzählten, faßte sich der Sizilianer ein Herz und fragte gradeswegs bei dem Minister an, wessen man sich zu versehen habe von seinen geheimen Plänen. Eine frohe Enttäuschung erfolgte, der Bund ward geschlossen zwischen dem Minister und den Patrioten. Durch den neuen Freund empfing der Graf genaue Kunde von den geheimen Arbeiten der nationalen Partei, die er wenig, und von der erregten Stimmung jenseits der piemontesischen Grenze, die er gar nicht kannte. Um Sonnenaufgang, zu der Stunde, die in Italien die verschwiegenste des Tages ist, pflegte fortan La Farina im Palaste Cavours vorzusprechen; dort tauschten die beiden rauchend Gedanken und Pläne aus, und beim Abschied hieß es wohl: „Tun Sie, was Sie können. Aber vor der Welt werde ich Sie verleugnen wie Petrus seinen Heiland!" Jedermann glaubte dem Sizilianer, wenn er in seinen Schriften beharrlich versicherte, die Absichten der Regierung seien ihm gänzlich verhüllt. Und nicht bloß vor der Welt, selbst vor den nächsten Freunden und Amtsgenossen Cavours blieben diese Zusammenkünfte durch viele Monate verborgen. Auch die Partei Rattazzis im Parlamente, welche sich rühmte, daß der Graf ihr diene, wurde vielmehr von ihm an unsichtbaren Fäden gelenkt.

Im August 1857 entstand der Nationalverein, unter dem Vorsitz Pallavicinos und Garibaldis, in Wahrheit geleitet durch den Sekretär La Farina — die erste große politische Gesellschaft in Italien, die alles Sektenwesen gänzlich verwarf. Der Verein wirkte öffentlich, der piemontesischen Freiheit froh, und auch in den geknechteten Ländern Italiens, wo er gezwungen war, geheim zu arbeiten, mahnte er ab von Verschwörungen und Aufläufen, gewöhnte die Nation, auf den Krieg, auf geordnete militärische Kräfte zu hoffen. Er stachelte den nationalen Stolz durch die bittere Frage: „Wozu nützt uns der italienische Genius, wenn Talente zu besitzen in vier Fünfteln Italiens ein Unglück, sie zu gebrauchen ein Verbrechen ist? Was frommt es uns, der Welt einen Cäsar und Bonaparte geschenkt zu haben, wenn die Soldaten Italiens als Hilfstruppen der Kroaten dienen müssen?" Das Programm des Vereins sagte vorsichtig nur: für die Erreichung seiner Ziele sei notwendig die Tätigkeit des italienischen Volks, nützlich die Hilfe der piemontesischen Regierung. Doch die Führer wußten längst, daß ohne den Staat und das Heer Piemonts die Bewegung im Sande verlaufen mußte. „Was soll", schrieb La Farina zur Belehrung der Phrasenhelden, „was soll das harmlose Kälbchen Italien beginnen unter so vielen gewappneten Adlern, Löwen und Leoparden, wenn es sich in die Unmöglichkeit versetzt, seine Hörner zu gebrauchen? Wir glauben an den Fortschritt des Guten, nicht an das Ende des Bösen auf der Welt."

Der Diktator Venedigs sollte die Früchte seines Tuns nicht ernten; bald nachdem er das erste Manifest des neuen Vereins unterzeichnet, unter-

lag Manin der furchtbaren Arbeit, die ihm den Schweiß des Hirns, das Blut des Herzens entpreßte. Und gleich ihm sollten in wenigen Jahren fast alle Führer dieser herzerschütternden Bewegung dahingehen: La Farina, Farini und Cavour selber. Denn auch aus Cavours leichten Umgangsformen brach dann und wann schreckhaft die wilde Glut, die sein Herz verzehrte, hervor. Er erbleichte, als man ihm erzählte, wie die Knechte der Barclayschen Brauerei den k. k. Frauenpeitscher Haynau mißhandelt hatten, und rief mit zitternder Stimme: „Ich sage Ihnen, diese Brauer von London haben Italien eine Lektion gegeben!" Wie arm erscheint neben solcher dämonischen Leidenschaft der Patrioten des Südens jene satte, behagliche Verzweiflung am Vaterlande, die zur selben Zeit unter den deutschen Liberalen vorherrschte! Wie erbärmlich vollends die deutsche Phrasenseligkeit neben dem klaren entschlossenen Realismus der Südländer! Der Verein La Farinas behandelte alle kirchlichen, sozialen, politischen Streitpunkte als offene Fragen und verfocht nur die eine Losung: Krieg gegen Österreich, Viktor Emanuel König von Italien! Sein deutsches Gegenbild faßte Resolutionen über Erbfriedriche und österreichische Schmerzenskinder, über alles, was da kreucht und fleucht zwischen Himmel und Erde, und betrachtete nur das eine, daran Deutschlands Zukunft hing, die sogenannte preußische Spitze, als eine offene Frage. Darum ward der Nationalverein der Italiener eine Macht in der Geschichte seines Landes, der deutsche Nationalverein hat seinen Lohn dahin.

Der alte Wunsch Cavours, es solle fortan nur zwei Parteien geben, Partikularisten und Nationale, näherte sich der Erfüllung; die vollständige Vereinigung aller Patrioten unter einem Banner ward freilich hintertrieben durch den eitlen Übermut Mazzinis. Nimmermehr mochte der Gründer des „jungen Italiens" ertragen, daß jetzt ein wirklich junges Italien sich erhob, begeistert für die Ideale einer neuen reiferen Zeit. Er hatte kein Ohr für die Bitte Manins: „Ich erkenne dem Genuesen den Namen des großen Italieners zu, aber jetzt beschwöre ich ihn, sich zurückzuziehen." Er witterte Verrat, da La Farina sich dem Parteiterrorismus der Roten entzog und die nüchterne Wahrheit bekannte: „Zuerst muß Italien dasein, leben; dann erst kommt die Frage, wie es sein Leben einrichten will." Als nun die Mehrzahl der denkenden Radikalen, die Flüchtlinge in Turin fast sämtlich, zu dem Nationalverein übertraten, da beschloß er zu zerstören, wo er nichts schaffen konnte — nach dem brutalen Brauche seiner Partei, der schwachen Köpfen als Kühnheit gilt. Er stiftete in Genua einen Geheimbund, welcher mit nichtswürdigen Ränken den Briefwechsel des Nationalvereins zu durchkreuzen suchte. Bald ging die Saat des Unheils auf: in Modena erwachte wieder der alte reaktionäre Geheimbund der Sanfedisten. Unerschrocken kämpfte der Piccolo Corriere d'Italia, das Sonntagsblatt des Nationalvereins, gegen die Torheit von rechts und links. La Farina wußte, daß Revolutionen immer nur das Werk einer

Minderheit sind, doch er wiederholte auch unablässig die Lehre: eine Verschwörung vermag den Boden zu ebnen für eine Umwälzung, niemals eine Revolution zu schaffen.

Cavour scherzte oft: „Es gibt einen Stand der Gnade für Minister und Ehemänner; sie merken es nicht, wenn die Liebe schwindet." Er selber hat solchen Gnadenstand nie gekannt, er folgte wachsam jedem Wellenschlage der öffentlichen Meinung, empfand mit tiefem Kummer, der still an seinem Leben nagte, die rasenden Schmähreden der Roten. Der Graf ließ um diese Zeit die Briefe de Maistres herausgeben; denn Mark und Bein erschütternd klang aus dem Munde des frommen Katholiken der Hannibalshaß wider Österreich. Doch begnügte er sich, die Bewegung der Geister aus der Ferne zu leiten. Der Nationalverein blieb in stolzer Unabhängigkeit, verschmähte jede Unterstützung von der Regierung — um dem Minister Verlegenheiten, sich selber arge Nachrede zu ersparen — empfing nur durch La Farina die Ratschläge des Meisters. Cavours freier Sinn duldete nicht einmal eine offiziöse Zeitung; die feste Mannszucht der Patrioten erlaubte ihm, auf die Treue der unabhängigen Parteiblätter zu bauen. Behutsam wahrte er selbst gegen La Farina die verantwortliche Stellung des handelnden Staatsmannes. „Gewiß," sagte er dem Vertrauten, „Italien wird eine Nation werden nach den Plänen Ihres Vereins; doch ob in zwei, in zwanzig oder hundert Jahren, das weiß ich nicht." Von hohem Werte war ihm die derbe formlose Soldatenart des Königs, welcher noch manchmal in seine bigotten Gewissensbedenken zurückfiel und dennoch mit den Männern der Linken, sogar mit Brofferio, als guter Kamerad verkehrte: auch die radikalen Piemontesen bauten auf den Rè galantuomo.

Noch bei Manins Lebzeiten gaben die Flüchtlinge dem Turiner Hofe ein erstes Zeichen des Vertrauens. Sie veranstalteten eine große Sammlung, um die Festung Alessandria zu rüsten, und die Namen Boston und Philadelphia auf den neuen Kanonen bekundeten, daß ringsum in der Welt die versprengten Söhne des Vaterlandes an die Zukunft des Hauses Savoyen glaubten. Eine Gegendemonstration, die Mazzini versuchte, scheiterte kläglich. Seitdem häuften sich die Beweise des Zutrauens. Ein reicher Venetianer der terra ferma vermachte dem Grafen sein ganzes Vermögen zum Besten der Volksschulen Piemonts. Mit erstaunlicher Geduld ließ die Nation ihren Staatsmann gewähren; jedermann, sagten die Italiener später, jedermann war stolz, der Mitwisser eines so großen Geheimnisses zu sein. Garibaldi schrieb kurz vor dem Kampfe: „Cavour kann alles — nun tue er auch alles und noch etwas mehr!" Allein Neapel rechtfertigte noch immer den Namen des Regno, der schon im Mittelalter die träge Selbstgenügsamkeit dieses großgriechischen Sonderlebens bezeichnete. Der Süden blieb stumm, die übrige Nation war einig, und Cavour selbst schilderte am Ende seiner Laufbahn den Mut und Einmut dieser glorreichsten

Jahre der Italiener also: „Ja, zwölf Jahre lang war ich ein Verschwörer mit allen meinen Kräften, um meinem Vaterlande die Unabhängigkeit zu schaffen. Aber ich war ein eigentümlicher Verschwörer, ich verkündete mein Ziel im Angesichte des Parlaments und an allen Höfen von Europa. Ich führte mit mir das ganze oder fast das ganze subalpinische Parlament, in den letzten Jahren waren fast alle Mitglieder des Nationalvereins meine Adepten und Genossen, und heute verschwöre ich mich mit 26 Millionen Italienern." Nicht leere Eitelkeit hieß den Minister die Männer der nationalen Partei seine Adepten nennen; denn so gewiß im Leben der Völker die Tat schwerer wiegt als das Wort, ebenso gewiß war Cavour der Meister dieser Revolution.

In Wien war man den Verhandlungen des Kongresses mit schwerer Sorge gefolgt. Kaiser Franz Joseph versuchte endlich, durch Milde seine italienischen Untertanen zu gewinnen, gab im Dezember 1856 die Güter der lombardischen Flüchtlinge frei, kam im folgenden Monat selber nach Mailand, ermahnte den Papst und die Bourbonen zur Mäßigung. Aber die Zeit der Versöhnung war vorüber; auch der neue Statthalter, der wohlmeinende Erzherzog Max, konnte die Wunden, die der kaiserliche Stock geschlagen, nicht mehr heilen. Während der Kaiser in Mailand weilte, sandte die lombardische Hauptstadt ein reiches Geschenk nach Turin, auf daß vor dem Palaste des subalpinischen Parlaments dem glorreichen Heere Italiens ein Denkmal errichtet werde. Mit Schadenfreude sah Cavour dem verspäteten schwächlichen Verbesserungsversuche zu. In der Tat fiel die Wiener Politik alsbald in ihr altes Unwesen zurück. Herrischer denn je verlangte die Hofburg im Februar 1857 die Bändigung der piemontesischen Presse und forderte Rechenschaft wegen der Kanonen von Alessandria. Abermals verwies Cavour trotzig auf die Freiheit des einzigen glücklichen Staates der Italiener; er fragte höhnisch, ob Piemont ein Vertrauenszeichen der Italiener abweisen solle. Da brach Österreich den diplomatischen Verkehr mit Turin gänzlich ab, und Cavour ließ auf die Drohungen der Mailänder Zeitungen unzweideutig erwidern: „In den Kämpfen, welche um die großen Grundsätze der Zivilisation und der Gerechtigkeit begonnen werden, entscheidet heute nicht mehr allein die Zahl der Soldaten noch die Ausdehnung des Gebietes!" Ein Vermittlungsversuch, von Preußen unternommen, offenbarte nur die tiefe Kluft zwischen den beiden Kabinetten.

Der Graf feierte sodann den Triumph, daß Österreich den Zollvertrag mit Modena auflösen mußte, weil Piemont kraft des Mailänder Friedens dieselben Begünstigungen wie Modena forderte. Seitdem steuerte Cavour geradeswegs dem Kriege entgegen. Die neuen Festungswerke, die Österreich auf fremdem Boden in Piacenza errichtete, gaben dem Turiner Hofe willkommenen Vorwand, für die Sicherung des eigenen Landes zu sorgen. Niemand sprach mehr von dem vielgerühmten usbergo di Savoia der alten

Zeit, von den kleinen Festen, welche die Klausen der Alpentäler gegen Frankreich deckten. Der neue Schild Piemonts ward gegen Osten gekehrt. Casale, dessen Verstärkung der Kriegsminister schon vor Jahren eigenmächtig begonnen hatte, sollte mit Alessandria und Valenza durch Eisenbahnen verbunden werden und dergestalt zwischen Po und Tanaro ein Festungsdreieck entstehen, das dem kleinen heimischen Heere gestattete, die Ankunft fremder Hilfe abzuwarten. Mit unerhörter Offenheit bekannte Cavour diesen Zweck dem Parlamente; der Plan ward genehmigt, obgleich die Gesinnungshelden der Linken weihevoll klagten: „Nicht feste Mauern verteidigen das Vaterland, sondern die starken Herzen seiner Bürger." Im Jahre 1850, als Cavour den Vorschlag aussprach, die herrliche Bucht von La Spezzia zu einem Kriegshafen ersten Ranges zu erheben, hatte Gioberti höhnisch gefragt: „Das kleine Piemont wird doch nicht einen grandiosen Gedanken des ersten Napoleon verwirklichen wollen?" Jetzt wurde ernstlich Hand ans Werk gelegt, und der Graf antwortete nur mit seinem ausgelassenen Gelächter, als man bedenklich meinte: wie können wir dicht an den Grenzen Modenas ein so kostbares Werk, den Österreichern eine leichte Beute, errichten?

Was gab dem Grafen den Mut, dies hohe Spiel zu spielen, das mit dem Bankrott oder dem Kriege endigen mußte und selbst manchem seiner Freunde eine Tollheit schien? Er hatte immer an die natürliche Gemeinschaft der romanischen Völker geglaubt und als ein echter Italiener die Bewunderung für seinen größten Landsmann, für den Schöpfer des Code Napoléon nie verleugnet. Seit dem Kongresse wußte er, daß der Erbe dieses Mannes den Hoffnungen der Italiener ungleich näher stand als das französische Volk. Es fehlte zwar nicht an bedenklichen Anzeichen, die von dem zaudernden Schwanken des Kaisers Kunde gaben. Graf Walewski tadelte mit scharfen Worten den unnützen Lärm, den das kleine Piemont in der Welt errege. Bald nach dem Kongresse begannen Österreich und Frankreich tiefgeheime Verhandlungen mit dem Papste wegen der Verwaltung des Kirchenstaats — Unterhandlungen, die der Wiener Hof selbst vor den preußischen Diplomaten in Abrede stellte. Das Ergebnis war — eine noch innigere Verbindung der Kurie mit der Hofburg; Napoleon aber rief seinen ultramontanen Gesandten Rayneval aus Rom zurück, ersetzte ihn durch den Herzog von Grammont. Cavour empfing unterdessen von dem treuen Villamarina beruhigende Berichte über die Absichten des Kaisers, und bald stand er selbst im Briefwechsel mit den Tuilerien. Er hörte gelassen die Vorwürfe der französischen Diplomaten an; nur einmal, da der Gesandte Talleyrand in seinen friedfertigen Ermahnungen allzu eifrig ward, ging der Graf an seinen Schreibtisch und zeigte dem Erregten die Handschrift seines Kaisers. Der Herzog von Grammont klagte einst: „Cavour ist toll geworden; von England kann er doch unmöglich so feste Zusicherungen haben." Da erwiderte eine Freundin des Ministers: „Ist es denn noch nie

geschehen, daß ein Souverän hinter dem Rücken seiner Diplomaten seine Fäden spinnt?" Der Franzose aber fuhr erschreckt in die Höhe: „Da können Sie ein wahres Wort gesprochen haben."

Seit dem letzten Kriege war die Gruppierung der Mächte gänzlich verschoben. Rußland und Frankreich standen in gutem Einvernehmen, die Zusammenkunft der beiden Kaiser zu Stuttgart (September 1857) galt sicherlich auch der italienischen Frage. Von England hoffte Cavour nichts mehr seit jener Londoner Reise; auch die Patrioten Siziliens, die das englische Kabinett oftmals mit ihren Aufstandsplänen behelligt, gaben jetzt den Lord Feuerbrand auf, und nachdem gar die Torys an das Ruder gelangt, stand England entschieden auf Österreichs Seite. Daher mußte Cavour in allen Händeln, die dem orientalischen Kriege entsprangen, in den Streitigkeiten über Rumänien, Serbien, Montenegro, die Meinung Frankreichs und Rußlands unterstützen. Auch auf Österreichs innere Feinde mußte er zählen, wie jeder, der einen Entscheidungskampf gegen das Völkergemisch des Donaureichs wagt. An den Nationalverein erging die Weisung, man solle beim Ausbruch des Krieges die ungarischen Regimenter zu gewinnen suchen. Die Diplomatie Piemonts, deren verschlagene Umsicht mit dem alten Ruhme der Venetianer wetteiferte, stand längst in Verkehr mit der gemäßigten Partei des magyarischen Adels; dringend beschwor Cavour den getreuen La Farina, der alte Unheilstifter Kossuth, der plötzlich in Italien auftauchte, müsse fernbleiben, dürfe nimmermehr Garibaldis leicht bestimmbares Gemüt betören.

Die Furcht vor patriotischen Übereilungen, welche den Verbündeten in den Tuilerien abschrecken könnten, blieb unter den Sorgen dieser drangvollen Jahre die schwerste. Fast in keinem der Briefe, die der Graf den Verschworenen sendet, fehlt die Mahnung: „Jetzt ist nicht die Zeit für Straßenkämpfe, für provisorische Regierungen und ähnliche Torheiten von 48." Cavours Politik hätte in jedem anderen Lande als tollkühner Radikalismus gegolten; neben den Geheimbünden Italiens erschien sie hochkonservativ. Der Beweis ihrer Größe liegt in der Fülle widersprechender Anklagen, welche aus Wien und Genua wider sie geschleudert wurden. Als Pallavicino einmal schwankte und im Parlamente den ohnmächtigen Künsten der Diplomatie den Frieden aufkündigte, da tröstete der Minister: „In Paris und in der Krim ist ein Same ausgestreut, den die Zeit und die Weisheit der Italiener zur Reife bringen werden"; dann verwies er auf „den großen Improvisator, die Geschichte". Doch die Ungeduld der Radikalen griff der Geschichte vor. Im Sommer 1857 brachen zu Genua und Livorno Unruhen aus, von Mazzini angezettelt; zu Parma herrschte, seit der geheimnisvollen Ermordung des Herzogs, harter Kriegszustand, unheimliche Gärung im Volke; bald folgten Aufstände in Neapel und Sizilien, wilde Bewegungen in den großen lombardischen Städten. Der Graf versuchte auch von der Torheit der Gegner Gewinn zu ziehen: Europa,

sagen seine Noten, hat den Hilferuf Italiens nicht hören wollen; jetzt bewährt sich, was ich in Paris weissagte!

Im Januar 1858 sollte das Seherwort abermals in Erfüllung gehen, schrecklicher, als der Prophet geahnt. Felix Orsini unternahm den wahnsinnigen Mordanfall wider den Kaiser; Napoleon, gewaltsam aufgescheucht aus seiner phlegmatischen Ruhe, verhängte die Schrecken des Sicherheitsgesetzes über sein Land. Wer durfte noch hoffen, daß der Kaiser den Landsleuten Orsinis seine Hilfe leihen werde? Jetzt endlich, jubelte Graf Buol, müsse der revolutionäre Staat seine Lektion empfangen. War denn nicht allbekannt, daß der Mörder keineswegs zu der wildesten Partei der Italiener gehörte und vor kurzem noch versucht hatte, sich dem Grafen zu nähern? Ungestüm verlangte der Tuilerienhof von den gastfreien Staaten England, Belgien, Piemont und der Schweiz strenges Einschreiten wider die Flüchtlinge. Er forderte in Turin, daß Mazzinis Organ Italia e popolo verboten, eine Anzahl der gefährlichsten Flüchtlinge ausgewiesen, allen aber untersagt würde, in piemontesische Zeitungen zu schreiben; gehorche man nicht, so werde der Kaiser verzichten auf seine italienischen Pläne. Abermals, wie nach dem Dezemberstaatsstreich, empfand der kleine Staat schwer seine Abhängigkeit von dem anmaßenden Nachbar. Ein radikales Blatt, das die Tat Orsinis gepriesen, wurde von den Geschworenen freigesprochen; die Presse Mazzinis predigte wieder das Evangelium des Tyrannenmordes, sie hörte nicht, wie der Minister flehend schrieb: um Gottes willen, greifet mich an, aber schonet des Kaisers!

Es war, nach Cavours Geständnis, die schwerste Gefahr, die jemals seine Regierung bedroht. Doch das Ansinnen einer offenbaren Verfassungsverletzung empörte den Stolz des Piemontesen. „Karl Albert", schrieb er an Villamarina, „starb in Oporto, um sein Haupt nicht vor Österreich zu beugen. Unser junger König wird in Amerika sterben oder nicht einmal, nein, hundertmal am Fuße unserer Alpen kämpfend fallen, ehe er mit einem einzigen Flecken die alte makellose Ehre seines edlen Hauses besudelt." Indem er also die Verfassung wahrte, beteuerte er zugleich lebhaft seine Entrüstung über die Mordtat. Auf Napoleons Wunsch erschien sodann im Turiner Staatsanzeiger der letzte, wahrscheinlich apokryphe Brief Orsinis, der die Reue des Fanatikers, sein Vertrauen auf den Kaiser aussprach. Cavour selber ermahnte in einigen einleitenden Worten die Jugend seines Landes, nach dem Vorbild jenes Verirrten feste Zuversicht zu hegen zu jenem erhabenen Willen, der Italien günstig sei. Wie die Dinge lagen, ward noch ein weiteres Zugeständnis an den erzürnten Freund in Paris unvermeidlich. Die Regierung schlug vor, daß Verschwörungen gegen fremde Souveräne in Zukunft als Verbrechen bestraft, die Geschworenen nicht mehr ausgelost, sondern durch den Bürgermeister und zwei Richter ernannt werden sollten. Wohl klang es stattlich, wenn der Graf versicherte: „Wir gehorchen allein dem Drange unseres eigenen Ge-

wissens"; das ganze neugewonnene Ansehen des Staates beruhte ja auf seiner gesetzlichen Freiheit. Und gewiß sprach Cavour ein tiefsinniges und wahres Wort, da er erklärte: die Preßfreiheit, ein Segen für alle inneren Fragen, werde leicht verderblich für die auswärtige Politik. Dennoch fühlte jedermann, daß der Minister nur die halbe Wahrheit sagte, daß Napoleon jenes Gesetz gefordert hatte.

Die Stimmung im Hause stand ohnedies bedenklich. Die letzte Schilderhebung Mazzinis in Genua hatte die Besitzenden beunruhigt, auch manche Behörden in das Lager der Reaktion geführt. Und da Rom, wie der Minister vergnügt erzählte, bei den Wahlen im Herbst 1857 seinen Priestern einen unbeschränkten Kredit auf die bessere Welt eröffnete, so ging die klerikale Partei beträchtlich verstärkt aus dem Wahlkampfe hervor. Cavour mit der unversieglichen Kraft seines Hoffens nahm die Schlappe leicht; er freute sich, daß der fromme Adel jetzt in das parlamentarische Leben hineingezogen werde: „Die meisten, die als Klerikale eintreten, werden als Konservative hinausgehen." Der große Haufe dagegen ward — kraft einer Unart, die mit der Sicherheit eines Naturgesetzes in allen ähnlichen Krisen wiederkehrt — durch die halbe Niederlage weiter nach links gedrängt. Man ruhte nicht, bis Rattazzi zurücktrat; er hatte jene Künste der Wahlbeherrschung, welche in dem freien Piemont nach romanischer Weise sehr rücksichtslos angewendet wurden, allein gegen die Radikalen spielen lassen und also den Ultramontanen in die Hände gearbeitet. Nur nach schweren Kämpfen stimmte diese argwöhnisch-liberale Mehrheit der neuen Freiheitsbeschränkung zu. Eine verschrobene, aufgeregte Debatte hob an, wobei die gemäßigten Liberalen als die Verteidiger des Preßzwanges erschienen. Erst Farini traf den Kern des Handels mit den Worten: „Österreich ist der Schwerpunkt des alten Europas, Frankreich der Schwerpunkt den neuen." Noch aufrichtiger bekannte Graf Mamiani, ein alter liberaler Minister des Papstes, der jetzt dem Turiner Kabinett seinen treuen Beistand lieh: „Ich habe einst den Prinzen Ludwig Bonaparte mit unserer Trikolore geschmückt gesehen; heute muß unsere Selbstverleugnung den Kaiser festhalten bei den Träumen seiner Jugend."

Trotz solcher ermutigenden Zurufe blieb die Stimmung der Patrioten niedergeschlagen. Wie ein gebrochener Mann schrieb Azeglio im Juni aus seiner Villa Cannero am Langensee: „Der Zweck meines Lebens ist verfehlt. Ich werde dies feindliche Ufer mir gegenüber nie mehr italienisch sehen." Doch unerschütterlich, als sei nichts geschehen, verharrte der Turiner Hof bei seiner aufreizenden nationalen Politik; er überhäufte im Frühjahr den Papst mit Vorwürfen wegen der zahllosen Verbannungen und der Mißverwaltung im Innern, klagte bei den großen Mächten über den unendlichen Belagerungszustand in Modena. Denn während die klugen Leute in Deutschland den Prozeß Orsinis, die leidenschaftlichen Bitten, die der Verurteilte in seinem ersten, echten Briefe an den Kaiser

gerichtet, und die klug berechnete Verteidigungsrede Jules Favres vornehm als ein Gaukelspiel belächelten, wußte Cavour längst, wie tief die Worte des Verschwörers in der Seele Napoleons hafteten. Die Bluttat wurde dem Napoleoniden eine Mahnung, durch entscheidende Taten seinen Thron sicherzustellen vor den Angriffen italienischer Banditen.

Auch diesmal, wie einst, da das Connubio gestiftet ward, entsprang aus einem um Frankreichs willen vollzogenen reaktionären Gesetze eine neue schwungvolle Epoche der italienischen Politik. In demselben Augenblicke, da Azeglio jene verzweifelten Worte niederschrieb, erschien zu Turin Napoleons Vertrauter, der Arzt Conneau, im tiefsten Geheimnis, also daß selbst der französische Gesandte nichts ahnte, und lud Cavour ein, in dem lothringischen Plumbersbade mit dem Kaiser zu verhandeln. Italien frei bis zur Adria, ganz Oberitalien zu einem Königreiche vereinigt, Frankreich vergrößert durch Savoyen — so lautete die mündliche Abrede am 20. Juli. Aus den Andeutungen des Kaisers ergab sich, daß er auf der Halbinsel einen Staatenbund von vier Staaten unter dem Vorsitze des Papstes zu bilden hoffte; über die Zukunft von Nizza gingen die Meinungen noch auseinander. Doch das Wesentliche, der Bund mit Frankreich zur Befreiung Norditaliens, war beschlossene Sache. Nur die beiden Souveräne, Cavour und Villamarina, aber — bezeichnend genug für den Napoleoniden — kein Franzose kannte das Geheimnis. Seinen Heimgang nahm der Graf über Baden, wo er den Prinzregenten von Preußen hochschätzen lernte und von der Großfürstin Helene ermutigende Zusagen erhielt; mit erstaunlicher Keckheit sprach er dann in der Schweiz von dem nahen Kriege.

Österreich schöpfte Verdacht, versuchte umsonst durch geheime Verhandlungen an den kleinen deutschen Höfen durchzusetzen, daß der Deutsche Bund ihm die Herrschaft in Mailand und Venedig gewährleiste. Cavour hatte unterdessen erfahren, daß die Garantie, welche der preußische Hof während des Krimkrieges für Österreichs italienischen Besitz übernommen, nicht mehr zu Recht bestand. Er genehmigte im Oktober einen von La Farina entworfenen Operationsplan, wonach die Erhebung in Oberitalien durch regelmäßigen Krieg, in der Emilia durch revolutionäre Kräfte begonnen werden sollte. Im Dezember traf er mit Garibaldi zusammen und gewann das Herz des treuen Patrioten. Er bedurfte der Freischaren, um die besseren Elemente der Radikalen an sich zu ziehen; die drohende Übermacht der Aktionspartei blieb immer ein wichtiger Faktor in seiner Rechnung. Noch näher lag die Gefahr, daß Italien das Joch Österreichs nur abwerfe, um Frankreichs Ketten zu tragen. Darum wünschte der Graf einen langen schweren Krieg, der alle Glieder der Nation in seine Wirbel hineinreiße und die Franzosen verhindere, sich als die Befreier Italiens zu gebärden. Darum wagte er noch in der elften Stunde wiederholte ehrlich gemeinte Versuche, die Kronen von Neapel und Toskana für die Sache

Italiens anzuwerben. Schnöde zurückgewiesen, rief er dem Hofe der Lothringer zu: „Nicht aus der vernünftigen und bescheidenen Ausübung einer maßvollen Freiheit entspringen die Aufstände und Unruhen." Er durfte Rußland nicht beleidigen, das mit Neapel und Turin zugleich in Freundschaft lebte, und nahm daher keinen Teil an den diplomatischen Feindseligkeiten, wodurch die Kabinette von Paris und London nach dem Kongresse den Bourbonenstaat belästigten. Auch der Hof von Florenz schien noch nicht ganz verloren, hatte er doch in den jüngsten Jahren oft die Hofburg durch schwache Regungen selbständigen Willens gekränkt. Cavour mußte um so mehr wünschen, solche Gesinnung zu kräftigen, da ihm bekannt war, daß eine Partei in den Tuilerien eifrig an der Gründung eines napoleonischen Königreichs Etrurien arbeitete und der Kaiser selbst diese Gedanken begünstigte. Darum wurde der gewandte, liebenswürdige Boncompagni nach Florenz gesendet, um den Hof für die große Sache zu gewinnen. Darum sollte auch der Nationalverein in Toskana — so verfügte die Weisung des Ministers — sich auf ein gemäßigtes Programm beschränken, das selbst loyale Bürger, selbst Offiziere unterschreiben konnten; lediglich die militärisch-diplomatische Vereinigung mit Piemont, die Auflösung aller mit Österreich geschlossenen Verträge durfte man fordern. Nur in der Romagna, in Modena und Parma war alles Bestehende faul bis ins Mark; hier half allein die offene Empörung, und der Reformer in Turin säumte nicht, sie vorzubereiten. Doch unterschied Cavour scharf zwischen der Romagna und dem Patrimonium Petri; die Unverletzbarkeit des eigentlichen Kirchenstaates blieb die unabwendbare Bedingung, davon Napoleons Beistand abhing.

Überdenken wir diese diplomatische Verwicklung, die furchtbar bedrängte Lage eines Mittelstaates, der eine europäische Umwälzung zu beginnen wagte, so brechen die gellenden Anklagen der Aktionspartei wider die Zahmheit der Pläne Cavours alsbald zusammen. Italien frei von fremdem Einfluß, neu geordnet durch eine starke subalpinische Macht — das blieb noch immer der einzige helle Punkt in den Nebeln der Zukunft. Und doch lebte in der Seele des verwegenen Mannes, der so vorsichtig mit dem Möglichen rechnete, das Vorgefühl ungeheurer Dinge. Cavour glaubte, so freudig wie nur ein Heißsporn unter den Jüngern Mazzinis, an die dämonischen Kräfte der Revolution, welche, einmal aufwogend, in unabsehbare Fernen sich ergießen mußten. Er ahnte, was nach dem Ausbruch der Bewegung selbst der ängstlichere Azeglio aussprach, daß in großen Tagen das Reich des Möglichen, gleich allen Reichen, seine Grenzen zu erweitern strebt. Ihm entging nicht, wie leicht der Starrsinn der Höfe die beiden einzigen treuen Freunde Italiens, Piemont und den Geist der Nation, in die Bahnen des Einheitsstaates treiben konnte. Darum kehrt in den Briefen seiner Genossen immer die Warnung wieder: Hütet euch, der Zukunft vorzugreifen (l'avvenire rimagna intatto)!

Am Neujahrstage 1859 verkündete die schroffe Anrede Napoleons III. an den österreichischen Gesandten — deutlicher, als der Kaiser selber wünschte — das Nahen des Krieges. Augenblicklich warf die Hofburg frische Regimenter in die Lombardei. Der König von Sardinien, durch den Nationalverein über jede Truppenbewegung jenseits des Tessin genau unterrichtet, eröffnete am 10. Januar sein Parlament mit den unzweideutigen Worten: „Der Horizont, an dem das neue Jahr heraufsteigt, ist nicht ganz heiter. Wir sind nicht unempfindlich für den Schmerzensschrei, der aus so vielen Teilen Italiens uns entgegenschallt." Nochmals, wie vor vierzig Jahren, da die Kreolen ihren Schmerzensschrei erhoben, übte der pathetische Ausdruck seinen Zauber auf die Herzen der Romanen. In Massen waren die Lombarden herbeigeeilt, die Thronrede zu hören, der Palast erbebte von ihrem Jubel, trunken vor Freude kehrten sie heim. Noch im selben Monat zahlte der König den ersten Preis, den der schlaue Rechner an der Seine für seine Hilfe sich ausbedungen, vermählte sein geliebtes Kind mit dem roten Prinzen Napoleon, der zugleich in Turin den Bündnisvertrag zwischen den beiden Staaten unterzeichnete. Cavour übergab inzwischen dem Parlamente einen Gesetzentwurf über die Nationalgarde, welcher die älteren, verheirateten Mannschaften auf den Garnisondienst verwies, nur die wahrhaft kriegstüchtigen Truppen für die Feldschlacht bestimmte. Noch einmal, nun die große Entscheidung nahte, warnte der Graf, nicht durch dilettantische Spielerei den schweren Ernst des kriegerischen Handwerks zu verderben: „Die Vorsehung ist die Freundin der starken und noch mehr der guten Bataillone." Dann offenbarten die Verhandlungen über das vorgeschlagene Kriegsanlehen, wie schreckhaft gewaltig der eine Mann mit seiner breiten lustigen Behaglichkeit den Zeitgenossen erschien. Hatte ihn schon vor vier Jahren das Geschichtswerk Antonio Gallengas ohne Widerspruch den ersten der lebenden Staatsmänner genannt, so erklang jetzt aus den Reden der Opposition oftmals jene Empfindung des Schauders, welche der Anblick echter Menschengröße erweckt: wohin treiben wir, rufen sie aus, wenn dieser Titane den Pelion auf den Ossa türmen darf? Aber auch das häßliche Geheimnis, das aller Herzen bang bedrückte, warf seinen Schatten in die Verhandlung. Die Abgeordneten Savoyens erklärten, ihre französische Heimat sage sich los von dem Kampfe für ein fremdes Volkstum. Wollt ihr uns von euch weisen, rief Costa di Beauregard, so wird die tapfere Brigade Savoia (die erprobte Lieblingstruppe des Königs) gleich uns zu stolz sein, euch ein Wort des Bedauerns nachzurufen. „Mögen Sie nie bereuen, daß Sie die Bedeutung unserer Berge, den Wert unserer Herzen so niedrig schätzen!" — „Savoyen ist zu hochherzig, um am Tage der Gefahr seinen Beistand zu verkaufen", erwiderte der Minister, der weder leugnen noch bekennen durfte. Beide Gesetze wurden mit überwältigender

Mehrheit genehmigt; dann verlautete im Parlamente zwei Monate lang, bis in den April hinein, kein Wort mehr über die nahende Erhebung.

Der Graf hatte nach Rattazzis Rücktritt auch das Ministerium des Innern und damit die schwere Aufgabe übernommen, die unter Rattazzis Leitung erschlaffte sittliche Haltung der Verwaltungsbehörden wiederherzustellen. „Nehmen Sie nur auch dies Portefeuille," lachte der König, „es wird nicht schlechter gehen." Jetzt gab der Minister dem Hause gelassen Auskunft über die Gefängnisse, erörterte geläufig den Begriff des ademprivio, der auf der Insel Sardinien hergebrachten Grundlasten. Derweil das Parlament also sein Alltagsgesicht zeigte, leitete Cavour aus der Stille seines Kabinetts den verwegenen Federkrieg, welcher den Kampf der Waffen vorbereitete, und zugleich den unaufhaltsamen Gang der Rüstungen. In Scharen strömten die Freiwilligen herbei. Vergeblich, daß Österreich die Grenzen Piemonts mit einer Postenkette umzog; die begeisterte Jugend von Venedig, Mailand, Toskana fand die Schlupfwinkel durch die Reihen der Feinde, Hunderte vom Adel traten als Gemeine in die Regimenter. Auch die Linie — so war Cavours Meinung — darf nicht mehr den Piemontesen allein angehören; von Freischaren nur so viel als nötig, um die Teilnahme der radikalen Partei zu erwecken, ihre meisterlosen Glieder zu bändigen; hebt der Krieg an, dann muß das Heer gleich der Lawine wachsend vorwärts treiben, in jeder eroberten Landschaft alle waffenfähigen Italiener an sich ziehen und dergestalt durch seine Masse dem übermächtigen Verbündeten verbieten, daß er ein Herr werde.

Welch ein Gegensatz der Zeiten und des Volkstums, sobald wir diese terza riscossa der Welschen mit unserem Jahre 1813 vergleichen! Hier eine Nation von Dichtern und Denkern, die allzulange mit ihren Träumen in den Wolken schweifte und nun, da sie den Mut findet, ihren Fuß fest auf die Erde zu stemmen, alle die vertrauten Mächte des Himmels anruft, ihr beizustehen: die Tröstungen des Glaubens, den sittlichen Ernst einer weltverachtenden Philosophie, die Heldengestalten ihres neuentdeckten Altertums, die glänzenden Bilder einer gottbegeisterten Kunst. Dort eine rein politische Bewegung; alle gesunden Kräfte des Volks so ganz versenkt in die Händel des Staats, daß noch auf Jahre hinaus allein Parteischriften die Geister zu entzünden vermögen. Kein Fichte, kein Schleiermacher, die das Pathos und das Ethos des Krieges vertreten; keine Hochschule, welche, der Berliner gleich, den Mut des Wissens in der Jugend stählt, um ihr den Mut des Handelns zu erwecken. Und wie leer, wie erkünstelt, wie arm erscheint das Lied vom roten Hemde, das va fuori d'Italia, neben der brausenden Jünglingsdichtung der Deutschen: Laßt wehen, was nur wehen kann, Standarten wehn und Fahnen! Hier ein Volk ohne Presse, ohne öffentliches Leben. In tiefer Stille schreitet der Gedanke der Befreiung durch die Hütten und die Paläste, grollend schaut

der Bauer auf die ausgeplünderte Hofstatt, auch an der Wand des Kleinbürgers hängt, ein beredter Mahner, das Bild des Großen Königs; fest wie ein Mann erheben sich die Hunderttausende, treu und schlicht, als wüßten sie's nicht anders, opfern und wagen sie das Ungeheure. Jede Tat des wundervollen Kampfes erzählt von der bescheidenen Größe, die in alle Wege des deutschen Geistes köstliches Kleinod bleiben wird. Dort ein hochentwickeltes parlamentarisches Leben, eine laute Presse, die mit überschwenglichen Reden die Wunder italienischer Tapferkeit voraus verkündet; die planvolle Arbeit der Parteien gewinnt den Adel, die gebildete Jugend, zuletzt auch die städtische Masse, nur das Landvolk bleibt dem Kampfe fern. Aber wenn die Erhebung der Italiener mit der edlen Leidenschaft, der schönen Schwärmerei des Deutschen Krieges sich nimmermehr messen kann, so ward sie doch geleitet von einer scharfen politischen Berechnung, die jenem Unschuldsalter unseres Volkes versagt blieb: sie wollte und erreichte mit der Vertreibung der Fremden zugleich den nationalen Staat.

Wunderbar schnell begriff der scharfe politische Verstand der Nation das Notwendige. „Ich streite nicht mehr, ich gehorche", schrieb Azeglio dem Grafen; dann ging er nach Rom, die Patrioten vor unzeitigen Aufständen zu warnen, darauf nach Paris und London als Gesandter seines Nebenbuhlers. Die Denkenden aller Parteien, niemand eifriger als Garibaldi, schworen auf die alte Lehre Manins: der Krieg muß geführt werden unter der Diktatur des Königs. La Farinas Befehl an die Verschworenen lautete: jede Stadt, die sich gegen die Fremden erhebt, hat sich in schweigendem Gehorsam dem Vertrauensmanne zu unterwerfen, der im Namen des Königs die Verwaltung übernimmt; kein Klub, keine Zeitung wird während des Krieges geduldet. Der Nationalverein löste sich auf, sobald der Kampf begann, auf daß die Einheit der Leitung nicht gestört werde. Der König selbst überwand die Eifersucht gegen seinen großen Minister, den geheimen Groll wider den freimütigen Mahner. Dem derben Jäger, dem schon die Regierungssorgen des kleinen Piemont oft lästig fielen, lag nichts ferner als maßloser Ehrgeiz; doch den tapfern Degen, den treuen Italiener reizte der Krieg, und da der Kampf entbrannte, ward der König wirklich, wie er verheißen, „der erste Soldat der italienischen Freiheit". Auch die Hingebung der Jugend Norditaliens war der Größe des Augenblicks gewachsen; sie bewährte in unvergeßlichen Taten, daß dieses Volk nicht untergehen könne. Oft ward der Feuereifer der Freiwilligen dem Grafen bedenklich; denn nicht vor dem März durfte er wagen, sein Heer durch lombardische Kräfte zu verstärken. Fürs erste mußte er durch ein verschlagenes diplomatisches Spiel Österreich vor den großen Mächten in das Unrecht setzen.

Dem Urteile der Wissenschaft, das die unveräußerlichen Rechte des Volkstums anerkennt und den großen Zusammenhang der historischen Dinge höher anschlägt als die Zufälle des Augenblicks, erscheint Österreich

im Frühjahr 1859 ebenso gewiß als der Angreifer wie Napoleon im Frühjahr 1813. Österreichs Herrschaft war der letzte Quell der Leiden Italiens. Seine Beamten regierten nicht in der Lombardei, sie standen im Feldlager. Seine Truppen bedrückten die Romagna durch einen zehnjährigen Belagerungszustand, sein Gebot schaltete nach Willkür in Modena, Parma, Florenz. Mit erfinderischer Bosheit verhöhnten die k. k. Landsknechte jedes menschliche Gefühl der Italiener. Kein Romagnole verzieh, daß die Österreicher, als sie den Banditen il Passatore erlegt zu haben glaubten, die leibliche Mutter des Getöteten herbeiholten, damit sie die verstümmelte Leiche des Sohnes erkenne. Kein Mailänder durfte vergessen, daß einst Radetzky die Lombardenstadt gezwungen hatte, einer kaiserlich gesinnten öffentlichen Dirne ein Ehrengeschenk darzubringen. — Aber jeder Übergriff der Hofburg berief sich auf rechtsgültige Verträge, auf die Zustimmung der ergebenen kleinen Höfe; und das alte Völkerrecht wußte nur von den Kabinetten, kannte Italien lediglich als einen geographischen Begriff. Noch mehr, ward Österreich den Wünschen der Italiener gerecht, so erhoben augenblicklich auch die anderen geknechteten Völker des Reiches ihre Stimme; der zentralisierende Despotismus, seit zehn Jahren der Stolz und Ruhm der Hofburg, brach zusammen. Denn unter mannigfach wechselnden Formen blieb die Regierung des Kaisers Franz Joseph von ihrer ersten Stunde bis zum Jahre 1871 immerdar dasselbe System des Schwindels, der ernten will, wo er nicht gesät, eines Schwindels, der so dreist und lügenhaft selbst an dem Hofe des dritten Napoleon nicht gedieh. Während Italiener, Magyaren, Tschechen in die Zügel knirschten, sogar unter dem herrschenden deutschen Stamme jeder freie Mann sich angeekelt abwandte von dem entgeisterten Staate, eine scheußliche Fäulnis der Sitten die Grundlagen der Gesellschaft zerfraß, verkündeten die feilen Federn der k. k. Hofpresse in die Welt hinaus wunderbare Märchen von dem verjüngten Österreich, von den unerschöpflichen Hilfsquellen des Reiches, welche der erbliche Unverstand des Hauses Habsburg doch nie zu benutzen vermochte. Wie sollte man jetzt den erschlichenen Ruhm des Fürsten Schwarzenberg und seiner Nachfolger dem Hohngelächter Europas preisgeben, vor aller Welt gestehen, daß dies Österreich die sittlichen Mächte der Vaterlandsliebe, der Staatsgesinnung nicht kenne? Dasselbe politische Gesetz, das Philipp II. zwang, die niederländischen Rebellen zu bekämpfen, verbot dem neuen Habsburger, den Piemontesen zu weichen.

Nur die Gewandtheit der gallo-sardischen Diplomatie, die unsägliche Verblendung der Hofburg selber hat den Wiener Hof aus seiner rechtlich unangreifbaren Stellung hinausgeschleudert. Österreich rüstete zuerst; mit gutem Scheine konnte Cavour versichern, die Kriegsbereitschaft, das Kriegsanlehen Piemonts sei nur die Antwort auf die gleichen Maßregeln des Nachbarstaates. — Das Kabinett von St. James, das soeben die Macht Rußlands am Pontus durch Verträge beschränkt hatte, mußte dar-

um auch die Verträge von 1815 verteidigen. Seit Frankreich für die Italiener Partei nahm, erwachte selbst unter den Whigs der alte Argwohn wider den napoleonischen Ehrgeiz; alle Parteien des englischen Parlaments verlangten die Wahrung des Rechtsbodens. Grundes genug für den Grafen Buol, um blindlings auf Englands Hilfe zu bauen. Schon im Januar ließ er dem englischen Hofe ein gemeinsames Eintreten der großen Mächte vorschlagen, das den Störenfried in Turin bändige. Am 25. Februar gestand er gar mit staunenswürdiger Torheit, in einer Depesche an den Grafen Apponyi, den geheimen Hintergedanken seines Hofes: Italiens Unglück ist bewirkt durch die Einführung von Verfassungen, „welche weder dem Geiste, noch der Geschichte, noch den sozialen Verhältnissen des Landes entsprechen". So verließ er selber den Boden der Verträge, forderte Einmischung in die inneren Verhältnisse eines souveränen Staates, bekannte laut, daß ein Kreuzzug des Absolutismus wider das liberale Europa bevorstehe. Je schärfer fortan die Ansprüche Österreichs dem Völkerrechte widersprachen, um so lauter tobte die legitimistische Raserei in Wien. Auf Napoleons Geheiß veröffentlichte Lagueronnière die von Eugen Rendu verfaßte Flugschrift „Kaiser Napoleon und Italien"; sie verkündete der Welt, daß Europa dem italischen Lande als der Heimat der Kultur zu Dank verpflichtet sei. Sobald die Pläne des Napoleoniden sich entschleierten, träumte man an der Donau von der Wiedereinsetzung der Bourbonen. Hatte doch schon vor Jahren eine Denkschrift des allergetreuesten Herzogs von Modena den Siegeszug wider das revolutionäre Frankreich gepredigt und kurzab gefordert: wenn einst die Fahnen des austro-italischen Bundes auf dem Montmartre wehten, dann müsse die Hauptstadt Frankreichs aus dem radikalen Paris hinwegverlegt, die Bevölkerung der französischen Binnenprovinzen nach Amerika deportiert werden! — Wahnwitzige Verirrungen, glaubhaft nur für jene frommen Seelen, welche sich noch immer nicht befreien können von dem alten Aberglauben, als ob die Vernunft, die Wohlfahrt des eigenen Staates bei den Berechnungen der österreichischen Staatskunst irgendwie in Betracht käme!

Meisterhaft wußte Cavour solche Hoffart der Gegner auszubeuten, er spielte mit ihr wie die Katze mit der Maus — wenn anders dies triviale Bild auf den Schwachen paßt, der nur stark war durch die Macht der Ideen. In einer Denkschrift vom 1. März übergibt er dem englischen Kabinett, auf dessen Wunsch, seine Vorschläge für die Rettung Italiens. Stolz und sicher verkündet er die Lehren eines neuen menschlicheren Völkerrechts: die Welt hat schon schlechtere Verwaltungen gesehen als gegenwärtig in der Lombardei, aber vor der modernen Gesittung gelten nur jene Regierungen als legitim, „welche von den Völkern mit Dankbarkeit oder doch mit Ergebung angenommen werden". Die Übel der Fremdherrschaft heilt nur die Revolution oder die Neugestaltung der europäischen Verträge. Will der englische Hof durch sanftere Mittel helfen, so schaffe er den

Lombarden die von Österreich vor fünfundvierzig Jahren verheißene nationale Verwaltung, den Völkern Mittelitaliens die Befreiung von den fremden Garnisonen, den Staaten Parma, Modena, Toskana eine Verfassung nach dem Vorbilde Piemonts, dem Kirchenstaate die schon auf dem Pariser Kongresse geforderte gründliche Reform. „Dann wird Italien erleichtert und befriedet Englands Namen segnen." — Noch dreister packt Cavour den Stier bei den Hörnern in einer an Azeglio gerichteten Depesche vom 17. März. Gewiß, sagt er hier zur Antwort auf Buols Anklagen, die Verfassung Piemonts ist eine Drohung gegen Österreich; dem Wiener Hofe bleibt nur die Wahl, auch diese Verfassung zu vernichten oder seine Herrschaft über das gesamte übrige Italien auszudehnen, damit die liberalen Ideen die Grenzen Piemonts nicht überschreiten. Will Österreich entwaffnen, schließt er höhnisch, so wird Piemont sich beschränken auf eine friedliche Propaganda, welche die Lösung der italienischen Frage vorbereiten soll. — Dem Grafen ward die Genugtuung, daß die Wiener Hofpresse die großartige Offenheit dieser Sprache brandmarkte als „ein Denkmal der Verächtlichkeit und Verworfenheit der Gesinnung, eine bübische Keckheit".

Endlich am 18. März schlug Rußland, unzweifelhaft im Einverständnis mit dem Kaiser der Franzosen, das alte Auskunftsmittel diplomatischer Verlegenheit, einen Kongreß der großen Mächte, vor, und noch feindseliger denn vorher prallten jetzt die alte und die neue Zeit aufeinander. Der Turiner Hof verlangte Zutritt zu dem Rate der Pentarchie, wie einst nach dem orientalischen Kriege: wir vertreten Italien, auf uns ruht das Vertrauen des unglücklichen Volkes. In der Hofburg fand man kaum Worte, scharf genug, diesen Einbruch in die alte aristokratische Verfassung des Staatensystems zurückzuweisen. „Welche offenbar abgeschmackte Anmaßung!" — schrieb der toskanische Gesandte aus Wien — „jeder andere Staat Italiens darf mit besserem Rechte an dem Kongresse teilnehmen, denn Piemont allein ist nicht durch Spezialverträge an Österreich gebunden." Gerade die Aufhebung dieser Verträge, welche den kaiserlichen Truppen den Einmarsch in die Nachbarlande gestatteten, sollte nach Cavours Anschauung die Aufgabe des Kongresses bilden. Graf Buol dagegen wollte die Spitze des Kongresses gegen die Verfassung Piemonts kehren; er wiederholte den einst zu Aachen und Laibach von dem Fürsten Metternich aufgestellten Grundsatz der Interventionspolitik: der Kongreß darf über die inneren Verhältnisse der Staaten Mittelitaliens nur dann beraten, wenn die beteiligten Souveräne ihn anrufen. Das will sagen: er darf gar nicht darüber beraten. — So trieb man im Kreise umher. Preußens wohlmeinender Vorschlag, in Mittelitalien einen Staatenbund, unabhängig von Österreich wie von Piemont, zu schaffen, erschien dem Herrscherstolze des Wiener, den Hoffnungen des Turiner Kabinetts gleich unerträglich.

Während diese Händel schwebten und zugleich die Streitfrage, wer zuerst entwaffnen solle, die Höfe erregte, war auf den schweigsamen Verbündeten in Paris noch immer kein Verlaß. Der Kaiser sah mit Sorge den mangelhaften Zustand seiner Heeresrüstung. Prinz Napoleon, der Freund Italiens, wurde plötzlich von seinem Ministerposten entlassen, Baron Hübner, Graf Walewski und die spanische Damenpartei in den Tuilerien triumphierten. Da eilte Cavour am 25. März selber nach Paris, um den Kaiser zu sprechen. Nach einer vergeblichen Unterredung stellte er dort (30. März) in einem ergreifenden Briefe dem Napoleoniden die verzweifelte Lage Piemonts vor die Augen, und nach einigen Tagen konnte er beruhigt heimkehren. Unterdessen arbeiteten die Getreuen in der Emilia: kam der Kongreß zustande, so sollten bewegliche Adressen, von Hunderttausenden unterzeichnet, dem Rate Europas beteuern, wie fest das Volk von Mittelitalien zu dem Hause Savoyen stehe. Noch einmal stellte Napoleon das Vertrauen des Piemontesen auf eine harte Probe. Nach dem Scheitern aller anderen Vermittelungspläne beantragte England schließlich: Zulassung sämtlicher Staaten Italiens zu dem Kongresse und gleichzeitige Entwaffnung aller streitenden Teile. Ein kurzes befehlendes Telegramm des Kaisers gab dem Turiner Hofe die Weisung, den englischen Vorschlag anzunehmen. Cavour schwankte, von furchtbaren Zweifeln gequält; in fieberischer Erregung faßte er bereits den Gedanken, allein mit seinem kleinen Staate eine zweite Schlacht von Novara zu wagen. Da kam ihm von den Genossen aus Neapel die sichere Nachricht, daß Österreich den Krieg wolle; auf die Verblendung des Feindes bauend, trat der Graf am 17. April dem englischen Vorschlage bei. Und wirklich, fast im selben Augenblicke fügte Österreich an die lange Kette seiner Torheiten die letzte und schwerste. Die Hofburg stellte am 19. April ihr Ultimatum: Piemont soll entwaffnen, sofort und allein, widrigenfalls beginnt der Krieg. So war der Zwingherr Italiens aus der denkbar günstigsten Stellung in die allerbedenklichste hinübergetaumelt. Österreich griff an, die neutralen Mächte protestierten gegen die Gewalttat, der Napoleonide aber rief: die Dinge gehen besser, als ich zu hoffen wagte!

Cavour übernahm inzwischen zu dem Vorsitz im Ministerrate und den drei Portefeuilles des Auswärtigen, des Inneren, der Marine auch noch die Leitung des Kriegsdepartements, ließ sein Bett in die Amtszimmer des Kriegsministeriums tragen, ruhte dort während kurzer Nachtstunden von der erdrückenden Arbeit aus. Eine lakonische, vom Blatte gelesene Ansprache genügte, als der Minister jetzt dem Parlamente vorschlug, die Diktatur, die pieni poteri, auf den König zu übertragen: die Nation war einig, sie wollte den Zweck und wollte die Mittel. Am 26. April ward das Ultimatum Österreichs verworfen, und wer noch zweifelte, ob wirklich ein großer Prinzipienkampf der absoluten Fürstengewalt

wider die Rechte der Völker beginne, ob wirklich die Zeiten Thuguts sich erneuerten — den mußte das Kriegsmanifest des Wiener Hofes belehren: „Wenn die Schatten einer die höchsten Güter der Menschen bedrohenden Umwälzung über den Weltteil sich auszubreiten suchten, hat sich die Vorsehung oft des Schwertes Österreichs bedient, um mit seinem Blitze die Schatten zu zerstreuen." Im selben Tone rief General Gyulay, da er den Tessin überschritt, den Piemontesen zu: Ihr seid unterdrückt von einer Partei des Umsturzes, ich komme, euch zu befreien!

Wie jederzeit in Koalitionskämpfen die politische Natur des Krieges scharf hervortritt, so wurden auch in diesem Feldzuge die wichtigsten militärischen Entschlüsse durch politische Gründe bestimmt. Mochte immerhin ein Handstreich der Österreicher gegen Turin für den militärischen Erfolg des Krieges wenig bedeuten — der Staatsmann Italiens durfte nicht dulden, daß die Hauptstadt Piemonts durch die Franzosen befreit werde. Cavour befahl, daß die offene Stadt sich bis auf das äußerste halte. Auch das flache Land sollte sich selber des Feindes erwehren; willig ertrug der wackere Gau von Vercelli, daß der Graf meilenweit die Felder unter Wasser setzen ließ. Derweil die Österreicher in diesen sumpfigen Reisfeldern der Lomellina umherirrten, sammelte sich das verbündete Heer unter dem Schutze des neuen Festungsdreiecks. Sobald der Aufmarsch begann, mußten die Alpenjäger, die Garibaldi mit dem unermüdlichen Medici ausgerüstet, als Sturmvögel dem Heere vorausziehen; die Lombardei sollte wissen, der Krieg der Italiener hebe an. Doch schickte Cavour bedachtsam seinen La Farina als Kommissär den Rothemden nach, um unbesonnene Streiche der Aktionspartei zu verhindern. Nun endlich reifte die Aussaat. Wie hehr und herrlich strahlte der Todesmut des erwachenden Volkes, als der siegreiche König über das Schlachtfeld von Palestro ritt und die lombardischen Freiwilligen, die mit zerschroteten Gliedern am Boden lagen, ihm die Hände entgegenstreckten: Sire, fate questa povera Italia! Nur die verhärtete Parteiwut im deutschen Süden hörte nichts von der erschütternden Klage des Völkerleides; sie küßte den Fuß, der auf unserem Nacken stand, und wünschte ihm Heil, daß er ein fremdes Volk zertrete. — Die Schlacht von Magenta öffnete den Verbündeten die Tore der lombardischen Hauptstadt, und als die Mädchen von Mailand sich mit stürmischen Küssen an den behäbigen Minister drängten, die jauchzende Masse mit ihrer ungestümen Zärtlichkeit den Befreier schier erdrückte, da stand Cavour auf der Höhe seines Ruhmes — nicht seines Schaffens.

Während im Norden die Heere sich schlugen, begann in Mittelitalien die Revolution ihr Werk. Der Großherzog von Toskana verwarf noch beim Beginne des Krieges ein letztes Anerbieten Frankreichs, das ihm seinen Besitz verbürgte, wenn er die Neutralität aufgäbe. Er blieb ein Fremder, ein Erzherzog; gutmütig, wie er war, ließ er doch alle Anstalten zum Straßenkampfe treffen, und seine Offiziere fürchteten bereits, die

lieblichste Stadt der Erde solle bombardiert werden. Von allen, auch von dem Heere verlassen, entfloh er endlich zu den Österreichern. Toskana, längst schon allen italienischen Herzen teuer als die Heimat milder Sitten, edler Künste, gab jetzt auch dem politischen Leben der Nation ein Vorbild durch eine wunderbar ruhige, maßvolle Volksbewegung, die der stolze Baron Ricasoli mit fester Hand leitete. Auch in Parma, in Modena, in der Romagna wurde das alte Regiment hinweggefegt; alle befreiten Provinzen übertrugen dem König von Sardinien die Diktatur. Dem Kaiser der Franzosen ward das Herz von Sorgen schwer, da er die Pläne von Plombières also durch die unberechenbaren Mächte der nationalen Leidenschaft durchkreuzt sah. Warum mußte auch Prinz Napoleon, der den Argwöhnischen als der künftige König von Etrurien galt, gerade in Toskana mit seinem Armeekorps erscheinen? — Wollte man den Kaiser festhalten bei dem großen Unternehmen und verhindern, daß die begehrlichen Träume der „Plonplonianer" zu einem bestimmten Plane sich verdichteten, so durfte Piemont nicht um eines Fingers Breite abweichen von der Abrede: wir führen Krieg gegen Österreich allein. Daher schlug der König die Diktatur in den Staaten Mittelitaliens aus, übernahm nur den Oberbefehl über ihre Truppen. Noch im Juni beschwor Azeglio in Cavours Auftrag die Patrioten von Florenz, die Volksbewegung nicht zu beschleunigen. In Rom gelang den Besonnenen, jede Erhebung wider den Paten des Kindes von Frankreich zurückzuhalten; „Rom kann warten", hieß das Stichwort des Tages. — Je düsterer die Verstimmung Napoleons III. sich zeigte, um so dringender mußte Cavour wünschen, das italienische Heer zu verstärken durch die Hilfe Neapels. In den ersten Tagen des Krieges starb Ferdinand II. Aber auf den Bomba folgte der Bombetta, auf den Bombenkönig der König Bömbchen; Cavours Unterhändler, der dem jungen Fürsten ein Bündnis antrug, brachte zur Antwort den Ausspruch heim: „Was ist das für ein Ding, die Unabhängigkeit Italiens? Ich kenne nur die Unabhängigkeit Neapels." — Auch die gleichgültig träge Haltung der Massen in Unteritalien bewährte, wie schwer die Spuren einer vielhundertjährigen Trennung sich verwischen lassen.

Unterdessen trugen die Verbündeten ihre Fahnen über den Oglio. Freudestrahlend, mit hundert schmückenden Märchen erzählte sich das Volk zu Turin und Florenz die große Kunde von der Schlacht von Solferino: wie der Himmel selber teilnahm an dem Kampfe, wie am Abend des blutigen Tages ein Gewitter dahinbrauste über das Schlachtfeld, mit ungeheuren Donnerschlägen das Krachen der Geschütze, das Toben der kleinen Menschen übertäubend. Und wie mannhaft hatte das italienische Heer auf den Höhen von San Martino die Ehre seiner Trikolore verteidigt! Die Geringschätzung der Piemontesen, die man im österreichischen Lager zur Schau trug, war durch die Tat widerlegt. — Der frohesten Hoffnung voll kehrte Cavour nach Turin zurück. Noch zwei Tage nach

der Schlacht hatte er den Kaiser in guter Stimmung, stolz auf sein Heer gefunden. Der Graf hielt das Festungsviereck nicht für unüberwindlich. In der Tat war ein Teil der Wälle von Verona und Mantua nur mit leichten Feldkanonen armiert; Hunderte schwerer Geschützrohre lagerten auf den Bahnhöfen von Nabresina und Casarsa, denn die wichtige Eisenbahn von Triest nach Venedig war, dank der Trägheit der österreichischen Verwaltung, noch immer unvollendet. Soeben zog die Armee der Piemontesen gegen Peschiera, um nochmals, wie vor elf Jahren, den nördlichen Eckstein aus dem Bollwerk der Lombardei auszubrechen. Wenn jetzt die französische Flotte in der Adria den Kampf aufnahm, wenn man den Grafen Teleki und die zahlreichen in Piemont versammelten ungarischen Freiwilligen rücksichtslos verwendete, um das Donaureich mit dem Bürgerkriege zu bedrohen, so schien der Einzug in die Lagunenstadt unausbleiblich. Auch die Untätigkeit des Heeres nach dem Tage von Solferino störte den Grafen nicht in seiner Zuversicht; so traf ihn am 10. Juli die Nachricht von dem Waffenstillstand von Villafranca.

Jene unsterbliche Unart der Menschen, welche die großen und notwendigen Fügungen der Geschichte aus kleinen und zufälligen Gründen herzuleiten liebt, erschwert den Italienern noch heute ein ruhiges Urteil über diesen Friedensschluß. Noch Luigi Zini, der kundige Fortsetzer von La Farinas Geschichtswerk, will die uns Deutschen nur allzu wohlbekannten Ursachen des Ereignisses durchaus nicht sehen. — Wohl haderten die Marschalle im Hauptquartiere, die Kaiserin und Graf Walewski mahnten zur Umkehr, der Rückblick auf den glücklich, aber planlos und ungeschickt geführten Feldzug war ebensowenig ermutigend wie die Aussicht auf einen langen Belagerungskrieg in der Fieberluft der mantuanischen Sümpfe; auch mögen den Kaiser nach den Strapazen der jüngsten Wochen unter den schrecklichen Eindrücken des Schlachtfeldes von Solferino häufiger als sonst Tage der Abspannung überwältigt haben. Doch mehr denn solche kleine Bedenken galt die Gefahr, die vom Norden her drohte. Während über Mittelitalien die Einheitsbewegung, dem Kaiser unheimlich, daherflutete, schickte Preußen sich an, einem hochherzigen, doch von Grund aus unpolitischen Impulse zu gehorchen; besorgt vor Frankreichs wachsendem Übergewicht, voll brüderlichen Mitleids für den Bundesgenossen von 1813, war der Prinzregent bereit, für die Verträge von 1815 die Waffen zu ergreifen. Die italienischen Überlieferungen des Hauses Bonaparte, der Wunsch Napoleons, als der Führer der romanischen Völker an der Spitze Europas zu stehen, das natürliche Streben des Emporkömmlings, seine Dynastie durch andere illegitime Herrscherhäuser zu decken — alle diese Beweggründe berechtigten den Kaiser doch nicht, einen Kampf um Frankreichs Dasein zu wagen. Bei dem verwahrlosten Zustande seiner Reserven war das französische Heer in jenem Augenblicke

dem Angriff Deutschlands nicht gewachsen.[1] Cavour selbst, den Preußens lange Untätigkeit gewöhnt hatte, die Macht dieses Staats zu unterschätzen, vermochte den entscheidenden Grund des Vertrags von Villafranca niemals recht zu würdigen. Am wenigsten jetzt; denn furchtbar bäumte sich der empörte Stolz des Grafen auf. Die ungeheure Macht seiner Leidenschaft, in langen Jahren umsichtigen Spieles mühsam zurückgehalten, übermannte ihn ganz und gar. „Schaffet Geld und Waffen!" schrieb er nach Modena an Farini; nimmermehr sollte ihm sein König einen solchen Frieden unterzeichnen. Der Staatshaushalt für immer verwüstet durch ungeheure Opfer, dreißigtausend tapfere Piemontesen dahingerafft, und nach alledem das Festungsviereck noch in Österreichs Händen; ja, zum Schaden noch der Hohn, die Lombardei an Frankreich abgetreten, nur durch Napoleons Gnade den Italienern geschenkt!

Niemals war Cavour so ganz „der große Italiener" wie in diesen bösen Tagen, da der Zorn des Patrioten die Besonnenheit des Staatsmannes gänzlich überwältigte. Er litt und irrte mit seinem Volke. Ein Aufschrei der Wut ging durch Italien; in dem ruhigen Florenz riß die Masse die Nachrichten aus Villafranca von den Straßenecken herab, sie wollte, sie durfte das Entsetzliche nicht glauben. Der Graf eilte mit seinem treuen Nigra in das Hauptquartier, und als er zu Desenzano am Gardasee in einem ärmlichen Kaffeehause eine Stunde lang unerkannt auf den Wagen wartete, da vernahm er aus den Gesprächen der Gäste, wie die alte Krankheit seines Volkes, das finstere Mißtrauen, wieder erwachte: war nicht der Verrat erwiesen? Hatte nicht der große Mazzini längst vorausgesagt, der Krieg werde am Mincio stehenbleiben, das Versprechen des Dezembermannes „Italien frei bis zur Adria" sei eine Falle? — Ein Dunkel, das sich wohl niemals völlig lichten wird, ruht noch immer über der stürmischen Unterredung, welche der König und der Graf alsdann in der Casa Melchiorri selbander hielten. Möglich, daß der ungestüme Staatsmann dem Könige riet, den Krieg allein weiterzuführen; wahrscheinlich, daß er die Ehrfurcht vor dem Monarchen in seinem Grimme ganz vergaß und drohend seinen Abschied forderte; gewiß, daß der Entlassene in höchster Aufregung mit zornrotem Gesicht aus dem Hauptquartiere schied und daheim durch seine tiefe Traurigkeit das Mitleid der Freunde erregte. Nach einigen Tagen hatte seine Lebenskraft auch diesen Schlag verwunden.

Derweil in der Arena von Mailand und an den Gestaden des Comer Sees die Befreiung der Lombardei mit der zauberisch schönen Farbenpracht südländischer Feste gefeiert ward, reiste Cavour in der Schweiz umher,

[1] L. Chiala (Lettere di Cavour, III. p. CXCI) bewährt nur seine urteilslose Geringschätzung der deutschen Verhältnisse, wenn er heute noch das alte Märchen wiederholt, Napoleons wohlbegründete Furcht vor Preußens Angriff sei lediglich ein Vorwand gewesen.

allen Staatsgeschäften entfremdet. Er fühlte, daß der Vertreter der Kriegspolitik jetzt bescheiden zurückstehen müsse, da Italiens Zukunft wieder in der Hand der Diplomaten zu liegen schien; übersatt der Politik, verschmähte er selbst Zeitungen zu lesen. Rattazzi, der Unaufhaltsame, ließ sich indessen abermals von der verwaisten Staatsgewalt aufsuchen. Er lebte des bescheidenen Glaubens, sein Kabinett werde die Politik Cavours mit größerer Feinheit fortführen, und allerdings zeigte er selber vorderhand ein wenig mehr italienischen Stolz als seine Amtsgenossen La Marmora und Dabormida, die jedem Winke des Franzosenkaisers folgten. Auch gelang ihm auf dem Züricher Friedenskongresse ein bescheidener Erfolg: der Turiner Hof unterschrieb allein die Verträge über die Abtretung der Lombardei und die Zahlung der Kriegskosten, er erhielt freie Hand für die Zukunft, rettete stillschweigend den Grundsatz der Nichtintervention. Österreich und Frankreich durften nur unter sich die Rechte der Fürsten Mittelitaliens vorbehalten, nur sich selber gegenseitig verpflichten, die Bildung eines italienischen Bundes zu begünstigen, und selbst dieser Vorbehalt bedeutete wenig, da die Wiedereinsetzung der Entthronten ausdrücklich nicht durch die Waffen erfolgen sollte.

Aber die treibende Kraft der nationalen Politik lag nicht mehr in dem Turiner Kabinett, sie lag im Volke. Während die Feinde Italiens schon den Tag kommen sahen, da die Anarchie die enttäuschten Gemüter überwältigen und das Land um die Früchte des Krieges betrügen müsse, schritt die Nation in musterhafter Ordnung entschlossen und sicher über den Vertrag von Villafranca hinweg. Nicht darum hatte sie den Schild erhoben, damit abermals an ihr Manzonis alte Klage sich erfüllte:

Il nuovo signore s'aggiunge a l'antico,
Un popolo e l'altro sul collo ci sta.

Ein italienischer Bund mit Österreich und mit dem Papste mußte den Turiner Hof zum Vasallen Frankreichs erniedrigen, und zudem bedrohte der Einfluß der beiden despotischen Nachbarmächte das konstitutionelle System, das bereits unzertrennlich war von dem nationalen Gedanken. Einstimmig ward der Plan von den Patrioten verworfen; auch die Venetianer verzichteten großherzig auf die nationale Verwaltung, welche der Bund ihnen bringen sollte. Und nochmals arbeitete die Torheit der Gegner dem Volke in die Hände. Der Papst wies den letzten Ausweg, den Napoleon ihm eröffnete, den Vorschlag, die Verwaltung der Romagna in weltliche Hände zu legen, herrisch zurück. Der Römische Stuhl und der Großherzog von Toskana verwarfen den Vertrag von Villafranca, sie zerstörten selber den Bund, den sie bald mit ohnmächtigen Klagen zurückwünschen, sie bauten die Pfeiler des Einheitsstaates, den sie bald mit ihren Flüchen verfolgen sollten.

„Mittelitalien zum mindesten müssen wir retten" — so hieß die Losung, welche von Farini und La Farina schon in den ersten Tagen des Schreckens ersonnen und alsbald von der Nation mit dem unbeirrbaren Instinkte der Selbsterhaltung aufgegriffen ward. Gegen den Feind, der von den Wällen Mantuas und Veronas herüberdrohte, schützte nur die festeste Staatsform, nur der Einheitsstaat. Wie oft hatten die Florentiner das Glück ihres begnadeten Ländchens gepriesen, selbstgefällig die Worte Alfieris wiederholt: Deh che non è tutto Toscana il mondo! Jetzt fühlten sie doch, die Tage des Sonderlebens seien vorüber, sie folgten ihren Führern Ricasoli und Boncompagni mit einer Hingebung, die freilich nur möglich war in einem Volke, das noch wenig verstand, für sich selber zu denken. Noch entschiedener bereitete Farini in der Emilia das Werk der Vereinigung vor; die fieberische Tätigkeit jener bangen Tage legte den Grund zu dem entsetzlichen Gehirnleiden, das bald nachher den reichen Geist des hochherzigen Mannes bewältigt und umnachtet hat. Die zweischneidige Waffe des allgemeinen Stimmrechts, die sich der Napoleonide einst zum Schutze seines Thrones geschmiedet, kehrte sich jetzt gegen seine eigenen Pläne. Eine überwältigende Kundgebung des Volkswillens verlangte die Vereinigung Mittelitaliens mit dem subalpinischen Königreiche; allen großen Mächten verkündeten die Diktatoren Ricasoli und Farini in fester Sprache den Entschluß der Lande, die Rückkehr des alten Regiments nimmermehr zu dulden. Unsicher, beherrscht von der Angst, sich bloßzustellen, sah das Kabinett Rattazzi dem kühnen Treiben zu. Der König versprach den Abgeordneten Mittelitaliens, er werde ihre Wünsche vor Europa vertreten; er ließ geschehen, daß die Einverleibung der Emilia tatsächlich vorbereitet, das Statut Piemonts verkündigt, die Grenzzölle beseitigt, die Verwaltung der Posten und Telegraphen unter die Turiner Direktion gestellt, das Heer nach piemontesischem Muster neu gebildet, eine Anleihe unter der Bürgschaft des subalpinischen Reiches abgeschlossen wurde. Aber die vollständige Vereinigung lehnte er ab; auch der Prinz von Carignan durfte die ihm angetragene Diktatur nicht annehmen. Denn Napoleon III. legte jetzt seinen Grundsatz der Nichtintervention in einem unfreien, kleinlichen Sinne aus; noch galt ihm Italien nicht als ein Ganzes, nicht als das Land der Italiener, er untersagte dem Turiner Hofe jede Einmischung in die Händel Mittelitaliens. Sollte der Kaiser zu redlicher Auslegung seiner eigenen Lehre bewogen werden, so mußte Piemont den Preis zahlen, der in Plombières für die Befreiung der Adria bedungen war. Doch Rattazzi fand den Mut nicht, durch die Abtretung von Nizza sich die Gunst des Volkes zu verscherzen.

Zugleich wuchs in Norditalien die Verstimmung. Die Vollgewalt des König-Diktators ward von Rattazzi ausgebeutet mit jenem rücksichtslosen Beglückungseifer, der den trivialen Liberalismus auszeichnet. Eine neue Verwaltungsordnung, im Geiste straffer bureaukratischer Zentralisation

gehalten, eine Flut unbedachter Gesetze überschwemmte das Königreich; und obwohl die Piemontesen unter den Neuerungen des Ministers ebenso schwer litten wie die Lombarden, so erhob sich doch in Mailand der Zornruf des berechtigten und des unberechtigten Partikularismus wider das anmaßende Piemontesentum. Dazu die Sünden der Stellenjägerei, welche, von jeder Eroberung unzertrennlich, unter diesem würdelosen Regimente auf das behaglichste sich einnisteten. Auch Mittelitalien begann zu klagen. Wohl war es ein Großes, daß die Romagna, das verrufene Land der Bettler, den Mut und Einmut echter Vaterlandsliebe bewährte, daß die fette Bologna nach langer Erstarrung den alten stolzen Wahlspruch ihres Wappens „Libertas" wieder zu Ehren brachte und nur einmal in neun Monaten krampfhafter Erregung eine Bluttat diese herrliche Volkserhebung schändete. Doch die unvermeidlichen Gebrechen einer provisorischen Verwaltung, Schwäche, Nachsicht, Unklarheit, wurden von Tag zu Tag schwerer empfunden.

Im September, sobald die tapfere Haltung der Toskaner und Romagnolen einen neuen Weg der Rettung wies, kehrte Cavour nach seinem Leri heim. In den Schaufenstern italienischer Städte begegnen uns noch zuweilen elegische Bilder, die den entlassenen Staatsmann darstellen, wie er, ein zürnender Achill, finster brütend durch die Baumgänge seines Gartens schreitet. Nur schade, daß vor der rüstigen Tatkraft dieses hellen Geistes alles falsche Pathos zuschanden wird. Als die erste Verzweiflung überwunden war, erkannte er sogleich, daß gerade der unvollständige Erfolg des Krieges die Revolution notwendig weitertreiben mußte. Frohen Mutes begann er „sich zu verschwören", da die große Heerstraße versperrt war. „Kommen Sie zu mir," schrieb er an La Farina, „um das unterbrochene, nicht aufgegebene Werk wieder aufzunehmen. — Ich habe Vaterlandsliebe genug, um weiter zu kämpfen, wo nicht als Feldherr, dann als gemeiner Soldat." Der Graf kam an mit dem Vorsatz, das Kabinett Rattazzi zu unterstützen. Als er näher zuschaute, *wie* diese Regierung sein Werk fortsetzte, erkaltete seine Hochachtung für den Minister der pieni poteri, und ehe das Jahr zu Ende ging, hatte sich der Bruch zwischen den beiden Nebenbuhlern entschieden. War von der unschlüssigen Schwäche der Regierung wenig zu erwarten, um so feuriger wirkte der entlassene Staatsmann. Während die harmlose Welt wähnte, der Graf stelle sein in den letzten Jahren schwer geschädigtes Vermögen wieder her, gingen Nigra, La Farina, Sir James Hudson in Leri aus und ein. Mit Castelli und Farini, mit allen Leitern der mittelitalienischen Bewegung stand Cavour in Verbindung, immer anspornend, ermunternd, hoffnungsvoll: die Amerikaner führten einen Krieg von vierzehn Jahren, um ihre Unabhängigkeit zu erobern; dürfen wir nach einem Kampfe von zwei Monaten verzagen?

Seit von jener Unterredung in der Casa Melchiorri einiges auf dem Markte verlautete, konnten die Verleumdungen der Mazziniſten dem Grafen nichts mehr anhaben; er ſtand noch feſt in der Liebe ſeines Volkes und fühlte mit dem Volke, daß allein der Einheitsſtaat noch retten könne. Zugleich erkannte Cavour, welch ein mächtiger Rückhalt der Sache Italiens erwachſen war in der öffentlichen Meinung Europas — eine Gunſt des Glückes, welche dem gewaltigeren Einheitskampfe der Deutſchen leider nie gelächelt hat, dem liberalen Grafen aber höher galt als eine gewonnene Schlacht. Die niederträchtigen Anſchuldigungen, welche die Hofburg nach dem Tage von Villafranca gegen Preußen erhob, brachen den Deutſchen die Bahn zur Selbſterkenntnis; der Stolz unſeres Nordens empörte ſich bei dem Gedanken, daß Öſterreich uns als die Häſcher ſeiner Zwingherrſchaft hatte mißbrauchen wollen. In Frankreich hielt eine leidlich günſtige Stimmung an, da die gewandte Preſſe Italiens das Volk der Franzoſen mit Schmeicheleien überhäufte, alle Schuld des halben Erfolges auf den Kaiſer warf. Am ſtärkſten wirkte der Umſchwung der Meinungen in England. Dies Volk, immer bereit, die Bedeutung vollendeter Tatſachen verſtändig anzuerkennen, begriff ſchnell, daß nur ein Bund zwiſchen England und Italien die Halbinſel vor der Übermacht Frankreichs bewahren könne; von allen Seiten ward Lord Clarendon angegriffen, weil er ſich unterſtanden, von dem platzenden bubble der Einheit Italiens zu reden.

Auf ſolche Gunſt Europas geſtützt, durfte man hoffen, die gereizte, wunde Stimmung der Lombarden zu heilen. Der Nationalverein, der Piccolo Corriere entſtanden von neuem, allerdings ohne ihre alte Macht wiederzuerlangen. Immerhin bewies der Ausfall der nächſten Parlamentswahlen, wie trefflich die 2000 Kommiſſäre des Vereines das Werk der Verſöhnung vollzogen. Pallavicino allerdings, betört durch die Aktionspartei, übernahm den Vorſitz im Nationalvereine nicht wieder. Mit unbelehrbarem Ingrimm wirkte Mazzini den verhaßten Liberalen zuwider. Er ſtiftete abermals radikale Gegenbünde; endlich gelang ihm, den leicht beſtimmbaren Enthuſiasmus Garibaldis zu verführen. In heftigem Kampfe ſtießen die Geiſter aufeinander, als im Herbſt die Freunde Cavours einen Einfall in die Marken verhinderten, welchen der Freiſcharenführer zur unglücklichſten Stunde beginnen wollte; Garibaldi ſchied in hellem Zorne von La Farina und mochte ſich nie mehr mit dem Sizilianer verſöhnen.

Der auf das Große gerichtete Sinn läßt durch dies Wirrſal kleinen Gezänkes ſich die Freude nicht trüben an dem erhabenen Gange der Revolution. Wie viel Geduld, wie viel Hingebung forderte dieſe ſtille Arbeit von dem klugen Manne, der in ſeiner Verborgenheit alle Fäden der Einheitsbewegung in Händen hielt! „Wir haben für uns eine große Idee; wer ſie verleugnet, verdirbt ſich“ — rief La Farina ſtolz, derweil er immer aufs neue über den Unfug der Partikulariſten und der Roten zu berichten

hatte. Ging doch soeben eine Gesandtschaft der Sizilianer nach London, um den Beistand Englands für die weiland vergötterte Verfassung von 1812 zu erflehen. Auch unter den nächsten Freunden brachen Mißverständnisse aus in so verworrenen Tagen. Selbst der treue Picasoli verfiel in den Ruf eines Partikularisten, weil er, nachdem die Diktatur des Prinzen von Carignan gescheitert war, die Unabhängigkeit Toskanas neben der Emilia standhaft behauptete. Auch Cavour ward einmal irr an dem Baron und schrieb: „Ricasoli ist ein störrischer Maulesel. Aber da man, wenn er das Ruder des Staats verließe, Schöpse oder Eunuchen an den Karren spannen würde, so müssen wir ihn aufrechterhalten mit allen seinen Fehlern. Amen." Das grobe Wort war ungerecht; denn Ricasoli rechnete staatsklug, jetzt sei alles zu vermeiden, was einem selbständigen mittelitalienischen Staate auch nur ähnlich sehe. Auf einen solchen Staat, der dem Ehrgeiz Piemonts das Gleichgewicht halte, war seit dem Sommer die Absicht Napoleons III. vornehmlich gerichtet; noch immer hoffte man in den Tuilerien, dem kaiserlichen Vetter die Krone von Etrurien aufs Haupt zu setzen. Spät im Herbst, als Ricasoli und Farini die französischen Agenten Poniatowsky und Reiset mit scharfen Worten heimgeschickt hatten, gestand sich Napoleon endlich, daß seine kleinen Künste gegen den festen Willen eines edlen Volkes nichts verfingen. Aber nicht ohne Entgelt wollte er die Einverleibung Mittelitaliens dulden. Solche begehrliche Wünsche verwehrten dem Kaiser festzuhalten an dem Plane eines neuen Pariser Kongresses — einem Gedanken, der seit Monaten die ratlose Diplomatie beschäftigte und von dem englischen Hofe geflissentlich unterstützt ward. Öffentlich, im Angesichte des Rates von Europa konnte der schmutzige Handel um Savoyen und Nizza nicht gewagt werden. Da auch Österreich sich scheute, die Wirren Italiens einem unparteiischen Gerichte zu unterwerfen, so wartete Cavour, den Rattazzi auf das stürmische Verlangen der Nation zum Bevollmächtigten für den Kongreß ernannt hatte, drei Monate lang vergeblich auf seine Absendung.

Da erschien zur glücklichen Stunde Azeglios geistvolle Schrift De la politique et du droit chrétien — eine beredte Verteidigung des Selbstbestimmungsrechts der Romagnolen, zugleich eine feine Schmeichelei für die persönlichen Neigungen Napoleons. Nicht lange, so bewies der Kaiser, daß er die Mahnung seines Bewunderers verstanden habe. Am letzten Tage des Jahres ermahnte er den Papst, die Romagna aufzugeben; in seiner Schrift „Der Papst und der Kongreß" fanden die Ideen Azeglios ein Echo; zur selben Zeit übernahm der wackere Thouvenel das Auswärtige Amt. Dergestalt war der Kongreß beseitigt. Schon am 1. Januar 1860 konstituierten sich Modena, Parma und die Romagna als „die königlichen Provinzen der Emilia". Ein seltenes Glück hatte den Italienern im rechten Augenblick ein unfähiges Kabinett geschenkt: die Untätigkeit Rattazzis gewährte dem Kaiser und der Nation selber die Frist, den Vertrag

von Villafranca innerlich zu überwinden. Jetzt war die Zeit des Harrens dahin; die von neuem entfesselte Bewegung bedurfte eines Helden, der sie leitet. Umsonst suchte Rattazzi durch kleine Ränke, sogar durch eine Annäherung an die Aktionspartei den gefürchteten Nebenbuhler fernzuhalten. Die Natur der Dinge, der tausendstimmige Ruf der Nation führte den Grafen an das Ruder des Staates zurück. Die „liberale Union" der parlamentarischen Parteien war mit dem Grafen einig in der Forderung, daß die Diktatur beendigt, die Zentralisation gemildert werde. Sie verschwor sich zugleich, keinen Kandidaten in das Haus zu wählen, der nicht die unverzügliche Einverleibung Mittelitaliens verlange, und stürzte endlich das Kabinett. Am 16. Januar übernahm der Mann, dessen Name jetzt die Annexion bedeutete, wiederum die Leitung. Der Vertrag von Villafranca schuf den Segen des norditalienischen Einheitsstaates, doch er entzündete auch in der Nation einen fieberischen revolutionären Eifer, welcher alsbald halbgereifte Früchte zu pflücken eilte.

Mit einem Schlage zerstob der bange Zweifel, der auf den Geistern lastete, da Cavour schon am 27. Januar den Gesandten seines Königs erklärte: die Wiederherstellung der kleinen Kronen ist undenkbar, die Einverleibung bleibt die einzig mögliche Lösung der mittelitalienischen Frage; die Italiener müssen sich selber helfen, nachdem sie vergeblich auf den Rat Europas gewartet. So kühn zu reden ward dem Grafen nur möglich durch den Beistand Englands. Die britischen Staatsmänner erschraken zuweilen über die verwegene revolutionäre Politik des Piemontesen, dem das geschäftige Gerücht ungeheuerliche Pläne, sogar Umtriebe in den Donauprovinzen andichtete; doch zuletzt sprach sich das Kabinett von St. James rückhaltlos für den Grundsatz der Nichtintervention aus. Meisterhaft handhabte der Nachfolger Karl Emanuels die altsavoyische Politik der zweifachen Bündnisse; zugleich ließ er die Künste des Demagogen spielen. Der Nationalverein erhielt Befehl, in drohendem Tone eine rasche Lösung zu fordern: „Es wird mir nützlich sein, sagen zu können, ich sei gedrängt." Noch einen anderen mächtigen Bundesgenossen rief der Graf herbei: er beschleunigte die Wahlen für das Parlament. Napoleon III. hatte inzwischen von seinen mittelitalienischen Plänen sich noch nicht getrennt: noch am 24. Februar forderte Thouvenel die Herstellung von Toskana, drei Wochen später der Kaiser selber zum mindesten die Autonomie dieses Landes. Aber wer anders konnte diese kaiserlichen Gedanken verwirklichen als der Kongreß? derselbe Kongreß, der die Hoffnungen auf Savoyen unfehlbar vereiteln mußte! — So schwankte Napoleon und unterlag endlich der dämonischen Gewalt, welche Cavours Überlegenheit immer auf seinen Geist ausübte.

Um Mitte März wurde die Vereinigung mit Piemont durch die Volksabstimmung der Mittelitaliener beschlossen. Ein Wald von Fahnen, prangend in den festlich heiteren Farben des freien Landes, rauschte über den Kuppeln der Dome, die ruhevoll aufragen aus den alten Städten im Garten Italiens. Welch ein Wandel der Dinge seit jenen Zeiten des wütenden Bruderkampfes, da Florenz die Abzugsgräben Pisas versumpfen ließ, damit die Pest die Nebenbuhlerin verschlinge! Ein halbes Jahrtausend hindurch hatten die Hafenketten von Pisa ein prahlerisches Siegeszeichen über dem Tore des Baptisteriums der Florentiner geprangt. Nun hingen sie wieder in der Vaterstadt, in ihrem Campo santo, zurückgegeben von der Siegerin, auf daß die letzte Spur des alten nachbarlichen Hasses verschwinde; und die Wände jener wunderbaren Halle, die sich das stolze Pisa zum Denkmal seines städtischen Ruhmes erbaut, erzählten jetzt auch die frohe Botschaft, daß das hochherzige Toskanervolk ein Vaterland gefunden habe.

Aber dieser glänzende Erfolg ward erkauft durch ein Opfer, das Cavour selbst das schwerste, das grausamste seines Lebens nannte. Sobald die Tuilerien erfuhren, daß der Entschluß der Einverleibung in Turin gefaßt sei, erschien sofort Benedetti bei dem Könige, und am 24. März wurde der Vertrag geschlossen, der Savoyen und Nizza an Frankreich dahingab. Die Flut des Spottes und der Flüche, welche damals auf das Haupt des Grafen herabströmte, ist bis zur Stunde noch nicht ganz verlaufen. Und doch wird jedes Wort des Tadels zunichte vor der einen Frage: war Cavour berechtigt, das Notwendige zu wollen, sein Vaterland mit fremder Hilfe zu befreien? War er hierzu berechtigt, so mußte er den Lohn, den der Verbündete heischte, ebenso gewiß zahlen, als Preußen verpflichtet war, im Frühjahr 1813 seine polnischen Ansprüche an Rußland abzutreten. „Der Vertrag", sprach er einfach, „ist die wesentliche Bedingung unserer vergangenen Politik, eine unausweichbare Notwendigkeit für ihre Fortsetzung in der Zukunft." Sollte er jetzt heimkehren nach Leri, begnügt mit dem wohlfeilen Ruhme, Bologna und Florenz dem subalpinischen Reiche geschenkt zu haben, und dann mit verschränkten Armen zuschauen, wie Österreich, von Frankreich ungehindert, das Werk von Magenta und Solferino in Trümmer warf? O über die katonischen Toren, welche die Kleinheit solcher Größe nicht begreifen! Oder sollte er die Abtretung unterzeichnen und dann das Parlament aufreizen zu jener Politik des Undanks, die soeben den österreichischen Hof in das Verderben gestürzt? „Es kommt wenig darauf an," erwiderte er selbst, „ob die Minister Feinde haben; aber es wäre verhängnisvoll, ein unersetzlicher Schade, wenn der Haß sich wider die Vertreter der Nation richtete."

Indem das Königshaus sein Stammland preisgab, gleichwie einst die Oranier auf Orange, die neuen Habsburger auf Lothringen verzichtet hatten, empfing das historische Gesetz, das die Herren von Savoyen seit

drei Jahrhunderten südostwärts trieb, eine neue Bestätigung, das Nationalitätsprinzip, in dessen Namen man bei Solferino schlug, eine neue Anerkennung. Mit vollem Rechte erklärten einige Abgeordnete Savoyens dem Parlamente: „Der Ruf Viva l'Italia läßt sich für Savoyen nur übersetzen durch den Ruf Vive la France!" Seit der Vollendung der Viktor-Emanuel-Bahn war Chambery von Paris in zwölf Stunden, von Turin erst nach einer Tagereise zu erreichen. Alle Interessen des Verkehrs und des Volkstums wiesen dies „Irland Italiens" an Frankreich; die letzten Wahlen für den Provinzialrat bekundeten abermals die Übermacht der französischen Partei im Lande. Minder unzweifelhaft standen die Dinge in dem halbitalienischen Nizza. Vergeblich versuchte Cavour noch in elfter Stunde dies Land für Italien zu retten; er hatte sich schon in Plombières zu dieser Abtretung nicht verstehen wollen, ließ bis zum letzten Augenblicke seine Genossen dawider schreiben und spähte angstvoll aus nach fremder Hilfe. Aber Preußen allein war bereit, für das bedrohte Gleichgewicht Europas einzutreten; England versagte sich in unbelehrbarer Trägheit. Napoleon blieb unerbittlich, seit ihm sein Marschall Niel mit gelehrten strategischen Gründen das alberne Märchen bewiesen hatte, daß Nizza für Frankreichs Sicherheit unentbehrlich sei. Der Makel, der an diesen Händeln haftet, fällt ausschließlich auf die kleinsinnigen Befreier, mehr noch auf die französische Nation als auf ihren Kaiser. Denn schamlos trat die Ländergier der Franzosen wieder hervor. Um Gottes willen, schrieb Bixio aus Paris, unterzeichnet, wenn ihr das französische Bündnis wollt; wo nicht, so wird Italien nie mehr Teilnahme in Frankreich finden!

Aber wenngleich alle einsichtigen Italiener im stillen die Unvermeidlichkeit des Opfers erkannten und Cavour späterhin stolz aussprechen durfte: „Wir rechnen uns diese notwendige Tat zur Ehre an" — es blieb doch ein politischer Unsinn, daß eine Grenzprovinz mit einer halben Million Bewohnern nach eigener Willkür sich ihren Staat wählen sollte: eine furchtbare Demütigung für den stolzen Piemontesen, dies tapfere Land preiszugeben, das in hundert Kriegen für seine Krone geblutet: eine schwere Sorge für den Monarchisten, diesen dynastisch gesinnten Gau zu entlassen in einem Augenblicke, da neue Provinzen, die das Königshaus nicht kannten, hinzutraten: eine unsägliche Beschämung für den ehrlichen Liberalen, das frivole Possenspiel der Volksabstimmung anzuschauen, das die Mouchards des Napoleoniden in Nizza leiteten. Ein tiefer Seelenkummer klang aus den Reden des Ministers, als Garibaldi im April seine Anfrage wegen Nizzas stellte und im Mai nochmals der Vertrag zur Sprache kam. Derweil ihm das Herz blutete, durfte er doch das entscheidende Wort nicht aussprechen. Wie oft liebte er sonst zu sagen: „Ich will dem Parlament ein Geheimnis anvertrauen"; jetzt konnte er nichts erzählen von dem Gespräche zu Plombières, das allein den Hergang erklärte. Sophistische Wendungen — wie die armselige Versicherung, Nice en Provence

habe immer für eine französische Stadt gegolten — mußten ihm vorhalten für seine gute Sache. Indes die klare Vernunft, welche durch alle diese Scheingründe hindurchleuchtete, triumphierte endlich über die dröhnenden Phrasen Guerrazzis. Nur 33 Stimmen erklärten sich mit Rattazzi gegen den Vertrag. Und lag denn nicht am Tage, was der Minister nur in vertrauten Gesprächen andeuten durfte — daß Frankreich durch seine unedle Begehrlichkeit sich selber entwaffnete? Derselbe Vertrag, der dem Kaiser das Vertrauen der Italiener für immer raubte, ließ ihn vor den Augen der großen Mächte als den Mitschuldigen Cavours erscheinen; wie durfte er jetzt dem Wagen der Revolution in die Speichen greifen?

Schon die Thronrede, die das Parlament eröffnete, wies deutlich auf eine bewegte Zukunft hin: „Unser Vaterland ist nicht mehr das Italien der Römer noch das des Mittelalters, es soll nicht mehr der freie Tummelplatz sein für fremde Ehrsucht, es sei fortan das Italien der Italiener!" Noch war der neue Staat namenlos, auf den Parlamentsberichten stand zu lesen: Atti del parlamento nazionale. Wehmütig klagte der Abgeordnete Ferrari zur Zeit der savoyischen Debatten: „Ich wünschte den Namen des Staates zu kennen, dem ich angehöre; wir haben weder den Mut noch die Kraft, uns zu taufen" — worauf der Minister mit seinem glückseligsten Lachen die Achseln zuckte. Sicherlich mußte der Graf wünschen, dies unleidliche Provisorium zu beenden. Man bedurfte einiger Friedensjahre, um das oberitalienische Königreich zu organisieren, die Abgeordneten der neuen Provinzen, die noch fremd im Hause standen, mit der Staatsgesinnung der Piemontesen zu erfüllen, die unfertigen Regimenter aus Mittelitalien durch erprobte Offiziere zu schulen. Dann erst konnte die Einheitsbewegung mit festem Tritte weiterschreiten. Aber der Augenschein lehrte, daß jeder Aufschub unmöglich war. Die Leidenschaft der Nation, die Cavour selbst in stillen Tagen großgezogen, war eine Macht geworden, unbändig, meisterlos. Stolz auf die leichten Erfolge des vergangenen Jahres träumten die Patrioten bereits von dem Siegeszuge auf das Kapitol, zu dem Mazzini durch tausend feurige Genossen auffordern ließ. Die Regierung selber erkannte die Macht des rätselhaften Demagogen an, indem sie ihn allein ausschloß von der Amnestie, die allen politischen Verbrechern zuteil ward. Auf Gunst und Mißgunst der Massen blickte der Graf noch immer mit unwandelbarer Geringschätzung; er lächelte nur, als man ihm meldete, daß ein Mordanschlag wider ihn im Werke sei. Doch sein Staat, das Kind des nationalen Gedankens, durfte den Strom der populären Begeisterung, der jetzt entfesselt daherbrauste, nicht zu hemmen wagen; nur ihn zu leiten, nur die Schwarmgeister der Revolution unter die Zucht der Monarchie zu beugen, blieb noch möglich.

Und noch einmal kam den Feuergeistern der Umsturzpartei der bewährte Freund, die Torheit der Reaktion, zu Hilfe. Das Schicksal suchte die uralte Blutschuld der Bourbonen grausam an dem Enkel heim, schlug

ihn in der Stunde der Entscheidung mit unheilbarer Verblendung. In diesem Augenblicke, da nur eine ehrliche Reformpolitik, ein festes Bündnis mit den Siegern von Solferino den verfaulten Bourbonenstaat noch retten konnte, sagte König Franz verächtlich: „Ich will nichts von dem Neffen des Menschen, den mein Großvater erschießen ließ." Der Gesandte Piemonts, Graf Villamarina, der im Januar nochmals, von Rußland unterstützt, ein Bündnis anbot, ward herrisch abgefertigt, dem neuen italienischen Staate die Anerkennung verweigert, obgleich selbst der Graf von Syrakus zum Nachgeben riet. Entsetzt über den Starrsinn, über die greisenhafte Untätigkeit dieses Hofes rief Napoleon III. im April: „Was kann man tun für eine Regierung, die keinen Rat hören will?" Zur selben Zeit schrieb Viktor Emanuel einen letzten warnenden Brief nach Neapel: „Ich werde vielleicht bald vor dem schrecklichen Zwiespalt stehen, entweder die heiligsten Interessen meiner Krone preisgeben zu müssen oder selbst das Hauptwerkzeug Ihres Unterganges zu werden."

Unterdessen strickten geschäftige Hände an dem Netze einer großen reaktionären Verschwörung: die Königin-Mutter in Neapel, die Kaiserin-Witwe Karoline Auguste in Wien — die älteste der bayrischen Unheilsschwestern, die treue Gönnerin der Jesuiten — dazu die unzufriedenen Bischöfe in Toskana und der Romagna, und vor allem der römische Hof. Im Vatikan galt seit dem Vertrage von Villafranca nur das Wort des heimatlosen Landsknechts Merode, des plumpen Eiferers Antonelli und der Ordensgenerale, die für die Zukunft ihrer Orden zitterten; ihr prahlerisches Poltern überdröhnte die Warnungen der wenigen besonnenen Kardinäle, die das italienische Blut nicht verleugnen mochten. Die plebejische Roheit ihres Auftretens bewies aufs neue, daß in Italien wie überall sonst die höheren Stände sich längst fast gänzlich aus dem Priesterstande zurückgezogen hatten. Mit Flüchen und einer stolzen Verweisung auf seinen Eid beantwortete der Papst den Silvesterbrief Napoleons. „Nichts, gar nichts werden wir tun", sagte Antonelli im März zu dem Herzog von Grammont; „von Reformen kann erst die Rede sein, wenn die aufständischen Provinzen unter den Hirtenstab des Papstes zurückgekehrt sind". Dann exkommunisierte der Heilige Vater die neuen Sanheribs, die Kinder der Finsternis, die an der Beraubung des Römischen Stuhles teilgenommen; aber am Po und Arno lächelte man über den armen alten Mann und seine Blitze, die nicht mehr zündeten. In der Jesuitenkirche zu Rom wurde gepredigt, bald werde die Fahne Mohammeds auf den Zinnen des Vatikans wehen, der Laienkelch den Ketzern in St. Peter gespendet werden. Solchen Greuel zu verhüten, eilten die Gläubigen aus Irland und Belgien, Frankreich und Bayern nach Triest, von da auf österreichischen Dampfern unter die Fahnen des Papstes. Am 1. April übernahm General La Moricière den Oberbefehl des päpstlichen Heeres mit den Worten: „Die Revolution bedroht heute Europa wie ehemals der Islam, und heute wie ehemals ist

die Sache des Papstes die der Zivilisation und der Freiheit der Welt." Noch kräftiger sagte später ein Armeebefehl: „Wo die Revolution die Spitze des Ohres oder der Nase zeigt, da muß man losschlagen wie auf einen tollen Hund." Und wahrhaftig, nicht um einen armseligen Haufen von Schlüsselsoldaten zu führen, hatte der fromme Kriegsmann seinen berühmten Degen nach Rom getragen.

Der bourbonische Hof, der soeben in einem Anfall ratloser Schwäche seine treuen Schweizerregimenter aufgelöst hatte, wähnte sich noch stark genug zu einem großen legitimistischen Kreuzzuge. Seit dem Herbst standen die neapolitanischen Truppen in den Abruzzen, nur eines Winkes aus Rom gewärtig, um die Grenze des Kirchenstaates zu überschreiten und dann, mit den päpstlichen Scharen verbündet, in die Romagna einzubrechen. Das Königreich Neapel ward einst gegründet, um der Kurie als Schild und Schwert zu dienen; jetzt ging es unter an dem Versuche, in einer neuen Zeit den alten Beruf zu behaupten. An Österreich erfüllte sich indessen eine Weissagung Cavours: der Staat blieb, solange er Venedig besaß, unfähig, das System des Despotismus abzuschütteln — trotz der tiefen Verstimmung im Volke, trotz der argen Mißbräuche, die während des Krieges enthüllt wurden — und ein System wie dieses konnte daheim nicht aufrecht bleiben, wenn es nicht die ganze Mitte Europas überherrschte. Der Belagerungszustand lag wieder über Verona, die Patrioten Venedigs verschwanden nach dem Gutdünken der Generale in den k. k. Strafkompanien, das tapfere Heer verlangte Rache an dem besiegten Sieger. Die Legitimisten zu Wien und Neapel hofften auf eine Volkserhebung in Toskana und der Romagna. Die Revolution in Mittelitalien war ein Werk der Signoren; warum sollte nicht abermals, wie in dem blutigen Reaktionsjahre 1799, das gläubige Landvolk um Arezzo unter dem Rufe Viva Maria, viva l'Austria für Thron und Altar die Waffen ergreifen? Wer durfte Österreich schelten, wenn die Truppen des Papstes und des Bourbonen und das Korps des Herzogs von Modena, das auf österreichischem Boden zu solchem Zwecke zusammengehalten ward, im Vereine mit den frommen Bauern die Throne der Erzherzoge wiederherstellten? Von Warschau bis Madrid war die katholische Partei in Bewegung. Da und dort ward ein Faden aus dem feinen Gespinste aufgegriffen; in Florenz entdeckte man einen reaktionären Geheimbund, sodann ergab sich, daß Fürst Brignole, mit reichen Geldmitteln ausgerüstet, die italienischen Truppen zur Fahnenflucht zu bereden suchte. Wenn Azeglio die seltsamen Heiligen musterte, die im Vatikan zusammenströmten, dann fragte er besorgt, ob denn alle Besiegten vom zweiten Dezember sich an der Tiber ein Stelldichein geben wollten. In der Tat ging unter den Heißspornen der Legitimität wieder die Rede von der Herstellung Heinrichs des Fünften; rasende Träume waren im Schwange, faßbar allein für eine Partei, die seit zwei Menschenaltern mit dem Unmöglichen rechnete.

Derweil diese ausschweifenden Hoffnungen den Hof von Neapel betörten, schnitt die Art bereits in die Wurzeln seiner Macht. Schon im Januar ließ Mazzini den Turiner Hof wissen, eine Revolution in Unteritalien stehe unvermeidlich bevor, und in diesem einen Falle stimmte das Haupt der Aktionspartei mit dem Leiter des Nationalvereins überein. La Farina vergaß als Mann des Wortes nicht, das der Jüngling gesungen: Ma alla bella mia Messina consecrato è questo cor; seine Heimat von dem Joche der Bourbonen zu befreien, blieb die teuerste Hoffnung des Sizilianers. Während Crispi im Auftrage der Aktionspartei die Insel bereiste und mit der geriebenen Schlauheit eines südländischen Verschwörers den Aufstand vorbereitete, waren die gemäßigten Liberalen des Nationalvereins in gleichem Sinne tätig. Schon im März lagen die Manifeste des Vereins druckfertig, welche das bourbonische Heer aufforderten, abzufallen „von diesem Geschlechte feiger Schurken". In den ersten Tagen des April, in demselben Augenblicke, da in Palermo ein Aufstand ausbrach, beschlossen die sizilianischen Flüchtlinge in Genua, ihrer Heimat zu Hilfe zu ziehen; erst als die Sizilianer einig waren, trat Garibaldi dem Unternehmen bei.

So drohten Schlag und Gegenschlag in Unteritalien. Cavour aber hielt 200 000 Mann unter den Waffen, er sah den Ausbruch eines Entscheidungskampfes nahen — minder harmlos als unsere preußischen Liberalen, welche soeben die Versicherung ihres Kabinetts, eine schwere Kriegsgefahr schwebe über dem Weltteil, als ein Parteimärchen belächelten. Mochte der Graf den Unsegen einer übereilten Einheitsbewegung noch so klar erkennen — das Unternehmen gegen Sizilien jetzt verhindern hieß einen Selbstmord begehen, hieß die Diversion vereiteln, welche den Kreuzzug der Bourbonen zunichte machen mußte. Durfte Cavour warten, bis die Pläne der Legitimisten zur Reife gediehen, bis Österreich mit der triumphierenden Reaktion in Mittelitalien sich verband und vielleicht nochmals die Franzosen über die Alpen stiegen? Nicht zum zweiten Male wollte der Graf den gefährlichen Bundesgenossen rufen; nur um Frankreichs Einfluß zu beschränken, hatte er Savoyen geopfert. Aber auf der anderen Seite drohte die Gefahr der roten Revolution, wenn nicht die Sizilianer sich freiwillig erhoben, sondern Garibaldi, der so leicht den Mazzinisten ins Garn gehen konnte, den Aufstand wagte. Und wie nun, wenn dieser Abgott des Volkes im Kampfe fiel und dann die öffentliche Meinung die Krone für seinen Tod verantwortlich machte? Begreiflich also, daß Cavour lange und lebhaft dem sizilianischen Zuge widersprach. Es war der König selbst, der diesmal den Ausschlag gab. Am 1. Mai befahl er in Bologna dem Grafen, das Unternehmen Garibaldis nachdrücklich zu unterstützen. Der Minister gehorchte. Und wahrhaftig, wenn Piemont jetzt im Namen der mißhandelten Nation den Bourbonen den Krieg erklärte, so hätten Cavours Freunde heute nicht nötig, auf den alten Vattel sich zu be-

rufen, auf das Beispiel Wilhelms III. oder auf die Hilfe, die Elisabeth den Niederländern gewährte, zu verweisen. Denn eine Regierung wie diese bourbonische, die durch die Folter und die gräßliche „Haube des Schweigens" ihr Volk in Zucht hielt, verfällt von Rechts wegen der Vernichtung, sobald die Macht sich findet, sie zu stürzen. Aber die großen Mächte, allein England ausgenommen, beurteilten die nationale Frage der Italiener noch immer nach dem Gesichtspunkte der internationalen Politik; eine ritterliche Kriegserklärung Piemonts gegen Neapel mußte sie alle, und Spanien dazu, auf die Seite der Bourbonen treiben. Zudem konnte Cavour nicht ahnen, wie rasch der in allen Fugen knarrende Bourbonenstaat von den Schlägen einer Handvoll kühner Männer zusammenbrechen sollte. Er dachte also: se saranno rose fioriranno, wählte den Weg der Hinterlist und behielt freie Hand, das Wagestück preiszugeben, wenn es mißlang. „Wir müssen", schrieb er an Persano, „die Revolution unterstützen, doch so, daß sie vor den Augen Europas als eine freiwillige Tat erscheint. Dann sind England und Frankreich mit uns; andernfalls weiß ich nicht, was sie tun werden."

Sein Gesandter blieb in Neapel, er selbst verweigerte im April die Antwort, als Bertani im Parlamente eine Anfrage wegen Siziliens stellte, denn „das Ministerium kann nicht den Dienst eines Zeitungsschreibers versehen". Unterdessen wurden in der Stille die Flinten aus dem Zeughause von Modena an die Freiwilligen verteilt und bereits am 18. April zwei Kriegsschiffe mit geheimen Aufträgen nach Palermo gesendet. Der Gouverneur von Genua erhielt Befehl, die Ausrüstung der Schiffe Garibaldis nicht zu bemerken. Der freigebige Pallavicino, La Farinas Verein und ein mazzinistischer Ausschuß unter Bertani sorgten vorderhand für die Geldmittel, bis späterhin Cavour selbst die Staatskassen zu öffnen und eine Dampferverbindung mit Palermo einzurichten wagte. Sobald am 5. Mai der Dampfer Piemonte die Rothemden hinweggeführt hatte, sprach Cavour den großen Mächten sein tiefes Bedauern aus und ließ den Grafen Persano mit der Flotte im Tyrrhenischen Meere kreuzen. Im selben Augenblicke empfing der Admiral zwei Zeilen von dem Minister: „Herr Graf, suchen Sie zwischen Garibaldi und die neapolitanischen Kreuzer zu geraten. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden" — und antwortete kurzab: „Herr Graf, ich glaube Sie verstanden zu haben. Im Notfall schicken Sie mich nach Fenestrelles auf die Festung." Auf die Kunde von der glücklichen Landung schrieb Cavour an die Höfe: wenn die Flotte der Bourbonen die Landung nicht verhindern konnte (und allerdings waren ihre Offiziere gut italienisch), um wie viel weniger wir? wenn Österreich fremden Abenteurern in Triest gestattet, sich nach Rom einzuschiffen, um wie viel weniger kann die italienische Regierung italienischen Freiwilligen den Abzug verwehren?

Wohl mögen wir Deutschen uns glücklich preisen, daß Preußens Wehrkraft und des Schicksals Gnade uns erlaubten, ohne Winkelzüge durch rechtschaffenen Kampf das Joch der Habsburger zu zerbrechen. Wohl verstehen wir die Entrüstung des redlichen Azeglio, der im Zorn über dies durchtriebene Spiel den Staatsdienst verließ und ärgerlich schrieb: „Kein Mensch glaubt dem Grafen mehr; es ist genau dasselbe, als wenn er die Wahrheit spräche!" Wir verstehen diesen Zorn, doch wir vergessen nicht, wie leicht das Urteil und wie schwer die Tat. Nicht mit moralischen Gemeinplätzen darf ein politischer Kopf hinweggleiten über den fürchterlichen Streit der Pflichten, der das Gewissen eines Staatengründers erschüttert. Dem Staatsmanne ist nicht gestattet wie dem schlichten Bürger, die fleckenlose Reinheit seines Wandels und seines Rufes als das höchste der sittlichen Güter heilig zu halten. Er lebt den Lebenszwecken seines Volkes, er soll die Zeichen der Zeit zu deuten wissen, den göttlichen Gedanken herausfinden aus dem Gewirr der Ereignisse und ihn verwirklichen in hartem Kampfe. Dies allein ist politische Wahrhaftigkeit, dies die politische Tugend, die den Frauen und Gemütsmenschen allezeit unfaßbar bleibt. Läßt sich der Widerstand der trägen Welt anders nicht überwinden, so soll der Staatsmann für den Sieg der Idee auch die Mittel der Arglist einsetzen, die der Einzelne für die endlosen Zwecke seines Tuns nicht brauchen darf. An den rauchenden Trümmern des Vaterlandes sich die Hände wärmen mit dem behaglichen Selbstlob: ich habe nie gelogen — das ist des Mönches Tugend, nicht des Mannes. Und solange Männer leben, wird kein Makel haften an der Seelengröße des Staatsmannes, der Italien schuf, der das Sittlichste tat, was dem Sterblichen zu tun vergönnt ist. Ihm war jetzt das Herz geschwellt von dem Bewußtsein eines welthistorischen Berufes. Ihm galt es als „das größte Unternehmen der neuen Geschichte, Italien zu befreien von den Fremden, von den schlechten Grundsätzen und den Tollköpfen". Bitter lachend rief er den Splitterrichtern zu: „Ja ich, ich weiß nicht einmal, ob ich mich noch zu den Biedermännern zählen darf, weil ich die Einheit meines Vaterlandes gründete!" — Und wer trägt denn die Schuld an dem verlogenen Spiele, das zwischen Turin und Palermo hin und her schlich? Doch sicherlich die Engherzigkeit der großen Mächte, vornehmlich der Tuilerien, welche dem Führer Italiens nicht erlaubten, mit offenem Visier einen gerechten Kampf zu beginnen.

So unter Cavours Schutz begann der Zug der Tausend von Marsala. Ein märchenhafter Reiz liegt über diesem Kriege, und noch heute haftet an dem Namen uno dei mille ein Zauber, dem kein italienisches Herz widersteht. Nach den kurzen Kämpfen von Calatafimi und Palermo sah der Diktator die Insel zu seinen Füßen — ein Liebling des Glücks wie der verwunschene Prinz, der heimkehrt in sein Reich. Wer tiefer blickt, erkennt gerade in dem traumhaft raschen Erfolge die Gebrechen dieser Be-

wegung, die weder ein Krieg noch eine Volkserhebung war, weder die sittlichen Kräfte einer Revolution von unten noch die Ordnung einer Revolution von oben offenbarte. Eine fremde Welt tat sich hier auf vor den Augen der erschreckten Norditaliener, ein grundtiefer Gegensatz des Volkstums, des sittlichen und wirtschaftlichen Daseins, wie er so auf deutschem Boden nirgends besteht.

Wohl lebte in dem Volke von Sizilien und Neapel der Todhaß wider die Bourbonen, ganz so hitzig, blind und ungestüm wie jene fieberische Leidenschaft, die einst den Demos von Tarent von Torheit zu Torheit trieb; der Klerus selber teilte den allgemeinen Abscheu, und die Bewegung verlief fast ohne außerordentliche Greueltaten. Aber wie war doch dem reichbegabten Volke das Pflichtgefühl, die Opferfreudigkeit, alles, was der Staatsgesinnung gleicht, so ganz abhanden gekommen! Jener heillose Byzantinerstaat, der überall, wo er seine Banner entfaltete, das sittliche Mark der Völker aufzusaugen verstand, hatte durch fünf Jahrhunderte die Halbgriechen Unteritaliens beherrscht; und über diese Trümmerstätte ging später der schläfrige Despotismus der Spanier und die bourbonische Tyrannei dahin, die selbst in Sizilien die Spuren einer glänzenderen Geschichte nahezu verwischte. Der Unsegen des Latifundienwesens hielt die Massen in einem Zustand halber Knechtschaft; heidnischer Bilderdienst, tiefe Unwissenheit lähmte die Geister. Dazu die epidemische Feigheit und — die Kamorra, der organisierte Raub, schimpflicher für das Volk, das ihn ertrug, als für die Räuber selber. Sobald der Freudenrausch der Tage der Befreiung verflog, mischte sich in den Ruf „Es lebe Italien" wieder das alte Wutgeschrei: I Siciliani debbono si bere il sangue dei continentali — und dieser Haß gegen Neapel war tausendmal stärker als die Liebe für Italien. Von Piemont und der strengen Ordnung seines Staates war kaum eine dürftige Kunde über die gesperrten Grenzen des Bourbonenreichs gedrungen; das Volk kannte nur die Namen Viktor Emanuel, Garibaldi und Cavour. Vornehmlich in den beiden Hauptstädten drängte sich der Schmutz dieses verwahrlosten Volkstums zusammen. Von Palermos unstetem Pöbel galt noch das Hohnwort des Mittelalters:

Guelfo non son' nè Ghibellin m'appello,
Chi mi paga di più tengo di quello.

In Neapel vollends lungerte die wilde Meute der Lazzaroni, von den Bourbonen mit Brot und Spielen gesättigt und zur gelegenen Stunde wider die denkenden höheren Stände gehetzt. Mit gutem Grunde wahrlich pflegte der alte Ferdinand vergnüglich zu sagen: wer die Bourbonen vertreibt, wird ein Jahrhundert an Unteritalien zu arbeiten haben. Wie es in Wahrheit stand mit dieser jammervollen Erbschaft der Bourbonen, das lehrt am klarsten die fanatische Erbitterung der Flüchtlinge, welche, in Norditalien mit den Idealen einer reineren Bildung befreundet, jetzt

heimkehrend alles, alles umstürzen wollten und hundertmal klagten: dies Volk war seiner Herrscher würdig! — Sicherlich, der Zug nach Sizilien war ein unabweisbares Gebot der Notwendigkeit; alle die müßigen Klagen über die verfrühte Einheit müssen verstummen vor der einfachen Erwägung, daß keine Macht der Welt den Bourbonenstaat mehr aufrechthalten konnte. Aber ein Unglück blieb diese Eroberung trotz alledem; sie stellte dem Staate Norditaliens Aufgaben, denen der unfertige noch nicht gewachsen war, sie bildete fortan die schwerste Sorge des leitenden Staatsmannes. Bis auf sein Totenbett verfolgte den Grafen das Bild des zerrütteten Südens. Diese unseligen Neapolitaner, rief er schmerzlich, die muß man waschen, si lavi, si lavi!

Und wer war der Held, der diese entfremdeten Stämme zu ihrem Vaterlande zurückführen sollte? — Nur der Stumpfsinn des Philisters, nur die Armseligkeit des Parteihasses versteht den Überschwang der Liebe nicht, welchen die Italiener dem größten Manne des modernen Radikalismus widmen. Als ein Geschenk der himmlischen Barmherzigkeit, an dem ihr nicht mäkeln noch deuteln sollt, erscheint Garibaldi in diesen nüchternen Tagen — ein Prophet seines Volkes, so von Gott begeistert wie jenes Mädchen von Orleans, die einzige Gestalt der Geschichte, die sich dem dämonischen Manne vergleichen läßt. Sein ganzes Leben ist nur ein feuriger Strom lauterer Vaterlandsliebe; sein Wirken unter uns wird späten Geschlechtern noch die tröstliche Wahrheit predigen, daß auch in hochgesitteten Zeiten die heilige Naturgewalt ursprünglicher Leidenschaft eine Macht bleibt unter den Menschen. Die zahllosen Torheiten, die Garibaldi begangen hat und noch begehen wird, sind zum voraus ihm vergeben, der so viel, so unaussprechlich viel geliebt hat. Und wie groß ist dieses Herz! Wie richtig urteilte Cavour, als er nach einem heftigen parlamentarischen Streite mit dem Manne von Caprera einem Freunde zuflüsterte: „Und dennoch! Wenn der Krieg beginnt, werde ich Garibaldi unter den Arm fassen und ihm sagen: was werden wir uns erzählen in Verona?" Die ganze Größe des Demagogen zu schauen war dem Grafen nicht mehr beschieden: sie offenbarte sich erst im Frühjahr 1866, da der Alte gehorsam wie ein treuer Hund zum Heere kam auf den Wink des Königs, dem er zwei Kronen geschenkt — und der Fuß lahmte noch, den ihm die Soldaten desselben Königs zerschossen hatten! Wie dieser Mann war — ein stürmischer Held und doch ein Kinderherz, das durch seine Milde die wütenden Massen zur Großmut zwang — so blieb er unersetzlich, der einzige, der das sizilianische Abenteuer beginnen durfte.

Jedoch von dem Talente des Diktators gilt schlechterdings das grobe Wort, das Azeglio im Munde führte: ein Herz von Gold, aber der Kopf eines Büffels! Er hatte einst in kleiner Zeit, als der Ruf seiner Kriegstaten aus Montevideo nach Italien hinüberdrang, seinen Landsleuten den Glauben an die alte Waffenkraft der Nation wieder erweckt;

dann war der Name des tapferen Verteidigers der Ewigen Stadt, des kecken Führers der Alpenjäger in alle Lande hinaus geklungen; doch die Gabe des Feldherrn war ihm versagt. Der Reichtum des politischen Lebens blieb ihm ein unfaßbares Rätsel; er sah die weite Welt geteilt in die zwei Heerlager der republikanischen Freiheit und der monarchischen Knechtschaft. Die plumpste Schmeichelei nichtiger Demagogen vermochte sein Gefühl, die windigste radikale Phrase seinen Verstand zu betören; und so konnte geschehen, daß der in Ehren ergraute Held am Abend des Lebens seinen tapferen Degen für einen Gambetta und gegen die Befreier Venetiens zog. Dort in der Fremde, losgerissen von der heimatlichen Erde, der solche Sehernaturen ihre ganze Kraft verdanken, war der Verführte nichts als ein gewöhnlicher Mensch, ein ratloser Tor, wie ja auch die Jungfrau von Orleans außerhalb Frankreichs nur als eine alltägliche Bauerndirne erschienen wäre. Wir Deutschen, befriedigt mit der Züchtigung, die unser gutes Schwert dem Bandenführer in den burgundischen Bergen erteilte, sollen um jener letzten Sünde willen das goldene Herz des Büffelkopfes nicht geringer achten. — Auch in seinen Träumen ein Kind seines Volkes, sah Garibaldi in Rom den Mittelpunkt der Welt. Er gedachte mit seinen unbesiegten Tausend Sizilien und Neapel zu erobern, dann die unzählbaren tapferen Arme des Vaterlandes aufzubieten zur Befreiung von Venedig und Nizza und zuletzt in der Ewigen Stadt die Einheit und Freiheit Italiens auszurufen, ein neues Zeitalter des Völkerglückes einzuweihen. Der Plan verriet genau so viel harmlose persönliche Eitelkeit, als zu einem rechten Demagogen gehört, und erschien dem ironischen Azeglio wie das Textbuch einer heroischen Oper. Eben hierin lag der bestrickende Zauber der tollen Träume; dies Künstlervolk wußte sich nichts Schöneres als einen anderen Rienzi, der im theatralischen Zuge das Kapitol hinanstiege.

Der Nizzarde haßte den kalten Rechner in Turin, „der mich zum Fremdling gemacht in meinem Vaterlande". Kaum auf Sizilien gelandet, ließ er ein Manifest hinausgehen voll scharfer Anklagen wider die feigen Minister des tapferen Königs. Selbst über die Richtung des Zuges war man anfangs nicht einig. Garibaldis Ziel blieb eine Landung im Kirchenstaate. Er hatte schon einmal auf dem Janiculus die Franzosen geschlagen, er fühlte sich Mannes genug, zum zweiten Male dem blutigen Dezembermann eine Niederlage zu bereiten und zugleich die Kurie zu vernichten, die seinen apostolischen Träumen als der leibhaftige Antichrist galt. Daß ein Kampf mit den französischen Truppen den Untergang der Revolution herbeiführen mußte, war diesem Kopfe nicht beizubringen. Nur durch dringende Bitten, einmal auch durch Überlistung gelang es den Vertrauten Cavours, den Dampfer Garibaldis und die Nachzügler nach Sizilien zu führen. Dort aber stand der Diktator alsbald verzweifelnd vor der ungeheuren Aufgabe, die Keime des Edlen, die in diesem Volke lagen, aus hundertjährigen Trümmern herauszugraben. Unkundig der

Menschen und der Dinge, ermüdet, angeekelt von den ungewohnten Regierungsgeschäften, sah er sich rings umflutet von einer wilden Ämterjagd: ehrliche Enthusiasten und freche Demagogen, die geriebenen Spione der Bourbonen und der Auswurf der Galeeren bunt durcheinander. Bald wurden Gesetze über Gesetze, die keiner beachtete, dem mißbrauchten edlen Manne abgedrungen, die Nationalgarde, die allein auf den Straßen einige Ordnung halten konnte, als eine Waffe der Bourgeoisie mit Verachtung behandelt, die öffentlichen Kassen im Nu geleert, die Gerichtshöfe geschlossen im Namen der Freiheit, überall jene vollendete Unfähigkeit zum Regieren bekundet, welche den modernen Radikalismus auszeichnet. Der Diktator redete — um den Feind zu schrecken, Ansehen und Selbstgefühl seiner Partei zu heben — mit großen Worten von den Heldentaten seiner Tausend; doch wußte er sehr wohl, daß sein Heer zur einen Hälfte aus begeisterter Jugend, zur anderen aus Gesindel bestand, und befahl darum kurzab die Aushebung von 300 000 Mann — auf dieser Insel, die keine Wehrpflicht kannte. Niemand gehorchte dem unmöglichen Gebote. Die Anarchie triumphierte, die Besitzenden zitterten für Hab und Leben.

Der hinterhaltigen Politik, welche dem Turiner Hofe aufgezwungen war, folgte die notwendige Strafe. Eine Brigade piemontesischer Truppen, eine kräftige Ansprache des Königs hätten hingereicht, die besonnenen Elemente der Gesellschaft zu ermutigen. Sich selber überlassen, sah die Aktionspartei nach ihren leichten Siegen ihre Macht unermeßlich wachsen, und mit der Macht stieg der Übermut. Schon schwärmte man in den Kreisen der Crispi und Mordini für die Trikolore ohne Flecken (ohne das Kreuz von Savoyen), und während vordem das Königreich Italien in aller Munde war, sprach man jetzt von den Vereinigten Staaten Italiens, von einem Parlamente auf dem Kapitol, das die Frage: Republik oder Monarchie? erst entscheiden solle. Darum mußte die Diktatur auf unbestimmte Zeit verlängert werden. Mehr als dreihundert Gemeinden forderten das einzige, was diesen verworrenen Zustand beenden konnte, die unverzügliche Vereinigung mit Piemont. Garibaldi wies sie ab: der edelste Vertreter des Radikalismus zeigte, daß diese Partei den Volkswillen nicht achtet, daß sie allein in dem unbedingten Triumph ihrer eigenen Meinung die Freiheit findet. La Farina, der auch heuer, von Cavour beauftragt, den Mentor der Rothemden spielte, erhielt plötzlich von dem Diktator Befehl, binnen einer halben Stunde die Insel zu verlassen; so schied der treue Mann, den die Bourbonen dreimal verbannt, zum vierten Male aus der Heimat, vertrieben durch die Parteiwut der Radikalen. Und solchen Schimpf mußte Cavour schweigend ertragen! Persano, der mit seinem Geschwader seit Anfang Juni vor Palermo lag, begnügte sich, dem Verbannten ein Schiff zur Rückfahrt nach Turin anzubieten. Der Minister sendete einen anderen Vertrauten, Depretis, hinüber, mahnte dringend, den Diktator nicht zu reizen: nur die Kehlabschneider, die accoltellatori,

sollten ihm nicht an das Ruder. Er hat auch späterhin um des Friedens willen hochherzig einen Schleier geworfen über diese Wirren und sein Schweigen selbst dann nicht gebrochen, als die Mazzinisten mit dreister Stirn ihm vorwarfen, er habe den Zug der Tausend verhindern wollen. Schon seit Mitte Juni ging all sein Hoffen dahin, daß Garibaldi schleunigst die Meerenge überschreite. Der Graf wollte die Insel von der Anarchie, die Regierung aus einer unwürdigen Lage befreien, und vor allem, er kannte jetzt die grauenhafte Fäulnis des Bourbonenstaates und begriff, daß die Bewegung nicht auf halbem Wege einhalten dürfe.

Währenddem stürzte die Todesangst den Hof der Bourbonen in unsägliche Entwürdigung. Sobald Sizilien verloren schien, ließ König Franz in Turin dasselbe Bündnis anbieten, das er vor wenigen Wochen verächtlich zurückgewiesen. Er verlieh eine Amnestie, verhieß die Verfassung von 1848, berief ein liberales Kabinett; aber selbst der gute Name des Ministers Martino gab keine Bürgschaft mehr für das Wort des Fürsten, der sich im selben Augenblicke von dem Papste die Absolution erbat für die Todsünde des Verfassungsversprechens. Das letzte Ansehen des Regimentes war dahin. Am hellen Tage stürmten die begnadigten Kamorristen das Polizeihaus in Neapel, und während der Belagerungszustand über der Hauptstadt lag, predigten mazzinistische Blätter ungestraft den Hochverrat. Wohl sprachen die großen Höfe, am lautesten Rußland, ihren Unwillen aus über die Revolution und ihre geheimen Gönner. Auch Napoleon sah mit Unmut auf das Anwachsen einer Bewegung, die er nie gewollt; zudem bedrängte ihn das Murren seiner Ultramontanen und der unversöhnliche Groll, den seine Armee ihrem Besieger Garibaldi nachtrug. Aber wenn sogar die Hofburg nicht wagte, für die unheilbare Altersschwäche des Bourbonenstaates die Waffen zu ergreifen, so blieb nun gar dem Napoleoniden nach wiederholten Vermittlungsvorschlägen nur übrig, den König Franz an den guten Willen des Turiner Hofes zu verweisen. Cavour indes fühlte sich stark durch das Vertrauen seines Parlamentes, das ihm soeben, ohne daß er die Lippen öffnete, einen Kredit von 150 Millionen bewilligte. Er wies den bourbonischen Unterhändler ab und erklärte den Mächten unverhohlen: wir wollen und können einen Hof nicht stützen, der sich selbst verdirbt, nicht die Bürgschaft übernehmen für die Verfassungstreue dieses Königs, nicht das Vertrauen der Patrioten uns verscherzen. Und blieb nicht die Verbindung mit Neapel rein undenkbar, da König Franz auch jetzt noch die mittelitalienischen Dinge als eine offene Frage ansah, auch jetzt noch festhielt an der Hoffnung, dereinst auf einem italienischen Bundestage mit Hilfe der Erzherzoge den König von Sardinien zu überstimmen? — Die Maske gänzlich abzunehmen schien dem Grafen noch immer nicht ratsam. Während er selbst für den neapolitanischen Zug Staatsgelder an Garibaldi schickte, warnte sein König in einem offenen Briefe den Diktator vor dem Betreten des Festlandes.

Gleichzeitig erging an Persano die Weisung, er solle nicht versuchen, auf Garibaldis Entschließungen einzuwirken; kein Wunder, daß der König die Antwort erhielt: „Erlauben Sie mir diesmal nicht zu gehorchen." Cavour aber rief seinem Admiral frohlockend zu: Go ahead!

Endlich am 9. August überschritt Garibaldi die Meerenge. Dann folgte jener vielgefeierte unblutige Siegeszug, erbaulich für die Freunde historischer Sensationsnovellen, empörend für den ernsten Denker. — Oftmals erklingt unter uns Kämpen der deutschen Einheit bittere Klage über den langsamen, verworrenen Gang unserer Revolution, die so viele unbrauchbare Trümmerstücke der Kleinstaaterei allzu sorgsam geschont hat. Wer aber vergleichend nach Unteritalien hinabschaut, kommt zu der Einsicht: die Halbheit der deutschen Einheitsbewegung ist nur die Kehrseite unserer Tugenden, deutscher Treue, deutschen Rechtssinnes, der leidlich geordneten Verhältnisse, die auch in dem schwächsten deutschen Staate bestehen. Der Einheitsstaat Italiens ward nur ermöglicht durch die grenzenlose Sittenfäulnis des Südens, und um solchen Preis wäre der deutsche Einheitsstaat zu teuer erkauft. Selbst das listige Verständnis, das die Italiener dem Ränkespiel ihres großen Staatsmanns zeigten, war doch nur die Frucht einer in uralter Knechtschaft gereiften politischen Verbildung. — Kein Nagel wollte mehr haften in dem morschen Holze des bourbonischen Staates; der Bau ward nicht zerschlagen, er brach von selbst zusammen. Schon am 3. August war Persano mit seiner Flotte auf der Reede von Neapel angelangt, vorgeblich, um die Gräfin von Syrakus, eine Muhme Viktor Emanuels, vor möglichen Gewalttaten der Revolution zu schützen. Hier lag er wochenlang vor Anker, freundlich begrüßt von dem englischen, kalt aufgenommen von dem französischen Admiral. Am hellen Tage empfing er an Bord seines Schiffes die wiederholten Besuche des Grafen von Syrakus und des Ministers Liborio Romano, die dort mit beispielloser Unbefangenheit schwarzen Verrat gegen ihren Fürsten anzettelten. Kaum minder öffentlich arbeiteten in der Stadt der Gesandte Villamarina, den Cavour abermals auf Vorposten gestellt, und General Ribotti, der aus Turin hinübergeschickt war, um die Volkserhebung zu leiten. Eines Tages ging das Gerücht, der Bourbone wolle fliehen und seine Kriegsflotte entweder an Österreich abtreten oder sie mit sich nach Gaeta nehmen — ein keineswegs unmöglicher Plan, da die Masse der Matrosen für die italienische Sache noch nicht gewonnen war. Da fuhr plötzlich ein piemontesisches Kriegsschiff quer vor den schmalen Eingang des Kriegshafens, wo die bourbonische Flotte weilte; zufällig stürzte ein schwerer Anker in die Tiefe; so blieb das Fahrzeug tagelang liegen, die Ausfahrt versperrend. Um ganz sicher zu gehen, verdarben die neapolitanischen Flottenoffiziere, die allesamt mit Persano unter einer Decke spielten, die Maschinen und Steuerruder ihrer Schiffe. Noch immer hoffte Cavour, die Stadt werde vor Garibaldis Ankunft einen Auf-

stand wagen; doch das feige Volk blieb ruhig. Unterdessen rückten die Rothemden der Hauptstadt näher. Da wagte Liborio Romano einen letzten Schurkenstreich: unter brünstigen Beteuerungen seiner Pflichttreue erklärte er dem Könige, die Flucht sei jetzt das einzige Mittel, die Krone zu retten. Der König floh, die Ratten des Hofes hatten längst das sinkende Schiff verlassen.

Wenige Stunden darauf hielt der Befreier, von Liborio Romano empfangen, seinen Einzug, und der brüllende Pöbel grüßte ihn mit unendlichen Gallibardi-Garubalu-Rufen. Die elenden Truppen, verwirrt, zitternd vor dem schrecklichen Manne, der sie einst mit blutigen Köpfen aus dem Kirchenstaate heimgejagt, schauten tatlos zu; gemütlich stieg eine Schar Nationalgarden zum Kastell St. Elmo empor, hißte dort die dreifarbige Flagge auf. Auch nach dem Siege blieb der Stumpfsinn dieser Menschen unverändert. Hatten die Sizilianer nur Geringes getan für ihre Befreiung, so war vollends hier Tatkraft und Leidenschaft allein zu finden in dem mazziniistischen Ausschuß Bertanis. Ein liberaler „Ordnungsausschuß" unter Tomasi leistete gar nichts, da die Mittelklassen sich nicht herauswagten wider die herrschende Aktionspartei. Bald erschien Mazzini selber, um seine Ernte einzuheimsen; noch wüster als in Sizilien hauste die Anarchie. Der Staatshaushalt war bisher der Stolz der Bourbonen; wie oft hatten ihre Getreuen höhnisch daran erinnert, daß Piemonts Staatsschuld im jüngsten Jahrzehnt um eine elfmal größere Summe gewachsen war als die Schuld Neapels. Der Diktatur gelang, in wenigen Monaten die gefüllten Kassen auszuleeren, und da der gutherzige General einige lästige indirekte Steuern aufhob, die Zölle durch den schamlosen Schmuggel tatsächlich beseitigt, von allen Abgaben allein noch die Grundsteuern bezahlt wurden, so begann hier eine Zerrüttung der Finanzen, die bis zum heutigen Tage fortwährt. Wieder wie in Sizilien drängten sich tausend gierige Neulinge in die Ämter, wieder fürchteten die Reichen für ihr Eigentum; auch der Klerus murrte, weil Garibaldi einen Teil der Klöster aufhob und mit herausfordernden Reden noch kräftigere Streiche in Aussicht stellte.

Nur eines stand fest in der grenzenlosen Verwirrung: der Diktator wollte die Vereinigung mit Oberitalien auf unbestimmte Zeit vertagen. In der einen Provinz verkündete man die neapolitanische Charte von 1820, in der anderen das Statut von Piemont, in den Abruzzen rotteten sich Banden zusammen zum Schutze des legitimen Königs. Und bald ward den Siegern die lehrreiche Erfahrung, daß auch der elendeste Staat, weil er ein Staat ist, noch einige Kraft besitzt zum Widerstand gegen die Mächte der Revolution. Die Truppen der Bourbonen versammelten sich um Capua und Gaeta, ihre Haltung hob sich ein wenig unter dem Einfluß der tapferen deutschen Königin, des einzigen Mannes an diesem

Hofe. Der poetische Krieg ist zu Ende, meinte Garibaldi traurig; die Lage ward hochbedenklich für sein schlecht gerüstetes Heer.

Zugleich drohte ein neuer Krieg mit Österreich. Cavour, der wie alle seine Landsleute die Wehrkraft der Nation überschätzte, hoffte den ganzen Sommer hindurch auf die „Auferstehung der nationalen Seemacht in der Adria", schrieb an Persano, er solle sich rüsten, die Trikolore auf den Wällen von Malamocco und San Marco aufzupflanzen. Noch weit gefährlicher erschien im Augenblicke die Söldnerschar des Papstes. Wie nun, wenn im Kirchenstaate der lange vorbereitete Aufstand ausbrach, wenn La Moricière und Garibaldi, die Schwarzen und die Roten, im wütenden Kampfe aufeinanderstießen und der Diktator im Rausche des Übermuts sich auf Rom stürzte? Der Führer der roten Hemden sah sich jetzt von der Demokratie aller Länder als Haupt und Held gefeiert, er sah die radikale Partei überall, vornehmlich in Genua, trotzig auf den Markt schreiten, und er trat selber der Regierung so herausfordernd entgegen, daß Cavour im August dem Könige erklärte: er müsse wählen zwischen ihm und Garibaldi, zwischen der Monarchie und der roten Revolution. Der König aber, der eine verwegene Romfahrt nicht ungern gesehen hätte, fand bald sein ruhiges Urteil wieder und befahl dem Minister zu bleiben. Kurz darauf versicherte der Diktator öffentlich, er wolle keine Versöhnung mit dem Verschacherer von Nizza, und forderte von dem König die Entlassung Cavours, für sich aber die Statthalterschaft in Unteritalien auf ein Jahr. Ja, in einem Schreiben an die Sizilianer sprach er kurzweg seine Absicht aus, gegen Rom vorzugehen. —

Wahrlich, es ward hohe Zeit, das Warten aufzugeben. „Wir sind entschlossen", schrieb der Graf am 26. August, „die Bewegung nicht bloß zu unterstützen, sondern sie zu leiten. Sobald die Stunde des Handelns kommt, werden wir nicht minder entschlossen, nicht minder kühn sein als die Bertani, aber mit der Kühnheit werden wir die Umsicht und die Vorsicht verbinden." Er faßte den Plan, mit einem raschen Schlage die Restaurationsarmee La Moricières zu vernichten, dann die Einverleibung des Südens zu vollziehen und also mit der Einheit Italiens zugleich das Ansehen der Krone zu retten. Er selber nannte später diesen kühnen Gedanken den besten Rechtsgrund seines Ruhmes; die Monarchie war verloren, wenn wir nicht rasch am Volturno standen! Am 28. August erschienen Farini und Cialdini zu Chambery vor dem Kaiser; sie stellten ihm vor, daß die legitimistische Armee der Kurie seinen eigenen Thron bedrohe, daß Garibaldi den alten Gegner Napoleons Charras herbeirufen wolle, daß der Zug gegen Venedig zur Notwendigkeit werde, sobald Garibaldi auf Rom ziehe — und was solle denn werden aus aller bürgerlichen Ordnung, wenn nicht die Monarchie der Aktionspartei den Dolch aus der Hand reiße? So umgarnt, in die Enge getrieben, wagte Napo-

leon nicht nein zu sagen; das berufene Faites, mais faites vite, das man ihm damals in den Mund legte, hat er freilich nicht gesprochen.

Ein Anlaß zum Einrücken in das päpstliche Gebiet ließ sich leicht schaffen bei der fieberischen Aufregung der Bevölkerung. Nach geheimer Abrede mit dem Turiner Kabinett[1] erhoben sich am 6. September die Patrioten in Umbrien und den Marken, ihre Abgesandten flehten den König um Hilfe. Fünf Tage darauf brachen die Piemontesen in den Kirchenstaat ein, durch die Kämpfe von Castelfidardo und Ancona wurden die Söldner des Papstes vernichtet, und die Greueltaten, welche dies Glaubensheer noch kurz vor seinem Untergange zu Fossombrone beging, verkündeten laut, von welcher Pest Italien befreit war. Mit Recht nannte der König diese Ansammlung heimatlosen Gesindels im Herzen Italiens „eine neue und seltsame Form fremder Einmischung und die schlimmste von allen". — In überschwenglichen Worten pries Cavour die junge Flotte, die sich durch die Beschießung von Ancona als die würdige Erbin der glorreichen Seemacht von Genua und Pisa bewährt habe. Die alte Waffenlust der Piemontesen war erwacht. Der große Staatsmann wußte, daß Italien des kriegerischen Ruhms bedurfte; nur glänzende Waffentaten konnten dem werdenden Staate nachhaltigen Nationalstolz und eine geachtete Stellung unter den Völkern schaffen. Als Persano nach der Einnahme von Ancona nachts in Turin ankam, wartete der Minister selber auf dem Bahnhof, umarmte freudestrahlend den zweifelhaften Helden, bestürmte ihn mit Fragen, konnte sich nicht satt hören an den Großtaten italienischer Tapferkeit. Am nächsten Morgen beim amtlichen Empfange war Cavours erstes Wort: „Jetzt vor allem anderen — die Belohnungen"; dann ließ er sich von dem Admiral die Namen der Offiziere, die sich hervorgetan, in die Feder diktieren.

Ein Rundschreiben des Grafen, das er selbst „mehr einen Zeitungsartikel als eine Note, mehr für das Publikum als für die Kabinette bestimmt" nannte, rechtfertigte das Wagnis des umbrischen Feldzugs. Der Kaiser, nur halb gewonnen, rief seinen Gesandten aus Turin ab. Die Piemontesen aber umgingen sorgsam das von den Franzosen besetzte Patrimonium Petri, und der Graf griff wieder zu seiner nie versagenden Waffe. Er berief das Parlament und legte am 2. Oktober einen Bericht vor, der kurz und schlagend die Frage des Augenblicks dahin zusammenfaßte: Garibaldi will die Revolution verewigen, wir wollen sie schließen. Die ungeheure Mehrheit der Norditaliener betrachtete längst besorgt das phantastische Treiben der Aktionspartei; das Parlament billigte das Verhalten der Regierung und beschloß, daß die Südprovinzen über die Einverleibung abstimmen sollten. Inzwischen hatte die königliche Armee mit dem Südheer sich vereinigt und die bourbonischen Truppen am Volturno

[1] Dies ergibt sich aus Cavours Briefe vom 31. August bei Persano, Diario privato-politico-militare. Torino 1870. II. 89.

geschlagen. Darauf kam der König selbst in den Süden, „nicht um meinen Willen euch aufzudrängen, sondern um dem eurigen Achtung zu verschaffen". Pallavicino und alle Gemäßigten in Garibaldis Umgebung erkannten jetzt, daß die Rolle des Diktators ausgespielt sei. Und der hochherzige Mann tat, was Cavour vorausgesagt: nach einem Gespräche mit dem Könige zog er heim auf seine Ziegeninsel. Das Volk des Südens beschloß die Vereinigung mit dem Norden, und triumphierend schrieb der Graf am 9. November nach Berlin: „Wir haben nichts zu verbergen, nichts zu verleugnen; wir sind Italien, wir handeln in seinem Namen, aber zugleich sind wir die Ermäßiger der nationalen Bewegung, die Vertreter des monarchischen Prinzips."

Wie schwer die Höfe diese neue Sprache verstanden, das lehrten die Botendienste, die unser Dampfer Lorelei den Bourbonen leistete, und das drohende Verweilen des Admirals Tinan mit der französischen Flotte vor Gaeta. Zuletzt ahnten die Mächte doch, daß der verwegene Revolutionär in Turin der konservativen Sache diente. Gaeta fiel, von den Franzosen preisgegeben; der Satz „Italien gehört den Italienern" ward stillschweigend anerkannt. An den tapferen Männern des Südheeres aber wurden die Sünden der Aktionspartei allzu hart bestraft. Mit der Verachtung des Berufssoldaten sah der piemontesische Offizier auf diese Freischaren herab; Cavour selbst war leidenschaftlich erbittert über die vielen unnützen Gesellen, die Garibaldi in sein Offizierkorps aufgenommen hatte. So wurden denn die Truppen aufgelöst, während man die unerprobten Regimenter Mittelitaliens geschont hatte — aufgelöst hier am Volturno, auf diesem Boden, den sie mit ihrem Blute genetzt. Ein unbegreiflicher Mißgriff inmitten eines schon leise murrenden Volkes. War es nicht schon bedenklich genug, daß bei der Abstimmung 10 600 Neapolitaner nein sagten? Nun kamen die Beamten aus Piemont, um den Schutt, den der Diktator aufgetürmt, hinwegzuräumen. Nun kam der König und mißfiel: an solche schlichte soldatische Derbheit waren die Gaffer von Neapel nicht gewöhnt. Und galt denn das Wort „Neapel sehen und sterben" gar nichts mehr? Mußte die größte Stadt Italiens nicht die Hauptstadt des Reiches werden? — Die seligen Tage, da die helle Freude eines freien Volkes an den Gestaden des Arno jauchzte, wiederholten sich nicht in Großgriechenland. Die Schuld, welche auf jeder, auch auf der gerechtesten Revolution lastet, begann schon sich zu rächen.

Die letzte Feste der Bourbonen war soeben gefallen, als der König am 18. Februar 1861 das erste Parlament des Königreichs Italien eröffnete. Nicht bloß die Gedankenlosen jubelten, auch ernste Männer blickten mit Stolz zurück auf die durchmessene weite Strecke Weges; tausend

Augen suchten die Stelle neben dem Throne, wo der Schöpfer des Staates stand. Die Thronrede sagte: „Unter anderen Umständen war mein Wort kühn. Aber die Weisheit besteht nicht minder im Wagen zur rechten Zeit als im Warten zur rechten Zeit. Ich habe nie gezögert, mein Leben und meine Krone für Italien zu wagen; doch niemand hat das Recht, Dasein und Geschick einer Nation auf das Spiel zu setzen." Das goldene Zeitalter der Revolution war zu Ende, ein harter prosaischer Werkeltag brach an, der aus diesen Trümmerstücken verkommener Staaten eine Nation schaffen sollte. „Italien ist auferstanden", klagte Azeglio, „die Italiener sind es nicht".

Und hier erkennen wir die Grenzen von Cavours Begabung; hier stehen wir vor der demütigenden Einsicht, wie unermeßlich groß die Idee des Staates ist und wie klein selbst die gewaltigste Manneskraft neben der tiefsinnigen Vielseitigkeit des Gemeinwesens. Soweit die Erinnerung der Geschichte reicht, hat vielleicht nur der einzige Julius Cäsar alle Zweige des Staatslebens zugleich mit schöpferischer Kraft umfaßt[1]. Selbst Friedrich, der als Diplomat und Feldherr bis an die Grenzen des Menschlichen sich erhob, der Rechtspflege, der Bewegung des Gedankens neue Bahnen brach, hat in der Staatsverwaltung — obschon im einzelnen mannigfach bessernd und mildernd — doch nur das System seines Vaters aufrechterhalten, das auf vier Augen stand und dicht hinter den beiden Meistern zusammenbrach. Desgleichen Stein, ein unvergleichlich schöpferischer Kopf in der Verwaltung, wußte für die Verfassung Deutschlands nur in raschem Wechsel unmögliche Pläne zu entwerfen. So war auch Cavour genial nur als Diplomat, als parlamentarischer Führer und als Volkswirt; im Finanzwesen gedankenreich, aber leichtsinnig; über die folgenschwere Frage der Verwaltungsorganisation sprang er mit einigen guten Einfällen hinweg, und an die Heilung der schweren sittlichen Leiden seines Volkes dachte er nicht mit dem heiligen Ernst, der dem Staatsmanne geziemt.

Das Zusammentreffen der deutschen und der italienischen Revolution wird dereinst eine der fruchtbarsten Parallelen der Geschichtsphilosophie bilden, und vornehmlich dieser Gegensatz wird den Nachlebenden zu denken geben: wie überlegen die Italiener auftraten in der Massenbewegung, wie überlegen die Deutschen in der geordneten politischen Aktion. Dort eine Nation von Verschwörern, hier ein Volk, welches der Ordnung, der Leitung von oben bedarf, um seine schwere Kraft zu bewähren. Sehr klein

[1] Ich lasse diese harmlosen Sätze, die lediglich eine unbestreitbare, hundertmal in der Geschichte wiederkehrende Tatsache konstatieren, unverändert wieder abdrucken, obgleich Karl Lammers (Deutschland nach dem Kriege S. 8) sie der politischen Mystik zeiht. Wer wie dieser treffliche Volkswirt „den Staat auf gleiche Linie mit anderen Versicherungsanstalten setzt", dem muß allerdings der geistige Gehalt des Gemeinwesens, der res publica der Alten, ein unfaßbares Geheimnis bleiben.

erscheint die untätige Haltung der Hannoveraner, der Sachsen, der Schleswig-Holsteiner während des Deutschen Krieges gegenüber dem patriotischen Mute, der nach dem Frieden von Villafranca die Toskaner beseelte. Aber wie schrumpfen die immerhin ehrenwerten Taten des italienischen Heeres zusammen neben dem Kriegsruhm der Preußen! Und wieder nach dem Siege trat die ganze Überlegenheit nordisch-protestantischer Bildung und Arbeitskraft hervor: so tief die Sachsen von 1866 unter den Toskanern von 1859 standen, so hoch stand der erste norddeutsche Reichstag über dem ersten italienischen Parlamente.

Und wahrlich, die Aufgabe dieses Parlamentes war fast unlösbar schwer. Hier galt es nicht, wie in Deutschland, kleine Nebenlande einem mächtigen, festgefügten Staate anzugliedern, sie zu erfüllen mit dem Geiste des Kernlandes; hier galt es aus losem Gerüll einen neuen Staat zu schaffen. Wohl versuchte Cavour den Schein einer historischen Kontinuität, einer piemontesischen Staatsüberlieferung aufrechtzuerhalten. Der König nannte sich, zum Ärger der Radikalen, Viktor Emanuel der Zweite, und im Senate überwog der piemontesische Stamm. Aber in einem Abgeordnetenhause, das unter 443 Abgeordneten nur 83 Vertreter der alten Provinzen zählte, erfüllte sich ganz von selber das törichte Verlangen der Aktionspartei: Piemont muß verschwinden! Wie berauschend klang das Wort begeisterter Piemontesen: „Wir wollen handeln gleich unserem Pietro Micca, der sich selber in die Luft sprengte, um das Vaterland zu retten!" — und wie schmerzlich sollte die Nation, da der Rausch verflog, erfahren, was es heißt, einen Staat auf das Nichts zu gründen. Der verwegene Minister hatte keck ein Anlehen von der Zukunft gefordert, aus sieben Mittelstaaten einen Einheitsstaat zusammengeschweißt, während dies Unternehmen doch die bereits entwickelte Macht eines Großstaates voraussetzte. Nun das Wagnis über Nacht gelungen war, fehlten überall die wirtschaftlichen und die geistigen Kräfte.

Das schwere Werk der Organisation erforderte die genaue Sachkunde von Fachmännern, von Spezialitäten. Es liegt aber tief in den schönsten Charakterzügen dieses halbantiken Volkes begründet, daß Fachmänner dort seltener gedeihen als im Norden. Der Italiener ist nicht ein Schneider, ein Schuster; er macht, er spielt den Schneider, fà il sartore, wie seine Sprache bedeutsam sagt, er verkrüppelt fast nie unter dem Geschmäckchen seines Berufes, bleibt ein schöner, stattlicher Mensch, aber er gibt sich auch seinem Amte selten so mit ganzer Seele hin wie der Nordländer. Und wie sollten gar politische Fachmänner sich bilden unter dem Regiment der Erzherzoge? Wacker hatten die Signoren Norditaliens ihren Mann gestanden als Verschwörer und als Soldaten; in den nüchternen Geschäften des Parlamentes, sobald man statistische Tabellen lesen, über den Geschäftskreis der sindaci ein Urteil fällen sollte, zeigten sich die meisten als Dilettanten, der Arbeit ungewohnt, sehr geneigt, nach Franzosenart mit

einem Witzwort, einem concettino, über ernste Dinge hinwegzuhüpfen. „Die auswärtige Politik ist der wahre Angelpunkt des Lebens der Völker" — so lautet ein in vielen italienischen Schriften wiederkehrender Gedanke, der die nationale Meinung ausspricht. Lediglich diese „große Politik", das zugleich schwierigste und der Phrase zugänglichste Gebiet der Staatskunst, schien vornehmer Männer würdig. Nur einzelne Staatsmänner saßen im Hause, diese wenigen waren schier durchweg Piemontesen und darum schon den Vertretern des Südens verdächtig. Der Graf sah sich gezwungen, in das erste italienische Kabinett fast allein Nichtpiemontesen aufzunehmen, und seine Wahl fiel nicht durchgängig auf würdige Männer.

Zudem lag noch der Rausch des Sieges über den Köpfen. Wer fragte nach der Prosa der Verwaltung, solange Venedig, Rom und Welschtirol noch den Fremden gehorchten? Warum sollte des Grafen glückhafte Hand die Trikolore nicht bis auf den Kamm des Brenners tragen? War doch in Trient und Roveredo die italienische Gesinnung unzweifelhaft; auch um Bolzano und Merano (wie die Italianissimi unsere ehrlichen deutschen Städte nennen) hatte die Faulheit der Deutschen und der Welschen sparsamer Fleiß der Eroberung emsig vorgearbeitet. Cavour erlag schier der Sorge, wie er diese glühenden Begierden der Nation zügeln und dem kaum geborenen Staate die Anerkennung der großen Mächte erwerben sollte. „Die Zeit", schrieb er warnend, „ist der mächtige Bundesgenosse der Vernunft und des Fortschritts. Laßt uns nicht die Zukunft gefährden, indem wir allzu eilfertig das Ziel zu erreichen suchen, zu dem uns die eigene unwiderstehliche Kraft unserer Grundsätze unfehlbar führen muß!" Von solchen Leidenschaften umringt, wollte der Graf um alles nicht die treue Mehrheit im Parlamente zerspalten. Auch die Wahlen bekundeten das Leiden des neuen Staates, die Krankheit der Illusionen. „Wir haben ja Cavour", sagte man fröhlich, wählte unbedacht jeden, der in den jüngsten Monaten patriotische Hingebung gezeigt: und aus den Urnen ging eine Schar hervor, angetan mit der Livree Cavours — wenn man den Bildern der radikalen Witzblätter glauben durfte. Nur Einzelne aus Piemont, mehrere aus dem Süden hielten die rote Farbe. Um diese ergebene und doch bunt gemischte, leicht zu mißleitende Mehrheit, die Stütze seiner auswärtigen Politik, nicht zu verlieren, beging Cavour in den inneren Fragen einen folgenschweren Fehler.

In keinem Staate schien das Problem der Selbstverwaltung so leicht wie hier zu lösen. Das Königreich zählte nur 7720 Gemeinden, jede im Durchschnitt von 2821 Köpfen bewohnt. Da Italien einen Gegensatz von Stadt und Land kaum kennt und noch von den Römerzeiten her gewohnt ist, kleine Ortschaften mit benachbarten Städten zu vereinigen, so konnte es nicht schwer fallen, die ganz unbedeutenden Gemeinden, welche zumeist in den geduldigen Provinzen des Nordens lagen, zusam-

menzuschlagen und dergestalt etwa 6000 lebenskräftige Kommunen zu schaffen — ein glänzendes Gegenbild zu den 40 000 ohnmächtigen Gemeinden der Franzosen. War doch der alte Munizipalstolz nirgends ganz erstorben. Ebenso einfach schien der Gedanke, das Reich in etwa acht Regionen zu zerlegen. Mit vollem Rechte nannten die Mailänder die Hauptstadt der Lombardei ein subcentro; auch Toskana, Ligurien, die Emilia bildeten natürliche Einheiten, durch große Erinnerungen und bedeutende wirtschaftliche Interessen verbunden, von je einer mächtigen Stadt überherrscht; sie vermochten sehr wohl eine gesunde landschaftliche Eigenart zu behaupten. Von den Regierungsbezirken, den Provinzen, ließ sich eine selbständige Lebenskraft nicht erwarten. Wohl war die Provinz in dem größten Teile des Reiches ein althistorischer Körper, der erweiterte Stadtbezirk; aber offenbar bedeuteten die acht Provinzen Piemonts und der Insel in dem alten Königreich Sardinien etwas anderes, als die 59 neuen Provinzen in dem Königreich Italien bedeuten konnten. Zu klein, um gegen die Bureaukratie der Reichshauptstadt einen Willen zu behaupten, zu groß, um den Einwohnern ein festes nachbarliches Zusammenhalten zu gestatten, blieb die Provinz ein rein bureaukratischer Verwaltungsbezirk — gleich dem französischen Departement, dem ihr Umfang nahekam — wie geschaffen für das Vaterauge eines Präfekten; und wirklich stand in Norditalien schon ein Präfekt an ihrer Spitze, darunter ein Geschwader von Unterpräfekten, zumeist träges, unbrauchbares Volk. Sollte der abschüssige Weg französischer Zentralisation vermieden werden, so bedurfte man der Regionen, welche, gleich den preußischen Provinzen mehrere Regierungsbezirke umfassend, an Vermögen und geistigen Kräften genug besaßen, um dem Staatsbeamtentum einen Teil der Verwaltungsgeschäfte abzunehmen.

Doch leider fehlte dem Volke noch gänzlich der geduldige politische Arbeitsmut, welcher allein eine ernste Selbstverwaltung tragen kann. Die Nation war von alters her gewohnt, die Staatsgewalt als einen Feind zu betrachten; nicht mit einem Schlage konnte sie den Entschluß finden, selbsttätig bei den Geschäften des befreiten Staates Hand anzulegen. Die gesamte Gedankenarbeit des jüngsten Jahrzehnts war auf die Unabhängigkeit Italiens gerichtet; über Verwaltungsfragen hatte niemand nachgedacht. Was jetzt darüber geschrieben ward, offenbarte nur klägliche Unkenntnis, sklavische Abhängigkeit von französischen Ideen. „Nehmen wir den Hut ab", rief La Farina begeistert, „vor dem Präfektensysteme des Ersten Konsuls, das so vielen und furchtbaren Stürmen widerstanden hat." Ihm fiel nicht ein, den Spieß umzukehren und zu fragen, ob nicht gerade in dieser unwandelbaren despotischen Verwaltungsordnung der letzte Grund der Unfreiheit Frankreichs zu suchen sei.

Allerdings versteckten sich hinter dem Verlangen nach Dezentralisation gefährliche partikularistische Pläne. Der törichte Wunsch, den alten

Kleinstaaten ihre gewohnten Steuern zu erhalten, war weit verbreitet unter den Regionalisten. Toskana vornehmlich, das Hannover des Königreichs Italien, verwöhnt durch die Schonung, die der Staat seinem Liebling erwies, stolz auf eine nicht unbrauchbare Gesetzgebung, wollte von seiner Autonomie wenig aufgeben, wollte als die Lehrerin der Piemontesen in das Gemeinwesen eintreten. Auch bureaukratische Herrschsucht trieb ihr frivoles Spiel mit dem Plane der Regionen. Das despotisch geschulte sechsfache Beamtenheer, das zu den piemontesischen Beamten hinzutrat, verstand den Gedanken der Dezentralisation nach der Weise des Bonapartismus dahin, daß die Bureaukratie, unbelästigt von dem Minister, in den Regionen nach Gutdünken ihr Wesen führen solle. Wieviel bequemer schien es doch, sechs oberste Verwaltungshöfe wie bisher beizubehalten, statt sich einem Staatsrate, einem strengen gemeinen Verwaltungsrechte zu unterwerfen! — Trotz alledem, wenn ein Cavour seine ganze Kraft für das Regionalsystem Farinis einsetzte, so mußte der gesunde Kern des Gedankens durch alle Trübungen und Fälschungen hindurch gerettet werden. Im Sommer 1860, als Farini den Plan einer Kommission unterbreitete, schien noch jedermann einig. Aber bald rächte sich, daß Piemont im letzten Jahrzehnt für die Reform seiner eigenen Verwaltung nur wenig getan hatte. Sobald man in die Einzelheiten einging, schien nichts mehr brauchbar von der alten Ordnung, man stand vor der Notwendigkeit eines Neubaues. Hundert Pläne und Zweifel erwachten, auch subalterne Bedenken: waren nicht Umbrien und die Marken zu klein für eine Region?

Mitten hinein in diese schwankende Stimmung fiel nun die unheilvolle Eroberung des Südens. Noch war Gaeta nicht erobert, und die Neapolitaner murrten schon, weil sie arbeiten, Steuern zahlen, im Heere dienen sollten. Alles eiferte wider die piemontesischen Beamten, deren ernster Ordnungssinn doch ein Segen war für die Unzucht des Südens, und bald begannen die Briganten in den Abruzzen ihr Blutwerk im Namen des legitimen Königs. Ein Statthalter nach dem andern ging hinüber, das Chaos zu ordnen — noch bei Cavours Lebzeiten drei: Farini, der Prinz von Carignan, Graf Ponza di San Martino — und alle kehrten heim, vernutzt, mit Schimpf beladen, weil sie die Meisterlosen nicht bemeistern konnten. War es ratsam, dies unbotmäßige Land unabhängig hinzustellen? die Insel Sizilien durch eine selbständige Verwaltung in ihrem Sonderleben noch zu bestärken? Nur eine durchgreifende Zentralgewalt schien imstande, solchen Mächten des Unfriedens die Stirn zu bieten. Niemand forderte lauter die stramme Zentralisation als die tapferen Emigranten des Bourbonenstaates. Um Gottes willen, schließet diese Regierungskloaken von Neapel und Palermo, schrieb La Farina. Dem Wackeren graute vor dem Gedanken, daß das alte System zurückkehren könne; die blutigen Gespenster der Restauration von 1799 schritten durch

seine Träume. Gleich ihm dachte Poerio, der Dulder aus Neapel, und auf die Stimmen dieser Eingeborenen legte die Regierung, befangen in einem fast unvermeidlichen Irrtum, allzuviel Gewicht. Und dazu das allgemeine stürmische Verlangen nach der Hauptstadt Rom, das den Plänen der Zentralisten zugute kam. Hatte man bisher den zentralisierenden Eifer der Piemontesen gefürchtet, so schlug man jetzt die Gefahr des Föderalismus, des Zerfalles höher an, zumal da auch in Norditalien der alte Stammeshaß sich wieder häßlich regte. Selbst Ricasoli, der stolze Toskaner, begann irr zu werden an seinem Ideale. Der Gedanke der Regionalisten wurde allmählich ausgebeint; in den neuen Entwürfen, welche Minghetti dem Parlamente vorlegte, erschienen die Regionen schon nur als ein Übergangszustand — und doch bedurfte Italien einer dauernden Ordnung.

Der Graf, vertieft in seine auswärtigen Pläne, erkannte nicht die ungeheure Bedeutung der Frage. Er wünschte die Regionen, mochte jedoch um ihretwillen nicht die Kabinettsfrage stellen, nicht die Zentralisten der Mehrheit verletzen. Er ließ diese schweren Dinge gehen und — starb darüber. So geschah es, daß ein Parlament, welches die Selbstverwaltung ehrlich wollte, zuletzt das Gegenteil des Gewollten beschloß. In der Nation herrschte der französische Liberalismus vor, welcher die Freiheit allein in der Erweiterung des Stimmrechtes suchte. Die bureaukratische Trägheit gab endlich den Ausschlag: das Präfektensystem, das unter dem Ministerium Rattazzi in der Lombardei und in Piemont neu geordnet und seitdem von allen freien Köpfen verwünscht worden, erstreckte sich bald nach Cavours Tode über das ganze Königreich. Also entstand eine Verwaltung, welche alle Mängel der französischen Bureaukratie in sich vereinigte — doch nicht ihre Vorzüge: Schlagkraft und Pünktlichkeit. Der Präfekt hatte nicht wie in Frankreich die gesamte Verwaltung unter sich, er war nur ein Organ des Ministeriums des Innern, stand in ewigem Kampfe mit den Mittelstellen der anderen Departements.

Wieder liefen die Stellenjäger Sturm auf die neuen Ämter; wohlbestallte Agenten vermittelten den Schacher. Ein Heer von Beamten mit unklarer Kompetenz regierte und regierte, gefährlicher durch Unfleiß und Unordnung als durch den mehrfach hervortretenden Schmutz der Korruption. Alle Bürgermeister ernannte der König. Wollte die entlegenste Gemeinde auf Sizilien eine Verordnung über die Abfuhr des Straßenschmutzes erlassen, so mußte zuvor der Staatsrat ein Gutachten, der König seine Genehmigung erteilen. Die Freiheit der Regierten, ihr Anteil an den Staatsgeschäften bestand in dem Rechte, von Zeit zu Zeit einen Zettel in die Wahlurne zu werfen. Bald murrte der kleine Mann in der Lombardei, gewöhnt an die despotische, doch geordnete Verwaltung der Österreicher: wenn morgen der Tedesco wiederkäme, so würden wir ihm die Stiefeln küssen! — und nur sieben Jahre nach dem Falle des Regionalsystems mußte das Parlament abermals über die Reform der Verwaltung be-

raten. Uns Deutschen ist heilsam, aus diesen traurigen Wirren zu lernen, daß allein die Selbständigkeit starker Provinzen den nationalen Einheitsstaat bei frischer Gesundheit zu erhalten vermag; desgleichen zu lernen, welcher tätigen Wachsamkeit ein Volk bedarf, um sich zu schützen vor der Alleinherrschaft der Bureaukratie, die in allen Lebensgewohnheiten der modernen Gesellschaft eine gewaltige Stütze findet. Gewiß sind die Gebrechen der alten preußischen Verwaltung mit den Sünden der italienischen nicht zu vergleichen; aber unser Volk stellt auch strengere Anforderungen an seine Beamten, und nur durch den Ausbau des Systemes unserer Selbstverwaltung wird es uns gelingen, Staatseinheit und Volksfreiheit auf die Dauer zu versöhnen.

Und so viele andere Wunden, die der Despotismus geschlagen, bedurften noch der Heilung! Man zählte 18 Universitäten und über 14 Millionen analfabetti (natürlich, daß die Sprache für diese gewaltige Masse von „Nicht-ABC-Schützen" auch einen geläufigen Namen besaß). Deutlicher läßt sich die einseitige, den technischen Berufen entfremdete Bildung der höheren, die Verwahrlosung der niederen Stände nicht schildern. Wohl war der analfabetto von der Wahlurne ausgeschlossen (denn in Sachen des Wahlrechts blieb Cavour ein fester Altliberaler, er ließ das allgemeine Stimmrecht nur für außerordentliche Fälle der Staatsumwälzung gelten); aber schon die Unterschrift des Namens galt als Beweis der Gelehrsamkeit. Immerhin blieb es ein Ehrenzeugnis für den gesunden natürlichen Verstand der Nation, daß eine so wenig gebildete Wählerschaft so viel Mäßigung gezeigt hatte. Wie herrlich war doch trotz aller Kümmernisse dies Erwachen eines großen Volkes! Wie viele längst verschüttete Quellen des Gemeinsinnes begannen zu springen, nun das Leben wieder einen Wert besaß! Wie eifrig sorgten die großen Kommunen, nach Mailands Vorgang, für ihre Schulen! Selbst die Hoffnung auf den Süden war nicht aufgegeben, gerade weil die unglücklichen Länder so verwüstet dalagen, so ganz unfähig, auf eigenen Füßen zu stehen. Man hatte Aufstände zu befürchten und den grausamen Brigantenkrieg zu führen, doch wohl oder übel, der Süden mußte sich der überlegenen Gesittung fügen. Hier drohte nicht die düstere Gefahr, welche vier Jahre lang über dem Süden Deutschlands hing und schließlich nur durch den Segen eines heiligen Kriegs, einer lauteren Volkserhebung beseitigt wurde: die Gefahr, daß ein Teil der Nation, befriedigt in einem behaglichen, selbstgefälligen und doch tief unsittlichen Sonderleben, seine tausendjährige Verbindung mit dem großen Vaterlande allmählich aus barer Faulheit auflöse. —

Doch der Weg zur Einheit führt überall nur durch herbe Enttäuschungen. Man kannte einander wenig, und als die Nation ein Bewußtsein ihrer Kräfte erhielt, da zeigten sich die sozialen Verhältnisse nicht günstig. Es gab der Signoren, der großen Kaufherren und der kleinen Pächter viele, aber der eigentliche Mittelstand, die Grundlage des mo-

dernen Volkswohlstandes, war nicht zahlreich, und welche Hemmnisse stellte nicht schon das Klima Süditaliens der Industrie der Fabriken entgegen! Der plötzliche Übergang aus dem Prohibitivsystem zu der Handelsfreiheit Piemonts erweckte laute Entrüstung unter den Schutzzöllnern von Neapel, verwirrte viele Vermögen. Die Vorarbeiten begannen für einen Lieblingsplan der Jugend Cavours, für den Bau der Eisenbahnen bis an die Ferse des Stiefels, bis Brindisi. Man betrieb rasch das Werk der Einigung in allem Nötigen — so im Münzwesen, in den Verkehrsanstalten — und wohl auch im Unnötigen. Das ließ die schnellfertige Logik der Romanen sich nicht nehmen, daß fünf bürgerliche Gesetzbücher in einem Staate ein Unding seien; sogleich trat eine Kommission zusammen, über einen neuen Kodex zu beraten.

Ein unschätzbares Band der Einheit blieb das Heer. Cavour fühlte dies lebhaft; er berief den fähigsten Soldaten Italiens, General Fanti, in das Kriegsministerium und stand seitdem mit dem alten Freunde La Marmora auf gespanntem Fuße. Wohl war die militärische Tüchtigkeit der Truppen arg gesunken, seit man, töricht genug, auch die Regimenter der Bourbonen aufgelöst und überall neue Kaders zu bilden hatte. Kein Wunder, daß die tapferen Österreicher fünf Jahre darauf als Sieger den welschen Boden verließen. Aber in dem Heere lernten die Barbaren aus den Abruzzen die Elemente menschlicher Gesittung, das verweichlichte Stadtvolk Zucht und Pünktlichkeit, der dumme Haß der Landschaften schliff sich ab, und vor allem, das köstliche Gut einer gemeinsamen Umgangssprache ward auch dem gemeinen Soldaten zuteil. Aus den Parlamentsberichten und Korrespondenzen der Italiener mögen die bequemen Philister in Nassau und Frankfurt, die über das fremde preußische Wesen jammern, zu ihrer Tröstung lernen, wie leicht und behaglich sich bei uns der Übergang in die neuen Zustände vollzieht. Welche Sorgen regten sich den Turiner Staatsmännern bei platt alltäglichen Dingen; welche Bedenken, wenn man Gendarmen in eine verkommene Provinz senden mußte, und den heimischen war nicht zu trauen, die auswärtigen verstanden nicht den Dialekt des Landes.

Und wie verächtlich erscheint das Murren der reichen schleswig-holsteinischen Steuerzahler, wenn wir vergleichen, was den Italienern ihre Freiheit kostete! Auch der Deutsche Krieg hat, wie jeder Krieg, massenhafte Kapitalien zerstört, doch die vorübergehende Verlegenheit der norddeutschen Finanzen war ein Kinderspiel neben dem Jammer, der in Italien sich auftat. Auf diesem Gebiete wurde der Mangel an Fachmännern am härtesten fühlbar. Jedermann hing noch an dem Wahne — dem auch wir Deutschen vor dem Kriege huldigten —, daß die Kleinstaaterei kostspielig sei. 573 Millionen im Jahre verschlang der siebenfache Despotismus; mußte nicht die Nation jetzt große Summen ersparen, da vier Höfe hinwegfielen und der Vorschlag, die entthronten Fürsten zu entschädigen, in dem erbitter-

ten Volke kaum geäußert werden durfte? Wunderbar günstig lauteten die Berichte der hohen Beamten aus Mittelitalien; der Abgeordnete Galeotti rief noch in der zweiten Auflage seines Buches über das erste italienische Parlament glückselig aus: „Niemals hat eine Nation sich wohlfeiler konstituiert." Auch der tüchtigste Volkswirt des Hauses, der Venetianer Pasini, ein alter tapferer Genosse Manins, teilte den allgemeinen Irrtum.

Sobald man die sieben Budgets in eines verschmolz, ergab sich zuvörderst, daß kleine Staaten, weil sie nichts leisten, wohlfeil regieren; von den Forderungen, welche das unentbehrliche Militärbudget eines Großstaates stellte, ließ sich das Stilleben von Parma und Toskana nichts träumen. Und was hatte nicht die Schwäche der provisorischen Regierungen zusammengesündigt! Da waren verhaßte Steuern abgeschafft, kostspielige Eisenbahnen und Unterrichtsanstalten, auch viele Schulden der Provinzen dem Staate überwiesen, dagegen Domänen und Renten des Staates an die Gemeinden abgetreten, die Ausgaben ins unendliche gesteigert, um jeden begehrlichen Wunsch der Gesellschaft zu befriedigen. Dazu diese Scharen von Beamten; die höheren Stellen mäßig, die niederen hoch besoldet, da Italien eine abgesonderte Karriere der Subalternen nicht kannte. Hunderte glücklicher Stellenjäger mußten mit Ruhegehalt entlassen und leider sofort ersetzt werden, weil das siegreiche Beamtentum in den provisorischen Regierungen dafür gesorgt hatte, daß man die neuen Amtsstellen nicht aufheben durfte. Der geheime Staatshaushalt des Despotismus ließ die Provinzen ohne Kenntnis von der Schwere der eigenen Belastung; daher rief jetzt alles nach Steuerausgleichung, jede Provinz hielt sich für überbürdet — bis sich zuletzt fand, daß nicht Piemont, wie man geglaubt, sondern die Lombardei bisher die höchsten Steuern gezahlt hatte. Auch das Parlament zeigte geringe Neigung, die Budgets ernsthaft zu prüfen, noch geringere zur Steuerbewilligung. Cavour trat freilich solchen Torheiten mutvoll entgegen: eine mathematisch genaue Ausgleichung der Steuerlast sei unmöglich, auch solle man als den obersten Grundsatz der neuen Finanzpolitik betrachten das Kernwort: „Es ist nötig zu zahlen und viel zu zahlen." Er warnte dringend vor leichtfertigem Schuldenwesen; doch bedrückt durch die Arbeitslast seiner diplomatischen Geschäfte, ahnte auch er nichts von der schrecklichen Zerrüttung des Haushalts. Im April mußte der Finanzminister bereits vorschlagen, in das neue Große Buch des Königreichs sogleich wieder eine Anleihe von 500 Millionen einzuschreiben, und Pasini verlangte jetzt neue Steuern als ein Band der Staatseinheit. Erst nach Cavours Tode kam die volle Wahrheit an den Tag: das Reich hatte 3 Milliarden Schulden und für das Jahr 1861 ein Defizit von 500 Millionen.

Unter solchen Sorgen verstummte bald das noch in dem glücklichen Parlamente von 1860 oft gehörte Pathos allgemeiner Beredsamkeit,

wozu den Italiener die Melodie seiner Sprache so leicht verführt. — Cavour empfand schmerzlich, daß der Hof ihm keinen Rückhalt bot. In den Tagen des Friedens begannen die wüsten und rohen Neigungen, die in der Seele des Königs lagen, sich wieder behaglich auszurecken — ein böses Unglück für ein Herrscherhaus, das die Achtung seines Volkes erst erwerben sollte. Der Graf schonte behutsam die zweifelhaften Freunde, half dem behenden Rattazzi in den Präsidentenstuhl. Er bedurfte der Genossen, denn die Aktionspartei verfolgte mit begreiflicher Wut den Mann, der ihr das Messer aus der Hand gerungen. Schändliche Lügen traten mit höchster Sicherheit auf: bald sollte Sizilien, bald Sardinien und Ligurien an Frankreich verkauft sein. Schändliche Lügen, sage ich; denn hätte Garibaldi wirklich, wie seine Freunde behaupteten, die Beweise für diesen Handel in Händen gehabt, so wären sie sicher längst veröffentlicht. Wie? Diese Aktionspartei, welche heute dem Herausgeber der Briefe La Farinas jede Mitteilung verweigert, damit die Welt nicht erinnert werde an den alten Bund der Radikalen und der Gemäßigten — sie sollte aus Zartgefühl Papiere zurückhalten, die dem Ansehen der Konstitutionellen den Todesstoß geben könnten?

Täglich schroffer schieden sich die Parteien: die Piemontesen und die in Turin geschulten Flüchtlinge auf der einen, die in der Fieberluft des Despotismus herangewachsene radikale Jugend auf der anderen Seite. Schon wagte man im Parlamente den Antrag, den Hinterlassenen eines Meuchelmörders, der sich einst an dem Bourbonenkönig vergriffen hatte, sollte eine Nationalbelohnung gewährt werden. Und diesen unheimlichen Leidenschaften stand doch eine wahrhaft konservative Partei nicht gegenüber, denn auch Cavours Freunde fühlten, die Einheitsbewegung sei noch nicht am Ziele. — Die Radikalen verlangten „das Recht der Initiative" für die Revolution; traurige Gesellen, die vor drei Jahren noch die Einheit Italiens als einen Narrentraum verlacht, ziehen jetzt den Grafen der Feigheit, weil er einen Freischarenzug gegen Venedig und Rom nicht dulden wollte. Er selber hatte noch vor neun Monaten auf einen venetianischen Feldzug für dieses Frühjahr gehofft; wie jetzt die Dinge standen, inmitten der Wirren der Organisation des neuen Staates, lag die Notwendigkeit ruhiger Sammlung auf der Hand. Was der Graf im vergangenen Sommer dem König erklärt hatte, das wiederholte er nun im April vor dem Hause: man müsse wählen zwischen der Kriegslust der Aktionspartei und seiner Politik, die nur im Einverständnis mit den großen Mächten in Venedig einziehen wolle.

Welch ein erschütternder Auftritt, als jetzt Garibaldi und Cavour noch einmal aufeinanderstießen — die beiden Männer, „die darum Feinde sind, weil die Natur nicht einen Mann aus beiden bilden konnte". Wieder kam der Nizzarde auf sein altes Herzeleid, auf die preisgegebene Heimat zurück. Tief ergriffen erwiderte Cavour: „Wenn es über die Kraft des

Generals geht, mir zu verzeihen, so fühle ich, daß ich ihm keinen Vorwurf machen kann." Garibaldi wies die dargebotene Hand zurück, der Preis der Großmut blieb diesmal dem Grafen; denn in verwickelten politischen Kämpfen ist der echte Edelsinn nur dem erreichbar, der die Größe des Kopfes mit der Größe des Herzens verbindet. Zwei Tage darauf, am 20. April, maßen sich die Parteien: 194 gegen 79 Stimmen genehmigten die Tagesordnung Ricasolis, welche „der Regierung allein" das Recht vorbehielt, für die Verteidigung des Vaterlandes zu sorgen.

Der Versuch, die Revolution ins unendliche fortzusetzen, war abgeschlagen. Und doch lag dem Kriegsgeschrei der Aktionspartei ein richtiges Gefühl zugrunde: der junge Staat blieb mehr ein Anspruch, ein Wunsch, als eine lebendige Macht, solange die Kanonen der Österreicher noch vom Mincio herüberdrohten und der Kirchenstaat in einer unmöglichen Stellung verharrte. Das Verlangen nach Rom ging lärmend, betörend, jeden anderen Gedanken erstickend durch die Nation. Wie sollte eine Regierung, die ihr Dasein selber der Revolution verdankte, die letzte und höchste Idee dieser Revolution bekämpfen? Der römischen Frage galt Cavours letzte Arbeit, und gerade hier, wo er vielfach irrte, trat die Erhabenheit seines Geistes mächtiger denn je hervor.

Rom unsere Hauptstadt! — das war seit vierzig Jahren der Schlachtruf aller radikalen Sekten. Die zentrale Lage, der welthistorische Name der Stadt verleitete selbst den ersten Napoleon zu der Meinung, hier sei Italiens natürliche Hauptstadt; um wie viel weniger konnte die urteilslose Masse der Geschichte scharf ins Gesicht blicken und daraus ablesen, daß Rom seit Cäsars Tagen nicht mehr die Hauptstadt eines Volkes, sondern eine Weltstadt, der Mittelpunkt einer Weltmacht war. Dem politischen Radikalismus gesellte sich der religiöse. An hundert Straßenecken prangte das VV i Franmasoni, von plumper Faust gemalt; die Freimaurer, die Schwärmer, die Atheisten triumphierten, die Uhr des europäischen Dalai-Lama sei endlich abgelaufen. Der Gedanke, den Papst wieder zum Bischof von Rom zu machen — ein Einfall ebenso ausführbar und ebenso tiefsinnig wie die Hoffnung, den König von Preußen wieder in einen Grafen von Zollern zu verwandeln —, erschien den Schwarmgeistern schon halb verwirklicht. Solches Geschrei erfüllte den Markt und fand doch in Wahrheit wenig Anklang in dem Herzen der Nation. Dies Volk, das noch nach der Weise des Boccaccio über die Klösterlinge spottete und zischelte, das seinen bösesten Räuber den Mönchteufel, Fra Diavolo, nannte und oft den alten Kehrreim wiederholte: „Drei sind Italiens Unheilsmächte: die Pest, die Mönche und Habsburgs Knechte" — dies Volk blieb trotz alledem oder vielmehr eben des-

halb katholisch. Nicht einen Priester hatten die aufgeregten Massen der Romagna während der letzten Wirren erschlagen. Wohl war die Weltmacht am Tiber mit seltenen Unterbrechungen der finstere Fronvogt der Fremdherrschaft gewesen — seit jenem 6. Mai 1527, da die Söldner Karls V. die Ewige Stadt erstürmten; den sacco di Roma kannte jedermann aus zahllosen volkstümlichen Darstellungen und beweinte ihn als den Todestag des italienischen Glücks. Aber alle politischen Sünden der Päpste hatten nicht vermocht, das religiöse Band zwischen der Kurie und diesem Volke zu zerreißen: Italien und das Papsttum gehörten zusammen. Ein Problem, das also alle Höhen und Tiefen des nationalen Lebens berührte, verlangte langsam schonende Prüfung.

Ein Unglück, daß die fieberische Stimmung der Nation die Frist dazu nicht gewährte: der Süden weigerte sich, der Hauptstadt Turin zu gehorchen. Ohne Zweifel war Turin, zum mindesten für die ersten Erziehungsjahre des jungen Staates, die einzig brauchbare Hauptstadt, wenn man nicht tollkühn einen neuen Sprung ins Finstere wagen wollte. Hier stand der Thron inmitten eines tapferen, treuen Volkes, hier lagen alle politischen und militärischen Traditionen des Königshauses. Der guten Stadt kam auch kein ernster Zweifel an ihrer großen Zukunft: schwunghaft war die Baulust und die Einwanderung. Der König selbst, ein rechtes Turiner Kind, ließ sich in seinem Schlosse ein prachtvolles Treppenhaus errichten, „damit" — wie die Inschrift sagt — „der Zugang zu der Stelle, von wo Italiens Einheit auszog, heiterer werde". Aber nimmermehr wollte Neapel den gehaßten Piemontesen den Vorrang lassen; auch in Mailand regte sich die alte Eifersucht wie vor zwölf Jahren. Nur vor der Ewigen Stadt trat jede andere bescheiden zurück. Ernste Gründe sprachen gegen Turin: vornehmlich die seit der Abtretung Savoyens schwer gefährdete Lage der Stadt und ihr prosaischer, nur halb italienischer Charakter. Darf die Mazedonierhauptstadt Pella jemals die Hauptstadt der Hellenen werden? — so fragte schon vor Jahren Balbo, und Cavour meinte traurig: ach, wenn Italien zwei Hauptstädte haben könnte, eine für den Werkeltag, eine für die Feste! Währenddem saß König Franz unter dem Schutze der Franzosen in Rom, bezahlte den Brigantenkrieg und hoffte auf einen piemontesischen Liborio Romano, der ihm sein Reich durch einen zweiten Verrat zurückgäbe.

Diese Schmach der fremden Besatzung, dies Brutnest der Verschwörung länger zu dulden war dem Minister unmöglich, der seit dem savoyischen Handel die Gunst des Volkes verloren und nicht wiedergefunden hatte. Und wie er der Frage nähertrat, erwachten ihm die schönsten und tiefsten Gedanken seiner Jugend; der alte Traum, Religion und Freiheit zu versöhnen, stand wieder glänzend vor seiner Seele. Er faßte den Plan, die Grenzen zwischen Staat und Kirche durch einen feierlichen Vertrag festzustellen: der Papst sollte verzichten auf seine weltliche Herrschaft und

dafür unbedingte Freiheit der Kirche, die freie Kirche im freien Staate, erhalten. Nach seiner großen Weise verschmähte Cavour auch hier jedes Flickwerk: er wollte die völlige Übergabe der weltlichen Gewalt, dergestalt, daß der König von Italien als Vikar des Papstes das Patrimonium Petri regiere — keineswegs den Kirchenfürsten als einen Schein-Souverän einsperren in die „Schachtel" der leoninischen Stadt, wie nachher der Prinz Napoleon vorschlug. Nicht der eitle Wunsch, als Befreier auf das Kapitol zu ziehen — die Kernkraft seines sittlichen Seins vielmehr sprach aus diesen Plänen. Mit schier schwärmerischem Feuer pries er dies Geschlecht glücklich, dem beschieden sei, in einem Menschenalter ein Volk zum Dasein zu erwecken und den uralten Krieg des Staates mit der Kirche zu schließen; pries er die Größe dieser Frage, der gewaltigsten, die je ein Parlament beschäftigt — entscheidend für das Seelenheil von 200 Millionen katholischer Christen. Kein Einwand, aus der Vergangenheit entnommen, bestand vor ihm: wo sei denn jemals die volle Freiheit der Kirche in Kraft gewesen? „Gelingt uns dies, so ist mein Werk vollendet!"

In solchen Augenblicken erschien er den Zeitgenossen wie ein Prophet; wir Nachlebenden wissen, daß seine Weissagung nicht eintraf. Nicht als ob wir die grandiose Idee der absoluten Kirchenfreiheit mit feiger Klugheit belächelten. Sie kann niemals ganz verwirklicht werden, weil das Verhältnis zwischen Staat und Kirche seinem Wesen nach ein irrationales ist und bleibt; doch jeder Fortschritt der Gesittung wird die Welt dem Ideale Cavours näher führen. Wir bestreiten auch dem Katholiken nicht sein gutes Recht, daß er die Kirche als eine geschlossene Hierarchie auffasse und sich mit ihr als einem Ganzen abfinde, während wir Protestanten den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens in dem freien Gewissen jedes Gläubigen suchen. Doch offenbar fehlte dem Grafen, versenkt, wie er war, in die politische Arbeit seines Lebens, die in die Tiefe dringende Kenntnis kirchlicher Dinge. Er sah in der römischen Kirche die Kirche schlechtweg — gleich den meisten seiner Landsleute, die den Protestantismus so wenig verstehen, wie sie unsere Gotik verstanden haben[1]. Er hoffte auf dem Kapitol einen Religionsfrieden zu schließen, welcher, dauerhafter als der westfälische, ein Zeitalter der Glaubensfreiheit über die Welt heraufführen werde. Ein goldener Traum, und doch ein Traum! Die römische Kirche ist eine streitbare Kirche unter vielen und nennt sich doch die katholische und darf darum die Glaubensfreiheit niemals anerkennen; sie will selber ein Staat sein, nach den Worten ihres Bellarmin, so sichtbar wie der Staat von Venedig, und nötigt darum den weltlichen Staat, ihrer Herrschsucht feste Rechtsschranken zu setzen. — Zu nüchtern, um mit Lacordaire zu wähnen, daß die Protestanten

[1] Daß diese Einseitigkeit Cavours heute von einzelnen denkenden Italienern durchschaut wird, dafür zeugt u. a. die geistvolle, freilich an Paradoxen reiche Schrift von A. Vera, Il Cavour e libera chiesa in libero stato. Napoli 1871.

in den Schoß der freien römischen Kirche zurückkehren würden, trat Cavour jetzt doch seinem klerikalen Bruder Gustav näher; und Graf Montalembert konnte auf dem belgischen Katholikenkongreß aus Cavours Rohr sich seine Pfeifen schneiden — sicherlich nicht um der wahren Glaubensfreiheit willen. Der Vertraute des Grafen in diesen kirchlichen Händeln war Pater Passaglia, der reine und gläubige Geistliche, der so mutvoll „pro causa italica" gestritten hat; doch schlägt ein Protestant dies wunderliche Buch auf, so weht ihn eine Luft an wie aus Gräbern; scholastisch der Ausdruck wie die Gedanken, und immer nur die una ecclesia! —

Solche Einseitigkeit scheint erklärlich bei einem italienischen Staatsmann, für dessen praktische Aufgaben der Protestantismus wenig bedeutete. Befremdlicher ist Cavours Urteil über die Verfassung der römischen Kirche; er hoffte einen freien Bund von Bistümern unter einem erwählten Oberhaupte erstehen zu sehen. Und doch springt in die Augen, daß die Bischöfe niemals so unselbständig waren wie in unserem Jahrhundert und die römische Kirche vielmehr einer immer strafferen Zentralisation entgegengeht, wenn nicht vielleicht ein Schisma dereinst den künstlichen Bau zerschlagen sollte. Der Graf dachte groß von Pius dem Neunten — wenn nur dieser Unheilstifter Antonelli nicht wäre! Er versuchte durch die höchste Nachsicht gegen meuterische Bischöfe das Herz des Papstes zu gewinnen; sollte der Italiener auf dem Heiligen Stuhle die fremde Garnison, die elende Lage des römischen Volkes nicht selber mit geheimem Kummer betrachten? In solcher hoffnungsvollen Stimmung hat Cavour sich nicht mehr so unbarmherzig wie in früheren Jahren die Wahrheit gestanden, daß ein Papst wohl auf Augenblicke als ein Italiener empfinden kann — wie Julius II., Clemens VII. — doch zuletzt das Dasein seiner Kirche immer höher stellen muß als die Regungen seines vaterländischen Gefühls. Gelang Cavours genialer Plan, so eröffnete sich freilich die für einen Katholiken erhebende Aussicht, daß seine Kirche in Wirklichkeit werde, was sie in der Idee ist: eine Weltkirche. Der Papst, der nicht mehr italienischer Landesherr war, konnte vielleicht Gläubige aller Zungen, nicht mehr fast ausschließlich Italiener, in den Rat der Kardinäle berufen. Aber alle diese hochfliegenden Gedanken fielen dahin, wenn Rom die Hauptstadt des Königreichs Italien wurde.

Hier unzweifelhaft lag der große Fehler der Rechnung. Man stelle sich die beiden Höfe, den geistlichen und den weltlichen, lebhaft vor Augen — wie sie freundnachbarlich in einer Stadt hausen, wie das unvermeidliche Ränkespiel zwischen den beiden Palästen beginnt, wie die Weltkinder auf dem glatten Boden der Parketts neben den Rot- und Blaustrümpfen des Vatikans sich als Tölpel erweisen, wie zuerst die Frauen, dann die sinnlichen Männer des königlichen Hofes den feinen Künsten der Monsignoren erliegen. Wahrlich, aus solchem friedlichen Zusammenleben konnte nur der Zustand hervorgehen, den Cavour als der Übel größtes

verabscheute: eine neue Form des Cäsaropapismus, die Unterwerfung des Staates unter den Einfluß der Kirche. Die Freiheit dieser Kirche, die das sacrificio dell' intelletto auf ihre Fahnen schreibt, wird da unfehlbar zur Lüge, wo die Gemüter nicht innerlich befreit sind vom Kirchenzwange. Oder wenn der Einzug in Rom gegen den Willen des Papstes erzwungen werden mußte und die Kurie unversöhnlich blieb, dann drohte in der neuen Hauptstadt ein unabsehbarer Kriegszustand, der den jungen Staat im Innern schwächen und in manche peinliche auswärtige Händel verwickeln mußte. Und ist nicht die römische Luft der Nüchternheit des modernen Staates ebenso ungünstig als die Turiner günstig? Neben der Majestät der Katakomben und Amphitheater und Basiliken verschwindet schier der leichtlebige Mensch unserer Tage; durch prahlerische Kraftworte suchten sich der Prinz von Canino und die anderen Volkstribunen der neurömischen Republik von 48 emporzuheben zu der Größe ihrer Umgebung. Die Gefahr lag nahe, daß auch das italienische Parlament in dieser Welt grandioser Erinnerungen sich an Phrasen berauschte und über dem Traume des italienischen Primats die bescheidene Wirklichkeit vergäße. Und dieses Römervolk! Die Zeit war gewesen, da das altrömische Volk Italien schuf, indem es die Italiener bezwang. An der Freiheit der Kommunen, an allem Herrlichen der neuen italienischen Geschichte nahm die Stadt Rom fast keinen Anteil, für die Einheitsbewegung der jüngsten Zeit stellte sie keinen einzigen namhaften Mann ins Feld. Hier, in der gesunkenen Stadt, die unter 220 000 Einwohnern 60 000 eingeschriebene Almosenempfänger zählte, hier unter den lungernden Bettlern und den verweichlichten Nepotengeschlechtern der Päpste mochte der Künstler träumen, die derbe Prosa des konstitutionellen Staates fand hier keine Heimat. Zwar wiesen die Patrioten aus der Geschichte nach, daß die Stadt hunderteinundsiebzigmal binnen tausend Jahren sich wider die schlechteste der Regierungen empört hatte, und soeben noch bat eine Adresse, von 10 000 Römern unterschrieben, den Kaiser und den König um die Beseitigung der weltlichen Gewalt; doch seitdem haben wir erfahren, wie wenig nachhaltige Kraft hinter solchen Wünschen lag.

Über all diese handgreiflichen Einwürfe sprang die Nation hinweg mit dem Schlagwort: Italien läßt sich nur von Rom aus regieren; sie hörte nicht die unwiderlegliche Antwort: die römische Kirche läßt sich nur von Rom aus regieren. Cavour schwankte oft inmitten der ungeheuren Bedenken. Er sagte schon ein Jahr vor seinem Tode auf einem Hofball in vollem Ernst zu einer Freundin: „Übers Jahr werden Sie im Quirinal tanzen!" Er bekämpfte im Parlamente entschieden den Gedanken, die Verlegung der Hauptstadt zu verschieben, und gestand doch sogleich nach dieser Sitzung dem englischen Gesandten: „Wir wollen nach Rom, nicht um dort zu bleiben, sondern um über Rom zu triumphieren." Eines steht fest inmitten dieser Widersprüche: Cavour wollte in Rom einziehen und

bald — damit die französische Garnison verschwinde und der Friede zwischen Staat und Kirche geschlossen werde. Ob er, in der Ewigen Stadt eingetroffen, dort sogleich das Hoflager aufgeschlagen oder nicht vielmehr vorgezogen hätte, das Parlament noch durch einige Jahre in Turin zu lassen — darüber zu streiten ist müßig: der „Philosoph des Möglichen" pflegte seine Pläne für die Zukunft so unverrückbar nicht festzustellen.

Der Gedanke „Die freie Kirche im freien Staate" war einer der leitenden Gedanken in Cavours ganzem Leben. Daß er ihn jetzt gerade aussprach, ward allerdings verschuldet durch die Verlegenheiten des Parteikampfes. Er wollte dem Radikalismus die Fahne „Rom Hauptstadt" aus der Hand reißen, um sie selber aufzupflanzen, und zugleich die Eifersucht der großen Städte, den Groll der katholischen Partei beschwichtigen. Der Graf gestand, daß ihm die Gegenwart Italiens mehr Sorge errege als die Zukunft: sogleich, unverzüglich mußte der tolle Wirrwarr der Meinungen sich klären, wenn Italien sich konstituieren sollte. Darum gab Cavour seit dem Herbst 1860 die Schweigsamkeit auf, die er in den letzten Monaten sich auferlegt; zur Verwunderung der Freunde suchte er jetzt die Gelegenheit, durch wohlausgearbeitete Reden die Leidenschaft der Nation zu belehren, zu ermäßigen. Im Oktober erklärte er dem Parlamente: „Rom ist unser Polarstern. Die Ewige Stadt, auf welche 25 Jahrhunderte jede Art des Ruhmes gehäuft haben, soll die glänzende Hauptstadt Italiens werden." Aber nicht die Revolution wird uns nach Rom führen, sondern „moralische Mittel". Wir müssen die Kurie selbst gewinnen für die Überzeugung, daß der Papst nicht mehr ein König sein kann, den Klerus von Italien für die Einsicht, daß die Freiheit für die Entwicklung des religiösen Gefühles ein Segen ist. Wir haben die Meinung Europas für denselben Gedanken zu erwärmen; denn „in Zeiten wie diese verfügen die Diplomaten nicht mehr über die Völker, sondern die Völker legen ihnen die Werke auf, die zu vollenden sind". Wir haben endlich mit Frankreich uns zu verständigen.

Am Tage nach dieser Rede ließ Cavour die Verhandlungen mit dem Papste beginnen. Der Mißerfolg, den Napoleon I. bei demselben Versuche davongetragen, erschreckte den Mann keineswegs, den nicht napoleonische Frivolität, sondern ein heiliger Ernst beseelte. In der Tat verliefen die Unterhandlungen günstig, bis plötzlich im Januar das Ungeschick der Agenten zu einem schroffen Bruche führte. Aber wenngleich die Verständigung diesmal an einem Zufall scheiterte, das Scheitern selbst war mitnichten ein Zufall. Die katholische Welt und die Stimmung der Kurie selber war, wie Napoleon III. dem Grafen längst vorausgesagt, noch bei weitem nicht genug darauf vorbereitet, das weltliche Papsttum preiszugeben. Sofort nach diesem Bruche ließ Rom dem alten Hasse wieder die Zügel schießen. Im März beteuerte der Papst in feierlicher Allokution, er könne niemals der modernen Zivilisation die Hand reichen; und als dar-

auf der König seinen neuen Titel annahm, schrieb die Kurie den Höfen: „Dieser katholische König hat jetzt das Siegel gedrückt unter die kirchenschänderischen Raubtaten, die er schon begangen." Nur um so fester hielt die Nation an ihrer Hoffnung; die warnenden Stimmen der Föderalisten, Cernuschis und anderer, verhallten spurlos. Da wagte im März Azeglio einen der kühnsten Schritte seines Lebens: er trotzte der öffentlichen Meinung ins Angesicht mit seiner Schrift Le quistioni urgenti. Dieser durch und durch moderne Mensch, der kurzab versicherte, eine Lokomotive sei ein ungleich stolzeres Denkmal menschlicher Größe als ein römisches Amphitheater, zitterte bei der Aussicht, daß der neue Staat von dem Meere antikisierender Phrasen verschlungen werde. Den treuen Piemontesen empörte der Undank, der an seiner tapferen Heimat sich versündigte; er kannte Rom gründlicher als Cavour, und sein minder erhabener Geist, den die hochfliegenden Gedanken des Grafen nicht beirrten, sah diesmal klarer die praktischen Hindernisse. Rom soll eine italienische Stadt werden — so lautete sein Schluß — doch nimmermehr unsere Hauptstadt; danken wir Gott, daß Italien viele Hauptstädte besitzt!

Auch diese Mahnung beirrte den Grafen nicht, denn „die Hauptstadt eines Volkes wird bestimmt durch sittliche Gründe, durch das nationale Gefühl". Damit sprach er wieder das entscheidende Wort; das Verlangen der Nation nach der Hauptstadt am Tiber war in der Tat eine moralische Macht, welcher keine staatsmännische Berechnung die Wage halten konnte. Cavour wagte im März, das Parlament für seine römische Politik feierlich zu verpflichten. Sein getreuer Audinot stellte eine Anfrage wegen der Lage Roms, und das Haus beschloß am 27. März auf Boncompagnis Antrag, zur Tagesordnung überzugehen „in dem Vertrauen, daß die Würde, das Ansehen, die Unabhängigkeit des Papstes und die volle Freiheit der Kirche gewahrt, im Einverständnis mit Frankreich der Grundsatz der Nichtintervention angewendet und Rom, von dem Willen der Nation als Hauptstadt ausgerufen, mit Italien vereinigt werden wird". Nur ein Ruf der Bewunderung ging durch den Saal, als der Graf am 25. die gewaltige Rede hielt, welche jenem Antrage zum Siege verhalf und in den Worten gipfelte: „Wir werden zu dem Papste sprechen: Heiliger Vater! Die zeitliche Gewalt ist für dich nicht mehr eine Gewähr der Unabhängigkeit. Verzichte darauf, und wir wollen dir jene Freiheit geben, die du seit drei Jahrhunderten vergeblich von allen großen katholischen Mächten erbeten hast. Wir sind bereit, in Italien den großen Grundsatz zu verkünden: die freie Kirche im freien Staate." Und welch ein felsenfester Glaube an die Freiheit sprach aus den Worten, die Cavour bald darauf dem Senate zurief: er sei gefaßt darauf, daß nach der Verkündigung der Kirchenfreiheit die katholische Partei auf lange Zeit ans Ruder gelange, und gern bereit, in der Opposition zu stehen. —

Ein glänzender Abschluß einer großen parlamentarischen Laufbahn — und doch ein sehr zweifelhafter Erfolg. Denn hinter jenem einstimmigen Parlamentsbeschlusse, der Boncompagnis Antrag annahm, verbargen sich mannigfache Hintergedanken. Die Turiner meinten vergnügt im stillen: jetzt ist die Prinzipienfrage durch eine dröhnende Erklärung abgetan, und die Hauptstadt wird noch lange bei uns bleiben. Die Radikalen aber hörten aus allen Vorbehalten Boncompagnis allein ihre eigene Losung Rom oder den Tod! heraus. Auch die Besonnenen glaubten zumeist: wenn der Graf also redet, so wird der Zug nach Rom sofort beginnen. Cavour wollte der Aktionspartei, die doch jederzeit einen neuen Lärmruf erfinden konnte, ein mächtiges Schlagwort entreißen. Und gewiß gelang ihm ein Erfolg für den Augenblick: die Stellung des Ministers wurde durch die Tagesordnung Boncompagni so sehr verstärkt, daß er bald nachher Garibaldi schlagen konnte durch die Tagesordnung Ricasoli, die wir kennen. Aber im selben Augenblicke band der Graf sich selber die Hände fest. Er griff der Zukunft vor, was er noch nie getan, verpflichtete den Thron für eine Aufgabe, die sich noch nicht übersehen ließ. Er wollte durch die feierliche Erklärung des Parlaments den Weltteil zwingen zu der Einsicht, daß Italien der Hauptstadt Rom bedürfe; und die steigende Erbitterung der Katholiken draußen lehrte, daß heilige Überzeugungen sich nicht im Fluge verwandeln.

Längst spähte der Graf, um dem französischen Vormund zu entschlüpfen, nach anderen Bundesgenossen aus. Seine Getreuen bereisten Deutschland, La Farinas Verein schrieb an den Deutschen Nationalverein bewegliche Mahnungen. Cavour selbst sprach im Herbst bedeutungsvoll: „Die Zeit ist nicht fern, wo der größte Teil des edlen Deutschlands zeigen wird, daß er nicht mehr mitschuldig sein will an den Leiden Venedigs." Laut pries er dies Preußen, das, national und liberal zugleich, sich an die Spitze der deutschen Bewegung stelle und dadurch sich als eine konservative Macht bewähre. Die letzte Thronrede begrüßte warm den neuen König von Preußen; General Bonin war während jener parlamentarischen Feier der Held des Tages. Der preußische Gesandte Graf Brassier de St. Simon hatte dessen kaum ein Hehl, daß er die Befreiung Venedigs von einem preußisch-italienischen Bündnis erwarte. Aber der Berliner Hof verharrte in seiner zuwartenden Haltung, die verschwommene Gefühlsseligkeit der deutschen Patrioten vermochte nicht den Wink des natürlichen Bundesgenossen zu verstehen. Ohne Freunde im Norden, von dem Papste zurückgestoßen, versuchte Cavour jetzt sein Glück in Paris: Italien und Rom sollten einander allein gegenüberstehen. Noch während jener Parlamentsverhandlungen ließ er in den Tuilerien einen Plan vorlegen, der nach Jahren, abgeschwächt, durch den Septembervertrag verwirklicht wurde: die Franzosen verlassen Rom sofort, Italien übernimmt die Bürgschaft, daß kein Einfall in den Kirchenstaat erfolge. Zu dem Versprechen, die

Hauptstadt zu verlegen, ließ sich der stolze Italiener nicht herbei. Die Dinge waren in gutem Zuge. Am 5. Juni erklärte Frankreich an Spanien und Österreich: wir wollen keinen katholischen Bund, die Ordnung in Rom kann nicht hergestellt werden ohne die Zustimmung der Römer, nicht ohne die Mitwirkung Italiens.

Dem Staatsmanne war nicht beschieden, diesen letzten Erfolg seines Tuns zu schauen. Am 29. Mai begann sein Körper der ungeheuren Last seines Tagewerkes zu erliegen. In sein Krankenzimmer drang noch die Kunde, daß das einige Italien zum ersten Male sein Nationalfest gefeiert und der König triumphierend an seines Vaters Wort erinnert habe: „Es reifen die Geschicke Italiens." Weitum durch die Welt flogen die Gedanken des Sterbenden, auch nach unserem Vaterlande: „Die deutsche Einheit wird gegründet werden, aber diese langsamen Preußen werden fünfzig Jahre brauchen, um uns nachzufolgen." Erhabene Bilder von einer Zeit des Lichtes und der Freiheit standen vor seiner Seele, selbst dem Gegner und Kampfgenossen Garibaldi spendete der Kranke ein Wort der Bewunderung. Oft klang die Klage: Italien braucht mich, ich darf nicht sterben; doch unwandelbar blieb ihm die Zuversicht auf die Dauer seines Werkes. Noch ein letzter erschütternder Abschied von dem Könige — und als endlich der Kranke erschöpft unter dem blauen Betthimmel lag, da trat sein Pater Jakob mit dem Allerheiligsten in das Gemach. Der treue Mann hatte dem Grafen vor Jahren, da der Kirchenstreit am wildesten tobte, in die Hand versprochen, er werde ihn nicht verlassen in seiner letzten Stunde. So starb der Ausgestoßene als ein katholischer Christ am 5. Juni. Sein letztes Wort hieß: Libera chiesa in libero stato! — Alle hellen Köpfe der Welt empfanden den Schlag wie einen gemeinsamen Verlust der großen Gemeinde der Freiheit; die Puritaner in England klagten: A prince has fallen in Israel. Die Städte Turin und Florenz stritten mit dem königlichen Hause um die Ehre, dem Toten die Gruft zu bereiten; selbst die Blätter der Klerikalen erzählten jetzt von der offenen Hand und dem milden Herzen des Grafen. Nur Mazzinis Gemeinheit versagte sich's nicht, auch diesen Sarg zu besudeln, und der unversöhnte Papst forderte den Pater Jakob vor seinen Richterstuhl.

Das Gesetz der Natur, das den Acker zwingt, brach zu liegen, wenn er lange fünfzigfache Frucht getragen, gilt auch der schöpferischen Kraft der Völker. Es war der Lauf der Welt, daß Cavour einen Nachfolger nicht finden konnte. Aber so ungeheuer schien die Lücke, die sein Scheiden riß, so weit der Abstand von ihm bis zu den Besten seines Landes, daß seinem Tode nicht einmal jenes still erleichterte Aufatmen folgte, womit der kleine Mensch den Hingang einer gewaltig lastenden Herrscherkraft zu begrüßen pflegt. Seine Größe bändigte die mißtrauische Schmähsucht der Nation; mochten die Gegner über „die kalte und verderbliche Hand" dieses Teufels klagen: daß er zu herrschen verstehe, durften sie nicht leugnen. Kaum

war er geschieden, so brach die alte Sünde zuchtlos wieder aus; tausend geschäftige Zähne nagten und zerrten an jedem redlich verdienten Ruhme, niemand konnte noch sagen: Italien achtet mich. Cavour hielt die Idee des Vaterlandes so stolz und siegesgewiß der Selbstsucht der Provinzen entgegen, daß die Feinde nicht wagten, das Geheimnis ihrer Herzen auszusprechen, und sich versteckten hinter der kläglichen Maske: wir wollen die Einheit, aber auch die Freiheit. Drei Wochen nach seinem Heimgang, am 29. Juni, erklangen zum ersten Male im Parlamente die schamlosen Stimmen partikularistischer Frechheit — um seitdem nicht wieder zu verstummen. Er stieß das kleine Gezänk mit einem Fußtritt zur Seite und stellte groß und klar die eine Frage: Cavour oder Garibaldi, die monarchische Ordnung oder die verewigte Revolution? Mit jedem Tage, der seit seinem Tode verstrich, trat das Gezwerg der Fraktionen fröhlicher hervor. Unentwirrbar verflochten und verschoben sich die Parteien, bis endlich dem jungen Staate das schwerste Unheil kam, das kommen konnte: das alte Piemont, die Stütze des Thrones, zog in die Reihen der Opposition hinüber, um erst nach langen Jahren unfruchtbaren Haders zögernd den Weg zu dem Herrscherhause zurückzufinden. Cavour regierte; die ihm folgten, dienten — sie dienten einer schwankenden öffentlichen Meinung, welche die verbrauchten Werkzeuge bald hohnlachend fallen ließ. Cavour benutzte die Hilfe Frankreichs, mit Widerstreben, weil er mußte — ohne je den Stolz des Italieners zu verleugnen. Unter denen, die sich seine Schüler nannten, galt der Bund mit Frankreich als ein Glaubenssatz, auch das Unwürdige nahmen sie gelassen hin von der Hoffart des Nachbarn. Napoleons Gesandter spielte den Vormund am italienischen Hofe; selbst das wunderbare Glück des Jahres 1866 wußte man nicht zu verwerten, und noch als das Verhängnis über den Napoleoniden hereinbrach, schrieb der tüchtigste Publizist unter den entarteten Schülern des großen Grafen das schimpfliche Geständnis nieder: „Die Grundmauern des Königreichs Italien ruhen weit mehr, als man weiß und wünscht, auf dem französischen Kaisertum!“ — Was Wunder, daß die Nation vor dieser Welt des Unsegens, die nach Cavours Tod hereinbrach, bitterlich klagte: es stünde anders, wenn der Graf noch lebte!

Wer tiefer blickt, gelangt zu dem Urteil: Cavour starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm. Die Nöte, welche, noch derweil er lebte, von ihm nicht gehört, an die Tore klopften, die Leiden, welche dicht hinter seinem Sarge Italien heimsuchten, waren nicht zu heilen durch eines Mannes Kraft; sie heilte nur die Macht der Zeit. Auch Cavour konnte nicht das arbeitsame, geduldige Geschlecht, das der junge Staat verlangte, aus dem Boden stampfen; auch er konnte nicht in der katholischen Welt jene Umwandlung uralten Glaubens hervorzaubern, welche allein einen heilsamen Abschluß der römischen Frage gestattete. Und wohl ihm, daß ein gnädiges Geschick ihm ersparte, die grausamen Enttäuschungen einer nahen Zukunft zu sehen

und zu erleben, wie dies undankbare Zeitalter auch ihn zu dem alten Eisen, unter die Utopisten geworfen hätte! So wie es endete in seiner Taten Fülle, erscheint sein Leben als ein Bild des höchsten Mannesglücks und jener Tugend, die hochgemut mit dem homerischen Hektor spricht: Ein Wahrzeichen nur gilt — das Vaterland zu erretten. Und doch überkommt uns selbst vor diesem Leben erschütternd das Gefühl, wie groß ein Volk ist und wie klein ein Mann. Denn gewaltiger noch als das Bild des Mannes selber bleibt der majestätische Hintergrund, von dem die Erscheinung sich abhebt: diese Auferstehung einer großen Nation, die abermals der Welt verkündete, daß christliche Völker nicht sterben können.

Wir Deutschen aber blicken mit frohem Stolze auf dies Schauspiel zurück. Das schwere Unrecht, das auf welschem Boden durch den Mißbrauch unseres Namens aufgehäuft ward, ist endlich getilgt, seit die Adler Friedrichs des Großen wieder den wohlbekannten Weg nach Böhmen fanden und dort Venedig für Italien eroberten, seit die Sieger von Metz und Sedan den Italienern die Schlüssel der Ewigen Stadt überreichten. Wir überlassen der Zukunft, dereinst zu richten zwischen dem Gründer des italienischen und dem Gründer des deutschen Staates — eine Aufgabe, die heute nur den vorlauten Propheten oder die buhlerische Eitelkeit reizen kann. Unzweifelhaft ist dem deutschen Staatsmanne das schwerere Werk gelungen; denn im Kampfe mit zwei Großmächten, unter dem stillen Widerstreben fast des gesamten Weltteils mußte sich Preußen, allerdings ungleich besser gerüstet als das kleine Piemont, die Erfüllung seiner Geschicke erzwingen. Wir freuen uns des jungen Lebens, das in dem Einheitsstaate Cavours unter schweren Kümmernissen aufsprießt und das, so hoffen wir, selbst in Rom die Kräfte einer groß angelegten Volksnatur wieder erwecken wird, und kehren dann voll guter Zuversicht zurück zu der Arbeit unseres Staates — froh der Erinnerung, daß uns vergönnt war, zweimal zur selben Zeit die Freiheit des neuen Deutschlands wider ausländischen Übermut zu behaupten und einem fremden Volke die Sühne alter Schuld, die Erfüllung gerechter Wünsche zu bringen. Das Truggebilde, das sich in Frankreich republikanische Freiheit nennt, zeigt längst sein wahres Angesicht. Frech und höhnisch klingt der Haß und Neid der romanischen Stammesvettern nach Italien hinüber. Mögen die Italiener diese neu gewonnene Einsicht beherzigen und den Adel ihres Volkstums befreien von der Herrschaft gallischer Sitten! Durch uralte Schicksalsgemeinschaft mit uns Deutschen, durch die Bande des Blutes mit den Franzosen verbunden, sind sie wie keine andere Nation befähigt, eine Macht der Versöhnung zu bilden zwischen den beiden verfeindeten Nachbarvölkern. Das ist die Staatskunst, die dem Volke Cavours geziemt.

Die Republik der vereinigten Niederlande

Heidelberg 1869

Als Leopold v. Ranke vor fünfundvierzig Jahren sein reiches Wirken begann, warf er den Ausspruch hin: „Ich will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen ist". Dies bescheidene und tiefe Wort, das jenen Tagen des philosophischen Übermuts trivial und nichtssagend erschien, zeichnete klar und sicher den Weg vor, welchen die Mehrzahl unserer namhaften Historiker seitdem verfolgt hat. Eine unübersehbare Schar von gelehrten Untersuchungen fördert aus wohldurchforschten Quellen neuen historischen Stoff zutage, gewissenhafte Erzählungen ordnen und sichten ihn, stellen das Geschehene dar, wie es geschah, und die Nation schaut mit berechtigter Freude diesem fruchtbaren Schaffen zu. Aber froh ihres reichen empirischen Wissens, argwöhnisch gegen alles, was der Philosophie auch nur ähnlich sieht, vergißt die Gegenwart leicht, daß Untersuchung und Erzählung zwar die weitaus wichtigsten, doch nicht die einzigen Aufgaben des Historikers sind. Ein bescheidenes und doch ein gutes Recht bleibt auch jener Form der historischen Darstellung, welche — nenne man sie didaktisch oder diskussiv oder wie sonst — dem erforschten Einzelnen seine Stelle in dem Zusammenhange der Geschichte anweist; sie schildert nicht den Fluß der Ereignisse, sondern betrachtet die Zustände, welche aus dem unendlichen Ringen der historischen Kräfte sich herausbildeten, sie versucht die Berechtigung dieser Lebensformen der Völker, die Notwendigkeit ihres Gedeihens und ihres Verfalles zu ergründen. Eine solche Darstellung läuft Gefahr, von dem Einzelnen nur ein annähernd richtiges Bild zu entwerfen, weil sie lediglich den Durchschnitt des Geschehenen geben kann; dafür darf sie zuweilen jenen Vorhang lüften, welcher die unabänderlichen Entwicklungsgesetze des Völkerlebens dem Auge des Forschers verbirgt. Und wie fruchtbar sie sein kann, wenn sie bescheiden auf konstruierende Willkür verzichtet, das weiß jeder, der einst zu Dahlmanns Füßen gesessen hat. Der Alte pflegte in seine Vorlesungen über Politik eine meisterhafte Schilderung des Staates von Venedig und ähnliche Verfassungsbilder zu verweben und bot uns dergestalt eine reichere politische Belehrung, als der erzählende Geschichtschreiber bieten darf, eine weitaus lebendigere

historische Anschauung, als der doktrinäre Staatsrechtslehrer gewähren kann, der einzelne Institutionen als disjecta membra an den verschiedenen Stellen seines Systems beleuchtet.

Das Beispiel des Bonner Meisters hat wenig Nachahmung gefunden. Jahraus, jahrein bringen uns die „Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten" und andere Werke deutschen Forscherfleißes reiche Belehrung über die Entwickelung der Republik der vereinigten Niederlande. Aber noch hat kein deutscher Historiker dies Wissen verwertet für die politische Erkenntnis, keiner die einfache Frage aufgeworfen: wie war dieser seltsame Staatenbund? Welchen Institutionen, welchen sittlichen und wirtschaftlichen Kräften dankte er seine Größe? Für uns besteht nicht mehr jener Reiz neidischer Bewunderung, der vor zweihundert Jahren einen William Temple antrieb, das Rätsel zu ergründen, warum im Schlamme des Rheines der reichste Staat der Erde entstehen konnte. Auch jede Anspielung, jedes Hinüberwinken nach der deutschen Gegenwart bleibe ausgeschlossen; das geistreiche Haschen nach Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten ist der Tod der ernsten Geschichtsbetrachtung. Das neue Deutsche Reich, das noch unfertige, doch notwendige Ergebnis einer wirrenreichen, von jeder Regel nur allzu weit abweichenden Volksgeschichte, findet seinesgleichen nicht in der Vergangenheit. Die Republik der Niederlande steht ihm am nächsten unter allen Staaten der Geschichte; doch die beiden Gemeinwesen kurzweg zu vergleichen ist schon deshalb unstatthaft, weil die Kräfte der Einheit, welche am Niederrhein den Staatenbund in ein Königreich verwandelt haben, in unserem Vaterlande weit gewaltiger auftreten. Während die Niederlande zwei Jahrhunderte hindurch zwischen republikanischen und monarchischen Bestrebungen hin und her geschleudert wurden und ihr mächtigster Einzelstaat mit dem Führer des Heeres unablässig haderte, steht bei uns der Gedanke der Monarchie unerschütterlich fest, der König von Preußen ist, Gott sei Dank, selber der Feldherr der Deutschen; darum wird, so steht zu hoffen, unser Staat sicherer, einfacher, minder krampfhaft sich fortbilden als weiland der Staatsbau der Utrechter Union.

Bleibt es also töricht, die Regeln für unser Heute und Morgen in der Vorzeit eines fremden Volkes zu suchen, so gewährt doch die Entwickelung des einzigen Staatenbundes der neuen Geschichte, der zum Einheitsstaate ward, manchen überraschenden Einblick in die Grundgesetze des bündischen Lebens. Und wie viele andere Probleme treten uns nicht entgegen in diesem Staate voller Widersprüche, der von jeher das Erstaunen der politischen Denker war! Wie verwickelt erscheint hier die Wechselwirkung der staatsbildenden und der volksbildenden Kräfte! Eine Handvoll selbständiger Stämme, Trümmerstücke des Heiligen Reiches, werden zuerst durch den großen Völkerbildner, den Krieg, und durch gemeinsame politische Arbeit zusammengeschweißt zu einer neuen Nation; dann wirkt dies er-

starkte Volkstum auf die Verfassung zurück, trachtet darnach, den Bund in einen Staat zu verwandeln. Jede Doktrin, die in Verfassungsformen das Heil der Staaten sucht, geht in die Brüche vor diesem Gemeinwesen, dessen Schicksal unwiderleglich beweist, wie wenig die Staatsform bedeutet neben den sittlichen Mächten des Völkerlebens. Denn unter einer ungeheuerlichen Verfassung — ja, was allen Theorien des Föderalismus ins Gesicht schlägt, als ein Staatenbund ohne einen wirklichen Bundesvertrag — stand die Republik dennoch glorreich aufrecht, der glücklichste, der sittlichste Staat der protestantischen Welt, solange die Not des Krieges jeden Muskel des Volkes gewaltsam spannte. Erst im Frieden werden die Gebrechen des Staatswesens fühlbar, und als endlich nach kläglicher Erschlaffung, nach langem bürgerlichen Hader, nach dem Jammer der Fremdherrschaft die nationale Monarchie gegründet wird, da vermag die Reinigung der Verfassungsorgane doch nicht, dem früh gealterten Volke eine neue Jugend zu bringen: das königliche Niederland erscheint trotz des Segens der Staatseinheit und wohlgeordneter Staatsformen klein und armselig neben dem Weltruhm, der einst den unförmlichen Staatsbau der Republik umstrahlte.

Nicht minder erstaunlich ist das Parteileben dieses Staates, ein rechtes Kreuz für die landläufigen Vorurteile des modernen Radikalismus. Die Republikaner verfechten den Gedanken der Herrschaft, die Monarchisten die Freiheit; der Gegensatz der beiden Parteien liegt so notwendig in dem Wesen des Staates begründet, Recht und Unrecht verteilt sich so gleichmäßig zwischen den Kämpfenden, daß jeder Versuch einseitiger Beurteilung sich auf handhafter Tat sofort bestraft. Ein streng aristokratischer Staat verbraucht seine Lebenskraft in drei Menschenaltern wundervollen Glanzes, während allen anderen Aristokratien der Geschichte langlebige Zähigkeit nachgerühmt wird, und hinterläßt, da er untergeht, ein durch und durch demokratisches Volk. Der Zank und Stank lächerlicher Kirchturmsinteressen begegnet uns im wimmelnden Durcheinander dicht neben dem großen freien Weltblick der Königin der Meere. Ein Staat des Handels, der erste, der in der modernen Welt die Bedeutung der materiellen Interessen mit klarem Bewußtsein gewürdigt hat, kämpft heldenhaft für die höchsten Güter des Lebens, rettet der Welt den evangelischen Glauben, und die Annalen der Krämerrepublik verherrlichen auf jedem Blatte den Krieg als eine Macht des Segens für die dumpfe Trägheit des Menschen. Sehen wir zu, ob sich in den leichten Umrissen eines Aufsatzes eine Antwort finden läßt für so viele Rätsel. —

Mit tiefem Schmerze tritt der Deutsche an die Geschichte dieser vormals deutschen Lande heran, deren glänzende Tage genau zusammenfallen mit den Zeiten unserer Ohnmacht, und deren Ruhm erst sank, als das große Vaterland wieder eintrat in die Reihe der Mächte. Der Schmerz lastet um so schwerer, da redliches Urteil bekennen muß, daß unsere land-

läufigen Klagen und Anklagen wider die von Holland an uns verübte Verräterei jedes Grundes entbehren. Wer hat dies köstliche Tiefland des Rheines, die starken Arme, die unser Strom dem Weltmeer offen entgegenbreitet, vom Leibe unseres Reiches abgeschnitten? Wir selbst allein.

„Deutschlands trübste Zeit" — so lautet der feststehende Name, den unsere Lehrbücher dem Zeitalter Ludwigs XIV. zu erteilen pflegen; und doch gibt uns gerade diese traurige Epoche das Recht, an die Ewigkeit unseres Volkes zu glauben. Händel und Pufendorf, die Pietisten von Halle und die Calixtiner — überall die Spuren einer unverwüstlichen Volkskraft, die aus namenlosem Elend zu frischem Leben sich emporringt. Und wer darf sich denn unterstehen, kurzerhand den Stab zu brechen über eine Zeit, die uns den Großen Kurfürsten geschenkt und zum zweiten Male den Grund gelegt hat für den Staat der Deutschen — über jene Tage, da die Fanfaren der Trompeten von Fehrbellin der Welt verkündeten, dies waffengewaltige Deutschland erdreiste sich wieder, der Herr zu sein im eigenen Hause? Nein, wollen wir wirklich die schimpflichste Epoche unserer Vergangenheit finden, die Zeit, da unser Volk durch eigene Schuld in Zwietracht und Feigheit verkam, so müssen wir um ein Jahrhundert weiter zurückschauen, auf die Tage des sogenannten Augsburger Religionsfriedens. Damals entstand jene deutsche Kleinfürstenpolitik des Wollens und Nichtwollens, die mit ihrer bedachtsamen Seelenangst ebenso einsam in der Geschichte steht wie die Mißbildung unserer Kleinstaaterei selber; damals ward jene politische Sündenschuld angesammelt, die wir späten Enkel noch nicht völlig abtragen konnten, damals zuerst lenkte der kriegerische Deutsche auf Bahnen ein, die ihn schließlich zum Philistertum führen mußten.

Reiner, herrlicher hat nie eine Umwälzung begonnen, als unsere Kirchenreformation begann. Alles Eigenste und Höchste unseres Wesens war im Aufruhr, der Ernst deutschen Forschermutes und die Wahrhaftigkeit des deutschen Gewissens. Und wie Luthers Werk aus den Tiefen der deutschen Volksseele entsprang, so war es auch die letzte große Tat, welche die Söhne aller unserer Stämme zu gemeinsamem Schaffen vereinigte. Deutschland war protestantisch. Unter den deutschen Gauen, welche heute der katholischen Kirche gehören, sind nur sehr wenige nicht durch Blut und Gewalttat dem alten Glauben zurückerobert worden; aber auch — kein deutsches Land ist heute evangelisch, das nicht schon um das Jahr 1570 zu dem neuen Glauben sich bekannte. So schnell begann die schöpferische Kraft des Luthertums zu versiegen! Es scheint der menschlichen Gebrechlichkeit nicht gegeben, eine so ideale Anspannung, wie diese war, in die Länge zu ertragen; schon zu der Zeit, da der Reformator starb, erkennen wir das jugendfrische Volk der Hutten und der Dürer kaum mehr wieder. Die Nation erweist sich unfähig, in einem keineswegs ungleichen Kampfe die Selbständigkeit ihres Glaubens und ihres Staates zu be-

haupten; auf den ruhmlosen Feldzug der Schmalkaldener folgt der geharnischte Reichstag, die hispanische Herrschaft. Dann tritt ein Rückschlag ein: die Rebellion des sächsischen Moritz wirft des Reiches alte Ordnung über den Haufen, die Libertät der Landesherren triumphiert über die kaiserliche Monarchie.

Endlich geht aus der Ermüdung beider Teile der Religionsfriede hervor, das Werk der vereinten dynastischen Politik der Habsburger und der Albertiner, allzulange durch die Schönfärberei kursächsischer Hoftheologen und Hofjuristen als eine Tat des Segens gepriesen. Wie stattlich klingt den Gedankenlosen jene hergebrachte Vergleichung: Deutschland ruhte aus unter dem Schirm kirchlicher Duldung, derweil in England die blutige Maria die Scheiterhaufen flammen ließ! Als ob nicht die Idee der religiösen Duldung dem Jahre 1555 ebenso unbekannt gewesen wäre wie die Eisenbahnen und die Telegraphen! Nicht die Nation erhielt die Freiheit, ihres Glaubens zu leben, nur den Landesherren ward das Recht, sich zu dem augsburgischen oder zu dem alten Bekenntnis zu halten, für ihre Untertanen aber galt der Grundsatz: cuius regio, eius religio. Nicht ohne Grund pflegte Philipp II. sich auf das Beispiel Deutschlands zu berufen: was tue er denn anders in seinen burgundischen Landen, als daß er dieselbe Gewalt behaupte, die jeder kleine deutsche Fürst in seinem Territorium ausübe? Und selbst diese zweifelhafte Duldung von des Landesherrn Gnaden kam nur den Katholiken und den Lutheranern zugute — nicht, oder doch nicht mit Sicherheit, den besten Protestanten, nicht dem Calvinismus, der soeben erst als eine selbständige Kirche sich gestaltete und für lange Zeit alles Heldentum, alle streitbaren Kräfte des Protestantismus an sich zog.

Die große Mehrheit der weltlichen Fürsten stand längst zu dem augsburgischen Bekenntnis; ließ man der natürlichen Entwickelung freie Bahn, so fielen unfehlbar auch die noch übrigen geistlichen Fürsten dem Glauben unseres Volkes zu, und das amtliche Deutschland ward evangelisch. Solcher Gefahr schoben die Katholiken eigenmächtig einen Riegel vor: den geistlichen Vorbehalt, ein Verbot, das von den Protestanten nicht anerkannt ward. Welche schlechthin rechtlose, unhaltbare Zustände für nahezu ein Viertel von Deutschland hieraus entsprangen, das werden wir erst dann ganz verstehen, wenn uns einst ein tüchtiger Historiker die Schicksale eines großen protestantischen Stiftes in dieser Zeit, etwa des Magdeburger Landes, schildern wird. Kein menschlicher Scharfsinn vermag zu sagen, wer denn von Reichs wegen im Rechte war unter diesen brandenburgischen, sächsischen, österreichischen Prinzen, die sich um das mächtige norddeutsche Erzstift stritten. Die Frage, ob die Reformation sich fernerhin auf unserem Boden ausbreiten dürfe, die Frage der deutschen Zukunft, blieb in Augsburg ungelöst, und von dem Frieden, der also nichts entschied,

schrieb ein wackerer protestantischer Teilnehmer verzweifelnd: „Es geht alles so kalt und schläfrig zu, daß es ein Erbarmen ist."

Und was bedeutete der faule Friede für die deutsche Politik? Der unheilvolle Gang, den die religiöse Bewegung schon seit dreißig Jahren eingeschlagen, war jetzt von Reichs wegen anerkannt, die Nation wurde mediatisiert, jeder Landesherr ein Souverän, ein unabhängiger Gebieter über die allerwichtigste politische Angelegenheit der Zeit, über die Kirchensachen. Noch mehr, Deutschland verzichtete auf die auswärtige Politik, trat zurück aus der Reihe der großen Mächte. Denn da das Reich in Religionsfragen nicht mehr einen für beide Teile bindenden Mehrheitsbeschluß fassen konnte und alle Kriege dieser Epoche, allein die Türkenkämpfe ausgenommen, Religionskriege waren, so blieb Deutschland grundsätzlich neutral in den europäischen Händeln; nur als Dienende, als Hilfsvölker durften die Deutschen fortan teilnehmen an den welthistorischen Kämpfen draußen. Nun frage ich: wann ist jemals wieder eine solche freiwillige Selbstverstümmelung einer großen, reichen, wehrhaften Nation erhört worden? Und war es nicht auch ein Zeichen unserer politischen Versunkenheit, daß die deutschen Historiker die unsägliche Schmach, die in diesem Hergang liegt, lange Zeit gar nicht bemerkten? Das sollen wir J. G. Droysen nicht vergessen, daß er zuerst unter unseren namhaften Geschichtschreibern den männlichen Ton des Zornes und der Verachtung angeschlagen hat, der jener trägen Epoche allein gebührt. Und je freudiger wir heute wieder an uns selber und an die Macht des deutschen Staates glauben, um so gewisser muß solche Strenge historischer Selbsterkenntnis in unserer öffentlichen Meinung sich durchsetzen; das zwanzigste Jahrhundert wird nicht wie das neunzehnte in gutmütiger Selbsttäuschung den Jubeltag des Friedens feiern, der den Dreißigjährigen Krieg in seinem Schoße trug.

Während also das Heilige Reich sich's versagte, noch irgendeinen Willen zu haben in den Händeln der Völker, stand ringsumher die Welt in Flammen. In Frankreich, in England, in den Niederlanden ward gekämpft um Sein und Nichtsein des Protestantismus; die beiden Religionsparteien standen weithin durch das Abendland in zwei geschlossenen Feldlagern einander gegenüber, reichten unbedenklich dem fremden Glaubensgenossen die Hand gegen den andersgläubigen Landsmann. Der große Zersetzungsprozeß der spanischen Weltmonarchie begann. Bleibt es ohnehin niederschlagend für den menschlichen Stolz, daß die Herrschgier eines Fürstenhauses, dessen Glieder zumeist mit beispielloser Unfähigkeit geschlagen waren, der Weltgeschichte für ein volles Jahrhundert den Weg vorschreiben konnte, so wächst die Beschämung noch, sobald wir erkennen, auf wie schwachen Füßen die Macht dieser Habsburger stand. Ein unnatürliches, unfestes Gemisch grundverschiedener Länder, und die Lebenskraft Spaniens selber längst schon im Sinken, seit jener Schlacht von

Villalar, die das Mark des Landes, die Kommunen, zerstörte! Wahrlich, wenn in den Seelen unseres hohen Adels nur ein Funke glühte von dem aufopfernden Mute, den die Spanier der großen Idee des katholischen Weltreichs widmeten, so war die Herrschaft des Protestantismus in Mitteleuropa gegründet.

Aber in verhängnisvoller Zeit stand eine verkommene Generation deutscher Fürsten am Ruder — ein Geschlecht, das von den wackeren Vätern nur die zentaurischen Sitten, die starken und begehrlichen Leiber, nicht den Schwung der Gedanken geerbt hatte. Das holde Stilleben der Kleinstaaterei hob an. Hausväterlich sorgte der Landesherr für die Wohlfahrt seines Ländchens; tüchtige Domänenwirte, verständige Verwaltungsmänner, wie August von Sachsen, Christoph von Württemberg, erscheinen nicht selten. Zugleich behaupten an den Höfen Hosenteufel, Jagdteufel und Saufteufel, verflucht von den Predigern, ihr altes Regiment; die Sitten der Zeit zeigen in hochkomischen Zügen ein wunderliches Gemisch von sinnlicher Roheit und theologischer Salbung. „Gestern abermalen voll gewest, heute das Trinken auf ein Vierteljahr verredet" — solche Geständnisse und Gelöbnisse begegnen uns selbst in den Tagebüchern des trefflichen Friedrich III. von der Pfalz. Ungeheure Zechgelage, Saujagden, prunkvolle Maskenzüge wechseln ab mit Truppenübungen, wobei weitgereiste Kriegsobersten eine schwerfällige militärische Gelehrsamkeit entfalten, auch wohl zum Schlusse ein Bild der großen Hure von Babylon, mit Pulver gefüllt, in die Luft gesprengt wird. Auch der Bürger steht noch seinen Mann mit Kraut und Lot auf den üppigen Schützenfesten; aber der männliche Ernst des Waffenhandwerks geht dem friedensfrohen Geschlechte langsam abhanden. Noch freilich war die Erinnerung an die alte deutsche Kriegerherrlichkeit nicht ganz erstorben, noch galt die Teilnahme an irgendeinem Feldzuge für eine Standespflicht des fürstlichen Lebens, noch strömten alljährlich aus dem unerschöpflichen Schoße des weiten Reiches Tausende wehrhafter Männer hinaus, unwillig, daheim den Kehricht zu hüten, und verspritzten ihr Blut in den Hugenottenkriegen, den niederländischen Kämpfen. Frankreich hieß der Kirchhof des deutschen Adels. Doch nur selten verrät sich in solcher Entladung der nationalen Schlaglust eine edle politische oder religiöse Leidenschaft: deutsche Lansquenets und Reitres kämpfen in beiden Lagern der Franzosen, der Landsmann wider den Landsmann, Katholiken und Protestanten gemeinhin bunt durcheinander. Was kümmerte diese Kleinfürsten die Zukunft des Protestantismus? War doch das Kirchengut aufgeteilt zwischen ihnen und dem lutherischen Adel. Ihr Phlegma schrickt zurück vor den „geschwinden Händeln" der großen Politik, eine abergläubische Scheu vor dem Erzhause lähmt die Tatkraft. Sie betteln bei den Habsburgern um das Goldene Vlies, bei den Valois um den St. Michael, und Junker Hans Breuning von Buchenbach unternimmt jene Gesandtschaftsreise über den

Kanal, die er uns mit so unnachahmlicher Dummheit geschildert hat, um vergeblich bei der jungfräulichen Königin das Hosenband für seinen schwäbischen Herzog zu erbitten.

Die Völker ertragen leichter das Unglück als das Glück; unsere Nation verdarb in der Üppigkeit eines Friedens, der die Geister nicht versöhnte. Doch aller deutschen Leiden schwerstes war die theologische Verbildung. Es ist nicht anders, das Luthertum jener Tage stand nicht nur politisch, sondern auch sittlich tief unter dem verjüngten Katholizismus, der soeben alle seine Bekenner wie ein Heer des Glaubens in der festen Burg seiner alten, jetzt neu geordneten Hierarchie versammelt hatte. Die Versenkung des gläubigen Gemüts in Gott und die göttlichen Dinge, worin von Anbeginn die Größe und die Schwäche des tiefsinnigen lutherischen Glaubens lag, führte zur Tatenscheu, zur Abkehr von den Kämpfen des Lebens; die unsittliche Lehre vom leidenden Gehorsam sog dem Lutheraner das Mark des Willens aus den Knochen. Die Theologie blühte, die Religion verkam; fast allein die herzbewegenden Klänge des lutherischen Kirchenliedes bekundeten noch, daß der ursprüngliche Geist des Protestantismus nicht ganz erstorben sei. Wie sehnte sich der milde alte Melanchthon nach seinem letzten Stündlein, „auf daß ich erlöst werde von dem ungeheuren und unversöhnlichen Hasse der Theologen!" Mit byzantinischem Fanatismus und byzantinischer Gedankenarmut hadern die Theologen über die wie zum Hohne so genannten Konkordienformeln der Albertiner, über die dogmatischen Schrullen der ernestinischen „Betefürsten". Die Pfaffen der neuen Kirche fluchen einander hinab in die Tiefen der Hölle um der Frage willen, ob die Erbsünde auch in den Leibern der selig Verstorbenen fest hafte bis zum Jüngsten Tage. Gewiß, das religiöse Gemüt verlangt nach der allerbestimmtesten Gestaltung seiner Glaubenssätze, und wir Weltkinder einer neuen Zeit übersehen leicht, daß auch die Wildheit dieses dogmatischen Gezänks ein Zeugnis ablegt von dem heiligen Glaubensernst der Reformation. Doch wer darf darum den wahnsinnigen Haß entschuldigen, womit der bibelfeste Lutheraner die Schwesterkirchen der Reformierten verfolgte? „Der Streit der Feinde ist unser Friede", jubelten schadenfroh die Jesuiten, und die Calvinisten Hollands und der Schweiz, zu nüchtern, um den blinden Haß zu erwidern, klagten verzweifelnd über „die mehr als viehische Dummheit der Deutschen", denen der Glaube der Sakramentierer „schlimmer als der türkische" schien. Bald steht das Luthertum der alten Kirche näher als den protestantischen Genossen. Erich von Braunschweig führt seine Reisigen zu Alba, um die holländischen Sakramentsschänder zu züchtigen; die Badener, die Rheingrafen, viele andere lutherische Fürsten kämpfen im Heere der Ligue gegen die Hugenotten, und der größte lutherische Hof, der Dresdener, vermißt sich, in solcher Zeit Deutsch und Spanisch, das Evangelium und den Jesuitismus zu versöhnen. Nicht leicht wird ein Obersachse den Mut, noch schwerer

ein anderer Deutscher die Lust finden, in einem schonungslos ehrlichen Geschichtswerke ausführlich die vollendete Nichtigkeit dieser albertinischen Politik zu schildern, welche schließlich sogar den geistlichen Vorbehalt anerkannte und also die Zukunft des deutschen Protestantismus preisgab. Als der große deutsche Krieg begann, die böhmischen Protestanten am Weißen Berge erlagen, da frohlockten die kursächsischen Prediger: jetzt endlich sei dem gottverdammten Calvinismo das Haupt zertreten.

Nicht ganz so unwürdig erscheint die Haltung der westdeutschen Höfe, wo die prosaische, der Politik und der praktischen Moral zugewendete Lehre der Calvinisten die Herrschaft behauptete. Heidelberg bleibt für ein Jahrzwanzig die glückliche Heimat freier deutscher Geistesarbeit; hochfliegende europäische Pläne beschäftigen den Pfälzer Hof, er zieht den Hugenotten mannhaft zu Hilfe, er träumt sogar, das katholische Frankreich in einen evangelischen Bundesstaat umzuwandeln. Johann Casimir dichtet fromme Lieder zum Preise der Niederländer; Pfalzgraf Christoph, der Sohn Friedrichs III., fällt als ein Held des Glaubens auf der Mooker Heide. Doch ruhige Eintracht, große, zäh festgehaltene politische Gedanken, ausdauernde Tatkraft suchen wir auch hier vergeblich. Erschreckt durch das Fortschreiten der Gegenreformation, raffen sich die besseren protestantischen Fürsten endlich auf zu jenen kläglichen Verhandlungen, denen die Totgeburt der evangelischen „Union" entspringt. Ziellos schleppt sich das massenhafte Schreibwerk der Bedenken und Gegenbedenken durch viele Jahre. Die Verhandelnden nennen sich selber mit glücklichem Humor die „korrespondierenden Fürsten", zuletzt läuft all ihr Tun hinaus auf die Weisheit des wohlmeinenden Joachim Friedrich von Brandenburg: „Alle gütlichen Mittel versuchen und das übrige Gott befehlen!"

Nichts ungerechter als die wohlfeilen Anklagen, welche die protestantischen Historiker bei der Schilderung dieser Epoche wider die Gesellschaft Jesu zu richten pflegen. Die Jesuiten taten, was die Vorkämpfer der streitbaren Kirche nicht lassen durften, unsere Glaubensgenossen unterließen, was dem Deutschen, dem Protestanten die heiligsten der Pflichten geboten. Entschlossen und sicher schreitet das Werk der Gegenreformation vorwärts durch die zerfahrene protestantische Welt; Fulda und das Eichsfeld, Würzburg und Bamberg, Trier und Salzburg, Köln und Paderborn verfallen mitten im Frieden der alten Kirche. Den Protestanten, der sich in diese Zeit versenkt, überkommt noch heute eine dumpf beklommene Empfindung; wir meinen mit Händen zu greifen, wie das Verderben des Dreißigjährigen Krieges näher und näher rückt. Uns wird zumute, wie wenn am schwülen Sommermittag die schwarze Wolkenwand am Himmel steht: schon zucken ferne Donnerschläge durch die stille Luft, der sorglose Bauer läßt die gemähten Halme auf dem Felde liegen, dann bricht das rasende Wetter herein und verschlingt den Segen der Ernte.

Nur auf einer Scholle des protestantischen Deutschlands stand den Mächten der Gegenreformation eine ebenbürtige Kraft des Gedankens und des Willens gegenüber. In dem stillen Winkel des Dilltals kreuzten sich, wenn der große Schweiger und Johann von Nassau daheim weilten, die Depeschen aus Venedig und Rom, Antwerpen und Paris. Und an den Rechnungen dieser ernsten Denker hing die Freiheit der Welt. Die nüchterne Realpolitik war hier wie immer die Schützerin der Ideen. Mit rührender Treue opferte das tapfere Völkchen des Westerwaldes Hab und Leben für die niederländische Politik seiner Fürsten, und noch in unseren Tagen lebt auf den öden Bergen die Erinnerung an die Hollandsfahrten der Väter. Doch die Mehrzahl der protestantischen Fürsten blieb taub bei der beweglichen Klage des Oraniers: „Wenn wir kleinen Leute verdorben sind, dann kommen die deutschen Fürsten an die Reihe."

Es galt, dem katholischen Weltreiche sein herrlichstes Besitztum zu entreißen — denn hier ist das Indien, hier die Goldquelle des spanischen Königs, sagte ein scharfblickender Italiener. Es galt, der deutschen Nation den Zugang zum Welthandel zu eröffnen, den burgundischen Kreis, der nur dem Namen nach zu uns gehörte, in Wahrheit dem Deutschen Reiche zurückzugewinnen. Längst war dies niederländische Sonderleben dem großen Vaterlande entfremdet, seine Erhebung darf mit einigem Rechte als der höchste Triumph des deutschen Partikularismus bezeichnet werden. Bereits im zwölften Jahrhundert war hier ein Aufsteigen der nichtritterlichen Klassen erfolgt, das diesen Landen für alle Zukunft ihren bürgerlichen Charakter aufprägte. Während die Ritter im Reich ihre höfischen mittelhochdeutschen Lieder sangen, entstand am Niederrhein eine hausbackene Literatur, die nach Bürgerart nur belehren oder unterhalten wollte. Der karolingische Sagenkreis der Franzosen, nachher die lateinischen Schriften des Mittelalters wirkten kräftig auf dies Grenzland ein. Seitdem mit dem Sinken der Reichsgewalt überall in Deutschland die Mundarten wieder emporkamen, hatte sich auch Sprache und Schrifttum der niederländischen Bürger immer selbständiger gestaltet. Der Reichsadler im Wappenschild der großen burgundischen Städte bedeutete wenig; schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten sie gekämpft gegen unsere Osterlinge, triumphierend, mit dem Besen hoch am Mastbaum, die deutschen Meere durchsegelt und sich losgesagt von der Hansa. Doch jetzt, in der Todesnot des spanischen Krieges, spähten sie angstvoll umher nach fremder Hilfe; sie waren bereit, der Königin von England, sogar dem katholischen letzten Valois sich zu unterwerfen; um wie viel sicherer mußten sie sich dem Deutschen Reiche wieder einfügen, wenn bei uns eine Macht erstand, ihnen zu helfen! Die Binnenlandspolitik des deutschen Kleinfürstentums bemerkte nicht, welche Lebensfragen hier auf dem Spiele standen; der lutherischen Ruheseligkeit graute vor der Heldenkraft der Oranier, die so gar nicht hören mochte auf den geistlichen Trost Augusts von Sachsen:

„Gegen Gewalt sollt ihr den ewigen Gott von Herzen bitten und ihm die Sach' befehlen". Einzelnen kommt wohl eine Ahnung von dem großen Sinn des Kampfes. „Ihr habt uns erhalten, Ihr allein nächst Gott", schrieb Wilhelm von Hessen dem Schweiger, und Christian von Anhalt verlangte, daß die sieben Provinzen förmlich in des Reiches Schutz aufgenommen würden. Doch die erkauften deutschen Söldner, welche zumeist das Heer der Niederländer bildeten, konnten, selber jedes politischen Gedankens bar, auch die Politik der Niederlande nicht bestimmen. Zu tatkräftiger Hilfe um des Glaubens willen ermannen sich nur wenige deutsche Herren, wie die tapferen Wittgensteiner. Die meisten schauen zu mit unwandelbarer Gemütsruhe, grübelnd über den theologisch-astrologischen Gründen des wunderbaren Kampfes, wie jener selbe Landgraf von Hessen, der im Jahre 1577 den um Hilfe rufenden Oraniern bedachtsam schreibt: „Sintemal der itzo stehende Comet nicht geringe Dinge und Straff Gottes, unseres Besorgens, portendirt und androhet".

Es war die Zeit, da die Monarchie überall zu stolzem Selbstgefühl heranwuchs; hoffärtige Gedanken, dem modernen Legitismus verwandt, erfüllten die Höfe. Als das weiland stolze Lübeck dem Schwedenkönig Erich den Frieden aufkündigte, empfing es die Antwort: „Bürger und Bauern sollen ihresgleichen absagen, nicht einem Könige." Wallenstein haßte die holländischen Rebellen als die destructores omnium principum et regum. Aber auch der deutsche Kleinfürst schaute mißtrauisch auf „das wüste Gesindlein" in den Niederlanden, auf diese Bürgermeister und Stadträte, die ihrer angestammten Krone widerstanden, er fürchtete die Auflösung aller staatlichen Zucht weithin durch die Welt. Vergeblich klagte Johann von Nassau: „Ihr stellt die Tyrannei auf eine Linie mit einer christlichen Obrigkeit."

Unsere Protestanten gaben die Rheinmündungen preis und erkauften sich doch nicht den Frieden mit ihrer Friedensseligkeit. Denn zerstörend schlugen die Flammen des ungeheuren Brandes weit in Deutschland hinein. Niederländische Protestanten, flüchtig vor den spanischen Henkern, zogen tief ins Reich, bis nach Hanau. Sie bildeten in manchen Reichsstädten, wie in Aachen, eine Geusenpartei, sie gründeten in Wesel jene glorreiche Gemeinde, welche die Mutter des freien niederrheinischen Kirchenlebens werden sollte und der tapferen Stadt das ehrenvolle Lob der Jesuiten erwarb: „Genf, Wesel und Rochelle seindt des Teufels andre Höll'." Holländer und Spanier sperren wetteifernd den Rheinstrom für die deutsche Schiffahrt; jahrelang nehmen die spanischen Regimenter auf dem Marsche von Belgien nach Groningen regelmäßig den Weg durch das Jülicher Land. Als Gebieter zieht Mendoza mit spanischem Kriegsvolk heerend und bekehrend mitten im Frieden bis nach Paderborn und Münster, und der westfälische Kreis erwehrt sich der fremden Gewalttat durch winselnde Klagen über „diese hispanischen Überteufel". Ein ver-

heißender Augenblick erscheint, als Kurfürst Gebhard Truchseß von Köln zum evangelischen Glauben übertritt und also den Protestanten die Aussicht eröffnet auf die Mehrheit im Kurfürstenrate, auf die Erhebung eines Protestanten zur Kaiserwürde. Der Papst setzt den deutschen Fürsten ab, des Reiches ungefragt; von spanischen und bayrischen Söldnern vertrieben, flieht der Unglückliche nach Holland, niederländisches Kriegsvolk verteidigt ihm seinen Godesberg — und der Schwachsinn der deutschen Lutheraner nimmt solche Verhöhnung des Reichsrechts tatlos hin, denn Kurfürst Gebhard war Calvinist! Als darauf der jülich-klevische Erbfolgekrieg ausbricht, werfen Holland und Spanien sofort Garnisonen in die Festen der streitigen Lande, hausen und herrschen dort durch Jahrzehnte.

Was Wunder, daß die Kämpfer beider Parteien, die mit eingriffen in den Weltkrieg, mit grenzenloser Verachtung sprachen von einer Nation, die solches ertrug. Die deutschen Fürsten, spottet Alba, führen Adler, Löwen und Greife in ihren Wappen, aber den grimmen Tieren sind die Klauen verschnitten, sie beißen nicht. Moritz von Oranien vergleicht uns mit den Fliegen, die sich geduldig auf dem Tische totschlagen lassen, und der tapfere Publizist der Hugenotten Hubert Languet meint achselzuckend: Deutschland bleibt nach seiner Gewohnheit der träge Zuschauer unserer Trauerspiele. Eine Scham wie um selbsterlebte Schmach dringt uns noch heute zum Herzen, wenn wir die mächtige Rede lesen, die Marnix von St. Aldegonde, der Freund des Schweigers, im Mai 1578 vor dem Wormser Reichstag hielt. Tua, tua res agitur, ruft der feurige Wallone dem zaudernden Deutschland zu; er fragt, ob wir denn schlafen auf beiden Ohren, ob wir nicht sehen, daß der Hispanier uns verachte wie die Hunde, wie der Türke den Giaur — und daß am Niederrhein gekämpft wird um die Herrschaft der Meere! — Wahrlich, nicht uns steht es an, den großen Oranier zu verklagen. Er kämpfte für uns, indem er vom Reiche sich löste, er rettete eine herrliche Welt germanischen Lebens von jenem bleiernen Schlummer, der auf dem hispanischen Italien lastete, er schwächte die Macht der Habsburger also, daß sie nicht mehr siegen konnte, als auch über unser Vaterland allzuspät der Entscheidungskampf hereinbrach.

Nur dieser Niedergang der deutschen Reformation erklärt den Aufgang der niederländischen Republik. Beidlebig nennen sich die Niederländer bei Goethe, und der Ausdruck trifft zu in zweifachem Sinne. Denn zwischen Land und Wasser lebt das Volk in dieser wunderlichen Welt, wo man die Aale mit dem Pfluge aus dem schlammigen Acker gräbt, wo die Städter, nach dem alten Witzwort des Erasmus, gleich den Krähen auf den Bäumen nisten: auf dem Rost der Mastbäume, die als Fußgestell der Häuser in den bebenden Boden eingerammt werden. Auch die Gesittung und der Staat dieser Trümmerstücke des altlotharin-

gischen Reiches schwankt die Jahrhunderte hindurch zwischen der germanischen und der romanischen Welt. Frankreich behauptet die Lehnshoheit über Artois und Flandern, Deutschland das Herrscherrecht in den nördlichen Niederlanden. An Frankreichs empfindlichster Grenze, auf einem strategisch hochwichtigen Gebiete, das keiner der Nachbarstaaten dem andern gönnt, erhält sich das Sonderleben vielsprachiger Kleinstaaten, ein Verbindungsglied zwischen deutschem und welschem Wesen. Farbenreich und vielgestaltig gedeiht das Bürgertum auf dieser klassischen Stelle mittelalterlicher Städtefreiheit. Schon im dreizehnten Jahrhundert ertrotzten sich die Bürger der Hafenstädte, die Poorters, von ihren Grafen und Herzögen Freibriefe, Keuren. Ein himmelhoher Turm, der Belfried, prangt als das Wahrzeichen der städtischen Freiheit, seine Glocken rufen die Genossenschaften der angesehensten Bürger, die Vroedschappen, zum Bürgertage; ein Schulze, Schout, wahrt selbständig mit seinen Schöffen den Frieden der Stadt. Die Weltmärkte von Gent und Brügge gründen im Verein mit den kleineren Kommunen die flämische Hansa. Wie oft sind die trotzigen Genter und Brüggelinge zusammengeströmt auf ihren Freitagsmärkten, um hinauszuziehen — wohl 30 000 reisige Bürger aus einer Stadt — mit der dullen Griete und anderem riesigen Feldgeschütz gegen den Edelmann oder den Landesherrn; dann verkündete das Läuten der Rolandsglocke „Victorie in Vlaanderland". Seit dem vierzehnten Jahrhundert berufen die Grafen und Herzöge die kleinen Herren ihres Landes — Prälaten, Ritterschaften, Städte — zu Landtagen, Staatenversammlungen. Die Staaten bewilligen Beden, raten und taten in allen Landesnöten, nehmen oft für den abwesenden oder minderjährigen Grafen selber das Regiment in die Hand, wahren und mehren ihre Privilegien bei der blyde Inkomste (joyeuse entrée) jedes neu einziehenden Fürsten. Dem Landesherrn bleibt in dieser Epoche der bescheidenen Staatstätigkeit im wesentlichen nur die Heerführung, eine vorsichtige Oberaufsicht und das Recht, die städtischen Beamten aus den von den Stadträten vorgelegten Listen zu ernennen.

Ein unübersehbares Gewirr von Kräften und Gegenkräften wuchert auf unter dieser handfesten Selbstverwaltung. Lange Zeit stehen die den festländischen Händeln zugewandten Ostprovinzen fremd, fast feindselig neben dem seefahrenden Westen, der durch regen Handelsverkehr — in der Zeit der Weberkönige, der beiden Artevelde, auch durch gemeinsame Politik — mit dem nahen England verbunden ist. Noch greller tritt der Gegensatz des welschen und des deutschen Wesens, der Flandre gallicante und der Flandre flamingante, hervor. Damals wie heute geht die Völkerscheide mitten durch den Mauerring der Hauptstadt von Brabant: in der Bergstadt Brüssel die gesuchte Zierlichkeit des französischen Hofes, drunten im Tale der Senne die stolzen Gildenhäuser des deutschen Bürgers. Damals wie heute spendet Frankreich den stammverwandten Wallonen süße

Schmeichelworte. Das germanische Volkstum aber entwickelt hier auf dem Außenposten des Reiches die Eigenart des niederdeutschen Wesens mit einseitiger Schroffheit, gleichwie in Portugal unter verwandten Verhältnissen der iberische Volkscharakter seine ganze Härte entfaltete. Schwer und bedachtsam, mit gesammelter Willenskraft geht der Friese und Holländer seines Weges; unauslöschlich gräbt sich der Haß gegen den alten Stammesfeind in diese festen langrächen Seelen ein: wat walsch is valsch is, sla dood! Dabei steckt eine unverwüstliche Lust an gespaßiger Schelmerei hinter der wortkargen Derbheit: Reineke Vos, das Lieblingskind niederdeutschen Bürgerwitzes, kam in den Niederlanden zur Welt. Auch ein sozialer Gegensatz ist früh erkennbar: in dem rohen, armen Norden gilt der Adel wenig, im Süden haust ein reicher, übermütiger Herrenstand.

Die Überkraft der kleinen Gemeinwesen tobt sich aus in zahllosen örtlichen Fehden. Die Holländer kämpfen wider die Friesen, die Genter wider die Brüggelinge, die Rheinstädte wider den monopolsüchtigen Stapelplatz Dordrecht; jahrzehntelang raufen sich in Holland zwei große Parteien, die Hoecks und die Kabeljauws, in Friesland Schieringer und Vetkooper. Inmitten solcher wogenden Unruhe gedeiht ein kernhaftes Volk, gestählt im Kampfe mit den Elementen. Ungeheure Deiche schirmen die Städte vor dem alten Feinde, dem Nordwestwind, der „die großen Mannestränken", die Sturmfluten, landeinwärts treibt. Schon im zwölften Jahrhundert wagen die Flanderer kühne Kanalbauten, schon Dantes Hölle verherrlicht die mächtigen Dämme, die der Brüggeling weit in die See hinausführt. Die Lage des Landes an der Grenze zweier Meere zwingt den Seemann, erst durch die seichte Wattensee der Küste sich den Weg zu bahnen, dann am Kap der grauen Nase vorbei die Felsenküsten des Kanals entlang zu segeln; so wird er wetterfest, in jeder Art der Schifffahrt erprobt. Was er aus dem Westen heimbringt, wandert auf einem uralten Handelswege nach dem Stapelplatze des deutschen Niederrheins; das ist so alt wie der Weg nach Köln, sagt das Sprichwort. Der Gewerbfleiß, schon seit vorrömischer Zeit, seit den Tagen der wollwebenden Atrebaten und Moriner, auf diesem Boden heimisch, erreicht in den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters eine glänzende Blüte, flandrisches Tuch geht durch alle Lande, und die Contumes der großen niederländischen Plätze, noch heute eine wichtige Quelle für das Handelsrecht, erzählen, wie gewandt der niederrheinische Kaufherr alle Formen der Inhaberpapiere zu gebrauchen und zu mißbrauchen wußte. —

In dies Gewirr selbständiger Gemeinwesen schlägt endlich die Politik der Zentralisation herein, seit die burgundischen Valois die Mehrzahl der niederländischen Herrschaften unter ihrem Zepter vereinigen. Die „chevalereuse Monarchie" der Burgunder steuert gradeswegs dem Einheitsstaate zu. Der Orden vom Goldenen Vlies bindet den Adel fester an den Thron — denn wer wollte nicht als chevalier de l'ordre sein Wappenschild

in den Kirchen von Brüssel und Brügge aufhängen? — und verleiht dem Herzogshute den reichen Glanz einer königlichen Krone. Um 1437 beruft der Herzog die Staaten seiner Lande zu einem Vereinigten Landtag; diese Generalstaaten bewilligen die Beden für das gesamte Gebiet, verteilen den Betrag auf die einzelnen Provinzen; sie werden häufiger, zuletzt fast alljährlich versammelt, da die Not der Kriege zu wiederholten Steuerforderungen zwingt. Sehr langsam jedoch wachsen die kleinen Fürstentümer zu einem Staate zusammen. Der Landesherr ist kraft besonderer Rechtstitel Herzog von Brabant, Markgraf von Antwerpen, Graf von Holland und Zeeland; er darf keine Ausländer als Beamte anstellen, d. h. keinen Holländer in Brabant, keinen Wallonen in Zeeland. Für das Gesamtgebiet kennt das Staatsrecht nicht einmal einen Namen, die Plakate reden unbestimmt von den Landen van herwaerts over, den pays de par-deçà. Auch die Generalstaaten gleichen mehr einem Kongreß von Gesandten selbständiger Mächte als dem Reichstag einer Monarchie. Einzelne Provinzen bleiben nach Belieben daheim, jede Provinz stimmt als ein Ganzes mit einer Stimme, die Minderheit der Landschaften pflegt nach langen Verhandlungen freiwillig der Meinung (het gevoelen) der Mehrheit sich anzuschließen, auf daß der Friede nicht gestört, die Souveränität der Provinzen nicht geschmälert werde.

Der Schwerpunkt der burgundischen Macht ruht durchaus in den Südprovinzen. Hier lag Löwen, die ruhmreiche Hochschule; hier malten die Gebrüder van Eyck die Anbetung des Lammes; hier entstanden, reicher als die Kirchen, die prächtigen Stadthäuser, um deren Fenster der üppige Flamboyantstil seine phantastischen Ranken schlingt. Von dem prahlerischen Glanze des Brüsseler Hofes erzählen noch unseren Tagen die Grabmäler Karls des Kühnen und seiner schönen Tochter; unter den leichtfertigen Weltkindern des burgundischen Hofadels entstand das Dekameron der Franzosen, die geistreich frivole Sammlung der cent nouvelles. Die Generalstaaten tagten zumeist in Mecheln oder Brüssel; Brabant führte den Vorsitz und zahlte ein Viertel der Gesamtsteuern, während Holland nur ein Zwölftel, Zeeland ein Achtundvierzigstel beitrug. Das Brabanter Land regierte der Landesherr unmittelbar; an der Spitze der anderen Provinzen standen Statthalter, einflußreiche Große, welche das Heer der Provinz führten, das Ansehen des Landesherrn wahrten und zugleich die Anliegen der Provinz bei ihm verteidigten, den kleinen Mann in den Städten nach monarchischer Pflicht gegen die Willkür der Patrizier, die in den Provinzialstaaten nicht vertretenen kleinen Städte gegen die herrischen großen Kommunen beschützten.

Die Habsburger erbten die Macht und die Einheitspolitik der Valois. Keizer Karel de Vyfde ist noch heute der Abgott jedes rechten Brüsselers; denn trefflich wußte der große Staatsmann „diese harten flandrischen Köpfe" zu leiten. Er brachte Geldern, Friesland, Groningen, Overyssel

zu den burgundischen Landen hinzu und vollendete also das Reich „der siebzehn Provinzen". Ein Genter Kind, französisch erzogen, ward er in den Tagen seiner Größe durchaus zum Kastilianer und verstand dennoch die rätselhafte Kunst, in unnahbarer Höhe wie ein Halbgott über seinem Weltreiche zu stehen, keinem der Völker, die er beherrschte, kurzweg als ein Fremder zu erscheinen. Den Flanderern war und blieb er der Landsmann, sie sonnten sich an dem Glanze seiner Macht; ihre Schiffe segelten frei in die hundert Häfen des Kaisers. Antwerpen wurde rasch der erste Handelsplatz von Nordeuropa, holte aus Lissabon und Sevilla die köstlichen Waren beider Indien, raubte den Venetianern die Vorhand für den orientalischen Handel. Die großen Geldmächte der Epoche, die Fugger und die Welser, schlugen ihre Kontore an der Schelde auf, und wie herrlich in dieser Welt des Reichtums die neue Kunst der Italiener gedieh, das bezeugt uns noch jener edle Renaissancebau, das Rathaus von Antwerpen, oder da und dort in entlegener Gasse ein alter Kaufherrnpalast, der die Schrecken der spanischen Furie überdauert hat. Eine schöpferische Verwaltungspolitik darf niemand erwarten von diesem Kaiser, der über die halbe Erde gebot und dennoch in ungezähmter Herrschergier das plus ultra! auf sein Banner schrieb. Er lebte in den weltumfassenden Plänen seiner auswärtigen Politik; die Frage, was er zu tun habe für die Wohlfahrt seiner Völker, ist niemals vor seinem Geiste aufgetaucht. Immerhin hat er in seinem Geburtslande mit berechnender Klugheit geschaltet. Er demütigte das unruhige Gent, erbaute dort und in Utrecht eine Zitadelle, um die trotzigen Bürger zu bändigen; er bestimmte, daß fortan keine Stadt ihren Bürgern eine Akzise auflegen dürfe ohne die Genehmigung des Kaisers. Jenes anspruchsvolle „große Privilegium", das sich die Staaten von Holland einst von der burgundischen Maria ertrotzt, ward nicht erneuert. Dennoch verfiel der Kaiser keineswegs einem nivellierenden Despotismus, er suchte die Staatseinheit der siebzehn Provinzen zu erreichen auf dem sichersten Wege: durch die Verstärkung der Macht der Generalstaaten. Karl berief die Generalstaaten häufig, um die hohen Steuern durchzusetzen, und legte ihnen sogar seine Friedensschlüsse vor, desgleichen zahlreiche allgemeine Gesetze, die der erweiterte Kreis der modernen Staatswirksamkeit verlangte — so das treffliche Plakat über das Bettlerwesen.

Ein Landvogt, den Statthaltern der einzelnen Provinzen vorgesetzt, vertrat den Kaiser, und Karl ehrte seine Heimat, indem er zwei bedeutende Frauen aus königlichem Blute nacheinander mit der Oberstatthalterwürde betraute. Neben dem Landvogt stand ein beratender Staatsrat, gebildet aus den Großen des Landes, die nebenbei durch Gesandtschaften und andere kostspielige Staatswürden beschäftigt und in Schulden gestürzt wurden. Die Kraft der Zentralgewalt lag in zwei mit abhängigen Beamten besetzten Verwaltungskollegien, dem Finanzrat und dem Geheimen

Rat. Der Hof von Mecheln bildete die höchste Instanz für die Gerichte der Lande; in derselben Stadt saß die Rechenkammer für die Niederlande. Ein Feldherr, bekleidet mit dem spanischen Titel Generalkapitän, befehligte die Heere der Provinzen, ein Admiral die Flotte; da Holland sich weigerte, seinem Statthalter die Führung der holländischen Flotte zu entziehen, so befahl Karl einlenkend, der Statthalter von Holland solle stets der Admiral der Niederlande sein. Der Kaiser befreite Flandern und Artois von der Lehenshoheit der französischen Krone, er riß die Provinzen des Nordostens aus dem Verbande des westfälischen Kreises und erhob durch den Augsburger Vertrag (1548) die siebzehn Provinzen zu einer staatsrechtlichen Einheit: sie bildeten fortan den burgundischen Kreis, genossen den Schutz des Reiches, aber nahmen nur durch die Zahlung von Reichskriegssteuern an dem deutschen Staatsleben Anteil. Ein Jahr darauf bestimmte die Pragmatische Sanktion, daß diese Länder immer von einem Fürsten besessen und in einer Masse gehalten werden sollten. Da der unfruchtbaren Staatskunst der Habsburger in zwei Jahrhunderten nicht gelang, Katalanen und Kastilianer zu einer Nation zu verschmelzen, so durfte vollends hier in dem Lande der nationalen Gegensätze die Einheitspolitik des Kaisers nicht auf augenblickliche Erfolge zählen: zweimal schlug Karl den Provinzen vor, eine Union unter sich zu bilden, und zweimal widersprachen die niederdeutschen Landschaften, die dem welschen Hofe nicht trauten. Doch verfolgte man die karolinische Politik der Umsicht und der Schonung weiter, so blieb wohl möglich, daß auf diesem Boden ein starkes Mittelreich entstand, das den Franzosen die altburgundischen Provinzen, den Deutschen die jülich-klevischen Landschaften — zwei alte Ziele der spanischen Ländergier — entreißen konnte: ein Staat, der freilich dem habsburgischen Weltreiche zuletzt selber gefährlich werden mußte.

Nur ein ernstes Leiden bedrückte die glücklichen Lande: die Religionsverfolgung. Schon an der Gedankenarbeit der Vorreformation hatte die Schule von Deventer und die ernsten niederdeutschen Denker Wessel, Agricola, Groote rührig Anteil genommen; dann trugen der Handelsverkehr und die deutschen Feldprediger der kaiserlichen Regimenter früh die neue Lehre in das Rheindelta. Der Kaiser aber führte das Wormser Edikt, das in Deutschland unmöglich blieb, in seinen Erblanden mit erbarmungsloser Strenge aus. In Belgien fielen die ersten Blutzeugen des evangelischen Glaubens (1523), und wie in genialer Ahnung der großen Zukunft der Niederlande sang Luther auf die Kunde von dem Flammentode der tapferen Antwerpener Augustinermönche das herrliche siegesfrohe Lied: „Der sommer ist hart für der tür, der winter ist vergangen, die zarten blümlin gen herfür; der das hat angefangen, der wird es wohl vollenden." Ein grausames Ketzerplakat folgte dem anderen, Tausende von Protestanten ließ der Kaiser hinrichten, sein Regiment ebnete hier wie in Spanien den Weg für Philipp II. Doch von Gewissensfreiheit stand nichts

in den Freiheitsbriefen der Provinzen; noch war die Teilnahme, welche die neue Lehre im Lande fand, weder tief noch allgemein. Die Verfolgten zählten zumeist zu den leidsamen Lutheranern oder zu jenen wiedertäuferischen Schwarmgeistern, welche den besitzenden Klassen unheimlich blieben; die Masse des Volkes, versenkt in Arbeit und Genuß, ertrug den kirchlichen Druck ohne nachhaltigen Widerstand. Und zeigte sich ja in einigen Provinzen, wie in Holland und Zeeland, eine drohende religiöse Erregung, so wich der Kaiser staatsklug einen Schritt zurück, befahl seinen Inquisitoren, dem heißen Boden fern zu bleiben. —

Man verkennt den Charakter Philipps II., wenn man ihm zutraut, er sei in vermessener Willkür darauf ausgegangen, das öffentliche Recht der Niederlande umzustoßen; er wollte — was selbst die berühmte Beschwerdeschrift des unzufriedenen Adels zugesteht — lediglich das Werk des Vaters, die Politik der Staats- und Glaubenseinheit, weiterführen. Woher aber die furchtbare Erregung, die sich rasch des Landes bemächtigte? Den wichtigsten Grund nennen die Edelleute selber in jenem Requeſt: la différence de l'un temps à l'autre. Die alte Politik war unmöglich in einer neuen Zeit. Der Protestantismus fand jetzt erst den rechten Weg zu den Herzen des niederländischen Volkes, seit hugenottische Prediger die strenge Lehre Calvins verkündigten. Nun klangen Marots Lieder, nun hieß es hart und unerbittlich: tailler ne te feras image de quelque chose que ce soit! Schauet sie an, die Bilder der Helden des Calvinismus in der Genfer Bibliothek, der Ruhmeshalle der reformierten Kirche. Männer aus allerlei Volk und doch den Söhnen eines Stammes gleichend: ein fürchterlicher Ernst spricht aus den markigen Zügen, alle Kräfte der Seele erscheinen beherrscht, aufgezehrt von der einen köstlichsten, dem Willen. Solche Menschen erzog die finstere Lehre von der Gnadenwahl und der Unfreiheit des Willens. Während also die streitbarste Sekte der Protestanten am Niederrhein sich verbreitete, bestand in Deutschland bereits die bedingte Glaubensfreiheit des Religionsfriedens; die Frage ward laut, warum nicht auch den Staaten der siebzehn Provinzen wie den Fürsten des Reichs die Autonomie in Kirchensachen zustehen solle. Der König aber war Kastilianer; sein Spanien galt ihm als „die heilige Monarchie", berufen, das Schifflein Petri durch die Sturmflut der Ketzerei hindurchzusteuern. Für andere politische Gedanken war kein Raum in dem engen Kopfe des düsteren Mönches. Abweisend, mit dem steifen Dünkel seiner Nation stand er jedem fremden Volkstum gegenüber. Er ahnte nichts, gar nichts von den großen Dingen, die in den Niederlanden sich vorbereiteten, er verließ die Provinzen in dem Augenblicke, da die Stimmung dort bedrohlich ward, und beleidigte noch zum Abschied den Gefährlichsten vom Adel, den Oranier.

In der Hand dieses Königs erschien die burgundische Einheitspolitik, die selbst unter Kaiser Karl den Sondergeist der Provinzen noch nicht ge-

bändigt hatte, schlechthin als Despotismus, als Fremdherrschaft. Auch wohltätige Werke der monarchischen Zentralisation erregten Verdacht und Unwillen. Albas Kriminalordnung, heute von den Kennern als ein Meisterwerk gepriesen, galt als ein Eingriff in die Rechte der Provinzen; und als der Hof von Mecheln die Keuren der Kommunen einforderte, um das Gemeinrecht des Landes zu kodifizieren — wer mochte da trauen? wer fürchtete nicht, daß beim Einschreiben die Kernsätze der Freiheitsbriefe verlorengehen würden? Durch die Errichtung von 14 neuen Bistümern dachte die Krone zugleich, getreu dem Geiste der burgundischen Fürsten, die Provinzen zu befreien von auswärtigen Gewalten, von dem Einfluß der Erzbischöfe von Köln und Reims; doch das aufgescheuchte Mißtrauen des Landes bemerkte nur den Versuch, die Geister zu knechten. Der König wollte weder, wie sein kluger Vater getan, auf die Generalstaaten sich stützen, noch, wie der Oranier anfangs vorschlug, den Staatsrat zur leitenden Behörde erheben und also den hohen Adel für die Monarchie gewinnen: — das hieße die Krone in ein Dogenamt verwandeln! Er stieß die popularen wie die aristokratischen Kräfte zur Seite und herrschte durch persönliche Vertraute, zuerst durch den übermütigen Granvella und dessen Kreaturen, dann durch den blutigen Landvogt Alba. Den Privilegien zuwider lag fremdes Kriegsvolk im Lande — Spaniarden, Sarazenen und andere Heiden, wie man in Holland klagte — Ausländer traten in hohe Ämter. Die Masse murrte und darbte; schwere Hungerjahre, die Sturmvögel aller Revolutionen, stellten auch hier sich ein. Während der Kaiser in bedenklichen Tagen den Eifer seiner Glaubensrichter vorsichtig gezügelt hatte, wurden jetzt in einer neuen Zeit die grausamen Ketzerplakate mit unbeugsamer Härte vollstreckt, die Beschlüsse des Tridentiner Konzils, die selbst das katholische Frankreich nicht anerkennen wollte, als Staatsgesetze verkündigt. Die Inquisition, die schon unter dem Kaiser in einzelnen Provinzen bestand, errichtete jetzt ihre Tribunale in jeder Bischofsstadt — und was mußte sie unter diesem Spanier bedeuten? War denn nicht weltbekannt, daß sie in Madrid weit mehr der Krone als der Kirche diente, daß sie der Vollgewalt des absoluten Königtums die wirksamste Waffe war?

So ward das Tor geöffnet für die wirrenreichste der Revolutionen, die mit einer Verschwörung des welschen katholischen Adels begann und mit dem Triumphe des deutschen protestantischen Bürgertums endigte. Die Erhebung trug von Haus aus einen konservativen, nationalen Charakter. Man verteidigte das heimische Recht gegen unheimische Gewalt, das historische Sonderleben der Provinzen gegen die monarchische Zentralisation; und wenn man mit großen Worten von Freiheit sprach, so dachte man dabei vorerst nichts anderes, als was der deutsche Buchhändler meinte, wenn er auf seine privilegierten Druckwerke schrieb „mit Kaiserlicher Majestät allergnädigster Freiheit." Aber mit diesen konservativen

Gedanken verband sich das revolutionäre Verlangen: Schutz für den Calvinismus! Und in dem gereinigten Glauben lag schon der Keim einer neuen menschlicheren Staatslehre. Gott hat einen Bund geschlossen mit seinem gläubigen Volke; das Volk unterwirft sich dem Fürsten, solange er selber diesem Bunde, dem Gesetze, treu bleibt: — mit solchen Sätzen begründeten die politischen Denker der Hugenotten das Recht des Widerstandes, unter allen am kühnsten der Freund des Oraniers, Hubert Languet. Widerstrebend griffen auch die Niederländer endlich zu diesem natürlichen Rechte, dieser wet der naturen, als zu einem Notbehelf empor — doch ohne die letzten Folgerungen zu ziehen. Für den Gedanken der Volkssouveränität war kein Raum in dem streng aristokratischen Staatsbau, und die ganz praktische, ganz auf das Nächste gerichtete Bewegung vermied vorsichtig, ein gleiches Recht für alle Völker zu verkünden. So steht die Erhebung der Niederlande, das Kind einer Übergangsepoche, mitteninne zwischen den ständischen Kämpfen des Mittelalters, die eine Frage des positiven Rechts durch einen bewaffneten Zivilprozeß entscheiden, und den modernen Revolutionen, die ein angeborenes Recht der Völker behaupten und durch eine weltbürgerliche Propaganda zu verbreiten suchen.

Gräßliches war schon geschehen, als der Adel seine Beschwerdeschrift an die Krone richtete. Die Glaubensrichter verzweifelten schier an dem verstockten Volke, man warf die Ketzer geknebelt auf den Scheiterhaufen, damit sie nicht durch Psalmensang und gläubige Predigt die Gaffer aufregten; selbst Kinder sprangen gottbegeistert in die Flammen: „Wollt ihr mit in das neue Jerusalem?" Trotzdem blieb noch im Frühjahr 1566 die Versöhnung möglich. Es war der Fanatismus der Protestanten selber, der den Streit zum Äußersten trieb. Erst als die Tausende auf freiem Felde den glühenden Worten der Reiseprediger horchten und dann in jenen sechs schrecklichen Sommertagen der Wahnsinn des Bildersturmes durch die Städte raste — da erst ward der Friede undenkbar. Dem Protestanten ziemt nicht, diese Tatsache zu bemänteln, noch zu leugnen, daß auch später noch unwürdige Demagogen, die Imbize und Nyhove, ihr Wesen trieben unter den Evangelischen. Der Denker erkennt gerade in solchen Greueln das Walten der historischen Notwendigkeit. Eine große Idee setzt sich nicht durch im Völkerleben, wenn sie nicht auch die Mächte der Sünde, der rohen Leidenschaft für sich aufzubieten vermag. Ohne jene wütenden Rotten, die in Antwerpen und Gent ihre Stiefel schmierten mit dem geweihten Öle und den Leichnam des Herrn mit Füßen traten, wäre der Protestantismus am Niederrhein doch nicht gerettet worden, obschon dies Toben alle edlen Calvinisten empörte und für den Augenblick der protestantischen Sache unzweifelhaft schadete. Nur ein Glaubenseifer, der in unreinen Seelen zur Wut entartete, war stark genug, der Inquisition zu widerstehen.

Nun erst kam Alba als der Rächer; sein sinn- und zweckloses Wüten

zertrat die Blüte des Landes. In Scharen strömten die Auswanderer, an die hunderttausend, aus dem gastfreundlichen Handelsstaate, der von alters her gewohnt war, die Arbeitskräfte aller Länder bei sich aufzunehmen. Unvergeßlich bleibt das Bild des blutigen Duc dem Volke von Holland; wilde Volkslieder schwören ihm Rache: „De uns dit hefft gesungen, Duc's galgen is entsprungen!" Zugleich treten die letzten Forderungen des zentralisierenden Absolutismus klar hervor. Der Rat der Unruhen, nach dem Muster der englischen Sternkammer gebildet, entzieht die Niederländer ihren gesetzlichen Richtern; und der Landvogt behält sich selber die Entscheidung vor über solche Verbrechen, die nicht bewiesen werden können. Im Jahre 1569 stellt Alba den Staaten das Ansinnen, daß sie drei permanente Steuern von unberechenbarem Ertrage bewilligen — das will sagen: auf ihr Steuerbewilligungsrecht verzichten sollen. Und welche Steuern! Den zehnten Pfennig von jedem Warenverkaufe, jene selbe Alcavala, die in Spanien den Handel vernichten half und der frühreifen, praktischen volkswirtschaftlichen Bildung der Niederländer augenblicklich als eine Ungeheuerlichkeit erschien.

Es war ein europäischer Krieg; im festen Bunde standen die Protestanten Frankreichs und der Niederlande zusammen — denn „wir sind allzumal", so ruft ein Hugenott, „die Proskribierten des Römischen Stuhls." Der Schlag der Bartholomäusnacht ward am Niederrhein so schmerzlich empfunden wie an der Seine. Schauen wir schärfer in dies Gewirr, so erkennen wir leicht, daß von vornherein das überwiegend katholische, von dem Klerus und dem Adel beherrschte Wallonenland andere Wege ging als der protestantische, bürgerliche, germanische Norden. Den beiden Stämmen war im Grunde nichts gemein als der Haß gegen die Spanier, so gestand später Grotius, und ohne die Bluttaten Albas, die abermals den gemeinsamen Haß erweckten, wäre die Trennung vermutlich noch früher erfolgt. Wieder einmal trat jener rätselhafte Gegensatz von Süd und Nord hervor, der unter den mannigfachsten Formen überall gilt, in Nordamerika wie in Deutschland und Italien, und in den Niederlanden schon zur Römerzeit bei dem Aufstande des Claudius Civilis sich offenbart hatte. Der Süden leicht entflammt, rasch auf dem Platze und rasch entmutigt, der Norden langsam erwachend, doch ausharrend bis zum Ende. Im Süden Egmont, der glänzende, liebenswürdige und doch leere Mensch, im Norden der Oranier, saevis tranquillus in undis.

Ernst, Nachdruck, Ordnung kam dem haltlosen Aufstande erst mit dem Jahre 1572, seit die streng protestantischen Provinzen Holland und Zeeland mit gesammelter Kraft in die Reihen der Rebellen traten. Zu derselben Zeit, da die Edelleute in Brüssel den phantastischen Geusenbund stifteten, hatte in Antwerpen eine andere Versammlung, der „Verband der Konsistorien" getagt — minder glänzend, minder beachtet von der Nachwelt, doch weit folgenreicher als jene Adelsverschwörung. Hier zuerst

versuchte man eine protestantische Landeskirche zu gründen; seitdem drängten sich in rascher Folge die Kirchentage der Calvinisten, bald in holländischen Kommunen, bald in befreundeten deutschen Städten, in Emden oder Wesel. Durch die rührige Arbeit der Theologen wurde die ungeheure Mehrheit des Volkes von Holland und Zeeland gänzlich dem Protestantismus gewonnen. Die beiden Provinzen stifteten einen engeren Bund: die „nadere Unie" verbot jeden katholischen Gottesdienst in ihrem Gebiete, und — diese partikularistische Unduldsamkeit von Holland und Zeeland sollte den duldsamsten Staat der Welt gründen! Hier stand die Wiege der niederländischen Freiheit. Hier allein trat dem unbeugsamen Willen des Königs eine gleich unerbittliche Kraft gegenüber, hier allein erklang auf das Wort des Despoten: „Lieber keine Untertanen als ketzerische" die rechte Antwort: „Lieber verdorbenes als verlorenes Land." Und mit dem sicheren Instinkt der Verzweiflung findet man hier auch sogleich die rechte Waffe für den ungleichen Kampf: das seekundige Nordniederland spielt, auf Colignys Rat, den Krieg auf das Meer hinüber. Die Wassergeusen — zumeist Seeleute aus Holland und Zeeland — lauern hinter den Inseln der Rheinmündungen den spanischen Orlogsschiffen auf, die Flotte erringt den ersten großen Erfolg des Krieges durch die Eroberung von Briel. Seit diese calvinischen Lande so bedeutsam hervortraten, verschob sich gänzlich der Schwerpunkt des Streites: die Religionsfrage, bisher eine unter vielen, ward zur entscheidenden Frage. In allem anderen konnte König Philipp nachgeben, wie er denn wirklich später den zurückgewonnenen Provinzen größere Rechte gewährt hat, als sie je vorher besessen; nur von dem Grundsatz, der die weite Welt beherrschte: une foi, une loi, un roi — durfte der katholische König nicht weichen. Es ist der Ruhm des Oraniers, daß er diesen entscheidenden Punkt erkannt und darum jeden noch so lockenden Friedensversuch der Spanier durchkreuzt hat.

Fünf Jahre hindurch, bis 1576, trugen Holland und Zeeland die Last des Widerstandes fast allein. Welch ein Auftritt in der Kirche von Leyden, als die „schwarze Hungersnot" vier Monate lang in der Dulderstadt des Calvinismus, der Magdeburg der Niederlande, gewütet hatte und nun endlich die Flut, einbrechend durch die zerstochenen Deiche, die Schiffe der Wassergeusen herbeiführte: da strömten in den Dom die hohlwangigen Gestalten der Belagerten und die verwegenen Gesellen von der Flotte — „lieber türkisch als päpstisch", stand auf ihren Hüten geschrieben — und das Siegeslied der Protestanten brauste durch die Hallen, bis plötzlich der Gesang verstummte und die harten Menschen, überwältigt von der Gnade Gottes, in lautes Weinen ausbrachen. Derselbe Todesmut lebte in den tapferen Bürgern von Naarden und den handfesten Weibern von Haarlem. Die kühnsten Protestanten aus dem Süden eilten hinüber in das Heer des Nordens: Treslong und La Mark und der beste der Wallonen, Marnix von St. Aldegonde, der Dichter des Liedes Wil-

helmus van Nassauwen. Unmenschliche Wut entflammt beide Parteien: noch heute verehrt der belgische Katholik seine Märtyrer von Gorkum, die der holländische Ketzer unter Qualen mordete. Wie Trommelwirbel und Trompetengeschmetter klingen die Geusenlieder:

Slaet op den tromele van dirre dom does,
Vive le geus! is nu de loes.

Selbst auf den Schaubühnen der Meistersänger der Rederykerkammern poltert der kampflustige Glaubenseifer. Der Handwerker spielt jetzt neben der alten moralischen Allegorie und dem amoureus liedje auch politische Tendenzstücke. Katharina von Medici tritt auf, eine Schlange in der Hand, „der blutgierige Rat" Kardinal Guise schürt das Feuer mit einem mächtigen Blasebalg, zuletzt erscheint die „Strafe Gottes" und fegt mit Rutenstreichen die Frevler auseinander. — So ward durch namenlose Leiden und wunderbare Siege der Grund gelegt für ein neues Volkstum. Das stolze Selbstgefühl einer jungen Nation redet schon aus dem Vertrage von 1576, wodurch die Union zwischen Holland und Zeeland abermals befestigt wurde: die Staaten rühmen sich, daß sie den Krieg geführt „ohne einige Hilfe von fremden Herren oder Potentaten, zur großen Verwunderung und zum ewigen Lob und Ruhm vor aller Welt."

Dem rasch erstarkenden nordniederländischen Volkstum stand eine unschätzbare politische Macht zur Seite: das Haus Oranien — dies Makkabäergeschlecht des Calvinismus, das in vier Generationen bis zum Aussterben des Hauptstammes keinen Sohn erzeugt hat, der nicht ein Held war und ein Protestant. Nur ein einziger ging ruhmlos zu Grabe: jener unglückliche älteste Sohn Wilhelms des Schweigsamen, den König Philipp nach Spanien entführen und dort sittlich morden ließ. Selbst in den Bastarden der Oranier, den Nassau-Ouwekerk, lebt das Talent, die Heldenkraft des großen Geschlechtes. Wer kann ohne Rührung in Amsterdam das alte Bild betrachten, das die vier Brüder Wilhelms „des Alten" darstellt? Breit und behäbig erscheint Johann, der bedachtsame Diplomat der werdenden Republik, der kernhafte Mann, der mit seinem gesunden Verstande alsbald das Wesen protestantischer Freiheit durchschaute, Bücher und Volksschulen als die wirksamste Waffe wider das Papsttum empfahl; daneben die drei jüngsten, weibliche Helden, die aus braunen Augen feurig in die Welt schauen. Schon im Anfange des Krieges fiel Graf Adolf bei Heiligerlee, und seine Grabschrift beklagt nur das eine, daß er dahinging, von einem unbekannten Krieger erschlagen, und kein herrlicher Feind unsterblichen Ruhm davonträgt von seinem Tode. Dann fanden Ludwig und Heinrich auf der Mookerheide den Heldentod; trauernd saß die alte Mutter Juliane Stolberg daheim auf der Dillenburg und betete für ihren ältesten und größten Sohn, den dereinst auch die Kugel des jesuitischen Mörders treffen sollte.

Nach den Irrgängen einer keineswegs fleckenlosen Jugend war Wilhelm jetzt zum Manne gereift, seit 1573 zum Calvinismus übergetreten, der geborene Herrscher, der einzige, der obenauf blieb in dieser brandenden Bewegung, während alle anderen Kämpfer, die Alba, Anjou, Matthias von Österreich, nur wie Schattengestalten auftauchten und wieder versanken. Er war Statthalter von Holland kraft königlicher Ernennung; dann übertrugen ihm die beiden vereinigten Provinzen den Oberbefehl und die Ausübung der Grafenrechte für die Zeit des Krieges — eine militärische Diktatur, deren bescheidene Befugnisse mehrmals geändert und beschränkt wurden und nur in der Hand eines großen Mannes etwas bedeuteten. Sogleich ward der feste Bund zwischen der Demokratie und der oranischen Tyrannis geschlossen, der die Geschichte der Niederlande bestimmen sollte. Was Wilhelm in seiner Apologie versprach: je serai toute ma vie populaire — das hat er gehalten in zwiefachem Sinne: er verteidigte die Landesfreiheit gegen die Spanier, und er beschützte, nach der alten Überlieferung des Statthalteramtes, die niederen Klassen gegen die Herrschsucht der Stadträte. Er setzte durch, daß auch die kleinen Städte in der Staatenversammlung vertreten wurden; er wollte jeden neuen Bundesvertrag den Handwerksgilden und den Schutterven, den tapferen Schützenbünden der Bürger, zur Genehmigung vorlegen; er forderte kräftiges Einschreiten der Staaten gegen jede Stadt, welche der Union Geld oder Truppen weigerte. Die Masse, immerdar empfänglich für den Anblick echter Heldengröße, hing mit unwandelbarer Treue an dem oranischen Hause. Aber schon jetzt ließ sich erkennen, daß der Kampf zwischen der demokratischen Tyrannis und dem aristokratischen Partikularismus immerdar ein unentschiedenes Ringen bleiben werde. Der Oranier vermochte nicht zu hindern, daß die städtischen Patrizier, die Unruhe der Zeit benutzend, den Einfluß der Bürgerschaften und des flachen Landes zurückdrängten, und niemals gelang ihm, alle diese selbstherrlichen Stadträte unter einen Hut zu bringen. Amsterdam vornehmlich blieb durch lange Jahre auf spanischer Seite.

Noch immer kämpften Holland und Zeeland „im wahren Dienste Sr. Majestät als Grafen von Holland", der Wahlspruch der Oraniers hieß noch: pro lege, rege, grege. Als die Staaten die Hohe Schule in Leyden gründeten zur Belohnung für den Heldenmut der Bürger, da wurde die Stiftungsurkunde ausgefertigt — im Namen des katholischen Königs. Von solchen wunderlichen juristischen Fiktionen abzugehen war vorderhand unmöglich, weil die Zukunft der Lande noch in tiefem Dunkel lag. Unzweifelhaft hielt sich der Oranier zwei Wege offen. Er übersah die religiösen Händel mit dem Blicke des Staatsmannes, er hoffte auf eine Zeit wahrhafter Duldung, auf das Nebeneinanderleben zweier Bekenntnisse in einem Staate: — erhabene Gedanken, die einen Marnix, einen Beza begeistern mochten, doch der Masse der Zeitgenossen unver-

ständlich blieben. Darum gab Wilhelm den Plan nicht auf, allen siebzehn Provinzen die Unabhängigkeit zu erobern. Doch zugleich wollte er die engere Union der beiden streng protestantischen Provinzen bewahren als ein letztes Bollwerk gegen die Spanier. Wider Erwarten brachte das Jahr 1576 noch einmal eine Erhebung des gesamten Gebietes; die Söldlinge des Königs meuterten, die spanische Furie brauste über das Land, alle Provinzen griffen zu den Waffen, um sich der Wütenden zu erwehren. Meisterhaft verstand der Oranier die neu aufflackernde Erregung zu benutzen. Die Generalstaaten traten zusammen unter seiner Leitung, sie bildeten ein Heer und eine Kasse; der Genter Friede und zwei zu Brüssel abgeschlossene Unionsverträge vereinigten für einen Augenblick den Süden und den Norden, versprachen Schutz und Duldung für beide Bekenntnisse. Aber Holland und Zeeland hielten ihren Bund im Bunde aufrecht, weigerten sich, einen anderen Glauben neben ihrer calvinischen Landeskirche zu dulden. Und sofort ward offenbar, daß auf die katholischen Wallonen kein Verlaß sei; der Klerus und der Adel des Südens, von jeher dem Oranier verfeindet, drängten zum Abfall. Am 6. Januar 1579 schlossen die wallonischen Provinzen den Sonderbund von Artrecht, bald darauf unterwarfen sie sich wieder gänzlich der spanischen Krone.

Während dieser Abfall der Wallonen sich vorbereitete, mußten Holland und Zeeland auf ihre Sicherheit bedacht sein. Elisabeth von England hatte längst ihren Glaubensgenossen geraten, nur ein Bund des gesamten Nordniederlands könne sie schützen. Gelderland beherrschte die Vormauer des Nordens, die vier großen Ströme. Auch die anderen Provinzen nördlich des Rheins, erst durch Karl V. erworben und der habsburgischen Herrschaft noch nicht gewohnt, ließen sich leicht für einen durchgreifenden Entschluß gewinnen. Der alte Haß des Nordens gegen das welsche Wesen trat wieder drohend hervor; in den Staaten von Utrecht und Geldern forderte man laut, daß die Generalstaaten nur in niederdeutscher Sprache verhandeln sollten. — Wilhelm überließ diese Unterhandlungen seinem Bruder Johann, dem Statthalter von Gelderland; er selbst mußte um alles den Schein vermeiden, als ob er den für alle siebzehn Provinzen geltenden Genter Frieden, sein eigenes Werk, untergraben wolle. Insgeheim von dem Bruder unterstützt, brachte Graf Johann am 28. Januar 1579 ein Verteidigungsbündnis der nordniederländischen Staaten, die Utrechter Union, zustande. Seitdem beginnt die unerhört verworrene Lage sich zu klären; der Krieg wird zum bellum sociale, wie Grotius ihn nennt. Die tapferen katholischen Wallonen bilden fortan den Kern der spanischen Heere, sie ringen mit dem Norden um den Besitz der flandrisch-brabantischen Mittelprovinzen. In den vereinigten Nordniederlanden dagegen erkennen wir bereits die Umrisse eines neuen Staates.

Aber auch nur die Umrisse. Denn daß die Utrechter Union selber dereinst für eine Staatsverfassung gelten würde, hat keiner ihrer Stifter geahnt. Sie war ein Kriegsbündnis, geschlossen zwischen souveränen Staaten, um die Spanier zu vertreiben und die Freiheiten der Staaten zu verteidigen; der völkerrechtliche Charakter des Vertrags tritt besonders im Artikel 11 hervor, wo sogar auswärtigen Mächten der Eintritt in die Union offen gehalten wird. Allerdings verpflichten sich die Lande, zu ewigen Tagen beieinander zu bleiben, als ob sie eine Provinz wären. Sie versprechen mit holländischer Gründlichkeit, den Vertrag zu halten „sonder dar jegens to doen, doen doen, noch gedogen gedaen te worden", sie lassen alle Statthalter, Beamten und städtischen Genossenschaften die Union beschwören. Aber ob die heiligen Gelöbnisse gehalten würden, das lag am letzten Ende in dem Belieben der Provinzen. Die Monarchie war das unentbehrliche und, bevor Philipp zu wüten begann, auch heilsame Band der Einheit gewesen zwischen den Landschaften. Jetzt, da man den Landesherrn bekämpfte, fiel das wichtigste Glied der alten Gemeinschaft hinweg, und mit Sorge bemerkten die demokratischen Bürger die weite Lücke, die also gerissen ward. Eine Denkschrift von unbekanntem Verfasser, die in den Archives de la maison d'Orange uns erhalten ist, schlug den zu Utrecht Tagenden vor, ein Staatsrat müsse erwählt werden durch die Stadträte und andere von den Gemeinden bevollmächtigte Beamte — also mittelbar durch das souveräne Volk — und sodann die höchste Gewalt für die Dauer des Krieges an einen Fürsten übertragen. Aber wie mochten diese Ideen der demokratischen Tyrannis Anklang finden bei dem selbstherrlichen Dünkel des Patriziats? Man einigte sich über einen naheliegenden Notbehelf: die Generalstaatenversammlung der Provinzen sollte die Generalität, die oberste Bundesgewalt der Union bilden und in denselben Formen verhandeln wie bisher die Generalstaaten der siebzehn Provinzen — doch mit dem ungeheuren Unterschiede, daß die monarchische Gewalt ausfiel, die bisher über den Generalstaaten gestanden.

So verwandelte sich der Landtag einer wenn auch losen Monarchie plötzlich — in den Bundestag einer Föderation. Einstimmigkeit aller Provinzen ward, wie bisher, verlangt für alle wichtigen Beschlüsse über Krieg und Frieden und vornehmlich über Geldforderungen; nur daß jetzt der Landesherr fehlte, der früherhin die widersprechende Minderheit zur Beistimmung bewogen hatte. Daher blieben auch einige Bestimmungen des Bundesvertrags unausgeführt, welche, hinausgehend über die Befugnisse eines völkerrechtlichen Bundes, der Generalität die Selbständigkeit einer Staatsgewalt gewähren wollten. Die königlichen Domänen der Union zuzuweisen, indirekte Steuern „gleichmäßig und auf einen Fuß" im gesamten Unionsgebiete zu erheben, wie Artikel 5 vorschrieb, war unmöglich, da der Sondergeist der Landschaften widerstrebte, die weit abweichenden volkswirtschaftlichen Zustände in den Binnenprovinzen und den Küsten-

landen verschiedene Formen der Besteuerung empfahlen. Man verharrte bei dem alten Herkommen: die Generalität verteilte die Gesamtausgaben nach einer vereinbarten Matrikel auf die Provinzen und überließ diesen geduldig, ob und wie sie das Geforderte aufbrächten. Auch die von dem Bundesvertrag angeordnete Zählung aller streitbaren Männer kam nicht zustande. Das innere Staatsleben der Provinzen bleibt der Generalität fremd. Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel werden zumeist durch Rücksichten der auswärtigen Politik begründet: so verpflichtet Artikel 17 die Provinzen, auf gute Rechtspflege zu halten, damit fremden Mächten kein Vorwand zum Kriege gegeben werde. Alle alten Privilegien der Städte und Genossenschaften bleiben aufrecht; bricht um ihretwillen ein Streit aus, so darf keine dritte Provinz sich einmischen, außer um nach Schweizer Art durch eidgenössischen Zuspruch zum Frieden zu raten (Artikel 1). Streitigkeiten, die alle Provinzen angehen, sowie Zweifel über den Sinn des Bundesvertrages entscheidet im Notfall der Schiedsspruch der derzeitigen Statthalter (Artikel 16, 21) — wenn anders die souveränen Provinzen sich ihm fügen.

Der praktische Wert des musterhaft lockeren und unsystematischen Vertrages liegt wesentlich im Artikel 10, der den Provinzen verbietet, einseitig ein Bündnis mit dem Auslande zu schließen, und in den Vorschriften über das Kriegswesen: die Generalität leitet die Verteidigung des Landes und bestimmt die Garnisonen der Truppen (Artikel 4, 7). Kein Wort von republikanischen Gedanken in dem ganzen Vertrage: noch erkannte man die Hoheit des Königs an, ein Staat ohne Landesherrn galt den Niederländern noch als die Auflösung aller Ordnung, die Schweizer Eidgenossenschaft als eine unerhörte Ausnahme, die kein Vorbild werden dürfe. Ein Ausschuß der Generalstaaten sollte vorderhand die laufenden Geschäfte der Union führen und nach den Umständen die Staatenversammlung selbst einberufen. Festere Formen ließen sich vorerst nicht finden, man schwankte aus einem Provisorium in das andere. Die Union ward angenommen von allen Provinzen des Nordens, nach und nach traten auch Flandern, Brabant und einige andere Mittelprovinzen bei. Sie begnügte sich, den einzelnen Bürgern die persönliche Gewissensfreiheit zu versichern, und war darum bereit, auch rein katholische Provinzen aufzunehmen, gleichwie sie den Holländern und Zeeländern erlaubte, den öffentlichen Gottesdienst der alten Kirche zu verbieten. Sie erkannte noch den weiteren Bund an, dessen Generalstaaten in Brüssel tagten, und huldigte, dem Namen nach zum mindesten, den provisorischen Landvögten, die in Brüssel eingesetzt wurden. Die Münzen der Generalstaaten aus diesen drangvollen Jahren zeigen bedeutsam ein Schiff, das auf hoher See ohne Ruder und Segel daher treibt, darunter die Inschrift: incertum quo fata ferant. Noch blickte aus den Nebeln der Zukunft nur eines hervor — der unendliche Krieg gegen Spanien.

Das alte Sprichwort, das die Not die Mutter der Tugend nennt, ist grausam und gottlob nur halb wahr, wenn es dem einzelnen Manne gelten soll, doch es trifft in vollem Maße zu auf das Schicksal ganzer Völker. Die Not, die unerbittliche Konsequenz des glorreich begonnenen Krieges, zwang die Verbündeten, unter unklaren Staatsformen klare Politik zu treiben. Die Friedensverhandlungen zerschlugen sich, der König ächtete den Oranier, Wilhelm antwortete durch seine kühne Apologie, und die Staaten der Utrechter Union faßten sich endlich das Herz, durch das Manifest vom Haag (26. Juni 1581) der spanischen Krone „nach dem Rechte der Natur" den Gehorsam aufzusagen. Auch in dieser Urkunde ist die monarchische Gesinnung noch unverkennbar. Auf den kühnen Vordersatz: „Da jedermann kund ist, daß die Untertanen nicht von Gott geschaffen sind wegen der Fürsten, sondern die Fürsten um der Untertanen willen", folgt der bescheidene Schluß: „Wenn ein Fürst seinen Untertanen ihre alten Freiheiten, Privilegien und Herkommen zu nehmen trachtet, so muß er gehalten werden nicht als ein Fürst, sondern als ein Tyrann, und es mag von Rechts wegen ein anderer an seine Stelle als Oberhaupt gewählt werden". Immerhin war jetzt durch das Preisgeben einer unhaltbaren juristischen Fiktion die Trennung des Nordens von dem welschen Süden endgültig entschieden. Die von den Brüsseler Generalstaaten berufenen provisorischen Landvögte gaben einer nach dem andern das undankbare Werk der Einigung aller siebzehn Provinzen auf. Sodann wurden allmählich die flandrisch-brabantischen Lande durch Alexander Farneses glückliches Schwert für Spanien zurückerobert; das Gebiet der Union erhielt endlich feste Grenzen, umfaßte tatsächlich nur den Norden, die Lande „östlich der Maas". Ein „Landrat" führte hier jetzt die laufende Verwaltung im Namen der Generalstaaten — ein überaus unförmliches Kollegium, dessen Wohnsitz, Personal, Amtsbefugnis mehrfach wechselten; und doch genügte dies unfertige Organ für die Not des Kampfes ebenso leidlich, wie späterhin der ebenso formlose Kongreß der Nordamerikaner für die Sorgen des Unabhängigkeitskrieges ausreichte[1]. Die Tatkraft des Oraniers verstand, glücklicher noch als dereinst Washington, selbst mit so mangelhaften Werkzeugen die Union zu leiten, und unter dem unheimlichen Eindruck der Siege Farneses reifte endlich der rettende Gedanke — der Plan, dem Hause Oranien die monarchische Gewalt zu übertragen, die althistorische Staatsform unter einem volkstümlichen Fürstenhause herzustellen. Bereits war die Urkunde ausgefertigt, welche die erbliche Grafenwürde

[1] Die Verfassungsgeschichte der Utrechter Union während dieser Übergangsjahre ist für den ernsten Politiker weit lehrreicher als der dramatische Reiz der Anfänge der Revolution. Doch der trockene Stoff blieb lange vernachlässigt; erst vor kurzem hat P. L. Muller eine auf genauen Quellenstudien ruhende Darstellung dieser verwickelten Verhältnisse gegeben (Geschiedenis der regeering in de nader geunieerde provincien tot aan de komst van Leicester. Leyden 1867).

von Holland, Zeeland und Utrecht auf Wilhelm übertrug — unter harten Beschränkungen freilich, die der Trotz der großen Kommunen durchsetzte.

Da starb Wilhelm durch Mörderhand, kurz vor dem Tage der Huldigung (1584) — und mit ihm die nationale Monarchie. Augenblicklich erwachten alle die zuchtlosen staatsfeindlichen Mächte, die sein Ansehen mühsam gebändigt hatte; schon bei seinem Begräbnis weigerten die Staaten von Holland den Generalstaaten den Vortritt. Die Provinzen zogen sofort die Souveränität wieder an sich; denn wie sollte der selbstherrliche Dünkel von Amsterdam, der schon die Erhebung des großen Schweigers jahrelang durch allerlei Ränke hinausgezögert hatte, sich jetzt dem unmündigen Sohne des Ermordeten beugen? Ohne die Herrscherkraft Wilhelms, ohne ein eminent Hoofd schien die Union dem sicheren Untergang entgegenzuwanken, sie bot verzweifelnd Heinrich III. von Frankreich die Krone von Nordniederland an. Abgewiesen von dem katholischen Valois, wandten sich die Generalstaaten an Elisabeth von England. Die Königin aber, zu vorsichtig und zu sparsam, um sich in einen Weltkrieg zu stürzen, und doch zu staatsklug, um dies wichtige Nachbarland fremden Händen zu überlassen, verfiel auf einen jener Mittelwege, welche die rätselhafte Halbheit der Weiber liebt. Sie schlug die Krone aus und sendete dennoch ihren Günstling Leicester als obersten Landvogt mit einem englischen Heere hinüber. Während einiger Jahre erscheint nunmehr das Schicksal der Niederlande ebenso fest an England gebunden wie vordem an die Geschicke der Hugenotten. Dies kurze Regiment Leicesters (1585—87) hat den republikanischen Charakter der Union entschieden. Der neue Landvogt sollte regieren mit Hilfe eines von den Generalstaaten ernannten Staatsrats, und so fest erhielt sich der monarchische Instinkt in den Massen, daß das streng calvinische Volk selbst diesem Fremden zujubelte. Der flache englische Weltmann ward von begeisterten Predigern und von den gottseligen Eiferern, die aus Flandern geflüchtet waren, als ein Streiter Gottes, ein anderer Gideon gepriesen. Einer seiner Räte, Wilkes, entwickelte in einer merkwürdigen Denkschrift die Lehre der demokratischen Tyrannis: die Souveränität liegt allein und unteilbar bei dem Volke, wird von diesem auf die Generalstaaten und den Landvogt übertragen. Dawider die Generalstaaten: „Unser Auftrag kommt nicht von dem Volke und den Gemeinden, sondern von dem Adel und den Magistraten, welche durch die Vornehmsten in den Städten (die Vroedschappen) bevollmächtigt sind". Und nicht bloß der Hochmut des Patriziats, auch das berechtigte Mißtrauen der Niederländer gegen den fremden Gewalthaber war aufgeregt. Die Provinzen bleiben dabei, daß sie ihre Souveränität nicht an den Landvogt abgetreten haben, sie schwächen die Macht des Staatsrates, sie wollen auch in die Beschlüsse der Generalstaaten unmittelbar eingreifen. Es wird fortan zur Regel, daß die Mitglieder der Generalstaaten für jeden wichtigen Fall eine Vollmacht von den heimischen Provinzen einholen müssen.

So ging die höchste Gewalt tatsächlich von dem Ganzen auf die Teile über; Leicester unterlag im Kampfe mit dem städtischen Patriziat.

Als er unter Verwünschungen nach England heimkehrte, da stand den Generalstaaten sofort der Entschluß fest, die Lücke in der Verfassung unausgefüllt zu lassen und fürderhin ohne einen Landvogt zu regieren. Der Staatsrat sollte und mußte eine Ohnmacht bleiben, da noch einige englische Räte Leicesters darin saßen. Die Generalstaaten, seit 1593 permanent im Haag versammelt, galten wieder als die oberste Bundesbehörde, aber die entscheidende Macht lag bei den Provinzen — oder vielmehr bei den Adelskorporationen und Stadtmagistraten, welche den Willen der Provinzen bestimmten. So war, wie die Zeitgenossen spotteten, die Republik der Bataver durch einen Zufall gegründet — eine konstituierte Anarchie, in der jedes öffentliche Recht kontrovers sein und bleiben mußte. Die Utrechter Union galt fortan als die Verfassung der Republik; denn wo war in diesem Gewirr von Kräften und Gegenkräften eine Gewalt übermächtig genug, um ein neues Staatsgrundgesetz zu schaffen? Und hatte nicht der Staat unter den losen Formen der Union wunderbare Erfolge errungen? Seit dem Untergange der Armada — diesem gemeinsamen Triumphe Englands und Niederlands — war Spaniens Macht ins Herz getroffen. Bald darauf begann Moritz von Oranien die Fülle seiner Heldenkraft und seines mathematischen Genius zu entfalten; nach der Eroberung von Groningen (1594) hatte die Republik wenig mehr für die Sicherheit ihres Gebietes zu fürchten. Die Begeisterung des kleinen Mannes flog dem tapferen Sohne des Schweigers entgegen, doch die Patrizier waren entschlossen, „eine neue Knechtschaft" nicht zu ertragen.

Das unmittelbare Eingreifen der Theorie in das Staatsleben ist ein unterscheidender Charakterzug der neuen Geschichte, und die niederländische Republik erscheint auch darum als der erste moderne Staat, weil wir in ihr den praktischen Einfluß der Schulbegriffe zuerst handgreiflich verfolgen. Der Tyrannenhaß des Altertums, die republikanischen Ideen des Livius und Cicero beherrschen den gelehrten Patrizierstand von Amsterdam und Leyden; der Hut auf der Stange prangt in unzähligen Wappenbildern, der Löwe von Leyden steigt triumphierend aus seinem Schanzkorb empor: haec libertatis ergo! Die alte Scheu vor den Wirren des republikanischen Lebens ist in der neuen Generation gänzlich verflogen, die Monarchie erscheint als eine Zwingherrschaft für Moskowiter und andere Barbaren. Solche Theorien, dem Alten Testament und den Römern entlehnt, durch die Gewalttaten der spanischen Krone scheinbar bewiesen, standen nachweislich in Wechselwirkung mit dem unbändigen Selbstgefühl der großen Kommunen. Schon um 1590 sah ein feiner Beobachter, Buzanval, der Gesandte Heinrichs IV., die Herrschaft der republikanischen Ideen als eine vollendete Tatsache an und schrieb: La forme qui se donnerait à cette province se moulant sur le moule de la liberté.

Seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts konnten die Landschaften, welche sich des Segens dieser Libertät erfreuten, als ein abgeschlossenes Staatsgebiet gelten. Moritz von Oranien hatte einst voll kecker Siegeszuversicht einen abgehauenen Stamm, aus dem ein blühender Schößling aufsprießt, in sein Wappen aufgenommen und darunter geschrieben: tandem fit surculus arbor! Jetzt war durch ein Menschenalter voll wunderbarer Kämpfe der stolze Sinnspruch erfüllt, das Haus Oranien zu neuem Ruhme aufgestiegen, der Schößling, der aus dem Stamme des burgundischen Staates entsprang, selber zum Baum geworden, mächtiger als weiland die siebzehn Provinzen. Die Staaten der Union verzichteten auf neue Eroberungen, weil sie die zersetzende Wirkung feindseliger Elemente in dem Bunde fürchteten, und mehr noch, weil der Handelsneid von Amsterdam und Haarlem die flandrischen Häfen nicht in die Union aufnehmen wollte. Als Mitglied des Bundes mußte Antwerpen rasch die jungen nordischen Nebenbuhler wieder überflügeln; solange die Spanier dort herrschten, konnten ihm Hollands Flotten die Schelde sperren, die Lebensadern unterbinden. Sieben Provinzen bildeten die Union: Geldern zuerst — denn das alte Herzogtum ließ sich den Vortritt vor den Grafschaften und Herrschaften nicht nehmen —, dann Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland — wenn anders diese beiden sich nicht nach ihrer alten Gewohnheit um den Vorrang stritten — endlich Overyssel und Groningen.

Herrisch, nach aristokratischer Weise, nach dem Vorbild der Schweizer Eidgenossenschaft, schlossen sich die sieben Bundesstaaten gegen jeden Ungenossen ab. Das arme Land Drenthe, das einst selber die Utrechter Union mit unterzeichnet hatte und nur in den Wechselfällen des Krieges für kurze Zeit an Spanien zurückgefallen war, konnte nach seiner Wiederbefreiung, trotz wiederholter Bitten und unzweifelhafter Rechtstitel, den Wiedereintritt in die „Unie" nicht erlangen. Das Land blieb ein zugewandter Ort, nur durch Pflichten mit der Union verbunden, unvertreten in den Generalstaaten. Als darauf die Siege Moritz' und Friedrich Heinrichs von Oranien gegen den Wunsch der Amsterdamer Kaufherren einige Landschaften südlich der Maas, Staatsflandern und Staatsbrabant, für die Republik erobert hatten, da wurden diese „Generalitätslande", gleich den gemeinen Vogteien der alten Schweiz, als ein Domanium, ein nutzbares Landgut der Union behandelt. Hugo Grotius freilich, erfüllt von dem prahlerischen Freiheitsdünkel des holländischen Patriziats, rief dem Volke der Bataver preisend zu:

Gensne ulla reperta est,
Quae victos servire vetet? Tu legibus aequas,
Quos superas bello, regnataque pectora donas
Jure sui!

Und allerdings, jene blutige Willkür, welche die habgierigen Eidgenossen in ihren ennetbirgischen Vogteien zu üben pflegten, fand in dem feiner gesitteten niederländischen Staatsleben keine Stätte, die Generalitätslande erfreuten sich eines ungestörten Kommunallebens. Doch die gerühmte Gleichheit, das Recht, sich selber anzugehören, blieb ihnen versagt; sie waren untertänige Lande der Union, den Generalstaaten willenlos unterworfen, und sie empfanden ihre rechtlose Stellung um so schwerer, da mindestens ein Teil von Staatsbrabant, Breda, an der Utrechter Union mit teilgenommen hatte und mit demselben Rechte wie Drenthe seine Wiederaufnahme fordern konnte. Der Stolz der holländischen Patrizier und jene ungeheure Kraft der Trägheit, welche in jedem losen Staatenbunde die leitende politische Macht zu sein pflegt, beriefen sich auf das Kriegsrecht und unvordenkliches Herkommen. Auch schien es gefährlich, diesen überwiegend katholischen Landen ein Stimmrecht einzuräumen. Als später das Oberquartier Geldern erworben ward, dachte niemand an den naheliegenden Vorschlag, diese Landschaft als ein gleichberechtigtes Viertel mit den drei anderen Quartieren der Provinz Gelderland zu vereinigen. Was das Schwert und die diplomatische Kunst der Republik erwarb, ward den sieben Provinzen untertänig.

Neben dieser dreifachen Abstufung von Bundesgenossen, Schutzverwandten und gemeinen Vogteien ist noch ein vierter Bestandteil des wunderlichen Staatsbaues erkennbar. Einige kleine Herrschaften, zumeist dem Hause Oranien angehörig, die weder zu den Provinzen noch zu den Generalitätslanden gezählt wurden, lagen da und dort eingesprengt in dem Unionsgebiete — so Ysselstein bei Utrecht, Zevenberg in Holland, die Insel Ameland an der friesischen Küste. Der Drang nach gleichmäßiger Gliederung des Staatsgebiets, der in unseren Tagen fast übermächtig waltet, war jener Epoche fremd; eine schöpferische, durchgreifende Verwaltung fehlte dem losen Bunde. Also blieben diese Trümmer liegen, gleich so vielen anderen politischen Zwitterbildungen, die in der belobten organischen Entwickelung des germanischen Staatslebens gediehen — unschätzbare Prachtstücke für die staatsrechtlichen Nußknackerarbeiten der Leydener und Utrechter Professoren. — Zu alledem endlich noch die ausländischen Festungen, welche die Union durch ihre Garnisonen beherrschte — und das unermeßliche Gebiet der Kolonien, das die glückhaften Flotten der großen Handelsgesellschaften für die Republik erwarben.

Und welche grundtiefe Gegensätze zeigten sich nicht schon innerhalb der sieben Provinzen, die dies fünf- oder sechsfach abgestufte Gemeinwesen beherrschten! In Gelderland überwog noch deutscher Brauch. Ein zahlreicher, armer, kriegslustiger Landadel, der streng auf seine Ahnenproben hielt, war durch alte Waffengemeinschaft dem Feldherrengeschlechte der Oranier treu verbunden: „Hoch von Mut, klein von Gut, ein Schwert in der Hand, das ist das Wappen von Gelderland." Je drei Edelleute

und drei Vertreter der Städte wurden auf den Quartiertagen der drei Quartiere erwählt, um selbachtzehn als gedeputeerde Staaten die Geschäfte der Provinz zu führen. Jedes Quartier hatte eine Stimme; für wichtige Fragen, vor allem für Geldbewilligungen (Belasting) ward Einstimmigkeit verlangt. Das liberum veto in Geldsachen galt als der heiligste Grundsatz der niederländischen Freiheit. — Auch in Overyssel hauste eine mächtige Ritterschaft, mit dem westfälischen Adel verbunden und verschwägert, über einem zum Teil noch hörigen Bauernvolke. Die 70 Edlen erschienen allesamt in den Provinzialstaaten und verhandelten, Macht gegen Macht, mit den drei Hauptstädten des Landes. Spalteten sich die Stimmen, so ergab sich die Mehrheit nach einer wunderbar verzwickten Berechnung, welche ausdrücklich dazu erfunden schien, die Herren Staaten in der Regeldetri zu unterrichten: 47 Edle und eine Stadt bildeten die Mehrheit usw. — In Utrecht stand der ahnenstolze Landadel gleichberechtigt neben der Hauptstadt und den ihr gehorsam folgenden vier kleinen Städten. Doch trat hier noch ein dritter Stand hinzu: die fünf Kapitel des Hochstiftes Utrecht, in spanischer Zeit die Beherrscher des Landes; jetzt mußten die katholischen, hispanisch gesinnten Domherren dulden, daß ihre Vertreter durch die beiden anderen Stände gewählt wurden. Diese drei Stände, jeder mit einer Stimme, wurden von den gedeputeerden Staaten — einem permanenten Ausschusse, der hier wie in den meisten anderen Provinzen die laufenden Geschäfte führte — von Zeit zu Zeit zur Provinzialstaatenversammlung zusammenberufen. — Konnten schon in diesen Provinzen häufige Reibungen zwischen den Ständen nicht ausbleiben, so ward vollends Groningen fast ununterbrochen durch bürgerlichen Zwist heimgesucht. Der mächtigen Hauptstadt, die lange Jahre hindurch die feste Burg der spanischen Partei im Norden gewesen, stand das allezeit eifrig protestantische Land, „die Häuptlinge und Edlen" der drei Quartiere der Ommelande, gegenüber. „Stad en Lande", eine Stimme gegen eine, blieben in Wahrheit zwei nur äußerlich verbundene Staaten, getrennt durch uralten Haß und durch die Verschiedenheit der materiellen Interessen, unablässig hadernd und kämpfend, das würdige Gegenstück von Baselstadt und Baselland.

Diesen vier armen, bloß durch einen schmalen Küstensaum mit der See verbundenen Provinzen brachte die Republik vorerst nur schwerere Lasten. Von dem Reichtum der Kolonien kam dem Binnenlande wenig zugute; die auf den Landkrieg gerichtete Politik der Oranier fand hier ihre natürlichen Bundesgenossen. Mitteninne zwischen den maritimen und den binnenländischen Interessen stand Friesland, eine Welt für sich selber, eine kerngesunde Demokratie neben den aristokratischen Gemeinwesen der anderen Bundesgenossen. Der Friese, so sagt sein altes Landrecht, soll frei sein, solange der Wind aus den Wolken weht. Nicht eine ständische Versammlung von bevorrechteten Grundherren und Stadtmagistraten, nein,

ein Landtag, eine Vertretung des souveränen Volkes tagte zu Leeuwarden — nur daß auch hier, wie überall in jenen Tagen, die politischen Rechte auf dem flachen Lande allein den Grundbesitzern zustanden. Die Edelleute und die bäuerlichen Eigenerfden der 30 Grieteneien des flachen Landes wählten zusammen die Abgeordneten für die Provinzialstaaten. Auch in den 11 Städten waltete ein frisches demokratisches Leben: die Bürgerschaft nahm selber teil am Regimente durch gewählte Ratsherren, sie ließ sich nicht, wie überall sonst in den Niederlanden, durch die Vroedschappen der vornehmen Bürgergeschlechter leiten. Darum zeigte auch der Volksglaube der Niederlande, der strenge Calvinismus, in Friesland seine ganze Härte: die zahlreichen Mennoniten litten schwer unter der Unduldsamkeit dieser Bürger und Bauern. Die Elf von den Städten und die Dreißig vom Lande sprechen in der Staatenversammlung durch einfachen Mehrheitsbeschluß den Willen des friesischen Volkes aus; nur in Sachen der Belasting wird auch hier die unvermeidliche Einstimmigkeit verlangt. Martin Schoock, so recht ein Vertreter des holländischen Bildungshochmuts, weiß gar nichts anzufangen mit diesem derben Bauernstaate; sein gelehrtes Buch über die Verfassung der Republik sagt herablassend, das werde manchem „schier wunderbar" erscheinen, daß bei den Friesen auch der rohe Bauer, der agricola, die Komitien besuche. Der Friese aber, seines Staates froh, pries alles Vortreffliche mit den Worten: „Das ist wie Elf und Dreißig". Und unserem Niebuhr regte sich stolz das Dithmarscher Blut, sooft er dies Kleinod deutscher Bauernfreiheit betrachtete; er meinte, es sei ein Sakrilegium, zu rühren an eine solche Verfassung, die durch anderthalb Jahrtausende als ein Muster der Vollkommenheit bestanden.

Wieder eine andere Welt tut sich uns auf in den beiden „Mutterprovinzen der Republik". Während in den übrigen Landschaften die alte Verfassung sich wenig veränderte, nur da und dort ein Prälat oder einige spanisch gesinnte Edelleute — wie die geldrischen Bannerherren — aus der Staatenversammlung ausscheiden mußten, ward in Holland und Zeeland das gesamte Leben des Staates und der Gesellschaft durch den Befreiungskrieg von Grund aus umgestaltet. Der Landadel verschwand fast gänzlich, in den jählings aufgeblühten Städten entfaltete der Welthandel all seine Größe und all seine Niedertracht. Uns, die wir die Naturgesetze des kolonialen Lebens kennen, ist dies den Zeitgenossen unbegreifliche Emporsteigen der holländischen Seeplätze längst kein Rätsel mehr. Die Provinz ward eine Kolonie des altniederländischen Gesamtstaates; die Kapitalien, die wohlgeschulten Arbeitskräfte der flandrischen Städte flüchteten nach Amsterdam und wirkten hier vereinigt mit der kecken Wagelust eines noch jugendlichen Volkes. Zu der Zeit von Leicesters Herrschaft stieg die Volkszahl der Stadt am Y binnen fünf Jahren auf das Doppelte, nach wenigen Jahrzehnten zählte Holland zwei Millionen Einwohner, fast zwei Drittel der Gesamtbevölkerung der Republik, und von

dem Nationalvermögen traf sicherlich ein noch größerer Bruchteil auf diese Provinz. Hier drängten sich die reichen Städte auf engem Raume so dicht zusammen, daß erst auf zwei Bürgersleute ein Landbewohner kam. Wer einige Knoten in das Y hinaussegelte, der übersah vom Bord das weite Halbrund des „weltgleichen Amsterdam", gegenüber die lange Reihe der Kunstmühlen des gewerbfleißigen Zaandam, und nahe im Westen stieg die große Kirche von Haarlem über dem Wasser empor. Hier schallt der Wogenschlag der See fast in jedes Haus hinein. Das Wappen von Zeeland zeigt einen Löwen, der aus den Fluten aufsteigend ruft: luctor et emergo; bei Alkmaar ist „alles Meer"; bei Wyk aan Zee ist Holland op zyn smalst, nur ein mächtiger Dünenwall trennt da die Wogen der Süderssee und der Nordsee. Bilder vom Seeleben, derber Matrosenwitz klingen uns entgegen aus jedem Alltagssprichwort. Wenn dem Amsterdamer Reeder eine zweifelhafte Firma, ein verdächtiger Mäkler in den Wurf kommt, dann fragt de ronde Hollander onbewimpeld: wat voert hy in zyn vlag? — und von einem überreifen Mädchen sagt Mynheer lachend: zy is de Linie vorby. Auf diesem Küstenstriche lagen fast alle die Kräfte versammelt, welche dem werdenden nordniederländischen Volkstum seinen Charakter aufprägten: die großen Erinnerungen des Befreiungskrieges, die See und der Handel, die klassische Gelehrsamkeit der Leydener Hochschule und der strenge Calvinismus, jener Dialekt, der zur herrschenden Sprache ward, endlich und vor allem die bürgerliche Aristokratie. Mit Recht sprach der Volksmund bald von der holländischen Nation.

Von der Ritterschaft Hollands hatten während der Kriegsjahre viele zu Spanien gehalten, andere ihren Besitz verkauft, zuletzt blieben nur sieben stimmberechtigte Edle übrig, die zusammen eine Stimme führten. Das flache Land war politisch rechtlos; Drosten, von der Provinz oder auch von einzelnen Städten ernannt, führten die Verwaltung in den Landämtern. Die eine Stimme der Ritterschaft bedeutete nichts neben den 18 Stimmen des Kollegiums der Städte. Unvermeidlich mußten in der am reichsten entwickelten Provinz auch die stärksten örtlichen und sozialen Gegensätze hervortreten. Das eigentliche Holland haderte beständig mit der Halbinsel Westfriesland, die wiederholt versuchte, eine eigene Provinz zu bilden. Der rührige Demos in dem westfriesischen Hafen Hoorn war nicht gänzlich vom Stadtregiment auszuschließen, während fast überall sonst, am allerhärtesten in dem alten Dordrecht, die Vroedschappen der Patrizier die Bürgerschaft beherrschten. Jede Stadt sah scheel zu der Handelsblüte der Nachbarin; die Vroedschap von Leyden ließ ihre neuen Mitglieder schwören, daß sie die Austrocknung des Haarlemer Meeres niemals dulden würden. Unerbittlich schlossen die stimmberechtigten Städte sich ab, als die Herren der Provinz; die kleinen Orte, welche der Oranier in die Staatenversammlung eingeführt, wurden bald nach Wilhelms Tode größtenteils wieder hinausgeworfen. Der Haag blieb „das schönste Dorf Europas", nach-

dem er längst eine blühende Residenz geworden, und erlangte Stadtrecht erst durch König Napoleon.

Aber war nicht auch das gleiche Stimmrecht der 18 Städte bei so ungleicher Macht ein Widersinn, ein Unrecht? Sollte Amsterdam von dem kleinen Käsemarkte Purmerent sich überstimmen lassen — die herrische Stadt, die, wie Newyork heutzutage, weder Bundessitz noch Provinzialhauptstadt und dennoch die Metropole der Union war? Eine Kaiserkrone prangte über ihrem Wappen; sie allein zahlte für die Ostindische Kompanie, die Beherrscherin der reichsten Länder der Welt, die volle Hälfte des Anlagekapitals; ihr Bürgermeister hütete die Schlüssel zu jenen Kellern, wo die erste Geldmacht der Zeit, die Bank von Amsterdam, ihre Schätze barg. Das für Macht und Ohnmacht gleiche Stimmrecht zwang die großen Städte zum Partikularismus; sie setzten durch, daß das liberum veto in den Staaten von Holland noch rücksichtsloser geübt ward als in den übrigen Provinzen. Über alle wichtigen, „den stat van den lande" betreffenden Sachen entschied nur der einstimmige Beschluß der Staaten; ihre Mitglieder waren gebunden an die Instruktionen, Lastbrieven, der Auftraggeber und verpflichtet, in jedem zweifelhaften Falle die Weisung des heimischen Stadtrats einzuholen. — In Zeeland hatten die Stürme der Reformation und des Krieges den Prälaten von Middelburg und den gesamten Adel der Provinz hinweggefegt. Nur der „erste Edle" blieb übrig, der Prinz von Oranien, mit einer Stimme gegen sechs Städte; doch da drei der berechtigten Städte dem Einfluß des oranischen Hauses unterlagen, so stand hier die bürgerliche Aristokratie nicht ganz so mächtig da wie in Holland.

Noch in Leicesters Tagen spottete man oft über den Hans Brouwer und Hans Kaaskooper, die sich unterständen, einen Staat zu leiten. Aber rasch, wie die Handelsgröße der Städte selbst sich hob, erwuchs aus jenen schlichten Bürgern, die um Gottes willen in der Not des Krieges die Staatsgeschäfte als munera necessaria auf sich nahmen, ein reicher, übermütiger Patrizierstand. Schrankenlos in Wahrheit ward die Macht dieser „Regentenfamilien". Sie gaben Gesetze durch die Staaten von Holland; sie regierten durch die aus ihren Vroedschappen hervorgehenden Bürgermeister; sie richteten durch ihre Schöffen nach Strafgesetzen, deren Härte zeigte, daß das Recht hier durch und für die besitzenden Klassen bestand; sie konnten durch ihre Stadträte „aus Gründen", om redenen, einem jeden befehlen, daß er binnen 24 Stunden die Stadt, binnen fünf Tagen das Gebiet der Union verlasse, bei Strafe der Vermögenseinziehung. Die Bauern waren frei, „wohlgeborene Mannen" auf freier Hofstatt, der kleine Bürger durfte ungestört, wie nirgends in der Welt, dem Erwerbe nachgehen und seinen Feierabend in den rauschenden Festen der Schützengesellschaften verbringen. Doch jedes politische Recht blieb dem

„Jan Hagel" versagt; unwandelbar festzuhalten an den bestehenden rechtlichen Schranken war die Weisheit dieser wie fast jeder anderen Aristokratie.

Aus den Büchern von Grotius und den anderen Schriftstellern der Regentenfamilien redet ein empörender Standesdünkel, minder ungebildet als der Ahnenstolz des deutschen Edelmanns und eben darum häßlicher: eine absprechende Menschenverachtung, woran Geldstolz, Gelehrtenhochmut und das Selbstgefühl der Eingeweihten, des Staatsmanns, etwa gleichen Anteil haben. Die Herrschaft eines Mannes taugt für Sklavenseelen, die Herrschaft der vielen zerrüttet Zucht und Scham, nur die Herrschaft der proceres ist freier Männer würdig — so lautet das politische Glaubensbekenntnis der Regenten. Wer denkt bei solchen Worten nicht an jene naiven Tendenzbilder der drei Staatsformen, welche die gleichgesinnten Patrizier von Augsburg sich für ihr Rathaus malen ließen? Die Aristokratie — ein würdiger Senat, ehrenfeste Räte in stattlicher Haltung; die Monarchie — ein finsterblickender Despot auf dem Throne, vor ihm sich tief verneigend ein reichgeschmücktes Gefolge, nicht ohne Anstand und feierliche Pracht; die Demokratie endlich — ein trunkener Kleon, der von einem Fasse herab wilde Reden schreit, umringt von heulenden, tobenden Pöbelhaufen. Die Regenten von Holland, wie unsere deutschen Patrizier, priesen ihre republikanische Freiheit mit einer Zuversicht, als ob ein Zweifel gar nicht möglich sei, sie fertigten jeden Gegner kurzweg als einen Tyrannenknecht ab und standen trotzdem dem Absolutismus weit näher als den Ideen der Demokratie.

Doch sie waren in Wahrheit eine regierende Klasse, durch und durch politisch gebildet. Sorgfältig erzogen, durch die Familientradition, oft auch durch einige Lehrjahre in den Kontoren vertraut mit den großen Interessen des Handelsstaates, trat der Patrizier früh in die Ämter seiner Vaterstadt; bedeutende Talente, ein van Aerssen, ein Johann de Wit, wurden durch den Einfluß der Regentenfamilien schon in jugendlichem Alter in die Staaten von Holland und von da zu den höchsten Würden der Republik emporgehoben. Also vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigend, gewürfelt und erprobt in dem unablässigen Kampfe eigensinniger örtlicher Interessen, bildeten sich harte Staatsmänner, sachkundig, bedachtsam, geübt, den Stüver zu sparen, um den Gulden zu gewinnen, bereit, Ehren zu fordern und Ehren zu erweisen — ernsthafte Menschen, die selten ein Wort der Gnade über die Lippen brachten, das Glück ihres Lebens in der Macht, dem Pflichtgefühl und dem befriedigten Parteihaß fanden — kalte Realisten, die sich unbefangen zu dem Sprichwort bekannten: es ist besser, beneidet als beklagt.

Auf die Körperschaft der Herren Staaten fiel jedes Lob und jeder Tadel; die Eitelkeit des Einzelnen verschwand in dem Ruhme des Ganzen, selten erfuhr die Welt, welchem Manne ein wichtiger Beschluß der Staaten zu danken sei. Ein karger Belohner der Lebenden, ehrte die Republik

verschwenderisch das Andenken ihrer großen Toten. Glänzend wie die Dogengräber in San Giovanni e Paolo, wie die Reiterstandbilder, die Venedig seinen Kondottieren errichtete, prangen die Grabmäler der Seehelden von Holland in Delft und Amsterdam; sie erzählen in elegantem Latein: hier ruht Ruyter, der Schrecken des Ozeans, hier Piet Hein, der neue Argonaute, der aus der neuen Kolchis der Neuen Welt das Goldene Vlies des Königs von Spanien — die Silberflotte — herüberholte. Der häusliche Brauch der Regenten blieb lange schlicht bürgerlich; noch tief im siebzehnten Jahrhundert sah man die edelmögenden Herren zu Fuß über Land nach dem Haag in die Staatensitzung wandern und auf der Rast ins Gras gelagert ihr Brot mit Käse essen. Mit dem wachsenden Reichtum begann auch aristokratischer Prunk nach und nach in die Häuser der Regenten einzuziehen; es geschah häufig, daß ein Kaufherrengeschlecht eine altadlige Herrschaft kaufte und sich danach nannte. Die hohen Ehrenämter der Republik warfen keinen oder geringen Sold ab; dafür wurde der weitverzweigte soziale Einfluß, der jeder regierenden Klasse zukommt, hier mit der plumpen Dreistigkeit des Kaufmanns ausgebeutet und ein Nepotismus gepflegt, der freilich damals überall in Europa blühte, unter den Herren Ständen Deutschlands so gut wie in der käuflichen Magistratur der Franzosen und bei dem parlamentarischen Adel von England. So bestand in den beiden Hauptprovinzen der Union eine geschlossene bürgerliche Aristokratie: die Familien der Pauw, Hoofd, Fagel, die durch viele Geschlechter obenauf blieben unter den Regenten, die Reederfirma der Lampsins, auf deren Schiffen Ruyter seine große Laufbahn begann, das Heldengeschlecht der Evertsen, das einen Vater, zwei Söhne und einen Enkel für den Ruhm der dreifarbigen Flagge fallen sah — und hundert andere große Häuser, allesamt fest verwachsen mit ihrem Staate.

Alle Städte der protestantischen Welt schauten bewundernd auf dies Land der Bürgerherrlichkeit. Wie die Bauern Oberdeutschlands in der Eidgenossenschaft der Schweizer den Musterstaat sahen und ihren Herren drohten, sie wollten Schweizer werden, so tauchte in den Kommunen der Hugenotten mehrmals der Gedanke auf, einen Städtebund nach dem Vorbilde der Niederländer, verbrüdert mit ihnen, zu gründen. La Rochelle, die weiße Stadt am Ozean, das letzte Bollwerk der Protestanten Frankreichs, nannte sich gern das kleine Amsterdam zwischen den beiden Sèvre-Flüssen. Auch die Hansa verhandelte oft über den Plan, ihre alternde Gemeinschaft durch einen Bund mit den Niederländern, durch die Schirmherrschaft des Hauses Oranien zu verjüngen. Solchem Weltruhm entsprach, wie billig, das Selbstgefühl der Gemeinwesen des Niederrheins. Mit schier abgöttischer Verehrung hegte jede Provinz, jede Stadt ihr Wappenschild. Noch heute sind einige Wirtshäuser „zum Wappen von Holland, von Friesland" in jeder holländischen Stadt ebenso unvermeidlich wie die alten Schützenhöfe, die Doelen. Ein stolzes senatus

populusque steht auf unzähligen Stadthäusern und Denkmälern geschrieben. Das Wappen der Stadt, der Landschaft prangt über jeder geringfügigen Verordnung — heute wie einst, da die Tuchmacherzunft und die Spinnhausvorsteher von Amsterdam durch den Pinsel Rembrandts und du Jardins verherrlicht wurden. Die Bürger vom Haag füttern auf ihrem Fischmarkt ehrfurchtsvoll ihr Wappentier, den Storch. Nur der Milde christlicher Sitte, der Bedachtsamkeit des Volkscharakters ist es zu danken, daß in dieser Welt von kleinen Welten der Nachbarhaß nicht so grimmig ausbrach wie in Hellas und Italien. Nehmen wir zu dem Gewirr von trotzigen Kommunen noch hinzu eine Fülle von örtlichen Verbänden, welche, wie die Deichgrafen und Hochgeheimeratschaften von Rheinland, Delfland, Schieland, das Deichwesen, den hochwichtigen Waterstat der Landschaften verwalteten, desgleichen die Handelsgesellschaften und Erwerbsgenossenschaften jeder Art, die in dem Mittelpunkt des Welthandels gediehen — so leuchtet ein: nur eine nationale Monarchie vermochte dies Durcheinander zentrifugaler Gewalten in stetiger Ordnung zusammenzuhalten. Nur im Einheitsstaate konnte jede Provinz den gesetzlichen Einfluß erlangen, der ihr nach dem Maße ihrer Kraft gebührte. Doch da eine über den sozialen und örtlichen Gegensätzen stehende legitime Gewalt fehlte, so mußte die Union ein Spielball dieser streitenden Kräfte und ihre mächtigste Provinz die Heimat des Partikularismus werden.

Holland stand zu der Union wie Amsterdam zu Holland: viel zu mächtig, um sich auf eine Linie zu stellen mit den armen Moorlanden der Provinz jenseits der Yssel, und doch nicht stark genug, um die Hegemonie des Bundes an sich zu reißen. Daher schob der Einfluß Hollands zunächst die einzige Unionsbehörde zur Seite, welche befähigt war, eine selbständige Bundesgewalt zu bilden — jenen Staatsrat, der, einst zur Beratung Leicesters errichtet, noch immer fortdauerte. Dies Kollegium, bestehend aus zwölf Vertretern der Provinzen, wovon Holland drei ernannte, wollte ursprünglich die laufenden auswärtigen Geschäfte besorgen, über das Kriegs- und Finanzwesen der Union entscheiden. Da jedoch seine Mitglieder allein der Union beeidigt waren und Mehrheitsbeschlüsse nach der Kopfzahl faßten, so standen ihm alle Interessen des Partikularismus feindlich gegenüber, und es gelang, die Macht der Behörde dergestalt zu beschränken, daß in auswärtigen Angelegenheiten nur noch gelegentlich ihr unmaßgebliches Gutachten eingeholt ward. Im Kriegswesen blieb ihr nicht viel mehr als die Befugnis, die Stabsoffiziere der Union zu ernennen. Der Staatsrat entwarf alljährlich den Voranschlag für das Unionsbudget, die generaale Petitie, welche sodann durch die Generalstaaten an die Provinzen geschickt wurde; doch selbst dies wichtigste Recht des Staatsrats blieb zweifelhaft, da die Frage, ob die Generalstaaten etwas an der Petitie ändern dürften, oft aufgeworfen und nie entschieden wurde.

Die gesamte Geschäftsleitung der Union ging auf den permanenten Bundestag, auf die hochmögenden Herren Generalstaaten über — doch keineswegs die Souveränität, die höchste Bundesgewalt. Denn die Regel der Einstimmigkeit, das liberum veto, ward in den Generalstaaten wie in den Provinzialstaaten hartnäckig festgehalten, weiter und weiter ausgebildet. Der Widerspruch einer einzigen holländischen Stadt konnte jeden Beschluß der Union verhindern; im 18. Jahrhundert ward einmal ein Vertrag der Union mit Österreich so lange vereitelt, bis endlich die hochmögenden Herren einen aus der guten Stadt Briel gebürtigen Major zum Oberstleutnant ernannten und also den kleinen zeeländischen Hafenplatz beschwichtigten. Die Souveränität stand weder den Generalstaaten noch den Provinzen zu, sondern den 56 Städten sowie den Korporationen des Landadels und der friesischen Bauern, welche den Willen der Provinzen bestimmten; eine Oligarchie von 2000 kleinen Souveränen beherrschte tatsächlich die Union so unumschränkt, wie die Tausende des polnischen Adels in ihrer Republik schalteten. Ich sage tatsächlich — denn über die Rechtsfrage sind nur Vermutungen möglich, da der partikularistische Trotz eine neue Bundesverfassung nicht zustande kommen ließ, die Utrechter Union für ein friedliches Staatsleben in keiner Weise ausreichte und auch aus dem Staatsrechte des alten burgundischen Gesamtstaates unzweifelhafte Rechtsregeln für die neue Republik nicht abgeleitet werden konnten. Solche Unsicherheit des Rechts kam den Wünschen Hollands entgegen, da sie dem Mächtigen jede willkürliche Interpretation gestattete.

Unleugbar sprach die rechtliche Vermutung, hier wie späterhin im Deutschen Bunde, zugunsten der politischen Unvernunft, des reinen Partikularismus. Daß die Souveränität stillschweigend auf die Generalstaaten übergegangen sei, war mitnichten erweisbar; denn als die Utrechter Union geschlossen ward, bestand noch die Landesherrlichkeit des Königs. Mit ungleich besseren Gründen bewies Grotius seinen Satz: summum imperium penes ciusque nationis primores; ein vollkommener Einheitsstaat hat hierzulande nie bestanden, daher ist nach der Abschwörung von Spanien die Souveränität an das Herzogtum Geldern, die Grafschaft Holland zurückgefallen. Die Provinzen, die sieben Nationen der Unie, behalten jedes Hoheitsrecht, worauf sie nicht ausdrücklich verzichtet haben. Der Gesandtenkongreß der Generalstaaten, sagt Wicquefort, ist so wenig souverän wie die Gesandten des Königs von England, von Frankreich. Die Herren Staaten der Provinzen dagegen dürfen mit besserem Rechte als irgendein Fürst sich souverän nennen; denn selbst der allerchristlichste König wird auf die Grundgesetze der Krone Frankreich vereidigt, während die Staaten keine Regel bindet, denn allein ihr eigener Wille. Aus solcher Gesinnung der Herren Staaten ergab sich notwendig die Antwort, welche auf jede Geldforderung der Union erklang: Niemand hinket von eines andern Mannes Schaden. Klopt den Friesen op de

Tasch! erwiderte Holland, als Moritz von Oranien die Mittel verlangte für den Befreiungskrieg, den er in Friesland führte. Die Mitglieder der Generalstaaten pflegten, wie schon Wilhelm von Oranien klagte, „mehr als Advokaten ihre Provinz zu entschuldigen, denn das allgemeine Wohl zu fördern". Der Union fehlte, was für jeden kräftigen Staatenbund der Schlußstein ist — ein oberstes Bundesgericht. Jede Provinz errichtete für sich oder auch im Verein mit der Nachbarlandschaft einen Gerichtshof, der in letzter Instanz über dem Gewirr der Patrimonial- und Stadtgerichte stand. Doch ein höchstes Unionstribunal, das an die Stelle des Hohen Hofes von Mecheln getreten wäre, kam nicht zustande; die Keime der Staatseinheit, welche die Monarchie gepflanzt, gingen auch auf diesem Gebiete verloren. Man versuchte sich zu behelfen, indem man Streitigkeiten, verschil, zwischen den Provinzen zuweilen dem Staatsrate vorlegte; indes die Kompetenz dieser Behörde blieb bestritten.

Auch das Völkerrecht gestand den sieben Provinzen die Souveränität zu, nachdem der katholische König im Frieden von Münster die Herren Generalstaaten et les provinces d'iceux respectivement als freie und souveräne Staaten anerkannt und gleichzeitig das Heilige Reich auf seine Hoheitsrechte verzichtet hatte. Da die Utrechter Union bloß das einseitige Abschließen von Bündnissen mit dem Ausland untersagte, so behaupteten die Provinzen und die Städte, Amsterdam vornehmlich, das Recht selbständiger diplomatischer Vertretung, wenn sie auch als sparsame Niederländer nur ausnahmsweise von dieser immerdar zweifelhaften Befugnis Gebrauch machten. Das Ausland natürlich ließ sich den Vorteil unmittelbaren Verkehres mit den einzelnen Provinzen nicht entgehen; der Große Kurfürst pflegte seine Wünsche bei der Union stets durch die befreundete Provinz Gelderland vorzubringen, auch der Bürgermeister von Amsterdam ward viel umworben von den fremden Gesandten. Die Zentralgewalt stand in Wahrheit unter den souveränen Provinzen. Um jeden selbständigen Willen in den Generalstaaten zu ersticken, bestimmte Holland (1643), daß seine Vertreter unter den Hochmögenden sich genau an die Instruktionen der Provinz binden und in jedem wichtigen Falle eine besondere Last einholen sollten. Selbst der bescheidene Wunsch, es möchten alle Provinzen ihren Vertretern für die laufenden Geschäfte eine gleichlautende Last erteilen, fand keine Gnade vor dem Eigensinn der Herren Staaten. Also ward hier der Gedanke der ständischen Delegation, der Vertretung selbstherrlicher juristischer Personen durch abhängige Beauftragte bis zu den äußersten, staatsfeindlichen Folgerungen durchgeführt — ein unreifes staatsrechtliches System, das freilich in jenen Tagen noch die weite Welt beherrschte und allein in England schon durch die moderne Idee der Repräsentation verdrängt war.

Aus diesem musterhaft schwerfälligen Unionskörper einen einträchtigen Entschluß hervorzulocken war nur auf Umwegen möglich, durch

wunderliche, ja spaßhafte Mittel. Wie oft sind die Statthalter und die einflußreichen Mitglieder der Generalstaaten über Land gezogen, um die widerstrebenden Stadträte zu überreden; nicht selten schlossen sich auch fremde Gesandte, ein d'Estrades oder Jeannin, solcher „notablen Bezending" an, mit wohlgefüllter Börse die Mahner unterstützend. In schwierigen Fällen trat man kurzweg das unausführbare Bundesrecht mit Füßen. So ward der Friede von Münster abgeschlossen gegen den Widerspruch von Utrecht und Zeeland. So ward im Jahre 1657 der Krieg an Portugal erklärt, obgleich Friesland nein sagte; nach dem Beginn der Feindseligkeiten berief sich sodann die Mehrheit scheinheilig auf die Utrechter Union, welche den Bundesgenossen auferlegte, einander zu helfen gegen auswärtige Feinde, und nach vier Jahren schloß man Frieden gegen den Willen von Zeeland und Geldern. Ja, wenn unternehmende Männer in der Generalität saßen, dann ward zuweilen eine entscheidende Tat der auswärtigen Politik gewagt, ohne die Provinzen zu fragen. Ganz auf eigene Faust schloß Johann de Wit im Namen der Union die Tripelallianz von 1668, und die Flotte, welche Wilhelm den Dritten nach England führte, ward von den Generalstaaten ausgerüstet, ohne daß die edelmögenden Herren der Provinzen eine Nachricht empfingen. Eigenmächtige Schritte, die der Erfolg rechtfertigte, während ein Mißlingen die kühnen Täter vermutlich auf das Schafott geführt hätte.

So verzweifelte Mittel konnten nur in außerordentlichen Fällen wirken. Auf die Dauer wäre die Union eine willenlose Masse geblieben, wenn nicht das mächtige Holland im ruhigen Laufe der Dinge ihr seinen eigenen Willen auferlegt hätte. Viermal im Jahre versammelten sich die Staaten von Holland im Haag und berieten sorgfältig über ihre eigenen wie über alle Unionsangelegenheiten. Traten dann die Generalstaaten nebenan im Binnenhofe zu einem Beschlusse zusammen, so fanden sie bereits die Meinung Hollands fertig, wohl durchgearbeitet vor; auch pflegten die permanenten Ausschüsse, die gecommitteerden Raden, von Holland und Zeeland den Sitzungen der Generalstaaten beizuwohnen, auf daß nichts zum Nachteil ihrer Provinzen beschlossen werde. Daher entstand unter den kleinen Provinzen sehr bald der Brauch, zunächst die Meinungsäußerung der Holländer abzuwarten, und in unbedenklichen Fällen wurden die Beschlüsse der Staaten von Holland meist wörtlich in das Protokoll der Generalstaaten aufgenommen, overgenomen, obgleich man in den Formen die Gleichheit der Provinzen ängstlich wahrte und allwöchentlich reihum eine andere Provinz den Vorsitz führte. So wußten die holländischen Patrizier den Vorteil, daß ihre Staaten mit den Generalstaaten an einem Orte tagten, gewandt zu benutzen, und noch nützlicher ward ihnen der Einfluß des mächtigsten Würdenträgers der Union, der zugleich Hollands eigener Beamter war.

Wie unsere Reichsstädte sich einen Syndikus, die holländischen Kommunen einen Ratspensionär hielten, so ernannte auch die Provinz Holland alle fünf Jahre einen Rechtsgelehrten — Landesadvokat, später Ratspensionär von Holland genannt —, der das Recht der Provinz vertreten, in ihrem Namen das Wort führen sollte. Bescheiden, unbedeckten Hauptes saß er unten am Tische der edelmögenden wie der hochmögenden Herren, ohne Stimmrecht, und schrieb die Verhandlungen nieder. Doch er war ständiges Mitglied aller Ausschüsse der Staaten von Holland und der Generalstaaten, daher der kundigste Geschäftsmann, der natürliche Vermittler zwischen der Union und der mächtigsten Provinz. Er führte den diplomatischen Briefwechsel der Union und galt darum den Mächten als der Minister des Auswärtigen der Generalität. Er entwarf die Beschlüsse der Edelmögenden wie der Hochmögenden und war der Überlegenheit sicher, welche der politischen Sachkenntnis immerdar zukommt. Der Einfluß seiner Provinz hob die Würde seines Amtes, wie wiederum sein Ansehen die Macht Hollands förderte; deshalb haben die Patrizier von Holland zweihundert Jahre hindurch, von Oldenbarneveldt bis auf van de Spiegel, fast durchweg bedeutende Talente zu Ratspensionären ernannt. Also bestand unter den wunderlichsten Formen eine Bundeskanzlerwürde — denn hier allerdings läßt sich die Vergleichung mit dem Norddeutschen Bunde und dem Deutschen Reiche nicht abweisen —, ein Amt, das in kräftigen Händen einer Diktatur nahe kam und gemeinhin ausreichte, der führenden Provinz das Übergewicht zu sichern.

Ein großer Mann war es, der durch die Macht seines Talents diesem Amte und damit dem holländischen Patriziate eine so überragende Bedeutung schuf: Johann van Oldenbarneveldt, in Wahrheit der Stifter der Republik der Niederlande, wie Wilhelm der Schweigsame der Gründer ihrer Freiheit ist. Aus vornehmem Geschlechte, Aristokrat von Haus aus, hatte er in Leyden, Bourges, Heidelberg alle Richtungen der calvinischen Theologie kennengelernt und überschaute sie mit staatsmännischer Kälte. Er hatte an der Seite des großen Schweigers bei dem Entsatz von Leyden gekämpft und, kaum zweiunddreißigjährig, schon bei jenen Verhandlungen, die zur Utrechter Union führten, entscheidend mit eingegriffen. Zäh und fest, klar und sicher, von unsträflicher Redlichkeit, stieg er dann rasch zu den höchsten Würden der Provinz Holland empor, nahm die gesamte Leitung der auswärtigen Politik auf seine Schultern, ward der lebendige Mittelpunkt des Friedensstaates der Union, reiste unermüdlich sechsunddreißigmal hinüber in das Feldlager der Oranier, um den Gang des Krieges zu bestimmen. Jedermann kannte die hohe stattliche Gestalt mit dem gefürchteten Stöckchen in der Hand, die starken von dichtem Haar umschatteten Züge, das strenge strafende Auge des stolzen Republikaners, das mit jedem Blicke sagte: „Liever verheert dan verknecht, denn die Herren zeigen immer einige Schonung, die Knechte keine.“ Er

hoffte auf die Vereinigung aller Protestanten in einer reformierten Kirche, die von der Staatsgewalt ihre Regel empfangen sollte. Er wollte der streitbaren Republik der Protestanten ein weites Seereich gründen, das mit seinen Kastellen und Kontoren alle gesegneten Küsten der Erde beherrschen sollte. An den politischen, den religiösen, den wirtschaftlichen Gedanken und mehr noch an dem ehrenfesten Charakter dieses ersten und größten der Ratspensionäre haben zwei Generationen der holländischen Regenten sich erbaut und gebildet.

Trotz dieses mächtigen Amtes blieb die Generalität ein gebrechliches Wesen, selbst mit ihrer täglichen Notdurft auf den guten Willen der Provinzen angewiesen. Die Union besaß nur zwei selbständige Einnahmequellen: die Steuern der Generalitätslande und die Schiffsgelder. Den eroberten Provinzen jenseits der Maas wurde, obgleich die holländische Freiheitsheuchelei nur von den geassocieerden Landen sprach, die Steuerlast ganz nach Willkür der Hochmögenden auferlegt; und Holland bestand darauf, daß sie ebenso hoch — also in Wahrheit höher — sein müsse als in dem reichen Holland, damit nicht die Untertanen der Magistrate von Amsterdam und Haarlem nach dem Süden auswanderten. — Während des spanischen Krieges zahlte jeder Kauffahrer, der sich auf hoher See durch Orlogsschiffe begleiten ließ, eine Convoigebühr, jedes Schiff, das mit dem Feinde Handel treiben wollte, ein Lizentgeld. Die Convoi- und Lizentgelder bestanden fort, auch nachdem ihr ursprünglicher Grund verschwunden war, als ein mäßiger Finanzzoll für alle seewärts aus- und eingeführten Waren — erhoben im Namen der Generalität und verwendet zum Unterhalt der Bundesmarine; daher begünstigten die Stadträte der Hafenplätze wetteifernd den Schmuggel, um den Handel nach ihrer Stadt zu locken. — Im übrigen blieb die Union angewiesen auf Matrikularbeiträge, wovon Holland gemeinhin 57,1, Overyssel 3,7 Prozent zahlte. Die Landprovinzen murrten, nicht ohne Grund, das reiche Holland sei zu leicht belastet; zahlten sie nicht, so trug die Union den Schaden. Solche Anarchie ward nur dadurch erträglich, daß man ziemlich streng festhielt an der Regel: eine einmal für einen bestimmten Zweck bewilligte Leistung darf nicht einseitig zurückgenommen werden. — Auch in anderen Lebensfragen der Staatswirtschaft behielt der Partikularismus das letzte Wort. Die Provinzen verboten sich gegenseitig ihre Münzen, obgleich eine Münzkammer der Generalität die Oberaufsicht führte und die Münzeinheit, unentbehrlich für den Handelsstaat, durch die Utrechter Union vorgeschrieben war; und die gelehrten Holländer führten doch so gern das Beispiel der hellenischen Staatenbünde im Munde, sie wußten sehr wohl, daß schon bei den Achäern der Zeus Homarios, der Gott des gleichen Geldes, gewaltet hatte.

Feierlich, wie einer Aristokratie in dem formenseligen siebzehnten Jahrhundert geziemte, spielten die Verhandlungen der Generalstaaten sich

ab; in der Regel erschienen vierzig bis fünfzig Hochmögende, da jeder Provinz nur eine Stimme zukam, mithin die Zahl der Gesandten freigestellt blieb. Andächtiglich erzählen uns die Protokolle, wie einmal der Prinz von Wales bei den Generalstaaten eintrat, um zu klagen über das meisterlose Parlament, das seinen Vater Karl I. mißhandle; daneben stand unbedeckt Mr. Boswell, zur linken Hand des Prinzen, doch een weynigh achterwarts gereculeert. Kam ein fremder Gesandter, so ward er in Rotterdam von einem maître d'hôtel der Generalstaaten aufgenommen und abgespeist; andern Tags empfingen ihn an der Brücke vor dem Stadttore vom Haag zwei Mitglieder der Hochmögenden mit dreißig Staatswagen, dann hielt er seinen Einzug in der zweiten Kutsche. In der ersten natürlich saßen die beiden Hochmögenden; trug doch der niederländische Löwe seit dem Frieden von Münster eine Königskrone, dicht hinter den Königreichen und der Republik Venedig — der Königin von Zypern — war sein Platz in der Staatengesellschaft.

Von solchen anspruchsvollen Formen stach der dürftige Inhalt der Generalstaatenverhandlungen seltsam ab; denn da es in der Hand der Provinzen lag, jedes Geschäft hinauszuschieben — vornehmlich durch die beliebte Erklärung: wir stimmen nicht, bevor Holland, Friesland, Overyssel sich geäußert haben —, so begann die Beratung der Hochmögenden gemeinhin erst, wenn die wirkliche Verhandlung schon beendet war. Nun gar zu wachsen, sich weiter zu entwickeln fiel diesem Körper ebenso schwer wie späterhin dem deutschen Bundestage. War doch jede Provinz befugt, sogar die Besprechung eines nicht in der Utrechter Union begründeten Vorschlags von der Hand zu weisen; blieb doch selbst das natürlichste Recht der Generalität, das Recht, über die Verbrechen ihrer eigenen Beamten zu urteilen, nicht unbestritten. Wenn dennoch die Macht der Geschichte dem Bunde eine neue Aufgabe stellte, dann setzte die Union einen provisorischen Ausschuß der Generalstaaten ein, der provisorisch bis an das Ende aller Dinge fortlebte. Den Ausschüssen der Generalstaaten fiel unausbleiblich die wirkliche Arbeitslast der Union zu, da die Gesamtheit der Hochmögenden zu schwerfällig war, auch das Amtsgeheimnis nicht bewahren konnte. Hier wurden die Finanzfragen, die Marinesachen und vornehmlich (in dem Ausschuß der secretes besoignes) die auswärtigen Angelegenheiten beschlußreif. Hier zeigte der Ratspensionär seine Sachkunde, desgleichen die beiden anderen Großbeamten der Union: der Thesaurier und der Griffier — der vielerfahrene, auf Lebenszeit angestellte Archivar, das wandelnde Geschichtskompendium der Hochmögenden.

Wer durfte angesichts dieser chaotischen Zustände sich beruhigen bei dem Trostspruche der Regenten von Holland: ein reicher Haushalt kann Unordnungen ertragen, die einen armen zugrunde richten? Jede Bundesverfassung trägt einen defensiven Charakter; hier aber bestand eine Union, die, durch unerhörte Triumphe in den Mittelpunkt der europäischen

Händel hineingeschoben, einer rasch zugreifenden auswärtigen Politik bedurfte. Die tumultuarische Verwaltung durch Ausschüsse und Kommissäre, althergebracht und erträglich in manchen der unreifen Staaten jener Epoche, reichte nimmermehr aus für dies hochgesittete Gemeinwesen, wo eine zahlreiche Beamtenschar das verwickelte soziale Leben großer Welthandelsplätze beaufsichtigen, die höchsten Steuerlasten Europas verwenden mußte. Darum wurde die Union „der veruneinigten Provinzen" — wie Temple sie spottend nannte — von der Wiege bis zum Grabe von den Unheilsweissagungen der fremden Staatsmänner begleitet: auch ihr eigener Staatsrat klagte, es scheine ein Wunderwerk der göttlichen Vorsehung, daß dieser Staat ohne Fundamente nicht längst geborsten sei. Elisabeth und Heinrich IV., alle befreundeten Höfe bestürmten die Republik mit Ermahnungen, daß sie einen Neubau wage; Jeannin, der Gesandte des Bearners, entwarf den Plan, den Staatsrat zur leitenden Behörde, zum unabhängigen Träger der exekutiven Gewalt zu erheben. Lebhaft regten sich die Reformgedanken, als der zwölfjährige Waffenstillstand den spanischen Krieg unterbrach, noch lauter, als der Friede von Münster den achtzigjährigen Kampf abschloß und also in Wahrheit das Utrechter Kriegsbündnis zu Ende ging. Aber jeder Besserungsversuch scheiterte, und die Union blieb nur darum aufrecht, weil eine unfertige monarchische Gewalt einigend und schützend in den endlosen Interessenkampf der Republik eingriff — die oranische Tyrannis.

Das Übergewicht Hollands konnte nicht zur vollständigen Hegemonie werden, denn die überragende Provinz gebot nicht über die Wehrkraft der Union — ein unerhörter Fall in der Geschichte der Staatenbünde. Wie ein geschlossener Kriegsstaat stand das Heerwesen, von den Oraniern geleitet, neben dem Friedensstaate der edelmögenden und hochmögenden Herren. Und seltsam, die beiden feindlichen Mächte — die Oranier und die Regenten von Holland — wirkten wetteifernd zusammen, die Union dem Einheitsstaate entgegenzutreiben: die Holländer, indem sie die Gleichheit der Bundesgenossen, die Grundlage alles bündischen Lebens, untergruben und durch die Überlegenheit ihrer Bildung, ihrer Wirtschaft ein einiges Volkstum erzogen — die Oranier, indem sie die Souveränität der Provinzen zu zerstören trachteten.

Moritz von Oranien bewahrte noch die fast vollständig vollzogenen Urkunden, welche seinem Vater die erbliche Grafenwürde von Holland und Zeeland übertrugen. Doch nach Wilhelms Ermordung hatten die beiden Provinzen, wie gesagt, die Souveränität wieder an sich genommen und dem jungen Prinzen nur die Statthalterschaft übertragen — unter dem Oberbefehl des Landvogts Leicester. Auch als Leicester von dannen zog, erlangte der Statthalter die Gewalt nicht wieder, die ihm in der königlichen Zeit zugestanden: er war nicht mehr Vertreter des Landesherrn, sondern Beamter seiner Provinz, vereidigt den Provinzialstaaten,

die jetzt selber die Landeshoheit in Händen hielten — darum auch nicht imstande, das Schiedsrichteramt zwischen den Provinzen auszuüben, das die Utrechter Union den Statthaltern als den Stellvertretern des Königs übertragen hatte. Überdies wählte sich Friesland, und zumeist auch Groningen, seinen Statthalter regelmäßig aus den Nachkommen Johanns von Nassau; die Hauptlinie der Oranier konnte nur in fünf oder sechs Provinzen, doch niemals während des siebzehnten Jahrhunderts in der gesamten Union das Statthalteramt erlangen. Trotzdem blieb das verstümmelte Amt eine unentbehrliche Klammer des Gemeinwesens, zugleich ein Überrest der alten und der Keim einer neuen Monarchie. Die sieben Pfeile, die der Löwe der Union in seiner Pranke schwang, gehörten nicht notwendiger zu ihm als das Orangeband, das die Pfeile zum Bündel vereinigte.

Der Statthalter war Generalkapitän seiner Provinz, er übte die Oberaufsicht über den gesamten Gang des Staatslebens, vornehmlich der Rechtspflege. Er ernannte in vielen Städten, wo nicht die Regenten dies alte Grafenrecht usurpiert hatten, die städtischen Behörden, entweder kurzweg aus der Gesamtheit der Broedschappen oder aus Kandidatenlisten, die ihm die Stadt vorlegte; da und dort schlug er auch selber dem Stadtrat einige Namen vor. Wer irgend zu leiden hatte unter dem herrischen Krämerstolze der Regenten, fand bei den Oraniern Schutz und Schirm: der kriegerische Landadel und das Heer, die Bauern und die kleinen Handwerker — der gesamte Demos der Union. Jedes Kind im Lande wußte von den jungen Helden, die bei Mook und Heiligerlee gefallen, jeder Handwerksbursch beschaute im Prinzenhofe zu Delft das Loch in der Mauer, wo die Kugel einschlug, die Wilhelm den Alten erlegte; und jetzt kam Jahr für Jahr die Kunde, daß aber und abermals ein Prinz mit wehendem Orangehelmbusch als Sieger, in zegepraal, in eine Feste der Spanier eingezogen sei. Dann flaggten die Orangebanner, die Schützengilden hielten ihren Rundmarsch, auf der Brust ein geöffnetes Herz mit einer Orange darin; der kleine Mann schmückte seinen Hut mit der geliebten Farbe und rief das alte Oranie boven! In den Landprovinzen, wo die demokratischen und militärischen Kräfte noch etwas galten, fanden die Oranier eine Stütze ihrer Macht und ein Gebiet segensreichen Wirkens. Während in Holland jeder Fortschritt der Volkswirtschaft die Herrschaft der Regenten befestigte, die altväterischen Handwerksgilden verfielen, Stadt und Land dem Klasseninteresse des Großhandels und des Großgewerbes gehorchten, blieb in dem schwerfälligen Leben der Landprovinzen noch lange das Zunftwesen nach deutscher Weise aufrecht. Dorf und Stadt, Kleinbürger und Kaufherr hielten hier einander noch die Wage, hier war noch Raum für die gleichausteilende Gerechtigkeit der Monarchie, und wirklich gelang den Statthaltern, in der Rechtspflege und Verwaltung der Landprovinzen heilsame Milderungen durchzusetzen, welche der holländische Regent dem Janhagel kalt versagte.

So entstand den Oraniern eine Macht, die durch neue Arbeit täglich neu erobert werden mußte. Es war ein Verhältnis höchstpersönlicher Art, zu anspruchsvoll für die Beamten einer Republik, zu unsicher für ein Fürstengeschlecht — vergleichbar allein mit der Stellung, die einst das Strategenhaus der Barkiden neben dem Rate von Karthago behauptete. Und stetig wie in dem Geschlechte der Hamilkar und Hannibal vererbte sich die Herrscherkraft und die Familienpolitik des oranischen Ahnherrn auf die Söhne und die Enkel; sie lebten alle, wie der Wahlspruch Friedrich Heinrichs sagt, patriaeque patrique. Wie staunten die Regenten von Holland, als der mißachtete kleine Prinz Moritz einem Spinola und den ersten Feldhauptleuten des Jahrhunderts die Spitze bot und nun Schlag auf Schlag die großen strategischen Pläne sich enthüllten, die unter seiner hohen Denkerstirn langsam gereift waren! Dann wuchs Friedrich Heinrich heran, des Schweigers jüngstes Kind, der Enkel Colignys, dem die leichte gallische Lebenslust aus den Augen lachte, und auch er ward ein Staatsmann und ein Schlachtendenker und saß des Abends in seinem Zelte über Cäsars Kommentarien. Daneben der Friese Wilhelm Ludwig, der gelehrte Gründer der Hochschulen von Franeker und Groningen, der dem jungen Moritz die schwere Weisheit der Mathematiker des Altertums erklärte, und jener Johann Moritz von Nassau, der für die Westindische Kompanie das weite Brasilien eroberte, bis die Krämer von Amsterdam entdeckten, daß sein hoher Gehalt die Aktien drücke. Die Oranier gaben einer Welt, die nur Rechte der Fürsten kannte, das glorreiche Beispiel fürstlicher Pflichterfüllung, und gleichwie vormals Emanuel Philibert von Savoyen und andere Große des Auslands in dem Staate der siebzehn Provinzen die Grundsätze verständiger Wirtschaftspolitik kennengelernt hatten, so ward jetzt der oranische Hof eine Fürstenschule für protestantische Prinzen. In dem Feldlager Friedrich Heinrichs lernte unser Großer Kurfürst, was es heiße, zu regieren „für Gott und das Volk". Wie alle großen Feldherren jenes Jahrhunderts, denen oblag, ein Söldnerheer zu organisieren, eine kostspielige verwickelte Heeresverwaltung zu leiten, so verstanden auch die Oranier von Grund aus die Kunst der Wirtschaft, sie erwarben ein königliches Vermögen. Auf dem Friedenskongresse von Münster verhandelte Friedrich Heinrich für sich und sein Haus, Macht gegen Macht, mit der Krone Spanien. Sein Sohn freite die Königstochter von England, ein fürstlicher Hofstaat prunkte um Seine Hoheit im Haag; nach seinem Tode wurden die Kriegstaten des Eroberers von Herzogenbusch in dem Oraniesaale des „Hauses im Busch" durch pomphafte Wandgemälde verherrlicht. Kein Wunder wahrhaftig, daß die Edelmögenden die Köpfe schüttelten: die große Begabung der Oranier bedrohe den Frieden der Republik. In dem Glanz und Ruhm dieses Hauses, in seinen alten unvergessenen Erbansprüchen lag eine übermächtige Versuchung auch für den lautersten Ehrgeiz.

Die Familienpolitik der Oranier ergab sich von selbst aus ihrer Feldherrnstellung. Jene wunderliche Halbheit, welche die gesamte Verfassung der Union beherrschte, waltete auch in ihrem Heerwesen. Obwohl die Generalstaaten zuweilen ein Schweizerregiment oder eine andere fremde Söldnerschar von Bundes wegen in Eid und Dienst nahmen, die Provinzen andererseits niemals förmlich verzichteten auf ihr angebliches Recht, eine selbständige Truppenmacht zu halten, so blieb doch Regel, daß das Bundesheer zugleich den Generalstaaten und den einzelnen Provinzen diente. Jede Provinz übernahm den Unterhalt eines bestimmten Korps, jedes Regiment leistete einen zweifachen Fahneneid, an seine „Betaalsheeren" und an die Hochmögenden; nahm die Truppe Garnison in einer anderen Provinz, so schwor sie dort zum dritten Male den Regenten des Staates und der Stadt. Ein Glück, daß wenigstens das wichtige Recht der Patente — das Recht, die Garnisonen des Heeres zu bestimmen — der Generalität allein vorbehalten blieb. Aus allen Militärgesetzen der Union spricht der hoffärtig-feige Haß des Krämers gegen die armen Teufel, die nichts zu Markte bringen als ihr Herzblut. Kein Offizier durfte in den Generalstaaten erscheinen; in den Festungen war der Bürgermeister Gouverneur, dem militärischen Kommandanten vorgesetzt. Zog eine neue Kriegsgefahr herauf, so hieß es trocken an der Börse zu Amsterdam: dann kaufen wir uns einige deutsche Fürsten. Jeder Statthalter führte als Generalkapitän die Truppen, die seine Provinz bezahlte; ward einmal, was selten gelang, ein Oranier zum Oberbefehlshaber des gesamten Unionsheeres ernannt, so blieb sein Verhältnis zu dem Generalkapitän der Friesen und Groninger rechtlich zweifelhaft. Die Feldherren standen, gleich den Kondottieren der Venetianer, unter der unmittelbaren Aufsicht des Kaufmannsadels; Mitglieder der Generalstaaten verweilten als Feldeputierte im Hauptquartier, berechtigt, je nach dem Wortlaut ihrer Instruktionen, den Gang des Feldzugs im großen zu überwachen oder auch zu jedem einzelnen Unternehmen ihr Nein zu sprechen. Unaufhörlich zogen die Ordonnanzen mit Anfragen nach dem Haag, zuweilen kamen auch die Generalstaaten allesamt in das Lager hinüber; Deputierte der Provinz, die zum Kriegsschauplatz diente, verstärkten den bürgerlichen Kriegsrat. Ein tollkühner Eifer überkam dann und wann die militärischen Pfuscher: jener verwegene Einfall in Flandern, der zu dem unfruchtbaren Siege von Nieuport und schließlich zum Rückzug führte, ward unternommen auf Befehl der Hochmögenden, gegen den Willen der Oranier. Öfter noch warfen die Ritter von der Feder dem General ihre Krämerbedenken in den Weg.

Nur ein Heer, das sechzig Jahre lang, eine Welt für sich, im Lager stand, vermochte ohne arge Zerrüttung der Mannszucht solchen Übermut des Bürgertums zu ertragen; nur diese gelassenen oranischen Seelen, so glücklich gemischt aus rechnender Kälte und feuriger Tatkraft, fanden

den Weg zum Siege durch so viel Streit und Afterweisheit hindurch. Als Friedrich Heinrich sich einmal mit einem verwegenen Plane trug, da bat er nach langem vergeblichen Gezänk bescheiden seine Felddeputierten, sie sollten noch einmal im Haag persönlich Rat einholen; sobald die Hochmögenden davonfuhren, blies man Alarm im Lager, und der kühne Zug begann.

Das Feldherrngeschlecht lebte und webte in den Ideen einer großen Kriegspolitik; sein lebelang hoffte Moritz auf eine gemeinsame Erhebung der protestantischen Welt gegen die spanische Monarchie. Alltäglich geärgert und gehemmt durch den Eigensinn der souveränen Betaalsheeren, wurden die Oranier unvermeidlich die Vorkämpfer der Staatseinheit. Sie wollten die Generalstaaten zur souveränen Zentralgewalt erheben, durch die Stimmenmehrheit der Landprovinzen den Widerstand des friedensseligen holländischen Patriziats brechen. Durften sie doch, da die Ernennung vieler Stadtmagistrate in ihrer Hand lag, immer auf einen starken Anhang unter den Hochmögenden rechnen. Auch in dieser Union, wie in allen Staatenbünden, begegnet uns jene widersinnige und so leicht erklärliche Erscheinung: die Zentralgewalt, die ja nur das dienende Organ der Provinzen sein sollte, zeigte zuweilen einen selbständigen Willen. Wie in dem deutschen Bundestage, dem Geiste der Bundesgesetze zuwider, mehrmals Parteien entstanden, welche allein aus der persönlichen Gesinnung einzelner Bundesgesandten entsprangen, so bildete sich auch in den Generalstaaten eine starke unitarische Richtung. Auf lange Jahre oder auf Lebenszeit angestellt, im täglichen Verkehr mit dem oranischen Hofe, gewohnt, für wichtige Fragen „das hochweise Advies" Seiner Hoheit einzuholen, wurden viele der Hochmögenden durch ihre Berufsarbeit selber gezwungen, das Ganze höher zu stellen als den Teil, das Ansehen der Union gegenüber ihren eigenen Auftraggebern zu verteidigen.

Dergestalt erwuchs aus den mannigfachsten Gegensätzen der große Streit der Staatenpartei und der Statthalterpartei. Vielherrschaft und Staatseinheit, Regentenallmacht und Demokratie, Welthandel und europäische Politik, Wissenschaft und Heldentum, See und Land, großes und kleines Kapital rangen miteinander in einem hochtragischen Kampfe, der das Leben dieses Staates war, der die Republik erschütterte, aber auch sie nährte — ein Quell des Hasses und doch der Einheit. Nicht der Kanton stritt hier festgeschlossen gegen den Kanton, wie in der Schweiz, der Riß der Parteiung ging durch alle Provinzen. Wie der holländische Demos zu den Oraniern stand, so hielt auch in den Landprovinzen eine Staatenpartei zu den Regenten von Holland; der bürgerliche Kampf selber befreundete den Holländer mit dem Geldersmann, den Friesen mit dem Zeeländer. Die Frage hieß nie: Union oder Zerfall? — sie lautete nur: feste oder losere Einigung?

Der religiöse Kampf, die Verschiedenheit des Glaubens und der Kirchenpolitik griff auch in diese wie in alle Parteibildungen des siebzehnten Jahrhunderts bestimmend ein. Die Masse des Volks hing treu an dem strengen calvinischen Dogma; hier war ein Glaube, zweifellos, rund und fertig, ein demokratisches Bekenntnis, das auch in Schottland und Amerika für den mühseligen und beladenen kleinen Mann allezeit ein Stecken und ein Stab geblieben ist. Die furchtbare Lehre von der Vorherbestimmung unterscheidet nicht hoch und niedrig, nicht die Starken und die Schwachen im Geist. Wer auserwählt ist durch Gottes Gnade, schreitet sicher durch das Leben, wie ein Gaul, dem die Augen geblendet sind, denn „welche der Herr berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht". Dieses Glaubens voll hatten die Bürger von Haarlem und von Leyden auf ihren Wällen gefochten. Er empfing auf niederländischem Boden durch die Dordrechter Synode seine feste dogmatische Gestaltung, er bewahrte unleugbar am treuesten die ursprünglichen Gedanken der Reformation — jene erhabenen Lehren des Augustin, von denen einst Luther ausging — und durchdrang hier das gesamte Volksleben so übermächtig, daß auch die Katholiken sich ihm nicht entziehen konnten, auch Jansenius und die Utrechter „altrömische" Gemeinde an augustinischen Ideen sich begeisterten. Jener alttestamentarische Zug, der überall den strengen Calvinismus bezeichnet, war den gottseligen Domines der niederländischen Gomaristen so scharf aufgeprägt, daß sie oft von der Kanzel herab die Holländer als den neuen Stamm Juda, die Kinder Abrahams als die nächsten Glaubensverwandten der rechtgläubigen Protestanten priesen. Solche Gefühle erwidernd, hielt die Judenschaft Mann für Mann zu der oranischen Partei. Die Oranier selber wurden allesamt durch ihre demokratische Politik an den Glauben des Volkes gefesselt, einige auch durch ihren Charakter. Mit welcher dämonischen Macht mußte nicht die Prädestinationslehre auf mathematische Köpfe wirken, auf Männer, die in starker Seele den fatalistischen Glauben des Helden trugen!

Unter den Gelehrten der Staatenpartei dagegen herrschte die eklektische Lehre der Arminianer. Duldsam zugleich und aristokratisch, ließ Arminius dem Denker noch einen Weg offen, durch eigene Kraft den Himmel zu erobern. Über einzelnen lichten Häuptern dieses Kreises strahlt schon der helle Tag moderner Humanität. „Ich bekenne mich zu keiner Konfession," schrieb Coornhert, „weil ich in keiner die Liebe finde." Eine Welt von kühnen Ideen, Miltons Lehre von der kirchlichen Freiheit und die Anfänge der evangelischen Union sollten dereinst an die Gedanken der Arminianer sich anschließen. Doch nur einzelne unter den Söhnen des Jahrhunderts der Religionskriege vermochten die Idee der Duldung in so vornehmem Sinne zu fassen. In der Mehrzahl der holländischen Regenten ist ein skeptischer Zug unverkennbar, jene hoffärtige Herzenskälte, die aus den Worten Oldenbarneveldts spricht: „Nichts wissen ist der sicherste Glaube." Kein

Zufall wahrlich, daß der Dichter Vondel durch seinen arminianischen Haß gegen den Glaubensernst der Calvinisten schließlich zur römischen Kirche hinübergetrieben wurde. Ungleich wichtiger als der dogmatische Streit war den Regenten die Kirchenhoheit, das Recht der hohen Obrigkeit in Kirchensachen, das der Arminianer Uytenbogaert in einem gelehrten Traktate erwies. Die Edelmögenden wollten auch in Glaubenssachen ihre Staatskirche beherrschen, sie verboten den Predigern, wider die Arminianer zu eifern, weil die Streitfrage „unbedeutend" sei — während das gläubige Volk in den Niederlanden, in Frankreich und am Rhein die Berufung einer allgemeinen Synode verlangte, die kraft kirchlicher Autorität den Glaubensstreit beendige. Am letzten Ende läuft die Duldsamkeit der Patrizier hinaus auf die Bequemlichkeit des Krämers, der Frieden haben will in seinem Geschäft.

Und krämerhaft wie ihr Glaube war auch die Staatsgesinnung der Regenten. Mit seltenem Talent und seltenem Zynismus hat dies Manchestertum des siebzehnten Jahrhunderts sein eigenes Bild gezeichnet in der Schrift „Hollands Interest", die Peter de la Cour unter den Augen seines Freundes Johann de Wit um 1662 schrieb[1]. Ein volkswirtschaftliches Genie, geschult in den grandiosen Verhältnissen des Welthandels, verkündet hier, hundert Jahre vor Adam Smith, die Lehre der freien Konkurrenz. Unbedingte Handelsfreiheit, Aufhebung aller Monopole, aller Zunft- und Bannrechte wird gefordert, der Haß der Zeitgenossen wider die Wucherer als ein Pöbelwahn verspottet. Auch die schrankenlose Freiheit des Glaubens und der Presse verteidigt der Holländer mit einer Kühnheit, die diesen bürgerlichen Herrenstand neben dem monarchischen Adel anderer Länder fast wie eine Demokratie erscheinen läßt und schon manchen oberflächlichen Leser an miltonische Gedanken erinnert hat. Wenn nur nicht die materialistische Weltanschauung de la Cours durch eines ganzen Himmels Weite getrennt wäre von dem Idealismus Miltons! Gerade diesen Geist hat der Dichter des Verlorenen Paradieses mit grimmigem Hasse geschildert in dem gemeinsten aller Teufel, dem Mammon. Die Staatslehre des Grotius, welche — ein rechtmäßiges Kind dieses Bodens — den Staat entstehen läßt aus dem freien Vertrage, aus der Willkür der Einzelnen, wird von de la Cour nach den Gesichtspunkten des Kaufmanns weitergebildet; unversehens rücken unter den Händen des Patriziers die moralischen Personen der städtischen Regentschaften an die Stelle der natürlichen Personen. Einstimmigkeit der Herren Staaten in Kriegssachen ist natürlichen Rechtes, denn kein Dritter darf ohne meine Zustimmung über mein Leben verfügen. Daß der Janhagel sozusagen auch zu den Menschen gehörte und doch bei den Kriegsbeschlüssen der Edelmögenden nicht gefragt ward, kommt dem freiheitseifrigen Regenten gar nicht in den Sinn. Eine gute

[1] Bekannter ist eine stark umgestaltete französische Bearbeitung unter dem Titel Mémoires de Jean de Wit. Regensburg 1709.

Regierung besteht, wo der Vorteil der Regenten mit dem Vorteil ihrer Städte zusammenfällt, die beste also in städtischen Freistaaten, wie Tyrus, Karthago, die Hansa, bevor sie dem Joche der Monarchen sich beugte, und jene blühenden Handelsrepubliken, die unser Seemann in den Meeren des Ostens auf Banda und Amboina entdeckt hat. Nur kaufmännische Regenten verstehen den Nerv des Gemeinwesens, den Handel, zu pflegen und den Bankrottierer, wie ihm gebührt, als den gefährlichsten der Frevler, als einen Majestätsverbrecher zu bestrafen. Der Monarch lebt dahin in Saus und Braus, in den eitlen Freuden des Kriegsruhms, Offiziere und Müßiggänger umlagern sein Ohr, er fürchtet und hemmt den Reichtum fleißiger Kommunen; und nun wird die lange Tyrannenreihe des Altertums, Tarquinius und Phalaris, ins Feld geführt. Das alles mit jener schonungslosen Heftigkeit der Sprache, welche der freien Presse Hollands immer eigen blieb; wir meinen Johann de Wit zu schauen, wie er dem schreibenden Freunde über die Schultern blickt und sein alltägliches Abendgebet murmelt: de furore monarcharum libera nos domine!

Doch sobald dieser stolze Republikaner das Gebiet der auswärtigen Politik betritt, dann fällt er aus allen Himmeln seiner Ideale hernieder in die platt armseligen Empfindungen einer tütendrehenden Heringsseele. Klagen, nichts als Klagen über das viele, viele Geld, das der Krieg verschlingt: „Besser ein Friede mit Beschwerlichkeit als ein Krieg mit eitel Gerechtigkeit." Was soll, ruft er endlich, der grimme Leu auf unserem Wappen? Eine Katze wahrhaftig ziemte besser dem friedfertigen Staate des Handels. Mit gleicher Naivität sind die Herzensgeheimnisse des stillvergnügten Krämertums wohl nur noch einmal ausgeplaudert worden: in jenem Briefe Benjamin Franklins, der — in derselben witzelnden Weise wie de la Cour — seinen Yankees empfiehlt, den unnützen, räuberischen weltbürgerlichen Adler aus ihrem Wappen zu verdrängen und den nützlichen, friedfertigen amerikanischen Truthahn an die Stelle zu setzen. Und ist unser Liberalismus etwa berechtigt zu spotten über jenen bedeutenden Kopf, in dem Geist und Torheit so dicht beieinander lagen? Geht nicht dieselbe seltsame Verbindung von wirtschaftlicher Einsicht und politischer Feigheit wie eine erbliche Krankheit durch alle Parteibildungen des modernen Bürgertums hindurch? Haben wir schon vergessen, daß beim Anbruch des Deutschen Krieges sehr moralische, sehr gebildete, sehr patriotische deutsche Zeitungen unserem Staate alles Ernstes rieten, Oberschlesien und Hohenzollern an Österreich preiszugeben, weil der Krieg mehr Menschen verschlingen werde, als in den beiden Landschaften wohnen?

Einem so gehaltreichen und so verwickelten Parteikampfe gegenüber mußte das Urteil von Mit- und Nachwelt oftmals unstet schwanken. Lange Zeit beherrschten die Staaten als die literarisch mächtige Partei das Urteil des Auslands. Die Schriften des Grotius, die Tendenzdramen Vondels verherrlichten den Bürgermut der Republikaner; das Lob, das

Spinoza den weisen Regenten von Holland spendete, bestach die Gelehrten. Noch bedeutsamer wurde für die öffentliche Meinung des achtzehnten Jahrhunderts Wagenaars gelehrtes Geschichtswerk — eine rechte Augenweide für den abstrakten Tyrannenhaß der neuen Aufklärung. Oranische Publizisten, ein Luzac oder Pestel, kamen kaum daneben auf. Erst in unseren Tagen, nachdem der Erfolg für die Statthalterpartei entschieden hat, herrscht unter den Holländern die oranische Geschichtsauffassung vor, von Koenen und vielen anderen mit Mäßigung, von dem hochverdienten alten Groen van Prinsterer mit calvinischem Glaubenseifer vertreten. Der deutsche Historiker vollends nimmt unwillkürlich Partei für die Oranier. Denn wie soll ein Preuße kalt bleiben bei dem Kriegsruhm, der die Helden von hundert Schlachten ziert? Wie darf er hart reden von diesem Hause, das allein in den Niederlanden für Macht und Freiheit unseres Vaterlandes noch ein Verständnis hegte? In der Tat, wer sich nicht durch den großen Namen „Republik" in den Rausch einer unbestimmten Begeisterung hineintreiben läßt, der muß bekennen, daß das höhere Recht, der moderne Staatsgedanke auf seiten der Oranier stand. Die Regenten behaupteten den Generalstaaten gegenüber die Libertät der mittelalterlichen Stände, die Freiheit vom Staate, ihren Untertanen gegenüber die unbedingte Herrschaft, während die Oranier in der Union wie in den Provinzen die moderne Idee der Freiheit im Staate verfochten. Wunderlicher hat nie ein großer politischer Kopf geirrt als Mirabeau, da er in seinem flammenden Pamphlete sur le stadhouderat, aus dem Wagenaar schöpfend, den harten Aristokraten Johann de Wit verherrlichte und die Oranier verdammte, welche doch wie Mirabeau selber für das Ideal der demokratischen Monarchie kämpften.

Schauen wir vergleichend hinüber nach den verwandten Kämpfen Englands, so müssen wir unzweifelhaft die Stuarts und die holländischen Republikaner auf die eine, die Oranier und das Parlament auf die andere Seite stellen. Der Glaube an die Unantastbarkeit der Obrigkeit von Gottes Gnaden wurzelte nicht fester in den Herzen der Stuarts als in der Seele jenes Johann de Wit, der schroff den Königsmord der Briten verdammte und offen gestand, er würde die Empörung gegen Philipp von Spanien nie begonnen haben. Wie der oranische und der puritanische Demos beide glaubenseifrig zu dem strengen Calvinismus standen, so entsprach auch die Staatskirchentheorie der Edelmögenden durchaus dem Wahlspruch der Stuarts: no bishop no king. Ein gleicher Anlaß bewirkt in beiden Ländern den ersten gewaltsamen Zusammenstoß der Parteien: die Souveräne erdreisten sich, gegen den Willen der Nation ein stehendes Heer zu halten — nur daß solche Willkür in England als Despotismus, in der Union als Partikularismus erscheint. In beiden Staaten führt der erste Kampf zu dem gleichen Ende — zu der Hinrichtung Oldenbarneveldts durch Moritz von Oranien, der Verurteilung Karls I. durch sein Parla-

ment — und beide Bluttaten erwecken in der unterwürfigen europäischen Welt dieselbe Empfindung des Abscheus. Dies Jahrhundert, das für den Gedanken der Herrschaft schwärmte wie die Gegenwart für das Ideal der Freiheit, sah mit frommem Schauder, wie Obrigkeiten durch Untertanenhand gerichtet wurden. Nur ein zufälliger Umstand, die Familienverbindung der Stuarts und der Oranier, verschob dann für kurze Zeit die natürliche Stellung der Parteien. Hingerissen von dem Hasse gegen die jetzt verschwägerten Fürstengeschlechter, erscheinen die Regenten von Holland eine Weile als Bundesgenossen der englischen Republik, als „Libertins", bis endlich durch Wilhelm III. das gesunde Verhältnis sich wiederherstellt, die Oranier abermals für die Rechte des englischen Parlaments eintreten.

Doch mit alledem ist ein abschließendes Urteil über dies Parteileben noch nicht gefunden. Innerhalb des hocharistokratischen Staates konnte der Gegensatz von Aristokratie und Demokratie sich nicht rein ausbilden; beide Parteien erscheinen wie Schattierungen derselben Grundfarbe, auch auf oranischer Seite stehen Regenten, die in oligarchischem Dünkel mit ihren Gegnern wetteifern. Und weiter, worin liegt denn der Weltruhm dieser Republik begründet? Doch sicherlich in ihrem fesselosen Handel, in ihrer freien Wissenschaft — und eben diese modernen Mächte vertrat dieselbe Staatenpartei, die für die ständische Libertät kämpfte. Nur die Schwäche der Zentralgewalt, die anarchische Selbständigkeit der kleinen Gemeinwesen vergönnte den sozialen Kräften diese freie Bewegung, die eine Monarchie im siebzehnten Jahrhundert nimmermehr gewähren konnte. Die durch Hollands Beispiel erhärtete und von allen Nationalökonomen der Epoche, auch von dem Deutschen Becher festgehaltene Behauptung, daß nur in Stadtstaaten der Handel seine höchste Blüte erreiche, war für jene Zeit keineswegs unrichtig. Und sind nicht die Oranier erst durch ihre rechtlich unklare Stellung gezwungen worden zu einer Anspannung der Tatkraft, die ein Monarch, im gesicherten Besitze der Macht, sich gern erspart? Wie wir auf beiden Seiten tapfere, tief überzeugte Männer, die Besten der Nation, finden, bei den Oranischen den Seehelden Tromp, bei den Staatischen den großen Ruyter, so darf auch das historische Urteil nur sagen: der Kampf der beiden Parteien entsprang notwendig aus dem Wesen dieses Staates, die eine wie die andere konnte nicht vollständig und auf die Dauer siegen, ohne durch ihren Triumph die Lebensinteressen der Republik zu schädigen.

In der Tat ward, solange die Union blühte, ein dauernder Parteisieg niemals errungen. Die Freundschaft, welche lange den Prinzen Moritz mit dem Führer der Staaten von Holland, dem ehrenfesten Oldenbarneveldt, verbunden hatte, begann sich zu lockern, sobald in Amsterdam das Verlangen nach einem Waffenstillstand laut wurde. Die Oranier widersprachen mit vollem Rechte: der Kampf war noch nicht ausgefochten, selbst der

Handel von Holland verdankte sein Aufblühen den Siegen der Kriegsflotte. Nach einem mit höchster Leidenschaft geführten Federkriege, der das ganze Jahr 1608 erfüllt, dringt die Meinung der Holländer durch, der zwölfjährige Stillstand wird abgeschlossen. In den Tagen der Waffenruhe bricht dann der kirchlich-politische Hader aus. Die Staaten von Holland weigern sich, die große Synode der allgemeinen reformierten Kirche anzuerkennen, sie begünstigen kraft ihrer Kirchenhoheit die arminianische Richtung und beschließen endlich, da die Union ihnen entgegentritt, daß ihre Truppen allein den Betaalsheeren gehorchen, ihre Kommunen durch städtisches Kriegsvolk, Waardgelders, sich schützen sollen. Beide Teile beschuldigen einander der Neuerung, beide mit guten Gründen, da der traurige Unionsvertrag keine klare Entscheidung gibt. Da schreitet Moritz ein, begrüßt von dem Jubel des rechtgläubigen Volks, er entwaffnet die Stadtsoldaten, verändert die Magistrate der widersetzlichen Städte. Ein Gerichtshof, von den Generalstaaten berufen, verurteilt den greisen Oldenbarneveldt als einen Rebellen gegen die Union zum Tode — kraft sehr zweifelhafter Rechtstitel, doch ebenso fest von seinem Rechte überzeugt wie jenes Tribunal, das dem meineidigen Stuart den Kopf vor die Füße legte. Nicht minder fest als der Gerichtshof glaubte der Verurteilte an sein Recht. „Ihr Männer," rief er vom Schafott herunter, „wähnet nicht, daß ich ein Landesverräter sei; ich habe aufrecht und redlich gehandelt als ein guter Patriot!" — Die arminianischen Gelehrten irrten, wenn sie voraussagten, der Oranier werde wie einst Pipin der Kirche dienen, damit die Kirche ihn zum Könige erhebe. Selbst nach dem blutigen Trauerspiele von 1618 blieb die fürstliche Vollgewalt den Oraniern unerreichbar, und der leere Name der Monarchie reizte den nüchternen Sinn des Siegers nicht. Die Arminianer behaupten sich in der Kirche von Holland, die alte Unionsverfassung wird nicht verbessert, Moritz begnügt sich mit einem gesteigerten persönlichen Einfluß und muß noch am Abend seines Lebens oft schmerzlich erfahren, daß Einfluß nicht Regierung ist.

Unter der Statthalterschaft des milden Friedrich Heinrich sodann erlebt die Republik die goldenen Tage der Macht, des Reichtums, des literarischen Ruhmes — in derselben Zeit, da die Strafe über die Trägheit der deutschen Protestanten hereinbricht. Während das alte Deutschland sich verblutet in einem verspäteten Kriege, der wohl den grimmigen Glaubenshaß, doch nicht die idealen Gefühle der Reformationszeit wieder heraufbeschwört, steht die junge Union, durch langen Kampf gestählt, in stolzer Sicherheit aufrecht. In allen Schenken klingt das Jubellied: „Piet Hein, zyn nam is klein, zyn dad is groot, hy hefft gewonnen de zylverne vloot." Dann folgt das glückliche Jahr 1629, das Jahr der glänzenden Landsiege des Statthalters. Ein Jahrzehnt darauf versetzt Tromp durch die große Seeschlacht im Kanal der spanischen Flotte den letzten, tödlichen Stoß. In der frohen, versöhnlichen Stimmung dieser großen Zeit wird ein erster,

bescheidener Schritt zur Monarchie hinüber gewagt: fünf Provinzen übertragen durch die Akte von Survivance dem Sohne Friedrich Heinrichs die Anwartschaft auf die Statthalterwürde des Vaters.

Doch bald bricht der alte Zwist wieder aus: der Ruf nach Frieden erklingt abermals an der Börse von Amsterdam. Vergeblich warnt Friedrich Heinrich die Union, nicht durch einen treulosen einseitigen Friedensschluß den mächtigen Verbündeten, Frankreich, zu beleidigen. Die Staatischen triumphieren, der Friede von Münster wird abgeschlossen (1648), und sofort beginnt Holland eigenmächtig seine Truppen zu entwaffnen. Da scharen sich die übrigen sechs Provinzen, auch einige Städte von Holland selbst, um die diesmal unzweifelhaft verletzte Bundesverfassung und um den neuen Statthalter Wilhelm II., den feurigsten, stolzesten Sohn des erlauchten Geschlechts. Wilhelms Truppen ziehen gen Amsterdam, die Metropole demütigt sich, der Prinz erklärt seinen „bysonderen goeden Vrunden", den Herren von Amsterdam, daß er ihnen einen neuen Magistrat einsetzen müsse. Doch auch diesmal, wie 32 Jahre zuvor, ward der Sieg der Oranier nicht ernstlich ausgebeutet, die Bundesverfassung nicht verändert, und welche hochfliegenden Pläne immer der junge Fürst in seinem ehrgeizigen Haupte hegen mochte — er starb plötzlich dahin im Augenblicke des Triumphes (1650). „Da liegt der Ochse im Salze", rief der Dichter Vondel; die Staaten von Holland jubelten, denn ihr Tag brach an. Doch das Gestirn der Republik neigte sich zum Niedergange.

Wie war es möglich, daß unter einer solchen Verfassung, in diesem ewigen Ebben und Fluten der Parteiung ein glorreiches Gemeinwesen blühte? Die unseligste Folge der Kleinstaaterei, die Verkümmerung der Volksseele in engen Verhältnissen, konnte hier nicht aufkommen, weil und solange die Union die erste der protestantischen Mächte war. Während der Holländer in der Schule seines Kommunallebens eine praktische Staatsbildung empfing, welche so nur noch in England erworben werden konnte, erschloß sich ihm zugleich der weite Gesichtskreis der Weltpolitik. Hier politisierte jedermann, in keiner Sprache der Erde ward der Name „Staat" so häufig und in so mannigfacher Bedeutung gebraucht. Derweil das lutherische Deutschland schlummerte, England nur ab und zu aus seiner Zurückhaltung sich herauswagte, Frankreich aber, antispanisch in der Politik, katholisch im Glauben, aus einer falschen Stellung in die andere schwankte, behauptete die Union unwandelbar ihren Platz auf der äußersten Linken gleichsam der Staatengesellschaft und verdiente sich also das Lob Paolo Sarpis: die Staaten allein sind ein wirklicher Fürst, entschlossen, kühn, königlich. Mag die Republik den Hugenotten helfen oder von ihnen Beistand empfangen, mag sie selber auf deutschem Reichsboden die Spanier

aufsuchen oder den Pfälzer Friedrich ermutigen, daß er nach der böhmischen Krone greife — immer, mit sehr seltenen Ausnahmen, hält sich die Vorkämpferin des Protestantismus getreulich auf dem Wege, der steil, doch klar erkennbar vor ihr liegt. Noch lange, nachdem sie ihre Unabhängigkeit errungen, pflegt sie die alte Freundschaft mit Genf, der Mutterstadt ihrer Kirche; sie läßt dort Bibeln drucken, um unter den griechischen Christen das Evangelium zu verbreiten, sie unterstützt die leidenden Glaubensgenossen in Irland, ermuntert die Waldenser auszuhalten bei ihrer uralten ehrwürdigen Ketzerei. Jener vielbesprochene „große Plan" Heinrichs IV., welcher der Republik einen so glänzenden Platz auf der umgestalteten Karte Europas verhieß, muß freilich heute zu den Fabeln geworfen werden; doch auch die wohlbeglaubigten Aktenstücke der Epoche bezeugen, daß jede europäische Macht gezwungen war, mit der Union zu rechnen.

Was dieser kleine Staat in der Welt bedeutete, erhellt schon aus seiner geographischen Stellung. Er trat für einige Jahrzehnte in die Lücke ein, welche, dank der Trägheit der deutschen Protestanten, in der Mitte des Weltteils klaffte; er ward, was Deutschland sein sollte, das Bindeglied zwischen den beiden Staatensystemen des Südwestens und des Nordostens, die noch unverbunden, selten sich verschlingend, nebeneinander standen. Seine Gedanken umspannten die Welt. Nur im Haag und in Madrid verstand man die Politik im großen Stile, überall, wo Menschen wohnten, maßen sich die beiden Feinde. Bald schlugen sie in den indischen Meeren, bald an der belgischen Grenze. Jetzt trachtete Spanien das lutherische Schweden dem Polenkönige zu unterwerfen und also die Ostsee den Schiffen der Ketzer zu sperren; dann, nach den Triumphen Tillys und Wallensteins, erwachte der Plan, dicht vor den Toren der Republik, im Jadebusen, einen Kriegshafen der Habsburger zu gründen.

Also von den Händeln aller Welt berührt, spann der Ratspensionär von Holland die Fäden weitverzweigter internationaler Verbindungen; dicht gedrängt lagen in der Griffie die goldenen und silbernen Büchsen, welche die Staatsverträge der Union bargen. Die diplomatische Kunst, von jeher die Stärke aristokratischer Staaten, wurde hier zur Virtuosität, da das innere Leben der Union selber nur durch diplomatische Verhandlungen in Fluß gehalten ward. Der staatische Gesandte galt in der Welt, wie der von Venedig, als das Ideal des Diplomaten. In der Tat fand die Politik des siebzehnten Jahrhunderts, die unter pedantischen Formen die wildesten Leidenschaften des Hasses und der Herrschsucht verbarg, sehr getreue Vertreter in diesen feierlichen, zugeknöpften, unablässig wühlenden und heischenden Mynheers, für deren Briefe Oldenbarneveldts Vorschrift galt: „Ein genauer Bericht soll euch statt guten Stiles angerechnet werden." Trocken, unschön, ganz entblößt von jenem Zauber plastischer Kunst, der die Berichte der Venetianer schmückt, bleiben die Aktenstücke der staatischen

Gesandtschaften durch Sachkunde und scharfe Beobachtung dem Historiker unschätzbar; und erst wenn einst die Familienarchive der holländischen Regentengeschlechter sich alle geöffnet haben, werden wir die erstaunliche Menge diplomatischer Talente, welche der Republik dienten, ganz übersehen. Der Haag wurde die große Sternwarte für den politischen Himmel des Weltteils; selbst die beiden Linien des Hauses Habsburg traten, als die Unabhängigkeit der Niederlande anerkannt war, bald in diplomatischen Verkehr mit der Union. Um den Gesandtenkongreß der Hochmögenden lagerten sich die Gesandten aller fremden Länder, um diese wieder eine Wolke von Abenteurern und Gelegenheitsmachern.

Und da nun Papst und Kaiser, die Standessitten der lateinischen Ritterschaft, kurz alles, was sonst der Roheit kämpfender Völker Maß und Schranken setzte, jetzt vor dem himmelstürmenden Trotz einer neuen Zeit sein Ansehen verloren hatte, so mußte sich hier, im Mittelpunkte der modernen Staatengesellschaft, auch zuerst das Bedürfnis regen nach neuen Regeln für den Verkehr der Völker. In Holland ward die Wissenschaft des Völkerrechts geboren; voll Bewunderung grüßten die Edelsten der Zeitgenossen, ein Gustav Adolf, ein Milton, ihren Grotius als den ersten Pfadfinder der Idee in einer Welt der Gewalttat und der Lüge. Und wie einst die Juristen Roms von dem vagen Begriffe ihres jus gentium zu dem noch unbestimmteren des jus naturale gelangten, so ward auch der Holländer durch die Konsequenz des Gedankens weitergetrieben. Zugleich mit der Völkerrechtslehre entstand das Naturrecht. Alte Ideen, die seit Luthers Tagen in der protestantischen Welt gärten, zu einem Systeme zusammenfassend, versuchte Grotius aus der Vernunft, aus der geselligen Natur des Menschen die unwandelbaren Gesetze für Staat und Gesellschaft abzuleiten. Auch in unseren dem Joche dieser Doktrinen längst entwachsenen Tagen soll dem Naturrecht der Ruhm unverkümmert bleiben, daß sich auf seinem Boden die gesamte politische Gedankenarbeit zweier reicher Jahrhunderte auferbaut hat. Die Wiege des Völkerrechts aber blieb durch lange Jahre seine Heimat. Von Grotius bis herab auf Wicquefort, den geriebenen Kenner des Gesandtenbrauchs, führten die Holländer das große Wort in der internationalen Publizistik; selbst als die Macht der Republik zu sinken begann, ward das Urteil des Seerechtslehrers Bynkershoek und der fleißigen Leydener Juristen noch mit Achtung gehört.

Die praktische Politik jedoch, welcher die tugendhaften Schriften der holländischen Gelehrten dienten, war in Wahrheit die verkörperte Selbstsucht. Die ratio status, die kalt und unbedenklich nach dem Vorteil greifende Staatsräson des siebzehnten Jahrhunderts, ward mit höchster Unbefangenheit, mit der Gewissensruhe des Krämers ausgeübt. Preisgegeben von den natürlichen Bundesgenossen, hatte die Union in den Tagen der Not allein durch eigene Kraft sich behauptet; jetzt zu der Stellung einer Großmacht aufgestiegen, vergalt sie der Welt Gleiches mit Gleichem.

Den Verbündeten treulos zu verlassen ward fast zur Regel unter den Edelmögenden von Holland; auf den Frieden von Münster folgten die noch weit schmachvolleren Separatfrieden von Nymwegen und Ryswyk. Die deutschen Diplomaten des siebzehnten Jahrhunderts sprechen von der gewerbsmäßigen Untreue der Generalstaaten wie von einem unwandelbaren Naturgesetze. Unter den Eindrücken dieser staatischen Politik erdachte Spinoza jene furchtbare Lehre: „Ein Vertrag zwischen Völkern besteht, solange seine Ursache besteht: die Furcht vor Schaden oder die Hoffnung auf Gewinn." Mochte der Oranier Moritz von der Befreiung der Welt träumen und Friedrich Heinrich hoffen, die spanische Macht gänzlich hinauszuschleudern aus allen Gebieten diesseits der Alpen und Pyrenäen — der kühle politische Verstand der Regenten von Amsterdam hatte längst erkannt, daß die Größe der Republik am letzten Ende auf der Schwäche ihrer Nachbarn ruhte, auf den bürgerlichen Wirren, den unfreien Gesetzen, welche die Entfaltung der überlegenen Kräfte Deutschlands, Englands, Frankreichs darniederhielten. Solche Unmündigkeit der Nachbarvölker zu verewigen ward jetzt die Aufgabe.

Für uns die Freiheit, gegen andere das Monopol — das ist der wahre Sinn jener mit Freiheitsphrasen prunkenden Politik, deren Gleisnerei uns noch mehr empören würde, wenn nicht, wie die Welt lag, das Monopol der Holländer unleugbar der gesamten europäischen Gesittung Gewinn gebracht hätte. Die Schrift des Grotius über das mare liberum führt den vielsagenden Nebentitel: de jure quod Batavis competit ad Indiana commercia. Ihr Kernsatz: „Nach Völkerrecht haben alle Menschen die Freiheit, miteinander Handel zu treiben", wird praktisch dahin ausgelegt: die Holländer segeln frei in alle Welt, selbst in die Häfen der Feinde, sie nehmen auch bei sich daheim die Kauffahrer aller Länder gastlich auf, weil sie Repressalien fürchten und den Nutzen der Handelsfreiheit für ihr eigenes Land unbefangen würdigen; dafür suchen sie im Auslande durch jedes Mittel die fremden Konkurrenten zu verdrängen.

Die Holländer hatten einst die Freiheit des Sundes im Kampfe mit den Osterlingen durchgesetzt; jetzt bestürmen sie unablässig die dänische Krone, daß sie den Sund der englischen Flagge verschließe, den Schwedenkönig, daß er die Kupferausfuhr nach Spanien verbiete. Wo irgend an dem weiten atlantischen Küstensaume eine neue Ansiedelung sich erhebt, sei es auch nur eine Feste der Brandenburger in Guinea, da jammert Mynheer überlaut ob der unerhörten Verletzung holländischer Freiheit und ruht nicht, bis er den Nebenbuhler vertrieben hat. Mit heiliger Entrüstung empfing man im Haag die Schrift Seldens „Mare clausum", welche der englischen Krone das Recht der Herrschaft über die narrow seas zusprach, und zur selben Zeit blockierten die Staaten ein Menschenalter hindurch die flandrische Küste, erklärten für gute Prise jedes neutrale Schiff, das auch nur von ferne an das feindliche Land herankam. Im Kriege mit England unter-

sagen die Generalstaaten den Briten sofort jeden Handelsbetrieb; sie verteidigen auf allen Staatenkongressen den Grundsatz „Die Flagge deckt die Ware", und sobald die beiden jetzt verbündeten Seemächte an Frankreich den Krieg erklären (1689), wird den Neutralen der Verkehr mit Frankreich gänzlich verboten. Voll frommen Eifers verlangt die Republik, daß in dem Baltischen Meere, wo Holland viele kleine Barken fahren läßt, die Seeräuberei durch die vereinte Kraft der Ostseemächte vernichtet werde. Doch die Befriedung des Mittelmeeres wünscht Holland nicht, da sie nur fremden Nationen zugute kommen würde: die wenigen großen schwer gerüsteten Straetwarders, die wir durch die Straße von Gibraltar schicken — so gesteht de la Cour unbefangen — sind stark genug, sich selber zu beschützen. Als die Hochmögenden dennoch endlich durch einen Vertrag mit Algier sich der Barbareskennot entledigten und Hamburg wünschte, in den Vertrag mit aufgenommen zu werden, da hieß es kurzab: der Abgang des Geschäfts in Hamburg gereicht uns zum Vorteil. Ja, der tief eingeweihte Martin Schoock faßte trocken die Aufgabe staatischer Politik dahin zusammen: wir müssen unsere Lage in der Mitte des Weltteils ausbeuten, um den gesamten europäischen Handel an uns zu reißen, deshalb vor allem verhindern, daß der Osten und der Westen sich vereinige, daß Skandinavien und Hamburg jemals über die Nordsee hinaus Handel treiben. Nicht bloß den freien Handel, auch das freie geistige Leben des Weltteils wollte der Kaufmannsstaat allein auf die Mündungen des Rheins beschränken. Amsterdam zitterte bei dem Gedanken, daß in Antwerpen und Gent die kirchliche Duldung aufkommen könne; und schwer besorgt schrieb Peter de Groot, Hugos Sohn, seinen calvinischen Gebietern aus Stockholm, das lutherische Schweden stehe im Begriff, den Calvinisten Duldung zu gewähren: wie unerträglich, wenn alsdann die Arbeitskräfte aus Holland nach Schweden auswandern!

Schwerlich wäre diese Politik der nackten Selbstsucht mit so naiver Plumpheit hervorgetreten, wenn sie nicht gleichsam ein Übungsfeld für straflose Gewalttaten gefunden hätte in den nächsten Nachbarlanden der Union: dem feindlichen Belgien, dem herrenlosen Deutschland. Das unglückliche Flandern, das nur durch Waffengewalt zu Spanien zurückgeführt worden, mußte büßen für die Verräterei der Wallonen. Längst verödet durch die vieljährige Blockade, ward der herrliche Hafen von Antwerpen seit dem münsterschen Frieden von Rechts wegen ein Binnengewässer; die Staaten sperrten die Schelde sowie alle ihre seewärts führenden Nebenkanäle und übten diese beispiellose Bedrückung mit der Unerbittlichkeit des Kaufmanns, also daß sich in Belgien allmählich ein ungeheures Kapital des Hasses auffammelte, das im neunzehnten Jahrhundert seine Zinsen trug.

Auch den Deutschen ward jetzt zehnfach, hundertfach vergolten, was sie einst an den Niederlanden gesündigt. Mit höhnischer Verachtung sah

der Holländer auf das große Mutterland hernieder; nichts schien ihm lächerlicher als die Zumutung, daß er zurückkehren solle zu dem Heiligen Reiche — diesem Skelett, dieser Chimäre, wie Johann de Wit zu sagen pflegte. Und leider ist gerade dieser Kaltsinn gegen das Vaterland ein echt deutscher Zug, der auch in der Schweiz und im Elsaß uns begegnet, ein Beweis mehr für das deutsche Blut der Holländer. Doch aus den vormals deutschen Stämmen war wirklich eine neue Nation geworden, wohl berechtigt, ihre schwer erkaufte Unabhängigkeit zu behaupten. Was konnten der zerfahrene deutsche Staat, die von französischen Pensionen prassenden rheinischen Fürsten diesem seegewaltigen Volke bieten? Nicht bloß unserem Reiche, auch dem einzelnen Deutschen galt die Geringschätzung des Holländers. Wie die englische Sprache den Namen Dutch allein auf die Niederländer beschränkte, so prahlte man wohl in Utrecht und Leyden, der Holländer allein stamme in gerader Linie von Hermann und den Helden der germanischen Wälder, der Oberdeutsche sei nur ein verkommener Bankert. Und freilich, in sehr bescheidener Gestalt betrat unser Landsmann gemeinhin den Boden der Union. Allsommerlich zogen die Scharen der Hollandsgänger aus Westfalen herbei, um für die reichen Nachbarn das Gras zu mähen, und in Amsterdam sammelten sich die Abenteurer aus allen deutschen Gauen, um in den hochgehenden Wogen dieses großen Handelslebens ihr Glück zu suchen. Dem holländischen Geldprotzen schien der deutsche „Muff" gerade gut genug zum Söldnerdienst in den Fiebergarnisonen Ostindiens, unser Land aber sollte dem Handel der Union als Absatzgebiet, ihrer Verteidigung als Barriere dienen.

Obwohl der Name Barriere erst im spanischen Erbfolgekriege auftauchte und die Diplomaten jener Zeit sich abmühten, diesen neuen Begriff, dies obex et repagulum, in schulgerechtem Latein wiederzugeben, so reicht doch der Gedanke der Barrierenpolitik bis in die Anfänge der Union hinauf. Kaum hatte sie ihr eigenes Gebiet den Spaniern abgenommen, so trachtete sie danach, ihre Grenzen zu decken durch eine Kette vorgeschobener Posten, durch staatische Garnisonen in deutschen und belgischen Festungen. Und wie viele Handhaben bot nicht die Armut, der ewige Unfriede des deutschen Lebens den Übergriffen geschäftiger Kaufleute! Bald erbat sich ein deutscher Fürst Vorschüsse von den Herren Staaten; dann wartete Mynheer geduldig, berechnete bedachtsam Zins und Zinseszins, um endlich das verfünffachte Kapital mit gerechter Entrüstung zurückzufordern und staatische Truppen zur Sicherstellung in das Land des Schuldners zu legen. Auf solche Weise ward Kurbrandenburg während eines halben Jahrhunderts wegen der Hoefyserschen Schuld von den Staaten mißhandelt. Bald haderte ein Nachbarfürst mit seinen Ständen, und die Union sendete Truppen ins Land, in der Regel zum Schutze der ständischen Libertät, doch je nach Umständen — wie in Ostfriesland — auch zum Besten des Landesherrn. Dazu gewährte der unendliche Streit um Jü-

lich-Kleve mannigfachen Anlaß zur Einmischung, schlimmstenfalls blieben die Holländer auch ohne jeden Rechtsvorwand in ihren Barrierepläßen. Also unterlag der gesamte Nordwesten des Reichs der Willkür der Krämerrepublik. In dem kurkölnischen Rheinberg, dem wichtigen „Paß am Rhein", erhoben Zollwächter der Union, unter dem Schutze staatischer Kanonen, den unleidlichen Flußzoll. Durch dasselbe Mittel ward in Maastricht, der Feste des Lütticher Bischofs, der Maashandel beherrscht; auch auf der Ems sperrte den Verkehr eine staatische Zollstelle, gedeckt durch die Moorfestungen im Bourtanger Lande. —

Die Barrierenpolitik entsprang notwendig aus der Kampfweise, welche auf dem Kriegstheater der Niederlande sich ausgebildet hatte. Sobald man nicht mehr um die eigene Stadt, um Hof und Herd kämpfte, genügten auch die Schützengilden der Bürger nicht mehr. Das staatische Kriegsvolk bestand fortan lediglich aus Söldnern. Nicht aus der Welt, die ihn umgab, aus der Geschichte des Altertums vielmehr schöpfte Spinoza den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, den er nach Macchiavelli zuerst der modernen Welt verkündigte. Deutsche Protestanten aus Nord und Süd, Schotten und Engländer, Hugenotten und polnische Dissidenten drängten sich in den Stab der Oranier. Das Heer bewahrte trotzdem in den großen Tagen der Republik einen nationalen Charakter, da das Feldherrenhaus, von einem Stamme niederländischer Offiziere umgeben, die Truppen mit seinem eigenen Geiste zu erfüllen wußte und die zahlreichen deutschen Söldner, nach unserer alten Unart, sich willig dem selbstbewußten fremden Volkstum unterordneten. Harte Kriegsartikel und mannigfache Maßregeln der Vorsicht sicherten den Staat vor dem Übermute seiner Söldner: man zahlte pünktlich reiche Löhnung und ließ beim Garnisonwechsel die Truppen meist wohlverwahrt zu Schiff auf den Kanälen reisen. Auch im Kriegswesen erscheint die Union als ein Bahnbrecher neuer Zeiten. Ihre Armee wurde das erste großartig ausgebildete stehende Heer des Weltteils, ein Vorbild für alle anderen, vornehmlich für das brandenburgisch-preußische Heer. Das oranische Lager blieb durch ein halbes Jahrhundert die hohe Schule für die Feldherren Europas; der Festungskrieg, der wichtigste Teil der Kriegskunst jener Tage, erhielt durch Moritz und Friedrich Heinrich feste Gesetze.

Der Charakter eines Staates spiegelt sich stets getreulich wider in den Formen seines Heerwesens. Artillerie und Genie, die beiden großer Kapitalkräfte bedürftigen technischen Waffen, haben ihre Verwandtschaft mit dem bürgerlichen Gewerbfleiß nie verleugnet, sie blieben seit den Tagen Karthagos immer der Liebling der Handelsstaaten. Bei der Belagerung von Steenwyk (1592) begrüßten sich noch einmal die alte und die neue Zeit, phantastische Ritterehre und rechnende Kriegswissenschaft: laut spotteten die Spanier von den Wällen herab über den feigen Feind und seine bäuerischen Waffen, als Moritz seine Truppen, für zehn Stüver den Tag,

mit dem Spaten in den Laufgräben arbeiten ließ. Doch der modernen Waffe blieb der Sieg, und kaum ein Jahrzehnt später, bei der vielbewunderten Belagerung von Ostende, wetteiferten beide Teile in den Künsten des Minenkriegs. Streng methodisch ging Moritz zu Werke, nach den Grundsätzen, die der gelehrte Simon Stevinus in dem „Eigentlichen und vollkommenen Bericht vom Wasserbau" aufgestellt hatte; ein mathematischer Lehrkursus, an der Leydener Hochschule für das Heer eingerichtet, bildete ihm seine Ingenieure. Und die neue Kunst blieb heimisch in den Niederlanden, von Moritz und Wilhelm Ludwig bis herab auf Coehorn, von jenen Erstlingsversuchen vor Steenwyk bis zu dem fürchterlichen Bombenkriege, der auf diesem Boden zuerst die Städte heimsuchte. Jahraus, jahrein tobte der Kampf vor den Wällen kleiner Plätze, deren Namen heute längst verschollen sind; die Reiterei bedeutete wenig, sie bildete nur ein Achtel, höchstens ein Fünftel des Heeres. Das ganze Gebiet der Republik glich einer weiten Festung, im Innern gedeckt durch wohlgesicherte Wasserlinien, an den Grenzen durch die großen Außenwerke Sluys, Herzogenbusch, Nymwegen; die Barriereplätze endlich vervollständigten das Defensivsystem. —

Wenn die Barrierenpolitik der Union bei den Nachbarvölkern viele gehässige Erinnerungen wachrufen muß, so bezeichnet dagegen die maritime Entwicklung der Republik einen großen, preiswürdigen Fortschritt des Menschengeschlechts. Freilich, was der Staat selber für diese glänzendste Seite des niederländischen Lebens tat, blieb immer mangelhaft. Die Kriegsmarine auf den Ertrag der Schiffsgelder anzuweisen, war allerdings ein gesunder Gedanke; so erhielt die Kriegsflotte selbständige Einnahmen, sie ruhte unmittelbar auf ihrem natürlichen Boden, auf dem Gedeihen der Handelsflotte. Trotzdem brach auch hier die Erbsünde dieses Staates, die Unsicherheit des öffentlichen Rechtes, durch. Fünf Admiralitätskollegien — drei holländische in Amsterdam, Rotterdam und im Norderquartier, dazu die beiden von Middelburg und Harlingen — sollten das Marinewesen leiten: schwerfällige Körper von gegen 60 Räten, so verbissen in ewigem Hader, daß die vorgeschriebenen jährlichen Versammlungen der gesamten Admiralität lange unterbleiben mußten. Die Admirale und Schouts by Nacht galten zwar als Offiziere der Generalität, doch sie leisteten allein ihrer Provinz den Eid, und auch sie litten, wie die Feldherren, unter dem Mißtrauen der Regenten, wurden oft gezwungen, Deputierte der Hochmögenden mit an Bord zu nehmen. Doch über alle diese lächerlichen Institutionen stürmte das seemännische Genie, die kecke Wageluft des Volkes hinweg, sooft es galt, die Ehre der vergötterten Flagge zu verteidigen. Dann ward ganz Holland ein ungeheures Schiffswerft, dann strömten die Matrosen zu den Werbekapitänen, und wie schnell ließen sich nicht die zahllosen kleinen Kauffahrer in behende Kaper, die großen Mittelmeerfahrer mit ihrem im Barbareskenkampfe gestählten

Schiffsvolk in Orlogsschiffe umwandeln! Die also rasch und planlos gebildeten Flotten, die selten mit der Zahl, fast niemals mit der Größe der feindlichen Schiffe wetteifern konnten, begannen tollkühn sogleich das Entergefecht, den Geschützkampf aus nächster Nähe: keine Marine der Welt hat so viele Flaggenoffiziere im Nahgefecht verloren wie die staatische.

Und mußte nicht die Lust am Seekriege zur nationalen Leidenschaft werden in einem Volke, das seinen Reichtum, seine ganze Weltstellung wesentlich den Großtaten der Flotte verdankte? Der Kaperkrieg, den die Wassergeusen begonnen, ward, solange der Kampf mit Spanien währte, rührig weitergeführt; zuweilen warf der Seeraub in einem Jahre der Union drei Millionen Dukaten ab. Zugleich fuhr der holländische Kauffahrer mitten im Kriege ungestört in die spanischen Häfen, und die Union gewährte ihm gern Lizente: sie begriff, daß dieser unerhörte Handel die wirksamste Waffe gegen Spanien bot. In der Tat erklärt allein die wirtschaftliche Ohnmacht des Weltreichs den glücklichen Ausgang des Kampfes; denn jedes Tau und jeder Anker, dessen der katholische König für seine Flotte bedurfte, ward ihm von den Holländern verkauft, und daß die Rechnungen der Ketzer nicht an übertriebener Bescheidenheit krankten, war in der Ordnung. So lernte Holland, wie der Krieg den Krieg ernährt; Spanien allein bezahlte die Kosten des ungeheuren Ringens. 1800 Millionen Livres hat die Krone an die Bändigung der sieben Provinzen gewendet, die ungeheuren Opfer vollends, die Spaniens Volk gebracht, entziehen sich jeder Berechnung. Wohl empfand der Hof des Escorial bitter diese schimpfliche Abhängigkeit von dem Handel der Rebellen, doch erst nach Jahren (1584) wagte Philipp II., die Häfen seines Stiefkindes Portugal der ketzerischen Flagge zu verschließen, und erst sein Nachfolger dehnte das Verbot (1599) auch auf Spanien selbst aus.

Der Schlag fiel zu spät. Die Holländer, erprobt in den kecken Fahrten des langen Piratenkrieges, warfen sich alsbald gradeswegs auf die Kolonien der Spanier und Portugiesen, um im indischen Archipel mit dem Säbel in der Faust die köstlichen Waren des Ostens zu holen, die ihr Kaufmann bisher in dem Stapelplatze Lissabon friedlich erhandelt hatte. Es war, als ob auf ein Signal des katholischen Königs der Damm zerstochen sei, der die aufgesammelte Tatkraft des kleinen Volkes bisher noch in Schranken hielt. Alle die verwogenen Gesellen, denen der wilde Kampf im Lande allzu gemächlich ging, stürzten sich in die wilderen Abenteuer des Seekrieges. Seit hundert Jahren erst kannte unser Geschlecht die Majestät des Ozeans, da wagte Houtman eine Seefahrt, wie die Welt noch keine sah. Kraft jener alten vom Papste beschlossenen Teilung der Meere gehorchten jetzt, da Portugal und Spanien unter einem Herrn vereinigt waren, alle Küsten Afrikas und Asiens dem König von Spanien, und wo die Flagge der Portugiesen nicht aufgehißt war auf einer Festung am Strande, da hausten ungastliche Barbaren oder glau-

benseifrige Mohammedaner. Nirgends eine Seele für den ketzerischen Fremdling, wo er landen, in Frieden rasten konnte. So segelten diese Holländer durch viele Tausende von Seemeilen, fünfzehn Monate lang, immer auf hoher See, bis endlich die Küste von Java in Sicht kam (1596); dann führten Niederländer und Portugiesen, wie kurz vorher Portugiesen und Araber, auf den Meeren des Ostens den unversöhnlichen Nationalkrieg weiter, der im fernen Abendlande begonnen hatte. Die kleine Nation verstand den Vorteil zu benutzen, der dem Emporkömmling im Kampfe mit dem Reichen zusteht: sie durfte alles wagen, da nur der Gegner etwas zu verlieren hatte. Den Eingeborenen die Küsten Asiens zu entreißen hätte sie schwerlich vermocht, doch sie erntete jetzt, wo der Feind gesät: sie fand die Kraft der Orientalen bereits durch die portugiesischen Eroberer halb gebrochen vor und wußte schlau den grimmigen Haß der Unterworfenen gegen die Zwingherren auszubeuten.

Währenddem zogen Jahr für Jahr waghalsige Entdecker aus den Häfen Hollands aus, um einen sicheren, vom Feinde nicht beherrschten Weg nach der Heimat der Gewürze zu suchen: die einen südwestwärts, die Küsten Amerikas entlang und dann durch die Inselvolken der Südsee; die Mutigeren gen Norden, in dem festen Glauben, daß sich bei den Polarlanden Europas und Asiens eine nordöstliche Durchfahrt finden müsse. Kühner hat nie der Mensch mit den Mächten der unwirtlichen Natur gerungen als in jenen Tagen, da die Heemskerk, Linschoten, Barendsz bei Spitzbergen und Nowa Zembla dweers door't ys zu steuern versuchten. Staunenswerte Leistungen für diese Tage der unentwickelten Seefahrt: galt es doch noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts für wohlfeiler und sicherer, von Marseille nach Rouen auf den Flüssen und den weiten Umwegen des unvollständigen französischen Kanalsystems zu fahren statt auf hoher See.

Auf die Konquista der iberischen Völker folgt jetzt der zweite glänzende Abschnitt des Zeitalters der Entdeckungen: die Staaten- und die Prinzenflagge machten die Runde um den Erdkreis. Fern von der Heimat, inmitten des gewaltigen Wettkampfes, den die Völker der weißen Rasse jenseits des Ozeans um die Herrschaft der Erde kämpfen, flammte der Nationalstolz der Europäer stets in höchster Leidenschaft auf. Wer sich erinnert, mit welchem Entzücken unsere Landsleute in Neuyork, in Singapore, in Buenos Aires, freudiger als die kaltsinnigen Volksgenossen daheim, das erste deutsche Orlogsschiff auf der Reede begrüßten, der mag ermessen, wie stolz dem Holländer damals die Seele schwoll, da der fünfte Weltteil den Namen einer niederländischen Provinz empfing, da die Südspitze Südamerikas getauft ward nach der Vaterstadt ihres holländischen Entdeckers und droben am Nordpol ein Staateneiland, nahe dem Südpol ein zweites lag. Minder phantastisch, doch nicht minder selbstbewußt als weiland die Weltmeerritterschaft der Konquistadoren zogen die neuen Seebeherrscher

daher. Auf der unheimlichen Fahrt zwischen den finsteren Felsenmassen der Magalhaens-Straße, die einst dem ersten Entdecker erschienen war wie der Eingang zur Hölle, stifteten die verwogenen holländischen Schiffer den Orden vom ungebändigten Löwen und verschworen sich, die Waffen Niederlands dahin zu tragen, wo der Hispanierkönig seine Schätze sammelt. Zur selben Zeit errang sich ihr Landsmann Huygen den ersten Platz unter den nautischen Schriftstellern: die Seekarten der Holländer und das Seemannshandbuch Wagenaars blieben bis tief in das achtzehnte Jahrhundert die Lehrmeister für die Schiffahrt aller Völker.

Die Überlegenheit, welche die niederländische Gesittung gegenüber der deutschen damals unzweifelhaft behauptete, wird am sichersten veranschaulicht durch das eine Wort: die Entdeckung des indischen Seewegs und der Neuen Welt ward für Holland schon im siebzehnten, für uns erst im neunzehnten Jahrhundert zur Wahrheit. Wie die Fremden von den Kaufherren Amsterdams erzählten: sie sind Fürsten und spotten der Könige — so wuchs auch auf der staatischen Flotte ein unzähmbares Geschlecht heran, sicher des Sieges gegen eine Welt von Feinden, Mann für Mann würdig der Grabschrift, die in der Alten Kirche in Amsterdam dem Seehelden van der Hulst gesetzt ward:

Hier ruft hy, die niet ruften kon,
Eer hy zyn vyant overwon.

Den Deutschen, der jener Zeit denkt, übermannt oft die beschämende Erinnerung, wie kläglich das Volk der Hansa dem Meere sich entfremdet hatte, wie ganz verhockt wir saßen in der Enge des binnenländischen Lebens: nur Wallenstein träumte noch den unmöglichen Traum einer mitteleuropäischen Seemacht, die niemals deutsch sein konnte. Darum sollen wir doch des Dankes nicht vergessen, den die Gesittung der Menschheit jenen Seelöwen vom Niederrhein schuldet. Die Entdeckung Amerikas war der letzte große Triumph der alten Kirche; die ersten Konquistadoren durchglühte noch jene Kreuzfahrerbegeisterung, die in dem Lande der Maurenkriege niemals ganz erloschen war. Daß dies romanisch-katholische Wesen nicht für immer die Herrschaft behauptete in den Pflanzungsstaaten der weißen Rasse, daß das Weltmeer heute den Germanen gehört, den Protestanten — dies ganz unsagbare Glück danken wir der glorreichen Flagge der Ketzer von Holland. —

Von allen den Gebieten, die dies Banner überschattete, war keines köstlicher als „unser Oost". Da lag sie strahlend zwischen den fünf Meeren des Ostens, die traumhaft schöne Welt der Sunda-Inseln, der reichste Strich der Erde, den alle Reiche der Natur mit ihren prächtigsten Wunderbildungen schmücken. Hier allein, in feuchtheißer Luft, reifen die herrlichsten der Gewürze, Muskatnüsse und Gewürznelken; der König der Bäume, der Waringin, spann sein ungeheures Laubgewölbe zu weiten

Bogengängen aus; ohne Stengel und Wurzeln sprießt die bunte Wunderblume aus der Erde; ein Geschlecht goldglänzender Vögel nistet in den Zweigen der Akazienwälder, das Einhorn und der schwarze Tiger birgt sich in undurchdringlichem Röhricht; in majestätischen Vulkankegeln arbeitet noch das unterirdische Feuer — und über all dieser Pracht funkeln nachts die schönsten der Sterne, Kreuz und Skorpion. Das Durcheinanderwogen von Völkertrümmern, das überall den Orient von den geschlossenen nationalen Staatskörpern des Abendlandes unterscheidet, erscheint hier in den ostindischen Meeren gesteigert bis zur höchsten Zerrissenheit des Völkerlebens. Ein vielsprachiges Gewimmel, bunter noch als das Völkergemisch in Stambul, treibt sich handelnd und raubend durch die Häfen der Inselwelt, notdürftig zusammengehalten durch die lingua franca des Archipels, die malaiische Sprache: Malaien und Javanen, Bengalesen und Araber, dazwischen, sie alle überlistend, die Juden des Ostens, die Chinesen. In diese zerspaltene Welt trat der Holländer hinein, gefürchtet als der Überwinder des unüberwindlichen Portugiesen, und gründete ein Kolonialreich, das mit seinen Inseln und Meerengen einen größeren Flächenraum bedeckte als das Festland Europas und in Wahrheit einen sechsten Weltteil umfaßte, der unabhängig neben Asien stand.

Kecke Freibeuter, zumeist im Dienste der Handelsgesellschaft van Verre, einige auch Kaper auf eigene Faust, hatten zuerst den Kampf um Java, „den Garten des Archipels", aufgenommen. Nun benutzte der gerissene malaiische Handelsmann die vielseitige Nachfrage, um den Preis seiner Gewürze in die Höhe zu treiben, während in Amsterdam durch das gesteigerte Angebot der Markt beengt ward. Doch bald begriff der kaufmännische Scharfsinn der Holländer, daß so gewagte Unternehmungen einer großen Geldmacht bedurften, welche die langsame, erst nach zwei Jahren erfolgte Erneuerung des Kapitals ertragen konnte und, indem sie zahlreiche Spekulationen zugleich begann, die eine durch die andere versicherte. So entstand die für jene Zeit wohlbegründete Meinung, nur eine große alleinberechtigte Handelsgesellschaft könne die Seekarawanen, welche die gefahrvolle Fahrt gen Indien wagten, beschützen, die Züge der kaufmännischen Eroberer nach festem Plane leiten. Im Jahre 1601 genehmigten die Hochmögenden die Stiftung der Ostindischen Kompanie; und die neue Handelsmacht wurde nächst ihrer westindischen Schwester der furchtbarste Feind des spanischen Reiches, für die Handelsgesellschaften aller Völker das vielbeneidete Vorbild. Wie eine Gotteslästerung erschien es der katholischen Welt, daß der kleine Ketzerstaat, nur zwanzig Jahre, nachdem er seinem König abgeschworen, auch nach den höchsten Rechten des Papstes griff und ganze Hemisphären zu verschenken wagte: alle die unermeßlichen Gebiete zwischen den Südspitzen Afrikas und Amerikas sollten der Kompanie gehören, soweit ihr gutes Schwert sie unterwarf, und nach dem Erlöschen des Freibriefes an die Union heimfallen.

Die Gesellschaft war souverän in den Reichen des Ostens, warb Heere und Flotten, entschied über Krieg und Frieden, sie schlug sich jahrelang mit Portugiesen und Briten herum, während die Staaten daheim in Frieden lebten. Der partikularistische Geist der Republik drang freilich störend auch in diese Handelsmacht: die sechs Kammern der Gesellschaft, deren mächtigste zu Amsterdam tagte, feilschten oft miteinander um den beherrschenden Einfluß. Doch da der Generalität das Recht der Oberaufsicht zustand, so nahmen beide Parteien des Mutterlandes regen Anteil an dem Gedeihen der Kompanie. Das Waffenglück, der ungeheure Aufschwung des Handels trieb den schwerfälligen Körper vorwärts. Die Gesellschaft, die mit dem ärmlichen Kapitale von 6 Millionen Gulden begann, sah bald ihre Aktien auf den sechsfachen Wert steigen, die 17 Direktoren verfügten allein in den Niederlanden über ein Beamtenheer von 6000 Köpfen.

Wie jederzeit in den Kolonien der Geist des Mutterlandes sich zur Einseitigkeit, zum Zerrbilde zu steigern pflegt, so trat auch in der Ostindischen Kompanie der Krämersinn der Holländer mit erstaunlicher Unbefangenheit hervor. Während der freie Handel seinen bescheidenen Gewinn durch Vermehrung des Umsatzes zu steigern sucht, galt in der Kompanie der monopolische Grundsatz, durch Verringerung des Angebots hohe Prozente zu verdienen. Nur 40, anfangs gar nur 14 Ostindienfahrer segelten jährlich nach dem Osten. Große Pflanzungen von Gewürzbäumen auf den Molukken wurden verbrannt und mehrmals ganze Schiffsladungen von Muskatnüssen in die Südersee geworfen; der Anbau der Gewürznelken blieb auf Amboina, der der Muskatnüsse auf Banda beschränkt. Durch solche Mittel gelang es, bei den zwei großen Versteigerungen, welche die Kompanie alljährlich veranstaltete, ungeheure Preise zu erzielen, für Pfeffer oft das Achtfache, für Arrak das Zwanzigfache des Einkaufspreises.

Der Staat von Indien empfing seine Einrichtung durch den tapferen Jan Koen. Ein Generalgouverneur und der Große Rat von Indien führten die Regierung, wenig belästigt von den Direktoren im Mutterlande, wohl ausgestattet mit jener feierlichen Pracht, die der Orientale von seinem Herrscher verlangt. Selten zeigte der Gouverneur sein Angesicht den Eingeborenen; bei den Paraden erschien nur sein Reitpferd, königlich geschirrt, und ward von der Garnison mit präsentiertem Gewehr begrüßt. Trat der Gewaltige selber hinaus, um sich auf silbernem Teller eine Botschaft der Direktoren aus Europa überreichen zu lassen, dann umgab ihn ein glänzendes Gefolge von Trompetern, Pagen und Hellebardieren. Höchste Aufgabe der Kaufmannsregierung blieb die Ausbreitung und Sicherung des Handels. Es galt zunächst alle fremden Mächte aus den Meeren des Ostens hinauszuschlagen. „Alle andere natien zult gy aantasten", hieß es kurzweg in den Instruktionen an die Kapitäne, und lange bevor der Kampf gegen die romanische Welt zu Ende ging, ward Holland hier schon handgemein mit dem großen germanischen Nebenbuhler, mit England. Die

Kreuzer der Kompanie säuberten die See von den verwegenen malaiischen Piraten, die in den engen Meeresgassen des Archipels, hinter den zahllosen Inseln und Felsenbuchten versteckt, den Kauffahrern auflauerten. Mit der Inselrepublik Banda und anderen unabhängigen Staaten schloß man Verträge, die den Agenten der Gesellschaft den Alleinhandel verbürgten; den geordneten Verkehr in den unterworfenen Gebieten sicherten die Garnisonen der Küstenfestungen.

Minder hoffärtig als der Portugiese, verstand der Holländer doch meisterhaft, die Orientalen in ehrfurchtsvolle Entfernung zurückzuweisen. Er erschien zuerst als wohlwollender Beschützer, er gewann das Vertrauen der kleinen Höfe, da der erfahrene Kaufmann die Grundlage des Kredits zu würdigen wußte und seine Verträge ein wenig gewissenhafter hielt als andere Europäer. Er zeigte eine zärtliche Vorliebe für schlechte Fürsten, die sich leichter durch weiße „Lieblinge" beherrschen ließen — wie der euphemistische Ausdruck der holländischen Geschichtschreiber lautet. Er benutzte gewandt die Geldverlegenheiten und Familienzerwürfnisse in den Dynastengeschlechtern, hetzte unbedenklich den Sohn gegen den Vater, und kam es trotz solcher kleinen Künste zum offenen Kampfe, dann war der Sieg im freien Felde den holländischen Waffen sicher. So ward durch List und Gewalt ein Fürst nach dem andern bewogen, sich als „Regent" dem Rate von Indien unterzuordnen, und der Gouverneur gestattete den Regenten gern einige Willkür gegen ihre Untertanen. Nur wenn die Eingeborenen, erbittert über die lächerlichen Preise, welche der weiße Herr für die Gewürze zahlte, gegen die Holländer selber sich empörten, dann griff der Rat von Indien durch mit blutiger Strenge. In Zivilstreitigkeiten war erlaubt, an das oberste Gericht zu appellieren, doch niemals in Kriminalfällen. Der Schrecken seines Namens ging vor dem Holländer her, jeder Eingeborene grüßte ihn aus der Ferne und fiel demütig in den Staub, wenn nur der leere Wagen des Gouverneurs sich zeigte. „Heel Oost en Asien is slaaf te zyn gewoon", sagt ein Lieblingsvers der Holländer. Aber auch der Weiße stand fast rechtlos der Kompanie gegenüber, die in tiefem Geheimnis ihre Geschäfte trieb und bald nach Krämerart einem schamlosen Nepotismus sich hingab. Die freie Presse des Mutterlandes fand in Indien keine Stätte; wer sich bedrückt fühlte, mochte klagen, solange er noch auf dem Gebiete der Kompanie verweilte, daheim in Holland ward keine Beschwerde mehr angenommen. Die mächtige Gesellschaft hat manchen tapferen Seemann, Tausende gewandter Kaufleute gebildet, doch weit weniger politische Talente erzogen als späterhin die Ostindische Kompanie der Engländer: hier war nicht wie im britischen Indien ein großes Reich durch eine schöpferische Politik zu organisieren, man begnügte sich, eine zerbröckelte Welt von ohnmächtigen Staaten dem Handel des Herrenvolkes zu unterwerfen.

Mag immerhin der Handelsneid englischer und französischer Historiker die Kolonialpolitik der Holländer allzu schwarz geschildert haben — die rohe Habgier, die tiefe Unsittlichkeit, welche jedem Kaufherrenregiment anhaftet, hat sich im indischen Archipel mitnichten verleugnet. Im übrigen wird die Frage immer unlösbar bleiben, welchem der europäischen Völker, die das Morgenland besiedelten, der Preis der Ruchlosigkeit gebühre. In dieser Welt der Selbstsucht galt von jeher das Recht des Starken, die Kraft rang mit der Kraft. Von allen den idealen Mächten, welche die europäische Politik veredelten und ermäßigten, war hier keine wirksam; die Stimme des öffentlichen Gewissens drang nicht in diese Fernen. Die weiße Rasse dankt ihre Herrschaft im Osten nicht bloß der Tatkraft und der Überlegenheit des Geistes, sondern auch jener Gemütsfreiheit, welche uns dem gebundenen Sinne des Orientalen so furchtbar erscheinen läßt: der Europäer erschlägt unbedenklich den Gastfreund, der mit ihm an einem Tische zecht, keine durch den Glauben geheiligte Sitte bändigt seine Herrschgier. In dieser wilden Jagd nach Reichtum und Herrschaft entfesseln sich alle männischen Kräfte der Seele, edler Heldenstolz und teuflische Grausamkeit. Wer kennt nicht aus den Kupfern der Kinder-Heldenbücher den holländischen Regulus, Peter van den Broek? Gefangen von den Engländern, von ihren gezückten Schwertern bedroht, steht er ruhig unter den Wällen von Jacatra und ermahnt die Landsleute droben, auszuharren in der Festung bis zum letzten Mann. Und das Volk, das solche Männer gebar, entledigt sich zur selben Zeit seiner unbequemen Nebenbuhler durch einen schändlichen Justizmord: die englischen Kaufleute auf Amboina werden, auf die Aussage eines Gefolterten, als Verschwörer hingerichtet. Ähnlich furchtbare Kontraste begegnen uns in der Geschichte aller anderen Europäer, die in Indien hausten; den Holländern eigentümlich ist nur die Gleichgültigkeit — oder, wie man in den Niederlanden sagt, die Duldsamkeit in Glaubenssachen.

Der Romane trug den Segen und den Schrecken seiner Kirche mit sich über das Weltmeer. Sein Franz Xaver, der Apostel Indiens, predigte mit staunenswerter Kühnheit das Christentum bis nach China hinein und rief noch an den Grenzen Asiens glaubensfreudig: amplius! In Goa, wo die Vizekönige der Portugiesen ihren Herrschersitz errichteten, gründete auch die heilige Inquisition ihren Glaubensgerichtshof. Anders der Holländer. Unbefangen gleich dem kaltherzigen Chinesen ließ er die Gläubigen des Brahma und des Buddha ihre Tempel bauen dicht neben den Moscheen des herrischen Islam; freier Gottesdienst für jeden ehrlichen Kaufmann, der mit der Kompanie Geschäfte treibt, ward in dem Handelsvertrage mit der Republik Banda ausbedungen, denn „Gott sei Richter zwischen euch und uns". Der Kaufherr erriet schnell, daß diese alten hochausgebildeten Religionen des Morgenlandes, die ihren Bekennern Recht, Sitte, Sittlichkeit, alles in allem sind, dem Bekehrungseifer christlicher Prediger

ein undankbares Feld bieten. Der Rat von Indien wollte den Glauben der Javanen und Malaien nicht stören, auf daß sie nicht durch die evangelische Kirche verführt würden, sich als Brüder ihrer weißen Herren zu fühlen — gleichwie die Westindische Kompanie auf Curaçao die Kinder der katholischen Negersklaven in der Religion der Väter erziehen ließ, damit der sinnliche Kultus, wie der Stolz der Calvinisten sich ausdrückte, die Geister darnieder hielte. Noch mehr, dies Heldenvolk des Calvinismus ward in Indien durch die rasende Goldgier zu einer schimpflichen Verleugnung des Glaubens verleitet, die in der Geschichte christlicher Völker einzig dasteht. Eben die Bekehrungsversuche der Jesuiten bildeten für die Holländer den Hebel, um die Eingeborenen gegen die Portugiesen aufzuregen; gelassen sah Mynheer zu, wie seine japanischen Diener feierlich das Kreuz mit Füßen treten mußten. Holländische Schiffe unterstützten den Mikado von Japan, als er den großen Christenaufstand niederwarf, und diese Menschen, die daheim den katholischen Ketzerrichtern getrotzt, spielten hier die Büttel einer scheußlichen heidnischen Inquisition, lieferten die gefangenen Christen auf die Scheiterhaufen des Glaubensgerichtes der Japanesen. Freilich trieb das erregte kirchliche Leben des Mutterlandes zuweilen seine Wellen bis nach Indien hinüber. Einzelne evangelische Prediger begannen das Werk der Heidenbekehrung mit großem Erfolg auf Formosa; der Katechismus und die Bibel wurden endlich in die Sprachen der Orientalen übersetzt. Doch der Rat von Indien war sehr geneigt, jeden Missionar als einen Ruhestörer zu behandeln; er rührte sich nicht, als Tausende christlicher Eingeborener wieder zum Islam übertraten. Die Wissenschaft fand selten Gunst bei dem banausischen Regimente: für die Erforschung der prächtigen alten Tempel im Innern Javas geschah gar nichts, für Sprachkunde und Naturforschung ungleich weniger, als die Engländer in ihrem Indien geleistet haben; die trefflichen Karten des Archipels blieben bis zur französischen Revolution ein Geheimgut der Kompanie.

Auch dem Staate der Niederlande wuchs in dem Materialismus dieser Kaufmannschaft ein unheimlicher Feind heran. Die Gewohnheit, mit dem Feinde Handel zu treiben, mußte einen vaterlandslosen Krämersinn erzeugen, sobald die Leidenschaft des großen Krieges verrauchte. Schon in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts behauptete der Amsterdamer Kaufherr das natürliche Recht, Pulver und Kanonen geradeswegs in die belagerten Städte des Feindes zu führen. Der Handel muß frei sein, überall, bis in die Hölle — so lautet ein oft wiederholter kaufmännischer Kernspruch jener Tage —, wenn Mynheer Satan gute Rimessen gibt, so soll er pünktlich bedient werden. Als späterhin die Hochmögenden den Plan faßten, die beiden Kompanien für Ost- und Westindien zu verschmelzen, da empfingen sie die Antwort, lieber wolle die Gesellschaft ihre Besitzungen im Archipel an den König von Spanien verkaufen!

Auf Java erhob sich (seit 1619) rasch aufblühend die Hauptstadt Batavia, derweil Goas alter Glanz verblich. Bord an Bord und Mast an Mast gedrängt, lagen die Dschunken der Chinesen, die scharfgebauten schnellsegelnden Prauwen der Malaien und die schweren Dickbäuche der Kompanie auf den beiden Reeden dieser Königin des Ostens, die ein Schwert mit einem Lorbeerkranze im Wappen führte. Der Holländer, der sich nichts Schöneres wußte als die Reize des heimischen Sumpflandes, zerteilte den Fluß von Batavia in Kanäle, welche die tropische Stadt mit Fieberdünsten erfüllten, pflanzte Palmen an den Ufern statt der gewohnten Linden, baute hochgiebelige nordische Häuser die Baumreihen entlang und war befriedigt, als dergestalt eine Tigersgracht und eine Rhinozerosgracht entstanden waren, die mit der Herrengracht von Amsterdam sich messen durften. Von Java aus beherrschte Holland die Einfahrt zu den Gewürzinseln. Bald nachher (1641) fiel auch die Straße von Malakka, der Torweg zu den Küsten Chinas, in die Hände der Niederländer. Malakka ward die zweite Hauptstadt Indiens, eine große Faktorei auf Formosa betrieb den chinesischen Handel und sandte das rätselhafte Heuwasser des Ostens, den Tee, nach Europa. Auch Japan, das geheimnisvolle Inselreich, das allen Weißen herrisch seine Häfen schloß, gestattete der Kompanie allein unter schimpflichen Demütigungen einen beschränkten Verkehr. Behütet und geschmäht von japanesischen Wachen verweilten die Holländer auf der Insel Desima angesichts der Küste, sie mußten dulden, daß ihre Schiffe durch Japanesen gelöscht und wieder befrachtet, alle Winkel der Kajüten durchstöbert wurden; selbst ihre Toten zu begraben war ihnen verboten! Das alles ertrug man um des Kupferhandels willen. Gen Südosten reichte der Herrschaftsspruch der Kompanie bis nach Neu-Zeeland und Van-Diemensland. Im Westen entriß sie (1657) den Portugiesen das glückselige Ceylon, das einzige Land der Erde, das mit Java sich vergleichen mochte. Die Zimmetwälder der Insel, die Perlenfischerei im Golfe von Manaar brachten ihr ebenso ungeheure Gewinste wie der schwunghafte Handel in den neuerworbenen Häfen von Bengalen, der die rauchlustigen Chinesen mit dem geliebten Opium versorgte. Zuletzt ward noch ein wichtiger Außenposten von der Kompanie besetzt: das Kap der guten Hoffnung, das, lange gering geschätzt, erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts recht gewürdigt wurde als die große Raststelle auf der indischen Handelsstraße, unentbehrlich für jeden Beherrscher Indiens.

Dergestalt war das üppigste Gebiet der Erde dem Handel der Union unterworfen. Doch die Lande zu besiedeln, in das Innere einzudringen, ward grundsätzlich vermieden, obgleich nach dem Völkerrecht jener Tage jedes überseeische Reich dem Beherrscher seiner Küste von Rechts wegen gehörte. Das kleine Mutterland vermochte nicht eine starke Einwanderung zu stellen, der Handel bedurfte ihrer nicht, ja die Kompanie duldete ungern einen Europäer im Osten außer der unentbehrlichen kaufmännischen

und militärischen Mannschaft: wie leicht konnte die abgöttische Scheu des Eingeborenen vor dem weißen Herrn, dem Tuwan, bei näherer Bekanntschaft sich verlieren! Der Holländer ward selten heimisch in seinem Archipel; er kam hinüber, um nach einigen Jahren mit Schätzen beladen heimzukehren — wenn ihm nicht das Schicksal beschied, vor der Zeit, zur Freude lachender Erben, dem tropischen Klima zu erliegen und dann als „Onkel in Indien" in den Gesängen europäischer Dichterlinge unsterblich fortzuleben. Immerhin war dem holländischen Indien eine bedeutende Zukunft gesichert. Ward das Monopol der Kompanie dereinst unhaltbar, so blieb noch immer möglich, die Handelskolonie in eine große Pflanzung zu verwandeln, die unterwürfigen Insulaner zur Zwangsarbeit für die herrschende Rasse anzuhalten. —

Weit unsicherer erschien von Anbeginn das Los der Westindischen Kompanie, welche als eine Waffe gegen Spanien durch Moritz von Oranien und seine Kriegspartei gestiftet ward (1621) und die Küsten des Atlantischen Ozeans zugewiesen erhielt. Da auf die Eroberung der ungeheuren Kreolenreiche der spanischen Krone nicht zu hoffen war, so sah sich diese wunderlichste aller Handelsgesellschaften, die überdies nach holländischer Weise durch die vielköpfige Leitung von fünf Kammern gelähmt ward, wesentlich auf den organisierten Seeraub angewiesen. Ihr diente Piet Hein, unter ihrer Flagge wurden die verwegensten Schläge gegen die spanischen Galeonen geführt, 800 Kaperschiffe sandte sie binnen zwölf Jahren in die amerikanischen Meere; doch mit dem Kriege schwand auch ihre Lebenskraft. Wohl spielte ihr einmal ein märchenhaftes Glück ein köstliches Besitztum in die Hände: ihre tollkühnen Söldner entrissen (um 1636) Brasilien den Portugiesen. Welch eine Zeit, da Johann Moritz von Nassau in den prangenden Palmengärten des Schlosses Schoonzigt das Westreich der portugiesischen Krone beherrschte! Der Glanz von Batavia schien überboten, als in dem Hafen der neuen Mauritsstad Schiff auf Schiff mit dem Zuckerrohr der Negerpflanzungen, mit köstlichen Farbehölzern befrachtet ward und die Schleifer daheim die massenhafte Einfuhr der brasilianischen Edelsteine kaum mehr bewältigen konnten. Allein die kaufmännischen Künste einer Handelskompanie genügten nimmermehr, um diese Millionen katholischer Portugiesen und Mischlinge auf die Dauer zu beherrschen, dies weite Gebiet militärisch zu sichern. Eine gewaltige nationale Erhebung, von Jesuiten geleitet, warf nach wenigen Jahrzehnten die ketzerischen Fremdlinge aus dem Lande. — Dauerhafter war die Blüte der großen Pflanzungskolonie in den Flußmündungen von Surinam, den Niederlanden der Tropen. Doch im wesentlichen ging auch an den Holländern das Gesetz in Erfüllung, das über der Kolonisation der Neuen Welt bisher gewaltet hat: den Völkern Europas ist in Amerika nur die Besiedelung ihrer Gegenküsten auf die Dauer gelungen. Wie die Spanier und Franzosen in Nordamerika sich nicht behaupten konnten, so vermochten auch

die Germanen niemals das tropische Amerika für ihre Gesittung zu erobern. In diesen Landen, wo schon die Namen der Städte San Salvador, Santa Maria, Veracruz die Allgewalt der alten Kirche verkündigten, war kein Boden für die Ketzerei des Nordens. Die Westindische Kompanie der Niederländer, unfähig zu schöpferischem Wirken, lebte in Wahrheit immer von spanischer Beute: sie begann mit dem Seeraub und endete mit einem großartigen Schmuggelhandel, der zwischen den verschlossenen Häfen des spanischen Amerikas und den holländischen Stapelplätzen auf Curaçao und St. Eustatius schwunghaft hin und her ging.

Unter allen Kolonien der Holländer ist dem Politiker keine so lehrreich wie die verunglückte Ansiedelung an den Mündungen des Hudson und des Delaware. Das Schicksal dieses „Neu-Niederlands" gibt uns den Schlüssel zu der Frage, warum die Großmachtstellung der niederländischen Union selber ein Kunstgewächs war, zu frühem Welken bestimmt. Zwar fruchtlos blieb es mitnichten für die Menschheit, daß New-York sich einst Neu-Amsterdam nannte. Auch der nordamerikanischen Welt hat das kraftvolle Volk der Niederlande den Stempel seines Geistes aufgeprägt; holländische Ansiedler verbreiteten hier zuerst auf dem dankbarsten Boden die germanischen Gedanken des Föderalismus. Nach dem Vorbilde der Utrechter Union schlossen schon im Jahre 1643 die Kolonien Nordamerikas einen Bund, um mit vereinter Macht die Rothäute abzuwehren. Doch als endlich die Aussaat reifte und die große Bundesrepublik der Germanen entstand, da hat der angelsächsische, nicht der niederländische Stamm die Ernte eingeheimst. Woher sollte auch ein kleines Volk von drei Millionen Menschen die fleißigen Hände nehmen, um einen Weltteil dem Pfluge zu unterwerfen? Die wenigen tausend Boers aus Geldern und Overyssel, die nach Neu-Niederland zogen, verschwanden in der Unermeßlichkeit des Urwaldes. Auch das menschenarme Schweden, der Schicksalsgenosse der Union — gleich ihr eine künstliche Großmacht, durch das Glück der Waffen emporgehoben über sein eigenes Maß — konnte sein Neu-Schweden an der Küste Nordamerikas nicht behaupten. In diesem Wettkampf siegte die Zahl der Köpfe und die Kraft der Lenden. Lange bevor auf den Meeren die dreifarbige Flagge vor dem Kreuze von St. Georg sich senken mußte, war durch die dichten Züge der englischen Einwanderer und ihre laute Kinderschar bereits entschieden, daß Neu-England, nicht Neu-Niederland die Gesittung Nordamerikas bestimmen werde.

Zudem hat der holländische Kaufmann das Wesen einer Ackerbaukolonie nie recht verstanden. Die Kompanie versuchte auch dieses Land für den Handel auszubeuten; sie sendete ihre Holzhauer in den Urwald, verkaufte die ungeheuren Stämme als Mastbäume an die Reeder des Mutterlandes und achtete wenig des Bauern, der auf dem abgeholzten Boden sein Welschkorn pflanzte. Sie handelte mit den Fellen der Biber, die droben am Delaware ihre Bänke bauten — ein Erwerb, der rasch ver-

siegen mußte — und führte zuweilen auch Sklaven aus ihren afrikanischen Küstenplätzen hinüber. Und wie fremd stand doch das streng aristokratische Regiment der Kompanie in dieser jungen Welt, wo alle Lebensformen nach sozialer Freiheit und Gleichheit drängten! Nicht darum wahrhaftig hatte der Ansiedler die bequeme Heimat verlassen und mit der Axt sich den Weg gebahnt durch die geilen Weinranken der Wildnis, um hier abermals wie daheim den Hochmut der Regenten zu ertragen. Und nahebei in Neu-England trieb der Calvinismus mit jener gewaltigen ethischen Gestaltungskraft, die ihn vor allen christlichen Kirchen auszeichnet, bereits neue Gedanken hervor. Seine harten puritanischen Bekenner forderten die Herrschaft der Gemeinde, die reine Demokratie in Staat und Kirche. Mit Abscheu wandte sich die Handelsgesellschaft von diesen neuenglischen Ideen ab, hoffärtig rief ihr Gouverneur den murrenden Kolonisten zu: „Ich habe mein Amt von Gott und der Westindischen Kompanie, nicht von unwissenden Untertanen." Selbst als Englands Waffen bereits die Ansiedlung bedrohten, wurden nach holländischem Regentenbrauche nur die vornehmsten Bürger (die Broedschap) von Neu-Amsterdam versammelt, um über die Landesverteidigung zu beraten. Was Wunder, daß die Kolonie sich schließlich ohne Schwertstreich den englischen Nachbarn ergab? —

Von dem unsicheren Glanze des Kolonialhandels allein kann eine Welthandelsmacht nicht gedeihen. Der nachhaltigste Quell des holländischen Reichtums floß in Nordeuropa. Die Ostsee hieß in Amsterdam die Mutter aller Kommerzien. Die baltische Handelsstraße zu sichern, den Sundzoll abzulösen blieb lange ein Hauptziel der staatischen Politik; den ontsluyter van de Sondt, den Seehelden Kortenaer, ehrte der dankbare Kaufherr durch ein prächtiges Denkmal. Wie jederzeit arme Ackerbauvölker den Verkehr mit dem reichsten der Handelsvölker suchen, so zog auch der Konsument in Preußen und Schweden den holländischen Kaufmann, der die längste Borgfrist gewährte, allen anderen Lieferanten vor. Die staatische Flagge beherrschte das Baltische Meer; von dem Gesamttonnengehalt der holländischen Marine kam ein starkes Drittel auf die Ostseefahrer. Auch nach dem Weißen Meere fand der holländische Kauffahrer seinen Weg; er brachte von Archangel das Pelzwerk des Nordens heimwärts, aus Skandinavien Holz, Eisen und Flachs für den Schiffbau. Durch den Verkehr mit den Weichsellanden ward Amsterdam der erste Getreidemarkt der Welt. Die massenhafte Einfuhr baltischen Getreides erlaubte dem holländischen Landmann, einzelne Zweige der intensiven Landwirtschaft sorgsam zu pflegen; und dies Sumpfgebiet, wo nach dem Sprichwort alle vier Elemente nichts taugen, dies Land, das noch heute nur auf zwei Fünfteilen seiner Fläche den Ackerbau erlaubt, ward in der Welt beneidet um seine kunstvolle Bodenkultur, um die Blumenpracht der Gärten von Haarlem.

In den anderen nordischen Meeren wußte der Holländer das natürliche Vorrecht des seebeherrschenden Volkes, den Fischfang, rührig auszu-

beuten, zumal da der Hering, der im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Ostsee verlassen hatte, fortan der Westsee treu blieb. Der Walfischfang, der alljährlich Hunderte waghalsiger Gesellen um Schmeerenberg auf Spitzbergen versammelte, blieb freilich unschätzbar als die hohe Schule für das Schiffsvolk; doch er hieß nur die kleine Fischerei, bedeutete wenig neben „der großen Fischerei", neben den ungeheuren Summen, welche durch die gewandten Heringsbuyzen auf den Nebelbänken der Nordsee gewonnen wurden. — Auch im Levantehandel behauptete Holland eine Zeitlang die Vorhand, da die Juden von Amsterdam, die den Verkehr mit den Stammgenossen im Orient niemals aufgegeben, der schwerbefrachteten „Smyrnaflotte" ihrer neuen Heimat die sichersten Absatzwege eröffneten.

Und zu alledem das weite Hinterland! Ganz Holland war das große Emporium des Rheines, ungleich günstiger gelegen als Hamburg und Bremen, die nur ein wenig entwickeltes Stromgebiet, ein verarmtes Ackerbauland hinter sich hatten. Seit der Sperrung der Schelde beherrschte die Union den deutschen Strom unumschränkt. Ihre Schiffer führten deutsches Holz und deutschen Wein zu Tal, brachten dafür rheinaufwärts die Industrieprodukte aus aller Herren Ländern und die Kolonialwaren, also daß der Kaffee von Amsterdam und der Dreireitertabak zuletzt in jeden Bauernhof unseres Westens drang. Nicht bloß in Deutschland — auf allen europäischen Märkten rissen die Holländer den Durchfuhrhandel an sich. Wer sollte auch im Kommissionsgeschäft wetteifern mit diesen Frachtfahrern aller Nationen, die in ihrem Ländchen — so ging die Rede in der Welt — mehr Schiffe als Häuser hatten? Unermeßliche Kapitalien und ausgedehnte Handelsverbindungen standen ihnen zu Gebote, desgleichen der niedrige Zinsfuß und die pünktliche Ehrlichkeit — die natürlichen Vorzüge hochentwickelter Volkswirtschaft. Mag auch einige Übertreibung mit unterlaufen in der Behauptung Colberts, daß vier Fünftel der gesamten europäischen Marine der staatischen Flagge angehörten — so viel steht fest, daß nie wieder ein Volk ein so unzweifelhaftes Übergewicht im Welthandel behauptet hat wie dies moderne Karthago. In Amsterdam galt der bewährte Grundsatz: verlieren wir einen Markt auf ein Jahr, so ist er für immer verloren. Wie weit sind wir Deutschen doch noch entfernt von der Stellung einer Handelsgroßmacht! Unsere Handelsflotte erreicht noch heute nur etwa ein Viertel des Umfangs, den die staatische Marine schon vor einem Vierteljahrtausend erlangt hatte. Die Union besaß im Jahre 1634 nach amtlicher Berechnung 34 850 Handelsschiffe mit einer Tragkraft von 2 002 500 Lasten, Deutschland mit den Hansestädten im Jahre 1869 nur 5110 Schiffe mit 649 992 Last.

Erst aus dem Welthandel erwuchs in den Niederlanden die Großindustrie. Zunächst natürlich die mannigfachen Gewerbe, welche der Schiff-

bau nährt, sodann die Verarbeitung der überseeischen Rohstoffe: Tabaksfabriken und Zuckersiedereien, desgleichen die Diamantenschleifereien der Juden von Amsterdam, die den gesamten Edelsteinhandel Europas an sich zogen, und die Drogenfabriken, die mit ihrem Bleiweiß und Zinnober gleichfalls alle Märkte des Weltteils beherrschten. Durch den Getreidehandel ward Holland das klassische Land der Windmühlen; der Schiedamer und Geneverbranntwein schlug alle anderen Liköre, während zugleich die Bierbrauerei hier in der Nachbarschaft von Flandern und Brabant — den Landen des Jan Primus — ihr altes Hausrecht behauptete. Dazu die Wollfabriken von Leyden und die berühmten Linnenbleichen von Haarlem. Bei diesem emsigen Völkchen schien Handel und Gewerbe mehr eine Leidenschaft als ein Geschäft; jedermann handelte mit jeder Ware. Selbst die Eier der Seevögel auf Eierland nährten einen einträglichen Verkehr, und der Schafmist der Herden auf den flachen Inseln am Marsdiep ward benutzt, um jenen grünen Käse zu färben, den die arglosen deutschen Kunden mit Behagen als Kräuterkäse verspeisten.

Allen Zweigen der mannigfachen Produktion kam der wohlfeile Wasserverkehr zustatten, dessen Bedeutung in jener Epoche der elenden Landstraßen sich kaum hoch genug anschlagen läßt. Zwar völlige Sicherheit vermochte aller Fleiß der Menschen dem meerumbrandeten Lande, den weiten, tief unter dem Meeresspiegel gelegenen Polders nicht zu gewähren. Noch im achtzehnten Jahrhundert stand einmal das Dasein der Republik in Frage, als der Pfahlwurm die Roste unter dem Bande der Städte, das Holzwerk der Deiche zerfraß. Doch der Holländer verstand die Not zur Tugend zu machen: durch ein wohldurchdachtes Kanalsystem mit zahllosen Schleusen und Schöpfmühlen wurde der Lauf der Binnengewässer so gänzlich neu geordnet, daß schließlich keine Welle im Lande mehr in ihrem natürlichen Bette floß. Das siebzehnte Jahrhundert ist durch Hollands Einfluß für ganz Westeuropa das Jahrhundert der großen Kanalbauten geworden. Während Deutschlands herrliche Ströme unter dem Unsegen der Binnenzölle und Stapelrechte verödeten, ging ein massenhafter Lokalverkehr, der im Grunde für den Volkswohlstand noch weit mehr bedeutet als der Welthandel, zwischen allen niederländischen Städten auf den Kanälen hin und her. Welch ein Genuß für ein holländisches Gemüt, rauchend am Bord der Treckschuite zu sitzen und die scheußliche Landschaft zu betrachten, derweil ein magerer Gaul das Ziehschiff langsam, langsam durch das stinkende schwarze Wasser führt! Auch im Winter boten die rasch gefrierenden trägen Gewässer eine bequeme Straße. Wie lustig schildern die holländischen Maler das auf Schlittschuhen zum Markte eilende Landvolk; selbst Albas Spanier mußten sich an die nordische Kunst gewöhnen. Den aus den Kanälen ausgegrabenen Schlamm verwendete man, um die Masse zu bilden für die Klinkers — jene hellen harten Ziegelsteine, womit alle Häuser des Landes gebaut, alle Straßen gepfla-

stert werden. An dies Gewerbe schloß sich die Verarbeitung des Tones in den Pfeifenfabriken, an diese wieder die Produktion der „Delftschen Waren"; erst die Zigarre hat die Tonpfeife von Gouda, erst das Wedgwood jenes altväterische Delfter Steingut aus den Häusern des Kontinents verdrängt.

Auch der Gold- und Effektenhandel der Welt fand seinen Mittelpunkt bei dem reichsten Handelsvolke. Die Girobank von Amsterdam, gegründet in der bösen Zeit der Kipper und Wipper (1609), um dem Handel stets einen Vorrat vollwichtiger Münzen zu sichern, war die älteste Nordeuropas und bald die erste der Welt; sie regelte den Wechselkurs für alle Handelsplätze, 300 Millionen in Metall lagen zur Zeit des münsterschen Friedens in ihren Kellern. Die Berechtigung der Leihbanken war hier schon längst von tüchtigen volkswirtschaftlichen Schriftstellern siegreich erwiesen, und während in Deutschland noch der Haß der Theologen gegen den Wucher das große Wort führte, stritt man in Holland bereits über die Frage: Bankfreiheit oder Bankmonopol? Um die Mitte des Jahrhunderts konnten die Edelmögenden die Verzinsung ihrer Staatsschuld auf vier Prozent herabsetzen, der durchschnittliche Zinsfuß im Lande stand nur auf zwei bis drei Prozent. Das massenhaft angesammelte Kapital sucht Verwertung in mannigfachen Differenzgeschäften; wer kennt nicht die tollen Spekulationen des holländischen Tulpenhandels? Kaum sind die beiden indischen Kompanien gegründet, so werden ihre Aktien schon zu Zeitkäufen benutzt; ein Verbot der Generalstaaten fruchtet nichts, da viele der Hochmögenden selber an dem lockenden Glücksspiele in der Stille sich beteiligen.

In Holland zuerst hat das moderne Bürgertum die Macht seiner Arbeitskraft und seiner Sparkraft entfaltet, während die Herrlichkeit der Hansa, der italienischen und flandrischen Städte verkam und Englands Mittelklassen noch in unfertiger Bildung verharrten. Modern von Grund aus erscheint diese rastlose Beweglichkeit des sozialen Lebens, die so seltsam absticht von der Erstarrung der Staatsformen. Neue Größen, Amsterdam, Haarlem, Leyden, steigen auf, indes die altberühmten Plätze Staveren, Deventer, Kampen verfallen; zuletzt stellt sich Rotterdam als ein glücklicher Emporkömmling der Stadt am Y an die Seite. Mit naiver Verwunderung blicken die noch in der Sorglosigkeit des Mittelalters dahinträumenden Fremden auf dies Land der harten Arbeit. Jeder Holländer, sagen sie erstaunt, hält das Jahr für verloren, das ihm nicht einen Überschuß abwirft; die größten Firmen behelfen sich mit finsteren Kontoren in engen Stadtvierteln dicht nebeneinander und nennen das: den Wert der Zeit ehren. Sie handeln mit allen Schätzen der Erde und kleiden sich in grobes Tuch; selbst ihre peinliche Sauberkeit dient nicht dem Schmucke, nur der Sparsamkeit. Und wie sicher gehen diese ungeheuren Geschäfte! Die gewünschte große Assekuranzkompanie für die gesamte Union kommt frei-

lich nie zustande, die Hochmögenden und die Edelmögenden werden nicht einig; aber die zahllosen kleinen Versicherungsanstalten fordern die niedrigsten Prämien, und jede Prämie wird wieder versichert. — Dichtigkeit der Bevölkerung galt allen Denkern des Jahrhunderts als die festeste Grundlage politischer Macht. Wie mochte nur hier ein solches Menschengewimmel gedeihen, in einem Staate, der von allen Geldrenten 25 Prozent, von Wein und Bier 100 Prozent des Wertes für sich forderte, der die Steuerkraft des Volkes an so vielen Stellen zu fassen wußte, daß draußen die Rede ging: in jedem Gericht Fische, das auf einen holländischen Tisch kommt, stecken dreißig verschiedene Steuern —? Die Ketzerei, antwortete man ratlos in Spanien und Frankreich, scheint leider den Handelsgeist zu beflügeln; andere sahen Zauberkräfte wirken in der Nebelluft und dem schlammigen Boden:

Occulta est Batavae quaedam vis insita terrae.

Wer in der „Politik der Navigation und Kommerzien" sich nicht zu helfen wußte, suchte Rat bei der Erbweisheit der Holländer. Durch die Firma Spiring von Amsterdam ließ Gustav Adolf das neue Zollsystem einrichten, das die Erträge der schwedischen Häfen verzehnfachte; auch in der Verwaltung von Dänemark ist, vor dem Königsgesetze, der Einfluß Hollands leicht erkennbar. Hollands Handelsusancen galten überall als Vorbild, obgleich der träge Staat sie niemals in einem Handelsgesetzbuche ordnend zusammenstellte. Die italienische Buchführung drang von Amsterdam aus in die Handelsbücher der Deutschen und Franzosen. Ricards Traité du commerce — die mannigfach bearbeitete und übersetzte Schrift vom Koophandel van Amsterdam — war noch im achtzehnten Jahrhundert die Trösteinsamkeit jedes strebsamen Kommis; eadem ubique! sagt die Inschrift unter der Gestalt des Handels auf dem Titelbilde. England vornehmlich verfolgte mit Spannung das rasche Aufsteigen des kleinen Nachbarvolkes; seit der geniale Sir Walter Raleigh seine Landsleute zuerst auf Holland hinwies, blieb die Hoffnung, von Holland zu lernen und dann den Meister zu überflügeln, der leitende Gedanke aller englischen Nationalökonomen bis herab auf Child und Temple. Und sie entdeckten schnell die Wünschelrute, welche das Gold aus diesem Boden stampfte; sie erkannten, daß ein rüstiges Volk die höchste Steuerlast mit Leichtigkeit erträgt, wenn ihm die Handelsfreiheit die Arme entfesselt.

Während die Volkswirtschaftspolitik aller anderen Staaten durch das fiskalische Interesse bestimmt ward, schrieb in Holland der Kaufmann die Gesetze. Sein Grundsatz lautete: Freiheit des Verkehrs, soweit der Großhandel ihrer bedarf. Im Ausland und in den Kolonien brauchen wir das Monopol, sagt der Nationalökonom Boxhorn gleichmütig, im Inland ist jedes Vorrecht ein Raub. Doch auch im Inlande steht der konsumierende Janhagel dem Kaufherrn nach. Also: mäßige Finanzzölle für Aus- und

Einfuhr; dafür mögen die Staaten und die Städte nach Bedarf den Konsum im Innern mit Trank-, Mahl- und Schlachtsteuern, mit Akzisen und Waggeldern belegen. Freiheit der Einwanderung und der Niederlassung, mäßige Gebühren für Bürger- und Meisterrecht; aber Erschwerung der Auswanderung, damit unsere Handels- und Gewerbsgeheimnisse nicht ausgeplaudert werden. Vor Betrug soll sich der Käufer durch eigene Vorsicht schützen; nur jene für die Ausfuhr arbeitenden Gewerbe, welche durch unechte Waren den Ruf des holländischen Großhandels schädigen können, vornehmlich die Butter- und Käseproduzenten, müssen ihre Waren von der Obrigkeit untersuchen und stempeln lassen. Verkümmerung der Zünfte, tatsächliche Gewerbefreiheit in den Städten; dafür darf das Kleingewerbe sich entschädigen an dem flachen Lande: die Bannrechte der Städte bleiben aufrecht, und da der Säckel der großen Kommunen der Brottaxen nicht entraten kann, so wird auch auf dem Lande das Brot besteuert. Rasche und wohlfeile Handelsprozesse, strenge Gesetze gegen die Bankbrüchigen entsprachen den Wünschen der Kaufherren; die Testierfreiheit, das Recht der unbeschränkten Verfügung über das eigene Vermögen ergab sich von selbst in einem Lande, wo die bewegliche Habe weitaus überwog. Und hemmte noch irgendwo ein altes Monopol den freien Verkehr, so griffen die souveränen Stadtregenten zur Selbsthilfe; als Dordrecht die Amsterdamer Kaufleute wegen Verletzung seines Stapelrechtes verklagte, da verbot der Stadtrat von Amsterdam die Vollstreckung des Urteils, und die Klägerin mußte in die Ablösung ihres Rechtes willigen.

Mag immerhin der Doktrinär eine Gesetzgebung, welche das gesamte Volksleben dem Großhandel und dem Großgewerbe unterordnete, für ebenso einseitig erklären wie das Merkantilsystem der Nachbarstaaten — in ihren praktischen Ergebnissen kam sie dem Systeme Adam Smiths sehr nahe. Und praktisch, ganz mit dem Bedürfnis des Augenblicks beschäftigt war auch die reiche volkswirtschaftliche Literatur, die mit dem gewaltigen Handelsgetriebe Hand in Hand ging. Dem Holländer blieb immer eine Freude, nachzudenken über die Gesetze des Warentausches. Wenn Franz van Mieris am frühen Winterabend von der Staffelei und seinen reizenden Bildchen aufstehen mußte, dann erholte er sich am Schreibtisch, entwarf seine Abhandlungen über das Geld. Jede Handelskrisis, jede brennende Frage des Bank- und Geldwesens rief eine Flut von Schriften und Gegenschriften hervor, und so tief war die Idee der Verkehrsfreiheit dem Kaufmannsvolke in das Blut gedrungen, daß selbst Graswinckel, der Verfechter des göttlichen Königsrechts, sie bekennen mußte. Auch der ethische Grundgedanke der modernen Volkswirtschaftslehre — ein Gedanke, von dem sich freie und fleißige Völker nie mehr trennen werden — ward in Holland zuerst ausgesprochen. Hugo Grotius erklärte: der Rechtsgrund des Eigentums ist die Arbeit. —

In den Kolonien freilich führte dieser Überschwang des Reichtums zu schmutziger Habgier, zu banausischer Roheit; in dem Mutterlande dagegen stand den Mächten der wirtschaftlichen Arbeit ein hochaufgeregtes geistiges Schaffen ebenbürtig zur Seite. Die Großmacht des Handels war die Freistatt des Gedankens, und daß dies Wunder möglich ward, das bleibt unter allen stolzen Erinnerungen unseres Glaubens die stolzeste. Denn allein der strenge Ernst des Protestantismus hat die Union bewahrt vor der sittlichen Verwüstung der Handelsstaaten, und auch nur, solange die idealen Kräfte der Nation in einem gerechten Kriege sich Jahr für Jahr verjüngten. Der Glaube des Volks blieb nüchtern und langweilig, beschränkt und hart. Hier wie in England klang das selbstgefällige Lord make thy chosen people joyful aus allen Predigten heraus. Sooft eine freiere Richtung in der Kirche sich herauswagte, donnerten die regtzinnigen Prediger ihren Schlachtruf: „Zu deinen Gezelten, Israel!" Nicht minder fanatisch als weiland Gomar gegen Arminius kämpfte Voetius mit seinen bibelfesten Gemeinden wider die milde Lehre der Coccejaner. Doch hier wie in England war der Glaube echt und ehrlich. Jeder Hausvater versammelte alltäglich die Seinen zu gemeinsamer Andacht, mit einem Gebet ward jede Sitzung der Hochmögenden eröffnet. Das Volk liebte die frommen Sprüche seiner Kirche auch an weltlichen Gebäuden zu lesen; in bunten Steinen prangte auf dem Pflaster des Delfter Marktes die riesige Inschrift: elk wandel in Godes weghen. Und wer sollte den unverwüstlichen sittlichen Kern einer Kirche nicht bewundern, die immer wieder den ermüdeten Arbeitsmann mit herzhaftem Gottvertrauen in seine sechs schweren Werkeltage hinausschickte und den harten Kaufherrn an die Nichtigkeit irdischen Tandes, an die Pflichten der Nächstenliebe mahnte? Kirchlicher Sinn und republikanischer Gemeingeist erzeugten in dem geldgierigen Volke eine großartige Wohltätigkeit, die in zahllosen milden Stiftungen und Vereinen sich entfaltete. Derweil in den nahen Krummstabslanden am Rhein die Klostersuppe und der privilegierte Bettel die Masse verdarben, erlaubte hier eine verständige Armenpflege die Durchführung strenger Gesetze gegen Strolche und Tagediebe.

Daß der Glaubenseifer der Regtzinnigen den bürgerlichen Frieden nicht ernstlich störte, dafür sorgte — die Schwäche der Staatsgewalt. Die politische Zersplitterung, die Anarchie war die Mutter der holländischen Duldsamkeit, gleichwie auch in Deutschland das geistige Leben eine Zeitlang durch die Kleinstaaterei unleugbar gefördert wurde. Nichts irriger als der unter den republikanischen Schwärmern des achtzehnten Jahrhunderts übliche Lobspruch: die Freiheit von Holland ist die Herrschaft des Gesetzes. Vielmehr ward das harte unduldsame Staatsgesetz durch die souveräne Willkür der Regenten zum Heile der Welt täglich übertreten. Die reformierte Kirche war Staatskirche, ihre Prediger besoldete die Obrigkeit. Den Andersgläubigen blieb als Recht nur die freie häusliche Andacht. Der

Artikel 13 der Utrechter Union, der den Provinzen freistellte, den Katholiken öffentlichen Gottesdienst zu gestatten, wurde sofort aufgehoben, sobald man auf die Wiedervereinigung mit dem Süden verzichtete. Einen Staat ohne Landeskirche vermochte dies Jahrhundert sich nicht vorzustellen. Doch die großen Hafenplätze bedurften fremder Arbeitskräfte, nahmen gastfreundlich jeden Einwanderer auf. Die protestantische Großmacht ward das Asyl für alle Flüchtlinge des evangelischen Glaubens, für Puritaner und Hugenotten, für die Verlorenen, welche die wilde Brandung des Deutschen Krieges an den Strand warf. Trauernd sah der unglückliche böhmische Winterkönig von seinem „Königssitze" auf dem Heimenberge hernieder auf die weite Ebene der Veluwe und dachte der fröhlichen Pfalz. Alle diese Fremden scharen sich in Gemeinden, erbauen Kirchen, unbehelligt von den Stadtregenten. Zuweilen fahren die Hochmögenden mit einem Strafplakat dazwischen und verbieten, auf das Andringen der rechtgläubigen Domines, den Gottesdienst der Sozinianer; doch der kaufmännische Weltsinn der Stadträte läßt auch diese gefürchteten Heiden gewähren. Also finden schließlich alle Richtungen des evangelischen Glaubens eine Heimat in den Niederlanden. Dem dezentralisierten Staate entspricht die sektiererische Kirche. Die Zivilehe wurde in Holland alsbald nach der Unabhängigkeitserklärung, früher als irgendwo sonst, für die gesamte Union schon im Jahre 1656 eingeführt; dem Magistrat stand die Eheschließung, dem Pfarrer nur die Einsegnung zu; doch pflegte der Staat den Pfarrern seiner Staatskirche und einiger anderer Sekten die Ausübung seiner Funktionen zu übertragen. Unter dem Segen des Friedens lernen auch fanatische Sekten, ihren gehässigen Eifer zu mildern, die schwärmerischen Wiedertäufer verwandeln sich in harmlose Mennoniten. Durch die Gewohnheit brüderlichen Zusammenlebens dringen die Ideen der Humanität nach und nach in das Volksbewußtsein, und während anfangs die Duldsamkeit des Staates nur dem Handelsinteresse entsprang, bekennt sich allmählich eine immer wachsende Gemeinde freudig zu jener milden Weisheit Platons, die einst Grotius mittenhinein in die wütenden Lästerreden der Zeloten gepredigt hatte: die beste Strafe der Irrenden ist — belehrt zu werden.

Auch die Judenschaft Westeuropas strömte in Scharen nach dem neuen Jerusalem Amsterdam. Der spanisch-portugiesische Judenstamm, von jeher kühner, begabter als der polnisch-deutsche, verdankte der Union eine Nachblüte des Glücks, das ihm einst auf spanischem Boden zuteil geworden; die großen Geschlechter der Pinto und Da Costa, die reiche Kolonie, die in Surinam um die prächtige Synagoge der Juden-Savane sich vereinigte, bezeugten sein Gedeihen. — Gedrückter blieb lange die Lage der Katholiken. Das ganze Jahrhundert hindurch lebte unter den „Pausgesinden", vornehmlich in den Generalitätslanden, ein tiefer Groll; sie blickten verlangend nach Spanien, dann nach Frankreich hinüber, ließen ihre Söhne von den Jesuiten der Löwener Hochschule erziehen. Die strengen Prote-

staaten riefen Zeter, sooft an den harten Gesetzen gerüttelt ward, welche den Katholiken von jedem Amte wie von den beiden großen Handelsgesellschaften ausschlossen und zuzeiten den römischen Priester zwangen, in abgelegenen, leicht zu überwachenden Häusern zu wohnen. Die evangelische Religion, so schrieben die Staaten von Zeeland noch im Jahre 1672, ist das wahrhafte Palladium dieses Staates, wir können doch nicht den öffentlichen Gottesdienst der Papisten dulden als een serpent in den eigen boezem! Erst im achtzehnten Jahrhundert, als die Erinnerung an die alten Kämpfe verblaßte, ward man nachsichtiger, einzelne Städte gestatteten den öffentlichen Gottesdienst, und zuletzt fühlte sich die Republik so sicher, daß sie selbst den aufgehobenen Jesuitenorden nicht vertrieb. Und seltsam, der sektiererische Geist dieses Volkes drang endlich sogar in die alte Kirche hinüber: die Jansenisten von Utrecht lehnten sich auf gegen den unfehlbaren Papst.

Gleich dem Glauben dankte auch die Presse ihre Freiheit allein der Sitte, nicht dem Gesetze. Obwohl die Union selber die Einführung der Zensur nicht gewagt hat, so untersagte doch die Provinz Holland schon im Jahre der Unabhängigkeitserklärung, 1581, daß irgendein Buch ohne Genehmigung der Herren Staaten gedruckt werde. Auch die Generalstaaten schritten in erregten Tagen oftmals mit strengen Plakaten ein. Während des arminianischen Streits (1618) verboten die Hochmögenden in Bausch und Bogen alle ergerlycke ende seditieuse boecken, ja zur Zeit der englischen Revolution untersagten sie behutsam jede Schriftstellerei für oder wider das Parlament. Doch wo war der Stadtrat, der solche Gesetze in einem freimütigen Volke durchzuführen wagte? Schon Buzanval wußte, wie rasch der Holländer die starken Nerven, die dicke Haut des Republikaners sich erworben hatte, und schrieb sorglos während eines wilden Federkrieges (1599): Solange der Magen und die Kontore nicht mitschreien, muß man kein Aufheben machen von all diesem Lärm. Und wenn die Edelmögenden von Holland den Leydener Philosophen verboten, die anstößigen Lehren des Doktors Descartes auf das Katheder zu bringen, und ihnen anempfahlen, ihre erläuternden Beispiele aus der Medizin und der Rechtslehre, nicht aus der Theologie zu wählen — wer konnte denn die Herren Regenten im Kuratorium der Hochschule zu strenger Aufsicht zwingen? Aus Liebe zur Freiheit, so pflegte der Große Kurfürst zu sagen, ist diese Republik entstanden; unhemmbar brach das Feuer des freien Gedankens, das ihren Boden erwärmte und segnete, überall aus der Erde heraus. Alle Parteien in Staat und Kirche und Wissenschaft verkündeten hier ungescheut ihre kühnsten Gedanken. Graswinckel und Salmasius verfochten das göttliche Recht der Könige, Ulrich Huber pries die Demokratie als die natürliche Staatsform. Der Buchhandel von Amsterdam und Leyden ward der Vermittler für den geistigen Verkehr aller Völker. Zu seinen

Pressen flüchteten sich die Unzufriedenen aus den Nachbarlanden. Wer kennt nicht eine jener zahllosen pseudonymen Schriften, die unter der Firma „Cologne, Pierre Marteau" in die Welt hinausflogen? — Und unberührt von diesem wogenden Kampfe stand der verklärte Weise, den die Dinge in dieser Welt nicht mehr beherrschten, Baruch Spinoza — auch er des freien Staates froh, der ihm seine Zirkel nicht störte.

In edlem Wetteifer sorgten die Provinzen und die Städte für das Gedeihen der Wissenschaft; fünf Universitäten, allesamt noch während des Krieges gegründet, erwarben der Republik den Ruf des gelehrtesten aller Länder. Die Philologie wanderte aus Italien über Frankreich herbei, behielt in Leyden ihren Lieblingssitz, bis mit Wolf und Winckelmann die großen Tage der deutschen Altertumswissenschaft begannen. Die Naturwissenschaft fand in diesem Lande des regen Verkehres und der hochentwickelten Technik jederzeit bedeutende Vertreter: von dem Deutschen Hans Lipperhey an, der in Middelburg das Fernrohr erfand, bis hinab auf Boerhave. An das emsige diplomatische Treiben im Haag schloß sich eine massenhafte staatswissenschaftliche Literatur: welcher Politiker mochte die zierlichen Pergamentbändchen der Respublicae Elzevirianae, die Erstlinge der Statistik, entbehren oder die Folianten der Plakatbücher und Urkundensammlungen, die diese indiskrete freie Presse allen Verboten trotzend herausgab? Große erhebende Erinnerungen steigen auf in der Seele des fremden Gelehrten, der auf der stillen Rapenburger Gracht zu Leyden unter den alten Linden wandelt und dann die ehrwürdige Aula betritt, wo unter so vielen erlauchten Häuptern der große Scaliger thront, im roten Talar, wie ein Fürst im Reiche des Wissens.

Doch warum erscheinen alle diese Bilder dem Deutschen, dem Franzosen so vertraut, als wären sie sein eigen? Die holländische Gelehrsamkeit war klassisch, weltbürgerlich. In den ersten Jahrzehnten des achtzigjährigen Krieges überwog noch französischer Einfluß: die politischen und die Erbauungsschriften der Hugenotten überschwemmten das Land, die Rederyker ahmten gallische Muster nach. Doch während der Blütezeit der Republik gingen die höheren Stände bei dem klassischen Altertum in die Schule. Bedeutende Köpfe aus allen Ecken der Welt fanden sich hier zusammen, von großem Ehrgeiz beseelt, gewillt, nach dem Worte des Grotius, auf die Nachwelt die Erinnerung der ihnen beschiedenen Talente zu übertragen. Sie beherrschten die Bildung Europas, solange auf allen Kathedern noch lateinisch gelehrt wurde und die nationale Literatur der großen Nachbarvölker darniederlag. Das kleine Volk trat auch mit seiner geistigen Arbeit in die Bresche ein, welche durch die Religionskriege in dem Kulturleben des Weltteils entstanden war. Allüberall stockte die Schöpferkraft der Dichtung, Tasso war verstummt, Milton hatte noch nicht gesungen. In solcher Öde schien es den Zeitgenossen keineswegs lächerlich,

wenn der gelehrte Jurist Johannes Meursius, begeistert von einer lateinischen Schultragödie des Wunderkindes Hugo Grotius, triumphierend ausrief:

Graecia nunc minor est et minor Ausonia.

Erst als Molières neckische Gestalten die trauten Herzensgeheimnisse der Franzosen ausplauderten, als Thomasius auf deutschem Lehrstuhl deutsch zu reden wagte, da erst trat das Volkstum, die Mutter jeder echten Bildung, wieder in sein Recht, und der Ruhm der gelehrten Lateiner von Leyden verblich.

Nicht als hätte den Niederländern eine nationale Literatur gefehlt. Vielmehr, gleichwie der deutsche Strom an der Grenze von Gelderland seinen Namen ablegt, so löste sich auch das holländische Volkstum mit vollem Bewußtsein von dem deutschen ab. Bei den Großtaten der Väter beschwor Heinrich Spiegel seine Landsleute, ihre Sprache zu pflegen, auf daß im geistigen wie im politischen Leben ein niederländisches Sonderdasein bestehe; und wirklich gelang es emsiger Gelehrtenarbeit, den derben Matrosendialekt der Holländer, den noch zur Zeit der Utrechter Union zahllose hochdeutsche und welsche Brocken verunzierten, zu einer Schriftsprache auszubilden, die bald in dem Geschichtschreiber Peter Hooft einen redegewaltigen Meister fand. Beim ersten Hören freilich wird jeder Oberdeutsche unwiderstehlich zum Lachen gereizt von einer Seemannssprache, welche das Erhabene und das Abstrakte zumeist nur durch umschreibende oder triviale Ausdrücke wiederzugeben vermag; wer tiefer eindringt, erfreut sich doch an dem klaren, wohlgegliederten Satzbau, an der Fülle kraftvoller altertümlicher Wörter und Wendungen, worin die Vroomheid, die biedere Männlichkeit des altholländischen Wesens sich treulich widerspiegelt. Noch schwerer fällt dem Deutschen ein unbefangenes Urteil über die Dichter dieser jungen Sprache. Deutschlands klassische Kunst ward groß im Kampfe gegen die gezierten Regeln, welche die Blütezeit der holländischen Poesie beherrschten — in einem Kampfe für die Natur und für das Recht des Herzens, der unserer Dichtung für alle Zukunft seinen Stempel aufgedrückt hat. Wer denkt noch daran, daß im siebzehnten Jahrhundert holländische Schauspielertruppen die meisten norddeutschen Städte besuchten? Daß unser Opitz die holländische Poesie die Mutter der deutschen nannte und alle jene Schlesier bei den Sängern vom Niederrhein sich schulten? Wir lachen, wenn der alte Pedant Daniel Heinsius mit seinen Bacchanten und Silenen und Thyrsusstäben heranpoltert und doch die helle Lustigkeit eines ehrlichen Rheinweinrausches gar nicht finden kann; wir schlafen ein — ich wenigstens — bei den geistlichen Liedern des „Bestevaters" Cats; ja selbst bei den klappernden Alexandrinern des gerühmten Vondel kommt uns das Gähnen an, und wir atmen erst auf, wenn auf den unnatürlichen Schwulst einer jener schönen Reihengesänge, menschliche Empfindung in melodischer Sprache, folgt. Und doch hat diese Gelehrten-

dichtung gelebt in ihrem Volke, und sie lebt noch heute. Vater Cats war, wie unser Gellert, mit seinen erbaulichen Versen ein Tröster und Lehrer für Unzählige, und Jahr für Jahr seit einem Vierteljahrtausend wird Vondels Gysbrecht van Amstel in den zwölf heiligen Nächten der Neujahrszeit auf der Amsterdamer Bühne aufgeführt; die Amstelstadt verlangt, daß ihr das Weihnachtsfest geweiht werde durch den rührenden Reihengesang der Klarissinnen: „O Christnacht, schön vor allen Tagen!"

Über eine Dichtung von so durchschlagendem, so andauerndem Erfolge soll der Fremde mit Zurückhaltung sprechen; nur das eine läßt sich ohne Anmaßung sagen, daß unter den holländischen Dichtern und Denkern keiner die höchsten Höhen des Geistes erstieg, keiner mit der Tiefe und Weite seines Wirkens heranreicht an die weltbürgerlichen Klassiker von Leyden. Indes die gewaltigste geistige Kraft der Republik lag auch nicht in der Leydener Aula, sie lag in den Volksschulen. Holland war der erste moderne Staat, wo fast jedermann lesen und schreiben konnte, wie Preußen späterhin die erste Großmacht, die ihren Bürgern den Schulzwang auflegte. Jede Gemeinde befolgte den Rat des alten treuen Johann von Nassau, erbaute Schulen und pflegte sie. Nicht am wenigsten dem Abcbuch und der Bibel dankte die Union ihren köstlichsten Schatz, das freie Bürgertum.

Und wie getreu wußte dies Bürgervolk im Häuserbau, in allen Lebensformen des alltäglichen Daseins seine Eigenart auszusprechen! Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein blieb Holland nächst Venedig das Lieblingsziel der Reisenden; der „curieuse Antiquarius" fand kaum Worte genug, die Wunder von Amsterdam nach Gebühr zu preisen. Allerdings mehr kurios als schön erscheint dem reineren Kunstsinn der Gegenwart die breite Behäbigkeit dieser bürgerlichen Baukunst; und wer gar von den prächtigen Hausteinbauten der belgischen Städte herüberkommt, wird den ernsten Ziegelrohbau des Nordens leicht allzu nüchtern finden. Auch in ihrer Architektur sind die Holländer das Volk des siebzehnten Jahrhunderts. Von den weiträumigen Kirchen des prachtliebenden alten Kultus blieb wenig übrig nach den Stürmen des Glaubenskrieges; die neuen schmucklosen Tempel des Calvinismus — enge Säle, die des Predigers Stimme gerade ausfüllte — konnten und wollten nichts bedeuten neben den stattlichen Häusern der Magistrate, der Gilden, ja selbst der einzelnen Bürger. Und wahrhaftig, einen malerischen Anblick gewährt es doch, das ehrenfeste altholländische Bürgerhaus: — der Giebel nach niederdeutscher Art der Straße zugekehrt; auf dem Dache Bildsäulen und Vasen, Obelisken und Schnecken, auch wohl ein Schaf oder Rind in Stein gehauen; überall an den bauschigen Gesimsen, den schweren in die Straße hineinspringenden Freitreppen hat die Laune, der Handwerksstolz des Hausherrn wunderlichen Zierat angefügt; große blanke Fenster und die sauberen weißen Kalklinien zwischen den Steinen mildern den dunklen

Ton der bräunlichen Wände; im Erdgeschoß eine Schenke oder ein Kramladen mit dem mächtigen Mohrenkopfe, dem Gaper, vor der Tür; im obersten Stockwerk ein Warenspeicher, daraus ein Kran bis über den Spiegel des Kanals hervorragt — das Ganze ein Bild des Behagens, froher Lebenslust. Und selbst wo dem Bauherrn der Raum nicht so reichlich zugemessen wird wie in dem wohlhäbigen Leyden, der schönsten Stadt des Landes — selbst in den engen Gassen von Rotterdam und Amsterdam fehlt der Behausung des Bürgers das eine nicht, was des altniederländischen Volkes bester Vorzug ist — der Charakter.

In gemütlicher Enge wie eine große Familie haust die Nachbarschaft zusammen; wem ein Kind geboren wird, hängt das zierliche Spitzenkissen, den Klopper, an die Tür und meldet daneben auf sauberem Zettel, daß die Kraamvrouw und das Kind sich nach Umständen wohl befinden. Die tiefe Kluft, welche die Regenten von den Kleinbürgern trennte, ward im täglichen Verkehr kaum bemerkt. Denn auch der Regent war ein Bürger, achtete jedes Geschäft, das seinen Mann nährte, bewarb sich unbefangen für seinen Sohn um die einträgliche Stelle des Zettelanklebers der Bank und versorgte den Dichter des Patriziats, Vondel, auf seine alten Tage in den Schreibstuben des Amsterdamer Leihhauses. Nur am Sommerabend pflegte sich der Reiche hinauszuflüchten auf die Buitenplaatsen, die wohlgepflegten Landsitze vor den Stadttoren. Wie lieblich ging ihm hier das Leben ein, wenn er auf dem glatten Kiesweg zwischen den gestutzten Taxushecken einherwandelte und die Goldfischchen im Teich, die bunten mit glänzenden Muscheln eingefaßten Tulpenbeete betrachtete! Was gab es Schöneres? Mynheer schrieb befriedigt über die Haustür: myn genoegen — wel tevreden — groot genoeg — und bedauerte herzlich seinen Statthalter, König Wilhelm III., der drüben in England den regellosen Baumwuchs der üppigen Landschaft gar nicht ersehen mochte und erst nach jahrelanger Arbeit die Zierlichkeit des holländischen Gartenbaues in seinem Schloßpark einbürgern, die Barbarei der Natur unter das Schermesser beugen konnte. Unterdessen lärmte am Abend die feiernde Menge durch die Straßen der Städte, handfest in der Freude wie in der Arbeit. Welch ein Gedränge, wenn eine Zugbrücke aufgezogen ward, um schwerbefrachtete Schiffe hindurchzulassen, und der Menschenstrom auf beiden Ufern der Gracht sich staute; und welch ein Jubel in den raucherfüllten Tooneels, wenn die Helden des glorieusen Nederlands über die Bretter schritten oder der Liebling des Volkshumors, der Matrose Jan, seine rohen Witze riß!

Auf den Wellen dieses hoch daherflutenden Bürgerlebens wiegten sich die frohmutigen Künstler, welche dem Volkstum ihrer Heimat den eigentümlichsten und großartigsten Ausdruck geben sollten. Die Malerei der Niederländer ist ein Kind der Freiheit, das mit ihr stieg und sank. Schon die niederländischen Schüler der Gebrüder van Eyck verrieten eine entschie-

dene nationale Eigenart: derben Realismus und jene Lust am Malerischen die hier in dem Lande des halbbedeckten Himmels, der prächtigen Sonnenuntergänge, des ewig wechselnden Lichterspiels mannigfache Nahrung fand. Erst im siebzehnten Jahrhundert, nach dem Zerfalle des burgundischen Gesamtstaats, traten die holländischen Maler den flämischen mit bewußter Selbständigkeit gegenüber. Franz Hals und seine Zeitgenossen schulten sich an den Kneipen- und Landsknechtsbildern des Naturburschen Caravaggio. Dann, um 1640, mit Rembrandt und seinen Gesellen, trat die holländische Kunst in ihr mündiges Alter. Jeder Stadtrat, jede Gilde wollte ihren Festsaal mit Gemälden schmücken, und beinah in jeder Stadt fand sich ein großer Maler, der sich's zur Ehre rechnete, die Herrlichkeit seiner Heimat zu verewigen. So entstand die monumentale Kunst der „Doelen- und Regentenstücke", schlicht und groß wie dies Bürgertum selber. Nicht Schlachten noch feierliche Staatsaktionen verlangte der Bürger von seinem Maler: zu dem prächtigen Bilde des Velasquez „Die Eroberung von Breda" wird sich schwerlich ein holländisches Seitenstück finden. Fast allein die Marinemaler lieben Szenen des Kampfes, ihr Meister van der Velde wird nicht müde, die englischen Orlogsschiffe zu malen, die vor den drohenden holländischen Kanonen die weiße Flagge aufhissen. Das Einzelporträt und die Porträtgruppe bilden das bescheidene Gebiet dieser Historienmalerei; aber wie großartig weiß sie ihren Stoff zu packen, in die Tiefen der Menschenseele einzudringen, und welche stolze Daseinsfreudigkeit, welche Fülle historischen Lebens liegt doch in all diesen namenlosen Jan und Maurits, die hier im Zunfthaus Rechnungen prüfen oder festlich geschmückt zum Schießplatz ausziehen oder bei reicher Mahlzeit das Ende des achtzigjährigen Krieges feiern! Kerngesunde Männer mit sehnigen Leibern und feurigen, offenen, fröhlichen Augen — noch nicht schwammig und feist wie das spätere Geschlecht der faulen Friedenszeit — so war das Volk, das dem katholischen König den Herrscherstab der Meere entriß. Rembrandt und Bol, van der Helst und Flink sind in Wahrheit die Historiker des großen Freiheitskampfes der Protestanten, gleichwie uns Rubens und van Dyck, Murillo und Velasquez jene belgischen und spanischen Männer schildern, die für das katholische Weltreich fochten.

Während die historische Malerei durch ein unbegreiflich fruchtbares Schaffen fast jedes Stadthaus der Republik in ein Museum verwandelte, fand die Emsigkeit der Landschafter und Genremaler der Arbeit kein Ende für den Zimmerschmuck der behäbigen Bürgerhäuser. Der reiche Markt erlaubt die Arbeitsteilung, gestattet jedem Talente, nach Lust und Laune sich zur Spezialität auszubilden. Unermüdlich malt Wouwerman vielhundertmal Schimmel und wieder Schimmel, und wählt er einmal einen Stoff, der, wie die Flucht des Lot, mit dem weißen Rosse schlechterdings nichts zu tun hat, dann muß wenigstens ein schneeweißer Engel als Ersatz dienen für das geliebte Tier; immer wieder setzt Gerard Dow seine

Zahnärzte und musizierenden Damen hinter einen offenen Fensterbogen, und van Schalken kann selbst ein monumentales Porträt Wilhelms III. nicht malen, ohne die roten Lichtstrahlen seiner unvermeidlichen Kerze auf den harten Zügen des Königs spielen zu lassen. Mag einer auch ermüden bei solchen ewig wiederholten Schrullen oder ärgerlich fragen, ob denn wahre Frauenschönheit den Holländern ganz unbekannt gewesen sei, oder auf die rüpelhaften und trivialen Züge in den Bildern der Bega und Teniers schelten — ein gesundes, ein durch und durch glückliches Volksleben tritt uns doch entgegen aus dieser engen Welt. Unsere skeptische, in ihren heiligsten Gefühlen unsichere Zeit mag wohl mit einigem Neide schauen auf diese Metsu, Mieris und Terburg, die mit ihrer goldenen Laune das Kleine und Kleinste zu verklären, auf jenen Ruysdael, der selbst die holländische Landschaft zu adeln wußte, auf dies Volk, das sich so wohl fühlte in seiner Haut und — das so unbefangen dahinlebte in seinem Glauben. Durchwandert die Kirchen Belgiens, betrachtet die religiösen Bilder des Rubens — grandiose Gestalten, schöne Köpfe, die das Herz nicht wärmen — oder gar die katholischen Tendenzbilder seiner Nachtreter, der Quellin und van Thulden: die alleinseligmachende Kirche als ein geschmücktes Weib auf goldenem Wagen, von lieblichen Mädchen an Rosengirlanden gezogen — die Wahrheit triumphierend über Luther und Calvin, die sich kläglich am Boden winden — und wenn euch dann das Herz nicht aufgeht vor den herzigen holländischen Buben, die Rembrandts Christus segnet, wenn ihr dann nicht den unendlichen Abstand zwischen dem konventionellen Glauben und der schlicht menschlichen protestantischen Empfindung erkennt, so habt ihr kein Herz oder ihr redet nach, was die Reisehandbücher und die Kunstgeschichte euch vorschwatzen.

Auch die populäre Kunst diente dem Ruhme des Landes: auf zahllosen wohlfeilen Stichen und Holzschnitten waten die Schlachten, die Friedensschlüsse der Republik verherrlicht oder Neptun dargestellt, wie er der Republik, der Ostindischen Kompanie und anderen der qualifizierten Allegorie dringend verdächtigen wohlbeleibten Frauengestalten seinen Dreizack überreicht. Der Niederländer sah sich nicht satt daran; er hegte alle großen Erinnerungen seines Volkes und mehrte sie durch eitle Fabeln: sein Lorenz Coster mußte durchaus die Buchdruckerkunst erfunden, sein Grotius das Vorbild geschaffen haben für Miltons Verlorenes Paradies! Mit einem Übermute, der sich allein durch das holländische Wort Brooddronkenheid getreulich schildern läßt, blickte er hernieder auf die armen Schlucker draußen; und unleugbar bildete der schroffe Nationalstolz eine feste Klammer für die Union wie das republikanische Selbstgefühl der Schweizer für die Eidgenossenschaft. In Amsterdam bewährte sich immer aufs neue an den Einwanderern die starke Assimilationskraft, welche alle großen Städte auszeichnet; aber auch der fremde Gelehrte in Leyden und Franeker ging rasch in diesem selbstbewußten Volkstum auf. Ganz unbekümmert um das

Urteil der Welt lebte das kleine Volk dahin, ganz „unantumlich" — auch hier gibt die holländische Sprache allein wie in unbewußter Selbsterkenntnis das rechte Wort: — sein ungeheurer Dünkel fand nirgends seinesgleichen denn allein in Spanien.

In allem übrigen freilich bestand zwischen den beiden Todfeinden, die sich selber gern mit Rom und Karthago verglichen, ein Gegensatz, der in alle Fasern des nationalen Lebens drang, ein Gegensatz, den die kühnste Phantasie nicht greller malen kann. Es war, als ob die Geschichte selbst durch einen ungeheuren Kontrast das Bild germanischer und romanischer Staatsgesinnung, den Segen der Arbeit, den Fluch der Knechtschaft für alle Ewigkeit dem Menschengeschlechte einprägen wollte. Hier die Selbständigkeit, der Trotz der Provinzen und Gemeinden, dort jener eine finstere Mann in seinem Klosterschloß und vor ihm das ganze Volk anbetend im Staube. Hier die Rührigkeit der Gesellschaft, dort alle Kräfte der Nation dem Staate, dem Hofe, der Kirche dahingegeben. Hier die Prosa des Handels und der Wissenschaft, auch die Kunst fest haftend auf dem Boden der Wirklichkeit; dort lebt die Nation wie in ewigem Fieber: hoch aufgeregt durch pfäffische Wut, durch die glänzenden Bilder einer phantastischen Dichtung, wagt und opfert sie das Ungeheure für den Traum des katholischen Weltreichs. Hier gilt der Bürger, die Würde der Arbeit, dort ist alles adlig, seines blauen Blutes froh, und verachtet des Handwerks goldenen Boden. Hier gibt man gastlich den Verfolgten aller Länder Schutz und Obdach, dort verlangt eine epidemische Verblendung die limpiezza des heimischen Bodens, sie wütet gegen die fleißigen Hände der Juden und Mauren, sie jubelt auf, als endlich nach der Vertreibung der letzten Moriscos die heilige Erde gereinigt ist und auch über Belgiens rührigem Volke wieder die tiefe Nacht der Glaubenseinheit ruht. Hier erringt der Kaufmann die Freiheit des Verkehrs, dort unterwirft der Hof durch wahnwitzige Gesetze die gesamte Volkswirtschaft dem Behagen der vornehmen Verzehrer, er wälzt alle Steuern auf den kleinen Mann, trennt die Provinzen durch Binnenzölle, erleichtert die Einfuhr, verbietet die Ausfuhr. Hier unermeßlicher Reichtum, zu weltlichen Zwecken mit Umsicht verwendet; dort ergießen sich die Silberströme von Potosi in den unersättlichen Schlund der Kirchen und der Klöster, der Herrscher beider Indien unterliegt dem Fluche jedes Despotismus, der Finanznot, läßt an den Haustüren für seinen Kronschatz betteln. Hier eine nüchterne Staatskunst, bedachtsam für das Nahe und Nächste sorgend und dann erst zu weltumfassenden Plänen sich erhebend; dort eine Weltpolitik, die nie einen Blick wirft auf die Nöte des eigenen Volkes. Und das Ergebnis? In Spanien vollzieht sich das fürchterlichste Trauerspiel der neuen Geschichte: eine große verschwenderisch begabte Nation verkümmert an Leib und Seele; die Lerche, die über Castiliens verödete Fluren fliegt, findet keinen Baum, darauf sie ruhen, keinen Halm, daran sie picken könnte; auch Flanderns, auch Ita-

liens weiland glänzende Städte verfallen grauenhafter Verödung. Der Holländer aber malt triumphierend an das Fenster seiner Alten Kirche das Bild des katholischen Königs, dem der ketzerische Rebell den Frieden diktiert, und schreibt darunter:

Philippus teekent met zyn handen
Het vreeverbondt met zynen landen.

Nicht minder lehrreich ist ein Blick auf zwei nahe verwandte Handelsrepubliken. Die ungeheure Überlegenheit protestantischer Geistesfreiheit tritt uns vor die Augen, sobald wir den finsteren Druck der venetianischen Inquisition, den grundsätzlich zu sinnlicher Schlaffheit erzogenen Pöbel der Lagunenstadt neben die kühne Presse, das trotzige Bürgertum des nordischen Venedig stellen. Und stolz fühlen wir uns als die Söhne der modernen, christlichen Gesittung, wenn wir das neue Karthago mit dem alten vergleichen. Auf den ersten Blick meinen wir in der Kanaaniterstadt jeden einzelnen Zug des holländischen Staatslebens wiederzufinden. Auch dort ein unablässiger Kampf zwischen der kaufmännischen Oligarchie und einem von erlauchten Feldherren geführten Demos. Dasselbe Mißtrauen des Friedensstaates gegen den Militärstaat, der durch Felddeputierte überwacht wird; dieselbe Weise der Kriegführung durch fremde Söldner und hochausgebildete technische Waffen, im Süden eine verschanzte Postenkette als Barriere gegen die Nomaden der Wüste. Die größte Kauffahrteiflotte der Welt, erprobt in verwegenen Entdeckerfahrten von der malabarischen Küste bis zur Ostsee, monopolsüchtig, fest entschlossen, die westliche Durchfahrt in den Ozean keiner anderen Nation zu gestatten. Ein intensiver Ackerbau, der für den Kaufmann arbeitet; ungeheure Kapitalien, die in den mannigfachsten Spekulationen, auch in fremden Staatsanleihen, Beschäftigung suchen; ein Zeichengeld, den Zeitgenossen nicht minder erstaunlich als der Wechselhandel von Amsterdam. Blühende Kolonien an den Küsten des Mittelmeeres und weithin in Afrika, allein dem Handel dienend, unfähig, fremde Völker mit karthagischem Geiste zu erfüllen. Und doch — die Tragiker der Hellenen wußten wohl, warum sie ihr „Halte maß, o Mensch" in allen Chorgesängen bis zur Ermüdung des modernen Lesers als die Summe irdischer Weisheit wiederholten. Mit maßlosem Ungestüm, mit einseitiger Härte verfolgen die Völker des Altertums den Lebenszweck, der ihnen der höchste ist. Der Handel, allein der Handel füllt jenen Semiten an der Bai von Tunis das öde Dasein aus; ihr ganzer Staat ist von Habgier durchdrungen, wie Aristoteles treffend sagt. Kein Künstler, kein Denker durchleuchtet dies umnachtete Volkstum mit den Strahlen der Idee. Eine rohe banausische Literatur lehrt den Pflanzer, den Kaufmann, seine Schätze zu mehren, ein scheußlich lüsterner blutdürstiger Götzendienst verschärft die Herzenshärtigkeit der Krämer zu grausamer Wildheit. Verzweifelnd kehrt endlich Hannibal der entgeisterten Stadt den Rücken, die

nicht vermag, einen Helden zu ertragen. Dreimal gesegnet das Christentum, dem die neue Karthago die Dichtigkeit des geistigen Daseins, die Barmherzigkeit der Sitten dankt!

Mit freudiger Rührung begrüßten die aufatmenden Völker Mitteleuropas die westfälischen Friedensschlüsse, das Ende der gräßlichen Glaubenskriege. Nirgends erklang der Jubel lauter als in Holland, und nirgends brachte der Friede weniger Segen. Die Union hatte in wenigen Jahrzehnten Größeres geschaffen für die Gesittung der Menschheit als manche langlebige Despotenreiche in vielen Jahrhunderten; doch jetzt erfüllte sich auch an ihr die Wahrheit, daß republikanische Staatsformen nicht ausreichen für das verwickelte Leben eines europäischen Großstaates. Sobald die Anspannung des Krieges nachließ, traten die Widersprüche der anarchischen Verfassung grell hervor, der Materialismus des Handels fand nicht mehr ein Gegengewicht an dem Heldentum eines großen Kampfes. Schon Aristoteles weiß, daß die Zersetzung aristokratischer Staaten langsam und leise anhebt (*μάλιστα λανθάνουσιν αἱ ἀριστοκρατίαι μεταβάλλουσαι τῷ λύεσθαι κατὰ μικρόν*); auch in dieser Republik begann der Niedergang so unmerklich, daß viele holländische Historiker noch heute die Blütezeit ihres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts suchen und Macaulay zuversichtlich das Jahr 1688 als den Höhepunkt batavischer Herrlichkeit bezeichnet. Die Verkehrtheit dieser Auffassung erhellt schon aus der einen Tatsache, daß gerade in dieser Zeit französische Weise übermächtig eindrang in die Sitte und Sprache der Niederländer. Wie die Union nicht ihrer Verfassung ihre Größe verdankte, so ist sie auch nicht gefallen durch die Wirren ihres Staatsrechts, sondern durch die erschlaffende sittliche Kraft ihres Volkes und durch die Neubildung des europäischen Staatensystems.

Diese Großmacht ohne Land war und blieb eine Anomalie, sie zehrte von dem Unglück der Nachbarvölker, sie besaß nur die rasch versiegende Lebenskraft eines Kleinstaates, nicht jene glückliche Gabe, sich aus sich selbst heraus zu verjüngen, welche große Nationen durch alle Stürme der Geschichte siegreich hindurchführt. Wie rasch war einst die Herrlichkeit Athens verfallen, weil dem kleinen Staate die Zufuhr frischen Blutes versagt war, und wie viel härter mußte dieser unheilbare Mangel sich bestrafen in den großen Verhältnissen der modernen Flächenstaaten! Das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat in Wahrheit den Grund gelegt für die Machtstellung der neuen europäischen Großstaaten. Durch den pyrenäischen Frieden ward die Selbstvernichtung der spanischen Weltmacht vollendet, und mit ihrem Untergange fiel der leitende Gedanke hinweg, welchem die Union bisher die klare Bestimmtheit ihrer diplomatischen Kunst

verdankt hatte. Derweil dem Staate also das Steuerruder seiner großen protestantischen Politik aus den Händen glitt, wuchs Frankreich zur ersten Militärmacht des Festlandes heran, England streckte seinen Arm aus nach der Herrschaft der Meere, Rußland tat die ersten Schritte nach der Ostsee und dem Pontus, durch die Eroberung Ungarns ward das neue Österreich, der Donaustaat, gegründet, und aus dem Wirrsal des deutschen Lebens erhob sich glorreich der preußische Staat. Neben diesen großen Monarchien versanken allmählich die beiden Großmächte, welche die hohe Flut der Religionskriege emporgehoben hatte: Schweden und Holland. Das Land, das den Zwischenhandel aller Welt in seinen Händen vereinigte, sah einen natürlichen Feind in jeder Nation, die zu starkem Selbstbewußtsein erwachte, doch seine gefährlichsten Nebenbuhler wurden die beiden protestantischen Großmächte.

Deutschlands Schwäche war Hollands Stärke; die Stellung des kleinen Staates an der Spitze des protestantischen Mitteleuropas kam sofort ins Wanken, sobald sich bei uns eine selbständige evangelische Macht erhob. Der Gegensatz der Interessen trat schon leise hervor, als Johann Sigismund von Brandenburg zum reformierten Bekenntnis übertrat, durch die Eroberung von Preußen und Kleve sein Haus emporhob aus der Enge des territorialen Stillebens: es scheint wie ein sanftes Vorspiel kommender Verwickelungen, daß der Kurfürst, kaum am Rhein eingetroffen, die tapfere Kirche von Wesel von dem niederländischen Synodalverbande abtrennte und als eine selbständige Landeskirche organisierte (1610). Nach deutscher Weise blieben die Kräfte der jungen Macht durch lange Jahre ungenutzt liegen, und als endlich in dem Großen Kurfürsten der Held erstand, der sie verwertete, da gewann die Union freilich einen treuen Freund und Bundesgenossen, aber auch einen stolzen Nachbar, der deutsches Recht gegen jedermann wahrte. Er drängte die Garnisonen der Staaten aus den niederrheinischen Landen hinaus und befreite Ostfriesland von der Übermacht der holländischen Krämer. Die Zerstörung der staatischen Barriere im Nordwesten, die Demütigung der schwedischen Räuber im Nordosten — das waren die beiden ersten Staffeln auf der langen ruhmvollen Bahn, die den preußischen Staat emporgeführt hat zur Herrschaft in Deutschland. Wieder verfloß ein halbes Jahrhundert, eine Zeit des Verfalls für Holland, des inneren Erstarkens für Preußen; ein ewig mißbrauchter Bundesgenosse, half das junge norddeutsche Königreich die Schlachten der englisch-holländischen Politik schlagen. Dann endlich wagte der Große König, die Kraft des deutschen Nordens in den Kampf zu führen wider Österreich, und sofort lag vor aller Augen, daß Preußen, nicht mehr Holland die erste protestantische Macht des Festlandes war. Die Zeit der deutschen Schande war vorüber, die Mitte des Weltteils behauptete wieder ein Recht und einen Willen neben der Übermacht der Peripherie. Auch die Tage des Söldnerwesens, die dem reichen Kaufmannsstaate so

günstig gewesen, gingen zu Ende; das Heer, das Preußens Fahnen in das Herz von Böhmen führte, war trotz schwerer Gebrechen schon ein Volk in Waffen.

Und wie ganz anders, wie viel großartiger als weiland die Union erfüllte der neue deutsche Staat den Beruf, der Völkergesellschaft als der Einiger und Mittler zu dienen! Soeben noch hatten die beiden alten Staatensysteme Europas wie zwei getrennte Welten ein jedes einen gewaltigen Kampf geführt, den nordischen und den spanischen Erbfolgekrieg, ohne daß die beiden Kriege sich verschmolzen. Jetzt erstand ein Staat, der durch sein ganzes Sein — nicht bloß, wie weiland Holland, durch die Interessen des Handels — mit dem Nordosten und dem Südwesten zugleich verkettet war. Seine Marken reichten bis dicht vor die Tore Rußlands und Frankreichs, er gehörte dem Weltteil an, denn in ihm lag die Kraft der zentralen, der jugendlichsten Nation Europas. Sobald dieser Macht durch einen Genius das Bewußtsein ihrer Pflichten kam, flossen die beiden Staatensysteme in eines zusammen: der Kampf um Preußens Dasein, der Siebenjährige Krieg, wurde der erste europäische Krieg im vollen Sinne des Worts. Friedrich der Große schuf die Einheit der europäischen Staatengesellschaft und ihre aristokratische Form, die bis heute wenig verändert fortwährt. In der neuen Pentarchie aber blieb wenig Raum mehr für die Großmacht des siebzehnten Jahrhunderts, die noch bei lebendigem Leibe ihre Nachfolger gefunden hatte: Preußen wurde der glückliche Erbe der Landmacht der Union, wie England der Erbe ihrer Seeherrschaft.

Daher jener tiefe stille Haß gegen Preußen und England, der noch heute in dem langsam vergessenden holländischen Volke lebt. Zweihundert Jahre lang hat Holland unserem Staate selten anderes geboten als Kälte, Undank, Gehässigkeit jeder Art; und doch ist keiner unserer Nachbarn weniger berechtigt als dieser, uns irgendeiner Unbill zu zeihen. In Strömen ist preußisches Blut geflossen für Niederlands Freiheit, zweimal gab unser gutes Schwert den Holländern ihr verlorenes Reich zurück, niemals hat unser Ehrgeiz auch nur ein Dorf der sieben Provinzen bedroht; das Wenige, was wir ihnen nahmen, war unser eigen, war deutsches Land. Der historische Prozeß, kraft dessen Preußen, die Holländer überflügelnd, zur ersten Landmacht der protestantischen Welt heranwuchs, vollzog sich langsam, ohne offenen Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern, so freundlich, daß Friedrich II. jahrzehntelang als der treueste Bundesgenosse der Hochmögenden galt, so in der Stille, daß diese gesamte Entwicklung noch heute von manchem flachen Kopfe ganz übersehen wird. Doch er vollzog sich. Holland sank, weil Deutschland stieg, und je hoffärtiger die kleine Nation einst auf den armen Muff herabgeschaut, um so bitterer empfand sie Preußens Erstarken. Wir Deutschen aber dürfen getrost die Frage aufwerfen: ist nicht durch diese Neugestaltung der Staatengesellschaft eine

natürliche Ordnung an die Stelle künstlicher Verbildung getreten? Die Natur der Dinge, recht eigentlich die Vernunft der Geschichte, hat das große evangelische Deutschland wieder emporgeführt auf den Platz, den kleine Nachbarlande nur unserer Zwietracht und Trägheit verdankten. Und weil die neue Großmacht Mitteleuropas auf dem gesunden Grunde eines starken nationalen Lebens ruhte, darum hat sie nicht, wie Schweden, räuberisch ihre Hand ausgestreckt nach aller Welt Enden, sie begnügte sich, das deutsche Land, das ihr gebührte, zu beherrschen; sie hat nicht, wie Holland, die Volkswirtschaft fremder Länder für sich ausgebeutet, ihr Wahlspruch war immer: die Freiheit der Meere. Die europäische Politik ward sittlicher, seit die großen nationalen Mächte emporkamen.

Rascher, gewaltsamer trat Hollands anderer Nebenbuhler, England, in die Schranken. Ein starker Seemannsstolz lebte von jeher in dem Inselvolke, auch als die Macht den Wünschen nicht entsprach. Schon Eduard III. ließ sich von seinen Gemeinen den König der Meere nennen; selbst in Karls I. unfähiger Staatskunst tauchte einmal der Gedanke auf, England und Niederland zu einer großen Seemacht zu vereinigen. Die Briten lernten von Holland wie Rom von Karthago, und bald ward in Amsterdam die Klage laut: die Kunst des Handels beginnt allen Völkern gemein zu werden. In Cromwell erschien endlich dem maritimen Ehrgeiz der Nation der schöpferische Genius. Er verbot durch die Navigationsakte (1651) den Zwischenhandel allen fremden Flaggen und warf sich mit dem Ungestüm des revolutionären Helden in den Kampf gegen Holland. Auch der elende Karl II. empfand in diesem einen Falle als ein Sohn seines Volkes, auch er sprach: Et Pontus serviet. In drei fürchterlichen Kriegen maßen sich die beiden Seemächte, doch nicht der Donner der Breitseiten — der friedliche Wetteifer der Arbeit sollte den Kampf entscheiden. Als England nach seiner zweiten Revolution wieder sich selber angehörte und in glücklicher Sicherheit seine beste Kraft der Volkswirtschaft widmete, da mußte die natürliche Überlegenheit des Inselvolkes überwältigend offenbar werden. Wie günstig war nicht schon die Weltstellung dicht am Ozean — damals noch bedeutsamer als heute, da die Holländer für die Fahrt vom Atlantischen Meere zur Nordsee stets den weiten Umweg um Schottlands Nordspitze wählten. Nur an dieser Stelle konnte das Weltorgan der germanischen Völker entstehen. Und welche unvergleichliche Schule für die Schiffahrt bot die Insellage, die reiche Entwicklung der Küste, während die Union, sobald sie ihr kümmerliches Gebiet zu erweitern versuchte, sich dem Meere nur entfremden konnte! Hier wurde nicht, wie in Holland, erst durch den Handel die einseitige Ausbildung einzelner Richtungen des Ackerbaues und der Industrie hervorgerufen; ein zahlreiches Volk, stark genug, die weite Erde mit seinem Samen zu bedecken, bebaute den üppigen Boden; hunderttausend fleißige Hände in den Fabriken lieferten dem Handel uner-

schöpflichen Vorrat. Auf diesem gleichmäßigen Zusammenwirken aller Zweige der Produktion ruhte und ruht Englands wirtschaftliche Größe.

Noch lange gebot Holland über das größere Geldkapital. Doch was frommte dies jetzt, da die Kohlenschachte, die Eisenlager ihre wunderbaren Schätze öffneten und die neue Großindustrie aufstieg, welche der massenhaften working hands bedarf, weil sie für das Bedürfnis der Massen arbeitet? da das englische Kapital sich täglich in neue Unternehmungen mit einer tollkühnen Rührigkeit stürzte, welche, unfaßbar den bedachtsamen Handelsgewohnheiten der Holländer, das Nahen eines neuen Zeitalters der Volkswirtschaft ankündigte? Im Jahre 1650 verhielt sich der holländische Handel zum englischen wie 5 : 1, hundert Jahre darauf wie 6 : 7, im Jahre 1792, nach dem Aufkommen der neuen Maschinengewerbe, wie 2 : 5. Die Briten, denen der Holländer einst seine Waren zugeführt, warfen nunmehr ihre eigenen Produkte in Massen auf die deutschen und holländischen Märkte, also daß Rotterdam fast wie eine englische Stadt erschien. Auch in den Kolonien triumphierte überall der angelsächsische Stamm. Er besiedelte Amerika. Seine Ostindische Kompanie erkannte schneller als ihr holländisches Vorbild, daß die Zeit der Handelsmonopole abgelaufen sei, sie gab den Zwischenhandel in Indien frei, und herrlicher als das alternde Batavia strahlte die jüngste Königin des Ostens, Kalkutta. Der Denker aber erblickt auch hinter diesem Wettkampf das Walten eines historischen Gesetzes. Wer erkennt nicht das stetige Fortschreiten der expansiven Zivilisation, wer nicht die tiefsinnige Wechselwirkung der politischen und der volkswirtschaftlichen Kräfte in der Reihenfolge der Mächte, welche nacheinander die Seeherrschaft unter den Germanen behaupteten? Auf den weithin versprengten Städtebund der Hansa folgte die niederländische Republik, die immerhin ein Staat war mit geschlossenem Gebiet, auf diese England, ein nationales Reich mit eigenem Ackerbau und Gewerbfleiß, und kraft derselben Notwendigkeit tritt heute Nordamerika, das über die unermeßlichen Hilfsquellen eines Weltteils gebietet, in die Reihe der großen Seemächte ein.

Unterdessen ward in Frankreich durch die starke Hand der beiden Kardinäle die Staatseinheit vollendet, die Eroberungslust des stolzen Volkes durch die Siege des Dreißigjährigen Krieges krankhaft gesteigert. Schon längst drohte dem Gleichgewicht Europas eine größere Gefahr von dieser aufblühenden Militärmacht als von dem tief gedemütigten Spanien; nicht am wenigsten die Angst vor dem übermächtigen Bundesgenossen hatte die Edelmögenden bestimmt, einseitig den Frieden von Münster abzuschließen und — also den Bourbonenhof unvergeßlich zu beleidigen. Der junge König, der jetzt die reiche Erbschaft der Kardinäle antrat, sah mit dem Hasse des Despoten auf den état populaire an seiner Grenze. Sein Colbert führte den Gedanken der Staatseinheit in der Volkswirtschaftspolitik bis zu den letzten Folgerungen durch: der Tarif von 1664 und eine

lange Reihe von Einfuhrverboten wurden den holländischen Waren ebenso verderblich wie Cromwells Navigationsakte der Schiffahrt der Niederlande. Die allmächtige Staatsgewalt gründete rastlos neue Handelskompanien und Fabriken; die Kriegsflotte, Richelieus Schöpfung, ward verstärkt, der Grundsatz „la robe d'ennemi confisque celle d'ami" schonungslos angewendet gegen die holländische Flagge. Herrisch erklärte der König: das Mittelmeer gehört Uns souverän und eigentümlich an. Das Merkantilsystem war der getreue Ausdruck des abweisenden Staatsegoismus der Zeit; die Völker bekriegten sich durch Tarife noch wirksamer als durch Kanonen. Überall fand das Beispiel Cromwells und Colberts Nachahmung, selbst das befreundete Schweden erschwerte durch sein Produktenplakat den Holländern die Schiffahrt. Durch diese Verwandlung der Staatengesellschaft wurde die alte Machtstellung der Union unhaltbar. Wie sollte der kleine Staat zugleich gegen Englands Seemacht sich behaupten und zu Lande vor der Habgier der Bourbonen sich schützen? wie das Monopol des Welthandels aufrechthalten im Kampfe mit dem erstarkenden Selbstgefühl der anderen Völker? Was die Kraft des nationalen Gedankens bedeute, das erfuhr die Union soeben schmerzlich durch die Portugiesen, welche, des spanischen Joches entledigt, mit der lodernden Begeisterung eines freien Volkes sich auf das holländische Brasilien stürzten. Und wie nun, wenn die beiden Westmächte sich verbündeten zur Demütigung der Handelsrepublik — ein Bund, den auf die Dauer keines Menschen Witz verhindern mochte?

In diesem verhängnisvollen Augenblicke, da allein fester Einmut den Staat retten konnte, ward die Union der Tummelplatz verblendeter Parteiherrschaft. Der plötzliche Tod Wilhelms II., der nur einen nachgeborenen Sohn hinterließ, warf der Staatenpartei die Zügel des Gemeinwesens in den Schoß. Da sie den Sieg der Laune des Glücks allein verdankte, so ward er auch ausgebeutet mit einer rücksichtslosen Gehässigkeit, welche die Oranier bei ihren Triumphen stets verschmäht hatten. Längst harrten die Patrizier auf den Tag der Rache, auf die Vergeltung für die Hinrichtung Oldenbarneveldts, für die letzten Gewaltschritte Wilhelms II.; sie nannten sich drohend die Loevesteinsche Partei nach jener Festung, wohin die Oranier ihre besiegten Gegner zu schleppen pflegten. Jetzt schlug die ersehnte Stunde. Eine außerordentliche Versammlung der Generalstaaten, die groote Vergadering (1651), erklärte das Verfahren Wilhelms für ungesetzlich und — vollführte selber einen ärgeren Staatsstreich. Mit hochtönenden republikanischen Kraftworten verwiesen die holländischen Regenten auf das Vorbild des ältesten Freistaates, des jüdischen, der ohne ein Oberhaupt herrlich bestanden habe. Der Widerspruch aus den Landprovinzen ward überhört, die Ernennung eines neuen Statthalters unterblieb, nur in Friesland und Groningen behauptete noch die Nebenlinie der Oranier die ererbte Würde. So ward ein wesentliches Glied aus der

Verfassung ausgebrochen; Partikularismus, Regentenwillkür, Krämerselbstsucht zitterten nicht mehr vor einem demokratischen Helden. Amsterdam und Holland beherrschten die Union, königlicher Pomp umgab die Staaten von Holland, die sich fortan die Edelgroßmögenden nannten und in Wahrheit an die Stelle der Hochmögenden traten. Allsonntäglich ward dem Janhagel durch das neue Kirchengebet eingeschärft, die Herren Staaten von Holland seien seine einzige Obrigkeit von Gottes Gnaden, und triumphierend riefen die Söhne des Grotius den Rächern ihres Vaters zu:

Collegiumque quo potentius nulla
Adspexit aetas post Quiritium leges
Uni subactas consulumque vim fractam.

Wie ein Siegeszeichen des Patriziats erhob sich jetzt auf einem Roste von 14 000 Mastbäumen aus dem schlammigen Strande das Kapitol dieses Senats, das Rathaus von Amsterdam — das achte Wunder der Welt, wenn man dem Holländer glaubte. Jedermann durfte eintreten durch eine der sieben Türen, welche sinnvoll die sieben Provinzen vorstellten, und droben an den schimmernden weißen Marmorwänden des großen „Bürgersaales" die prahlerische Inschrift lesen, die in langatmigen Versen von Hollands Macht und Pracht erzählte und nebenbei mit einigen Worten nicht ganz unverdienten Lobes auch des alten Herrgotts gedachte.

Wähnte man durch dies lärmende Selbstlob vor der Welt zu verhehlen, daß eine harte Parteiherrschaft auf dem Lande lastete? Mißmutig sah der kleine Mann der Allmacht der Regenten zu, er fragte, wo sein Schützer sei, er lauschte auf die Worte der Veteranen, die von Herzogenbusch und Wesel, von dem Kriegsruhm der großen oranischen Tage erzählten. Wenn der kleine Prinz von Oranien hinausfuhr nach dem Haus im Busch, dann strömte jubelnd das Volk zusammen, alle Hüte flogen in die Luft vor dem schwächlichen Knaben, dem letzten Erben des Heldengeschlechts, und bald klang es drohend aus den Massen: „Ist unser Prinzchen noch so klein, so soll er doch Statthalter sein!" In der Tat sollten die zwei Jahrzehnte des statthalterlosen Regiments (1650—72) unwiderleglich beweisen, daß die Union des Statthalteramtes nicht entbehren konnte. Wie mit zerbrochener Nabe knarrten die Räder der unförmlichen Verfassungsmaschine. Keine Provinz, die nicht heimgesucht ward von innerem Unfrieden, seit das Fürstenhaus fehlte, das so oft die Hadernden beschwichtigt. In Holland selbst ließ sich die belobte republikanische Freiheit nur aufrechthalten durch Gewaltmittel, welche stark an die Künste der venetianischen Polizei erinnern: mehrmals wurden im Haag Druckereien geschlossen, welche oranische Parteischriften unter die Masse warfen, Spione der Herren Staaten behorchten auf den Treckschuiten das Gespräch der unzufriedenen Marktleute. Jeder Versuch der Gilden und Schutterven, einen politischen Willen zu äußern, galt als Empörung; das flache Land und die kleinen Kommunen

empfanden schmerzlich, daß sie in Wahrheit, wie Spinoza in seinem Tractatus theologico-politicus schilderte, sub regimine der vollberechtigten Städte standen.

Je lauter das Volk nach seinem Prinzen rief, um so störrischer traten die Edelgroßmögenden dem gefürchteten Kinde entgegen. Die holländische Sekklusionsakte (1654) schloß den Oranier feierlich von den hohen Staatswürden aus. Die Denkschrift, welche Holland zur Rechtfertigung dieses neuen Staatsstreichs an die murrenden Landprovinzen richtete, bleibt dem Politiker teuer als eines der aufrichtigsten Geständnisse des modernen Mammonspriestertums, als das unerreichte Vorbild für alle jene gesinnungstüchtigen Krämerrechnungen, welche dem Bürgertum unserer Tage vorhalten, daß der deutsche Kaiser zehnmal mehr Geld zu verjubeln hat als der Präsident von Nordamerika. Gleichwie heute der schmutzige Materialismus, der seinen Gott und sein Vaterland nach Talern und Groschen schätzt, mit idealistischen Freiheitsphrasen einherprunkt, so beginnt auch jene staatische Denkschrift mit einer beweglichen Schilderung von dem Ungemach der Knechtschaft. Dann folgt die landesübliche Aufzählung der Tyrannen der Geschichte von Pisistratus und Cäsar bis auf die Visconti, und nun die entscheidende Frage: wieviel Geld hat dies unersättliche oranische Haus von 1586 bis 1650 der Union gekostet? Bare 19 699 855 Livres und fünf ganze Sols! Sogar ein Taufgeschenk von 1800 Livres, das die Herren Staaten vor fünfzig Jahren als Paten einem oranischen Neugeborenen in die Wiege gelegt, steht mit in der Rechnung verzeichnet. Schade nur, daß die gewissenhaften Kaufleute die Frage gar nicht aufwerfen, ob diesem Soll der Firma Oranien nicht auch ein ansehnliches Haben gegenüberstehe, ob das Blut von Mook und Heiligerlee, die Rettung des Vaterlandes und des Glaubens nicht unter Brüdern immerhin auf einige Gulden zu schätzen sei. Der kleine Prinz gilt den Staaten nur als „ein Einwohner der Provinz Holland, ein geborener Untertan der Edelgroßmögenden". Doch um die oranische Partei zu beschwichtigen, erklären sie ihn für ein Kind des Staates: sie sorgen für seine Erziehung, quälen die Prinzessin-Witwe beharrlich durch ihre mißtrauische Aufsicht, und wenn der Große Kurfürst sich einmal dringend für seinen jungen Neffen und Mündel verwendet, so gibt man kurze Antwort oder beschließt auch wohl, die Zuschrift des Brandenburgers als nicht gelesen zu betrachten. Endlich wird durch das ewige Edikt (1667) das Statthalteramt für Holland auf immer abgeschafft, der Prinz muß beschwören, er wolle niemals nach einer Würde trachten, die einer Republik nicht ansteht.

Und sicherlich, ein bedeutendes Bild republikanischer Größe tritt uns entgegen in jenem kleinen Hause am Kneuterdyk, wo das Haupt der siegreichen Partei, Johann de Wit, mit einem Diener und einer alten Magd seine bescheidene Wirtschaft führt. Ein Mann der Arbeit, der niemals jung gewesen, steht er schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre, da er das

Amt des Ratspensionärs übernimmt, als ein gereifter Politiker da; er beherrscht die auswärtige Politik der Union unumschränkt, die innere, soweit ein Einzelwille in dem vielköpfigen Gemeinwesen zu entscheiden vermag; er lebt und webt in Staatsgeschäften mit seltener Arbeitskraft, mit einer unbestechlichen Rechtschaffenheit, die in der oligarchischen Verderbnis dieser statthalterlosen Zeit bereits anfängt für auffällig zu gelten. Und doch ist dieser andere Oldenbarneveldt, dies Urbild des altholländischen Regenten, ein Parteimann vom Wirbel bis zur Zehe; jenen Edelsinn, der das persönliche Gefühl verleugnet um der Idee willen, suchen wir vergeblich unter diesen harten niederländischen Naturen. Und wie immer in langwierigen Parteikämpfen der Fraktionsgeist sich allmählich verhärtet und verbittert, so erscheint auch Johann de Wit kleiner, engherziger als jener erste große Ratspensionär. Er haßt den Oranier als den Prätendenten, der ihm sein republikanisches Staatsideal zu zerstören droht, aber auch als den Sohn jenes Wilhelms II., der den alten de Wit in den Kerker geworfen hat. Das „Kind des Staates" wird sorgfältig erzogen, denn für gutes Geld fordert der solide Kaufmann guten Unterricht; aber wehe den Junkern in der Umgebung des Prinzen, wenn sie sich unterfangen, mit den fürstlichen Verwandten auswärts Briefe zu wechseln: unnachsichtliche Strafe, Tod oder Verbannung, ist ihr Lohn. Ein Freund Spinozas, ein bedeutender Mathematiker, hochgebildet und durch die Kühnheit seiner volkswirtschaftlichen Ideen selbst die holländischen Zeitgenossen weit überragend, bleibt de Wit mit all seinem Wissen doch ein enger einseitiger Kopf. Nur zwei Klassen der Menschen, Kaufleute und Gelehrte, sind ihm verständlich; er zuckt die Achseln über die kleinen Leute, belächelt ihre leidenschaftliche Hingebung an das Heroengeschlecht der Nation als knechtischen Pöbelwahn, und von dem gewaltigen cäsarischen Ehrgeiz, der an dem Bourbonenhofe immer dreister und drohender hervortritt, läßt er sich nichts träumen. Manch schönes Bild verherrlicht noch den kleinen hageren Mann mit den scharfen strengen Zügen, wie er, angetan mit der dreifarbigen Schärpe, hinauszieht an die Buitenkant von Amsterdam, um sich selber an das Steuerruder des Admiralschiffs zu stellen und die Flotte hinauszuführen durch die stürmischen Gewässer der Südersee, dem Feind entgegen. Und trotzdem sind die Gedanken des tapferen Bürgers ganz befangen in der Friedensseligkeit des Krämers. „Friede in unseren Tagen und Friede überall, weil unsere Kommerzien überall hingehen", schreibt sein Genosse Boreel, dem Freunde aus der Seele.

Der Ratspensionär sah in Englands Seemacht den gefährlichsten Gegner der Union — und wer darf diesen leitenden Gedanken schlechthin verwerfen? Um so unbegreiflicher die Sorglosigkeit dem französischen Hofe gegenüber. Zuversichtlich bis auf Heller und Pfennig bewies de la Cour, daß Frankreich einen Angriff auf Holland niemals wagen werde, da die Kosten der Eroberung nicht im Verhältnis ständen zu dem Gewinne; den

Edelgroßmögenden war kein Zweifel, daß auch der Despot an der Seine gleich ihnen selber durch die Rechnungen des Kontors sich bestimmen lasse. Man ließ die Festungen verfallen, man schwächte das Heer — aus kaufmännischem Geiz und aus Parteihaß, da die Offiziere allesamt zur oranischen Partei gehörten. Während der kriegerische Geist im Volke grundsätzlich darniedergehalten wurde, wähnte man die Ländergier des Bourbonenhofes zu beschwichtigen durch Beweise der Ergebenheit, die der Selbstentwürdigung sehr nahe kamen und den gepriesenen republikanischen Stolz in seltsamem Lichte erscheinen ließen. Sol Gallis exorte tuis super omnia regnas imperia — sang der gelehrte Holländer Keuchenius dem allerchristlichsten König zu.

Unterdessen hatte Cromwell den Krieg um die Herrschaft der Meere begonnen. Wohl kämpfte der holländische Seemann in den zwölf großen Seeschlachten dieser wilden fünfzehn Monate noch mit dem alten Mute, und noch einmal wie in besseren Tagen segelte Tromp mit dem Besen am Mastbaum triumphierend durch den Kanal. Doch die Briten verstanden, wie einst die Holländer gegen die Portugiesen, den Vorteil des Emporkömmlings zu benutzen: unermeßliche Beute brachten ihre Kaper auf, und zuletzt, im Frieden von Westminster (1654), mußte die Union die Navigationsakte des Protektors anerkennen, den britischen Schiffen in den englischen Meeren den Flaggengruß versprechen — eine grausame Demütigung nach den Begriffen der Zeit. Wie tief war doch das Ansehen der Niederlande gesunken, wenn Cromwell auch nur den Plan fassen konnte, die beiden seegewaltigen Republiken zu einem Gemeinwesen unter Englands Führung zu verbinden! Und mindestens ein beherrschender Einfluß auf das innere Leben der Union ward ihm gewährt durch die Parteiwut der Regenten. Der Ratspensionär und der Protektor begegneten sich in dem Hasse gegen die verbündeten Dynastien der Stuarts und der Oranier: jene Seklusionsakte, welche den Prinzen von Oranien von den hohen Staatswürden ausschloß, war mit Cromwell verabredet. Mit tiefem Ingrimm erzählte sich der oranische Demos, sein Prinz müsse leiden auf den Machtbefehl des Landesfeindes, des Englischmanns. Wie die Masse der Engländer in ihrem größten Herrscher niemals etwas anderes sehen wollte als den Usurpator, so verfolgte auch das niederländische Volk den Königsmörder mit um so wilderem Hasse, je demütiger fortan die Regenten vor dem Gewaltigen sich beugten. In Amsterdam tanzte die Menge auf den Straßen und jubelte: „Der Teufel ist tot", als der Mann gestorben war, der die Schlüssel des Festlandes an seinem Gürtel trug. Die Rückkehr Karls II. galt dem Janhagel als der sichere Vorbote der Wiederherstellung der oranischen Macht.

Auch die späteren diplomatischen Leistungen dieser statthalterlosen Epoche beweisen immer aufs neue, daß eine Kaufmannsregierung, selbst unter fähiger Leitung, für die große Politik verloren ist. Kein Wunder

wahrlich, daß de Wit und seine Freunde die Haltung des Großen Kurfürsten während des ersten nordischen Krieges mit gehässigem Tadel brandmarken. Welch ein beschämender Abstand: der kleine deutsche Fürst führt sein soeben aus dem Nichts geschaffenes Heer durch den Sieg von Warschau in den Kreis der großen Militärmächte ein; dann wagt er, der polnischen Hoheit entledigt, mit kühner Schwenkung jene „gute Kavalkade" nach Schleswig-Holstein, die seinen Adlern zum ersten Male den Weg gen Düppel und Alsen weist, und ruft die ehrlichen Deutschen auf, nicht mehr schwedisches Brot zu essen, Oder, Elbe und Weserstrom zu befreien aus fremder Nationen Gefangenschaft — und dem gegenüber die reiche Seemacht, besorgt um ihren Ostseehandel und doch nicht gewillt, zu kämpfen gegen das räuberische Schweden, schwankend von einer Halbheit zur anderen, bis endlich beim Friedensschlusse von Oliva die Verhandelnden Hollands Vermittlung schnöde zurückweisen! Und welch eine Demütigung vor den wiederhergestellten Stuarts! Dieselben Regenten, die soeben noch mit dem großen Protektor Freundschaftsgrüße gewechselt, liefern jetzt unterwürfig die in das gastliche Holland geflüchteten Königsmörder an Karl II. aus, sie beteuern, jede staatische Flotte werde die Flagge streichen vor der kleinsten englischen Jacht, und ernten mit all dieser Schmach nur herausfordernden Hohn. Der zweite Krieg mit England bricht aus, der große Ruyter läßt die Staatenflagge in der Mündung der Themse wehen, der Donner seiner Kanonen dringt bis an den Hof von Whitehall; doch auch diesmal bleibt im Frieden die Ehre der Flagge den Briten, und das herrliche Neu-Niederland geht verloren. Währenddem liegt die Landmacht der Republik so jämmerlich darnieder, daß der streitbare Bischof Bernhard von Münster fast ohne Widerstand ihr Gebiet verheeren darf; im Reiche ruft man spöttisch: die Union läßt sich beißen von einer Maus!

Dann wagt Ludwig XIV. seinen ersten großen Schlag gegen den Osten, den Einfall in Belgien. De Wit aber ermannt sich zu einem schwächlichen Gegenschlage, er schließt mit England und Schweden die mit Unrecht vielgerühmte Tripelallianz (1668), die den vorsichtigen Eroberer zwingt, seine Pläne zu vertagen und sich mit dem größten Teile der gehofften Beute zu begnügen. Doch während die Edelgroßmögenden im Haag des gelungenen Schachzugs sich freuen, rüstet der König, den ketzerischen Freistaat zu züchtigen, und schließt den Kriegsbund mit dem feilen Stuart. Das Jahr 1672 bringt endlich die Katastrophe; die Sonne Ludwigs, so oft von ergebenen holländischen Poeten gefeiert, versucht „den Sumpf auszutrocknen, worin die holländischen Frösche sich verstecken". Das glänzende Heer des Bourbonen überschreitet den Rhein, und seine Hofdichter verkünden, was der Besiegten wartet: Peuple né pour servir que mon bras abandonne! Die Raserei der Angst fliegt über das Land, weithin hallt der Jammerruf: „Holland in Not"! Binnen einiger Wochen öffnen 83 feste Plätze ihre Tore, Ludwigs Dragoner schweifen bis auf wenige Meilen von

Amsterdam, die reichen Kaufherren fliehen nach Hamburg, nach Dänemark, ja nach dem feindlichen England. Die Magazine stehen leer, da Mynheer, getreu dem Glauben, daß Gold nicht stinkt, die Vorräte an den Feind verkauft hat. Drei Provinzen unterwerfen sich, Overyssel entsagt förmlich der Union und tritt unter die Hoheit des Bischofs von Münster. So gräßlich geht an dem Heldenvolke des achtzigjährigen Krieges der Fluch des Mammons in Erfüllung, zu so namenloser Schande führt der feige Wahn, der den Frieden für das höchste der Güter hält!

Da wirft der Große Kurfürst, so oft mißhandelt von dem Krämerstolze der Nachbarn, hochherzig sein kleines Heer an den Rhein, und Spanien, besorgt um seine belgischen Provinzen, ergreift die Waffen für den alten Feind — zwei Tatsachen, die allein schon genügen, die völlige Umgestaltung des Staatensystems zu erweisen. Zugleich erhebt sich in Holland der mannhafte Demos und ruft nach der rettenden Hand des Oraniers: „Oranie boven, de Witten onder; wer't anders meent, den sla de donder." Das ewige Edikt wird aufgehoben, der Prinz mit der Führung des Heeres betraut. Aber das empörte Volk, nicht befriedigt von dieser unblutigen Revolution, verlangt nach einem Opfer. Wer kennt nicht das Entsetzen jenes schwülen Augusttages, da der wütende Pöbel vom Haag unter gellenden Hochrufen auf den Prinzen die Gevangenpoort erbricht, den Ratspensionär und seinen Bruder Kornelius packt und die beiden Unseligen in Stücke reißt? Gräßlicher noch, wie zäh der Parteihaß fortlebt in dem nachtragenden Volke. Keine Spur von Reue nach vollbrachtem Greuel, noch lange weist der kleine Mann triumphierend die Stücke Fleisches vor, die er den Regenten mit seinen Zähnen aus dem Leibe riß, die rechtgläubigen Prediger preisen die gerechte Strafe an den Feinden des Herrn. Der Oranier aber darf die Untat nicht strafen: er ist ein Parteihaupt, nicht ein König. So über die Leichen seiner großen Feinde hinweg schreitet Wilhelm III. an die Spitze des Staates, die Flugschriften der Zeitgenossen rühmen „den aus tiefem Schlaf wieder aufgewachten niederländischen Leuen". Eine neue Zeit des Glanzes beginnt — ein Zeit des Ruhmes nicht für die Republik, nur für den Helden, der sie leitet. —

Welcher Mann von germanischem Blute beträte gleichgültigen Sinnes den geweihten Boden jener Ecke des Lahntales, wo dicht übereinander das Schloß der Freiherren vom Stein und die Burg der Nassauer aufragen — die Stammsitze der beiden Helden, die zweimal das zagende Europa wider den romanischen Welteroberer in die Schranken führten? Ist es nicht, als hätte der alte oranische Stamm noch einmal, ehe er ausging, seine ganze Kraft gesammelt, um diesen letzten und größten Sproß, Wilhelm III., zu bilden? Von der Wiege an ein Opfer der Parteiwut, beargwohnt und gequält von erbitterten Feinden, weiß der Prinz früh jedes Wort, jede Miene zu beherrschen; er tritt den Regenten mit vornehmer Sicherheit entgegen und bildet in sich die Eigenart des oranischen Geschlechts

bis zur härtesten Schroffheit aus. In einem Briefe, der einen Freund zu geordnetem Wandel ermahnen soll, redet der Fünfzehnjährige bereits als ein fertiger Mann. Mit der frühreifen Einseitigkeit tatkräftiger Naturen wendet er all sein Denken auf den Staat, er lernt von den Sprachen genau so viel, als zum diplomatischen Briefwechsel gehört, von der Mathematik nur, was der Festungskrieg verlangt; der Liebreiz der Kunst berührt diese männische Seele nicht, nur bei der Wolfsjagd, auf dem Schlachtfeld erheitern sich die strengen Züge des schweigsamen Mannes. Erzogen in dem harten Glauben seines Hauses, weiß er sich berufen durch Gottes Gnade, zu fechten für die Freiheit der Welt; unbefangen, ein rechter Holländer, trägt er auch seinen persönlichen Haß mit hinein in den großen Streit. So beginnt er den Kampf gegen Ludwig XIV., wie einst sein Ahnherr gegen Philipp II. stand; auch er will seinen Vätern gleich eher das Land ersäufen hinter den zerstochenen Deichen als dem fremden Zwingherrn zu Füßen fallen. Der unerfahrene Jüngling lernt von den großen Feldherren des feindlichen Lagers und bewährt das Heldentum der sittlichen Ausdauer, das wir so oft in Freiheitskriegen bewundern; er versteht, wie sein Ahnherr, wie Coligny und Washington, zwar geschlagen zu werden, doch nie besiegt. Und dürfen wir Deutschen je vergessen der männlichen Freundschaft, die den Oranier mit seinem Oheim von Brandenburg verband? „Wir beide sind", schreibt er einmal dem Kurfürsten, „so fest vereinigt, wie Himmel und Erde aneinander hängen". Dürfen wir vergessen, was unser Rheinland den beiden Freunden dankt? Wie jammervoll lag unser Reich darnieder, seine uralte Bildung nahezu vernichtet, seine Sprache wie ein Bettlermantel geflickt mit den Fetzen fremder Kleider — und daneben der Hof von Versailles, wie dort der Strom eines reich entwickelten Volkstums in hohen Wogen ging, Macht und Schönheit, Bildung und Genuß in einem großen Zuge des Lebens sich bewegten! Wahrlich, ohne den Heldensinn des Hohenzollern und des Oraniers verfiel der Rhein rettungslos dem überlegenen Staate, der überlegenen Gesittung der Franzosen. Nach jahrelangen Kämpfen, nach immer erneuten und immer vergeblichen Versuchen, das gesamte Europa durch ein Bündnis gegen Frankreich zu einigen, gerät endlich weithin die protestantische Welt in Aufruhr, da Ludwig die Hugenotten vertreibt und in England der bigotte Jakob II., der Vasall der Bourbonen, die Rechte des Staates und der Kirche mit Füßen tritt. Welch eine Aussicht: Englands Seemacht mit dem Landheer Frankreichs verbündet, die zwei katholischen Höfe des Westens im Begriff, noch einmal den Jammer der Religionskriege über den Weltteil heraufzuführen! Da verabredet der Große Kurfürst als ein sterbender Mann mit seinem Neffen jenes große gemeinsame Unternehmen der Protestanten Nordeuropas, das den englischen Staat dem Einfluß der Bourbonen, der Willkür der Stuarts entreißen soll: Wilhelm wagt seinen kühnen Befreierzug nach England — eine Tat, gewaltig genug, ihn, der sie

leitete, unter die Unsterblichen zu erheben, und doch nur eine Szene in dem großen Drama dieses Lebens. Dann löst der wunderbare Mann die unmögliche Aufgabe, zugleich als ein konstitutioneller König zu regieren über den undankbaren, murrenden Briten und Schotten, als ein Despot in dem meuterischen Irland, als republikanischer Beamter in der Anarchie seiner Heimat, und führt dabei den Kampf gegen Frankreich unablässig weiter, bis endlich an der Neige seiner Tage der kühnste Traum seines Lebens in Erfüllung geht. Die große Allianz Europas wider den herrischen Bourbon, die lang geplante, kommt zustande, Wilhelms letzte Thronrede wird das Kriegsmanifest des spanischen Erbfolgekriegs. Noch ein Jahrzehnt nach seinem Tode bestimmen seine Gedanken das Schicksal der Welt: sein Schatten schreitet durch jene Heere, die bei Malplaquet und Oudenaarde, bei Höchstädt und Turin das Gleichgewicht Europas vor Frankreichs Übermacht erretten.

Ein gewaltiges Herrscherleben sicherlich, und doch sank Hollands Macht unter diesem seinem größten Fürsten. Wilhelm war ein Held Europas, nicht eines Landes, the world's great patriot, wie Addison ihm zurief. Auf Augenblicke gelang ihm wohl, den hehren Geist vergangener Tage wachzurufen in seinem Volke: als er die Fahrt gen England begann, da segneten die Prediger in den überfüllten Kirchen Amsterdams den anderen Gideon, der hinauszog in den heiligen Kampf, und fluchten dem Rehabeam zu Paris, der freilich auch die Heringseinfuhr aus Holland verboten hatte. Allein überschauen wir Wilhelms Wirken im ganzen, so erscheint er doch nur als der große Herrscher einer sinkenden Nation, die selbst nach der Schande von 1672 die verlorene Mannheit nicht wiederfindet. Nur durch harte Drohungen zwingt er in jenem Schreckensjahre die Friesen, ihre Deiche zu zerstechen. Nachher kann er doch nicht verhindern, daß die Hochmögenden im Frieden von Nymwegen den Großen Kurfürsten treulos preisgeben — und vor kurzem noch hatte die Union die Schlacht von Fehrbellin durch einen Bettag gefeiert, dem treuen Alliierten verheißen, sie werde ihm seine hochherzige Hilfe nie vergessen! Damit der oranische Feldherr nicht allzu mächtig aufsteige, wird die „unchristliche Abandonnierung" des deutschen Bundesgenossen beschlossen. Sein Leben lang zerrt und streitet sich der letzte Oranier in aufreibenden Händeln mit der Friedensseligkeit der Regenten von Amsterdam, die ihm einmal kurzweg erklären: „Die Erniedrigung von Frankreich, die Eroberung der Welt ist uns nicht so teuer als unsere Privilegien"; hundertmal schelten seine Briefe „diese unbegreifliche Gleichgültigkeit gegen die auswärtige Politik".

Er bleibt ein Holländer in Sitte und Neigung; wie oft sehnt er sich von der ungastlichen Insel hinweg nach den heimischen Sümpfen, und kommt er einmal hinüber, dann eilen viele Meilen weit die Schlittschuhläufer zu Tausenden herbei, den Helden zu begrüßen, der in England nur mit bewaffnetem Gefolge sein Schloß verlassen darf. Aber in der großen

Rechnung seiner europäischen Pläne ist die geliebte Heimat doch nur ein Faktor, der anderen größeren Posten nachstehen muß. Der Holländer de Wit sah scheel auf Englands Seemacht und rang mit ihr; für Wilhelms europäische Politik war der Bund mit England unerläßlich, wenn auch die Heimat darunter leiden sollte. Und sie litt wirklich. Der Argwohn der Briten wider die holländischen Neigungen ihres neuen Königs erwies sich bald als ebenso grundlos wie in unseren Tagen das Mißtrauen der Insulaner gegen den koburgischen Einfluß. Wilhelm III. war ein Fremdling, ein Usurpator auf Englands Thron, er mußte, wenn er sich halten wollte, das neue Vaterland dem alten vorziehen. Die harten englischen Zollgesetze blieben aufrecht, die Navigationsakte ward sogar in den Kolonien durchgeführt; unter der Regierung des Holländers entstanden die beiden großen Geldmächte, die Bank von England und die neue Ostindische Kompanie, welche dem niederländischen Handel verderblich wurden. In dem friedlichen Wetteifer zwischen den verbündeten Völkern trat Englands Übergewicht rasch hervor; der Name der „Seemächte" galt als ein Kollektivbegriff in der Sprache der Diplomaten, und er bedeutete bald, wie Friedrich der Große boshaft bemerkt: das englische Kriegsschiff mit der holländischen Schaluppe am Schlepptau. Schon in der Seeschlacht von La Hogue ist dies Machtverhältnis unverkennbar: die staatische Flotte kämpft ehrenvoll neben der englischen, doch die Entscheidung kommt durch die Briten. Ja in jener letzten Thronrede spricht Wilhelm selber aus, daß er England als die führende Macht betrachte; er ruft den Gemeinen des Königreichs zu: „An der rechten Benutzung des gegenwärtigen Augenblicks wird man erkennen, ob ihr ernstlich wollt, daß dies England die Wage der Welt in Händen halte und an der Spitze der protestantischen Christenheit stehe." — Die Geschichte Europas wird immer den Tag in Ehren halten, da jener größere Wilhelm der Eroberer an Englands Küsten landete und das Haus Oranien dem britischen Volke, wie so oft den Niederländern, seinen stolzen Wahlspruch zurief: je maintiendray! Dem Holländer aber ist zu verzeihen, wenn er mit gemischten Gefühlen auf diesen Glanztag der englischen Annalen blickt.

Auch das Verfassungsleben der Union verdankt dem letzten Oranier wenig. Wilhelm war Generalkapitän der Union, seit 1674 Erbstatthalter in fünf Provinzen, er erlangte durch die Neuordnung der Provinzialverfassungen das Recht, die Magistrate in den meisten Städten zu ernennen. So gebieterisch schaltete sein Einfluß, daß in seinen letzten Jahren zuweilen die Erklärung genügte: „Der König will es, so muß es geschehen". Er hatte das Glück, in den Ratspensionären Fagel und Heinsius zwei einsichtsvolle, treu ergebene Genossen zu finden. Statthalter und Pensionär, der Kriegsstaat und der Friedensstaat der Union, die lange verfeindeten, wirkten einträchtig zusammen, und die Welt spottete: der Oranier ist Statthalter in England, König in Holland. Aber dieser

gedeihliche Zustand, der lebhaft an den Norddeutschen Bund erinnert, stand doch nur auf zwei Augen. Die rettende Tat, deren der kranke Staat bedurfte, die Gründung der Monarchie, ward nicht gewagt, denn Wilhelm scheute die Wirren, welche, unzertrennlich von solcher Umwälzung, den kühnen Gang seiner europäischen Pläne leicht stören konnten. Die friesische Nebenlinie wollte auf ihr Statthalteramt in zwei Provinzen nicht verzichten. Als Gelderland dem Prinzen die erbliche Herzogswürde anbot, da lärmten die Edelgroßmögenden von Holland, erinnerten salbungsvoll an den unvermeidlichen Gideon und berieten alles Ernstes, ob man nicht besser tue, sich dem König von Frankreich zu unterwerfen. Wilhelm schlug den Herzogshut aus, und auch als er den englischen Thron bestieg, versuchte er nicht, dies widersinnige Staatsrecht zu ändern, kraft dessen ein König der Untertan der Hochmögenden sein sollte. Ihm genügte der persönliche Einfluß, und der in England das parlamentarische Königtum begründete, er hat daheim die brüchigen Gesetze seines Landes oftmals unbedenklich übertreten. Auch in ihm lebte die Vorliebe seines Hauses für den kleinen Mann; doch den Gilden einen Anteil am Stadtregiment zu geben, wagte er nicht, ja durch ihn gerade ist die oligarchische Verbildung auch in die oranische Demokratie eingedrungen. Nach dem Sturze der de Wits vertrieb die siegreiche Statthalterpartei in Massen die alten Regenten, und da Wilhelm jetzt mit einem Schlage an 600 seiner Getreuen in die Stadträte einführte, so entstand unter den Oranischen eine neue Oligarchie, etwas weniger friedensselig als die staatische, doch nicht minder unbefangen in allen Künsten des Nepotismus. Der alte große gedankenreiche Kampf der Aristokraten und Demokraten schrumpft allmählich zusammen zu dem ideenlosen Gezänk zweier oligarchischer Koterien: die oude und die nieuwe Plooi streiten sich, ob die Staatsämter der alten oder der neuen Vetterschaft gehören sollen. Als Wilhelm einmal mit dem Kaiser ein Bündnis abschließt, verspricht er geradezu, die Käufer der kaiserlichen Schuldscheine bei der Besetzung der Staatswürden zu begünstigen. Auch die edle Einfachheit republikanischer Sitten ist längst entschwunden: ärgerlich berichtet der brandenburgische Gesandte Fuchs, durch wie viele Gastmähler der Hochmögenden er sich erst durchessen müsse, bevor das Geschäft beginne. — Mit vollem Recht klagt Niebuhr in seinen holländischen Zirkularbriefen: seit dem Tode der de Wits ist alles kleinlich in diesem Staate. Als der letzte der alten Oranier starb, war die Union in jedem Sinne schwächer als zu seines Vaters Zeiten. —

Fast ohne Widerstand gründeten die Regenten jetzt abermals ein statthalterloses Regiment; so wenig hatte die Herrschaft des Königs die Landsleute befriedigt! Da Friedrich I. von Preußen seine Ansprüche auf die Erbschaft Wilhelms III. nur mit halber Kraft verteidigte, so blieb der junge Statthalter von Friesland aus der oranischen Nebenlinie der einzig mögliche Nachfolger des großen Toten, und nimmermehr hätte

das Patriziat geduldet, daß ein Mann Statthalter sei in allen sieben Provinzen. Ein unerquickliches Bild des Verfalles — das halbe Jahrhundert dieser zweiten statthalterlosen Zeit (1702—47)! Wohl griff die Republik noch eine Weile bedeutsam in die Weltgeschicke ein. Wer kennt nicht „das Triumvirat" — jene Erben der wilhelminischen Politik, die den spanischen Erbfolgekrieg leiteten — Eugen, Marlborough und den Ratspensionär Heinsius? Und neben Heinsius stand ein glänzender Kreis talentvoller Staatsmänner, Hop, Franz Fagel und Slingeland, redlich bemüht, den losen Staatenbund zusammenzuhalten. Freilich nur die diplomatische Gewandtheit des „Mylord Duc" vermochte den Hochmögenden kühne Entschlüsse zu entreißen, Marlboroughs Briefe gewähren einen lehrreichen Einblick in die Gebrechen der Unionsverfassung, und Eugen schreibt einmal traurig: „Alexander tat Großes mit geringer Macht, aber er hatte keine Felddeputierten in seinem Zelte!" Immerhin waren die Leistungen der Republik im Lager und im Rat noch achtungswert; sie erlebte die Genugtuung, daß noch einmal auf ihrem Boden, zu Utrecht, wie so oft im vergangenen Jahrhundert, der europäische Friedenskongreß zusammentrat. Noch lange erhielt sich im Auslande der Weltruhm des freien Staates. Peter der Große verbrachte seine Lehrjahre in dieser alten Fürstenschule und bildete durch holländische Seeleute seine junge Flotte. Deutsche Prinzen dienten noch gern unter den staatischen Fahnen, zahlreiche Publizisten priesen die Union und fanden wohl in ihrer Verfassung das Ideal des gemischten Staates — dies Überall und Nirgends aller charakterlosen Politiker. Noch am Ende des Jahrhunderts rühmte Schiller das milde Gemeinwesen, das allen Fremden bei dem Eintritt in sein Gebiet die verlorene Menschenwürde wiedergebe. Die strengen Lutheraner wiederum bewahrten dem Staate des Calvinismus den alten Haß, und das Kirchengebet der böhmischen Jesuiten empfahl noch zur Zeit des Siebenjährigen Krieges unter allen Ketzern absonderlich „die Wasserhunde, die Holländer", den gerechten Strafen des Herrn. Daß eine Welthandelsmacht wie diese nur langsam sinken konnte, leuchtet ein, ja für ihren Osten schien erst jetzt eine neue Zeit des Glanzes zu beginnen, da die Ostindische Kompanie große Pflanzungen auf Java errichtete und der Kaffee von Cheribon bald mit dem arabischen wetteiferte.

Doch in Wahrheit war die Union schon während des spanischen Erbfolgekrieges nicht mehr eine Großmacht. Begreiflich genug, daß Blackstone den ewigen Bund zwischen England und Holland als einen Grundpfeiler der englischen Freiheit bezeichnet; den Briten allein fiel der Vorteil zu von dieser Allianz, die während eines vollen Jahrhunderts, bis um 1780, fortwährte, ohne daß die Herzen der beiden Nachbarvölker sich fanden. Die Parteipolitik der Whigs, nicht das Interesse der Union, bestimmte die Hochmögenden, den Krieg gegen Frankreich ins unendliche fortzuführen. Währenddem schloß der kluge Alliierte den Methuen-Vertrag, der den Briten

das Monopol des Handels mit Portugal sicherte. Port Mahon, der wichtige Halteplatz der holländischen Schiffe im Mittelmeer, kam an England; Gibraltar, durch die Waffen der beiden Bundesgenossen erobert, blieb den Briten allein. In der blutigen Schlacht von Malplaquet sodann ging die Blüte der staatischen Armee zugrunde, also daß die Union fortan nie mehr ein wahrhaft kriegstüchtiges Heer ins Feld stellen konnte. Und was ward durch solche Opfer erreicht, als die Union endlich, verlassen von dem glücklichen Verbündeten, zu Utrecht Frieden schloß? Sie erwarb das Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen des nunmehr österreichischen Belgiens; doch die lang erstrebte „Barriere" erwies sich bald als ein zweifelhafter Gewinn. Denn wo war die Bürgschaft, daß Österreich diesen Außenposten an der Schelde mit voller Kraft behaupten werde? Schon während der schlesischen Kriege ward in Wien der Wunsch rege, den lästigen Mühlstein vom Halse des Kaiserstaates abzuschütteln. Die Union aber mußte durch die unnatürliche Herrscherstellung auf belgischem Boden unausbleiblich in alle Kriege Österreichs und Englands verwickelt werden und wähnte sich dennoch gesichert hinter dem trügerischen Schutzwall der Barrierepläße.

In behaglicher Trägheit lebte der Staat dahin während jenes öden Vierteljahrhunderts nach dem Utrechter Frieden, das Friedrich II. so schlagend als eine Zeit des abâtardissement général der Diplomatie bezeichnet; kläglicher noch als in den Tagen de Wits wurde die Wehrkraft verwahrlost. Erst als mit der Thronbesteigung des Großen Königs wieder eine Zeit gewaltiger Kämpfe begann, wurde die Ohnmacht des Krämerstaates vor aller Welt offenbar. Derweil die neue protestantische Großmacht mit dem gesamten Europa kämpfte, schrieb der Staatsrat der Union (1757) alles Ernstes ein Gutachten über die Frage, ob die Republik nicht ihre Kriegsflotte auflösen und den Kauffahrern überlassen solle, sich selber zu schützen. Der vormals seeherrschende Staat verfocht bescheiden den Grundsatz „Frei Schiff, frei Gut" — und jetzt ohne Hintergedanken: er hatte sich längst zu jenen menschlichen Grundsätzen des Seerechts bekehrt, welche immer von den Marinen zweiten Ranges verteidigt werden. Im englischen Parlamente aber erklangen herbe Worte der Verachtung über dies friedensselige Gemeinwesen, das eine Handelsgesellschaft sei, nicht eine Nation, und Lord Chatam vermaß sich: ohne Englands Erlaubnis soll kein Kanonenschuß erdröhnen auf den Meeren!

Wohin wir blicken, überall Erstarrung, bequemes Ausruhen auf den Werken vergangener Tage. Der Kolonialbesitz, der einst die Sitten der Nation gestählt hatte, begann, nachdem die Zeit der Kriege vorüber war, verweichlichend zu wirken. Die selbstsüchtige Steuergesetzgebung des Patriziats fing an sich zu bestrafen. Die hohen Abgaben, die auf allen Lebensbedürfnissen ruhten, trieben den Arbeitslohn so rasch in die Höhe, daß der Gewerbfleiß den Wettbewerb mit wohlfeileren Ländern aufgeben mußte. Nachher, als die Produktion stockte, erfolgte ein ebenso unnatürliches Sin-

ken des Lohnes, und der kleine Mann litt unsäglich. Das massenhafte Kapital, das in dem sinkenden Warenhandel nicht mehr Raum fand, warf sich jetzt auf den Geldhandel: die Holländer wurden ein Volk von Kapitalisten — die Staatsgläubiger, wie einst die Frachtfahrer aller Nationen. Man berechnete um 1780, daß 1500 Millionen Livres holländischen Kapitals in auswärtigen Staatsanlehen angelegt seien — eine Verbildung der Volkswirtschaft, die sich nicht minder hart bestrafte als die einseitige Vorliebe des spanischen Volkslebens für Staat und Kirche. Bankrotte und Schwindelgeschäfte, die unvermeidlichen Begleiter des Kapitalüberflusses, gefährdeten bald den alten kaufmännischen Ruf der Nation. In herrlichen Sammlungen und philanthropischen Stiftungen wird der Überfluß des Reichtums aufgespeichert, die müßige Schar der Regenten und Regentinnen standesgemäß beschäftigt. Gartengitter von gediegenem Silber umfriedigen die Häuser der Hochmögenden im Haag; auf allen Schränken schwere Nippes aus Japan; hier eine Uhr, in deren Pendel ein Engel sich schaukelt; dort ein fein geschnitzter Schrein mit Schildpatt und Perlmutter ausgelegt, öffnest du die Tür, so erblickst du hinter einer Vorhalle von zierlichen Pfropfenzieherſäulen ein wohlversorgtes Regentenhaus im kleinen — überall der kostbare Schnickschnack geschmackloser Pracht, ungeheure Langeweile, eine unverkennbare Ähnlichkeit mit China. Damals entstand jenes Zerrbild vom holländischen Wesen, das noch heute in den Vorstellungen der Nachbarvölker fortlebt, obwohl es längst nicht mehr zutrifft: der bequeme Mynheer mit Schlafrock und Tonpfeife, die dicke Mevrouw mit schläfrig wasserblauen Augen, die sich die Füße wärmt über dem Torfbecken, dem Stoofje. Und trotz des Verfalls, trotz der Verwelschung der Sprache noch immer die alte Selbstgefälligkeit! Man verachtet die kühnen Gedanken Lessings und Kants als deutsche Neologie, man feiert prunkvoll das zweihundertjährige Jubelfest der Glanztage des Befreiungskrieges, gleichwie der Schweizer in kleiner Zeit noch mit den Morgensternen von Sempach und Morgarten, mit den scharfen Hörnern des Stiers von Uri prahlt.

Im Staatsleben begegnet uns der ganze wohlbekannte Jammer des ancien régime, nur daß hier niemals die aufräumende Hand eines aufgeklärten Despoten einer neuen Zeit die Wege ebnete. Selbst der Ruhm des duldsamsten Staates gebührte der Union nicht mehr, seit in dem Reiche Friedrichs des Großen die gesetzliche Toleranz gegründet ward — eine höhere, reifere Freiheit als die anarchische Nachsicht der Holländer. Unbelehrt durch Friedrichs glänzendes Vorbild halten die Regenten die Folter und die Barbarei der alten Strafgesetze hartnäckig aufrecht. Die Korruption, das Vetterschaftswesen bläht sich auf mit unglaublicher Dreistigkeit: es geschieht wohl, daß, wenn im Hause eines Bürgermeisters ein freudiges Ereignis erwartet wird, die Stadtregenten ein neues Amt gründen oder ein erledigtes offen halten für das zukünftige bürgermeisterliche Jongetje. Die Stämme der sieben Provinzen waren längst zu einer Nation verschmolzen,

auch der soziale Gegensatz der Landschaften glich sich aus, seit der Stand der Kaufleute und Kapitalisten in allen Provinzen herrschte. Das Land bedurfte der demokratischen Monarchie, die Bundesverfassung hatte den sittlichen Grund ihres Daseins verloren, doch die träge Oligarchie verschmähte selbst den bescheidenen Bundesreformplan, welchen der treffliche Ratspensionär Slingeland vorschlug.

Da reichte noch einmal ein gnädiges Geschick dem sinkenden Staate die Hand, daß er sich erhebe. Während des österreichischen Erbfolgekrieges, den die Union als Englands Verbündeter in kläglicher Haltung mitfocht, drangen Frankreichs Heere, die Barriere durchbrechend, in das Gebiet der Republik ein. Und wieder, wie im Jahre 1672, hißten die Marktschiffe das Orangebanner auf, der Demos rief nach seinem Herrscherhause (1747). Der Statthalter von Friesland wurde zum Erbstatthalter erhoben, er empfing das Recht, in den meisten Städten die Magistrate einzusetzen, also daß er tatsächlich die Hälfte der Generalstaaten ernannte; er erhielt sogar die Würde des Generalgouverneurs von Indien, die nie ein Oranier erlangt, und vor allem, er zuerst bekleidete das Statthalteramt in allen Provinzen. Der Weg zum Einheitsstaate lag offen, jetzt oder niemals galt es, die bis in das Mark der Knochen verfaulte Oligarchie durch eine demokratische Bewegung zu stürzen. Doch auf die Nassau-Diezer Linie war von den großen Oraniern nichts übergegangen als der Name. Wilhelm IV. fühlte sich nicht Mannes genug, die Regenten unter eine gerechte monarchische Ordnung zu beugen, er zog den bequemeren Weg vor, ließ die alte Verfassung bestehen und die Oligarchen, da die Kriegsnot rasch vorüberging, ihr schläfriges Unwesen weiter treiben. Das Volk aber, enttäuscht, preisgegeben von seinem geborenen Freunde, verfällt unter der schlaffen Regierung des vierten und fünften Wilhelm einem wüsten, zerfahrenen Parteileben. Die Trümmer der alten Staatenpartei, verbündet mit einer neu aufkommenden demokratischen Richtung, streiten wider das Statthalterhaus und seinen Regentenanhang. Zügelloser denn je tobt die von alters her in diesem Volke heimische Roheit des Parteikampfes: die Exerziergesellschaften der demokratischen Bürger schmähen und poltern gegen die „Hofhunde", werfen Orangen in die Luft und treten sie mit Füßen. Erstaunlich in der Tat, daß dies wüste Treiben nicht schon weit früher auftrat unter einer Verfassung, welche das zuchtlose Demagogentum geradezu herausforderte. Und wer darf den berechtigten Grundgedanken in dieser schreienden Opposition verkennen? Der Ruf nach Verfassungsreform, nach grondwettige herstelling klingt aus allen Schmähreden der Unzufriedenen heraus, die Ideen der französischen Revolution dringen nach Holland hinüber, und mitten in dem rohen Getümmel erringt der „holländische Gracchus", Freiherr Capellen to den Poll, den Bauern der Landprovinzen die Abschaffung der Herrendienste. Um den Hof dagegen kriecht und schmeichelt eine ergebene Liebedienerei, welche die großen Oranier nie geduldet hatten. Als vier-

jähriger Knabe kommandiert Wilhelm V. mit dem Sponton in der Hand die untertänige Bürgergarde seiner Residenz. Manche ritterliche Männer — wie der junge Yorck, der dereinst Deutschlands Befreiung beginnen sollte — scharen sich um das bedrängte Statthalterhaus, aber auch knechtische Naturen, wie jener Schenck, der Verfasser des ekelhaft servilen Buches über Wilhelm V. „Unser Staat", klagt General Janssens, „steht nur noch aufrecht wie ein im Innern ausgehöhlter Weidenbaum." —

Und seltsam, während der Staat der Utrechter Union dem Untergang entgegenwankte, ward seine alte Herrlichkeit das Vorbild für eine Staatengründung jenseits des Meeres. In einer Bürgerversammlung zu Boston (1772) fielen die drohenden Worte: „Wir wollen unsere Unabhängigkeit erkämpfen wie einst die Niederländer, gleich ihnen einen Staatenbund bilden und wie sie allen Völkern freien Handel gewähren." Die Erhebung Nordamerikas begann, und da nun alle Feinde Englands auf die bedrängte Meereskönigin sich stürzten, ward auch die Union in den Kampf hineingerissen — durch die Erbärmlichkeit ihrer Bundesverfassung. Ein Handelsvertrag, den die souveräne Stadt Amsterdam eigenmächtig mit den amerikanischen Rebellen geschlossen, führt zu Beschwerden, der alte Haß gegen England braust wieder auf, mit leichtsinnigem Ungestüm taumelt die Republik in den ungleichen Krieg. Was noch übrig von der Macht des Welthandels, geht zugrunde unter den Schlägen des Feindes, nur von den Kolonien wird der beste Teil gerettet — durch Frankreichs großmütigen Beistand. Welch ein Bild gefallener Größe: das Volk der Tromp und Ruyter feiert die unentschiedene Seeschlacht an der Doggersbank (1781) mit rasendem Jubel als einen unerhörten Sieg, und im Haag wird dem ersten Seehelden der Franzosen, dem edlen Suffren, ein Denkmal errichtet als dem Verteidiger des niederländischen Indiens! Nach dem Frieden beginnen von neuem unruhige Bewegungen der „Patrioten". Friedrich Wilhelm II. sendet seine Preußen dem Statthalter zu Hilfe, und das Land der Oranier unterwirft sich ohne Schwertstreich der fremden Intervention. Während der König mit romantischer Großmut seine Truppen nach errungenem Siege wieder heimruft, beginnen die rückkehrenden Regenten unbelehrt ein System rachsüchtiger Reaktion. Die flüchtigen Patrioten harren in Frankreich auf den Tag der Vergeltung. Das sieche Gemeinwesen vermag nicht mehr aus eigener Kraft zu gesunden. Dieselbe Macht der Geschichte, welche die Aristokratien von Venedig und Genua hinwegfegte, sollte auch den weiland freiesten Staat der Erde zerstören.

Inmitten der ungeheuren Umwälzung, die jetzt über Europa hereinbrach, erschien die Eroberung Hollands, vor hundert Jahren noch ein welterschütterndes Ereignis, als eine geringfügige Episode. Hier wie in Deutsch-

land und Italien stürzte die alte Ordnung zusammen, mehr durch ihre eigene Fäulnis als durch die Siege der französischen Waffen. Herbeigerufen von der Patriotenpartei, rücken die Scharen der Revolution in dem harten Winter von 1794/95 über die gefrorenen Spiegel der großen Ströme; die Flotte im Eise am Texel strich die Flagge vor einem französischen Reitergeschwader. Die Regenten zitterten vor der Raubsucht der Jakobiner, unter den Mittelständen jubelten viele der neuen Freiheit zu, nur die kleinen Leute bewahrten allezeit treulich ihre oranische Gesinnung. Durch fremde Gewalt ward endlich das Notwendige, die Staatseinheit, durchgesetzt, die eine und unteilbare batavische Republik gegründet. Wozu im einzelnen schildern, wie jetzt die Tochterrepublik gleich einer am Draht geleiteten Puppe jeder Zuckung der Hand des Herrschers gelehrig folgte, wie jedem Staatsstreich in Paris ein gleicher im Haag antwortete? Mit genialer Sicherheit fand sich Bonaparte in den verworrenen Händeln des kleinen Nachbarlandes zurecht. Während er in der Schweiz den republikanischen Föderalismus als die naturgemäße Ordnung aufrechthielt, erkannte er augenblicklich, in Holland sei die alte Staatsform für immer vernichtet und die Zeit gekommen für den monarchischen Einheitsstaat; die alten Provinzen, welche der unitarische Feuereifer der Jakobiner schon einmal gänzlich zerstört hatte, sollten fortleben als Departements. Doch der Wahnsinn der Ländergier trieb den Imperator bald, sein eigenes Werk zu zerstören: das Königreich Holland, kaum geschaffen, verschwand in der ungeheuren Öde des Weltreichs.

Nur der blinde Haß kann verkennen, wie viele Keime gesunden neuen Lebens die Tyrannei der Fremden in den Boden dieses erstarrten Gemeinwesens gesenkt hat. Der Gedanke der Staatseinheit stand fortan unverlierbar fest in dem Bewußtsein des Volkes; wer fragte noch nach dem kleinen Gezänk der Utrechter und der Friesen in solchen Tagen, da große Reiche wankten wie das Rohr im Winde? Auch die Rechtsgleichheit aller Landesteile war ein dauernder Gewinn; wer durfte die unwürdige Abhängigkeit der Generalitätslande, nun sie beseitigt war, je wieder erneuern? Die Standesvorrechte verschwanden, die Gesellschaft wurde demokratisiert, so von Grund aus wie nur in Frankreich selber. Denn die Geburt hatte niemals viel gegolten in dem kaufmännischen Volke, die beiden Säulen aber, worauf das Ansehen der Regenten ruhte, brachen jetzt zusammen: der Alleinbesitz der Ämter und der Reichtum. Der Verlust der Flotte und der Kolonien, der Staatsbankrott und der Stillstand des Handels vollendeten die von den Sansculotten längst angekündigte „Umwälzung der Geldsäcke". Die despotische Bureaukratie der Franzosen fegte das buntscheckige Durcheinander der Patrimonialgerichte und Grundherrschaften hinweg, der klassische Staat der Toleranz erhielt die gesetzliche Gleichheit der Konfessionen erst durch den fremden Gewalthaber. Unterdessen fanden wie in Deutschland tiefere Gemüter durch die Arbeit des Gedankens das

verlorene Vaterland wieder. Das ehrwürdige Leyden hegte und pflegte die Erinnerungen der Nation, desgleichen die Hochschule von Utrecht, die, von den Franzosen aufgehoben, dennoch fortbestand. Als Napoleons Macht ins Wanken kam, berieten sich die grollenden „Altregenten" in der Stille über die Wiederherstellung des Staates. An eine vollständige Restauration wagte auch der starrste Konservative nicht mehr zu denken; durchschlagend, endgültig, wie der Reichsdeputationshauptschluß in Deutschland, hatte die batavische Revolution mit der Vergangenheit abgeschlossen. Die Staatenpartei war in alle Winde zerstoben, jedermann verlangte die Wiedereinsetzung des nationalen Fürstenhauses mit besser gesicherten Rechten: „Oranien und das Vaterland sind unzertrennlich geworden."

Da erhob sich in Preußen das Volk in Waffen, Deutschland war frei. Sobald die ersten Kosakenschwärme an der Grenze der Niederlande erschienen, flüchteten die französischen Beamten, die Truppen zogen sich in die festen Plätze zurück, und das Volk von Amsterdam hißte die Orangeflagge auf (15. November 1813). Freilich, das Heldentum der alten großen Zeit erwachte nicht wieder. Der unkriegerische Geist des Volkes, der unter allen Gewaltschlägen Napoleons nichts so bitter empfunden hatte wie die Konskription, fiel selbst dem freundlichen Auge Niebuhrs sehr widerwärtig auf, und das Urteil des Auslandes über das Handelsvolk sprach sich unzweideutig aus in einem weitverbreiteten Spottbilde: Mynheer sitzt behaglich mit seiner Tonpfeife und Teetasse in einem Wagen, den Preußen, Rußland und England stampfend vorwärts ziehen, und ruft vergnügt: „Zoo gat het wel!" Die Blutarbeit der Befreiung blieb den Deutschen überlassen. In glorreichen Kämpfen rangen Bülow und Oppen um Arnheim und Doesburg, unsere Nordarmee hielt jenen Siegeszug durch die Festen der Niederlande, den der Meißel Christian Rauchs so wunderschön verherrlicht und den das gerettete Volk so gründlich vergessen hat, daß wir den Namen Bülow in den holländischen Geschichtswerken zumeist vergeblich suchen. Unsere Väter fielen nach unsagbaren Opfern unter das Joch des Bundestags, den Niederländern schenkte eine unblutige Revolution, schwunglos und nüchtern wie die englische von 1688, den Segen gesetzlicher Freiheit.

Rechtzeitig, auf den Wink der verschworenen Altregenten, war das Volk aufgestanden, also daß man mit einigem Scheine behaupten konnte, Holland habe sich selbst befreit — ein wunderliches Märchen, das von dem selbstgefälligen Volke noch heute geglaubt wird. Eine provisorische Regierung von Altregenten übernahm die Leitung des Staats und rief den Erbprinzen von Oranien zurück; ihre Seele war Gysbert Karl van Hogendorp, ein hochbegabter Staatsmann, Aristokrat durch Geburt und Neigung, durch langen Aufenthalt in Nordamerika mit großen Verhältnissen vertraut, von jeher ein treuer Anhänger des oranischen Hauses. Während das Volk in seiner Herzensfreude nur an die Rückkehr des geliebten Fürstenhauses

dachte, spielte in einem kleinen Kreise von Eingeweihten der Kampf der alten und der neuen Zeit. Hogendorp berief eine Versammlung der Altregenten, auf daß durch die Staatsgewalten der Union zwar die Souveränität des Hauses Oranien begründet, aber auch ein großer Teil der alten föderalen Institutionen wiederhergestellt werde. Da trat der Leydener Professor Kemper ins Mittel, ein derber freimütiger Holländer mit breitem Gesicht und hellen offenen Augen, ein Mann des Mittelstandes, der modernen Welt, ein wackerer Patriot, der auch unter der Herrschaft der Fremden an seinem Volkstum ehrlich festgehalten. Nicht einer Partei, rief er den Altregenten zu, dem ganzen Volke soll die Befreiung des Vaterlandes zum Heile gereichen; nicht Wilhelm VI. kehrt zurück, um abermals wie seine Väter mit dem Eigensinn der Regenten zu kämpfen, nein, Wilhelm I. eröffnet eine neue Epoche für Niederland, die Zeit der konstitutionellen Monarchie. Kempers Wort drang durch, die Versammlung der Altregenten unterblieb. Die provisorische Regierung wendete sich mit einem Manifeste an das gesamte Volk, und als die Regenten von Utrecht versuchten, die Herrlichkeit der Edelmögenden in ihrer Provinz wieder aufzurichten, da genügte eine Ansprache Kempers, um die törichte Restauration zu hintertreiben. Noch blieb ein harter Widerstand zu überwinden. Der Erbprinz von Oranien hatte die gewaltige Umwandlung der Geister nicht in der Heimat mit durchlebt und wußte nicht anders, als daß er der Erbe seines Vaters werden solle; er ließ sich von unserem Niebuhr jenen seltsamen Bundesverfassungsentwurf ausarbeiten, welcher, das Kind einer edlen, aber diesmal grundverkehrten Pietät, nur in diesem historischen Zusammenhange recht gewürdigt werden kann. Erst auf die flehentlichen Bitten der Unitarier entschloß sich der Prinz, die souveräne monarchische Gewalt in dem Einheitsstaate zu übernehmen; also ward jener bescheidene Leydener Jurist in Wahrheit der Schöpfer des konstitutionellen Königtums in den Niederlanden. Doch so leicht ließ Hogendorp das Ideal des aristokratischen Staates nicht fallen; vielleicht dankte er auch seinem freundschaftlichen Verkehr mit Jefferson eine einseitige Vorliebe für den Föderalismus — genug, in der von dem neuen Fürsten einberufenen Verfassungskommission legte er einen Plan vor, der das Amt des Ratspensionärs, ja sogar die Statthalterwürde in den einzelnen Provinzen wiederherstellen und in Wahrheit den Staat zurückschrauben wollte auf den Zustand, der unter Kaiser Karl V. bestanden. Nach heftigen Debatten siegte endlich die Meinung der Unitarier Roëll und van Maanen[1].

[1] Die ältere Literatur über diese denkwürdige Revolution (Bosscha, Geschiedenis der omwenteling in Holland. Amsterdam 1814. — Chad, A narrative of the Dutch revolution. London 1815. — v. d. Palm, Gedenkschrift van Nederlands herstelling. 1813. — Kemper, Oratio de aetatis nostrae fatis. 1816) hat kürzlich eine wichtige Ergänzung erhalten durch die Forschungen von J. de Bosch Kemper (Staatkundige geschiedenis van Nederland. Amsterdam 1866), welche auch Louis Hymans benutzt

Die Verfassung vom 30. März 1814 gründete den Einheitsstaat, doch mitnichten eine mechanische Einheit, wie Heinrich Leo klagt. Vielmehr herrscht der gesunde Geist der Dezentralisation in der neuen Monarchie. Die laufenden Geschäfte der Provinzialverwaltung besorgt heute ein Ausschuß der Provinzialstaaten, die Zentralgewalt mischt sich nur ein durch einen königlichen Kommissär, der die Oberaufsicht führt; doch allerdings sind die Generalstaaten und Provinzialstaaten trotz der alten hochtönenden Titel jetzt nur noch konstitutionelle Kammern und Provinzialstände. Die Erfahrung zweier Menschenalter hat die Meinung der Unitarier bestätigt, immer aufs neue das Vorurteil widerlegt, als ob der Bundesstaat allein die Kraft des Ganzen und die Freiheit der Teile gewähren könne. Erst der Einheitsstaat gibt den Gliedern des Gemeinwesens den gebührenden, gerechten Anteil an der Leitung des Staates: die alte Provinz Holland wählt ein volles Drittel der Mitglieder der Generalstaaten. Die selbständige Verwaltung der Provinzen hat sich kräftig weiterentwickelt und die letzten Überreste der napoleonischen Bureaukratie ausgestoßen; aber auch der Gedanke der Staatseinheit ward schärfer ausgebildet, also daß die Mitglieder der Generalstaaten jetzt durch Volkswahlen, nicht mehr, wie jenes Grundgesetz bestimmte, durch die Provinzialstaaten ernannt werden. Niemals ward auch nur ein Wunsch laut nach der Herstellung des alten Bundes. Von dem Partikularismus der Provinzen ist nichts mehr übrig als ein heilsamer Wetteifer und jene harmlose nachbarliche Eifersucht, welche für germanische Völker zum Leben gehört.

Das so verständig begonnene Werk der Neugestaltung wurde von vornherein gestört durch zwei unreife Nebenpläne. Der oranische Ehrgeiz gedachte durch die Verheiratung des Thronfolgers mit der Erbin der englischen Krone den Eintagsglanz der wilhelminischen Tage zu erneuern — ein Plan, gleich unheilvoll für beide Völker, den die Gunst des Glücks rechtzeitig vereitelte. Dagegen kam ein anderer begehrlicher Gedanke, der mit jenem eng zusammenhing, zur Ausführung: obwohl Holländer und Belgier unverhohlen widerstrebten, wurde das Burgunderreich der siebzehn Provinzen wiederhergestellt. Durch langjährige bürgerliche Wirren mußte Holland büßen für die Torheit der europäischen Diplomatie, welche die Entwicklung dreier Jahrhunderte mit einem Federzuge vernichten wollte. Erst seit der Abtrennung Belgiens bewegen sich die holländischen Dinge wieder in einem frischeren Zuge. Zwar der alte Weltruhm ist für immer dahin, die unkriegerische Krämergesinnung des achtzehnten Jahrhunderts dauert fort, und das langsame Volk sieht sich in seinem Staatsleben oft überflügelt von dem rührigen Nachbar, dem lange mißachteten Belgien. Doch der tätige Handel, die gesunde Volksbildung, die ehrenwerte Litera-

hat (in seiner Histoire de la Belgique. Bruxelles 1869. vol. I.). Über Hogendorps Bildungsgang geben die Brieven en gedenkschriften van G. K. v. Hogendorp (Haag 1866) lehrreichen Aufschluß.

tur, die sich von den fremden Mustern wieder zurückgewendet hat zu dem Boden der Heimat, geben dem kleinen Volke gerechten Anspruch auf die Achtung der Welt.

Uns Deutschen liegt der vermessene Gedanke fern, nach der Weise des Wiener Kongresses die Geschichte der Jahrhunderte zu streichen. Man liebt uns wenig zu Amsterdam und Utrecht, und selbst unsere Gutmütigkeit kann den zur Schau getragenen Kaltsinn der Nachbarn nicht mit wärmeren Empfindungen erwidern. Wer wüßte nicht, welcher Undank die Befreier Hollands belohnte, wie schamlos eine boshafte vertragsbrüchige Krämerpolitik — die Politik des jusqu'à la mer — unseren schönen Strom durch viele Jahre mißhandelt hat? Wo immer in unserem Vaterlande eine gesunde nationale Kraft sich erhob, da begegnete sie auch dem Hasse der Holländer — einem Hasse, welchen die zärtliche Vorliebe der Amsterdamer Börse für die bankrotten Finanzen des Hauses Österreich nicht allein erklärt. Durch das kleine Volk geht die unheimliche Ahnung, die Zeit der „verbrokkelde nationaliteiten" sei vorüber. Schon unter dem Ministerium Hohenzollern-Schwerin äußerte ein ausgezeichneter holländischer Staatsmann vertraulich, er freue sich des Mißerfolges der neuen Ära, denn neben einem geeinigten Norddeutschland könne Holland sich nicht halten — und welche Gehässigkeit der kleine Staat uns während des Deutschen Krieges und des Luxemburger Handels erwiesen hat, das lebt noch in aller Gedächtnis. Wir deutschen Unitarier aber hören mit Erstaunen von den finsteren Plänen, die man uns zutraut. Wohl sehen wir mit Schmerz, daß die Mündung unseres Stromes nicht mehr uns gehört, daß die Sonderstellung der niederrheinischen Lande uns eine selbständige nationale Handelspolitik und die Bildung eines Kolonialreiches sehr erschwert. Wir wissen es wohl, der Bestand der Schweizer Eidgenossenschaft ist eine europäische Notwendigkeit, der Bestand der beiden niederländischen Königreiche ist es nicht. Wir glauben auch nicht, daß die holländische Nation jemals wieder mit großer Tat eingreifen werde in das Kulturleben der Menschheit. Die am Niederrhein übliche Versicherung, das holländische Volkstum bilde den Übergang vom deutschen zum englischen Wesen, erscheint uns, ehrlich gestanden, als eine leere Phrase. Aber diese kleine Nation besteht, mit einer selbständigen Sprache, mit fester Eigenart und starkem Selbstgefühl, und für die Völker ist das Dasein gemeinhin schon das Recht des Daseins. Wir würden, wenn wir je als Eroberer aufträten auf Hollands Boden, zwar schwerlich einen neuen achtzigjährigen Krieg entzünden, wohl aber ein Volk von untreuen, meuterischen Bundesgenossen uns erwerben. Wer darf einen so zweifelhaften Gewinn wünschen? Nein, was wir wollen, ist gerecht und redlich: ein treues freundnachbarliches Verhältnis, also daß uns unser Strom, den Holländern ihr weites Hinterland zu schrankenlosem Verkehre offen stehe.

Nur ein Mittel gibt es, uns Deutsche wider unseren Willen über diese bescheidenen Gedanken hinauszutreiben. Wenn der nächste Angriff der Franzosen auf das Deutsche Reich die Holländer als unsere Feinde finden sollte, dann würde Holland durch törichtes Mißtrauen sich selber ins Verderben stürzen — dann, nur dann müßten wir versuchen, den tausendjährigen Kampf um die Trümmerstücke des alten Lotharingiens endgültig abzuschließen, die Lande des Niederrheins wieder hineinzuzwingen in das große Volkstum, das sie einst aufgaben. Es liegt in Hollands Händen, durch eine gerechte und furchtlose Politik diese unabsehbaren Wirren abzuwenden. Der große Gang der deutschen Dinge, die Einheit unseres Reiches von der Ostsee bis zum Bodensee und der Ausbau dieser Einheit, läßt sich nicht mehr hemmen durch das Geschrei kleiner Völker, die verschollener Tage nicht vergessen können. Der alte Baum der europäischen Gesittung ist stark genug, um neben den schweren Ästen der großen Kulturvölker, die seine Krone tragen, auch einige bescheidene Zweige zu dulden, die das Laubdach reich und gefällig abrunden.

Das Gefecht von Eckernförde 1849

Berlin 1896

Der Bericht des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg über das Eckernförder Gefecht ist bekanntlich von mehreren Schriftstellern Transalbingiens lebhaft angegriffen worden: von K. Jansen in einer eigenen Entgegnungsschrift, von dem kürzlich verstorbenen Rudolf Schleiden in seinen Erinnerungen und neuerdings noch in einigen weniger erheblichen Aufsätzen. Ohne jeden Zweifel haben die Schleswig-Holsteiner in allem Wesentlichen recht, wenn sie den Tag von Eckernförde zunächst als einen Tag des Glücks und des Ruhms für ihre eigenen Waffen preisen. Der Ton freilich, den sie in dieser Fehde anschlagen, erscheint zuweilen als ein wunderlicher Anachronismus; sie reden, als ob zwei Nationen sich um eine Trophäe stritten. Seit sie die Ehre haben, Preußen zu sein, sollten sie doch endlich von unserem Offizierkorps lernen, alle Deutsche schlechtweg als Landsleute zu behandeln und die Kriegsgeschichte ihrer Provinz ebenso gleichmütig zu betrachten, wie unser Generalstab schon längst die Frage erörtert, was irgendein pommersches oder badisches Bataillon in den Kämpfen an der Lisaine geleistet habe. So makellose Normalmenschen, wie die meisten der in Schleidens Denkwürdigkeiten auftretenden Holsten, hat die gütige Natur in anderen Völkerschaften bisher noch nicht erzeugt. Aus den Lebensnachrichten und anderen hinterlassenen Papieren meines Vaters kann ich noch einige Mitteilungen geben, welche zwar an dem historisch feststehenden Gesamtbilde des Eckernförder Gefechts nichts ändern, aber Einzelheiten berichtigen oder ergänzen und zudem einen Einblick gewähren in die unglaubliche militärische Anarchie jener Tage. Das Reichsheer von 1849 war in seiner Organisation um kein Haarbreit besser als die eilende Reichsarmee von Roßbach, und es dünkt uns heute schon wie ein Märchen, daß solche Zustände kaum um ein halbes Jahrhundert hinter uns liegen.

Ein öffentliches Urteil über meinen lieben Vater steht mir nicht zu. Nur so viel darf ich sagen — weil die ältere Generation in meiner Heimat dies noch weiß —, daß er einer der allertüchtigsten Offiziere der sächsischen Armee war und dabei von einer anspruchslosen Schlichtheit, wie ich

sie bei so gescheiten Männern nur sehr selten wiedergefunden habe. Er hatte den Winter über als Oberst und Kommandant eines sächsischen Infanterieregiments bei den Reichstruppen gestanden, welche die Zentralgewalt als fliegende Korps durch das unruhige Thüringen streifen ließ. Kaum war er von dort heimgekehrt, um in Leipzig den Befehl über die Halbbrigade leichter Infanterie zu übernehmen, so erhielt er einen Brief des Herzogs von Koburg vom 22. März. Der Herzog schrieb, die Zentralgewalt habe ihm das Kommando einer Brigade bei der mobilen Reichsarmee in Schleswig-Holstein übertragen, und bat meinen Vater, den er von der Dresdener Garnisonszeit her kannte, ihn als Freund und Ratgeber in diesem Feldzuge zu begleiten. Der Antrag war wenig verlockend: eine so unbestimmte Stellung mitten im Gewirr deutscher Bundeskontingente und an der Seite eines jungen Fürsten, der nur wenige Jahre im sächsischen Gardereiterregiment gedient hatte, ohne je besondere militärische Talente zu bekunden! Aber wie konnte ein Soldatenherz nach so langer Friedenszeit dem Rufe zum Kriege widerstehen? Seit mein Vater einst als siebzehnjähriger Freiwilliger an Bülows niederländischem Winterfeldzug und der Belagerung von Antwerpen teilgenommen, hatte er kein Gefecht mehr gesehen. Den letzten Ausschlag gaben die bestimmt ausgesprochenen Wünsche des guten Königs Friedrich August, dem die Verbindung mit den ernestinischen Höfen sehr wichtig schien. Mein Vater war einige Jahre lang sein Flügeladjutant gewesen und verehrte ihn von Herzen. So entschloß er sich denn, mit zwei anderen angesehenen sächsischen Offizieren, Hauptmann v. Stieglitz und Rittmeister v. Fritsch, den sogenannten Generalstab des Herzogs zu bilden; beide wurden späterhin Generale, Fritsch erwarb sich im Kriege von 1866 als Führer der Reiterei einen guten Namen.

Als der Herzog am 31. März mit seinem Stabe in Hamburg eintraf, erhielt er die Nachricht, daß seine Brigade bestimmt war, als Reserve im Rücken der Reichsarmee die Ostküste Schleswig-Holsteins zu decken. Mein Vater meinte: „Wir können da vielleicht die ersten Schüsse in diesem Kriege tun, vielleicht auch gar keinen Feind zu sehen bekommen." „Ja, wenn ich Glück hätte!" — erwiderte der Herzog. Am nächsten Tage meldete er sich in Schleswig bei dem Oberbefehlshaber General v. Prittwitz und empfing die Weisung, mit der Reservebrigade die ganze weite Strecke von der Schlei bis zum Kieler Meerbusen zu bewachen, jedem Landungsversuche der Dänen rasch entgegenzutreten. Meinem Vater gefiel die kurze, klare, bestimmte Sprache des Generals sehr, obgleich er, wie damals fast alle sächsischen Offiziere, eine tiefe Abneigung gegen die Preußen hegte. In der Tat zählt Prittwitz zu den tragischen Gestalten unserer Kriegsgeschichte: ein ernster, fester, zum Befehlen geschaffener Mann, so wie ihn Adolf Menzel auf dem schönen Reiterbilde darstellt — und doch durch ein finsteres Verhängnis hineingerissen erst in die Schmach der Berliner Märztage, dann in den Jammer dieses schleswigschen Scheinkrieges.

„Der unglückliche Prittwitz!" — sagte mir Feldmarschall Moltke einmal mit dem Ausdruck tiefen Mitleids — „in solcher Zeit konnte man ja nichts leisten!"

Hier in Schleswig erfuhr der Herzog auch erst genau die Zusammensetzung seiner Brigade. Es bleibt doch wahr, daß Deutschland seit 1815 nie so uneinig gewesen war wie in dieser Zeit, da die Redner der Paulskirche das neue Reich schon vollendet wähnten. Die unbrauchbare alte Bundeskriegsverfassung hatte auf dem Papiere mindestens größere taktische Verbände vorgeschrieben; sie brach sofort zusammen, als die Revolution hereinstürmte und jeder Fürst, für seinen Thron zitternd, seine Truppen ängstlich daheim zu halten suchte. Die Erfüllung der einfachsten Pflichten gegen das große Vaterland beklagte man jetzt als ein schweres Opfer; und um den Dynastien diese Opfer zu erleichtern, beschloß die ohnmächtige Zentralgewalt, die mobile Reichsarmee so bunt wie möglich zusammenzusetzen. In dem Schleswig-Holsteinischen Kriege waren nahezu alle deutschen Staaten mit irgendeinem kleinen Häuflein vertreten. Zu der Reservebrigade gehörten fünf Bataillone Infanterie, je eines aus Württemberg, aus Baden, aus Reuß, aus Gotha, aus Meiningen; dazu zwei leichte Feldbatterien, je eine aus Nassau und aus Hessen-Darmstadt; dann noch zwei Schwadronen hanseatischer Dragoner und schließlich der königlich sächsische Generalstab. Neun deutsche Stämme oder Nationalitäten, wie man damals zu sagen pflegte, bildeten also zusammen eine Brigade, die, als sie sich endlich ganz versammelt hatte, mit 3928 Mann, 12 Geschützen und 223 Kavalleriepferden ausrücken konnte, mithin nicht viel stärker war als ein vollzähliges Regiment. Und neben dieser wundersamen Heerschar standen noch, allein den Befehlen des Generals Bonin, des Kommandierenden der Herzogtümer, untergeben: zwei in der Bildung begriffene schleswig-holsteinische Reservebataillone in Kiel und Eckernförde, desgleichen die schleswig-holsteinische schwere Artillerie in der kleinen Feste Friedrichsort und in den Strandbatterien an den beiden Meerbusen. Vergeblich verlangte der Herzog das Kommando auch über diese Truppen. Prittwitz vertröstete ihn auf die Zukunft und schärfte ihm nur wiederholt ein, mit den Schleswig-Holsteinern, die für jetzt noch selbständig bleiben müßten, immer ein gutes Einvernehmen zu unterhalten. Der Herzog sollte also eine weite Küstenstrecke mit einem Häuflein zweifelhaften Fußvolks bewachen, doch über das wichtigste Verteidigungsmittel, über die Festungsgeschütze der Strandbatterien, durfte er nicht verfügen.

Der Grund dieser widersinnigen Anordnungen lag in den diplomatischen Wirren, welche bald den ganzen Feldzug verderben sollten. König Friedrich Wilhelm sah in den Holsten nur noch Rebellen und wünschte längst, herauszukommen aus diesem Kriege, den er vorm Jahre fast wider Willen begonnen hatte. Beim Abschied von den Offizieren der Garde sagte Prittwitz traurig: „Wünschen Sie mir nicht Glück zu diesem Kommando!" Er

deutete damit an, daß er geheime Weisungen besaß, deren Wortlaut freilich wohl nie bekannt werden wird. Ihr Sinn aber ergibt sich für Unbefangene aus dem ganzen Verlaufe des Feldzuges; der Bundesfeldherr sollte nichts Entscheidendes wagen und die Dinge hinzuhalten suchen, bis die Vermittlung der Großmächte den ersehnten Frieden herbeiführte. Daher die lahme, mit Prittwitz' kräftigem Charakter so ganz unvereinbare Kriegführung, die volle drei Viertel des überlegenen Heeres zur Verteidigung der Seeseite verwendete und nur ein Viertel zu schwachen Offensivstößen übrigbehielt. In der jungen schleswig-holsteinischen Armee dagegen lebte, obgleich die letzten Ziele dieses gegen den König-Herzog und zugleich für ihn geführten Krieges immer dunkel blieben, doch ein kräftiger Dänenhaß und der ehrliche Wille, zu schlagen und zu siegen. Sie witterte bald heraus, daß dem Oberbefehlshaber dieser Wille fehlte; das alte, schon durch den kläglichen Malmöer Waffenstillstand erweckte Mißtrauen gegen Preußen verschärfte sich mit jedem Tage; und der in solcher Lage allerdings entschuldbare schleswig-holsteinische Partikularismus trat bald ebenso rücksichtslos auf wie der Sondergeist aller anderen Bundesstaaten. Bonin, obwohl selbst preußischer General, geriet mit Prittwitz in Mißhelligkeiten, welche bald fast zur Unbotmäßigkeit führten; er weigerte sich sogar, Parole und Feldgeschrei von dem Oberbefehlshaber anzunehmen. Unter diesen Verhältnissen mußte Prittwitz Bedenken tragen, die Strandbatterien den Befehlen des Herzogs zu unterstellen und also die Empfindlichkeit der Schleswig-Holsteiner zu reizen.

Mißmutig verließ der Herzog das Große Hauptquartier. Er klagte über das kühle, ironische Wesen des Oberbefehlshabers. Nicht ganz mit Recht. Einem preußischen Generale ließ sich doch kaum zumuten, daß er diese Reservebrigade und ihre neun Nationalitäten mit feierlicher Ernsthaftigkeit betrachten sollte; und wenn er dann äußerte, vielleicht würde gerade bei den Truppen des Herzogs der erste Schuß dieses Krieges fallen, so war auch dies nicht boshaft gemeint. Er sagte damit nur dasselbe, was mein Vater schon in Hamburg ausgesprochen hatte und was jedem erfahrenen Soldaten als möglich erscheinen mußte. Aber kühl hatte der General allerdings gesprochen. Denn der Herzog, der sich einige Monate nachher mit leidenschaftlichem Eifer der preußischen Sache zuwendete, war damals — in den Tagen, da König Friedrich Wilhelm die Frankfurter Kaiserkrone ablehnte — ein ebenso leidenschaftlicher Gegner Preußens und zeigte seine Gesinnung so unverhohlen, daß selbst mein Vater, um der militärischen Manneszucht willen, ihn zuweilen warnen mußte. Darum hatte er sich beim Könige von Sachsen die Erlaubnis erbeten, in diesem Feldzuge als sächsischer Generalleutnant aufzutreten, und sich nur mit sächsischen Offizieren umgeben. Das ward ihm von Prittwitz wie von dem Reichskriegsminister General Peucker sehr übel vermerkt.

Am nächsten Tage, 2. April, begab sich der Herzog über Rendsburg nach Gettorf, das an der großen, sechs Stunden langen Kiel-Eckernförder Landstraße etwa Mitte Wegs, etwas näher nach Eckernförde zu, gelegen ist. Diese Straße bildet die Sehne des Bogens, den der Dänische Wohld, die weit nach Osten vorspringende Halbinsel zwischen den beiden Meerbusen, beschreibt. Hier war das gegebene Hauptquartier der Brigade. Über dem Kirchturme stand ein hohes Gerüst; da droben hing auf schwanker Leiter, vom Winde geschaukelt, ein wackerer, seekundiger Mann, der Tischler Kalissen, mit seinem Fernrohr und telegraphierte in der denkbar einfachsten Weise — durch Kugeln, die an Querstangen hingen —, wenn Kriegsschiffe sich einem der beiden Meerbusen näherten. Von der Brigade waren vorerst nur etwa 2150 Mann zur Stelle: die Bataillone Meiningen, Gotha, Reuß und die nassauische Batterie mit sechs Geschützen. Von dieser Kriegsmacht wurde verlangt, daß sie eine wellige, von Knicks und Hohlwegen durchschnittene, an Mooren und Gehölzen reiche Halbinsel bewachen und an zwei Meerbusen zugleich den lächerlichen Kampf des Hundes gegen den Fisch führen sollte, ohne jede Möglichkeit, Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Wie schwer es hält, vom Lande her den Bewegungen der Kriegsschiffe zu folgen, das lernte man vom ersten Tage an aus den immer unsicheren und widersprechenden Meldungen der Signalstationen. Ja noch heute steht nicht unzweifelhaft fest, welche Schiffe eigentlich an dem Gefechte des 5. April teilgenommen haben. Die schleswig-holsteinischen Offiziere in Eckernförde glaubten am Abend des 4. April, als die dänische Flottille in den Meerbusen einsegelte, neben dem Linienschiffe und der Fregatte auch eine Korvette zu bemerken; und der Kommandant der Nordschanze, Jungmann, berichtete am 5. ganz bestimmt, daß eine Korvette oder Brigg zu Anfang des Gefechts die beiden großen Schiffe unterstützt habe, nach 1½ Stunden jedoch seewärts abgesegelt sei. Hieraus entstand die von Jansen und anderen vertretene Ansicht, die Korvette „Galathea" hätte mitgekämpft. Die „Galathea" lag aber nachweislich am 4. April um Mittag noch im Ekensunde, einer Nebenbucht der Flensburger Förde, und wechselte dort bei Gravenstein Schüsse mit einer deutschen Batterie; es scheint mithin fast unmöglich, daß sie schon in früher Abendstunde in den Eckernförder Busen gelangt sein sollte. Die amtlichen Berichte der Dänen erwähnen mit keinem Worte ihrer Teilnahme an dem Gefechte; und warum sollten sie absichtlich verschweigen, was doch der ganzen Flottille bekannt sein mußte? Auch Moltkes Geschichte des Dänischen Krieges nimmt an, daß die „Galathea" nicht zugegen war. Ich glaube dasselbe; ich vermute, daß Jungmann in dem dicken Pulverdampfe des Gefechts sich getäuscht hat, bin aber gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen.

Was unter so wunderlichen Umständen geschehen konnte, geschah. Von den drei vorhandenen Bataillonen der Reservebrigade wurde das eine, Reuß, links in den Ortschaften dicht bei Eckernförde einquartiert; das

zweite, Meiningen, rechts am Eiderkanale, nahe bei Kiel und Friedrichsort; das dritte, Gotha, nebst der nassauischen Batterie, stand in der Mitte beim Hauptquartier zu Gettorf, um nötigenfalls nach dem einen oder dem anderen Meerbusen zu eilen. Am nächsten Morgen, 3. April, sollten die Feindseligkeiten nach dem Waffenstillstande wieder beginnen. Der Herzog ritt mit seinem Stabe nordwärts, um den Eckernförder Busen, der zunächst bedroht schien, zu besichtigen. Der Meerbusen erstreckt sich, fast vier Meilen lang, über eine Meile breit, von Ost nach West bis zur Stadt Eckernförde. Sie liegt ganz ungedeckt auf einer Halbinsel zwischen dem Meere und einem großen Salzwasserbecken, dem Windebyer Noor, das, ähnlich wie der bekannte Kleine Kiel in Kiel, durch einen kurzen, engen Meeresarm mit dem Meerbusen zusammenhängt. Jenseits dieses Meeresarmes, auf dem nördlichen Ufer des Busens, lag das Seebad Borby, dann weiter östlich, eine starke halbe Stunde von der Stadt entfernt, die mit zwei Bombenkanonen und vier Vierundzwanzigpfündern bewaffnete Nordschanze auf einer kleinen Landzunge dicht am Strande. Mein Vater sah sogleich, daß diese Batterie zwar zur Bestreichung des Hafens sehr günstig lag, doch von hintenher, von einer beherrschenden Waldhöhe aus, durch Landungstruppen leicht genommen werden konnte. Man sprach darüber mit dem Kommandanten Jungmann — denn zu befehlen hatte der Herzog hier nichts —, und beide Teile stimmten dahin überein, daß schleunigst eine Verschanzung aufgeführt werden müsse, um die Nordbatterie im Rücken zu decken. Schräg gegenüber, mehr im Innern des Meerbusens, kaum eine Viertelstunde von der Stadt, lag die Südschanze, mit vier schweren Geschützen ausgerüstet. Sie war durch eine nur für Infanterie brauchbare Redoute leidlich gegen die Landseite hin gesichert. In der Stadt Eckernförde stand nur eine Kompanie des von Hauptmann Irminger befehligten schleswig-holsteinischen Reservebataillons; zwei andere waren zur Beobachtung des Strandes und zur Deckung der beiden Schanzen verwendet, die vierte nach Friedrichsort abgegeben. Am 4. April besichtigte der Herzog die Feste Friedrichsort an der Kieler Förde, dann zu Schiff die noch unvollendete Schanze bei Labö gegenüber und die ganz unbrauchbaren Verschanzungen beim Düsternbrooker Gehölz, endlich die Mündung des Eiderkanals, wo sechs kleine schleswig-holsteinische Kanonenboote fertig lagen, sechs andere noch gebaut wurden. Kaum war der Stab am späten Nachmittag von diesem Ritte heimgekehrt, da kam schon die Nachricht von der Küste, daß eine feindliche Flotte im Eckernförder Meerbusen eingelaufen sei. Mein Vater eilte sofort selbst nach Aschau am Südstrande der Bucht und sah hier bei hellem Mondschein, wie das dänische Geschwader am Eingange des Meerbusens, am südlichen Ufer, außerhalb des Bereichs der deutschen Batterien, vor Anker lag.

So schien denn der feindliche Landungsversuch, von dem das Gerücht in den Herzogtümern schon seit Wochen sprach, gleich am zweiten

Tage des Feldzugs sich zu verwirklichen. In der dänischen Marine war der Übermut seit den wohlfeilen Erfolgen des Sommers 1848 sehr hoch gestiegen. Damals hatte sie das Meer beherrscht, die Küsten des zur See waffenlosen Deutschlands blockiert, viele unserer Handelsschiffe aufgebracht. Und das alles ungestraft. Denn das mit Dänemark engbefreundete Hamburg bewirkte bekanntlich, daß der sterbende Bundestag den Antrag Preußens, die dänischen Schiffe mit Embargo zu belegen, im Namen des Völkerrechts und der Menschlichkeit verwarf. Stolzer denn je wehte der Danebrog über den Fluten, weil er nie einen Feind zu bekämpfen fand. Jetzt prahlte man in Kopenhagen mit einem kühnen Flottenzuge, der das einzige Kriegsschiff Preußens, die „Amazone", die in Danzig zur Ausbesserung in den Schlingen lag, plötzlich überfallen und nach Dänemark entführen sollte. Man spottete über den alten Grundsatz, der in diesen Tagen der Segelschiffahrt allgemein für ein Axiom galt, über den Satz, daß Schiffe gegen Strandbatterien stets im Nachteil sind. Nur diese Überschätzung der Seemacht erklärt die widerspruchsvollen Anordnungen, welche der Oberbefehlshaber der dänischen Streitkräfte, General Krogh, für die ersten Tage des Feldzugs traf. Während die Landtruppen zugleich von Alsen und von Jütland her das Reichsheer in Nordschleswig angriffen, sollte ein Teil der Flotte durch einen Vorstoß gegen den Eckernförder Busen die Ostküste beunruhigen, die Strandbatterien überfallen, Eckernförde nehmen, falsche Nachrichten verbreiten, vielleicht auch die Nachhut der Reichsarmee im Süden festhalten. Für diese Aufgabe wurden dem alten Kapitän Paludan das schönste Linienschiff der Flotte, der „Christian VIII." mit 84 Kanonen, und ihr bester Schnellsegler, die Fregatte „Gefion" mit 48 Kanonen, zugewiesen; zur Unterstützung und nötigenfalls zum Schleppen dienten die beiden Dampfer „Hekla" und „Geyser" mit je acht Kanonen. Also 148 schwere Geschütze gegen die zehn der Strandbatterien! Der eine Dampfer führte im Schlepptau drei Jachten, die zusammen eine starke Kompanie von 250 Mann Landungstruppen an Bord trugen — viel weniger, als die Deutschen erwarteten. Offenbar ein ganz zweckloses Unternehmen: für eine Alarmierung war die aufgebotene Macht viel zu stark, für einen ernsthaften Landungsversuch zu schwach. Im letzten Augenblicke, am 4. April, wurden diese Anordnungen widerrufen, da der Vormarsch des Landheeres unterbleiben sollte. Paludan aber erhielt die Gegenbefehle nicht mehr und gelangte mit seinen sieben Schiffen in den Meerbusen, ohne recht zu wissen, was zu beginnen sei.

Sobald mein Vater sich von der Anwesenheit der Schiffe überzeugt hatte, eilte er in das Hauptquartier zurück. Das Bataillon Reuß erhielt Befehl, sofort nach Eckernförde zu marschieren, das Bataillon Meiningen, als Reserve nach Gettorf nachzurücken. Das Bataillon Gotha und die Batterie Nassau führte der Herzog selbst um Mitternacht von Gettorf aus bis zu dem großen Schnellmarker Gehölz. Hier tritt die Kieler Land-

straße an das Südufer des Meerbusens und führt dann, westwärts abbiegend, dicht am Strande hin an der Südschanze vorüber bis nach Eckernförde. Der Wald wurde im Dunkel der Nacht sorgfältig abgesucht; denn wer konnte wissen, ob nicht mittlerweile Dänen gelandet waren? Als sich nichts Verdächtiges vorfand, fuhr die nassauische Batterie am Strande vor dem Waldrande auf, in vorteilhafter Stellung, der Nordschanze schräg gegenüber, etwas weiter nach Osten. Das Bataillon fand am Walde genügende Deckung. Darauf ritt der Herzog mit seinem Stabe nach Eckernförde und besprach sich dort mit Hauptmann Irminger wegen der gemeinsamen Verteidigung der Stadt.

Der Morgen graute; die Zeit, da eine Landung vielleicht gewagt werden konnte, war längst vorüber. Bald nach Tagesanbruch beobachteten die in Eckernförde am Ufer versammelten Offiziere, wie die Schiffe fern bei Aschau sich zu bewegen begannen und dann seewärts nach dem östlichen Eingange des Meerbusens segelten. Alle glaubten nunmehr, die Dänen hätten das Unternehmen gegen Eckernförde aufgegeben und wendeten sich der hohen See zu. Aber wohin dann? Wahrscheinlich doch gegen den Kieler Meerbusen, und zu dessen Verteidigung war die unglückliche Reservebrigade ja auch verpflichtet. Man beschloß, das Bataillon Reuß vorläufig in Eckernförde stehen zu lassen; der Herzog selbst blieb dort zurück, um den vollständigen Abzug der Schiffe abzuwarten. Mein Vater aber sprengte nach dem Schnellmarker Holze, sendete für alle Fälle zwei der nassauischen Geschütze nach dem anderen Ufer zur Unterstützung der Nordschanze und führte die übrigen vier nebst dem Bataillon Gotha nach Gettorf, von wo sie bei drohender Gefahr nach der Kieler Förde eilen konnten. Doch schon auf dem Marsche kam die Nachricht, daß die Schiffe zurückgekehrt seien und den Angriff gegen die Nordschanze begonnen hätten. Alsbald ward umgekehrt. Hauptmann Müller führte seine vier Geschütze im Galopp zu dem kaum verlassenen Halteplatz am Schnellmarker Holze, ließ abprotzen und alsbald feuern; etwas später langte das Bataillon wieder am Walde an. So kam es, daß diese Truppen erst nach Beginn des Gefechts in die Stellung wieder einrückten, die ihnen schon in der Nacht angewiesen worden war.

Der Irrtum war sehr begreiflich. Paludan hatte früh vor 5 Uhr seine Kapitäne zum Schiffsrat versammelt und wahrscheinlich schon in der Nacht erfahren, daß Reichstruppen in der Nähe standen; denn die Dänen besaßen am Lande viele Spione, vornehmlich unter den alten Seeleuten, die ihres Danebrogs nicht vergessen wollten. Genug, der Schiffsrat erkannte, daß eine Landung der 250 Mann Infanterie aussichtslos war. Damit verlor eigentlich die ganze Unternehmung ihren Sinn. Gleichwohl ward sie nicht völlig aufgegeben. Nach den Verhören vor dem dänischen Kriegsgerichte müssen wir annehmen, daß allein der reizbare Seemannsstolz den verhängnisvollen Entschluß verschuldete. Als Kapitän

Aschlund von der „Hekla" sagte: „Es wäre doch eine Schande, wenn wir mit dieser Masse von Kanonen vor ein paar elenden Strandbatterien zurückwichen" — da wollte niemand kleinmütig erscheinen, und der Schiffsrat beschloß, den Angriff auf die beiden Schanzen zu wagen. Bei Tagesanbruch fuhren die drei Jachten mit den Landungstruppen rückwärts nach der hohen See. Auch das Linienschiff und die Fregatte segelten anfangs gegen Osten, als ob sie sich aus dem Meerbusen zurückziehen wollten, und diese Bewegung verleitete die entfernten Beobachter am Eckernförder Strande zu der Annahme, das ganze Geschwader verlasse die Förde. Selbst Jungmann, der den Schiffen viel näher stand, glaubte anfangs, die Flottille wolle absegeln. Aber die beiden großen Schiffe kreuzten nur, um sich klar zum Gefechte zu machen. Plötzlich, gegen 7 Uhr, wendeten sie sich in weitem Bogen und segelten, das Linienschiff voraus, vom frischen Ostwinde getrieben, bis auf tausend Schritt an die Nordschanze heran; links in zweiter Linie die beiden Dampfer.

Doch der rechte Mann stand auf der rechten Stelle: Eduard Jungmann, ein aus Polnisch-Lissa gebürtiger preußischer Artillerieoffizier, der während der letzten Jahre in der Türkei als Instruktor gedient und am Bosporus 450 Strandgeschütze befehligt hatte. Er allein unter allen deutschen Soldaten hier am Meerbusen besaß mithin Kenntnis vom Seewesen und von der Küstenverteidigung. Erst wenige Tage vor dem Beginn des Feldzugs war er im Hauptquartier der schleswig-holsteinischen Armee erschienen, um seinen guten Degen der deutschen Sache anzubieten; der preußische Hauptmann v. Delius, der treffliche Generalstabschef der Schleswig-Holsteiner, hatte den Fremdling, der noch in Fes und halborientalischer Tracht einherging, sogleich durchschaut. Nach zwei Stunden schon war Jungmann zum Hauptmann ernannt und — so unfertig lag noch alles — als einziger Offizier mit dem Befehle über die zehn Geschütze der beiden Strandbatterien beauftragt. Erstaunlich, wie der strenge, stolze, kleine Mann seine Leute jetzt scharf in die Schule nahm und in kurzem zu leidlichen Artilleristen ausbildete; es waren 55 Mann in der Nordschanze, 37 in der Südschanze. Das Kommando in der Südschanze übertrug Jungmann dem Unteroffizier v. Preußer, einem jungen Landwirt, der um des Vaterlandes willen freiwillig eingetreten war und hinter bescheidenem Wesen die unbeugsame niederdeutsche Willenskraft verbarg. Als die Schiffe gegen ½8 Uhr zum ersten Male ihre Breitseiten entluden, trat Jungmann auf die Brustwehr hinauf, um seiner jungen Mannschaft zu zeigen, daß nicht jede Kugel trifft. Die Dänen schossen lagenweise, so daß die Deutschen in den Zwischenzeiten ihre über Bank feuernden Geschütze immer bedienen konnten, und sie zielten unbegreiflich schlecht, obgleich die See noch nicht sehr hoch ging. Die Deutschen dagegen fanden an den mächtigen Schiffskörpern ein breites Ziel, und keine ihrer Kugeln ging fehl.

Bald griff auch die Südschanze kräftig in den Kampf ein, nachher

auch die vier nassauischen Geschütze am Schnellmarker Holze. Ihr Kommandant, Hauptmann Müller, ein entschlossener alter Soldat, der schon bei Waterloo mitgefochten hatte, verfeuerte in einer Stunde 120 Kugeln und 28 Granaten, und er hatte Glück: eines seiner Geschosse schlug trotz der weiten Entfernung dem einen Dampfschiff in die Maschine, die fast im selben Augenblicke von einer Kugel aus der Nordschanze getroffen wurde. Der Dampfer mußte, um den Schaden auszubessern, für einige Zeit den Hafen verlassen. Die Kartätschen der Dänen hingegen gingen allesamt zu kurz, ihre Kugeln und Granaten zu hoch, so daß die Nassauer in dem ungeheuren Getöse gar keine Verluste erlitten. Als das Gefecht sich westwärts, tiefer in den Hafen hinein, zog, vermochten die schwachen Feldgeschütze den Feind nicht mehr zu erreichen, und mein Vater ließ sie vorläufig das Feuer einstellen; ihre Stellung durften sie natürlich nicht wechseln, da die Schiffe sich ja in jedem Augenblick wieder ostwärts wenden konnten. Mein Vater selbst blieb vor dem Gehölze halten, denn er sagte sich, daß sein Platz da war, wo der Hauptteil der Brigade stand; wie durfte er in Abwesenheit des Herzogs diese Truppen ganz ohne Leitung lassen? Etwas später, gegen 10 Uhr, hatten auch die beiden nach dem Nordstrande entsendeten nassauischen Kanonen endlich ihr Ziel erreicht. Des Weges unkundig, waren sie in dem schwierigen Terrain eine Weile umhergeirrt, bis ihnen Jungmann eine Aufstellung westlich von der Nordschanze anweisen ließ. Hier begannen sie, hinter den Knicks versteckt, sogleich ihr Feuer, und obwohl ihre kleinen Kugeln wenig Schaden anrichteten, so blieb ihre Beihilfe doch nicht ohne Folgen. Die längst durch den kräftigen Widerstand erschreckten Dänen glaubten in den armseligen zwei Feldkanonen eine starke Artilleriemasse zu sehen und richteten ihr Feuer eine Zeitlang gegen diese Knicks.

So gewann Jungmann etwas Luft und konnte seine bedrängte Nordbatterie zur Fortsetzung des Kampfes herstellen. Er hatte zwar an Mannschaft nur wenig verloren, doch zwei von seinen sechs Geschützen, zuletzt noch ein drittes, waren beschädigt. Trotzdem ließ er seine Leute ununterbrochen, wenn auch langsamer, feuern; mit dem Säbel in der Hand trieb er die zagenden jungen Infanteristen der Deckungsmannschaft aus ihrem Blockhaus heran. Das Pulvermagazin, das einmal nahe daran war, mitsamt der Schanze in die Luft zu fliegen, wurde noch rechtzeitig geschützt, und die herabgeschossene deutsche Fahne flatterte wieder hoch in den Lüften. Statt diesen nächsten und gefährlichsten Feind, die Nordschanze, zuerst gänzlich niederzukämpfen, ließ Paludan in seinem Seemannsstolze die Schiffe zwischen den beiden Schanzen hindurchsegeln, um dann beide zugleich mit den Breitseiten zu beschießen. Der anhaltende, beständig wachsende Ostwind drängte die Schiffe weiter westwärts, als beabsichtigt war, bis nahe an die Stadt heran. Die „Gefion" geriet ins Treiben, ihre Anker schleppten am Grunde, sie drehte sich und bot den Deutschen ihren Spiegel

dar, so daß sie von zwei Seiten her das ganze Deck entlang beschossen wurde, ohne selber ihre Breitseiten entladen zu können. Ein Vorstoß der Schiffe gegen die Südschanze, der auch die Häuser der offenen Stadt nahebei mit einem Kugelregen überschüttete, richtete nichts aus. Der wackere Preußer verlor zwei von seinen vier Geschützen, doch er hielt aus, unerschütterlich wie Jungmann gegenüber. Umsonst unternahmen die Dampfer nochmals, die Segelschiffe aus der Förde hinauszuschleppen. Das Glück blieb den Deutschen treu; das Schlepptau zerriß, beide Dampfschiffe mußten, selbst beschädigt, das Gefechtsfeld vorerst verlassen. Auch ein Versuch, die Schiffe durch Warpen am vorausgeworfenen Ankertau hinauszuziehen, blieb vergeblich. Gegen 1 Uhr endlich hißte das Linienschiff die Parlamentärflagge.

Der Herzog war durch den unvermuteten Beginn des Gefechts von seinem Stabe und dem größeren Teil seiner Brigade getrennt worden, und er versäumte die Zeit, da er noch schnell zu seinen Truppen zurückkehren konnte. In einem geordneten Heere versteht es sich von selbst, daß der Höchste im Range während des Gefechts ohne weiteres den Oberbefehl übernimmt. Bei diesen Reichstruppen stand es anders; sie sollten nur neben den Schleswig-Holsteinern tätig sein. Ihrem General war ausdrücklich verboten, den Strandbatterien Weisungen zu geben, und Jungmann würde solchen Befehlen im Falle der Meinungsverschiedenheit auch sicherlich nie gehorcht haben. Der Herzog mußte sich also mit der Rolle eines Zuschauers begnügen, solange eine Landung nicht versucht wurde, und ritt mit Hauptmann Stieglitz planlos hin und her. Er verweilte lange an der Windmühle von Borby, wo er nichts nützen, nicht einmal den Gang des Gefechts genau überblicken konnte. Dann ritt er nach Eckernförde zurück, eben in dem Augenblicke, da die Schiffe der Stadt nahe zutrieben. Er vermutete, jetzt würde eine Landung gewagt werden — denn die Deutschen wußten nicht, daß die beiden großen Schiffe gar keine Landungstruppen an Bord hatten —, und führte daher das Bataillon Reuß, das bisher hinter der Stadt gedeckt gestanden hatte, bei starkem Kartätschenhagel an den Strand hinaus. Der Vormarsch erwies sich sogleich als nutzlos, die Dänen dachten längst nicht mehr an eine Landung. Für alle Einzelheiten kann ich hier nicht einstehen, da mein Vater selbst nicht zugegen und ganz auf die nicht immer genauen Erzählungen des Herzogs angewiesen war. So viel ist sicher, der Herzog fühlte endlich, daß er nicht länger in einem Winkel verweilen durfte, wo nur ein kleiner Teil seiner Brigade, das Bataillon Reuß mit 560 Mann, stand; und dies war auch Jungmanns Meinung. Doch wie nach dem Schnellmarker Holze gelangen? Der nächste Weg, die Landstraße am Strande, war jetzt völlig gesperrt, seit der Angriff gegen die Südschanze begonnen hatte; der Straßenrand bildete den Kugelfang für die fehlgehenden Geschosse von 70 schweren Kanonen, der Damm war auf weite Strecken hin zerstört, von den Chausseehaufen

lag kein Stein mehr auf dem andern. Selbst ein einzelner Reiter konnte hier nicht durchkommen. Darum beschloß der Herzog, mit Hauptmann Stieglitz einen weiten Umweg landeinwärts einzuschlagen; auf die Schnelligkeit seines schönen englischen Rosses konnte er sich verlassen. Leider kannte er den Weg nicht. Er mußte zuerst das weite Binnenwasser des Windebyer Noors umreiten, geriet dann zwischen den Knicks auf Querwegen in die Irre und gelangte erst spät an den Goossee hinter dem Schnellmarker Holze. Hier sanken die Pferde in den nassen Wiesen ein; die beiden Reiter mußten absitzen und das Moorland mühsam durchwaten. Erschöpft und völlig durchnäßt, trafen sie endlich gegen 1 Uhr bei den Truppen am Südstrande ein. Wie die Dinge lagen, war der Ritt des Herzogs unvermeidlich und sein widerwärtiger Verlauf mehr ein Mißgeschick als eine Schuld. Geborenen Kriegsmännern pflegen Unglücksfälle solcher Art allerdings nicht leicht zu widerfahren.

Unterdessen blieb das Glück den kämpfenden Kameraden unverbrüchlich treu. Die Parlamentärflagge des Linienschiffes erschien den Deutschen wie gerufen, da sie während der Unterhandlungen ihre beschädigten Geschütze wiederherstellen konnten. Paludan übersendete ein Schreiben „an die oberste Zivil- und Militärbehörde von Eckernförde", das die Einstellung des Feuers und freien Abzug der Schiffe forderte, widrigenfalls die Einäscherung der Stadt androhte. Wer war befugt, dies Schreiben zu beantworten? Sicherlich nur Jungmann. Einen Stadtkommandanten für Eckernförde hatte das schleswig-holsteinische Armeekommando nicht ernannt, nur einen Etappenkommandanten, Hauptmann Wigand. In den beiden Schanzen aber befehligte Jungmann allein; er hatte das Feuergefecht geleitet, er allein war berechtigt, es einzustellen oder fortzusetzen. Der Herzog durfte nach seinen Instruktionen bei dieser Entscheidung nur mitraten, nachdem seine sechs nassauischen Geschütze doch ein wenig mitgeholfen hatten. Eine Entscheidung stand ihm nicht zu. Da er eben jetzt auf seinem unglücklichen Ritte umherirrte und man ihn nicht auffinden konnte, so fuhr Wigand mit den Eckernförder Stadtbehörden zur Nordschanze, wo sie Jungmann und den Kommandanten des schleswig-holsteinischen Reservebataillons, Irminger, trafen. Die Antwort verstand sich für tapfere Männer von selbst, und es steht einer großen Nation schlecht an, davon viel Aufhebens zu machen. Durch das Parlamentieren hatten die Dänen den kläglichen Zustand ihrer Schiffe, den man am Strande noch nicht völlig übersah, selber verraten. Die Deutschen hielten den Sieg in der Hand; es wäre Wahnsinn gewesen, die sichere Beute ohne jeden erdenklichen Grund fahren zu lassen. Die angedrohte Beschießung von Eckernförde konnte nicht schrecken, da die Dänen die Stadt schon vor den Unterhandlungen heftig, aber ohne nennenswerten Erfolg beschossen hatten. Die drei schleswig-holsteinischen Offiziere erwiderten kurz, daß sie das Gefecht fortsetzen würden und den Dänen die Verantwortung für die Be-

schießung einer offenen Stadt überließen. Zur Mitunterzeichnung dieser Antwort wurde nachher in Eckernförde auch der Kommandant des Bataillons Reuß, Oberst v. Heeringen, aufgefordert, ein kränklicher alter Herr, der nachher auf der Heimkehr im Bahnhof zu Altona gestorben ist. Er weigerte sich, zu unterschreiben. Offenbar quälten ihn die Kompetenzbedenken, die in der alten Bundesarmee eine so wichtige Rolle spielten: wenn der Herzog selbst nicht über die schleswig-holsteinischen Batterien verfügen durfte, so doch noch weniger der Oberst der vereinigten Linien des Hauses Reuß. Böse Zungen behaupteten nachher, der alte Knabe sei betrunken gewesen. Mein Vater erzählt nichts davon; er verachtete den Klatsch, der manchen Historikern für Geschichte gilt. Daher vermag ich über den Seelenzustand des reußischen Generalissimus nichts auszusagen. Genug, die Wiederaufnahme der Waffen war beschlossen, aber beide Teile suchten, wie in stillem Einverständnis, die Waffenruhe zu verlängern, um sich für den letzten Kampf vorzubereiten.

Die Offiziere am Schnellmarker Holz atmeten auf, als die Parlamentärflagge erschien und der Geschützkampf schwieg. Sie sahen jetzt wieder eine Möglichkeit, mit den Kameraden in den beiden Schanzen zusammenzuwirken. Sie alle, auch der Herzog, stimmten dahin überein, daß der Kampf fortdauern müsse. Den Herzog aber verließen jetzt die Kräfte. Diese 36 Stunden hatten ihm mehr zugemutet, als ein verwöhnter Fürst ertragen kann. Er war den letzten Tag über, bald zu Pferde, bald zu Schiff, unterwegs gewesen, um die Kieler Strandbefestigungen zu besichtigen; dann gleich nach der Rückkehr zum nächtlichen Marsche aufgebrochen, dann vormittags am Strande umhergezogen, endlich durch den unglücklichen Ritt und das Durchwaten der Sümpfe übel zugerichtet worden. Nach kurzem Verweilen bei seinen Truppen beschloß er, sie schon wieder zu verlassen; er fuhr nach Gettorf, um sich zu erholen und die Kleider zu wechseln. In seinem jugendlichen Leichtsinn hoffte er wohl, noch vor Ablauf der Waffenruhe zurückkehren zu können. Mein Vater, der sich über diesen unverzeihlichen Entschluß seines Generals begreiflicherweise nicht näher ausspricht, befehligte also wieder allein am Schnellmarker Holze. Er entsandte alsbald den Rittmeister Fritsch nach Eckernförde, um zu erkunden, wie es stehe, und ob die Reservebrigade irgendwie mitwirken könne. Zur nämlichen Zeit schickte Jungmann aus der Nordschanze den Hauptmann Wuthenow herüber mit der Anfrage, ob die vier Geschütze des Hauptmanns Müller nicht eine Aufstellung nahe der Stadt nehmen könnten.

Die Entscheidung war nicht ganz leicht. Der Waffenstillstand war nicht auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen. Die Dänen nahmen es mit dem Völkerrechte nicht genau, sie hatten soeben während der Waffenruhe den einen Dampfer wieder unter Parlamentärflagge herbeigerufen, um die Segelschiffe hinauszuschleppen. Jederzeit konnten sie also das furchtbare Feuer gegen die Südschanze wieder eröffnen. Dann aber vermochten die

am offenen Strande hinziehenden Nassauer nach menschlichem Ermessen ihr Ziel schwerlich zu erreichen, und die Vernichtung einer herzoglich nassauischen Batterie war in jenen Tagen ein sehr verantwortliches Wagnis für einen sächsischen Obersten. Mein Vater erzählt jedoch, daß er nicht einen Augenblick gezweifelt hätte. Er sagte sich: Sollen die Schleswig-Holsteiner alles allein tun? und sollen wir nichts wagen, da das Glück uns bisher so günstig war? Er befahl dem Hauptmann Müller — so berichtet Müller selbst —, seine Geschütze gegen Eckernförde hinzuführen, zwischen der Stadt und der Südschanze eine geeignete Aufstellung zu nehmen. Zum Abschied sagte er: „Gehen Sie mit Gott. Kommen Sie glücklich hin, so werden Sie das Ihrige tun, das weiß ich!" Gar zu gern, so gesteht er, wäre er selber mitgeritten, doch unmöglich konnte er sein Kommando verlassen. In seinem kurzen Berichte an das sächsische Kriegsministerium, woraus die Denkwürdigkeiten des Herzogs einige Stellen mitteilen, spricht mein Vater, indem er dieser Vorfälle gedenkt, nur ganz im allgemeinen von den Beschlüssen „des Brigadekommandos". Er wollte nicht sagen, daß er selbst allein zur Stunde das Brigadekommando vertrat; der Abwesenheit seines Generals zu erwähnen, hätte er für unritterlich gehalten. Einige Tage später sagte ihm der Herzog einmal: „Wäre ich dagewesen, ich hätte die Nassauer nicht abgesendet." Auf solche hingeworfene Äußerungen läßt sich nichts geben. Fest steht nur die Tatsache, daß der Herzog nicht zugegen war in dem einzigen Augenblicke, da das Kommando der Reservebrigade in die Lage kam, einen für den Ausgang des Gefechtes wichtigen Entschluß zu fassen.

Die Nassauer fuhren ab. Seltsam genug sahen sie aus in ihren grünen Fräcken mit gelbem Lederzeug und den hohen altfränkischen Tschakos. Der winzige Zug, der aus der Ferne, wegen der nachfolgenden Munitionswagen, allerdings etwas länger erscheinen mochte, beunruhigte die Dänen sehr; sie glaubten wieder eine große Artilleriemacht nahen zu sehen; doch sie störten ihn nicht. Hauptmann Müller stellte nun seine zwei Haubitzen und zwei Sechspfünder im Süden der Stadt hinter den Dämmen am Strande wohlverdeckt auf, nur 450 Schritt von dem Linienschiff entfernt. Er sah ein, daß die Feinde, auf den Sieg verzichtend, nur noch aus der Zange, die sie umgriff, zu entkommen suchten. Diese Flucht zu verhindern, war seine Aufgabe. Darum richtete er, als die Deutschen nach 4 Uhr das Gefecht wieder begannen, seine Kartätschenladungen gegen das Verdeck und das Takelwerk des Linienschiffes; er fegte das Deck und zerstörte die Masten also, daß keine Segel mehr aufgesetzt werden konnten; dann fuhr das Schiff fest, und er feuerte nun auch gegen den Schiffskörper. Unterdessen hatten die beiden Strandbatterien ihr Vernichtungswerk wieder aufgenommen. Die Südschanze schoß nunmehr, auf Jungmanns Geheiß, mit glühenden Kugeln, und die Wirkung war furchtbar, da die Schiffe jetzt so nahe am Strande lagen. Umsonst versuchte der

notdürftig wiederhergestellte Dampfer „Hekla" noch einmal Hilfe zu bringen, er mußte umkehren. Die „Gefion" war schon seit Mittag fast wehrlos, ihre Mannschaft entmutigt, ihre drei Masten zerschossen, ihre Boote alle bis auf eines zerstört. Gegen 6 Uhr strich sie die Flagge; nicht lange, und auch das von drei Seiten zugleich beschossene Linienschiff ließ den Danebrog niedersinken. Paludan sendete an Hauptmann Müller die Botschaft, daß er sich ergeben müsse.

Bald nach dem Wiederbeginn des Kampfes war der Herzog aus Gettorf zurückgekehrt. Er beobachtete dann am Schnellmarker Holze lange den Gang des fernen Gefechts. Als ihm gegen ½7 Uhr der heransprengende Feldwebel der Nassauer die Siegesnachricht überbrachte, bestieg er sogleich einen in der Nähe haltenden Wagen und fuhr zur Stadt. Dort am Strande umringte ihn die dichtgedrängte Masse der aus der Nachbarschaft Herbeigeeilten, frohlockend über den wunderbaren Sieg, und mit der heiteren Unbefangenheit des Fürsten nahm er die Glückwünsche der Dankbaren entgegen. Ihm, als dem vornehmsten der deutschen Offiziere, übergab der alte Paludan seinen Säbel. Schon vor seiner Ankunft hatte sich der tapfere Preußer an Bord des Linienschiffes rudern lassen, um die Einschiffung der Gefangenen anzubefehlen. Sie vollzog sich langsam, weil die See bei dem anschwellenden Ostwinde hoch ging, das Menschengetümmel am Strande die Bewegungen erschwerte und nur wenig Boote zur Stelle waren. Deshalb mußte auch die zur Besetzung des Schiffes herbeigerufene Kompanie des Bataillons Reuß vorläufig noch am Strande bleiben. Von der Gefahr, welche dem Schiffe drohte, ahnte Preußer nichts; vom Lande her hatte man nur Rauch, aber keine Flammen über dem Deck bemerkt. Er verbot also alle Löschversuche, damit die Einschiffung der Gefangenen nicht verzögert würde, und in diesem Verhalten unterstützte ihn, wie es scheint, ein verzweifelter Feind, der dänische Kapitänleutnant Krieger. Der mochte wohl wissen, was bevorstand — wer kann hier etwas Sicheres sagen? — Doch als treuer Seemann wollte er sein geliebtes Schiff nicht in den Händen des Feindes lassen. Ob eine Rettung noch möglich war, scheint sehr zweifelhaft. Der durch einen Bombenschuß der Nordbatterie verursachte Brand währte schon seit Stunden. Gegen ½8 Uhr etwa flog das schöne Schiff in die Luft, den Strand weithin mit Trümmern und Leichen bedeckend. Unter den Toten waren auch Preußer und Krieger. Als das Dunkel hereinbrach, wurde das Bataillon Gotha zur Bewachung der Einfahrt an den Eingang des Meerbusens nach Aschau und Noer entsendet und die „Gefion" durch eine Kompanie des Bataillons Reuß besetzt. Dies genügte für die nächsten Stunden. Denn die Befürchtung ängstlicher Gemüter, daß die beiden schwerbeschädigten Dampfer noch in der Nacht zur Befreiung der Fregatte zurückkehren würden, erwies sich bald als lächerlich, und schon am Morgen traf eine aus Kiel herbeigerufene Matrosenabteilung ein, um das Schiff nach Seemannsbrauch notdürftig zu sichern.

Es war ein beispielloser Erfolg. Die Dänen verloren außer den beiden Schiffen 44 Offiziere und 981 Mann an Gefangenen, dazu 131 Tote und 92 Verwundete, die Deutschen nach einem Kugelwechsel von etwa 10 000 Schüssen nur 4 Tote und 14 Verwundete; davon entfielen 1 Toter und 3 Verwundete auf die Reservebrigade. Der Ruhm des Tages gebührt zuerst dem Hauptmann Jungmann, nach ihm dem unglücklichen Preußer. Da das Gefecht wesentlich ein Kampf zwischen schwerer Artillerie war und eine Landung nicht einmal versucht wurde, so konnte die kleine Reservebrigade mit ihrer Infanterie gar nichts, mit ihren sechs leichten Feldgeschützen nur eine bescheidene Beihilfe leisten. Und dies geschah redlich. Die beiden nassauischen Kanonen neben der Nordschanze kämpften unter Oberleutnant Werne den ganzen Tag hindurch kräftig mit. Hauptmann Müller half mit seinen vier Geschützen am Vormittag den einen Dampfer vertreiben, am Abend verhinderte er die Flucht des Linienschiffes. So heftete er eine wackere deutsche Waffentat als letztes Blatt in die vordem so ruhmreiche Geschichte des kleinen nassauischen Kontingents, das nun bald verschwinden sollte; und mit gutem Grunde führt eines unserer Feldartillerieregimenter noch heute den nassauischen Namen.

Der Herzog selbst hatte freilich keinen Grund, sich dieses Tages zu rühmen. Die Zeitungen aber nannten ihn fälschlich den Höchstkommandierenden — denn ihm hatte ja Paludan seinen Säbel übergeben —, und da er fast allein unter den deutschen Fürsten ein warmes Herz für die Sache Schleswig-Holsteins zeigte, auch im Rufe liberaler Gesinnung stand, so wurde er über alles Maß hinaus gefeiert. Das Gefecht, das uns heute so klein erscheint, erweckte in tatenarmer Zeit eine unbeschreibliche Begeisterung. Der stolze Danebrog gedemütigt, die Dänen auf ihrem eigenen Elemente besiegt! — das erschien wie der Sonnenaufgang der erträumten deutschen Seemacht — obgleich wir doch nur zu Lande gefochten hatten. In den Straßen Hamburgs rief das Volk den Herzog zum Deutschen Kaiser aus, die Kieler gaben „dem Sieger von Eckernförde" noch im Juni ein glänzendes Fest, ungezählte Gedichte und Adressen verherrlichten seine Tat. Ein Poet Wilibald sang:

Nicht Bayern, Sachsen, Preußen,
Nicht Baden, Nassau mehr,
Nicht Hanseaten, Reußen!
Es naht ein deutsches Heer!

Und doch hatte gerade dieser Glückstag unwiderleglich erwiesen, daß es leider noch kein deutsches Heer, sondern nur Sachsen, Nassauer, Reußen gab. Die Fülle des Lobes stieg dem jungen Fürsten zu Kopfe, und in seiner schöpferischen Phantasie gestaltete sich nach und nach das Idealbild der Kriegsereignisse, das er in seinen Lebenserinnerungen niedergelegt hat. Er mußte aber, wie Graf Beust und mancher andere Me-

moirenschreiber, noch bei Lebzeiten erfahren, daß niemand imstande ist, seine eigene natürliche Größe durch Selbstbekenntnisse auch nur um eines Zolles Länge zu erhöhen.

In unserem heutigen Heere wäre nach den Erfahrungen des 5. April sicherlich sofort ein tüchtiger General an die Stelle des Herzogs berufen und mit dem unbedingten Befehle über alle deutschen Streitkräfte, auch über die Strandbatterien, betraut worden. Daran war in der alten Bundesarmee nicht zu denken. Als der schleswig-holsteinische Kriegsminister, ein Zivilbeamter Jacobsen, am 8. April hinüberkam, um der feierlichen Bestattung der Gebliebenen beizuwohnen, da stellten ihm der Herzog und die Offiziere des Generalstabes dringend vor: während des Gefechts hätte eigentlich niemand befehligt, für die Zukunft müßten also die schleswig-holsteinischen Truppen, auch die Batterien, dem Brigadekommando untergeordnet werden. Jacobsen sah das ein und gab die schönsten Worte, doch er tat nichts. Auch Prittwitz gab keine Antwort, als ihm der Herzog das nämliche Ansuchen stellen ließ. Denn mittlerweile hatte Jungmann, dessen Selbstgefühl durch den glänzenden Erfolg noch gewachsen war, über das Verhalten des Herzogs berichtet, und wer will es dem tapferen Manne verargen, daß seine Aussagen sehr scharf klangen? Delius antwortete: dem Herzog muß man den Daumen aufs Auge halten. Bonin aber ernannte Jungmann zum Major und Kommandanten von Eckernförde; er sagte ihm: „Nehmen Sie keine anderen Befehle an als von mir, und folgen Sie keinem anderen Rate als dem Ihres tapferen Herzens!" Das alles ließ sich menschlich wohl begreifen; doch die Folge war, daß die alte Verwirrung fortdauerte und nach wie vor zwei selbständige Kommandos auf engem Raume nebeneinanderstanden.

Mit Jungmann persönlich kam mein Vater immer gut aus; schon am 6. April verabredete er sich mit ihm über die Befestigung des Meerbusens. Die beiden Schanzen sollten verstärkt und am Südufer noch eine dritte erbaut werden, was auch in kurzer Zeit gut gelang. Aber welch ein widerwärtiger Zank tobte unterdessen um die einzige Trophäe, deren wir uns in diesen verworrenen Tagen erfreuten! Die Landmacht Deutschland war in der lächerlichen Lage, die erbeutete „Gefion" durch Landtruppen beschützen zu müssen gegen einen Angriff der dänischen Flotte, der damals von aller Welt mit größerer Besorgnis, als meinem Vater recht schien, erwartet wurde. Sie konnte das Schiff nicht bemannen; denn die kleine, aus Kiel herbeigerufene Matrosenschar genügte nicht von ferne, um die Fregatte in See zu führen, und die gefangenen Matrosen, auch die deutschen, weigerten sich, unter einer anderen Flagge als dem Danebrog zu dienen. Sie konnte es nicht einmal gegen neutrale Mächte völkerrechtlich schützen, denn die neue schwarzrotgoldene Flagge der Frankfurter Zentralgewalt wurde bisher nur von zwei Seemächten, Neapel und Belgien, geachtet, von allen anderen als Piratenflagge angesehen. Und wem gehörte

die „Gefion" jetzt? Die Schleswig-Holsteiner, die allerdings zu der Erbeutung weitaus das Beste getan, forderten sie für sich; sie hatten sich schon, trotz der Schwärmerei für die deutsche Seemacht, ein eigenes Marineamt und eine eigene Flottille geschaffen, und sie verfuhren zur See ganz ebenso partikularistisch wie zu Lande. Prittwitz dagegen beanspruchte die „Gefion" für die Zentralgewalt, und er war im Rechte, wenn anders das neue Deutsche Reich mehr sein sollte als ein Name. Gleichwohl konnten die Schleswig-Holsteiner seinen Absichten nicht trauen; riet er doch damals dem Herzoge vertraulich, die erbeutete Flagge der „Gefion" nicht der Statthalterschaft des Landes zu übergeben, sondern dem Reichsverweser, weil die Herzogtümer wohl nicht aufhören würden, der Krone Dänemark anzugehören. Kapitän Donner, ein geborener Holste, der die Kieler Matrosen an Bord der „Gefion" befehligte, war von der dänischen zu seiner heimischen Flotte übergetreten, aber eine Zeitlang im Frankfurter Marineministerium tätig gewesen und darum schon den schleswig-holsteinischen Partikularisten verdächtig. Sie sagten ihm nach — ganz mit Unrecht —, daß er das Schiff den Dänen wieder in die Hände spielen wolle; sie enthoben ihn seines Amtes in der heimischen Flotte, und fortan stand er als deutscher Reichskapitän, Macht gegen Macht, seinen eigenen Landsleuten gegenüber. Jungmann drohte einmal: „Ich werde meine Befehle an Bord der Fregatte mit der blanken Waffe durchsetzen."

Dieser Kampf zwischen Deutschland und Schleswig-Holstein berührte die Reservebrigade wenig. Nur die Garnison Eckernförde machte Not. Dort war inzwischen das württembergische Bataillon eingerückt. Die Schwaben weigerten sich, dem Stadtkommandanten Jungmann, der sie ja gar nichts anginge, ihren Wachenrapport einzureichen, und was der Erbärmlichkeit mehr war. Da man die „Gefion" auf hoher See nicht gebrauchen konnte, so wurde sie als Blockschiff in dem inneren Hafen festgerammt und gleich einer Strandbatterie nur nach der Seeseite hin armiert. Ihre übrigen Geschütze und die aus den Wellen emporgeholten Kanonen des Linienschiffs gingen zum Heere ab, nach dem Sundewitt und nach Fredericia, wo sie zum Teil von den Dänen wiedererobert wurden. Mehr als ein Jahr hindurch hat sich der Streit um die „Gefion", eine Schmach für Deutschland, dann noch hingezogen, unter mannigfachen Wechselfällen, bis das Schiff endlich unter dem Schutze der anerkannten preußischen Flagge in einen sicheren deutschen Hafen eingeführt wurde.

Die Reservebrigade kam einige Tage nach dem Gefecht endlich vollzählig zusammen. Der Herzog führte in den Hauptquartieren zu Gettorf und Altenhof einen heiteren, gastfreien Hofhalt, der eine Zeitlang durch den Besuch der Herzogin verschönt wurde; er war als Wirt und Kamerad höchst liebenswürdig, aber kein Soldat, wenig bekümmert um den täglichen Dienst und bei seiner fieberischen Erregbarkeit unfähig, rasche, feste Beschlüsse zu fassen. Mein Vater, der die königlich sächsischen Reglements

teilweise selbst verfaßt hatte und ganz in ihnen lebte, stand jetzt als Stabschef vor der schwierigen Aufgabe, noch acht andere Kontingente unter einen Hut zu bringen. Sie waren allesamt verschieden in Bekleidung, Bewaffnung, Kommando, so sehr, daß selbst der gemeinsame Postendienst Schwierigkeiten bereitete. Ihre Kommandanten zeigten alle den gleichen Stolz auf die Souveränität des Kriegsherrn, doch keineswegs alle die gleiche militärische Brauchbarkeit. Das Schmerzenskind der Brigade blieb das badische Bataillon. Diese Truppe hatte zwar den ganzen Winter über in den Herzogtümern gestanden, die vom Radikalismus weniger als die meisten anderen deutschen Lande durchwühlt wurden. Sie war jedoch schon vorher in der badischen Heimat durch das Kneipenleben und das Geschrei der Volksversammlungen gründlich verdorben worden. Das zuchtlose Volk trieb in den freien Stunden Wilddieberei, brach die Wegweiser ab, zerknickte die jungen Bäume, zerstörte die Tore der Knicks, trieb Unfug jeglicher Art. Der vortreffliche Kommandant, Oberstleutnant v. Porbeck, klagte bitter: „Ich habe so viele Strolche in meinem Bataillon!" Als die Badener bei einer Umquartierung der Brigade nach Noer verlegt werden sollten, da verbat sich der Prinz von Noer flehentlich den Besuch der wüsten Gäste, und der Herzog willfahrte seinem Wunsche. So gemütlich ging es in diesem Kriege zu. Nun kamen die Nachrichten von der Revolution daheim; eine Verordnung lief ein, unterzeichnet „Kriegsministerium. Eichler, Oberleutnant"; die Mannschaft hörte neidisch von den Kameraden, die in Rastatt zu Offizieren befördert waren; mehrere der Offiziere selbst begannen irre zu werden an ihrer Pflicht. Nicht das Ehrgefühl, nur die Macht der Umstände hielt dies einzige badische Bataillon, das dem Großherzog treu blieb, bei der Stange fest. Meutereien und Desertionen, die nach Prittwitz' Befehle mit der äußersten Strenge verhindert werden sollten, wurden gar nicht gewagt. Einige Sorge bereiteten auch die Hanseaten. Es war ein Meisterstreich des alten Bundestags, daß er die Kraft der Hansastädte nicht zum Küstenschutz verwendete, sondern ihnen die Stellung einer Reiterschar zumutete. Für eine runde Summe von Mark und Schilling Lübisch hatten die reichen Städte doch ein paar ganz brauchbare Schwadronen zusammengebracht: geworbene, altgediente Reiter auf wohlgenährten Pferden. Aber im Offizierkorps herrschte Unfrieden — wenn man hier den stolzen Ausdruck Korps gebrauchen darf —, und mein Vater hatte Mühe, den Bruderzwist der Hanseaten zu beschwichtigen.

Nach einigen Wochen zeigte sich schon, was der unverwüstliche deutsche Soldatengeist vermag. Diese so töricht zusammengewürfelte Brigade hielt in guter Kameradschaft, ohne jede Störung zusammen. In der ersten Zeit wurde sie noch mehrmals durch Nachrichten von der Küste alarmiert, bald zum Kieler, bald zum Eckernförder Meerbusen getrieben; doch jedesmal verschwanden die dänischen Schiffe. Nachher befahl Prittwitz der kleinen Schar, auch noch das Land südlich des Kieler Busens, die große Wagrische

Halbinsel bis nach Neustadt hin, zu bewachen. Wie sollte nun das andere Ufer des Meerbusens rasch erreicht werden? Man unternahm einen Versuch, ließ das Bataillon Reuß auf Booten von Kiel nach der Mündung der Schwentine übersetzen und kam zu der traurigen Erkenntnis, daß die Infanterie im Notfalle rascher zum Ziele gelangen würde, wenn sie einfach um die innere Spitze des Meerbusens bei Dorfgaarden herummarschierte; die Zahl der vorhandenen Boote war zu gering, die Überfahrt währte zu lange.

Zum Glück kam die Brigade nie in den Fall, ihre Macht an den entlegenen Küsten Wagriens zu entfalten. Auf dem Meere ward es still und stiller, die Dänen sammelten ihre Kraft für die Schläge in Jütland. Der Krieg schlief ein, und bald fiel es schwer, die Truppen durch Exerzieren, Feldübungen, Revuen genügend zu beschäftigen. Im Hauptquartier lebte man bequem, ja faul, so gesteht mein Vater selbst. Öfters wurde der Prinz von Noer auf seinem schönen gleichnamigen Landsitze besucht; die unterhaltenden Erzählungen des redseligen Schloßherrn fand mein Vater nicht immer ganz glaubwürdig — ein Urteil, das heute, seit wir die Lebenserinnerungen des Prinzen kennen, wohl jeder denkende Historiker unterschreiben wird.

Auch an politischer Arbeit fehlte es nicht ganz. Der Herzog verhandelte mit meinem Vater lange wegen der Vereinigung seines Kontingents mit der königlich sächsischen Armee. Er dachte dabei an den alten Plan einer sächsisch-thüringischen Staatengruppe, an eine engere Verbrüderung des Gesamthauses Wettin; seine Regierung und seine Landstände hingegen bezweckten, wie sie sehr naiv aussprachen, schlechterdings nur „finanzielle Erleichterung", da ihnen die in Frankfurt beschlossene Verstärkung der Bundeskontingente unerschwinglich schien. Die Entwürfe blieben liegen, weil Meiningen und Altenburg Militärkonventionen mit Preußen abschließen wollten und Gotha doch nicht allein vorgehen konnte. Am 27. Mai kamen die Statthalter Beseler und Graf Reventlow ins Hauptquartier, um vertraulich anzufragen, ob die achtundzwanzig deutschen Regierungen, welche die Frankfurter Reichsverfassung anerkannt hatten, den Krieg gegen Dänemark allein weiterführen würden, falls Preußen Frieden schlösse. Natürlich konnte der Herzog nur eine ausweichende Antwort geben. Jedermann fühlte, daß der Waffenstillstand nahe bevorstand. Der Müßiggang dieser zwecklosen Kantonierungen wurde für tätige Männer unerträglich, und mein Vater hielt sich verpflichtet, um Mitte Juni heimzukehren, als ihm der Befehl zukam, bei der Umgestaltung der sächsischen Armee den neuen Generalstab einzurichten.

Wir aber wollen das große, strenge Jahr 1866 in Ehren halten, das die Spukgestalten des alten Bundesheerwesens vernichtete. Eine Brigade von neun Nationalitäten werden wir nie wiedersehen und hoffentlich auch nie das häßliche Schauspiel eines Scheinkrieges. —

Aus der Blütezeit mittelstaatlicher Politik

(Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein Württemberger Staatsmann. Von Wilko Graf Wintzingerode. Gotha, Fr. Andr. Perthes [1866].)

Berlin 1866[1]

Wer mit strengem Urteile die geistige Entwicklung des deutschen Liberalismus in Bausch und Bogen überschlägt, gelangt zu der Einsicht, daß die Ideen Montesquieus, verarbeitet, erweitert und für die Menge mundgerecht gemacht durch die Männer der Rotteck-Welckerschen Schule, bis vor zwanzig Jahren die Alleinherrschaft über uns behaupteten. Die tiefsinnigen Lehren der deutschen historischen Schule sind jederzeit das Eigentum von wenigen geistvollen Köpfen geblieben. Die beiden einzigen wesentlichen Fortschritte, welche die konstitutionelle Theorie gewagt hat, fallen erst in die jüngste Vergangenheit. Man lernte einerseits, neben der Form des Staates auch seinen Inhalt, neben seiner Spitze auch seinen Unterbau zu beachten. Es genügt, zu erinnern an die von Tocqueville und Gneist ausgebildete Lehre der Selbstverwaltung, an die sozialen Reformversuche, an die neue Blüte der Volkswirtschaftslehre, welche in Deutschland erst seit wenigen Jahrzehnten aus einer Rezeptensammlung für angehende Verwaltungsbeamte zu einer Wissenschaft geworden ist. Andererseits ward durch die Erschütterungen des Jahres 1848 die Unmöglichkeit der alten Bundesverfassung erwiesen und der Liberalismus seitdem gezwungen, auch die Frage der nationalen Einheit, der politischen Macht und Zucht ernsthaft ins Auge zu fassen. Die Gedankenarbeit, welche sich heute in der politischen Wissenschaft wie in dem Leben der Parteien vollzieht, darf im ganzen bezeichnet werden als ein Versuch, diesen zwiefachen neuen Ideenkreis auszubauen und ihn zu verschmelzen mit den probehaltigen Ergebnissen der alten konstitutionellen Doktrin.

Auffällig genug ist das historische Urteil über die neueste Geschichte Deutschlands von dieser Umwandlung unserer politischen Ideen bisher nur wenig berührt worden. Die Vorstellung, daß die konstitutionellen Kleinstaaten in den Jahren 1815—40 im Vordergrunde des deutschen Lebens standen, Österreich und Preußen nur als tote Glieder dem Leibe der Nation anhingen, kehrt sogar in Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts wieder. Jedermann kennt die glänzenden Vorzüge dieses Werkes.

[1] Der Aufsatz erschien in den Preuß. Jahrb., Band 18 (Oktoberheft 1866), S. 305 ff.

Die Abschnitte über die geistige Bewegung zählen zu den gedankenreichsten Blättern unserer historischen Literatur; und wer mehrere Bände rasch hintereinander durchfliegt, wird immer von neuem die Kunst des Verfassers, einen massenhaften historischen Stoff zu gruppieren und zu beherrschen, bewundern müssen. Leider bilden die Abschnitte über die deutsche Geschichte den schwächsten Teil des Buches. Die Verwechslung von Kleinstaaterei und Dezentralisation, die Abneigung gegen den „Mißgedanken des Einheitsstaats" verführen hier den geistreichen Historiker zu Urteilen, welche sich nur wenig über das Niveau Rotteck-Welckerscher Geschichtsauffassung erheben. Den Kleinstaaten bleibt der unbestreitbare Ruhm, daß in ihnen dem Volke ein bescheidener Anteil an der Gesetzgebung eingeräumt war zu einer Zeit, da in Preußen die politische Selbsttätigkeit des Volkes sich auf die Gemeinde und das Heer beschränkt sah. Doch es wird hohe Zeit, schärfer und bestimmter, als Gervinus dies getan, die Schwäche, die Unfruchtbarkeit des kleinstaatlichen Parlamentarismus hervorzuheben. In Italien allein unter allen Ländern des Kontinents hat bisher das konstitutionelle System sich mit einigem Schwunge, in einem großen Zuge des Lebens entfaltet. Selbst in Frankreich wird ein nur zu großer Teil der Kammerberichte des Julikönigtums angefüllt durch persönliches Gezänk, durch die Jagd nach den Ministerstellen, durch unfruchtbare Einzelkritik der Verwaltung. Vollends in unseren Kleinstaaten prägte die Enge der Verhältnisse den Kammerverhandlungen einen so abschreckenden Charakter armseliger Langeweile auf, daß von den Hunderten ehrenwerter rechtlicher Männer, welche einst durch Ständchen und Ehrenbecher als Vorkämpfer deutscher Freiheit gefeiert wurden, kaum zehn noch in der Erinnerung der Menschen leben und anhaltende Beschäftigung mit der kleinstaatlichen Verfassungsgeschichte für lebhafte Geister fast zur psychischen Unmöglichkeit wird. Ernsthafte politische Gedanken und Leidenschaften konnten in dieser kleinen Welt sich nur regen zur Zeit tief einschneidender Verfassungskämpfe, wie in Kurhessen. Von hundert Bänden der stenographischen Berichte behandeln neunzig den Streit um einzelne Posten auf dem Küchenzettel des Staates. Schon um das Jahr 1820 konnte der badische Minister v. Berstett dem Fürsten Metternich schreiben: man habe die Gefährlichkeit der konstitutionellen Einrichtungen unbillig überschätzt; Wohlfeilheit der Verwaltung sei diesen Kammern wichtiger als irgendein politisches Prinzip. Dieser kleinbürgerliche Liberalismus, emporgewachsen in kleinen Ständekammern, welche nie in die Lage kommen konnten, sich mit der großen Politik zu befassen, ward leider bekanntlich der Lehrmeister der preußischen Opposition; daraus erklärt sich zum Teil der unerfreuliche Gang des preußischen Verfassungslebens.

Noch auffälliger als die Kleinlichkeit ist die Unfruchtbarkeit der ganzen Richtung. Wenn nach einem halben Jahrhundert parlamentarischen Lebens keine Kammer der Kleinstaaten mächtig genug war, ihre Regierung von

einem ruchlosen Bürgerkriege zurückzuhalten, so kann auch das mildeste Urteil sich nicht verbergen, daß diese konstitutionelle Entwicklung an unheilbaren Grundschäden leidet. Die nahe Verwandtschaft von Partikularismus und seichtem Liberalismus ist unverkennbar, sie tritt auch in den preußischen Provinzen deutlich hervor. Nicht bloß die kleinen Kabinette rühmten ihre Landesverfassung — wir reden hier abermals mit Berstetts Worten — als „unser sicherstes Palladium gegen jeden Eingriff der großen Staaten in unsere bedungene Unabhängigkeit" und freuten sich, daß „die abgesonderte Eigentümlichkeit" jedes Staates durch die Verfassung schärfer ausgebildet werde. Auch die Führer der liberalen Opposition, die so gern von deutscher Einheit redeten, lebten und webten in einem engen landschaftlichen Horizonte. Man betrachte das Leben Rottecks, dieses grundehrlichen, warmherzigen Mannes, von dem Tage an, da er den Kaiser Franz auf den Knien bat, das alte landschaftliche Stilleben des vorderösterreichischen Breisgaues wiederherzustellen, bis zu der Zeit seines europäischen Ruhmes, da er, mitten unter großen Worten von Deutschlands Einheit, mit Abscheu den Gedanken zurückwies, das lichte Rheinland und das finstere Pommern unter einer Verfassung zu vereinigen. Man mustere das Verhalten der Partei in den großen nationalen Fragen — das jahrzehntelange Ankämpfen gegen den Zollverein, die aus berechtigten und törichten Motiven so seltsam gemischte Opposition wider den Bundestag, die endlich in dem naiven Satze gipfelte: „Die Landesverfassung steht über dem Bunde", desgleichen jene unausrottbare Selbstgefälligkeit, welche in den Kleinstaaten des Südens den Kern des deutschen Volkstums, in Preußen nur einen Außenposten Rußlands erblickte und gar nicht ahnte, daß die belobte Freiheit der Kleinstaaten immerdar von der Gnade der großen Mächte abhing: und zu alledem in jüngster Zeit die Schwärmerei der Liberalen für das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Stämme! Dann wird man gestehen, daß jederzeit nur eine kleine Minderzahl der kleinstaatlichen Liberalen ein Verständnis für nationale Politik besaß. Fürst Metternich und seine Getreuen folgten einem richtigen Instinkte, wenn sie die Träume der deutschen Burschen für gefährlicher hielten als den Liberalismus der Kammern. Die Ungebundenheit des akademischen Lebens stand in der Tat als eine Anomalie in dem deutschen Polizeistaate, während die harmlosen Kammern der bureaukratischen Maschine sich bald leidlich einfügten; und in dem wunderlichen Treiben der Burschenschaft regte sich der nationale Gedanke mit einem Pathos, einer Energie, welche er in den Ständehäusern nur selten zeigte.

Das historische Urteil über die offenkundig vorliegenden Tatsachen unserer neuesten Geschichte bedarf einer gründlichen Revision. Noch mangelhafter sind natürlich die landläufigen Vorstellungen über die Haltung der Kabinette; hier fehlt oft sogar die genügende Kenntnis der Tatsachen. Gewiß bildet das letzte Vierteljahrhundert der Regierung König

Friedrich Wilhelms III. einen der ödesten und reizlosesten Abschnitte der preußischen Geschichte. Was diese stille Zeit in dem großen historischen Zusammenhange bedeutet, das läßt sich erst seit dem Sommer 1866 gerecht beurteilen, seit die politischen Kräfte, welche damals gesammelt und geordnet wurden, so herrlich sich entfaltet haben. Der mühselige Prozeß der Verschmelzung grundverschiedener Provinzen zu einem Staate, die segensreiche Einwirkung, welche die Verwaltungsgrundsätze und das Heerwesen Preußens schon damals auf das übrige Deutschland ausübten, haben ihren kundigen Geschichtschreiber noch nicht gefunden. Auch die deutsche Politik Friedrich Wilhelms III. bedarf noch einer gerechten Schilderung. Es ist nicht wahr, daß Preußen damals so ganz und vollständig ein Vasall Österreichs gewesen sei, wie die landesübliche Meinung behauptet. Vielmehr standen in der Regierung dieses Königs, von dem ersten bis zum letzten Jahre, zwei Parteien am Hofe einander gegenüber: auf der einen Seite gemeine Hofleute, Männer der gedankenlosen bureaukratischen Routine, zitternd vor jeder Regung der nationalen Kraft, sehr geneigt, um des Friedens und Behagens willen den Staat einem fremden Willen unterzuordnen; auf der anderen Seite tatkräftige Männer von bereitem Verständnis für die Gegenwart, voll preußischen Stolzes. Derselbe Fürst Wittgenstein, der in den napoleonischen Tagen zu Steins geheimen Widersachern zählte, war später ein Führer der österreichischen Partei; und man darf ihm das Zeugnis nicht versagen, daß er folgerichtig blieb in seiner Nichtigkeit. Von der nationalen Partei am Hofe nimmt man gemeinhin an, daß sie seit der Ministerkrisis des Jahres 1819, seit dem Ausscheiden von Boyen und Humboldt, gänzlich aus der Regierung verschwunden sei. Das ist ein Irrtum. Graf Bernstorff erkannte sehr wohl die fundamentale Verschiedenheit der Interessen Österreichs und Preußens; nur fehlte seinem milden, versöhnlichen Wesen die Wucht des Willens, um seine bessere Überzeugung zur Geltung zu bringen. Ihre festen Stützen fand Preußens nationale Staatskunst damals in den obersten Räten der Ministerien, freies Feld zu schöpferischem Wirken allein auf dem Gebiete der Handelspolitik. Mit vollem Rechte hat L. K. Aegidi in seiner vielgescholtenen, trefflichen Schrift über die Vorzeit des Zollvereins die planvolle Sicherheit der preußischen Handelspolitik hervorgehoben. Soweit unsere Kenntnis reicht, läßt sich freilich nicht erweisen, daß schon im Jahre 1818, als das preußische Zollgesetz erlassen ward, ein vollkommen klarer Plan der deutschen Zolleinigung in Berlin vorhanden war. Um so gewisser ist, daß bereits wenige Jahre darauf die leitenden Grundsätze der preußischen Zollvereinspolitik feststanden. Man hatte in dem berüchtigten Zollstreite mit Anhalt-Köthen die Erfahrung gemacht, daß jede Einladung von preußischer Seite dem Dynastendünkel der kleinen Höfe als ein Eingriff in die Souveränität erschien, und darum die unverbrüchliche Regel angenommen, sich der Initiative zu enthalten und gelassen abzuwarten, bis die wirtschaftliche

Not die kleinen Nachbarn zu Verhandlungen mit Preußen drängen würde. Man lernte ferner schon aus den ersten Unterhandlungen mit Darmstadt, daß Handelsverträge über einzelne Zollerleichterungen bei dem wunderlichen Durcheinander der deutschen Grenzen unfruchtbar bleiben mußten, und zog daraus den Schluß, daß nur die vollständige Einverleibung der kleinen Staaten in das preußische Zollsystem den Beschwerden des Handels Abhilfe bringen könne. Eichhorn, der als Geheimer Rat im Auswärtigen Amte ebenso segensreich wirkte wie später unheilvoll als Minister, hat diese Ideen in einer langen Reihe von Denkschriften entwickelt. Auf das bestimmteste tritt darin die Erkenntnis hervor, daß die nationale Politik in Österreich ihren unversöhnlichen Gegner finde, desgleichen die bewußte Absicht, Preußen zum Mittelpunkte der materiellen Interessen der Nation und dadurch zur führenden deutschen Macht zu erheben. Wenn wir diese meisterhaften Staatsschriften lesen und damit andere gleichzeitige Erzeugnisse preußischer Staatsmänner vergleichen — etwa die Berichte des Fürsten Hatzfeldt aus Wien, welche vor dem großen Zauberer an der Donau in Bewunderung ersterben, oder jene zahllosen Briefe des Ministers v. Schuckmann, welche mit feierlicher Salbung den kleinen Höfen Kunde geben von einer beliebigen Studentenpaukerei in Heidelberg oder Tübingen und die Bundesgenossen vermahnen, abzulassen von der sträflichen Nachsicht gegen das staatsgefährliche Treiben der jungen Weltverbesserer — dann begreifen wir kaum, wie so viel Weisheit und so viel Torheit innerhalb eines Kabinetts sich verbinden konnte. Im ganzen darf man behaupten, daß beim Durchforschen der ersten Quellen die preußische Politik jener Zeit besser erscheint als ihr Ruf; Preußen blieb trotz alledem der einzige deutsche Staat, der mit einigem Ernst an der praktischen Einigung der Nation arbeitete.

Genau das Gegenteil gilt von den kleinen Höfen. Jede neue Quellenforschung verstärkt den Widerwillen gegen die vollendete Unwahrheit und Frivolität jenes Liberalismus, den die Mittelstaaten im Kampfe wider die Großmächte zur Schau trugen. „Der ganze Bodensatz des Rheinbundes kam damals zutage" — so urteilte bekanntlich Radowitz über die Blütezeit der mittelstaatlichen Politik, über jene Epoche, da Wangenheim die Opposition am Bundestage leitete. Das Wort ist grausam, wenn es Männern wie Wangenheim und Lepel gelten soll, deren redlicher Patriotismus trotz mancher wunderlicher Schrullen sich nicht bezweifeln läßt. Auch über den König Max Joseph von Bayern und den Großherzog Ludwig von Baden dürfen wir milder urteilen. Wenn diese beiden Männer der alten Zeit, jener ein Schüler des aufgeklärten, dieser des unaufgeklärten Absolutismus, in das neue landständische Wesen sich nicht finden konnten und zwischen ihren Landtagen und den großen Höfen ein unredliches Doppelspiel spielten, so mag man dies wenig ehrenvoll, doch immerhin menschlich finden. Aber in seiner ganzen erdrückenden Schwere trifft Radowitz' Ver-

dammungsurteil jenen Fürsten, den die liberale Welt als Schwert und Schild deutscher Freiheit, als den Martin Luther unserer politischen Reformation feierte: den König Wilhelm von Württemberg. —

Diese Betrachtungen werden uns rege beim Durchlesen der Biographie des württembergischen Ministers Wintzingerode, welche dessen Sohn, Graf Wintzingerode-Bodenstein, herausgegeben hat. Die Schrift ist veranlaßt durch den Aufsatz des Unterzeichneten über Wangenheim, und ich kann nur mit Dank die ritterliche Haltung der Polemik anerkennen. Selten mag ein Sohn die Ehrenrettung seines Vaters so unbefangen, so frei von jeder verzeihlichen Empfindlichkeit geführt haben. Zwar das Verlangen des Verfassers, der Historiker dürfe nur dann den Charakter der Handelnden vor sein Forum ziehen, wenn er ihr ganzes Leben kenne — diese Forderung erscheint mir, und sicher allen Sachkundigen, als unerfüllbar. Einmal muß der kecke Versuch, neueste Geschichte zu schreiben, doch gewagt werden, und ohne Urteil über die handelnden Charaktere ist eine Geschichtschreibung nicht möglich. Soll hier Mißgriffen vorgebeugt werden, so steht zu wünschen, daß die Besitzer der zur Zeitgeschichte gehörigen Papiere mit der Herausgabe nicht erst auf eine Veranlassung von außen warten. Nach allem, was bisher vorlag, konnte das Urteil über den Minister Wintzingerode nicht anders denn ungünstig lauten. Er stand in den Jahren 1819—1823 an der Spitze des Auswärtigen Amts zu Stuttgart und galt daher den Konservativen als der Urheber der Oppositionspolitik der Krone Württemberg gegen die Großmächte. Im Sommer 1823 erkannte er, daß ein Einlenken, ein Zugeständnis an die großen Mächte geboten sei, er setzte die Abberufung Wangenheims vom Bundestage durch, und alsbald erhob sich in der liberalen Presse der Vorwurf des Verrats. Dergestalt hatte er es mit beiden Parteien verdorben, mit seltener Einstimmigkeit brachen die Zeitgenossen über ihn den Stab. Die Memoiren des hochkonservativen Grafen Senfft und die Gesandtschaftsberichte Blittersdorffs sprechen von ihm mit ebenso schonungslosem Tadel wie Wangenheim und die gesamte Presse des Liberalismus; Wangenheim insbesondere, tief gekränkt durch seine Abberufung, erging sich in den heftigsten Ausfällen gegen den alten Genossen und sagte noch nach Jahren in einem Buche: „Wintzingerode nahm später ein ebenso verdientes als schmähliches Ende." Solchen Anfeindungen hat der Graf eine, wie mir scheint, übertriebene Gleichgültigkeit, ein unverbrüchliches Stillschweigen entgegengesetzt; begreiflich daher, daß alle Historiker, ohne Ausnahme, das von beiden Parteien ausgesprochene harte Urteil wiederholt haben.

Nach den Mitteilungen der vorliegenden Schrift muß dies Urteil wesentlich gemildert werden, obgleich natürlich dem Fernstehenden manches in anderem Lichte erscheint als dem Sohne. Ein klarer, nüchterner Kopf, konnte der Minister zwar die Schule der rheinbündischen Bureaukratie nicht verleugnen: die Freiheit der Universitäten galt ihm als eine schwere

Gefahr. Indes, er wußte sich in das Gegebene zu schicken, er erkannte das Verlangen nach Verfassungen als die „Krankheit der Zeit", die man ermäßigen, nicht hindern könne. Er forderte eine Adelskammer als Schirm des Thrones, ständische Vertretung des Grundbesitzes und der Gewerbtreibenden in der Zweiten Kammer und vor allem Einführung der Verfassung durch königlichen Befehl, nicht durch Vertrag mit den alten Ständen: — eine Ansicht, die sich leicht erklärt aus den widerwärtigen Erfahrungen des schwäbischen Verfassungskampfes. Die Großmachtspolitik, die phantastischen Triaspläne des Königs und Wangenheims billigte er keineswegs. Überhaupt war damals das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht in den besseren Köpfen der kleinstaatlichen Diplomatie lebhafter, als man gemeinhin annimmt. In einer Denkschrift des Freiherrn v. Blittersdorff vom Jahre 1820 finden sich die trefflichen Worte: „An und für sich enthält es eine Art von Widerspruch, wenn man von der Politik eines kleinen Staates wie Württemberg redet. Hier sollte nur von Interessen des Staates die Rede sein. Man fühlt dies in Stuttgart und ist daher bemüht, das Partikularinteresse Württembergs bis zur eigentlichen Politik zu steigern." Ähnliche Aussprüche bescheidener Selbsterkenntnis begegnen uns in Wintzingerodes Papieren; wiederholt versichert er dem Könige: ich weiß die Kosten des auswärtigen Departements nicht zu rechtfertigen. Der Bundestag galt ihm von Haus aus als „eine widersinnige Konzeption". Der Graf empfahl die Politik des harmlosen Partikularismus: möglichste Unabhängigkeit der Kleinstaaten, gesichert durch festes Zusammenhalten der Kleinen unter sich und durch ein gutes Verhältnis zu Österreich. Der scharfsinnige Mann erkannte leicht, daß die Wiener Politik in Deutschland eine feste bündische Ordnung nicht schaffen, die Unabhängigkeit der kleinen Kronen nicht ernstlich gefährden konnte; „beruhigend" erschien ihm namentlich jene Rede des k. k. Bundesgesandten, welche den Deutschen Bund ausdrücklich als Staatenbund, nicht als Bundesstaat bezeichnete. Dagegen hegte er eine sehr niedrige Meinung von der Lebensfähigkeit und Tatkraft Preußens. Aber diese Ansichten, die man als die normalen Anschauungen der kleinen Diplomatie bezeichnen kann, hielt der Graf nicht folgerichtig fest. Er verstand die Beamtentreue in einem Sinne, welcher, den Subalternbeamten geziemend, für leitende Staatsmänner unzulässig, in Deutschland freilich auch unter den Ministern der allgemein übliche ist. Er beteiligte sich auf des Königs Befehl an den Torheiten jener schwäbischen Großmachtspolitik, die er mißbilligte; er verfaßte selber jene berufene Zirkulardepesche vom 2. Januar 1823, welche den großen Mächten napoleonische Herrschaft vorwarf — obgleich er dringend von diesem Schritte herausfordernden Übermuts abgeraten hatte. Ja, als der König hinter dem Rücken des Grafen eine unzweideutige Nichtswürdigkeit begangen hatte (wir werden sie sogleich kennenlernen), da — erzählt der Sohn — „hätte der Minister es für eine Schande gehalten, seinen Fürsten in einem

Augenblicke wirklicher Verlegenheit im Stich zu lassen", und blieb auf seinem Posten. Er beging sicherlich keinen Verrat, keinen Abfall, wenn er endlich erkannte, daß Wangenheim durch seine vielgeschäftige Opposition am Bundestage unmöglich geworden war, und dem Könige die Abberufung des Freundes vorschlug. Doch jedermann wird es in der Ordnung finden, daß die Großmächte den Minister verantwortlich machten für die von ihm selbst geschriebenen Depeschen und ihn als den Genossen Wangenheims behandelten. Der König entschloß sich zu einer weiteren Genugtuung an Österreich und Preußen und entließ, wenige Monate nach Wangenheims Fall, auch den Grafen Wintzingerode.

Die kleine Schrift hat den Charakter des Grafen Wintzingerode von den Vorwürfen des Verrats und des frivolen Ränkespiels vollständig entlastet; dagegen bildet sie eine schwere, wohlbegründete Anklageakte gegen König Wilhelm von Württemberg. Zur Charakteristik dieses Helden der Opposition im Deutschen Bunde und des kleinstaatlichen Kabinettsliberalismus überhaupt seien hier noch einige aphoristische Mitteilungen gestattet. Ich schöpfe dieselben zum Teil aus der Wintzingerodeschen Schrift, zum Teil aus den Akten des badischen Ministeriums des Auswärtigen, deren Inhalt mit der Erzählung des Grafen vollständig übereinstimmt. Betrachtungen wird man uns erlassen, da die Tatsachen so laut reden und wir gottlob endlich in der Lage sind, ohne Leidenschaft über die alte Bundespolitik zu sprechen. Die Kleinlichkeit unserer Mitteilungen bedarf kaum der Entschuldigung; wer in den Papieren unserer kleinen Diplomatie blättert, weiß niemals recht, wo die Politik anfängt, wo der Klatsch aufhört. —

Es ist bekannt, welches bunte Gemisch widersprechender Beweggründe die kleinen Höfe des Südens veranlaßte, alsbald nach der Gründung des Deutschen Bundes ihren Völkern die verheißene Verfassung zu geben. Einzelne süddeutsche Staatsmänner erkannten allerdings verständig die unabweisbare Forderung der Zeit. Vorherrschend blieb doch der dynastische Dünkel: man eilte, die Verfassung aus eigener Machtvollkommenheit zu verleihen, aus Furcht, daß der Bund die Einführung befehlen könne. Dazu kam die Eifersucht auf die Nachbarn, welche zwischen Bayern und Baden zuletzt in ein Wettlaufen um den Preis der frühesten und liberalsten Verfassung ausartete — endlich die Furcht vor Preußen. Sehr tief haftete in den Herzen der kleinen Diplomaten die Erinnerung an jene kühne trotzige Sprache, welche die preußischen Generale in den Tagen des zweiten Pariser Friedens zum Schrecken des Fürsten Metternich geführt hatten. Bis zum Jahre 1819 bestand an den kleinen Höfen der Wahn, daß Preußen beherrscht werde von einer verwegenen Umsturzpartei militärischer Jakobiner. Und dieser revolutionäre Staat war in Frankfurt vertreten durch Wilhelm Humboldt, der mit seinem preußischen Stolze, seiner abweisenden Kälte und schneidenden Dialektik so gar nicht zu den Genossen

paßte. Die kleinen Leute standen vor ihm mit ähnlichen Empfindungen wie der Hund vor einem Glase Wein. Keine radikale Vermessenheit, die man dem großen „Sophisten" nicht zugetraut hätte. Immer wieder berichten die kleinen Gesandten von ausschweifend liberalen preußischen Verfassungsplänen aus Humboldts Feder, welche „die opinion" für Preußen gewinnen, Preußens Alleinherrschaft in Deutschland vorbereiten sollten. Der badische Bundestagsgesandte v. Berstett weiß sogar (20. Dezember 1815), daß in dem Humboldtschen Parlamente, wie einst zur Zeit Oliver Cromwells, preußische Armeedeputierte erscheinen werden. Die Angst vor Preußens Radikalismus geht durch alle Geständnisse der kleinen Diplomaten jener Tage, sie war ein mächtiger Hebel zur Beschleunigung der süddeutschen Verfassungsarbeiten. Man weiß, wie hart bei diesem Werke die württembergische Krone mit dem Eigensinne ihrer alten Stände zu kämpfen hatte. Wenn wir tiefer auf diese Händel eingehen, wenn wir in einer Eingabe des Grafen Waldeck an den Bundestag Sätze lesen wie diesen: „Die altwürttembergische Verfassung ist durch die einhellige Stimme Deutschlands und die Segnungen dreier Jahrhunderte so bündig als ein Werk menschlicher Vollkommenheit bewährt, daß die Vernichtung auch nur eines ihrer Bestandteile eben ihrer künstlerisch zarten Zusammenfügung wegen ihr Ganzes und somit das Wohl des Volkes gefährden würde" — so scheint es allerdings, als sei mit diesen Götzendienern des alten Rechts jede Unterhandlung unmöglich gewesen. Indes war das Mißtrauen der Stände gegen die Krone keineswegs grundlos. König Wilhelm hatte zweimal vergeblich den Ständen liberale Verfassungsentwürfe vorgelegt; da überkam ihn im Herbst 1817 die Reue, und er beschloß, beim Deutschen Bunde Hilfe zu suchen gegen seinen eigenen Liberalismus. Wangenheim in Frankfurt und Wintzingerode, damals noch Gesandter in Wien, erhielten den Auftrag, um authentische Interpretation des Artikels 13 der Bundesakte (über die Landstände) zu bitten, „damit allen übertriebenen Anforderungen eine feste und unerschütterliche Schranke gesetzt werde". Natürlich durften die Gesandten den wahren Grund der Bitte nicht verraten; der König, versicherten sie, sei durch sein Wort an den Verfassungsplan gebunden, doch die unruhige Stimmung im Norden bedürfe eines Zügels, und — fügte der plauderhafte Wangenheim harmlos hinzu — das Verfassungsprojekt des Königs drohe für ganz Deutschland ein verhängnisvolles Beispiel zu werden! (So berichtet der badische Bundestagsgesandte v. Berckheim am [18. und][1] 23. November und am 19. Dezember 1817, in Übereinstimmung mit Wintzingerodes Aufzeichnungen.) Fürst Metternich stand in jenem Augenblicke der konstitutionellen Bewegung der Kleinstaaten noch planlos und gedankenlos gegenüber; er hatte soeben dem argwöhnischen Münchener Hofe versichert, von einer Einwirkung des Bundestags auf die Ausführung des Artikels 13 könne nie die

[1] Am Rande von Treitschkes Hand hinzugefügt.

Rede sein. Erst seit jenem Hilferufe des liberalen Königs ward in Wien der Plan rege, von Bundes wegen die Landesverfassungen zu verstümmeln; Metternich begann nunmehr jene stille Arbeit, welche auf den Karlsbader Konferenzen ihren ersten großen Erfolg errang. Erinnern wir uns nun, wie Württemberg in Karlsbad die Rolle des gesinnungstüchtigen Opponenten spielte, nachher in Frankfurt gegen die Karlsbader Beschlüsse stimmte und trotzdem gestattete, daß die Bundesprotokolle der Welt die einstimmige Annahme jener Beschlüsse erzählten, und bedenken wir, daß Württemberg selbst die allererste Veranlassung zu der Karlsbader Verschwörung gegeben hatte — so stehen wir wahrlich vor einem Meere von Unwahrheiten und finden für dies komplizierte Lügensystem eine Erklärung allein in dem krausen Gewirre der Stuttgarter Hofparteien. Da standen neben- und widereinander: Maucler und Weishaar, die Führer des eingeborenen „Herrenstandes", Malchus, der ausländische Bureaukrat, die Triaspolitiker Wangenheim und Schmitz-Grollenburg, der diplomatische Intrigant Trott, der konservative Wintzingerode, endlich der König mit seiner persönlichen Politik, welche alle diese Karten im raschen Wechsel auszuspielen verstand.

Um nichts redlicher erscheint Württembergs Haltung in den von Preußen angeregten Verhandlungen über das Bundesheerwesen (1818). Der preußische Plan, die kleinen süddeutschen Kontingente dem österreichischen, die norddeutschen dem preußischen Heere anzuschließen, war sicherlich ein schwerer politischer Fehler; er hätte, durchgeführt, die Stellung des fremden Donaureiches auf deutschem Boden befestigt, er bedeutete die Mainlinie im schlechten Sinne. Jedoch eine klare Würdigung der Stellung Österreichs zu Deutschland war damals nirgendwo vorhanden, und der preußische Vorschlag darf zum mindesten gelten als ein wohlgemeinter Versuch, unsere Wehrkraft zu verstärken, die kleinen Truppenteile zu brauchbaren Gliedern schlagfertiger Heere zu erheben. Den Wert dieses guten Willens lernen wir erst schätzen, wenn wir die Geständnisse der mittelstaatlichen Diplomatie damit vergleichen: da regt sich nicht einmal der Gedanke, daß es auf die Sicherung Deutschlands gegen das Ausland ankomme, den einzigen Gesichtspunkt bildet die Sorge, daß die eigene Unabhängigkeit durch den heimischen Nachbarn nicht gefährdet werde. Schon als die preußischen Vorschläge erst vorbereitet wurden, schrieb Berstett (12. November 1816) jubelnd, alle Kleinstaaten seien darin einig, auch nicht den Schein eines gefährlichen Einflusses zu dulden; auf jeden preußischen Vorschlag müsse man sogleich mit einem Gegenprojekte antworten, „denn dessen Unausführbarkeit muß erst bewiesen werden, bevor man es verwerfen kann". Das Wiener Kabinett, dessen Unfruchtbarkeit und Gedankenarmut in den ersten Jahren der Bundesgeschichte auf das kläglichste hervortrat, war anfangs dem preußischen Plane nicht abgeneigt, bis die kleinen Staaten Österreichs Eifersucht aufregten und den k. k. Gesandten beschworen, sich

nicht von Preußen schimpflich ins Schlepptau nehmen zu lassen (Bericht des badischen Bundestagsgesandten v. Berckheim vom 8. April 1818). Nun tritt Bayern auf mit dem Vorschlage, neben den Armeen der beiden Großmächte eine dritte, rein deutsche, selbstverständlich unter bayerischem Kommando, zu bilden. Sofort verwahrt sich Wilhelm von Württemberg dagegen; er will auch Bayern nicht als rein deutschen Staat gelten lassen, sondern neben den Heeren der drei größten Staaten zwei kleinstaatliche Korps bilden; das süddeutsche muß besonders stark sein, als eine Barriere zwischen Bayern und Frankreich. Auch dieser Vorschlag erregte bei Baden Bedenken, denn es stehe zu fürchten, daß England-Hannover in dem norddeutschen Korps ein gefährliches Übergewicht behaupte. Wieviel vertrauenerweckender war der Plan, elf Korps zu bilden, mit dem endlich Metternich hervortrat. Damit war freilich die militärische Unbrauchbarkeit des Bundesheeres entschieden, doch die Souveränität der kleinen Kriegsherren gewahrt. Auch dann noch erschien die Übermacht der Großmächte bedenklich; die Kleinen verlangten, daß Österreich und Preußen nur mit einem geringen Teile ihres Heeres der Bundesarmee beitreten sollten. Preußen erklärte sich nunmehr bereit, ebensoviel Truppen zu stellen wie Österreich, und es ist lehrreich, welche widersprechenden Gefühle dies Erbieten hervorrief: Berckheim war erschreckt über solchen Ausbruch preußischer Herrschsucht, der König von Württemberg aber zeigte sich einverstanden: so werde „ein heilsames Gleichgewicht" zwischen den Großmächten hergestellt (Berckheim, 10. Juli 1818). In diesem Stile schleppt der Handel sinnlos, ziellos sich weiter, bis die Frage der Bundesfestungen in den Vordergrund tritt. Durch die Bundesfestung Ulm sieht Wilhelm von Württemberg seine Unabhängigkeit schwer bedroht; in solcher Gefahr wendet er sich um Hilfe — an den Zaren Alexander.

Der Haß der Liberalen gegen die deutschen Großmächte war in jenen Jahren so heftig, daß man selbst diesen Hilferuf an das Ausland dem liberalen Könige selten ernstlich verdachte. Ja, die berufene Reise nach Warschau, welche der König unternahm, um den Beistand des Zaren gegen die Karlsbader Beschlüsse zu gewinnen, ward ihm sogar zum Ruhme angerechnet: galt es doch, den Liberalismus zu verteidigen! Wie es in Wahrheit stand mit diesem mittelstaatlichen Liberalismus, darüber geben die Berichte des badischen Geschäftsträgers, Freiherrn v. Blittersdorff, mannigfache Aufklärung. Blittersdorff stand gerade am Beginne seines ehrgeizigen Wirkens; seine Berichte, welche sich schon damals durch Gedankenreichtum und feine Beobachtung vor den gewöhnlichen Produkten der kleinen Diplomatie glänzend auszeichneten, lassen uns Schritt für Schritt verfolgen, wie die kleinen Höfe um die Gunst des Zaren warben, wie sich Baden von Kapodistrias Verhaltungsmaßregeln für die deutsche Politik geben ließ, Bayern jeden seiner Gesetzentwürfe zuerst dem Zaren unterbreitete usf.

Ein trauriger Anblick, dies Ratsuchen bei dem Ratlosen! Launisch und unstet wechselte die Stimmung des Zaren. Soeben hatte er den polnischen Reichstag mit einem Schwall liberaler Versicherungen eröffnet, kurz nachher wünschte er dem Kaiser Franz Glück, weil dessen Weisheit den Polen in Galizien konstitutionelle Einrichtungen versagt habe. Bald ermahnte er drohend den Großherzog von Weimar zu scharfem Einschreiten gegen die Demagogen von Jena, bald mußte der getreue Anstett in Frankfurt das Selbstgefühl der Kleinen aufregen und Kapodistrias in schwungvollen Depeschen den Widerstand der konstitutionellen Höfe gegen die beiden Großmächte aufstacheln. Beständig in diesem unbeständigen Gebaren ist allein die altrussische Politik des divide et impera gegen Deutschland. Mit warmem Danke erkannten die kleinen Höfe die väterliche Fürsorge des Zaren. Hatten sie doch schon zur Zeit der Gründung des Bundestags darauf bestanden, daß die drei fremden Großmächte in Frankfurt durch Gesandte vertreten würden, da — wie der badische Minister v. Hacke schrieb — „diese Mächte für die deutschen Souveräne immer ein Schutz und eine Stütze gegen Österreich und Preußen sind". Es ist sattsam bekannt, mit welchem brutalen Hochmute die russische Welt damals auf Deutschland herabschaute: man rühmte sich der Befreiung unseres Landes, man stellte prahlend die erhabene Ruhe und Klarheit der russischen Zustände der Verwirrung und fieberischen Aufregung des deutschen Lebens gegenüber. Zur Zeit des Aachener Kongresses hatte Stourdza seine anmaßende Schrift gegen die deutschen Universitäten geschleudert, bald darauf traf Okens ungeschickte Entgegnung in Petersburg ein und zur selben Zeit die Nachricht von der Ermordung Kotzebues, welche Stourdzas schlimmste Anklagen zu bestätigen schien. Die Salons in Petersburg hallten wider von Schmähungen gegen die deutschen Jakobiner; und wenn Blittersdorff, dem es an nationalem Selbstgefühle nicht gebrach, sein Volk zu verteidigen wagte, so beriefen sich die Russen auf einen Brief Wilhelms von Württemberg an die Kaiserinmutter, der in den schwärzesten Farben Deutschland schilderte als der Rettung bedürftig, als beherrscht von einer Rotte revolutionärer Fanatiker (Blittersdorffs Bericht vom 30. April 1818 u. ff.). Und diesen Fürsten, der zuerst seine Nation bei den Fremden verklagte und nachher gegen die Beschlüsse der deutschen Kabinette abermals die Hilfe des Auslandes anrief — ihn feierte unser gutherziges Volk als den deutschen Kaiser, ihn baten die schwäbischen Offiziere in Ulm, daß er mit den Waffen in der Hand Schwabens Freiheit verteidige gegen die fremden (das will sagen: gegen die deutschen) Höfe!

Der Patriotismus des Königs sollte noch glänzendere Proben ablegen. In das Jahr 1820 fallen bekanntlich zwei Denkschriften, welche die letzten Ziele, den unversöhnlichen Gegensatz der beiden streitenden Parteien mit dankenswerter Offenheit enthüllten. Am 4. Mai schrieb Fürst Metternich, auf den Wunsch des Großherzogs von Baden, jene berufene lehrhafte

Denkschrift, welche „die Erhaltung des Bestehenden als den Punkt bezeichnet, mit welchem alles gerettet, ja selbst das Verlorene zum Teil noch wiedergewonnen werden kann". Niemals war prägnanter die einzige Idee ausgesprochen worden, welche das Wiener Kabinett in seinem Vermögen hatte. Die unendliche Gedankenarmut dieses Machwerks ist ebenso denkwürdig wie der hohe Wert, welchen der Verfasser und die lernbegierigen kleinen Minister darauf legten. — In dem begleitenden Briefe an Berstett sagt der Fürst: Il n'y est pas un mot que je n'aie puisé dans le fond de ma pensée. Le calme que vous y voyez régner est celui de mon âme. J'aurai atteint un but bien cher, si je parviens par mes paroles — et le mot de paroles me semble bien faible pour exprimer la valeur de mon travail — à prouver à votre excellent maître ce que nous voulons, croyons et espérons. — Zur selben Zeit erschien das Manuskript aus Süddeutschland, das Programm der kleinstaatlichen Sonderbündelei. Heute, nach dem Feldzuge der Mainarmee, ist jedes Wort über die Phantasterei der Triaspolitik überflüssig, und im Jahre 1820 waren die realen Voraussetzungen für einen Bund der Mindermächtigen vielleicht noch weniger vorhanden als im Frühjahr 1866. Es währte eine gute Weile, bis die Welt sich wieder an den Gedanken gewöhnte, daß die Landesgrenzen unantastbar seien. Lange nach dem Pariser Frieden tauchten in der Presse fortwährend die Projekte neuer Länderbildungen auf; am heftigsten wirkte die in den napoleonischen Tagen erweckte Ländergier an den Höfen des Südens nach. Das nachbarliche Verhältnis zwischen Bayern, Württemberg, Baden, Darmstadt war so unerträglich als möglich. Drei Jahre nach dem Frieden hatte Baden zu den Waffen greifen müssen wider Bayerns Eroberungslust, bis Rußland versöhnend dazwischentrat; ununterbrochen zieht sich durch die Aktenstücke der Epoche der Zank um die Flußzölle, die pfälzischen Schulden und tausend andere Fragen. Und ein Sonderbund von Kleinstaaten, die also zueinander standen, sollte den großen Mächten die Stange halten! Immerhin fand diese nebelhafte Politik in dem Manuskript aus Süddeutschland eine sehr gewandte Verteidigung. Hohn gegen die Großmächte, giftige Verleumdungen wider den Norden wechseln ab mit Schlagworten über das „von Gott eingesetzte demokratische Prinzip", mit Lobreden auf die Kernstämme des Südens; die Männer, „welche aus Liebe zu Deutschland Frankreichs Freunde wurden", finden eine beredte Verteidigung. Dies widrige Gemisch von Bonapartismus, hohlem Radikalismus und dreistem Partikularismus ist klug auf die Stimmungen der süddeutschen Liberalen jener Zeit berechnet, und jedermann gibt heute zu, daß der Rheinbund niemals geschickter und niemals schamloser verteidigt ward. Der pseudonyme Verfasser deutet in der Einleitung auf Bayern als die Heimat der Schrift. Man riet anfangs auf Hörmann, und allerdings trugen die erbaulichen Dialoge zwischen dem kerndeutschen „Bayermann" und dem geckenhaften pommerschen Landwehrmann, welche dieser Mensch

in seiner Neuen Alemannia veröffentlichte, den Stempel einer verwandten Gesinnung. Trotzdem erkannte man bald den schwäbischen Ursprung des Libells. Umsonst beteuerte Wangenheim auf den Darmstädter Handelskonferenzen feierlich das Gegenteil (Nebenius' Bericht vom 14. November 1820). Endlich blieb ein dringender Verdacht auf Lindner in Stuttgart haften. Man kannte dessen Beziehungen zum Hofe; doch jede Mitschuld des Königs an dem Buche wurde von Wintzingerode auf Befehl seines Herrn entschieden in Abrede gestellt, und sie schien in der Tat kaum denkbar. Der Fürst hatte als Kronprinz aus seinem Hasse gegen Frankreich kein Hehl gemacht; wie sollte der Held des Feldzuges von 1814 jetzt den Rheinbund verherrlichen, einen Montgelas als unseren ersten Staatsmann feiern? Wie konnten die bitteren Hohnworte des Manuskripts wider die Studentenfurcht der deutschen Höfe aus der Feder des Mannes stammen, der vor einigen Monaten selber die deutschen Studenten bei dem Zaren verklagt hatte? Die beiden Großmächte verlangten Untersuchung gegen Lindner. Wintzingerode billigte dies Verlangen, dessen Berechtigung in jenen Tagen der allgemeinen Preßverfolgung sich nicht bestreiten ließ; doch der König weigerte sich beharrlich. Erneutes Drängen von seiten des Ministers. Aber „wie gerecht war das Erstaunen, als der König antwortete, daß er Lindner nicht preisgeben könne, daß er selbst das Gerippe, Lindner nur die Füllung der Arbeit geliefert habe, daß er selbst der Verfasser des Manuskriptes sei". (Wintzingerode S. 69.) Dies war der Augenblick, wo nach unserem Urteile Wintzingerode verpflichtet war, sein Amt niederzulegen. Also Wilhelm von Württemberg der Verfasser des Manuskripts aus Süddeutschland! Wir überlassen unseren Lesern, zu beurteilen, mit welchem Rechte dieser Fürst im Jahre 1822 seinem Minister die stolzen Worte schreiben konnte: „Mein Charakter und die Verhältnisse meines Landes erlauben mir nicht, den chien couchant zu spielen. Ich habe ihn nicht gegen Napoleon in einer weit gefährlicheren Zeit gespielt und will nicht jetzt, wo ich einen begründeten Ruf habe, damit anfangen, einem Menschen gegenüber, den ich so gründlich verachte, wie Metternich. Stark durch mein Gewissen, durch die Liebe meiner Untertanen, durch die öffentliche Achtung Deutschlands, erwarte ich festen Fußes die geschlossenen Reihen des Macchiavellismus des schwachen Metternich. Dies mein letztes Wort." Einige Monate später war der Minister entlassen und die Haltung des schwäbischen Königs dem chien couchant nicht ganz unähnlich. Die „öffentliche Achtung Deutschlands" blieb dem patriotischen Könige noch lange mit unbelehrbarer Gutmütigkeit zugetan. Der entlassene Minister aber widmete der schwäbischen Großmachtspolitik den Nachruf: „Was ist das für ein Gang des Gouvernements, welches vorwärtsstürzt, ohne Not verletzt, und welches zurückweichen muß, wenn es einem Hindernis begegnet!" —

Genug der kleinen Züge, die wir leicht verzehnfachen könnten. Wir erraten jetzt leicht, warum es in der Nähe des begabten Fürsten, trotz seiner unbestreitbaren Verdienste, niemandem je recht wohl ward. Selbst das scharfe Urteil, welches jüngst David Strauß in seinem vortrefflichen Aufsatze über Wilhelm von Württemberg gefällt hat, bedarf noch der Verschärfung. Mit Unrecht hat man einen Widerspruch gefunden zwischen dem liberalisierenden Systeme der ersten und der bureaukratischen Starrheit der letzten Regierungsjahre des Königs. Ein geborener Geschäftsmann, ein praktischer Soldat, wollte er dem zerrütteten Staate eine straffe, moderne Ordnung geben; sein nüchterner Verstand sagte ihm, daß irgendwelche Konzessionen an die liberale Zeitstimmung unvermeidlich seien. Doch den Kernpunkt seiner Politik bildet der begehrliche dynastische Ehrgeiz: getragen von der liberalen öffentlichen Meinung, gedachte er sein Haus zu glänzender Machtfülle zu erheben. Darum lag kein sittlicher Ernst in seinen liberalen Bestrebungen, darum konnte der tapfere Soldat das Treiben der Studenten nicht anschauen, ohne mit den Wimpern zu zucken — denn allerdings dem Hause Württemberg kamen die Träume der Burschenschaft nicht zugute. Als er dann die Zwietracht, den Eigensinn, das geschäftliche Ungeschick seines Völkchens näher kennengelernt hatte, da wuchs sein Selbstgefühl bis zu krankhafter Verzerrung, und es traten die häßlichsten Züge seiner Natur hervor: jene kleinlich nachtragende Rachsucht, die beherzten Widerspruch nie verzieh, und jene lieblose Herzenskälte, die so mancher treue Freund schmerzlich erfahren mußte — unholde Züge, welche den Charakter seines brutaleren Vaters nicht befleckt hatten. Er regierte fortan als absoluter Herr; er wußte jetzt, daß die politische Unreife des Volkes sich mit der Form der Freiheit begnügte. Den Großmächten gegenüber spielte er nach wie vor den Liberalen, denn noch hoffte er auf große Tage für sein Haus. Es kamen die Jahre des Alters, der Enttäuschung; der gescheite Fürst erkannte, daß das Haus Württemberg vorderhand nichts mehr erobern könne, und hielt nicht mehr für nötig, der nichtschwäbischen Welt die liberale Maske zu zeigen.

Ähnlich stand es mit seinem Patriotismus. An den Sünden dieses von Haus aus nicht gemein angelegten Mannes mag man erkennen, wie demoralisierend die unwahre, unmögliche Stellung eines souveränen Königs ohne Macht auf den Charakter des Herrschers wirkt; gerade unter den begabteren deutschen Fürsten sind nur sehr wenige aus so schwerer Prüfung rein hervorgegangen. Der Kronprinz war in den napoleonischen Tagen ein Gegner Frankreichs; sein dynastischer Stolz empörte sich gegen das demütigende Vasallentum, und auch der Widerspruchsgeist wider den Vater mochte bei ihm, wie bei den meisten Prinzen aus der kraftvolleren Zeit des Hauses Württemberg, eine Rolle spielen. In dem französischen Winterfeldzuge bewährte er sich als tapferer General, und es ward von

Bedeutung für die Zukunft, daß sein Korps, mit den Österreichern zusammen kämpfend, die Preußen kaum kennenlernte. Beim zweiten Pariser Frieden forderte er, vereint mit den preußischen Staatsmännern, Elsaß und Lothringen zurück. Sein Soldatenverstand wies ihn hier auf die rechte Bahn, seinem kräftigen Wesen widerstrebte die Halbheit; auch dürfen wir nicht vergessen, daß eine Partei unter den deutschen Diplomaten dem Kronprinzen von Württemberg die elsässische Krone zudachte, und daß die Mittelstaaten damals den ersten tastenden Versuch machten, als eine Gesamtmacht neben der Pentarchie aufzutreten. Vielleicht war wirklich während dieser rühmlichen Jahre ein patriotisches Gefühl in dem Prinzen lebendig. Stark kann es nicht gewesen sein; der Verfasser des Manuskripts aus Süddeutschland zählte wahrlich nicht zu jenen weichen Schwärmern, die später ernüchtert die Ideale ihrer Jugend mit Füßen treten. Nun bestieg er den Thron, die Königskrone übte ihren betörenden Zauber, er träumte Kaiserträume mit seiner russischen Gemahlin, und der Scharfblick der dynastischen Ehrsucht reichte genau so weit, um immer die nächste Gefahr, die dem Hause Württemberg drohte, zu erkennen. Der alte Herr, der in Bregenz dem Kaiser von Österreich die Heerfolge zusagte und später das Wort sprach: „Lieber unter Frankreichs Schutz als ein Vasall der Hohenzollern" — er war in nichts verschieden von dem jungen Fürsten, der einst in Warschau und dann, nach Wangenheims Fall, in Paris um die Hilfe des Auslandes gebeten hatte. Nicht er, nur die Weltlage hatte sich verändert: die Gefahr, welche einst von den verbündeten beiden Großmächten zu drohen schien, drohte jetzt wirklich von dem erstarkenden Preußen. Jene Gesinnung, welche an dem Stuttgarter Hofe bestand und besteht, kann je nach Umständen den Fahnen Österreichs, Frankreichs, Rußlands folgen; doch sie kann niemals deutsch sein, wenn sie sich nicht selber aufgibt. Auch in den kleinen Zügen des Privatlebens spiegelt sich diese schimpfliche Abhängigkeit von dem Auslande wider. Wenn eine protestantische deutsche Prinzessin (— unsere katholischen Höfe haben in diesem Punkte immer einen ehrenwerten Stolz gezeigt —) von einem russischen Großfürsten heimgeführt wird, dann wechselt sie ihren Glauben und ihren Namen. Doch wenn ein stolzer deutscher König die Hand einer Großfürstin errungen hat, dann läßt der protestantische Gatte seine Leiche im griechischen Gotteshause beisetzen, und der Pope liest die Messe über dem deutschen Königsgrabe. Solche Betrachtungen wird mancher grausam finden; wir konnten uns ihrer nicht erwehren, als wir in der griechischen Kapelle des Rothenbergs vor dem Grabe des Königs Wilhelm und der Königin Katharina Paulowna standen.

Die unsauberen Geheimnisse einer kleinen Vergangenheit zu enthüllen ist ein widriges Geschäft. Doch die Nation zeigt noch wenig Neigung, die zukunftsreiche Größe dieser neuen Zeit recht zu würdigen; es ist nicht

müßig, daran zu erinnern, wie klein wir waren. Die Fürsten des Nordens sehen sich heute gottlob in einer Lage, welche sie zwingen wird, deutsch zu werden; mindestens die Möglichkeit ist gegeben, daß wir wieder einen hohen Adel deutscher Nation erhalten. Auch der Liberalismus steht auf einem neuen Boden, in einem wirklichen, einem deutschen Staate; es wird sich zeigen, ob er die Kraft besitzt, alle jene kleinlichen, undeutschen Neigungen zu überwinden, welche ihm in der unfruchtbaren Schule der Kleinstaaterei angeflogen sind.

Kanzleistil aus den napoleonischen Tagen

Berlin 1872[1]

In den Denkwürdigkeiten Josephs und Hieronymus Bonapartes wird erzählt, Napoleon I. habe die Originale der Briefe, die von den europäischen Souveränen an ihn gerichtet wurden, gewissenhaft dem kaiserlichen Archiv übergeben, doch eine vollständige Sammlung sorgfältiger Abschriften für sich aufheben lassen. Oft genug mag der gekrönte Plebejer, der harte Menschenverächter sich an dem Anblick dieser untertänigen Schreiben geweidet haben. Als er dann auf St. Helena seinen Federkrieg gegen die legitimen Höfe eröffnete, da wünschte er jene Sammlung drucken zu lassen. Jahrelang mußten seine Brüder danach suchen; der Kaiser trieb und drängte mit leidenschaftlichem Eifer. Aber die Kiste, die den Schatz enthielt, war während oder nach den hundert Tagen in Paris spurlos verschwunden — ein herber Verlust nicht bloß für das Haus der Bonapartes, sondern für die historische Wissenschaft.

Vor uns liegen zwanzig Briefe, welche vielleicht einst in jener Kiste verborgen waren. Die Versicherung Hieronymus Bonapartes, daß die Sammlung seines Bruders nur Abschriften enthalten habe, braucht ja nicht wörtlich geglaubt zu werden. Unsere Briefe sind unzweifelhaft original, sie lagen lange in einer berühmten Kölner Handschriftensammlung, kamen von da in die Hände des Herrn Dr. S. Hirzel und wurden durch dessen Güte uns überlassen. Es sind sämtlich Glückwunschschreiben aus den Jahren 1804 und 1805, zur Verherrlichung des neuen französischen Kaiserthrones und der italienischen Königskrone. Unseres Wissens sind sie nirgends gedruckt, jedenfalls längst vergessen. Neue tatsächliche Mitteilungen bringen sie nicht, doch werden Ton und Haltung manchen unserer Leser lehrreich sein. Man muß die Umgangsformen jener Tage, die unendliche Ergebenheit, welche Fürsten und Republiken wetteifernd dem Imperator entgegentrugen, in allen Einzelheiten kennen, um die Entwürdigung Europas und den Charakter Napoleons ganz zu verstehen. Manche starke Hyperbeln sind freilich selbstverständlich in einem Glückwunschschreiben, doch darf auch nicht übersehen werden, daß diese Briefe sämtlich vor

[1] Der Aufsatz erschien in den Preuß. Jahrb., Band 29 (Januarheft 1872), S. 103 ff.

den Tagen von Austerlitz und Jena entstanden sind, in einer Zeit, da Napoleons Größe noch jung und neu war. Aus den Briefen der deutschen Fürsten redet überall die Dankbarkeit für den Reichsdeputationshauptschluß; man erkennt abermals, daß das Heilige Reich durch die Fürstenrevolution von 1803, nicht erst durch den Rheinbund vernichtet worden ist.

Obenauf liegt ein Brief von Carl Friedrich von Baden, geschrieben unmittelbar, nachdem die Volksabstimmung das erbliche Kaisertum genehmigt hatte. Er lautet:

Sire,

Votre Majesté Impériale connoit trop les sentimens d'admiration et de dévouement, par lesquels je Lui suis attaché, et la profonde reconnoissance, que les témoignages d'intérêt et de bienveillance, dont Elle n'a cessé de me combler, ont gravés ineffaçablement dans mon coeur, pour pouvoir douter de la vive joye, qui m'a pénétré en apprenant l'accomplissement de l'organisation du gouvernement Français; par la quelle Votre Majesté Impériale vient d'être investie du pouvoir souverain et héréditaire, d'une manière conforme aux voeux et à la dignité d'une si grande Nation, analogue à l'urgence des circonstances et proportionnée au génie, à la gloire et aux éminentes qualités de Votre Majesté Impériale.

Les heureux effets d'une si importante disposition en augmentant encore davantage la force et la consistance de Votre Empire, rendront par la même ses rapports politiques plus assurés et plus invariables et affermiront d'autant la tranquillité de l'Europe et la sûreté particulière de l'Allemagne. Agréez à cette époque, Sire, un nouvel hommage de mes sincères félicitations, ainsi que des voeux les plus vrais pour Votre précieuse conservation; et permettez-moi, de compter toujours, avec une entière confiance, sur l'affectueuse bienveillance de Votre Majesté Impériale et sur Son puissant appuy en faveur de tout ce qui peut concerner ma maison.

Je suis avec les sentimens de respect et de vénération, Sire, que je Vous ai voués,

De Votre Majesté Impériale

à Schwetzingen le 4 Juin 1804

Le très humble et très dévoué,
Charles Frédéric Electeur de Baden.

Im November desselben Jahres sendet der Kurfürst zwei seiner Prinzen nach Paris, um der Kaiserkrönung beizuwohnen, und schickt zugleich ein zweites Glückwunschschreiben. Darin ruft er aufs neue Sa protection, Sa haute bienveillance pour ma famille an und unterzeichnet bereits als le très humble et très dévoué serviteur.

Kürzer, fürstlicher, faßt sich der Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg. Er betet zum Allmächtigen, qu'il daigne combler Son Règne de ses plus précieuses bénédictions et le faire prospérer au bonheur de l'univers jusqu'au terme le plus reculé. Besser bewandert in byzantinischen Formen zeigt sich der Landgraf von Hessen-Rotenburg. Er schreibt:

Sire!

La Nation françoise vient d'ériger un des plus beaux monuments de l'amour et de la réconnaissance nationale, en conférant à Votre Majesté Impériale le titre et la dignité Impériale, déclarés héréditaires dans Sa maison — dignité, qui semble faite pour celui, qui ressemble tant au premier de nos Césars, par la supériorité de Son génie, et par Ses actions.

L'Europe, accoutumée depuis long temps à admirer les grandes qualités de son Pacificateur, qui Lui ont donné une des premières places au temple de la gloire, y applaudira, et c'est en y mêlant ma voix, que je m'empresse de présenter à Votre Majesté Impériale mes hommages et mes félicitations.

Permettez moi, Sire, d'y joindre l'expression des voeux les plus sincères pour la conservation des jours précieux de Votre Majesté Impériale, ainsi que pour la continuation de gloire et prosperité de son règne.

Je la prie de vouloir bien les accueillir, comme ceux d'une maison, attachée avec respect et fidélité à la France, qui lui a généreusement accordé Protection et garantie. J'ose encore réclamer l'une et l'autre de la grandeur d'âme de Votre Majesté Impériale.

Ma reconnaissance ressemblera à Sa gloire; elle sera sans égale, et passera à ma Postérité.

Je suis avec le plus profond respect,

Sire

De Votre Majesté Impériale

Le Très Humble et Très Obéissant serviteur

Emmanuel Landgrave de Hesse-Rotembourg.

à Rotembourg (sur le fulde en hesse) ce 10 Juin 1804.

Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen bittet in einem eigenhändigen Briefe den Himmel, de prolonger à Sa Majesté Impériale des jours aussi brillants de gloire que précieux pour l'Empire Français, pour les Gouvernements voisins et particuliérement pour les Etats germaniques. Der Fürst von Leiningen stattet seine Glückwünsche ab in Gemeinschaft mit seinem Sohne:

Sire.

La rénommée qui ne se trompe jamais sur les grands hommes, nous apprend l'élévation de Votre Majesté à la dignité Impériale. La

France que Vous rendez heureuse, le continent de l'Europe que Vous continuerez à pacifier, parleront assez de Votre gloire. Pour nous, animés d'un Sentiment plus doux, comblés de Vos bienfaits depuis l'acte mémorable des indemnités Germaniques, en réunissant nos félicitations aux plus illustres suffrages, nous parlons la langue qui est si chère à Votre coeur, la langue de la réconnaissance.

Daignez agréer l'hommage du très profond respect avec lequel nous sommes

Sire
De Votre Majesté Impériale

Amorbac le 1 Juin 1804.

Les très humbles et très obéissans serviteurs
Le Prince règnant de Linange.
Le Prince héréditaire de Linange.

Beiläufig, der Name Linange ist nicht zur Erhöhung der Feierlichkeit erfunden, wie der Laie glauben könnte, sondern die im Französischen übliche Bezeichnung des Hauses Leiningen. — Der Landgraf Joachim von Fürstenberg, Vormund des Fürsten Karl, spricht seine Freude aus über das glückliche Ereignis, qui assure de plus en plus la paix du continent et la conservation de la constitution germanique, und bittet um Sa haute protection für seinen Mündel. Der Fürst von Isenburg schreibt: Daignez Sire m'accorder la continuation de Vos bontés; je me flatte de les mériter par le respectueux attachement et l'entier dévouement que j'ai consacré à jamais à Votre Majesté Impériale et Royale, dont je la supplie très respectueusement d'agréer l'assurance réitérée. Auch zwei fürstliche Damen sind in dem beglückten Chor vertreten. Die Fürstin-Vormünderin von Oettingen-Wallerstein sendet in einem eigenhändigen Briefe die inbrünstigen Wünsche ihres Hauses — heureux si en révange nous obtenons une protection que nous croyons déjà mériter par notre dévouement et les sentiments les plus respectueux. Die Fürstin-Regentin von Oettingen-Spielberg weiß ihre Begeisterung sogar in ein patriotisches Gewand zu hüllen: L'Allemagne en particulier bénit dans ce grand évènement la source d'où découle la conservation et le perfectionnement de l'état que la main puissante de Sa Majesté Impériale a fait succéder pour elle aux horreurs de la guerre. Allemande et appellée par mes devoirs à soigner les intérêts de mes fils mineurs, membres nés de cette constitution germanique qui révère dans Sa Majesté Impériale son protecteur et son appui: j'hazarde de porter aux pieds du trône de S. M. I. les sentiments de joie et de contentement dont je me sens pénétrée voyant le héros du siècle révêtu d'une puissance qui assure Son influence sur le bien-être de mes fils. Sie schließt endlich mit dem seul souhait qui me reste pour Elle et auquel Son génie ne saurait suffire: c'est que la carrière

de Ses années égale celle de Sa gloire. C'est alors que mes arrière-neveux jouiront encore avec transport de Sa très haute et gracieuse protection.

Mit dieser frohen Aussicht verlassen wir die Reihen des fürstlichen Standes, nur um zu lernen, daß der deutsche Bürgerstolz jener Zeit dem Fürstenstolze nichts nachgab. Der Senat von Bremen schreibt:

Sire!

Plus les grands évènements en rapport avec la grande nation se suivent d'un pas rapide plus croit aussi l'admiration et d'elle et de l'auteur et de l'héros de ceux-là.

C'étoit réservé à Votre Majesté Impériale de ramener le calme et l'ordre dans les provinces d'une vaste étendue, en proye aux secousses terribles de la discorde et de l'anarchie; il étoit réservé encore a Elle de rétablir le throne renversé, en cédant comme Elle a fait aux voeux du peuple Français d'accepter la dignité Impériale qui lui fut offerte et qui va montrer au monde dans son plus grand lustre, la splendeur de la France.

Les voix des millions s'estimants heureux sous Son sceptre glorieux fendent les nues de cris d'allegresse, autant des voeux montent à l'Etre suprême pour que ce grand évènement tourne au bonheur de leur pays natal ou d'habitation, à mesure qu'il en augmente la gloire.

Liés étroitement aux intérêts de ce pays depuis un nombre de Siècles, y attachés plus fortement encore par les évènements les plus récents, nous nous sommes faits à regarder Son bonheur comme un accroit du notre; chaque augmentation de celui-là n'a donc pu laisser de nous remplir de la joye la plus vive et Votre Majesté Impériale jugera sans peine, quelle doive être la notre de la voir assurée en voyant briller le diadème à cet auguste front cint de tant de lauriers.

Qu'il plaise au Tout-Puissant de combler Votre Majesté Impériale de Ses bénédictions au même dégré qu'Elle a travaillé à en faire réjaillir sur les Français et sur les Etats qui ont reclamé Sa protection, de faire croitre la félicité du Peuple français également au moyen solide qu'il a choisi de l'affermir, en déposant Son autorité, sa force et sa gloire dans la main qui ne sera pas moins ferme à faire respecter le sceptre du gouvernement qu'elle ne se l'est montré, à tenir la balance de la politique et de la justice, qu'il lui plaise, de méner Ses jours à ce faix que Lui demandent ceux auxquels les bonheur des peuples, le contentement de ses contemporains et la prospérité d'un génération future tient vraiment à coeur; qu'il fasse éprouver enfin à Votre Majesté Impériale un repos égal à celui que Sa persuasion intrinsèque Lui assure de la pureté des intentions qui ont dirigé Ses pas, dicté Ses volontés et La faire souscrire aux instances du peuple Français. — Suppliants Votre

Majesté Impériale de vouloir accorder à nous et à cette Ville Sa haute clémence nous Lui demandons en même temps la permission de nous dire avec le plus profand respect.

Sire

de Votre Majesté les plus soumis Serviteurs
Les Bourgemaitres Sénateurs de la Ville libre
et Anséatique de Breme.

Breme le 1 Juin 1804.

Henry Lampe
Bourgemaitre Président.

Der Senat von Augsburg, der schon nach der Entdeckung von Cadoudals Verschwörung seine untertänige Freude ausgesprochen, erschien von neuem nach der Errichtung des Kaisertums, priant au reste très humblement de vouloir conserver à ce petit état la haute protection dont Elle l'a honoré jusqu'à ce moment. Zehn Monate darauf, als das italienische Kaiserreich errichtet worden, gab er seinen Gefühlen folgenden Ausdruck:

Sire!

Parmi le nombre des grands évènements qui sous le glorieux régne de Votre Majesté ont couvert la France de splendeur et de puissance, celui de la formation du Royaume d'Italie, et de Son avénement au trône de ce Royaume soutiendra un des premiers rangs dans les annales de l'histoire.

L'Europe n'a qu'une seule voix sur les vues magnanimes et prevoyantes qui brillent dans les actions de Votre Majesté, depuis le tems, où de Sa main sûre et forte Elle avoit pris les rènes du gouvernement, jusqu'à ce moment, où la providence orna Son auguste tête de deux couronnes. Partout on ne voit que des preuves éclatantes d'un génie sublime et bienfaisant; — Objets d'une admiration muette.

Tel est l'époque présente, à laquelle tous les Etats de l'Europe s'empressent de témoigner à Votre Majesté Impériale et Royale la part, qu'ils prennent à un si memorable évènement.

La ville libre d'Empire d'Augsbourg, comblée dans une espace de peu d'années des marques les plus distinguées de la plus haute et gracieuse bienveillance, — comment pourroit-elle ici retenir ses respectueuses félicitations, et negliger une occasion, qui lui permet de réitérer à Votre Majesté Impériale et Royale l'hommage de la plus profonde et parfaite vénération? C'est avec ces sentiments, que les soussignés au nom des Magistrats de la ville d'Augsbourg, osent supplier Votre Majesté, qu'Elle veuille bien daigner les présentes lignes, n'ayant pour leur justification que le dévouement des coeurs qui les dicta, — de l'accueil clément, dont se réjouissent tous ceux qui ont le bonheur de s'ap-

procher à Sa haute personne, et dont nous gardons des preuves suffisantes dans les assurances de protection et de bienveillance, avec laquelle Votre Majesté en plusieurs occasions avoit gracieusement répondu à nos humbles demandes.

La conservation de cette haute et puissante protection dans toutes les circonstances qui concernent le salut d'Augsbourg; voilà le bien inappréciable, dans lequel s'unissent nos désirs les plus ardents.

Nous avons l'honneur d'être avec les sentiments de la plus profonde soumission.

Sire

de Votre Majesté Impériale et Royale

le 4 May 1805

le très humbles et très obéissants: Pflegers, Bourgemaitres et Sénateurs de la ville libre d'Empire d'Augsbourg.

Paul de Stetten.

Jacques Ulric de Holzapfel.

Ebenso seltsam wie die altehrwürdige Zirbelnuß der freien schwäbischen Stadt auf diesem Briefe erscheint der Doppeladler von Lübeck auf einem Glückwunschschreiben, das den Franzosen nachrühmt, sie hätten élevé la gloire immortelle à la cime d'un pouvoir bienfaiteur. Auch der Senat von Nürnberg feiert die Gründung des italienischen Königtums und preist daran besonders la conception admirable unique et consolante pour les amis de l'humanité d'y attacher la perspective d'une paix générale — acht Monate vor der Schlacht von Austerlitz. — Von nichtdeutschen Mächten sind in unserer Mappe nur vertreten: die Republik Ragusa, penetrata dal più vivo giubilo; die batavische Republik, tief durchdrungen von der Überzeugung, daß Napoleons Größe weniger durch den italienischen Königstitel gewonnen habe als durch les principes magnanimes qu' Elle a manifestés dans cette circonstance solennelle; endlich König Ferdinand von Neapel, der den Anstand noch am besten wahrt, seinem Buon Fratello, dem neuen Kaiser der Franzosen nur die üblichen Höflichkeiten sagt und zugleich um den Abzug der französischen Truppen bittet. — Und nun stelle man sich jene verschwundene Kiste vor, angefüllt mit Hunderten ähnlicher und ärgerer Schreiben — hat nicht der gesamte Weltteil mitgearbeitet an dem berufenen „Größenwahn" der Franzosen? Weitere Betrachtungen wird man uns erlassen. Die alte Schmach ist gesühnt. Die Zeit, da wackere deutsche Männer wie Karl Friedrich von Baden und der alte Bremer Lampe ihren Namen unter solche Briefe setzen konnten, erscheint uns heute wie ein wüster Traum.

Aus der Zeit der Demagogenverfolgung

Berlin 1879[1]

Durch zwei Freunde der Preußischen Jahrbücher werden uns einige Aktenstücke zur Geschichte der deutschen Demagogenverfolgung mitgeteilt, welche der Veröffentlichung nicht unwert scheinen. Nach allem, was die Gegenwart über die ansteckende Kraft des politischen Verbrechens erfahren hat, geht es freilich nicht mehr an, alles Unrecht in jenen traurigen Jahren ausschließlich auf seiten der Regierungen zu suchen. Es ist nicht wahr, daß die patriotische Schwärmerei der akademischen Jugend erst durch die Verfolgung ihren harmlosen Charakter verloren hätte; vielmehr traten schon in der ersten Zeit der burschenschaftlichen Bewegung, schon 1816, neben einer Menge unschuldiger Träumer einzelne entschiedene Revolutionäre auf, die, wie Karl Follen, geradeswegs auf den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden losgingen. Der Mörder Kotzebues, Karl Sand, hatte allerdings Mitwisser; desgleichen jener Löhning, der bald nachher einen Mordversuch auf den Präsidenten Ibell unternahm. Diese Tatsachen mußten unglaubhaft scheinen, solange sie nur durch die Aussagen des elenden Denunzianten Wit v. Dörring bezeugt waren; heute lassen sie sich nicht mehr bezweifeln, seit Karl Follens vertrautester Freund, der Deutsch-Amerikaner Friedrich Münch (Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit, St. Louis 1873) sie mit dürren Worten zugegeben und dies Geständnis des ehrlichen Radikalen durch die Denkwürdigkeiten Wolfgang Menzels eine überraschende Bestätigung gefunden hat. Man kann also nicht schlechtweg behaupten, die Karlsbader Beschlüsse seien nur ein Kampf mit Gespenstern gewesen. Darum bleibt doch unbestreitbar, daß die Regierungen die größere Schuld trugen an der Verwirrung und Verbitterung jener unseligen Zeit; sie unterlagen einer epidemischen Angst, wie einst das englische Volk in den Tagen der Papistenverschwörung unter Karl II. Von der tragikomischen Armseligkeit der Mittel, welche die Demagogenverfolger anwendeten, geben wir im folgenden einige Proben.

[1] Der Aufsatz erschien in den Preuß. Jahrb., Band 44 (Juliheft 1879), S. 1 ff.

Es ist bekannt, daß Schleiermachers Predigten seit dem Sommer 1819 eine Zeitlang insgeheim durch Agenten der Polizei überwacht wurden. Einer der Berichte dieser Agenten lautet (die gesperrten Worte sind in der Handschrift unterstrichen und bezeichnen die Stellen, welche der Seelenangst des Spähers besonders staatsgefährlich erschienen):

Heute trat S. vor einem außerordentlich zahlreichen Auditorio nach seiner Abwesenheit wieder auf und predigte über Lucae Kap. VII, V. 18 und folgende, als Johannes Christus fragen ließ: Bist du, der da kommen soll? und er seine Wunden zeigt, sich darauf beruft und mit den Worten endet: Selig ist, der sich nicht ärgert an mir.

1. Enthalten diese Worte eine freudige Äußerung. 2. Ein ernstes Wort.

1. Eine freudige Äußerung. Christus verweist nicht die Jünger Johannis auf eine ferne Zukunft, sondern auf eine segenreiche Gegenwart. Sehet, sagt er, die Blinden, die da sehen, die Tauben, die da hören, die Aussätzigen, die zur menschlichen Gesellschaft zurückkehren, das Evangelium, was den Armen gepredigt wird, und so zeigt auch noch unser Herr und Meister jetzt die Göttlichkeit seiner Sendung durch die Befreiung aller geistigen Kräfte der Menschen, die wir seiner Lehre verdanken. Wenn diese Freiheit aber von den Menschen mißbraucht wird, so zeigt sich sofort die Strafe dadurch, daß diese geistigen Kräfte wieder Beschränkungen ausgesetzt sein müssen, die wir aber nicht der Lehre Christi zuschreiben können.

2. Ein ernstes Wort. Selig, der sich nicht an mir ärgert, das heißt: Selig derjenige, der nicht durch das, was er in der Welt in Absicht der Wirkungen des Christentums sieht, bewogen wird zu irrigen Ansichten oder einem falschen Verfahren. Es gibt zwei Klippen, für die wir uns hüten müssen: a) trotziger Übermut, wenn wir die Wirkungen des christlichen Glaubens zur Befreiung der geistigen Kräfte deutlich sehen, und nun glauben, es könne nie in der Welt anders sein, und diese Kraft müsse sich immer mehr und mehr offenbaren, ohne daß sie etwas hemmen könne — und b) die Zaghaftigkeit, die, wenn wir sehen, daß das Reich der Finsternis über das Reich der Wahrheit sieget, und wähnen, es sei alles verloren, und nichts von dem Mut des wahren Anhängers Christi begreifen, der demungeachtet immer felsenfest auf Gott und Christus hofft und überzeugt ist: das Rechte müsse doch einst allein siegen, und es werde das Gute nur durch die Prüfungen wie durch Feuer geläutert. —

Hinter dem Berichte über die Predigt vom 14. November 1819 findet sich eine unheimliche Nachschrift, die uns alle Schrecken der Studentenbärte vergegenwärtigt:

Bei der hierauf erfolgten Kommunion, der ich leider nicht beiwohnte, war es, wenigstens bei evangelischen Gemeinden hiesiger Stadt, eine auffallende Erscheinung, daß vier mit Bärten versehene Studenten nach erhaltenem Abendmahl kniend scheinbar inbrünstig beteten.

Sogar die geistlichen Lieder, welche Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche singen ließ, entgingen dem Spüreifer der Agenten nicht. Die gefährlichsten Stellen wurden angestrichen, so z. B. die offenbar auf das Martyrium der Demagogen gemünzten Verse des alten Cramerschen Liedes:

Lobsingt! Nun ist er schon
Zum Golgatha gegangen.
Lobsingt! Nun hat er schon
Am Holz ein Fluch gehangen.
Lobsingt! wir sind versöhnt,
Er hat das Werk der Macht,
Der Liebe schwerstes Werk
Er hat's, er hat's vollbracht.

Charakteristisch ist auch der amtliche Bericht über die Haussuchung bei dem alten Reimer, namentlich durch den hochmütigen Ton, den sich diese subalternen Kommissarien gegen einen Mann wie Eichhorn erlauben:

Actum Berlin, den 11. Julius 1819. Während der bei dem Buchhändler Reimer heut vorgenommenen Versiegelung erschien der Geheime Legationsrat Eichhorn und bat, als Hausfreund der Reimerschen Familie, von dem vorseienden Geschäfte ihn in Kenntnis zu setzen. Als dies mit der nötigen Ausführlichkeit geschehen, entfernte sich derselbe, kam aber nach etwa 1½ Stunden, und als das Geschäft beinah beendigt war, abermals zurück mit der Erklärung, er sei ein langjähriger Freund des Reimerschen Hauses, der Buchhändler Reimer bekanntlich abwesend, und so halte er es für Pflicht, die verehelichte Reimer in dieser Angelegenheit zu vertreten, soweit sie es bedürfe. In dieser Hinsicht ersuche er zuvörderst, ihm anzugeben, wodurch Kommissarii wegen der genommenen auffallenden und ganz ungewöhnlichen Maßregeln sich zu legitimieren vermöchten. Ob nun wohl dies Verlangen hätte abgelehnt werden können, da der ꝛc. Eichhorn dazu nicht befugt gewesen sein dürfte, so konnte man dennoch erwarten, daß er in gleichem Augenblicke solches durch die verehelichte Reimer wiederholen lassen würde, wenn der Ausweis der Legitimation ihm verweigert worden wäre. Man gab ihm also das Kommissorium vom 4. Mai zur Einsicht, nach welcher er der verehelichten Reimer erklärte: sie müsse bei so bewandten Umständen zwar allerdings das im Werk seiende Geschäft geschehen lassen, jedoch sei sie ihrer und der Ehre ihres Mannes und ihres ganzen Hauses es schuldig, sich von dem

Verdachte des schwärzesten und schwersten Verbrechens durch Implorierung aller Behörden ausreichend zu reinigen. Es sei die vorgewesene Maßregel von der Art, daß ihre Ehre damit im hohen Grade angegriffen sei, und es sollten Staatsdiener und Behörden billig mit größerer Behutsamkeit zu Werke gehen und in Erwägung ziehen, wie gefährlich es sei, völlig reine und untadelhafte Untertanen durch dergleichen Vorschritte von ihrem geliebten Könige zu entfernen. Ex post erschien der ꝛc. Eichhorn nochmals mit der Erklärung, da er die Frau Reimer seit langen Jahren kenne, so wolle er hiermit die seines Erachtens nötige Versicherung abgeben, daß sie seit dem Tage der Arretierung der ꝛc. Jung und Rödiger gewiß kein einziges Papier entfernt und damit der heutigen Versiegelung entzogen habe, worauf demselben erwidert ward, daß davon bis hierher noch nie die Frage gewesen, und man also um die nähere Veranlassung der Versicherung ersuche. Diese soll, wie Herr ꝛc. Eichhorn erklärte, nur allgemein in seiner Teilnahme für die Reimersche Familie beruhen.

Vorstehendes ist pflichtmäßig heute registriert und von den Anwesenden unterschrieben worden.

Grano. Dambach.

Eckert.

Unter den Abderitenstreichen der Berliner Zensur erregte keiner größere Entrüstung und Beschämung als das Verbot der neuen Auflage von Fichtes Reden an die deutsche Nation. Der Zensor Grano schrieb dem Verleger Reimer:

Nach meinem Dafürhalten sind die Reden an die deutsche Nation durch pp. Fichte, so gehaltreich ihr Inhalt ist und so zweckmäßig sie für die Zeit waren, in welcher sie gesprochen wurden und im Druck erschienen, doch für die heutige Zeit nicht passend, vielmehr nach Erledigung der Verhältnisse, derentwegen sie ans Licht traten, zwar als gelehrtes Werk sehr schätzbar, zugleich aber wegen der Verschrobenheit und Erhitztheit der jetzigen alten und jungen Jugend mit Grunde zu besorgen, daß solche mittelst derselben, vergessend, wofür sie geschrieben wurden, ihre Philosopheme unterstützt, und auf diese Fichtische Autorität gestützt, sich noch dringlicher berufen fühlen möchten, in ihrem unheilstiftenden, sie selbst als Märtyrer aufopfernden, also in jeder Hinsicht verderblichen Treiben beharrlich fortzufahren.

Ich bitte zur etwa nötigen näheren Rechtfertigung des hiermit ausgesprochenen Non imprimatur das mir in allen Bogen mit einem Male gesandte gedruckte Exemplar, worin ich alle betreffenden Stellen mir angezeichnet habe, als Zensurexemplar zu belassen, solchem aber annoch den Titelbogen nachzusenden, da der beigefügte, wie schon früher bemerkt, von

1808 lautet, das Imprim. aber für eine neue Auflage nachgesucht worden ist, also mit dem übrigen auch ohne Zweifel der Titel mit der Zahl dieses Jahres gedruckt sein wird.

Grano.

Berl. 27. 2. 24.

NB. Oratores attici liegen d. Hrn. O. K. R. Notte zur Erklärung vor, ob Er solche nicht vor sein forum gehörig achten möchte.

Darauf Beschwerde an das Oberpräsidium und folgende Antwort:

Ewr. Wohlgeboren benachrichtige ich auf das gefällige Schreiben vom 1. v. M. und 13. d. M. nach erfordertem Gutachten des Zensors, daß auch ich das Imprimatur für eine unveränderte Auflage der im Jahre 1808 erschienenen Schrift:

Reden an die Deutsche Nation durch Johann Gottlieb Fichte

zu autorisieren Bedenken trage.

Da nach Artikel XIV der Zensurverordnung vom 18. Oktober 1819 und der Bekanntmachung vom 31. März 1823 (Seite 93 des Amtsblattes) neue Auflagen solcher Werke, die vor der Verordnung vom 18. Oktober 1819 erschienen, der Zensur unterworfen sind; so können Ewr. Wohlgeboren nach meinem Dafürhalten wegen Verweigerung des Imprimatur der beabsichtigten neuen Auflage dieser Schrift ebensowenig auf Entschädigung Anspruch machen, als solche für ein ganz neues Werk, welchem das Imprimatur verweigert wird, verlangt werden könnte.

Ewr. Wohlgeboren bleibt indes unbenommen, sich über die Richtigkeit meiner Ansichten die Belehrung des Königlichen Ober-Zensur-Kollegii, als der in letzter Instanz entscheidenden Behörde, zu erbitten.

Berlin, den 30. April 1824.

Königl. wirklicher Geheimer Rat
und Oberpräsident der Provinz Brandenburg.
v. Heydebreck.

Darauf nochmaliger Rekurs an das Ober-Zensurkollegium, und endlich die letzte Entscheidung:

Das Königliche Ober-Zensurkollegium erteilet dem Herrn Buchhändler Reimer, auf seine Vorstellung vom 3. August, zum Bescheide, daß es bei der von dem Zensor ausgesprochenen, von dem Königl. Oberpräsidenten bestätigten Weigerung der Druckerlaubnis für: „Fichtes Reden an die Deutsche Nation" verbleibt, und diese Weigerung auch vom Königl. Ober-Zensurkollegium hierdurch bestätigt wird.

Berlin, den 8. September 1824.

Königlich Preußisches Ober-Zensurkollegium.
v. Raumer.

Die Weisheit des Zensors Grano kann kein Befremden erregen; der Mann trieb das Handwerk der Demagogenverfolgung mit der Beflissenheit eines Schweißhundes. Oberpräsident v. Heydebreck war ein wohlmeinender, ängstlicher Beamter der alten Schule, der sich in die neue Zeit niemals finden konnte. Der Geh. Legationsrat v. Raumer endlich, nicht zu verwechseln mit seinem Vetter Friedrich und dem um Preußens Archive hochverdienten G. W. v. Raumer, war ein Vertrauter des Fürsten Wittgenstein.

Übrigens ist es lehrreich, im einzelnen zu verfolgen, wie der gute Kern des preußischen Beamtentums immer eine stille Scham empfand über die törichte Verblendung der Demagogenjagd. Der Anstoß zu dem unsauberen Treiben kam einerseits von einer Handvoll gewissenloser Liebediener und beschränkter Fanatiker in Preußen selbst, wie Wittgenstein, Tzschoppe, Dambach, Grano, andererseits von der in Mainz errichteten Zentral-Untersuchungskommission des Deutschen Bundes. Dort führte der Bayer Hörmann das große Wort, ein Bonapartist, begierig, seinen alten Haß an den norddeutschen Patrioten und „Borussomanen" jetzt endlich zu kühlen. Die Berliner Behörden taten oft nur widerwillig, was die Mainzer Kommission ihnen aufdrängte. Zeugnis dessen folgender Erlaß der Minister Altenstein und Schuckmann an den wackeren Breslauer Theologen Gaß, den Freund und Gesinnungsgenossen Schleiermachers:

Die beiden unterzeichneten Minister sehen sich veranlaßt, Ewr. Hochwürden zu eröffnen, daß durch die in den polizeilichen Untersuchungen über staatsgefährliche Umtriebe gemachten Entdeckungen auch Sie kompromittiert und mit ein Gegenstand der Verhandlungen der Zentral-Bundeskommission in Mainz geworden sind, welche Ihre, aus den von Ihnen in Beschlag genommenen Papieren hervorgehende Übereinstimmung in zu mißbilligenden politischen Ansichten und Bestrebungen mit andern deshalb besonders in Anspruch genommenen Individuen, mit denen Sie in näheren Verhältnissen stehen, Ihre ebenfalls in jenen Papieren und auch in Schriften, besonders noch im zweiten Bande vom Jahrbuche des protestantischen Kirchen- und Schulwesens S. 162 zu einer Zeit, wo das Turnwesen schon verboten war, ausgesprochene Vorliebe für dieses und Ihren Anteil an den in demselben dort eingerissenen Mißbräuchen, welche dem dortigen Konsistorio im Jahre 1819 den Sie mit treffenden auf Allerhöchsten Befehl erlassenen Verweis zugezogen haben, und vornehmlich die Art, wie Sie sich in einem Briefe an den hiesigen Buchhändler Reimer vom 4. April 1818 über die Berufung und beabsichtigte Beförderung des durch die Wartburgfeier berüchtigt gewordenen Kandidaten Maßmann geäußert haben, und die Tätigkeit dabei, die Ihnen zur Last fällt, herausgehoben und gegen Sie geltend gemacht hat.

Über diese Äußerungen haben Sie sich zwar unterm 5. April 1820 gegen den mitunterzeichneten Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten

erklärt, allein, statt das Tadelnswerte derselben anzuerkennen und zu bereuen, ihnen einen Sinn unterzulegen gesucht, welcher durchaus nicht zugegeben werden kann, da aus dem ganzen Zusammenhange derselben zu deutlich hervorgeht, daß in ihnen nur von einem auch gegen die Absicht der vorgesetzten höheren Behörde durchzuführenden Verfahren mit dem Maßmann die Rede ist.

Wenn das letztere gerechte Besorgnis eines ähnlichen Verfahrens auch in andern Angelegenheiten, deren Verwaltung im dortigen Konsistorio und in der dortigen Regierung mit in Ihren Händen ruht, vornehmlich soweit sie auf politische Grundsätze und Bestrebungen in Beziehung stehen, einflößt, so hat auch durch alles Übrige Ihre Würde als Rat in Königl. Geistlichen und Unterrichtsbehörden so sehr gelitten, daß es ohne Nachteil für diese Behörden nicht möglich ist, Sie mit solchen in Verbindung zu lassen.

Ihnen selbst kann überdem die Bitterkeit der Stimmung, worin Sie versetzt sind, und die sich auch hin und wieder in, von den dortigen Behörden erstatteten Berichten Ihres Departements ausspricht, nicht unbewußt sein. Sie wird genährt durch Ihr Verhältnis zu andern dortigen gleichgesinnten Personen. Nur eine Versetzung in ganz andere Umgebungen und einen neuen Wirkungskreis könnte Sie völlig lösen, Sie mit den öffentlichen Verhältnissen aussöhnen und Ihnen Unbefangenheit und Heiterkeit des Gemüts und der Ansichten wiedergeben.

Es ist deswegen, wie Ihnen der mitunterzeichnete Minister der geistlichen Angelegenheiten auf Ihr Vorstellen vom 20. September v. J. erwidert, allerdings daran gedacht worden, Ihre Versetzung nach Königsberg i. Pr. womöglich herbeizuführen.

In Königsberg ist nämlich noch eine theologische, den Fächern, welche Sie sich widmen, bestimmte Professur an der Universität, verbunden mit der Pfarrstelle an der Kneiphöfschen Kirche, vakant. Das feste Einkommen beider Stellen ist auf 1400 Taler jährlich, eine mit der Pfarre verknüpfte zu 100 Taler berechnete freie Wohnung eingeschlossen, veranschlagt. Das Predigergehalt aber zu vermehren hat die Gemeine, wenn sie einen ihr gefallenden Prediger erhielte, sich schon bereit erklärt, und ihre näheren Äußerungen hierüber werden erwartet. Was dann noch fehlen sollte, um Sie für Ihre dortige feste Einnahme vollständig zu entschädigen, würde Ihnen von Sr. Majestät erwirkt werden.

Auf außerordentliche Einnahme, besonders von der Pfarrgemeine, wenn Sie sich deren Liebe erwürben, würde unfehlbar zu rechnen sein. Da Sie eine Tätigkeit als Prediger so sehr wünschen, so scheint diese Stellung Ihnen sehr angemessen, und ein freiwilliges Eingehen auf dieselbe würde mit allen den Rücksichten, welche Sie auf Ihre Ehre zu nehmen haben, am erwünschtesten bestehen.

Die Unterzeichneten fordern Sie, es wohlmeinend mit Ihrem wahren Besten, auf, diesen Antrag nochmals reiflich zu überlegen, indem Ihnen nur die Wahl zwischen seiner Annahme und der baldmöglichsten Versetzung in eine andere Predigerstelle außer Breslau gelassen werden kann. Das erstere ist der mildeste Ausweg, Ihre Angelegenheit beizulegen. Ziehen Sie das zweite vor, so muß Ihnen im voraus eröffnet werden, daß die unterzeichneten Minister sich genötigt sehen würden, dann gleich auf Ihre Dispensation von aller Teilnahme an den Geschäften des dortigen Konsistorii und der dortigen Regierung bei des Königs Majestät anzutragen, indem durch Ihre Entfernung aus diesen Behörden die Ursache zu ferneren Besorgnissen eines durch Sie auszuübenden, den Absichten der Staatsregierung nicht entsprechenden Einflusses ohne weiteres gehoben werden muß. Zugleich müßten wir Sie in diesem Falle auffordern, sogleich selbst wegen Ihrer Versetzung Vorschläge zu machen.

Ihrer Erklärung sehen wir schleunig entgegen.

Berlin, den 26. April 1823.

Der Minister der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
Altenstein.

Der Minister des Innern und der Polizei.
Schuckmann.

Jedes Wort verrät hier die Verlegenheit der beiden Minister, die sich offenbar schämten, einem angesehenen, unbescholtenen Gelehrten ein so sonderbares Ansinnen stellen zu müssen. Der Ausgang des Handels war denn auch lächerlich genug. Gaß weigerte sich einfach, seine Versetzung zu beantragen und — blieb fortan unbehelligt auf seinem Posten.

Anhang

Die Gesellschaftswissenschaft

1. Einleitung.

Die alte Erfahrung, daß in politisch müden Zeiten die sozialen Ansprüche in den Vordergrund des Volkslebens treten, ist uns nicht bloß durch die staatlichen Zustände des letzten Jahrzehnts bestätigt worden. Auch die Staatswissenschaft hat sich wieder als ein treuer Spiegel der öffentlichen Verhältnisse erwiesen. Wir sind mit einer Fülle dankenswerter Forschungen über bisher ganz vernachlässigte soziale Fragen beschenkt worden. Noch mehr, es regen sich Vorschläge zu einem gänzlichen Neubau der Staatswissenschaft: eine neue Lehre — eine Naturgeschichte des Volkes, eine soziale Anthropologie, eine Sozialwissenschaft — soll ihr zur Seite treten oder sie ganz verdrängen. Endlich hat Robert von Mohl in seiner Geschichte der Staatswissenschaft diesen weit auseinandergehenden Stimmungen und Bestrebungen einen klaren wissenschaftlichen Ausdruck gegeben. Er verficht die Notwendigkeit, die Lehre von der Gesellschaft, von den je aus einem bestimmten Interesse sich entwickelnden natürlichen Genossenschaften, aus der Lehre vom Staate auszuscheiden. Man durfte erwarten, eine so tief eingreifende Neuerung, vorgeschlagen von einem so kompetenten Urteiler, werde lebhafte Debatten hervorrufen. Die Versuche, die Staatswissenschaft vom sozialen Standpunkte aus umzugestalten, sind seitdem vielfach und in sehr abweichender Weise erneuert worden[1]. Doch ist ein direktes Eingehen auf Mohls Vorschläge erst von wenigen versucht[2] und noch immer nicht überflüssig. Ich werde im ganzen der Darstellung Mohls folgen und die Ansichten anderer Sozialtheoretiker nur an einzelnen Stellen erwähnen.

[1] Nach den bei Mohl (a. a. O. I, 67—110) angeführten Schriften sind erschienen: Stein, System der Staatswiss. Bd. 2: Die Gesellschaftslehre. Abt. 1. — Coßta, Einleitung in ein System der Gesellschaftswissenschaft — und eine Reihe von Aufsätzen in der deutschen Vierteljahrsschrift.

[2] Beiläufig von Laurent in der Heidelberger kritischen Ztschr. f. Rechtswiss. III, 3; ausführlicher von Bluntschli in der Münchener krit. Überschau. III, 2.

2. Die Gemeinden.

Mohl rechnet zu den sozialen Genossenschaften, welche ein zwischen dem Privatleben und dem Staate mitteninne stehendes Verhältnis bilden, die Stände, die Gemeinden, Stämme und Rassen, wirtschaftliche, religiöse und andere Verbindungen. Beginnen wir mit den Genossenschaften, welche, gleich dem Staate, durch das Zusammenleben auf gemeinschaftlichem Gebiete entstehen, mit den Gemeinden. Die Gemeinde greift fördernd und abwehrend in alle Verhältnisse des Volkslebens ein, soweit sie Raum haben, sich in ihrem Kreise zu entfalten; sie schützt ihre Einwohner, sichert ihren Besitz, errichtet gemeinnützige Anstalten. Vom Staate unterscheidet sie sich nur dadurch, daß sie eine souveräne Gewalt über sich hat, daß sie nicht das organisierte Volk, sondern ein Teil desselben ist. Eine Gemeinde unabhängig hingestellt ist selbst Staat. Die Entstehung des Staates und der Gemeinde berühren sich mannigfach: Landgemeinden treten zusammen zu einem Bauernstaate; andere Dörfer vereinigen sich zu einem städtischen Staatswesen; oder auch der Staat löst sich in eine Reihe unabhängiger Gemeinden auf. Es ist wahr, die Gemeinden werden nicht immer vom Staate gegründet; sie scheinen, hat man gesagt[1], aus Gottes Hand hervorzugehen. Sie erscheinen in ältester Zeit als die ersten Anfänge geordneten menschlichen Zusammenlebens, in ihnen entwickelt sich der Keim des höchsten und wesentlichsten Staatszweckes, des Rechtes. Ja, selbst dem vorhandenen Staate stehen sie noch eine lange Zeit selbständig gegenüber, in jenen Tagen, wo öffentliche und Privatverhältnisse sich noch nicht geschieden haben, wo der Staat auch den Schutz des Rechtes noch nicht allein ausübt. Aber mit den ersten Regungen der Staatsidee bildet sich der schon von den alten französischen Legisten, diesen Pionieren der Staatseinheit, verteidigte Grundsatz: Gemeinden können nur mit Zustimmung des Staates gegründet werden. Diese Anschauung ist dem reifenden modernen Staate unverloren geblieben: unsere Gemeinden können notwendig nur einem Staate angehören; „sie sind", sagt ein deutsches Gesetz[2], „die Grundlagen des Staatsvereins; jeder Staatsbürger muß daher einer Gemeinde als Bürger oder Beisitzer angehören".

Der Entwicklungsgang der Gemeinde ist dem des Staates analog. Die Nomaden, denen die Vorbedingung staatlichen Daseins fehlt, haben keine Gemeinden. Wo das Volk sich aus dem Gattungsleben erst herausarbeitet, da bildet die Geschlechterverbindung die politische Gemeinde; wo das Land nur ein stehendes Lager ist, da bilden die Heeresabteilungen die Grundlagen des Staates. Ortsverbände werden politisch bedeutend erst, wenn der Staat wahrhaft seßhaft geworden. Wo die politischen Rechte am Grundbesitze haften, da sind auch die Gemeinden Realgenossenschaften.

[1] Tocqueville, Les Et. Un. de l'Amérique.

[2] Württemberg. Verf. § 62.

Die Gemeinde nimmt teil an allen Entwicklungsphasen des Staates; wo das nicht geschieht, da ist auch die politische Veränderung keine vollständige. Das fränkische Königtum steht, trotz der ungeheuren Umwandlung des Ständewesens, dem altgermanischen Verfassungsleben nur darum so nahe, weil die Gemeinden fast unverändert fortbestanden[1]. Alle Versuche zur freien Umgestaltung des französischen Staatswesens waren vergeblich, weil seine Gemeindeverfassung die eines militärischen Despotismus war und blieb. — Ein Staat ist ebensowenig zu verstehen ohne Kenntnis seines Gemeindewesens, wie eine Gemeindeverfassung ohne Kenntnis des Staates; ja ich zweifle, ob sich die Staaten nicht schärfer und tiefer durch die Stellung ihrer Gemeinden unterscheiden als durch die Formen ihrer Zentralgewalt. Wenn die Alten eigentliche Landgemeinden gar nicht kannten[2], so sehen wir darin jenen radikalen Unterschied nicht bloß ihrer Gemeinden, sondern ihres Staatswesens, der unsere modernen Urteile über die hellenischen Stadtstaaten so schief und ungerecht macht. Ein einseitiges Gemeindeleben bedingt einen einseitigen Staat; es ist charakteristisch, daß derselbe Aristoteles, der einmal beiläufig[3] den Staat aus Familien und Gemeinden zusammensetzt, ohne Folgerungen daraus zu ziehen, an einer anderen Stelle[4] ebenso beiläufig von der Repräsentation als einer praktischen Maßregel spricht, ohne zu ahnen, wie er es hier mit einer eigentümlichen politischen Idee zu tun hat.

Ist es denkbar, daß Körperschaften, die in so engem Zusammenhange mit dem Staate stehen, wirklich nur aus Zweckmäßigkeitsgründen die untersten Verwaltungsbezirke des Staates werden? Müssen sie nicht vielmehr selbst vorwiegend politischer Natur sein? Wir sahen, die Gemeinde ruht wie der Staat auf lokaler Grundlage; sie ist vielgestaltig wie er — von jenen öden Kantons in Texas bis herauf zu unseren großen Städten —; sie ist kein Naturprodukt[5], sondern, gleich dem Staate, ein Werk natürlicher Verhältnisse und menschlichen Willens zugleich; sie ist endlich, wie er, universeller Natur, sie hat die Fähigkeit, alle Stände, alle Genossenschaften für Partikularzwecke zu umfassen und unter ihre Ordnung zu beugen. Darum werden die Gemeinden in jedem reichentwickelten Volke politische Verwaltungsbezirke. Man stelle sich solche Verwaltungsfunktionen vor in den Händen eines Standes, einer Kirche, einer wirtschaftlichen Genossenschaft: wie einseitig werden sie von diesen unpolitischen Kör-

[1] Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. II, 257.

[2] Qui e vico ortus est eam patriam intelligitur habere cui rei publicae vicus ille respondet.

[3] Aristot. Polit. lib. 1, cap. 2 (ich zitiere nach der Ausgabe von J. Becker, Berl. 1855).

[4] A. a. O. 6, 14.

[5] So scheint Ahrens die Gemeinde aufzufassen, wenn er sie in seiner Tabelle der gesellschaftlichen Körper als ein Mittelglied zwischen Familie und Volk hinstellt (Naturrecht, deutsch von Wirk. S. 348. Organ. Staatslehre I, 67).

perschaften ausgeübt werden! Durch diese Vergleichung erhält auch das oben hingeworfene Wort, die Gemeinde unabhängig hingestellt, sei Staat, seine Bedeutung. Von andern sozialen Körpern läßt sich das nicht sagen; sie haben nichts dem Staate Entsprechendes, wie die Gemeinde wenig oder gar nichts hat von der staatsfeindlichen Eigenschaft aller Partikulargenossenschaften, von der πλεονεξία. Nur aus der politischen Natur der Gemeinde ist die politische Leidenschaft zu erklären, welche der jüngst erneute Versuch, einen Stand vom Gemeindeverbande zu eximieren, hervorgerufen hat. Diese Bewegung entspringt einem gesunden Gefühle: es handelt sich hier um ein Zerreißen nicht bloß des Gemeindeverbandes, sondern des Staates. Nur hierdurch ferner wird es klar, warum die Frage: Inwieweit ist die Gemeindegewalt vom Staate delegiert? noch immer keine Lösung gefunden; warum man sich streitet, ob die Blütezeit der deutschen Polizeigesetze in den Städten des 15. Jahrhunderts als die höchste Ausbildung kommunaler Tätigkeit oder als das Erwachen neuer politischer Ideen anzusehen sei.

Keine Frage, jene universelle Natur der Gemeinden zeigt sich nicht immer noch überall. Insbesondere besteht der tiefgreifende Gegensatz von Dorf und Stadt, ein Gegensatz, der in voller Schärfe notwendig zu sein scheint, um das Aufblühen wirklicher Städte in einem Ackerbaustaate zu ermöglichen. (Über ein Mehr oder Weniger mag sich rechten lassen, wenn man der englischen Städte gedenkt.) Nur als Gewerbsgenossenschaften, streng abgeschlossen durch Bannrechte, erwuchsen die germanischen Städte zu einer Blüte, welche den Orientalen und Slawen mit ihren großen Dörfern unerreicht blieb. Dasselbe ökonomische Prinzip lag den Markgenossenschaften zugrunde. Aber sobald der Staat sich vom Feudalismus gänzlich befreit, erlangen auch die Gemeinden durch Gewerbefreiheit und Gemeinheitsteilung wesentlich politische Natur[1]. Ein gewisser ökonomischer Partikularismus haftet ihnen immer an. Die Sorge für Handel und Wandel ist das erste ihrer Geschäfte; besonders die des Dorfes werden fast ganz von der Landwirtschaft bestimmt. Ebenso wird die Gemeinde ihrer Natur als einer „Apökie von Familien“[2] nie ganz vergessen; persönliche Verhältnisse spielen in ihr eine weit größere Rolle als in rein politischen Institutionen. Überhaupt geht neben dem politischen Leben der Gemeinde ein rein lokales her; hier ist der Punkt, wo auch die Gemeinde partikularistisch ist. Trotzdem bleibt sie ein Glied des Staates; daß ihr Leben nicht ganz in dem seinen aufgeht, überrascht keinen, der in dem Staate mehr sieht als einen Mechanismus. Ist nun diese lokale Seite des Gemeindewesens einer

[1] Es ist also das gerade Gegenteil der Wahrheit, wenn man gemeint hat, eine Gilde, eine religiöse Genossenschaft werde zur Gemeinde, sobald der Staat das Gewerbswesen, die Religion in den Kreis seiner Tätigkeit ziehe (Brackenhöft in Weiskes Rechtslexikon IV, 491 ff.).

[2] Arist. Pol. 1, 2.

abgesonderten wissenschaftlichen Behandlung fähig? Eine Wissenschaft kann nur betrachten, was den Gemeinden gemeinsam ist, und dies ist die Ausführung der Staatszwecke in engeren Kreisen; so kommt man vom Wesen der Gemeinden notwendig auf den Staat. Was außerdem jeder einzelnen Gemeinde eigentümlich ist, entzieht sich, als lediglich lokaler Natur, der systematischen Behandlung; solche Tatsachen werden von der Wissenschaft in der Gemeindestatistik verzeichnet, vom Staatsmanne als Material in seine Berechnungen aufgenommen. Es können in einer Stadt über persönliche und örtliche Fragen die heftigsten Parteiungen bestehen, die mit politischen Meinungen nichts zu tun haben. Verbreiten sie sich aber über eine Reihe von Gemeinden, so verlieren sie eben dadurch ihre örtliche Beschränktheit; es liegt ihnen dann immer ein politisches Moment (ein Klassenkampf u. dgl.) zugrunde.

Keineswegs darf aus der politischen Natur der Gemeinden gefolgert werden, sie seien ihrem Wesen nach der Beherrschung durch Staatsbeamte unterworfen — ein Schluß, der nur dann zuträfe, wenn Staat und Beamtentum gleichbedeutend wären. Die Gemeinden sind das Feld, wo sich die freie Teilnahme des Volkes an der Verwaltung betätigt. Derselbe Despotismus, der das Verfassungsleben in dem Willen des Fürsten konzentriert, versucht die Selbständigkeit der Gemeinden zu brechen; und derselbe Drang des Jahrhunderts, der in der Volksvertretung eine Teilnahme der Bürger an der Gesetzgebung erzwang, gab uns durch die Gemeindeordnungen die Selbstverwaltung. Es ist also mehr blendend als wahr, wenn Stahl[1] einen schroffen Gegensatz von Staat und Gemeinde in der monarchischen Richtung des einen, der republikanischen der anderen findet. Monarchische Ordnungen auf kleinem Raume sind immer Karikaturen. Sodann, wenn Staat und Gemeinde beide dieselben Zwecke verfolgen, äußerlich ordnend und fördernd in alle Bestrebungen des Volkes eingreifen: so ist es dieser wesentlich gleichartigen Tätigkeit gegenüber nicht von Belang, ob die damit betrauten Personen von einer Zentralgewalt abhängen oder aus der Wahl kleinerer Kreise hervorgehen. — Am einfachsten und glücklichsten steht es in einem Staate, dessen Institutionen sich an die Gemeinden anlehnen, wo die Gemeinden zugleich politische Wahlkreise, ausgezeichnete Kommunalbeamte politischen Einflusses sicher sind. Das Übermaß der Gewalt, das unsere Städte einst erlangten — besaßen sie doch oft die Vogtei und setzten legale Statuten fest, während sie lediglich verwalten sollten — und später das Übermaß ihrer Bedrückung durch das fürstliche Beamtentum haben uns weit von diesem Ziele entfernt. Was Wunder, daß jetzt die Staatsbeamten sich tatsächlich oder gar gesetzlich[2] dem Kom-

[1] Rechtsphilosophie. 2. Aufl. Bd. 3 Abschn. 1.

[2] Die preuß. Städte-O. v. 1831, § 16, entbindet die Staatsbeamten von der Pflicht, Stadtbürger zu werden; eine Bestimmung, zu der sich in den meisten deutschen Gemeindegesetzen Parallelstellen finden lassen.

munalleben ganz entfremden, die Gemeinden im Staate nur den großen Störenfried sehen — mit einem Worte, daß Staat und Gemeinde auseinanderfallen.

Das politische Wesen der Gemeinden wird nicht widerlegt durch die Tatsache, daß sie meist fester stehen als der Staat, daß sie oft fortdauern, wenn die Staatsform oder gar der Staat selbst zugrunde geht. Ein kräftiger Staat läßt sich nie gänzlich vernichten; wenn er zur Provinz eines andern wird, bleibt ihm eine Fülle politischer Institutionen und Ideen, die, wo nicht seiner Verfassung, so doch seiner Verwaltung einen durchaus eigentümlichen Charakter geben. Auch der Sprachgebrauch darf nicht täuschen, der so oft die politische Zentralgewalt mit dem Staate verwechselt und den Staat den Gemeinden oder dem Volke entgegenstellt. — Somit gehört die Betrachtung der Gemeinde als eines notwendigen integrierenden Gliedes des Staates in die Staatswissenschaft. Nur die noch übrigen Reste der Zunft- und Markverfassungen werden zugleich im Privatrechte abgehandelt.

3. Landschaften, Kreise, Provinzen.

Einleuchtender noch wird das obige, wenn man diejenigen Glieder des Staates betrachtet, die zwischen den Gemeinden und der Zentralgewalt mitteninne stehen, Provinzen, Landschaften, Kreise. Schon von anderer Seite[1] ist bemerkt worden, daß Mohl sie konsequenterweise unter seine sozialen Genossenschaften aufnehmen mußte. Auch hier sind auf örtlicher Grundlage ruhende Gemeinschaften, die sich, gleich den Gemeinden, um so eigentümlicher entwickeln, wenn ihre lokale Abgeschlossenheit noch durch Stammgemeinschaft verstärkt wird. Auch hier ist ein weites Feld von örtlichen Bedürfnissen und Interessen, Parteiungen und Verdiensten; auch sie stellt der Sprachgebrauch dem Staate gegenüber. Aber auch für sie ist Mohls Behauptung, ihre lokalen Verhältnisse ständen mit der Einheit des Staatsgedankens und seinem Organismus in keiner Beziehung, nicht zutreffend. Sie sind das Feld, wo sich die Einheit des Staatsgedankens in der Verwaltung kleinerer Kreise verwirklicht. Ich rede hier weder von badischen Kreisen, diesen Notbehelfen eines unfertigen Staates, noch von den durch frivoles Zerreißen berechtigter Stammeseigentümlichkeiten entstandenen französischen Departements; ich meine die belgischen, die österreichischen, die Mehrzahl der preußischen Provinzen. Der Staat schafft sie nicht, er findet sie vor; er muß solche durch Gemeinschaft der Lage, der Abstammung und vor allem der Geschichte eng verbundene Bezirke in ihrer Eigentümlichkeit anerkennen, will er nicht ebenso widernatürliche Zustände hervorrufen wie durch das Zerreißen bestehender oder die Gründung künstlicher Gemeinden. Freilich wirkt die Zentralgewalt, bei der größeren Gefahr einer Loslösung vom Staate, auf diese Kreise weit inten-

[1] Von Laurent a. a. O.

siver und unmittelbarer als auf die Gemeinden. Trotzdem entsteht in ihnen, selbst wenn sie nur ein Werk politischer Willkür sind, eine Fülle örtlicher Interessen, die nicht durch den Staat hervorgerufen werden. Soll man nun deshalb die Landschaften aus der Staatswissenschaft ausscheiden? Bleibt nicht vielmehr die Verfassung, noch mehr die Verwaltung eines Staates unverständlich, wenn man die Provinzen nur als Institute zur Ausführung des Zentralwillens ansieht, wenn man nicht erwähnt, wie sie in Haß oder Neigung, in Reichtum oder Armut an Interessen und Bedürfnissen sich zum Staate und zueinander verhalten? Kleine Bezirke, als Tummelplätze des öffentlichen Lebens unter der Zentralgewalt des Staats, braucht jedes über eine weite Fläche verstreute Volk; merkwürdig, in wie verschiedener Weise dies Bedürfnis befriedigt wird. In England, wo es wenig wahre Bauern gibt, sind die Gemeinden verkommen; dafür hat Englands Gentry in den Grafschaften ein Gebiet gefunden für ihre politische Pflichterfüllung, ihre Selbstverwaltung. Unsere Kreise und Provinzen, ausgezeichnet einst durch ihre partikularistischen Gelüste und das staatsfeindliche Treiben des Adels, führen ein sehr unselbständiges Leben; dafür zeigten in den letzten fünfzig Jahren in den Gemeinden Bürger und Bauern in reichem Maße Neigung und Fähigkeit zur Selbstverwaltung. Solche Gegensätze sind bezeichnend für die Staaten; sie beweisen, wie Staat, Provinz, Gemeinde wesentlich gleichartig sind, wie der Staat nur gedacht werden kann als eine Einheit lokaler Genossenschaften, die jede in ihrem Kreise noch ein selbständiges Leben führen. — So erscheint der Staat sehr wenig logisch; aber in Geschichte und Politik ist die absolute Logik ein Ding von sehr zweifelhaftem Werte.

4. Stämme, Rassen, Nationen.

Die Erscheinungen, welche das Zusammenleben verschiedener Stämme oder Rassen in einem Lande hervorruft, rechnet Mohl zu den gesellschaftlichen Gestaltungen, welche den Staat zwar vielfach berühren, doch ihrem Wesen nach ihm fremd sind. Ich meine, an solche Verhältnisse knüpfen sich zwei scharf zu trennende Folgen, Kulturfragen und Machtfragen. Wie sich die Rassen nach Abstammung, Sprache, Charakter unterscheiden, wie der Geist eines Stammes durch Berührung mit andern verändert wird oder erstarrt: diese Tatsache hat sich der Staatsgelehrte vom Historiker, Philologen, Ethnographen erklären zu lassen. Er muß sie kennen, nicht bloß weil jede bedeutende Kulturerscheinung notwendig nach Umgestaltung der politischen Verhältnisse drängt, sondern auch weil diese Erscheinungen des geistigen Lebens überraschende Erklärungen und Analogien bieten für politische Fragen, weil das Recht des unterdrückten Stammes in ganz ähnlicher Weise von dem Sieger umgestaltet wird wie seine Sprache: der eigentliche Kern des Rechts bleibt, wie der der Wörter, noch

lange unverändert, während sein formeller Teil schon früh verwandelt wird[1]. Wie aber das Zusammenleben der Stämme auf ihre Machtverhältnisse wirkt, wie hier der eine Stamm sich der Staatsgewalt bemächtigt, um den andern zu knechten, dort beide lose verbunden nebeneinander hinleben usf., dies begründet die verschiedene Natur der Staaten; dies darzustellen ist eine der reizvollsten Aufgaben der Staatswissenschaft. Jede historische Nation strebt in der Zeit ihrer Kraft danach, sich selbständig politisch zu gestalten; jeder Staat sucht die ihm zugehörigen Stämme mit einem politischen Gesamtbewußtsein zu durchdringen[2]. Ob nun ein politisches Volk zugleich historische Nation ist, und welche Konflikte sich aus dem Gegenteile entwickeln, das sind rein politische Fragen. Schon rein äußerlich als eine Anstalt zum Schutze der Ordnung betrachtet, kann der Staat sich der Einsicht nicht verschließen: στασιωτικὸν τὸ μὴ ὁμόφυλον ἕως ἂν συμπνεύσῃ[3]; schon um des Friedens willen muß er dem Aristotelischen Ideale[4] nachstreben, daß keiner seiner Teile wünschen darf, der Staat sei anders. Wieviel mehr, wenn wir den Staat als den Förderer nicht nur, sondern zugleich als das Werk des gesamten Kulturlebens eines Volkes betrachten. Zu einem Staate gehören zwei Momente, seine Institutionen und sein Volk; sonst wäre die politische Wissenschaft mit einigen dynamischen Lehrsätzen am Ziele. Neben die vielfachen Einteilungen der Staaten nach ihren Formen, ihren Zwecken usf. tritt berechtigt die Unterscheidung nach ihrer ethnischen Zusammensetzung. Da finden wir autochthone Völker, von außen unberührt, ohne Wunsch, sich auszubreiten, mit dem Triebe, sich in kleine Staaten zu zersplittern. Andere Staaten werden groß und stark durch die Verschmelzung verschiedener Stämme, sei es, daß die Sieger allmählich die höhere Kultur der Besiegten annehmen, sei es, daß sie das bedrückte Volk seiner nationalen wie seiner politischen Eigentümlichkeit berauben, oder endlich, daß beide gegenüber der Gefahr einer gemeinsamen Unterdrückung zusammenhalten und schließlich verschmelzen. Hier gehen die ethnische und die politische Entwicklung parallel; in der Zeit des Überganges ist der Staat unfertig und unklar, weil das Volk unfertig ist; und in demselben Maße, wie die Stammgegensätze sich mildern und ausgleichen, nimmt der Staat eine freie und ausgebildete Form an. Ich erinnere an die Germanisierung unseres Nordostens. Wieder in anderen Ländern leben verschiedene Stämme nebeneinander; von ihrer ethnischen Charaktereigentümlichkeit hängt hier wesentlich der politische Zustand ab. Bald tröstet sich ein Stamm mit seiner indi-

[1] Vgl. die tiefsinnigen Worte J. Grimms in der Einleitung zu den deutschen Rechtsaltertümern.

[2] Stein, Die Gesellschaftslehre S. 33, nennt diese Tatsache, wohl nicht ganz klar, das Gesetz des staatbildenden Volkes und des volkbildenden Staates.

[3] Arist. Pol. 8, 3.

[4] A. a. O. 6, 9.

viduellen Freiheit über den Mangel politischer Selbständigkeit[1]. Bald ist keiner stark genug, den andern zu vernichten, keiner schwach genug, sich zu beugen. Dann ist ein gesunder Staat undenkbar; seine erste Vorbedingung, daß das Volk sich in die politischen Institutionen einlebt, ist unmöglich; der Staat kann jeden Augenblick zerfallen. Hier zeigt es sich, daß Rassengegensätze in letzter Instanz sich notwendig politisch verwirklichen. Man denke sich einen Staat mit genau denselben Institutionen wie die des dänischen Gesamtstaates, aber ohne den tiefwurzelnden berechtigten Nationalhaß seiner Glieder: gewiß, nicht bloß das Volk, nein, der Staat wäre ein ganz anderer. Nicht anders, wo ein Stamm den andern völlig beherrscht. Ist diese Herrschaft rechtlich normiert, so liegt ihre politische Natur auf der Hand: der Süden der Vereinigten Staaten ist eine Massenaristokratie der brutalsten Art, dem Kastenstaate sehr nahe stehend. Auch die tatsächliche Bedrückung eines Stammes unterliegt der politischen Betrachtung. Das Staatsrecht kann solche Zustände freilich nur beiläufig und an der Oberfläche berühren. Aber was wäre das für eine Politik, die uns Irland nur darstellte als eine Provinz des Vereinigten Königreichs mit dem Schatten eines Statthalters und Bewohnern, die den andern Insassen Großbritanniens rechtlich gleichstehen; die uns die ökonomische Ausbeutung, den religiösen und nationalen Haß der Kelten nicht erklärte, weil das soziale Tatsachen sind? Wie will man dann so unzweifelhaft politische Erscheinungen wie die irische Propaganda und den Aufstand von Smith O'Brien verstehen? Ganz recht, die Staatsbehörden versuchen oft umsonst durch strenge Gesetze diesen Rassenhaß zu bändigen. Aber die Staatsbehörden sind noch nicht der Staat. Die Politik betrachtet nicht nur die Institutionen des Staates; gleich wichtig ist ihr die Frage, ob und warum die Gesetze *gebrochen* werden, sie schildert das *Leben* des Staates, seinen Zusammenhang mit dem gesamten Volkstum. Auch die Juden, obwohl sie nur sporadisch verbreitet sind und vor dem Gesetze nicht als Stamm, sondern als Religionsgemeinschaft gelten, kann die Politik da nicht mit Stillschweigen übergehen, wo sie mächtig sind. Und mächtig sind sie mindestens in all den halbbarbarischen Landen, wo sie als Pioniere des Handels auftreten und besonders auf die Gestaltung des Städtewesens bestimmend wirken.

Mit dem Zusammenleben mehrerer Stämme in einem Lande sind die Erscheinungen, welche sich hier aufdrängen, noch nicht erschöpft. Mohls Behauptung[2], ein Stamm, der sich politisch konstituiert, gehe im Staate auf, trifft nicht immer zu. Auch ein solcher Stamm kann, besonders unter unfreier Verfassung, unabhängig von der Staatsgewalt oder gegen ihren Wunsch, in Liebe und Haß, in Kulturbeziehungen aller Art ein nationales

[1] Diese Resignation einer verzweifelten Nation stellt Eötvös (Einfluß der Ideen auf den Staat, Bd. I) als das Normale dar.

[2] I, 89. Anm.

Leben führen, das, in seinem Ursprunge nicht politisch, zuletzt notwendig auf den Staat und seine Stellung in der Völkergesellschaft einwirkt.

Weit wichtiger ist die Zerteilung einer Nation unter verschiedene Staaten. Auch hier zeigen sich Bestrebungen, die weder vom Staate ausgehen noch von ihm anerkannt werden. Meist sind sie dem Staate feindlich, und dennoch sind sie politisch; es sind Äußerungen des Dranges jeder kräftigen Nation nach politischer Gestaltung. In einzelnen Fällen kann ein starkes Nationalgefühl die mangelnde Staatsform fast ersetzen: der ganz lose Bund der Eidgenossen im Mittelalter erhielt seine Bedeutung erst durch den Kriegsruhm und das Gesamtbewußtsein der Schweizer. Selbst das Staatsrecht muß unterscheiden zwischen nationalem und völkerrechtlichem Staatenbunde[1]. Die Politik kann vom Deutschen Bunde nicht reden, ohne zu erklären, warum er zu Schleswig und der Provinz Preußen in ganz anderem Verhältnisse steht als zu Ungarn. Nur wenn die Staatswissenschaft den unlösbaren Zusammenhang politischer und nationaler Bestrebungen einsieht, hat sie das Recht, eine der politischen Kardinalfragen unserer Zeit, die nach der Berechtigung der Nationalitäten, vor ihr Forum zu ziehen.

5. Die Stände.

Unter *Ständen* verstehen wir die großen Gruppen des Volkes, welche durch Gleichheit der Lebensweise, infolgedessen der Ideen und Sitten, oft auch gewisser Rechtsverhältnisse verbunden sind. Zur vollen Blüte gelangt das Ständewesen, wo jeder Bürger einem Stande angehören muß und nur *einem* Stande angehören kann, wo jeder Stand nach eigenem Rechte lebt. Hier geht der Staat offenbar in Ständen auf, er ist nur ein Konglomerat von Ständen. Mit Recht konnte deshalb noch das preußische Landrecht[2] von Ständen *des Staates* reden, obwohl damals der Kampf der modernen Staatsidee mit dem alten Ständewesen bereits begonnen hatte. Umgekehrt, wo ein Volk ein vorwiegend politisches Leben führt, gehen die Stände im Staate auf; den Alten sind sie Teile des Staates[3]. Seit der moderne Staat den großen Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze aufgestellt, hat der Begriff des Standes eine schwankende und vielsinnige Bedeutung erhalten. Überall finden sich einzelne Volksklassen, innerhalb deren für die aus ihrem Berufe entspringenden eigentümlichen Verhältnisse ein besonderes Privatrecht gilt: sei es, daß dies Partikularrecht als ein von dem gemeinen Rechte des Landes unabhängiges Standesrecht gilt und sogar durch besondere Gerichtshöfe geschützt wird: sei es — was, nach Englands Beispiel zu schließen, dem Wesen des einheitlichen Staates mehr entspricht — daß gewisse Institute des ge-

[1] Waitz, Das Wesen des Bundesstaates (Kieler Monatsschrift. 1852).
[2] Tl. I tit. 1 § 6, 7.
[3] Arist. Pol. 6, 4.

meinen Rechts tatsächlich nur auf einzelne Berufsklassen Anwendung finden. Solche Stände — darf man sie überhaupt so nennen — werden allein und erschöpfend von der Wissenschaft des Privatrechts betrachtet. Verschieden hiervon sind die historischen Volksstände, die sich voneinander sondern durch Eigentümlichkeit der Lebensweise und der Ideen und besonders durch die Rolle, welche sie in der politischen Geschichte spielen, mag ihr politischer Einfluß rechtlich begründet oder nur tatsächlich vorhanden sein. In beiden Fällen finden sie ihren Platz in der Politik, ersterenfalls auch im Staatsrechte. Die geistige Atmosphäre, worin sich jeder dieser Stände bewegt, hat für die Staatswissenschaft zunächst nur den Wert einer Tatsache, welche sie voraussetzen und kennen muß, weil sich die politische Wirksamkeit der Stände wesentlich an ihr Kulturleben anknüpft. Wie sich aber die Elemente politischer Macht — Reichtum, Bildung und Teilnahme am staatlichen Leben — unter die Stände verteilen, dies ist für die Staatswissenschaft von höchster Wichtigkeit. Jeder Stand ist seinem Wesen nach selbstsüchtig, er strebt danach, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen, auf daß er selbst herrsche oder daß zu seinem Vorteile geherrscht werde. Ob dies gelingt, ob die Staatsgewalt, in den Händen eines Standes, die durch Natur und Geschichte gegebenen Verschiedenheiten in Rangunterschiede verwandelt, oder ob die Idee der Staatseinheit im Kampfe mit den ständischen Sonderbestrebungen durchdringt, daraus ergeben sich wichtige Unterscheidungen zwischen den Staaten. Die Prinzipien der Aristokratie und der Demokratie, Abschließung und Gleichheit, beziehen sich vorwiegend auf das Verhältnis der Stände. Wo eine schroffe Sonderung der Stände besteht, ist das ganze Volksleben aristokratisch. Tritt dazu noch jene Fülle nationaler, religiöser, ökonomischer Momente, welche die krasseste Ausartung des Ständewesens, die indischen Kasten, verstärken, so ist die aristokratische Richtung für Volk und Staat ein für allemal vorgezeichnet. Hindostan hat, seit es seine Kasten besitzt, nie andere als aristokratische Verfassungen gehabt. Der Staat war hier oft Aristokratie mit despotischer Spitze, aber niemals reine Monarchie oder gar Demokratie. Seine Eroberer verschmolzen entweder mit den obersten Kasten, oder sie bildeten — bald rechtlich, bald tatsächlich — eine neue Kaste über ihnen, wie jetzt die Briten. Im Vergleich mit diesem durch das Ständewesen gegebenen Charakter von Volk und Staat ist die Frage nach der Herrschaftsform des Staates von geringerer Bedeutung. Man halte das Frankreich von heute mit dem Reiche Ludwigs XIV. zusammen. In beiden ein schrankenloser Despotismus. Trotzdem ist eine Parallele zwischen ihnen nicht zu ziehen, nicht wegen des Schattens einer parlamentarischen Körperschaft, die neben dem Throne Napoleons III. steht (bestand doch ein ähnliches Gegengewicht in anderer Form, aber mit mehr realer Macht, unter den Bourbonen), sondern wegen der völligen Umgestaltung der Volksstände.

Nicht bloß aus dem Begriffe einzelner Staatsgattungen, wie des Patrimonialstaates, ergibt sich von selbst eine bestimmte Stellung der Stände: der gesamte Kampf der Stände, der sich in den meisten Staaten unter den verschiedensten Formen wiederholt, ist eine politische Machtfrage. Das Verhältnis der Stände zueinander wird durch ihre Stellung zur Staatsgewalt bestimmt; daraus ergibt sich die Unterscheidung von herrschenden und beherrschten Klassen. Und wieder unter den Beherrschten treten einzelne Stände ausgezeichnet vor den übrigen hervor, wenn sie mit der Staatsgewalt in näherer Verbindung stehen; ich erinnere an die russischen Kronbauern, an unsere weiland königlichen Hintersassen. Jede Änderung der Macht eines Standes verändert sowohl das Volk als den Staat. Wenn ein herrschender oder bevorzugter Adel abnimmt an Reichtum, Bildung und politischer Aufopferung, oder wenn die übrigen Stände ihn in all diesen Beziehungen erreichen, so verliert der Adel die innere Berechtigung zur Herrschaft, der Staat wird krank, und eine Verwandlung der Verfassung ist unvermeidlich. Gerade diese allmählichen Veränderungen der Tatsachen, dies Umschlagen der Vernunft in Unsinn zu beobachten ist Aufgabe der Wissenschaft der Politik; sie kann nicht erfüllt werden, wenn die Staatswissenschaft nicht auch die inneren Verhältnisse der Stände betrachtet. — Volk und Staat sind da am glücklichsten, wo es der Staatsgewalt gelungen ist, alle Stände unter das gemeine Landesrecht zu beugen, wo infolgedessen der Kampf der Stände, die roheste und häßlichste aller inneren Fehden, erstirbt und die politischen Parteien die Stände durchschneiden. Hier bildet sich ein öffentlicher Stand, dessen Leben in politischer Machtübung besteht, der nicht kraft eigenen Rechtes, sondern kraft Auftrages der Staatsgewalt regiert. Hier ist, weil die auf subjektiven Standesrücksichten ruhenden Ungleichheiten gefallen sind, desto mehr Raum für die Verschiedenheiten, welche aus objektiven Gründen hervorgehen und von einem reichen, täglich neue Berufe und Bestrebungen erzeugenden Volksleben täglich neu geschaffen werden. Hier vor allem zeigt der Staat sein universelles, über den Ständen stehendes, alle gleichmäßig förderndes Wesen. Es läuft also der Wahrheit schnurstracks entgegen, wenn Riehl meint[1], der Staatsmann müsse, je nach seiner politischen Doktrin, nicht an das ganze Volk, sondern vorwiegend an eine Gesellschaftsgruppe modellierend Hand anlegen. Das heißt eine, nun gottlob bald überwundene, unreife Periode unserer staatlichen Entwicklung theoretisch verewigen.

Sollte nun in solchen Staaten, wo ein gemeines Recht über allen Ständen steht, wo auch die Ehre eine gemeine, nicht eine ständische ist, das innere Leben der großen Volksschichten ganz außerhalb der politischen Betrachtung stehen? Das wäre vielleicht der Fall, wenn die Staatswissenschaft im Staatsrechte aufginge. Für die Politik ist es aber von höchster Bedeutung, wie der rechtlich feststehende Grundsatz der Berufsfreiheit

[1] Naturgesch. des Volks II, 126.

durch die Standessitten tatsächlich eingeschränkt wird, wie die scheinbare individuelle Willkür in der Wahl des Berufes in Wahrheit ein Akt innerer Notwendigkeit ist[1]. Die Politik muß ferner fragen, in welchem Verhältnisse jener öffentliche Stand der Beamten zu den großen Volksständen steht, aus welchem von ihnen er hervorgeht. Der Gegensatz des englischen und deutschen Staatslebens beruht zum guten Teile darauf, daß wir eine aus dem Beamtentum hervorgehende Gentry, England ein auf der Landgentry ruhendes Beamtentum besitzt[2]. So gewiß diese Tatsache vom Staatsrechte nur oberflächlich begriffen werden kann, so gewiß ist ihre Erklärung Aufgabe der Politik. Ferner soll sie fragen, wer die Männer sind, die in der Volksvertretung, in der Selbstverwaltung von Kreis und Gemeinde für den Staat wirken; welche Ideen und Interessen sie beherrschen; ob sie unabhängig genug sind, durch Bildung, Besitz und Gesinnung, um einer drängenden Gewalt zu widerstehen usf. Und wenn die Regierten ebenso notwendig zum Staate gehören als die Regierenden, wenn die Politik die gesamten Kräfte des Staates kennen soll, so kann sie sich auch der Betrachtung der niederen Klassen nicht entschlagen. Ist doch die Lösung der sicherlich politischen Frage nach Zensus und allgemeinem Stimmrechte ohne eine Psychologie unseres vierten Standes gar nicht möglich. — Ohne Zweifel gehen diese großen Volksklassen nicht gänzlich im Staate auf, jede von ihnen lebt in einer Welt von Ideen und Sitten, die scheinbar gar nichts mit dem Staate zu tun haben. Doch zeigt nähere Beobachtung, daß das soziale Leben jedes Volksstandes durch seine politische Stellung wesentlich bedingt ist. Der Adel wird kleinlich und servil, wo er aufhört, politisch mächtig zu sein; die von Riehl so idyllisch geschilderte Schwerfälligkeit unserer Bauern hängt großenteils ab von der jahrhundertelangen politischen Unmündigkeit, der sie sich erst jetzt allmählich entwinden; endlich, wie hat sich der ganze Gesichtskreis unseres Mittelstandes verändert, seit er aufgehört hat, ein ergebener Diener des Adels und der Höfe zu sein! — Ganz irrig ist es, mit Riehl[3] die Rechtsordnung des Staates und die auf der Sitte ruhenden natürlichen Stände als Gegensätze anzusehen. So wenig es einen natürlichen Staat gibt, so wenig gibt es natürliche Stände; beide sind historisch geworden. Der von Riehl als „künstlich" mit unverhohlener Verachtung behandelte Beamtenstand ist für das 19. Jahrhundert ebenso gewiß natürlich als der „naturwüchsigste" der Stände, der Bauernstand, in der Zeit, wo unsere Väter Nomaden waren, unmöglich,

[1] Es ist wohl richtiger, in dieser Erscheinung ein Symptom hoher Ausbildung des Ständewesens zu sehen, als — mit Hegel, Philos. des Rechts, ed. Gans. 2. Aufl. S. 267 — das Wesen der Stände darin zu suchen.

[2] Vgl. Gneist, Englisches Staatsrecht I, 693 ff. — ein Werk, dem ich überhaupt vielfach zu Dank verpflichtet bin.

[3] Die Familie. S. 115, 122. Naturgesch. des Vs. II, 273.

also unnatürlich war. Sodann, Recht und Sitte sind kein Gegensatz[1]. Auch der von der Rechtsordnung des Staates geschaffene Stand der Beamten führt ein eigentümliches Leben in Ideen und Sitten, das vom Staate nicht hervorgerufen ist. Man denke an die Ehrbegriffe unseres Offizierstandes, die doch nur einer ganz flachen Auffassung als ein Wust alter Vorurteile erscheinen können; an Josephs II. vergebliches Ankämpfen dagegen; an die mannigfache Durchlöcherung der Gesetze, welche sie veranlassen. Und doch können wir die politische Bedeutung des Soldatenstandes, können wir alle die glorreichen Blätter der politischen Geschichte, die wir ihm verdanken, ohne Kenntnis seines sozialen Lebens nicht verstehen. — Nun frage man sich: wie groß ist die Bedeutung dessen, was die Stände eines Volkes *scheidet*, im Vergleich mit dem, was sie, anderen Völkern gegenüber, *vereinigt*? Es bedarf wohl keines Beweises, die ständischen Unterschiede sind verschwindend klein gegenüber den politisch-nationalen. Im Mittelalter, wo die Staatsgewalt sich erst bildete, konnte man wohl von einem westeuropäischen Adel und Bürgertume reden. Doch dieselben Monarchen, welche die Einheit des Staatsgedankens zuerst mächtig durchführten, brachen die Solidarität der über den Staat hinausstrebenden Standesinteressen. Heute, wo der damals begonnene Prozeß der nationalen und politischen Sonderung schon so lange gedauert, ist es nicht viel mehr als eine fable convenue, wenn man deutschen und englischen Adel zusammenstellt. Nur noch einige Überreste ihrer gemeinsamen mittelalterlichen Geschichte, einige heraldische Liebhabereien haben sie miteinander gemein; ihre politische Bedeutung, ihre Ideen, ihr Familiensinn, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse bieten nicht mehr Analoges als die Geschichte ihrer Staaten. Ist sonach das Wesen jedes Standes zum großen Teile abhängig von dem Staate, zu dem er gehört, so läßt sich vollends die wichtigste Seite des Ständewesens, das Verhältnis der Stände zueinander, vom sozialen Standpunkte gar nicht erörtern. Sozial betrachtet ist jeder Stand eine Welt für sich; seine Beziehung zu den anderen Ständen hängt ab von seiner Bedeutung für die politische Einheit.

Fragt man nach den einzelnen Ständen, so ist es durchaus notwendig, sich streng an die Tatsachen zu halten. Mag man mit Riehl Gruppen des sozialen Beharrens und der sozialen Bewegung oder mit Winter[2] universelle und individuelle Stände scheiden oder mit Schmitthenner[3] dem längst untergegangenen Gegensatz von Nähr-, Wehr- und Lehrstand anhängen, der nie für das gesamte Volk Geltung hatte: — jede theoretische Einteilung *erschafft* erst eine Kluft zwischen Staat und Gesellschaft, die in Wahrheit nicht vorhanden ist, da weder der eine noch

[1] Das Wesentliche von Riehls Theorie kann erst später im zwölften Abschnitt besprochen werden.

[2] Die Volksvertretung in Deutschlands Zukunft. S. 170.

[3] Zwölf BB. vom Staate, I, 200 ff.

die andere sich theoretisch entwickelt haben. Noch irriger ist es, den Ständen eine bestimmte Gesinnung zuzuschreiben; so wenn Riehl[1] das Proletariat den nackten Menschen, die Aristokratie den Gesellschaftsbürger im historischen Kostüm suchen läßt. Dadurch werden Bestrebungen und Verirrungen, die in vorübergehenden Strömungen der Zeit ihren Grund haben, zum Wesen der Stände gemacht. Dahin gehört auch die scheinbar unwiderlegliche Behauptung Steins[2], das erhaltende Prinzip sei die Gesinnung derer, welche gesellschaftliche Güter besitzen, und umgekehrt. Die Geschichte des englischen Adels und des deutschen Mittelstandes ist ein schlagender Gegenbeweis.

Insbesondere der Adel ist ein durchaus politischer Stand. Sein Wesen ist der Besitz politischen Einflusses; wo er diesen verliert, verkümmert er sittlich und rechtlich, bis ihm endlich nichts mehr bleibt als einige unklare Traditionen. Schon seine Entstehung ist ganz politisch. Ein kriegerischer Stamm unterwirft eine Nation von niederer oder veralteter Bildung und bildet den Adel des neu entstehenden politischen Volkes[3]; die Verwandten des fürstlichen Hauses, die Geschlechter, aus denen Fürsten hervorgegangen, gelangen zu erblichem Ansehen; die Umgebung des Monarchen, sein Hofgesinde, die Insassen seiner Güter, genießt persönlicher Auszeichnung, woraus sich allmählich höherer Familienrang entwickelt; einzelne Geschlechter erheben sich durch die Verwaltung hoher Staatsämter oder durch bevorzugte Handhabung der ersten politischen Funktion in rohen Zeiten, des Waffenrechts usf. Auch die Veränderungen, denen der Adel unterliegt, schließen sich eng an politische Ereignisse. Es ist bekannt, wie, gestützt auf die Waffenführung, die Ministerialen sich einst über die Gemeinfreien emporhoben; wie das Aufkommen der stehenden Heere den Adel hier innerlich brach, dort in andere Bahnen lenkte; wie jene Vermischung und Verwechslung des sogenannten hohen und niedern Adels in Deutschland ihren Grund hatte in der gemeinschaftlichen Ausübung wichtiger politischer Rechte, des Waffendienstes und der Besetzung der geistlichen Kurwürden[4]; wie mit dem Aufkommen des monarchischen Einheitsgedankens der Adel hier seine soziale Verfassung änderte, unter das gemeine Recht des Landes sich beugte und sich mächtig erhielt durch politische Tätigkeit — dort auf verlebte Vorrechte trotzend herabsank zum Hofadel und zur Vormauer des Absolutismus gegen die Ansprüche der niederen Stände. Alle sozialen Eigentümlichkeiten des Adels, seine Familienverfassung, seine Standesehre, seine wirtschaftliche Stellung sind

[1] Naturgesch. d. V. II, 125.

[2] A. a. O. S. 135.

[3] Gervinus hält dies für den einzigen Fall, in welchem eine dauernde aristokratische Herrschaft möglich sei. (Hist. Schriften VII, 616.)

[4] Vgl. Savigny, Zur Rechtsgeschichte des Adels im neueren Europa. (Abhandl. d. Berliner Akad. v. J. 1836.)

entweder Ergebnisse seiner politischen Macht oder dienen nur dazu, sie zu festigen; sie haben ihr gegenüber keine selbständige Bedeutung. Es ist wahr, der Adlige verdankt sein Vorrecht der Geburt, der Staat kann das vorhandene nur anerkennen. Aber der Erbadel entsteht in jener dunkeln Zeit des Gattungslebens der Völker, wo der Familie als solcher politische Bedeutung innewohnt; der erbliche Vorzug einzelner Geschlechter, die limpiezza des Blutes, ist nur so lange von Wert, als der Glaube daran vorhanden ist. Je mehr — eine notwendige Folge steigender Gesittung — persönliches Verdienst und politische Pflichterfüllung zu politischem Einfluß berechtigen, desto mehr schwindet das Sonderrecht der Adelsfamilien. Der englische Adel hat jede kastenmäßige Sonderung aufgegeben, er ist mächtig durch staatliche Tätigkeit. Wie der deutsche Adel durch die Sorge für seine Familien an Macht verloren, wie er es verschmäht hat, durch politischen Pflichteifer die moderne Staatsidee mit dem Anachronismus seines Ursprungs zu versöhnen, das liegt vor jedermanns Augen. Meist entsteht bei hochgebildeten Völkern an der Seite oder an der Stelle des alten Erbadels ein neuer bevorzugter Stand, mitteninne stehend zwischen Personal- und Erbadel, ruhend auf der Teilnahme am politischen Leben, auf dem Grundprinzipe jedes gesittigten Volkstums, der Arbeit. Ich erinnere an die auf das römische Patriziat folgenden Optimaten, an die neben der nobility stehende englische gentry, endlich — so viel freier es auch organisiert ist — an das deutsche monarchische Beamtentum. Es ist entstanden, nicht gerade, wie man gemeint hat[1], aus den Ministerialen, wohl aber in ähnlicher Weise wie diese; es hat eine starke Zahl der altrittерschaftlichen Geschlechter in sich aufgenommen; es bestehen in ihm eine Reihe von Familien, die einen zwar maßvoll ausgeübten, aber bedeutenden und berechtigten Einfluß auf das politische Leben besitzen. Solche Stände sind im Staatsrechte nur oberflächlich zu begreifen: die römische Oligarchie wurde rechtlich begrenzt erst, als sie ihre Macht verloren hatte[2]. Desto eingehender muß sich die Politik über ihre tatsächlichen Machtverhältnisse verbreiten. — Es ist wahr, der Adel hat oft eine Standesehre, welche der Staat weder zu schaffen noch anzuerkennen braucht; sie kann selbst fortbestehen, wenn der Adel seine politische Macht verloren hat. Aber sie kann nicht ohne diese entstehen, sie ist ganz besonders eine Folge des Waffenrechts und schwindet meist bis auf wenige Äußerlichkeiten, wo der Adel dieses verloren. — Es ist wahr, der Reichtum des Adels ist von Wichtigkeit; in allen Flächenstaaten, welche eine feudale Periode hinter sich haben, ist der Adel großer Grundbesitzer; die wirtschaftliche Unabhängigkeit befähigt ihn besonders, dem Absolutismus zu widerstehen. Aber sie kann seine politische Macht nur festigen, nicht ersetzen. Es ist unvergessen, daß der dänische Adel neun Zehntel des

[1] Bensen, Die Proletarier, S. 485.
[2] l. 44. D. de ritu nuptiar. (23, 2).

dänischen Bodens besaß, als das Königsgesetz ihn aus Staats- und Volksleben ausstrich: er hatte seinen politischen Beruf vergessen, in kriegerischer Zeit sich feig auf seine Güter zurückgezogen. — Wo sich der Adel erhält, da entwickelt sich mit der Zeit seine politische Bedeutung so scharf, daß man schließlich in jedem Staate mit dem Worte Adel einen ganz anderen Begriff verbindet. Es ist irrig, wenn Riehl[1] meint, die Opposition des deutschen Liberalismus gegen den Adel entspringe aus sozialen Gründen, da ja — nach Englands Beispiel — ein kräftiger Adel ein fester Hort sei gegen den Absolutismus. Diese Opposition ist eine rein politische, weil der Liberalismus in der deutschen Adelsgeschichte das Gegenteil der englischen findet. Alle sozialen Fragen, welche sich an den Adel knüpfen, sind zugleich politisch. Der Streit über die Familienfideikommisse berührt die Grundlagen des modernen Staates, die Rechtseinheit und jenen echt humanen Grundsatz, der Rechte nur gegen Übernahme von Pflichten zuerkennt.

Die politische Natur des Adels zeigt sich nicht überall in voller Reinheit: der Versuche, einen Adel zu schaffen ohne politische Macht, kennt die Geschichte viele, von den englischen Baronets bis zum deutschen Briefadel. Ein Adel ohne politische Macht befindet sich in einem ähnlichen unhaltbaren Übergangszustande wie eine vertriebene Dynastie. Dieser Zustand muß endigen, indem der Adel entweder seinen politischen Einfluß wiedererlangt oder in der übrigen Volksmenge verschwindet. Der Adel hält noch lange, wenn er die Macht oder die innere Berechtigung dazu verloren, an seinen alten Standesbegriffen fest — eine Erscheinung, die von großer staatlicher Wichtigkeit sein kann, wenn der Adel dadurch mit dem Geiste von Volk und Staat in Widerspruch gerät. Endlich trägt die in den Anfängen ähnliche, in ihrem Fortgange grundverschiedene Geschichte der europäischen Adels- und Fürstengeschlechter zur Verwirrung der Anschauungen bei. Der praktische Instinkt der Parteien der Gegenwart hat trotzdem gefühlt, daß es entweder einen politischen oder gar keinen Adel gibt. Wenn — je nach ihrer Denkweise über ihn — die einen den Adel zum herrschenden Elemente der Volksvertretung machen, die andern ihn ganz davon ausschließen möchten, so liegt darin das Zugeständnis, daß Teilnahme an Verfassung und Verwaltung des Staates der einzige Weg ist, den Adel zu erhalten. Für die Wissenschaft dagegen ist auch hier das Generalisieren örtlicher und zeitlicher Verhältnisse eine Quelle von Irrtümern geworden. Wenn ein geistreicher Schriftsteller[2] für den Adel außer äußerer Auszeichnung noch eine „Realität", nämlich Hofrang und Titel, aber nicht notwendig politische Rechte verlangt, so kann man nur sagen: es ist irrig, einen Idealstaat zu konstruieren, aber gewiß noch irriger, das Wesen des Adels von dem deutschen Adel zu abstrahieren,

[1] Naturgesch. d. V. II, 170.

[2] v. Türckheim, Betrachtungen über Verfassungs- u. Staatenpolitik I, 243.

dem auch seine eifrigsten Verehrer nur nachrühmen, er sei einer Reform noch fähig. Wenn endlich andere[1] in dem Adel den Mikrokosmos der Gesellschaft sehen, so läßt sich nur antworten, daß jeder Stand seiner Natur nach partikularistisch ist, einen solchen Beruf mithin nicht haben kann.

Eine zweite große politische Volksgruppe bildet der Mittelstand, die Gesamtheit jener Bürger, welche im Besitze einer höheren Bildung sind und wirtschaftlichen Beschäftigungen obliegen, die ihnen Sinn und Muße übrig lassen für geistige Interessen und besonders für politische Tätigkeit. Das Schwankende und von den jeweiligen nationalen Ideen Abhängige dieses Begriffes ist einleuchtend; ebenso klar die Folgerung, daß eine dauernde rechtliche Abgrenzung dieses Standes nicht möglich ist. Zu seiner Charakteristik läßt sich etwa sagen: Er sucht den Frieden und zeigt damit ein echt politisches Streben; nur bei innerem Frieden kann sich ein reiches von den mannigfachsten geistigen und wirtschaftlichen Elementen bewegtes Leben frei entwickeln. Darum haßt er alle schroffen, verletzenden ständischen Gegensätze. Wie er sich gern unter einen wahrhaft politischen, nicht streng abgeschlossenen Adel beugt, so ist gegenüber einem Adel, der nur Vorrechte kennt, sein Streben, alles, was über ihm, auf sein Niveau herabzudrücken, alles, was unter ihm steht, auf seine Höhe zu erheben[2]. Es ist falsch, wenn Riehl[3] ihm einen universalistisch ausebnenden Geist zuschreibt und ihn deshalb den Mikrokosmos der modernen Gesellschaft nennt. Das Assoziationswesen fand und findet vielmehr in ihm seine reichste Entwicklung: eine Erinnerung an Stephan Marcel und die Geschichte der deutschen Austräge, ein Blick auf das moderne Vereinswesen genügt, dies zu belegen. Wahr dagegen ist, daß er gar kein Bedürfnis hat, sich nach unten abzuschließen. Wie seine Mitglieder ihre Stellung sich meist durch Arbeit und Verdienst erhalten oder erworben haben, so hat er keinen Grund, anderen die freie Bahn zu Macht und Wohlstand zu versperren: der vierte Stand verdankt die meisten seiner Reformen dem Mittelstande und der auf diesen gestützten Monarchie. Der Mittelstand besitzt in hohem Maße jene von Aristoteles[4] gepriesene Fähigkeit zu herrschen und zugleich beherrscht zu werden; er strebt nach Teilnahme am Regimente in den oberen Kreisen des Staates wie in Provinz und Gemeinde. Er kämpft meist mit geistigen Waffen, insbesondere durch die Macht der Meinung. Er ist beweglich und empfänglich für Ideen; doch hindert ihn seine feste wirtschaftliche Unterlage, ein Spielball jeder rasch vergehenden Meinung zu

[1] Riehl behauptet dies an verschiedenen Stellen von dem Adel des Mittelalters; der Aufsatz über „den modernen Adelsbegriff" in der deutschen Vierteljahrsschr. 1856, Nr. 75 (von L. Stein?) sieht darin das Wesen des Adels.

[2] Dies ist nach Thierry, Recueil des monuments inédits de l'hist. du tiers état. tom. I. p. XXXI, das Prinzip des dritten Standes.

[3] A. a. O. II, 196.

[4] Pol. 6, 11.

werden. Aus dieser Beweglichkeit folgt keineswegs eine bestimmte politische Gesinnung, etwa der Liberalismus des Mittelstandes, sondern im Gegenteil seine Fähigkeit, in alle politischen Parteigegensätze zu zerfallen. Er ist endlich unfähig, ein rein soziales Leben zu führen, über den Verlust der Freiheit sich durch wirtschaftliches Behagen auf die Dauer zu trösten. Man mag ihm wohl das Lob des großen Stagiriten[1] gönnen, so viel davon auch auf Rechnung der mechanischen aristotelischen Auffassung der Tugend, als einer Mitte zwischen zwei Extremen, kommen mag. — Es ist klar, daß schon die Existenz einer solchen Volksklasse von politischer Bedeutung ist: sie ist auf die Dauer unvereinbar mit einem Adel, der nur Vorrechte kennt, und mit einem autokratischen Regimente. Wie der Mittelstand in das monarchische Beamtentum, in die Volksvertretung eindringt, wie ihn die Anhäufung massenhafter Reichtümer, die unbedingte Abhängigkeit der unteren Klassen verderben kann, wie alles dies auf den Staat wirkt, das sind politische Fragen, die man ohne Betrachtung der geistigen und wirtschaftlichen Eigenschaften dieses Standes nicht beantworten kann. Hinsichtlich der Bildung allein wird es schwer sein, ihn als ein Ganzes aufzufassen. Was ihn nach dieser Seite vom Adel trennt, ist gering gegen das, was er mit ihm gemein hat. Wirtschaftlich betrachtet, zerfällt er in eine Reihe verschiedener Gruppen, von denen einige mit denen des Adels oder des vierten Standes mehr gemein haben als miteinander. Was ihn zu einem Ganzen macht, ist wesentlich seine Rolle in der politischen Geschichte. — Der Mittelstand ist geschichtlich hervorgegangen aus dem Bürgerstande des Mittelalters und hat sich allmählich so weit auch über das flache Land ausgebreitet, daß man heute vom Bürgerstande als von den Städtebewohnern (nach Bluntschlis feiner Bemerkung[2]) nur noch beim Gemeindewesen reden kann. Man mag dieser Auffassung beipflichten; bewährt sich doch hier das Gesetz vom Kreislaufe aller historischen Dinge: das Bürgertum tritt damit in jene neutrale Stellung außerhalb des politischen Ständekampfes zurück, welche es schon am Anfange des Mittelalters einnahm, ehe noch der Gegensatz von noble und roturier den Staat bewegte. Nur ist nicht zu vergessen, daß der Unterschied von Stadt- und Landbewohnern täglich mehr verschwindet.

Eine dritte Volksgruppe im Staate bildet der sogenannte vierte Stand, jene Klasse, die Aristoteles am besten charakterisiert hat, wenn er sagt, sie führe ein vorwiegend wirtschaftliches Leben und habe wenig Lust, sich um den Staat zu kümmern[3]. Nicht die Armut bezeichnet ihn, sondern die vorwiegend körperliche, dem geistigen, besonders dem politischen Leben entfremdende Tätigkeit. Zu ihm gehören der größte Teil des Landvolkes, die kleinen Handwerker, die Arbeiter aller Art. Auch diese Begriffe sind

[1] Pol. 6, 11, 12, 8, 4.

[2] Deutsches Staatswörterbuch, Art. Bürgerstand.

[3] Pol. 8, 8: χαίρουσιν ἐάν τις ἐᾷ πρὸς τοῖς ἰδίοις σχολάζειν. Vgl. 7, 4.

in den Fluß der Zeit zu stellen. Es ist ganz materialistisch und erinnert stark an die französische Lehre von den classes dangereuses, wenn Riehl[1] unter viertem Stande „die zum sozialen Selbstbewußtsein erwachte Armut" versteht, darin eine eigentümliche Erscheinung der modernen Zeit findet und ohne Gnade den Leutnant, wenn er arm ist, den Schriftsteller, wenn er hungert, diesem „unfindbaren X der modernen Gesellschaft" zuweist. Wenn Riehl sich rühmt, seine Sozialtheorie „erwandert" zu haben, so muß er diesen vierten Stand in einem Lande gesehen haben, von welchem unsere Reisebeschreiber noch nichts wissen. In Wahrheit sind ökonomische Gegensätze nur in Zeiten der ärgsten sittlichen und wirtschaftlichen Verwilderung — und auch dann nur vorübergehend — mächtig genug, um alle Gegensätze der Bildung und Geschichte zu überwuchern. Der Wunsch, seine wirtschaftliche Lage zu verbessern, und die in erregten Zeiten bei den Armen allerdings oft vorhandene Empfänglichkeit für sozialistische Hirngespinste bildet noch nicht jene Gemeinsamkeit des Fühlens und Denkens, ohne welche ein Stand des Volkes nicht denkbar ist. Daß weder die Massenarmut noch der Sozialismus etwas durchaus Neues ist, ward schon längst einleuchtend bewiesen[2]. Es sind nun an tausend Jahre, daß jener Priester sang: Hoc genus afflictum nil possidet absque labore. Nun gar, der wirkliche vierte Stand ist so wenig ein Werk unserer Zeit, daß vielmehr der patriarchalische Absolutismus der deutschen Kleinstaaten im vergangenen Jahrhundert gänzlich auf ihm ruhte. Eine so unwürdige Staatsform war nur möglich bei einem Volke von Bauern und Handwerkern, dessen wenige gebildete Elemente, durch die kleinlichen Umgebungen verkümmert, gegen das politische Leben gleichgültig waren; sie mußten fallen mit dem Aufblühen eines durch Reichtum und Einsicht mächtigen Mittelstandes. Schon dies Beispiel zeigt des vierten Standes politische Bedeutung. Wenn Mohl[3] sagt, mit der Kenntnis des Wahlrechtes zu den Ständeversammlungen, der Abgaben, des Heimatrechtes der arbeitenden Klassen sei ihr Wesen noch nicht erschöpft, so ist hinzuzufügen: nicht einmal ihre politische Seite, ihr Verhältnis zum Staate, ist damit ergründet. Die Politik muß weiter fragen: welchen Gebrauch machen diese Klassen von ihren politischen Rechten? Um dies zu verstehen, muß sie zeigen, wie das Dichten und Trachten dieses Standes vorwiegend durch seine wirtschaftliche Lage bedingt ist, wie daher alle seine nachhaltigen Fortschritte bisher an ökonomische Reformen anknüpften. Sie soll zeigen, wie der eine Teil dieses Standes, die Bauern, durch sein mit der Wirtschaft eng verwachsenes Gemeindewesen regen Anteil nimmt am öffentlichen Leben; wie darum alle nicht utopischen Pläne zur Reform der industriellen

[1] A. a. O. II, 377 u. a. verschiedene Stellen.

[2] Meines Wissens zuerst von Roscher, Über Sozialismus u. Kommunismus, in Schmidts Zeitschr. f. Gesch., Bd. 3 u. 4.

[3] I, 96.

arbeitenden Klassen zuletzt zu dem Vorschlage gelangen, aus den Arbeiterassoziationen politische Gemeinden zu bilden[1] oder wenigstens ein Standesbewußtsein in ihnen erwecken[2]. Sie soll nachweisen, daß diese Stände von allen geistigen Interessen für die religiösen am meisten empfänglich sind, daß darum die politische Macht der Kirche hier ihre Hauptwurzel hat. Gerade aus dem Wesen des vierten Standes wird sie die zwei entgegengesetzten Erscheinungen erklären: warum ein Bauernvolk, wenn es sich selbst überlassen bleibt, zwar ein sehr stabiles Staatswesen mit sehr niedrigen Zwecken bildet, aber das Freiheitsgefühl bis zum großartigsten Heldenmute in sich entwickelt: — und warum andererseits ein eben solches Volk von Bauern und Kleinbürgern, wenn es einmal unter monarchische Gewalt gefallen, den ganzen Jammer des Absolutismus willenlos über sich ergehen läßt und nur schwer und langsam den Sinn für politisches Leben wiedergewinnt. Sie soll die Staatskrankheiten betrachten, welche entstehen, wenn ein wirtschaftlich ganz abhängiger vierter Stand die Wahlen zur Volksvertretung in seiner Hand hat, und umgekehrt, wenn er den anderen Klassen selbständig gegenübersteht und dennoch durch einen willkürlichen Zensus in seiner Mehrzahl für politisch mundtot erklärt wird. Sie wird endlich zeigen, daß ein ausschließlich oder vorwiegend politisches Leben der höheren Stände nur möglich ist, wo die wirtschaftlichen Bestrebungen fast ganz in den Händen der niederen Klassen und diese selbst durchaus abhängig sind.

Hier gelangen wir zur Betrachtung der Sklaverei, deren politische Bedeutung niemand leugnen wird. Wenn es allgemein anerkannt ist, daß nächst der städtischen Beschränktheit des antiken Staates vorzugsweise sein Sklavenwesen ihn von dem modernen Staatsleben unterscheidet, wenn uns die zunehmenden Freilassungen im römischen Kaiserreiche das allmähliche Absterben der antiken Staatsidee andeuten: so kann sich die Betrachtung des modernen Staates sicher nicht mit der Tatsache begnügen, daß unsere niederen Stände rechtlich frei sind. Die Sklaverei ist entweder Hörigkeit, entstanden durch Unterwerfung eines ganzen Stammes; daß hierdurch eine ganz eigentümliche Staatsform sich bildet, ist wohl außer Frage. Aber auch die Unfreiheit, entsprungen aus der Besiegung des Einzelnen im Kriege und fortgepflanzt durch die mannigfachsten Ursachen, hat politische Bedeutung. Das Verhältnis des einzelnen Herrn zu seinem Sklaven ist allerdings zunächst ein privatrechtliches. Doch die Sklaverei als Ganzes, als ein Bestandteil des Volkslebens betrachtet, hängt mit den wichtigsten politischen und nationalökonomischen Tatsachen zusammen: sie ist eine andere, wo der Knecht an der Scholle haftet, als wo er bewegliches Eigentum ist; eine andere, wo sie erhalten wird durch die politische Denkweise der höheren Klassen, als wo sie ihren Grund hat in der

[1] Huber im deutschen Staatswörterbuch, Art. Assoziation und arbeitende Klassen.
[2] Fallati, Über Arbeitervereine (Zeitschr. f. St.-Wiss. Jahrg. 1844).

Natur des Bodens. Schon oben ward angedeutet, daß die Sklavenstaaten Nordamerikas Massenaristokratien sind, und zwar nicht bloß, weil ein Teil ihrer Bewohner von jeder politischen Tätigkeit ausgeschlossen ist, sondern mehr noch wegen der Kastensonderung, die das ganze Volksleben durchzieht, wegen der undemokratischen Stellung des Sklavenbesitzers auch den Weißen gegenüber, endlich wegen der unfreien und unsittlichen Ideen, die in einem christlichen Sklavenstaate unvermeidlich sind. Mit vollem Rechte nennt Mohl in einer früheren ausgezeichneten Arbeit[1] die Emanzipation der Sklaven in den englischen Kolonien eines der wichtigsten politischen Ereignisse der Neuzeit.

Schon vorhin ward die heterogene Natur der Bestandteile des vierten Standes hervorgehoben. Insbesondere steht in vielen Ländern das Landvolk durch die Stabilität seines Lebens den anderen Klassen sehr schroff gegenüber; im Gemeindewesen kann man in sehr vielen Teilen Deutschlands von einem Bauernstande reden. Doch ist Riehls Behauptung, die Bauern seien der Stand des sozialen Beharrens, in dieser Allgemeinheit unhaltbar der Tatsache gegenüber, daß kein Teil unseres Volks in dem letzten halben Jahrhunderte größere soziale Umwälzungen durchgemacht hat als die Bauern. Ebenso irrig ist es, die industriellen Arbeiter als die natürlichen Ruhestörer der Gesellschaft zu betrachten. Die kurze Geschichte dieser Klassen erlaubt es nicht, schon jetzt ein abschließendes Urteil über ihren Charakter zu fällen; doch — wo nicht die bitterste Not drängt oder unverständige Gesetze aufreizen — läßt sich ihnen weit eher das Gegenteil nachrühmen. — Gemeinsame Eigenschaft aller dieser Gruppen bleibt die verhältnismäßig geringe Teilnahme am staatlichen Leben.

Diese drei großen Gruppen, Adel, Mittelstand und vierter Stand, mögen jene Bestandteile des Volkes sein, die sich — bald lebenskräftig, bald nur in schwachen Anfängen oder Überresten — in den meisten Staaten Westeuropas vorfinden. Es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß eine staatsrechtliche Scheidung derselben — bei der Fruchtbarkeit unseres Kulturlebens an sozialen Gestaltungen — nur vom Übel sein kann. Die Politik aber muß den Charakter und die Mischung dieser Gruppen in den einzelnen Staaten kennen, weil ohne dies ein Urteil über die Verfassungsformen unmöglich ist.

6. Gebildete und Ungebildete.

Die hier geschilderten Volksklassen weichen ab von den Ständen nach Mohls Auffassung, deren Begriff in der Verschiedenheit des Rechtes liegt[2]. Desto mehr berühren sie sich mit einer anderen gesellschaftlichen Erschei-

[1] Zeitschr. f. St.-Wiss. I, 483.
[2] Mohl a. a. O. I, 139.

nung, welche Mohl aufführt, „den Genossenschaften, welche aus dem Besitze höherer Bildung, im Gegensatz gegen die Unwissenden, entstehen". Mir scheint, aus dem gemeinsamen Besitze höherer Bildung entsteht für die dadurch Verbundenen zunächst nur ein reger geistiger Verkehr, eine Ähnlichkeit des Denkens und Empfindens — Beziehungen, welche ausschließlich dem Privatleben angehören und zugleich so formloser, individueller Art sind, daß sie systematisch gar nicht, sondern lediglich als Tatsachen begriffen werden können. Daß höhere Bildung allein zu einer dauernden Zusammenscharung und Abschließung geführt hätte, davon kennt die Geschichte kein Beispiel. Den kambrischen Adel oder die Priesterschaft in Theokratien wird man nicht entgegenhalten wollen; hier wirkten offenbar wichtige religiöse, wirtschaftliche und politische Momente mit jenen rein geistigen zusammen; und wahrscheinlich war es auch ein theokratisches Element, das den mythischen Philosophenschulen der hellenischen Vorgeschichte eine so große Macht gab. Wo eine tiefe Kluft die Gebildeten und Ungebildeten eines Volkes dauernd trennt, da ist es nicht die Bildung allein, da ist es auch die wirtschaftliche Lage, die Verschiedenheit der ganzen Lebensweise, welche die Volksklassen scheidet. Auch dies ist eine historische Tatsache, welche die Staatswissenschaft nicht zu erklären hat. Bildung ist aber zugleich ein Element politischer Macht; an sie schließen sich politische Erscheinungen, welche die Politik untersuchen muß, immer bedenkend, daß die Bildung nichts Isoliertes ist. Die staatliche Entwicklung eines Volkes mit gleichmäßig verteilter Bildung ist eine enge, beschränkte, weil die Vorbedingung jedes Fortschreitens, das Dasein starker Gegensätze, fehlt. Erst das Aufkommen einer durch höhere geistige Interessen ausgezeichneten Klasse bringt Leben in den Staat, aber auch einen aristokratischen Bestandteil, einen Herd des Unfriedens. Wo eine Klasse die Idee des Volkes beherrscht, mit anderen Worten, wo sie die oft geleugnete und doch so handgreiflich reale Macht der öffentlichen Meinung in ihren Händen hat, da muß sie sich entweder der Staatsgewalt bemächtigen, oder die politische Geschichte wird zu einer Reihe von Kompromissen zwischen den Herrschenden und jenen geistigen Mächten. — Die Staaten unterscheiden sich sehr bedeutend nach der Geltung der Bildung in ihnen. Schon aus der inneren Verwandtschaft der geistigen Aufklärung mit dem Streben nach politischer Unabhängigkeit erhellt, daß der religiöse, wie der rein egoistische Absolutismus ihr natürlicher Gegner, der aufgeklärte Despotismus dagegen, indem er sie zugleich fördert und bedrückt, eine sich selbst widersprechende und vorübergehende Staatsform ist. Die konstitutionelle Monarchie setzt ein gebildetes Volk voraus; schon um ihrer selbst willen muß sie der Volkserziehung besondere Pflege, den gebildeten Klassen großen Einfluß einräumen.

Die meisten politischen Systeme fragen nur: wie befördert der Staat direkt die Volksbildung? und beschränken sich auf die Fragen nach der

Emanzipation der Schule vom Staate und dergleichen. Aber was man[1] von der Volkswirtschaft gesagt hat, sie sei weit weniger abhängig von der zu ihrer unmittelbaren Förderung und Leitung bestimmten Staatstätigkeit als von dem allgemeinen Charakter des Staates — das gilt mit gleichem Rechte von allen Kulturbestrebungen des Volkes. Nicht bloß bei den Nationen, wo das Volksleben ganz im Staate aufgeht, wo der Gesetzgeber als der praktische Ethiker gilt, ist die Art der Volksbildung ein Hort der Dauer der Verfassung[2]. Oder wäre es ein Zufall, daß in kräftig rohen Kriegerstämmen eine gemeinsame Erziehung des Körpers und Charakters den ganzen Staat verbindet? daß die Bildung höherer Kasten streng von der der niederen gesondert ist? ein Zufall, daß die großen Lehranstalten im Mittelalter selbständige Korporationen waren, heute Staatsanstalten sind? daß die Erziehung englischer Gentlemen, obgleich großenteils Privathänden anvertraut, durchaus im Zusammenhange steht mit der politischen Tätigkeit der englischen Gentry? Wie die reiche rein menschliche Bildung der Deutschen eng verknüpft ist mit unserem kaum wieder erwachten politischen Sinne; wie nicht bloß die äußere Organisation der Schulen, nein, das innerste Wesen der französischen Bildung noch heute krankt unter der Nachwirkung des napoleonischen Militärstaates, das liegt vor aller Augen. — Zu allen Zeiten gibt es gewisse Ideen, auf deren unzweifelhafter Anerkennung die Existenz des Staates ruht. Das antike Volksleben, so herrlich es sich entwickelte, war doch, wegen der allumfassenden Macht des Staates, ein sehr enges. Für einen Sokrates hatte es keinen Raum. Dort konnte man auch durch sein Privatleben dem Staate gefährlich werden[3]; dort galt das echt antike Wort eines Römers der Neuzeit[4], daß der gute Bürger nur durch den Staat bedeutend werden dürfe. Dem theokratischen Staate sind religiöse Ideen am gefährlichsten. Der moderne Staat tritt in eine eigentümliche Beleuchtung, wenn wir uns gestehen müssen, er fürchte und hasse nichts so sehr wie gewisse wirtschaftliche Ideen. — Wie bezeichnend ferner ist die verschiedene Geltung der Bildung, deren Ideen für die Perioden der politischen Geschichte! Da finden wir Zeiten des Aufschwungs, wo die Ideen über den Staat eine Macht gewinnen, worauf sie in einer so äußerlichen Ordnung keinen Anspruch haben, und wieder Zeiten der Flucht vor den Ideen, wo nur die Beschäftigung mit dem Handgreiflichen, Alltäglichen für politisch ungefährlich gilt — Erscheinungen, wovon das England Karls II. und das Deutschland von heute zu erzählen wissen. — Wie wichtig endlich ist die Art der Bildung für den

[1] Knies, Die polit. Ökonomie nach histor. Methode. S. 93.

[2] μέγιστον δὲ πάντων πρὸς τὸ διαμένειν τὰς πολιτείας τὸ παιδεύεσθαι πρὸς τὰς πολιτείας. Ar. Pol. 8, 9 vgl. 8, 8.

[3] Ar. Pol. 8, 8.

[4] Macchiavelli, Istorie Fiorentine ed. Italia 1813. II. p. 142.

internationalen Verkehr: welche Gegensätze von nationaler und kosmopolitischer geistiger Entwicklung!

Blicken wir zurück und fragen: kann gemeinsame geistige Bildung den Kern abgeben zu besonderen gesellschaftlichen Gestaltungen? Wenn Unterschiede der Bildung dauernd und tief eingreifend werden, so haben sie notwendig politische Bedeutung. Dies — und dies allein — ist ihre öffentliche Seite; alles andere fällt in die Sphäre des Privatlebens. Irrig ist es, wenn Ahrens[1] meint, es sei eine Unvollkommenheit unserer Entwicklung, daß nur Staat und Kirche, nicht auch Wissenschaft, Erziehung, Kunst zu selbständiger gesellschaftlicher Organisation gelangt seien. In diesen reingeistigen Sphären liegt gar keine Autarkie, gar kein Bedürfnis äußerer Macht. Ihr Leben ist ein innerliches; schon um der Subsistenz willen müssen sie sich dem ökonomisch-politischen Verbande und dem gemeinen Rechte des Staates beugen. Wenn Ahrens[2] die gänzliche Emanzipation der Schule vom Staate als ein Ziel besonders für den konstitutionellen Staat hinstellt, so verwechselt er Unabhängigkeit der Schule vom Staate und Unabhängigkeit der Schule von den politischen Parteischwankungen. Die erstere wird immer mehr unmöglich, je höhere Ziele sich der Staat steckt, je mehr er auf Bildung seiner Bürger rechnet; die letztere ist ein gerechtfertigtes Verlangen, führt aber auf eine nicht hierher gehörende Frage, auf die korporative Selbständigkeit der Schulbehörden.

7. Wirtschaftliche Gruppen.

Wiederholt wurde darauf hingewiesen, daß die Verschiedenheit der Lebensweise ein Hauptgrund ist für die Unterscheidung der Stände, und daß auch der Abstand der Bildung erst durch die abweichende Beschäftigung zu einer dauernden und trennenden Kluft zwischen den Volksteilen wird. Schon daraus erhellt die nahe Verwandtschaft der Volksstände mit den „Gestaltungen, welche aus den Verhältnissen zur Arbeit und zum Besitze hervorgehen". Mohl will die Zustände, Interessen und Genossenschaften der Arbeiter, Unternehmer, Kapitalisten usf. als ein besonderes, weder dem Privat- noch dem Staatsleben angehöriges Gebiet aus der Staatswissenschaft ausscheiden. In der Tat ist das wirtschaftliche Leben der Ausgangspunkt aller Sozialtheorien. Die Sozialisten und Kommunisten, aber auch L. Stein[3] — wenigstens in seinen früheren Schriften — und A. Widmann[4] suchen in ihm das Wesen

[1] Org. Staatslehre. I, 56.

[2] Naturrecht. S. 224.

[3] Gesch. der sozialen Bewegung in Frankreich (z. B. I, S. LXIV u. a.). Doch gehört auch noch der erste Band seines Systems der Staatswissenschaft dieser Anschauungsweise an.

[4] Die Gesetze der sozialen Bewegung.

der Gesellschaft; und selbst Stahl, dieser eifrige Gegner der Trennung von Gesellschaft und Staat, versteht unter Gesellschaft neuerdings nur den wirtschaftlichen Verband der Nation[1]. Trotzdem kann gerade dieser Punkt in Kürze besprochen werden. Die Schriften von Schütz, Bernhardi, Knies, Roscher haben in jüngster Zeit den ethisch-politischen Charakter der Nationalökonomie so überzeugend und vielfach übereinstimmend dargelegt, daß es sich nur noch darum handelt, an der Hand der hier gewonnenen Resultate an die neue Gesellschaftslehre heranzutreten.

Rechtlich betrachtet kann es kaum zweifelhaft sein, daß die Verhältnisse der Arbeiter, Unternehmer usw. keinen Gegenstand bieten, der nicht im Privat- oder im Staatsrechte erschöpfend behandelt werden kann. Die Verträge der Arbeiter mit ihren Dienstherren richten sich nach den Bestimmungen über die Dienstmiete usw. Verweist doch Mohl selbst (S. 86) die Verhältnisse von reich und arm usw. ausdrücklich in das Privatleben. Die Genossenschaften der Arbeiter erstreben Privatzwecke und unterliegen den Gesetzen über die juristischen Personen. Zeigen sich diese ungenügend, so ist es Pflicht der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft, das Privatrecht so weit fortzubilden, daß es den durch das wirtschaftliche Fortschreiten des Volkes neu entstandenen Bedürfnissen gerecht werde. Gilt für die Mitglieder eines wirtschaftlichen Kreises ein besonderes von dem gemeinen Rechte unabhängiges Privatrecht, so bilden sie einen jener oben geschilderten privatrechtlichen Stände. Wird endlich eine wirtschaftliche Klasse mit besonderen politischen Rechten ausgestattet, so hat das Staatsrecht sie als eine bevorzugte Klasse von Staatsbürgern zu behandeln.

Viel verwickelter ist die Frage nach der Stellung der Nationalökonomie zu den Staatswissenschaften. Es ist ein großes Verdienst der Gesellschaftslehrer, daß sie wieder und wieder auf die wirtschaftlichen Grundlagen des Volks- und Staatslebens aufmerksam machen. Doch scheint mir: wie unsere großen historischen Juristen das Recht vielleicht (?) zu ausschließlich als ein Werk der *Ideen* eines Volkes auffaßten, so ist man jetzt umgekehrt nur zu geneigt, die *ökonomischen Zustände* als das Entscheidende in der Volksgeschichte anzusehen. Mohl selbst — mit so treffenden Worten er sich gegen die Meinung verwahrt, als gehe die Gesellschaft in dem wirtschaftlichen Leben auf — fragt doch[2]: wem soll man es noch sagen, daß die Bildung eines Volkes von lauter kleinen Grundeigentümern die Zustände Frankreichs bestimmt, mögen die Staatseinrichtungen diese oder jene sein? Das ist ebenso halbwahr, als wenn man den Vendeer Krieg allein aus den wirtschaftlichen Nachteilen ableiten wollte, welche das Landvolk des Anjou durch die Nacht des 4. August erlitt. Ob die Bodenzersplitterung oder der Nationalcharakter und die

[1] Rechtsphilosophie. *Dritte* Auflage III, 51 ff.
[2] I, 96.

unseligen romanischen Freiheitsbegriffe oder die politische Zentralisation größeren Einfluß auf Frankreichs Geschicke haben — wer darf es entscheiden? Aber sicher, wie die wirtschaftliche Produktion nur ein Teil ist der nationalen Tätigkeit, so können auch die ökonomischen Zustände nur *einer* jener unzähligen Hebel sein, die eines Volkes Entwicklung bewegen. Hand in Hand mit der Überschätzung der Wirtschaft geht die Unterschätzung des Staates. Wenn ein Volk, das seit fünfzig Jahren in den furchtbarsten politischen Kämpfen liegt, seine Verfassungen wechselt wie vernutzte Kleider, folgt daraus das mindeste für die Bedeutung des Staates im Volksleben? Und weiter, haben sich denn wirklich die französischen Staatseinrichtungen so gänzlich verändert? Ist nicht vielmehr die französische Verwaltung *wenigstens* seit Bonaparte in ihren Grundzügen stationär geblieben? Und ist nicht gerade aus dem Mißverhältnis von Verfassung und Verwaltung die Krankheit des französischen Staats- *und Volks*lebens gutenteils entsprungen? Haben sie nicht recht, jene Stimmen, die von einer wirklichen Dezentralisation der Verwaltung sich die Verbesserung der Zustände Frankreichs versprechen? — Noch bedenklicher ist die halbe Wahrheit, die in Steins Behauptung[1] liegt, die Epochen der Verteilung der Grundstücke seien die Epochen des geistigen Volkslebens. Es ist undenkbar, daß die wirtschaftliche Lage so unmittelbar auf den geistigen Gesichtskreis wirken oder daß die Ideen eine so direkte umgestaltende Macht über die ökonomischen Zustände haben sollten. — Und trotzdem wird die ganz direkte Einwirkung der wirtschaftlichen Zustände auf den Staat von Mohl nicht genügend anerkannt. Er sagt an derselben Stelle, selbstverständlich könnten „die Verhältnisse Englands nicht allein aus dem Organismus und Mechanismus seiner Staatseinrichtungen begriffen werden"; es müsse „unter anderem auch der Einfluß, den die Genossenschaft der großen Grundeigentümer ausübt, somit eine in keiner Parlamentsakte vorgeschriebene Ordnung, wohl beachtet werden". Unbestreitbar; daraus folgt aber nicht im mindesten, daß jene Genossenschaft der großen Grundbesitzer von der Staatswissenschaft nicht betrachtet werden dürfe, sondern umgekehrt, daß der englische *Staat* nicht allein aus dem Organismus und Mechanismus seiner *Einrichtungen* zu begreifen ist, daß der Staat mehr ist als ein System von Parlamentsakten und Verordnungen, daß das Staatsrecht nicht die einzige oder auch nur die bedeutendste Staatswissenschaft ist.

Mohl[2] will die Volkswirtschaftslehre, als die Wirtschaftslehre außerhalb des Staates, aus den Staatswissenschaften ausweisen; denn sie solle unbestrittenerweise die Lehren vom Güterwesen entwickeln, wie sich diese aus der Natur des Menschen und aus seinem Verhältnisse zu den Sachen ohne alles Zutun des Staates ergeben. Die Volkswirtschaftspflege und

[1] System d. Staatswissensch. II, 183.
[2] I, 105, vgl. 118.

die Finanzwissenschaft sollen, als Wirtschaftslehren im Staate, den Staatswissenschaften verbleiben. Im Hinblick auf die oben genannten Autoren muß ich durchaus bestreiten, daß die Aufgabe, welche Mohl der Volkswirtschaftslehre stellt, eine unbestrittene ist. — Um ganz sicher zu gehen, ist noch eine vierte ökonomische Disziplin zu erwähnen, die Privatwirtschaftslehre. Da hier das Subjekt der Wirtschaft ein Individuum oder eine ganz individuell gestaltete Genossenschaft ist, so kann dasselbe wissenschaftlich gar nicht betrachtet werden; die wissenschaftliche Behandlung beschränkt sich auf die wirtschaftlichen *Mittel* und ist eben deshalb gezwungen, die einzelnen Wirtschaftsarten zu sondern und selbständig darzustellen. Wie diese Kameraldisziplinen — *weil* das Subjekt der Privatwirtschaft ein für die Wissenschaft inkommensurables ist — nur noch anstandshalber als Wissenschaften angesehen werden und in Wahrheit alle ihre Sätze, die mehr sind als bloß gute Ratschläge oder formulierte Erfahrungen, aus anderen Disziplinen entlehnen, das ist ein öffentliches Geheimnis. — Die gesamte Lehre von der Volkswirtschaft unterscheidet sich von den Kameralien und wird zu einer wirklichen Wissenschaft erst dadurch, daß sich für ihr Subjekt, für die Völker, auf historischem Wege ganz bestimmte Entwicklungsgesetze finden lassen, nach denen sich ihr politisches, geistiges und wirtschaftliches Leben ausbildet. Von dieser Erkenntnis weichen freilich die gangbarsten der bisher vollendeten Systeme der politischen Ökonomie weit ab. Rau[1] nennt allerdings die *gesamte* politische Ökonomie „die Wissenschaft von den wirtschaftlichen Angelegenheiten des Staates oder von der Versorgung desselben mittelst sachlicher Güter". Dem entspricht aber die Ausführung keineswegs. Rau entwickelt vielmehr im ersten Teile seines Werkes die Güterverhältnisse aus der unwandelbaren Natur des Menschen, aus seinem Streben nach eigenem Vorteile. *Dieser* Auffassung gegenüber ist Mohl völlig im Rechte; eine solche Volkswirtschaftslehre ist allerdings keine Staatswissenschaft. Aber so gewiß es ein isoliertes, bloß körperlich bedürftiges, egoistisches Wesen, Mensch genannt, nie gab noch geben wird — so gewiß der Mensch in *allen* Lebenslagen immer als ein ganzer Mensch handelt und nur in seinem Zusammenleben mit anderen, in seiner Abhängigkeit von historischen Bedingungen begriffen werden kann: — so gewiß ist eine Volkswirtschaftslehre, die nur eine „Arithmetik des Egoismus", eine ökonomische Logik gibt und glaubt, in dem Egoismus „das Natürliche und Feste im Menschen"[2] gefunden zu haben, schon in ihrem Ausgangspunkte unrichtig. Es kann also nur als ein unfreiwilliges Zugeständnis akzeptiert werden, wenn der ungenannte Verfasser des Aufsatzes über die soziale Anthro-

[1] Bd. I S. 4 der 5. Auflage seiner Pol. Ökonomie.

[2] Dies der Beruf der Volkswirtschaftslehre laut Poezl, Das bewegliche Element in den pol. Wiss. Dtsch. Vierteljahrsschr. 1858, Heft 3.

pologie[1] gesteht, die Gesellschaftswissenschaft wäre überflüssig, sie ginge in der Nationalökonomie auf, wenn der Egoismus die einzige Triebfeder im Menschen wäre. Noch treffender schlägt Stein sich selbst, wenn er behauptet[2], Armut, Wohlstand, Reichtum seien gesellschaftliche, nicht wirtschaftliche Begriffe, entstehend erst, wenn man das Vermögen zu der geistigen Entwicklung des Einzelnen in Beziehung setze. Nun, eine Wirtschaftslehre, die nicht einmal diese Begriffe erklären kann, kann gar nichts erklären. Eine Wirtschaft um der Wirtschaft willen gibt es nicht; ohne den Menschen, ohne den wirklichen Menschen, das Glied eines konkreten Volkes, bleiben selbst die nationalökonomischen Elemente unverständlich. — Aus dem Irrtume, daß man die Gesetze der Volkswirtschaft aus der unwandelbaren Menschennatur abzuleiten meinte, erklärt sich leicht die wunderlich bunte Meinungsverschiedenheit über die ersten Grundsätze der Nationalökonomie: es tritt eben jedermann — vielleicht ohne es zu wissen — mit anderen Ansichten über die Natur des Menschen an die Wissenschaft heran. Wo wirklich feste anerkannte Gesetze gefunden worden, da sind entweder die historisch-politischen Zustände der modernen Völker, unsere Rechtssicherheit, unser leichter Verkehr, ja selbst unsere Geldwirtschaft, als Vorbedingungen *vorausgesetzt* (ich erinnere z. B. an die Lehre von Angebot und Nachfrage): — oder man glaubt ein logisches Gesetz gefunden zu haben und hat in Wahrheit ein historisches Entwicklungsgesetz entdeckt. So ist Ricardos Grundrententheorie, trotz ihrer mathematischen Form, eine Geschichte der Entwicklung des Ertrages von Grund und Boden unter dem Einflusse zunehmender Bevölkerung und Gesittung. — Weiter, die Volkswirtschaftslehre in der Form, wie sie gewöhnlich vorgetragen wird, enthält zwei ganz heterogene Bestandteile, die aus der menschlichen Natur mit Notwendigkeit sich ergebenden allgemeinen Grundsätze[3] und die nationalökonomische Gewerbelehre. Der zweite Teil wird dann gemeiniglich ebenso entschieden in den Fluß der Zeit gestellt, ebenso entschieden von historisch-politischen Verhältnissen abhängig gemacht, wie der erste Teil Anspruch erhebt auf unbedingte Geltung. Diese zwiespältige Natur der Volkswirtschaftslehre wirft nicht nur ein seltsames Licht auf diese Wissenschaft; sie hat auch verhängnisvolle Folgen für ihre Einreihung in die Gesellschaftswissenschaft. Angenommen, die Genossenschaften und gemeinsamen Zustände der Arbeiter, der kleinen Wirte usw. wären wirklich Gegenstände einer Gesellschaftswissenschaft: so folgt daraus doch nur, daß die nationalökonomische Gewerbelehre eine soziale Disziplin sei. Nur in ihr ist von gemeinsamen Zuständen und

[1] Deutsche Vierteljahrsschr. Nr. 80.

[2] System II, 166.

[3] Daß nicht alle Nationalökonomen diese Anschauung mit voller Starrheit festhalten, ist zuzugeben, ändert aber nichts an der irrigen Grundlage der Systeme. (Über A. Smith insbes. vgl. Knies a. a. O. S. 147 ff.)

Interessen wirtschaftlicher Klassen die Rede. Der allgemeine Teil der Volkswirtschaftslehre spricht davon nicht, er kennt noch gar keine wirtschaftlichen Klassen. Er ist also in der Gesellschaftswissenschaft gerade so heimatlos wie jetzt in der Staatswissenschaft, er muß sich mit der unlogischen Stellung einer Propädeutik begnügen. — Noch wunderlicher steht es mit der Volkswirtschaftspolitik. Sie soll[1] „die Regeln geben, nach welchen die unmittelbar auf den Zweck des Volkswohlstandes gerichtete Tätigkeit der Regierung eingerichtet werden soll". Und was stellt sie wirklich dar? Die ganze Lehre von der Beschränkung des Grundeigentums durch das Verhältnis zu Familie und Gemeinde, von den bäuerlichen Lasten, vom Realkredit, vom Absatze der landwirtschaftlichen Produkte, von den Kommunikationsanstalten usf., und erst wenn Natur und Bedeutung dieser wirtschaftlichen Institute erklärt ist, geht sie zu der Frage über, was der Staat dazu tun solle. Ja, so mancher Schriftsteller über Volkswirtschaftspflege kommt in den meisten seiner Kapitel zu dem Resultate: der Staat hat hier nichts zu pflegen. Und, was das Schlimmste ist, all diese Betrachtungen, so geistreich und praktisch sie sein mögen, beruhen doch nur auf persönlichen Meinungen und Erfahrungen des Autors, haben keinen Anspruch auf allgemeine Geltung. Die Volkswirtschaftspolitik leistet in Wahrheit mehr, als sie zu leisten behauptet: ihr weitaus größter Teil gibt eine Fortsetzung und Erweiterung der nationalökonomischen Gewerbslehre. — Dies System krankt an drei Mängeln. Sein allgemeiner Teil soll allgemein gültig sein, ruht also auf gerade entgegengesetzten Grundsätzen wie die folgenden Teile, welche um so mehr Anerkennung finden, je mehr sie auf lokale und individuelle Zustände Rücksicht nehmen. Es ist ferner unfähig, eine wirkliche Wissenschaft zu bilden, jene unzweifelhaften, allgemein anerkannten Sätze zu finden, auf deren Grund weiter geforscht werden kann; es zwingt jeden Bearbeiter, ab ovo anzufangen. Es hat endlich keinen Raum für die Kehrseite der Volkswirtschaftspolitik, für die Frage: wie wirkt die Volkswirtschaft auf den Staat?

Nun hat Roscher[2] vor Jahren die Sätze aufgestellt: die Staatswirtschaftslehre gebe die Entwicklungsgesetze der Wirtschaft der Völker als politischer Körper; sie zeige, wie die Völker ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigen, welchen Einfluß die Art und Weise dieser Befriedigung auf Gesetzgebung, Staatsverwaltung, Kultur ausübe und von daher erfahre; sie sei keine bloße Chrematistik, sondern eine politische Wissenschaft, wo es darauf ankomme, Menschen zu beurteilen, Menschen zu beherrschen. Diese Sätze sind seitdem in einer Reihe von Werken verschiedener Verfasser weiter ausgeführt und begründet worden. Sie enthalten weit mehr als

[1] Rau a. a. O. II S. 1 (4. Aufl.).

[2] Grundriß der Staatswirtschaft S. IV, Archiv f. pol. Ök. Neue Folge III, 158 u. eine Menge von Stellen in den Grundzügen der Nationalökonomie.

jene größere Berücksichtigung sittlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, welche Mohl[1] der Nationalökonomie anrät; sie geben der Volkswirtschaftslehre eine ganz neue Grundlage. Es ergibt sich daraus ein einziges System der gesamten Volkswirtschaft. Aus den wirtschaftlichen Entwicklungsgesetzen des Völkerlebens, aus der Stellung, welche die ökonomischen Zustände in einer bestimmten Zeit in dem gesamten Volksleben einnehmen, entspringen mit historischer Notwendigkeit die Grundsätze für die Einwirkung des Staates auf die Volkswirtschaft. Durch diese Auffassung verliert auch die Finanzwissenschaft jene Reminiszensen an die burleske pseudoaristotelische Ökonomik, jene Nachklänge aus der Zeit der bösen Bedeutung des Wortes Finanz, welche ihr auch in der humansten und durchdachtesten Bearbeitung noch immer anhaften. Die eigene Wirtschaft der Staatsregierung erscheint dann vielmehr als ein notwendiges Ergebnis der Wirtschaft des Volkes; es soll gezeigt werden, wie beide sich analog und untrennbar entwickeln. Es ist wahr, diese historische Methode leidet empfindlich unter unserer mangelhaften Kenntnis der ökonomischen Geschichte. Zur vollen Ausbildung kann sie nie gelangen, so wenig wie die geschichtliche Rechtswissenschaft: das setzte menschliche Allwissenheit voraus und würde die staatsmännische Praxis in eine Wissenschaft verwandeln. Aber sie hat wenigstens den Weg zur Gewinnung sicherer — weil relativer — nationalökonomischer Wahrheiten gewiesen. Sie hat gezeigt, daß Politik und Volkswirtschaftslehre dieselben Gegenstände nur von verschiedenen Standpunkten behandeln. Sie hat endlich durchaus vorgebeugt jener Zerreißung der Wirtschaftslehre, welche die Gesellschaftswissenschaft eingestandenermaßen mit sich führen würde.

Man wird einwenden: die ökonomische Produktion ist doch nur ein Teil der gesamten nationalen Tätigkeit; warum steht gerade dieser Teil in einer so unlöslichen Verbindung mit dem politischen Leben? Der Staat steht allerdings in mannigfacher Wechselwirkung mit dem gesamten geistigen Leben des Volkes; doch — zu geschweigen der Tatsache, daß so feine geistige Beziehungen der Beobachtung wenig Stoff bieten — der größte und wichtigste Teil des geistigen Lebens eines Volkes entzieht sich gänzlich der Herrschaft des Staates, ist rein innerlicher Natur. Die wirtschaftlichen Verhältnisse fallen aber ganz in das Gebiet des nach außen gerichteten Willens, dem auch der Staat angehört. Der Staat bedarf der Autarkie; die Erhaltung von Land und Leuten ist also keineswegs sein höchster Zweck, aber die Voraussetzung seiner Existenz. Darum gehört das Volksvermögen als ein Element politischer Macht dem Staate an, in ganz anderem, stärkerem Maße als die geistige Bildung des Volkes mit ihrer Beweglichkeit, ihrem Streben nach Freiheit, ihrer kosmopolitischen Natur. Die Volkswirtschaftslehre ist eine Staatswissenschaft, nicht weil

[1] I, 118.

das Volksvermögen ein Mittel ist für die Staatsfinanzen[1] — das wäre ein arger Rückfall in die Ideen der alten Kameralwissenschaft —, sondern weil Volks- und Staatsvermögen in letzter Instanz untrennbar sind. Wo es sich um eine Vergleichung der ökonomischen Kräfte zweier Staaten handelt, ist das Volksvermögen mindestens ebenso wichtig als der Zustand der Staatsfinanzen.

Darum sind alle großen volkswirtschaftlichen Fragen zugleich politische; dies läßt sich von dem geistigen Leben des Volkes keineswegs in gleicher Weise sagen. Die Uranfänge des Völkerlebens zeigen wie nur embryonische Vorgebilde des Staates so auch in der Gütergemeinschaft erst die Keime wirklicher Wirtschaft. Der Staat ganz roher Völker, wo eine einfache Beschäftigung gleichmäßig über den ganzen Stamm verbreitet ist, läßt sich einfach als ein Ausfluß ihrer wirtschaftlichen Zustände betrachten. Ein rein technischer Fortschritt, z. B. der Beginn der Düngerbenutzung, kann hier eine gänzliche Umwandlung des Volks- und Staatslebens hervorrufen. Wie sich die Anfänge des Städtewesens mit den Gilden, die der Landgemeinden mit dem gemeinsamen Besitze des Bodens durchkreuzen und verbinden, ist bekannt. Aber auch in einem reichen Volksleben, wo neben der Wirtschaft eine Menge anderer, höherer Bestrebungen Raum finden, erhalten ökonomische Probleme ihre volle Würdigung erst durch ihre politische Bedeutung, und umgekehrt. Die unharmonische Verteilung der wirtschaftlichen Beschäftigungen — so das Überwuchern der persönlichen Dienste in Spanien — wirkt abstumpfend und ertötend auf den Staat; erst dadurch wird ihre ganze Schädlichkeit klar. Andererseits sind bisher alle Versuche gescheitert, die wirtschaftlichen Fragen: was ist großer und kleiner Grundbesitz? auf ökonomischem Wege zu beantworten; sie finden ihre Lösung erst in der Stellung, welche die Grundbesitzer in dem politischen Zusammenleben des Volkes einnehmen. Wie der Wert, welchen der Staat den wirtschaftlichen Dingen beilegt, bestimmend einwirkt auf den ganzen Charakter des Staates, das lehrt uns Aristoteles durch seine Schilderung Karthagos[2], wo der ganze Staat nach Schätzen gierig war, und der Hellenen[3]. Bei diesen war es „allgemein anerkannt", daß der gute Staat der zum Leben nötigsten Dinge die Fülle haben müsse, damit seine Bürger nicht durch so niedrige Sorgen einem freien politischen Leben entzogen würden. Weiter erinnere ich an die Ideen der politischen Freiheit und Gleichheit: wie ganz anders müssen sie sich gestalten in einem Völkchen mit gleichmäßiger Beschäftigung als in einem großen Flächenstaate — nicht gerade wegen der Möglichkeit einer Reiterei[4], sondern wegen der starken wirtschaftlichen Gegensätze. Daraus erhellt

[1] So meint noch Zachariä, 40 BB. vom Staate, Bd. 7.
[2] Pol. 2, 11.
[3] A. a. O. 2, 9.
[4] So meint Aristoteles Pol. 7, 7.

der Zusammenhang der Volkswirtschaft mit dem Ständewesen. Einige der von Mohl aufgeführten Stände des Privatrechts, die Handwerker, die Bauern, sind ja zugleich wirtschaftliche Klassen. Daß auch die großen politischen Volksschichten sich wesentlich durch die Verschiedenheit der Lebensweise unterscheiden, wurde schon geschildert. In vielen Kastenstaaten, wo nicht nationale Gegensätze hinzutreten und die tolle Ausartung der Halbkasten bewirken, sind die Kasten ursprünglich ökonomisch — so bei Galliern und Ägyptern. Mindestens ist falsch, was Riehl behauptet[1], daß die politischen (oder, wie er sagt, die sozialpolitischen) Volksklassen ganz unabhängig seien von den wirtschaftlichen. Die Einteilung des Volkes nach der Produktion ist ja auch für die Nationalökonomie nicht die einzige und erschöpfende. Will man sich die Mühe machen, die Staatsbürger nach der Verteilung und nach der Konsumtion der Güter, insbesondere nach ihren feineren, geistigen Genüssen, in Gruppen zu scheiden: so wird man zu Resultaten gelangen, welche von den geschilderten politischen Volksschichten nicht allzusehr abweichen. — Daß der sogenannte vierte Stand sich durch seine ausschließlich wirtschaftliche Lebensweise unterscheidet, sahen wir; und doch kann sich niemand der Einsicht verschließen, daß die mit Vorliebe sogenannte „soziale Frage", die Frage nach der Hebung des vierten Standes, wenn sie gelöst werden kann, unser ganzes politisches Leben verändern müßte. — Ferner, ein großer Teil des Rechts ist die ins Bewußtsein aufgenommene Ordnung der Volkswirtschaft; es ist bekannt, daß das Eindringen des prätorischen Rechts in Rom, das des römischen in Deutschland zum Teil zu erklären ist aus dem Erstarken des beweglichen Vermögens. Wer leugnet es, daß die europäischen Völker nicht ohne ihre wirtschaftliche Absperrung zu geschlossenen Nationalitäten erstarken konnten? daß die politisch-nationale Bedeutung des deutschen Zollvereins weit größer ist als sein wirtschaftlicher Nutzen? — Muß noch erinnert werden an die Tatsache, daß alle Versuche des Absolutismus, durch Förderung der Volkswirtschaft die politischen Ideen zu ersticken, regelmäßig das Gegenteil bewirkten? Oder an die ökonomischen Motive, die zwar nicht in allen[2], doch in sehr vielen politischen Revolutionen mitwirken? Solche Fälle — und sie ließen sich ins Unendliche vermehren — machen es erklärlich, wie Proudhon mit jenem Scharfsinne, der ihn in der Polemik nie verläßt, sagen konnte[3], die gesamte Lehre von Recht und Staat sei falsch, wenn die Volkswirtschaftslehre fasch sei. In der Tat liegt in den Worten Roschers, es gebe kein menschliches Verhältnis, das ganz ohne eine wirtschaftliche Seite sei, notwendig die andere Wahrheit, daß es kein ausschließlich wirtschaftliches Verhältnis gibt.

[1] A. a. O. II, 273.
[2] Diese schon bei den Hellenen verbreitete Meinung hat Aristoteles widerlegt 2, 7.
[3] Système des contradictions économiques I, 24.

Vor dem historischen Begreifen der Volkswirtschaft verschwinden die Konflikte zwischen Wirtschaftslehre und sozialer Politik. Riehl irrt, wenn er meint[1], die ökonomischen Vorzüge der englischen Landwirtschaft müsse man schon zugeben, desto größer seien ihre sozialpolitischen Mängel. Das ist ganz einfach einer jener tausendmal vorkommenden Konflikte zwischen Privatwirtschaft und Volkswirtschaft. Der einzelne Grundbesitzer mag sich ganz wohl dabei befinden; für die Wirtschaft der Nation aber ist das Bestehen von Latifundien und der Mangel eines selbständigen Bauernstandes ein empfindlicher Nachteil. Und zwar steht es nicht so, daß etwa die Staatsmoral auf der einen, die Nationalökonomie auf der anderen Seite ihr Urteil abgibt und nun der Politiker die Gründe von beiden abwägt; nein, die Nationalökonomie selbst muß beweisen, warum ein tüchtiges Bauernvolk einen ganz anderen Wert hat als eine kleine Zahl von Pächtern.

Somit erscheint uns — allerdings *wie* den Franzosen, aber nicht in ihrem Sinne — die gesamte politische Ökonomie als eine in sich abgeschlossene Wissenschaft. Ob für die Bedürfnisse des akademischen Vortrags eine Zerteilung dieses Systems in der gewöhnlichen Weise zulässig oder notwendig sei, ist eine andere Frage, deren Beantwortung mir nicht zukommt. — Weil Politik und Nationalökonomie das Zusammenleben politischer Völker von verschiedenen Standpunkten betrachten, müssen sie vielfach ineinander übergreifen. So wird die Wirtschaftspolizei immer ein Teil der Polizeiwissenschaft bleiben; aber hier ist der Standpunkt ein ganz anderer als bei der Behandlung derselben Fragen in der Nationalökonomie. Hier legt man nicht wirtschaftliche Entwicklungsgesetze dar, man setzt sie voraus und fragt: welches Verfahren ergibt sich aus den Zwecken, welche sich ein bestimmter Staat setzt? Wie dies geschehen müsse, das hat ja der verehrte Verfasser der „Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates" selbst in einem meisterhaften Werke gezeigt.

8. *Religiöse Gemeinschaften.*

Von den in den letzten drei Abschnitten geschilderten, eng miteinander verflochtenen Gruppen gehe ich über zu der letzten von Mohl namentlich aufgeführten Art sozialer Gestaltungen, den *religiösen Genossenschaften*. Einen schielenden nennt Mohl[2] den Begriff des öffentlichen Rechts, sofern man darunter außer dem Staatsrechte auch das Kirchenrecht versteht. Allerdings muß eine religiöse Genossenschaft jedem, der an diese Religion nicht glaubt, als eine Gemeinschaft für Privatzwecke erscheinen. Aber kann einer so praktisch-historischen Disziplin, wie die Staatswissenschaft, der Mangel an Logik da zum Vorwurfe gereichen, wo die Verhältnisse des Lebens so ganz unlogisch sind? Die Be-

[1] Deutsches St.-Wörterbuch I, 685, Art. Bauernstand.
[2] I, 105.

ziehungen zwischen dem Staate und den Religionsgemeinschaften sind, wo beide sich rein und reich entwickelt haben, ihrer Natur nach irrationell. Die Kirche verfolgt weit höhere Zwecke als der Staat, sie will den inneren Menschen veredeln und erheben, und doch muß sie sich der Ordnung des Staates beugen; der Staat muß souverän sein, und doch kann er sich der Einwirkung dieser höheren geistigen Mächte nicht entziehen. Das ist ein ewiger Widerspruch, der sich nur zeitweilig durch Kompromisse schlichten läßt. Die Kirche kann im Staate immer nur Welt sehen. Denn der Staat, so unschätzbar ihm sittliche Zustände sind, kann doch nur rechtliche Pflichten auflegen; er muß zufrieden sein, wenn die äußere Ordnung des menschlichen Zusammenlebens gewahrt ist; je klarer er seine Aufgabe erkennt, desto weniger darf er fragen, ob, die ihm äußerlich gehorchen, auch der Gesinnung nach ihm angehören[1]. Verdeckt wird dieser Antagonismus nur in den Nationalreligionen, wo die Kirche entweder ein Departement des Staates ist oder der Staat von der Kirche beherrscht wird. Aber auch hier verschwindet der Widerspruch völlig nur bei den ganz erstarrten Nationen, wo Recht und Moral sich nie scheiden und der Fortschritt von der Sitte zum Gesetz nur ein scheinbarer ist. Bei allen beweglichen und geistreichen heidnischen Völkern finden sich mannigfache Ahnungen der Wahrheit, daß Staat und Kirche nicht zusammenfallen[2].

Das Christentum hat nun der Idee nach den ungeheuren Fortschritt der gänzlichen Trennung von Staat und Kirche vollzogen. Aber auch nur der Idee nach. Es ist allerdings die Möglichkeit da, daß die Kirche auf alle äußeren Waffen verzichtet bis auf jene eine, welche jeder Privatgenossenschaft zustehen muß, das Recht der Ausschließung — und sich der äußeren Ordnung des Staates einfügt, indem sie den Gehorsam gegen die Obrigkeit als eine sittliche Vorschrift aufstellt. Doch sind die Tatsachen weit davon entfernt, dem zu entsprechen; jener Antagonismus ist nur gemildert, nicht beseitigt. Die Kirche führt nicht ein bloß innerliches Leben, die Tat ist ihr ebenso wesentlich; wo sie Sünde zu sehen glaubt, und sei es auch im Staate, da fühlt sie sich im Gewissen gedrungen, zu eifern und zu streiten. Es geht ein theokratischer Zug durch jede Religionsgemeinschaft. Darin liegt die politische Bedeutung der Kirche. Der spinozistische Satz[3], daß alles, was der Staat gebietet, im Gewissen erlaubt sei, hat sich bei den genialsten christlichen Völkern am wenigsten bewährt. Gerade ihre Geschichte ist eine Kette von Versuchen der Kirche, in das Gebiet des Rechts, des Staates überzugreifen, und von

[1] Vgl. Hegel a. a. O. 349. Puchta, Einleitung in das Recht der Kirche S. 7 und dagegen: Rothe, Anfänge der christl. Kirche S. 48, 134. Schmitthenner, Das Recht des Regenten in kirchl. Dingen S. 36.

[2] Aristoteles 7, 8 sagt von den Priesterämtern, sie seien ἕτερόν τι παρὰ τὰς πολιτικὰς ἀρχὰς θετέον.

[3] Spinoza, Tractatus theologico-politicus cp. 9.

Versuchen des Staates, das Gemütsleben seiner Bürger zu stören. Nach seiner historischen Entstehung in einem zerfallenden Volke und nach seinem geistigen Gehalte gleich wenig zur Nationalreligion geeignet, hat das Christentum nie jenes ganz rohe Zusammenfallen von Recht und Religion gekannt, welches die Anfänge aller Heidenvölker bezeichnet. Aber schon oft ist die Gewandtheit bewundert worden, womit die christlichen Heidenapostel den neuen Glauben genau an die Stelle des verdrängten, und damit auch in die engste Verbindung mit dem Staate, zu setzen wußten: wie sie Kirchen bauten am selben Orte, wo einst die heidnischen Heiligtümer gestanden, die zugleich Mittelpunkte des politischen Lebens waren[1], wie sie mit den biblischen Obrigkeitsbegriffen das Ansehen der bekehrten Fürsten stützten. Als nun der Staat des Mittelalters unter der überwuchernden Macht seiner Glieder zu ersticken drohte, drang die Kirche, stark durch ihr geistiges Übergewicht und durch ihre früh errungene Einheit, immer tiefer in das politische Gebiet, sie erfüllte alle jene Pflichten des Staates, für die er selbst zu schwach oder zu roh war. Nicht nur trat ein geistliches Recht neben das weltliche; das weltliche Recht wurde getränkt mit geistlichen Begriffen, große Teile von ihm losgerissen und der Kirche zugewiesen; auch eine Reihe wirtschaftlicher Begriffe wurde durch christliche Ideen mächtig verändert[2]. Wie großartig auch diese politische Tätigkeit der Kirche war, so darf man daraus doch nicht mit Ahrens[3] schließen, immer der am meisten ausgebildete gesellschaftliche Kreis sei berufen, über die anderen die Tutel zu führen. Der Staat ist seiner Natur nach und in allen Zeiten der Souverän in der äußeren Ordnung des menschlichen Zusammenlebens. Jede andere Gemeinschaft kann herrschen nur durch einen Übergriff in das politische Gebiet, wenn sie sich selbst politisch organisiert. Der Gottesfriede — sicher der höchste politische Triumph der Kirche — war selbst in der Zeit des am tiefsten gesunkenen mittelalterlichen Staates nur Unterstützung der Staatstätigkeit; ersetzt hat er sie nur in Frankreich für eine kurze vorübergehende Zeit der furchtbarsten Anarchie, wo „Gott herrschte, der König wartete“[4]. Als die feudale Hierarchie des Mittelalters zusammenbrach, schwanden nicht mit ihr die mächtigen theokratischen Elemente des Staates. Nicht nur nach dem Vorbilde der Kirche erstarkte der fürstliche Absolutismus; selbst auf religiösen Grundlagen ruhten vielfach die neuen politischen Institutionen. Was der spanische Despotismus der Inquisition und der Großmeisterschaft über

[1] Vgl. u. a. Landau, Die Territorien, letzter Abschnitt.

[2] Die oft geschilderte Einwirkung der Kirche auf das Recht hat Bornemann, Die Rechtsentwicklung in Deutschland S. 37 ff. bündig zusammengefaßt; für den viel zu wenig erforschten Einfluß der Kirche auf die Volkswirtschaft gibt Knies a. a. O. S. 99 ff. lehrreiche Andeutungen.

[3] Naturrecht S. 141.

[4] Dies ist neuerdings erwiesen von Kluckhohn, Gesch. des Gottesfriedens. S. 38, 54, 64.

die geistlichen Orden verdankte: wieviel von der Macht der deutschen protestantischen Fürsten auf Rechnung ihrer Kirchenhoheit, ihrer Oberhofprediger kam: wie tief endlich noch heute der englische Staat verflochten ist mit der rechtlichen Stellung seiner Staatskirche und noch mehr mit dem Verhältnis des Klerus der Hochkirche zu den politisch herrschenden Klassen: das sind bekannte Tatsachen. Jenes berüchtigte cujus regio eius religio bedeutet nicht überall die Knechtung der Kirche durch den Staat; in den meisten Ländern bezeichnete es gerade das Gegenteil, die Knechtung des Staates, die Verkehrung seiner universellen, seiner gerechten Natur durch eine herrschende Kirche. Und heute, so tief die Ideen der Toleranz auch eingedrungen, sind die religiösen Bestandteile unseres Staats- und Rechtswesens noch immer sehr stark; der religionslose Staat, den die abstrakte Theorie sucht, ist in Europa in wirklicher Reinheit nirgends vorhanden. Nun gar das Völkerrecht zeigt auch hier, daß es hinter dem Staatsrechte immer einen Schritt zurückbleibt. Unsere Völkergesellschaft ist eine Gemeinschaft christlicher Völker, ist nur durch die religiöse Gemeinschaft möglich geworden. Daß dies Verhältnis neuerdings eine, wenn auch geringfügige, Änderung erfahren konnte, bezeichnet einen bedeutenden Umschwung der politischen Ideen.

Zu dieser politischen Wirksamkeit der Kirche tritt eine mehr indirekte, weniger greifbare, aber nicht minder wichtige Wechselwirkung zwischen dem politischen Volksleben und der Religion. Auch eine Weltreligion kann glücklicherweise die weit auseinandergehenden Naturanlagen der Völker nicht in Einförmigkeit verwandeln. So sehr die großen Gemütswahrheiten des Christentums einer Verbreitung über die ganze Menschheit fähig sind, so können sich doch selbst seine Glaubenssätze dem Einflusse der Nationalitäten nicht ganz entziehen: der alte deutsche Gott, der Magyarengott sind Wesen von nicht bloß poetischer Realität. Noch mehr unterliegt die äußere Geschichte der Kirche dieser Einwirkung. Im russischen und byzantinischen Cäsaropapismus wirkt die Kirche zugleich als nationale Propaganda; und wie innig ist die politische Entwicklung des englischen, die sektiererische des holländischen, die tiefinnerliche des deutschen Protestantismus selbst in diesen Ländern des freieren Kirchentums mit der politischen Geschichte verflochten! Der Geist läßt sich nicht teilen: ein großer Aufschwung des nationalen Lebens strebt immer zugleich nach politischen und kirchlichen Reformen: ja, man kann sagen, das eine ist nicht vollständig ohne das andere. Der deutsche Pietismus, so edel in seinen Anfängen, ist auch religiös verkümmert, weil ihm der puritanische Mut fehlte, reinigend in das Staatsleben einzugreifen. Die beiden zukunftsreichen Bestrebungen, welche das deutsche öffentliche Leben heute bewegen — der Drang nach politischer Selbstregierung und die Versuche, die evangelische Kirchenverfassung durch eine geordnete Teilnahme der Gemeinden zu reformieren — sie entspringen *einer* Wurzel. In allen

Staaten, welche die Geschichte kennt, lebten gewisse religiöse Ideen, die sie nicht aufgeben konnten, ohne sich untreu zu werden: es sind nicht bloß moralische und politische, es sind auch religiöse Grundsätze, welche selbst den Staat des voluntary system zwingen, die Mormonen zu verbannen. — Die äußere, tätige Seite des kirchlichen Lebens bewirkt von selbst ein Anlehnen der Kirche an die politische Ordnung. Nicht nur strebt sie die Zentren des staatlichen Lebens auch zu Mittelpunkten ihres eigenen Wirkens zu machen; sie hat auch noch im reichentwickelten Staate die Fähigkeit, einzelne politische Funktionen zu versehen. Nichts hindert, daß selbst der moderne paritätische Staat die Versorgung des Armenwesens unter seiner Oberaufsicht der Kirche anvertraue, wenn sie die notwendige Kraft und Unparteilichkeit besitzt und betätigt. — Endlich ist die Organisation des geistlichen Standes ein Punkt von hoher politischer Bedeutung. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die bloße Existenz eines einflußreichen, von dem übrigen Volke hermetisch abgeschlossenen, von einem auswärtigen weltlich-geistlichen Herrscher abhängigen Klerus den ganzen Charakter eines Staates verändert.

Aus diesen flüchtigen Bemerkungen erhellt zweierlei: Die Staatswissenschaft kann sich eines tiefen Eingehens in das Kirchenwesen nicht entschlagen. Ferner: es sind lediglich der Natur und Geschichte der christlichen Kirche entnommene Gründe, welche den Zweifel über die Stellung des Kirchenrechtes im Rechtssysteme entstehen lassen. Die Unklarheit über das Verhältnis von Staat und Kirche entsteht nicht, wie man gemeint hat[1], durch das Vermengen von Staat und Gesellschaft, sondern allein durch das Vermengen von Staat und Kirche, durch die Schwierigkeit der Frage: was ist in der stark theokratisch gefärbten Geschichte der europäischen Staaten rein politisch und was rein kirchlich? Das Herbeiziehen der Gesellschaft kann hier nur verwirren. Mit den wirtschaftlichen Genossenschaften, den Gruppen der Gebildeten und Ungebildeten usf. hat die Kirche nichts gemein als vielleicht eine ganz entfernte äußerliche Ähnlichkeit; jedenfalls ist es unzulässig, aus der Stellung dieser Genossenschaften im Rechtssysteme auf die der Kirche zukommende Stellung zu schließen. Daß die Kirche einen so hohen geistigen Beruf hat, kann für die Staatswissenschaft an sich nicht in Betracht kommen. Der Politiker erfüllt ja seine Aufgabe am besten, wenn er ganz weltlich gesinnt ist; und mit demselben Rechte könnte man die wissenschaftlichen und künstlerischen Genossenschaften wegen ihrer höheren geistigen Zwecke aus der Reihe der Privatverhältnisse streichen. Auch daß der Staat die Pflicht hat, fördernd in die religiösen Angelegenheiten einzugreifen, begründet noch nicht ihre Einreihung in das öffentliche Recht. Dagegen werden ernste Zweifel über die Angemessenheit der Einweisung der Kirche in das Privatrecht erregt durch die uranfängliche Verbindung

[1] Rimpel in Haimerls Magazin XII, 217.

von Recht und Religion bei allen Völkern, durch die Rolle, welche die Kirche als politische Macht gespielt hat und noch spielt, endlich durch die Eigentümlichkeit, welche sie von allen anderen auf geistige Interessen gerichteten Gemeinschaften unterscheidet, durch ihre Fähigkeit, Massen, ganze Völker zu bewegen und zu beherrschen. Prinzipiell entscheidend ist wohl die Tatsache, daß der Staat der Herrschaft in dem äußeren Zusammenleben der Völker bedarf, während die Kirche, gebeugt unter das gemeine Recht des Staates, ihre höchsten Zwecke sehr wohl erreichen kann. Werden die Religionsgemeinschaften je diese, allerdings logische, Stellung reiner Privatgenossenschaften einnehmen? Der allgemeine Kulturfortschritt, welcher die gänzliche Sonderung so heterogener Dinge wie Recht und Religion notwendig herbeiführen muß, der sektiererische Geist des Protestantismus, ferner der unendliche Wert, welchen die modernen Völker dem inneren Leben des Individuums beilegen, sprechen ebensosehr dafür — als die bisherige Geschichte, der Kosmopolitismus der Kirche und der Trieb des religiösen Gefühls nach ganz bestimmter äußerer Gestaltung dagegen sprechen. Angesichts der gegenwärtigen Kirchen, insbesondere der römischen Hierarchie, läßt sich nicht leugnen, daß das öffentliche Recht der christlichen Völker in zwei parallele Teile, Kirchenrecht und Staatsrecht, zerfällt. Daß das Staatsrecht nur das Staatskirchenrecht im engsten Sinne behandeln solle, ist ein gewiß gerechtfertigtes Verlangen Mohls. Desto größeren Raum muß die Kirche in der Politik einnehmen. Neben die von den meisten Politikern allein behandelte Frage: was hat der Staat der Kirche gegenüber zu tun? tritt die andere: welche Veränderungen erfährt der Charakter des Staates durch den Einfluß der Kirche?

9. Freie Genossenschaften aller Art.

Endlich sei noch mit zwei Worten der freien Genossenschaften aller Art gedacht, an denen jedes hochgebildete Volk reich ist. Es ist nirgends der Nachweis geführt worden, daß die Rechtsverhältnisse solcher Genossenschaften für wissenschaftliche, künstlerische und andere Zwecke — und sei ihre Bedeutung noch so groß — von einem guten, mit dem Volksleben fortschreitenden Privatrechte nicht genügend behandelt werden könnten. Klar ist ferner die politische Wichtigkeit der Frage, welche Staaten solche freien Vereine dulden können. Es lohnt sich nicht, darauf näher einzugehen; wir betreten hier ein unübersehbares Gebiet, wo die heterogensten Gestaltungen durcheinander treiben, von mächtigen Genossenschaften, welche die Jahrhunderte überdauern, bis herab zu Vereinen, welche kaum mehr sind als eine Potenzierung der einzelnen Persönlichkeit. Nur die schon von Bluntschli[1] aufgeworfene Frage sei hier erneuert: ob denn auch die politischen Parteien zu den sozialen Gruppen gehören sollen? Daß sie vom

[1] In dem angeführten Aufsatze in der Münchener krit. Überschau.

Staate weder geschaffen noch ausdrücklich anerkannt sind, ist die Regel. Wenn man die Lehren von der Gesellschaft und vom Staate trennt, ist es unmöglich, ihnen einen passenden Platz zu finden. Daß sie nicht sozial sind, liegt auf der Hand. Aber auch rein politische Parteien sind sehr selten, sind nur möglich in einem sehr ausgebildeten Staatswesen, wo unter rückhaltloser Anerkennung eines gemeinsamen Rechtsbodens die, aus der Geschichte des Landes und den persönlichen Erfahrungen der Bürger geschöpften, verschiedenen Anschauungen vom Staate sich befehden. In den meisten Fällen schließen sich politische Parteibildungen an große Interessen an, welche einzelnen sozialen Klassen gemeinsam sind. Es ist sehr bedenklich, daß die Theorie der Trennung von Staat und Gesellschaft wohl Raum hat für die täglich mehr schwindenden Gegensätze der Stände, aber nicht für die politischen Parteien, deren unersetzlichen Wert für ein freies Volk wir täglich mehr erkennen. Oder wer möchte wohl Riehls Äußerungen unterschreiben, wenn er unsere politischen Parteien tadelt, weil sie sich nicht auf die sozialen Gegensätze stützen? wenn er es ganz natürlich findet, daß neuerdings „die alten Gegensätze der Radikalen und Konservativen verblassen, die der Proletarier, Bürger und Junker immer frischere Farbe gewinnen“[1]? Wäre diese Tatsache wahr — und gottlob ist sie nur teilweise richtig — so bezeichnete sie einen ungeheuren Rückschritt des Staatslebens.

10. Die Familie.

Es bleiben noch zwei Gestaltungen zu betrachten, welche nicht von Mohl, doch von anderen Sozialtheoretikern als Teile der Gesellschaft genannt werden, die Familie und die Völkergesellschaft. Die Familie ist von Mohl[2] in überzeugender Weise als eine Potenzierung der Persönlichkeit dargestellt, welche, trotz ihrer hohen Wichtigkeit für den Staat, nicht aus dem Privatrechte heraustrete. — Die Bedeutung der Familie für das politische Leben beruht wohl auf drei Gründen. Zunächst auf ihrer Eigenschaft als erster dauernder menschlicher Verein, der im Keime alle später gesonderten Genossenschaften enthält. Danach ist die, auf die Mythen fast aller Nationen gestützte, Meinung, der Staat sei die erweiterte Familie, allerdings einseitig, hat aber wenigstens für sich, daß das dem Staate unentbehrliche Moment der Herrschaft in der Familie schon vorhanden ist. Sicher ist sie weit minder irrig als Riehls Behauptung[3], die Familie sei das natürliche Vorgebilde der bürgerlichen Gesellschaft; beide seien gleichsam als Naturprodukte unserer geschichtlichen Entwicklung durch die Idee der Sitte bestimmt, während der Staat auf der Idee des Rechts ruhe. Mit Metaphern ist für die Wissenschaft nichts gesagt; auch beruht

[1] Naturgesch. d. V. II, 5, vgl. II, 126.
[2] I, 88 f.
[3] Die Familie S. 115.

weder die Familie, deren Wesen sich ohne das Familienrecht gar nicht rein entwickeln kann, ausschließlich auf der Sitte, noch der Staat ausschließlich auf der Rechtsidee. Beide sind ethische Organismen; der Versuch, sie juristisch zu erklären, ist bei beiden gleich unmöglich. — Zweitens ist das Familienleben eine Grundlage für die gesamte Gesittung des Volkes. Es ist anerkannt, daß alle tiefgreifenden politischen Gebrechen sich in den Geschlechtsverhältnissen widerspiegeln. Erst neuerdings wurden wir wieder daran erinnert[1], daß das gelockerte Familienleben eine Ursache und ein Symptom zugleich ist des Mangels an Festigkeit, des raschen Reifens und Vergehens der meisten Kolonien. Der hohe sittigende Einfluß der Familie auch auf den Staat wurde von den Hellenen klar erkannt; die Hälfte des Staates, meinten sie, sei verderbt, wo die Verhältnisse der Weiber schlecht geordnet wären[2]. Es ist moderne Verirrung, wenn man der durch die Sitten und Ideen des Volkes geheiligten Ehe eine „Ehe im politischen Sinne" entgegenstellt[3]. Auch für den Staat ist die Kinderzeugung nur das Sekundäre an der Familie, ihre ethische Würde das Wesentliche. — Endlich ist jene Erklärung der Familie als einer potenzierten Persönlichkeit doch nur auf höheren Kulturstufen zutreffend. In allen primitiven Zuständen sind Familie und Staat eng verbunden. Im patriarchalischen Staate ist die Familie das Muster der Staatsverfassung, Familiensitte und öffentliches Recht fallen größtenteils zusammen. Im Geschlechterstaate ist die Familie geradezu die rechtliche Grundlage des Staates, sie begründet den politischen Verband. Es ist bekannt, wie tief diese letzteren Ideen bei den germanischen Völkern Wurzel schlugen. Erst spät wurden die blutsverwandten Geschlechter und Stämme von den lokalen Gemeinden verdrängt; die Ehrlosigkeit der unehelichen Kinder — diese Konsequenz der Tatsache, daß das Familienrecht die Grundlage war für das öffentliche Recht — hat ja bis fast in die moderne Zeit hinein gedauert. Der Entwicklungsgang — den die Staatswissenschaft nachweisen muß — ist ein doppelter. Der äußere rechtliche Organismus, die direkte Einwirkung der Familie auf das politische Leben vermindet sich in demselben Maße, wie der Staat sich höher ausbildet. Sodann, die Familie wird immer enger. Nicht nur die alten Kollektivfamilien, die gentes, verschwinden gänzlich; auch das Verhältnis des Menschen zu den näheren Verwandten verliert an Bedeutung gegenüber den Banden der persönlichen Anhänglichkeit und Freundschaft: weitaus die meisten Menschen verstehen heute unter ihrer Familie nur diejenigen Blutsverwandten, mit denen sie durch gemütliches Zusammenleben verbunden sind. Es muß ehrlich gestanden werden: die weitverzweigten Nichtenschaften der Bauern — so sehr sie uns anheimeln mögen — sind für die höhere Bildung ein überwundener Standpunkt.

[1] Roscher, Kolonien und Kolonialpolitik S. 75.
[2] Arist. Pol. 2, 9, gl. 6, 15; 7, 4; 7, 8.
[3] So meint Leo, Umrisse z. Naturlehre des Staats. S. 55.

Die Familie wird im öffentlichen Leben überwuchert durch die immer stärker hervortretenden Mächte des Individuums und des Staates. Die testamentarische Erbfolge nimmt einen immer breiteren Raum ein. Ein hochgebildeter Staat darf bei der Verteilung der öffentlichen Rechte und Pflichten nicht nach den Familienbeziehungen der Bürger fragen. Der Nepotismus ist für ein wahrhaft politisches Beamtentum der ärgste Vorwurf. In welche dunkelgraue, Eicheln essende Vergangenheit würden wir zurückgeschleudert, sollte Riehls Vorschlag[1] — der größere Teil der Volksvertreter dürfe nur aus Familienvätern bestehen — je etwas anderes werden als ein witziger Einfall! Der beweibte Rat von Nürnberg war schon im Mittelalter ein lustiger Anachronismus. Das Gattungsleben der Völker, wo die Greise die natürlichen Berater des Staates, die Menschen durch nichts als ihre Naturbestimmung unterschieden waren, liegt uns unendlich fern. Aber weil unser Volk ein gebildetes und doch kein unnatürliches Leben führt, sorgt es ganz von selbst dafür, daß der Staat sich der Natur nicht entfremdet, daß in der weit überwiegenden Mehrzahl nur gereifte Männer, Männer, die auch im Hause regieren, seine Zügel lenken.

Somit gehört das Familienrecht bei jedem gebildeten Volke in das Privatrecht. Die Staatswissenschaft aber muß darstellen, wie der Staat sich allmählich von der Familie lostrennt, wie selbst in jenen Staaten, welche durch eine Familie oder durch eine Mehrzahl von Familien beherrscht werden, das öffentliche und das Privatrecht der herrschenden Geschlechter sich notwendig scheiden muß. Sie hat ferner die Grundzüge des gesamten Familienlebens des Volkes zu schildern. Insbesondere das rechtlich-sittliche Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander. Denn wie der Politiker nicht bloß die regierenden, sondern auch die regierten Klassen betrachtet, so kann er auch die Frauen und ihren sittigenden Einfluß auf Volk und Staat nicht mit Stillschweigen übergehen. Weiter das Erbrecht mit seinen bekannten Konsequenzen für die demokratische oder aristokratische Gestaltung des Staates. Endlich die Notwendigkeit einer harmonischen Ausbildung des Familienrechtes für alle Stände. Denn weil die Familie ein natürliches allgemein-menschliches Verhältnis ist, so untergräbt bei gebildeten Nationen nichts so sehr den inneren Frieden, den Glauben an die gerechte Natur des Staates als die Ungleichheit des Familienrechtes der verschiedenen Klassen. Alle diese Dinge hat der Politiker als Tatsachen hinzunehmen; doch ihre Wechselwirkung mit dem politischen Leben zu erklären, ist recht eigentlich seines Amtes. — Der weitaus größte, ja nach der Anschauung aller edlen Völker der wichtigste und heiligste Teil des Familienwesens, das innere Leben der Familie, entzieht sich der Lehre von Recht und Staat, aus dem einfachen Grunde, weil er sich jeder wissenschaftlichen Behandlung entzieht. Je reiner die Sittlichkeit eines Volkes und je reicher sein Staat wird, desto schamhafter zieht sich die Familie in

[1] Die Familie. S. 92 ff.

sich zurück. Hier ist alles von individuellen Beziehungen abhängig; hier mag die Ermahnung des Geistlichen oder des Lehrers, der lebendige Austausch der Erfahrungen der Hausväter fördern; für eine wissenschaftliche Behandlung ist dies Leben zu mannigfaltig und zu sehr individuell; ebensogut könnte man eine Wissenschaft „vom einzelnen Menschen" schaffen. Man kann wohl wie Riehl ein Buch unter dem Titel „Die Familie" schreiben, in welchem sich Betrachtungen über Hausmusik, Kamele, Stadtpfeifer und Burschenschaften, Standreden wider die französischen Gouvernanten, die merkwürdige Entdeckung des häuslichen Charakters der deutschen Stammgäste, Wiederholungen von Reichenspergers geistreichen Gedanken über den Häuserbau und Gott weiß was alles vergnüglich durcheinander tummeln: — das sind subjektive Meinungsäußerungen, aber nimmermehr eine Wissenschaft.

11. Die Völkergesellschaft.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Betrachtung der Völkergesellschaft einen unentbehrlichen Bestandteil des Systems der Staatswissenschaft bildet. In der Tat sind die Gründe dafür allzu klar. Eine der wesentlichsten Eigenschaften des Staates, die äußere Macht, findet erst im Völkervereine ihre Verwirklichung. Die äußere Machtstellung eines Staates wirkt auf seine inneren Verhältnisse zurück; es bedarf nicht der Bemerkung, daß auch die innere Politik der Staaten zweiten Ranges eine andere werden mußte, seit sich die europäische Völkergesellschaft mehr in aristokratischer Weise gestaltet hat. Endlich, wie der Staat nicht einmal ohne andere Staaten gedacht werden mag, so kann er auch viele seiner höchsten und edelsten Aufgaben nur im Vereine mit anderen Staaten erfüllen. Trotzdem hat Ahrens[1] den Völkerverein in seine Reihe sozialer Genossenschaften, worin der Staat fehlt, aufgenommen. Ich kann mir das nur so erklären, daß Ahrens den Völkerverkehr für etwas von dem Staatenverkehre spezifisch Verschiedenes hält. Es wäre unbillig, gegen eine Auffassung zu streiten, deren ausführliche Begründung erst von der Fortsetzung der „Organischen Staatslehre" zu erwarten ist. Doch sei ein flüchtiger Blick auf die Völkergesellschaft gestattet. Ist sie doch ein Gebiet, wo es sich deutlich zeigt, daß die Trennung von Staat und Gesellschaft das unlösbar Verbundene auseinanderreißt.

Trotz des hohen Alters vieler Völkerverträge kann sich ein wahres Völkerrecht erst bilden, wenn sich innerhalb der einzelnen Staaten Privat- und Staatsrecht geschieden haben, wenn sich eine gewisse Gemeinsamkeit der sittlichen und religiösen Ideen zwischen den Völkern entwickelt hat, insbesondere eine Übereinstimmung über die Dinge, welche höherer Art sind als der Staat, welche von den staatlichen Streitigkeiten nicht berührt wer-

[1] Org. Staatslehre I, 77.

den dürfen. Diese Erscheinung — beiläufig eine ziemlich sichere Grundlage für den Schluß, daß die Menschheit nicht berufen ist, einen Völkerstaat zu bilden[1] — hat zur Folge, daß der Völkerverkehr während eines bedeutenden Zeitraumes fast ganz in den Händen sozialer Genossenschaften liegt. Und zwar besorgen diese nicht nur die Privatgeschäfte des Verkehrs: — nein, sie sind es auch, welche — in dieser Periode gewöhnlich in weit höherem Maße als die Staaten — das Völkerrecht ausbilden. Wer versteht das internationale Recht der Hellenen oder der alten Slawen ohne ihre Tempelgemeinschaften? Wer kann vom Völkerrechte des Mittelalters reden, ohne zu sagen, was es der Hansa verdankt — der Hansa, welche in der längeren Zeit ihrer Größe kein Städtebund war, sondern ein Privatverein von Kaufleuten? Und noch heute — wie gering sind die rechtlichen Bande, welche die Völker verknüpfen, im Vergleich mit denen, welche die geistigen und materiellen Bedürfnisse täglich fester schließen! Ist der Politiker, der die Stellung eines Staates in der Staatengesellschaft betrachtet, wirklich am Ende seiner Aufgabe, wenn er die Verträge desselben mit anderen Staaten und seine tatsächliche Stellung zu den fremden Kabinetten kennt? Wie oft sind nationale Leidenschaften oder die Verschlungenheiten der gesellschaftlichen Interessen auch politisch mächtiger als der Wille der Staatsgewalten! Die Staatsregierungen konnten im Völkerverkehre bisher nur wenig mehr tun, als die allerschreiendsten Übelstände beseitigen. Die gesamte Weltstellung eines Staates ist nur zum kleineren Teile ein Werk seiner Politik und dennoch eine politische Tatsache. — Noch wunderlicher wird die Verwirrung bei der Lehre von den Kolonien. Wer Trennung der Staatslehre von der Gesellschaftswissenschaft verlangt, muß die Kleruchien in die erstere, die Apökien in die zweite verweisen. Und doch sind viele Apökien ihrer Entstehung nach politisch, Folgen staatlicher Bewegungen. Umgekehrt sind die meisten Kleruchien Ergebnisse sozialer Nöte. Wohin nun mit diesen? Wohin mit der Hauptsache, mit den historischen Gesetzen, nach welchen sich das Kolonialwesen bewegt?

12. Die neueren Gesellschaftstheorien.

Es galt bisher nur, uns auf dem Gebiete der sozialen Erscheinungen zu orientieren und ihren tiefen Zusammenhang mit dem politischen Leben nachzuweisen. Jetzt entsteht die Frage: was ist diesen gesellschaftlichen Kreisen gemeinsam? Mohl sagt, und andere[2] stimmen bei, ein einer Anzahl von Menschen gemeinsames Interesse rufe gemeinsame

[1] Diesen Entwicklungsgang hat Fallati (Ztschr. f. Staatswissensch. Bd. 1: Die Genesis der Völkergesellschaft) meisterhaft nachgewiesen; er gelangt aber zu dem entgegengesetzten Schlusse.

[2] Der Verfasser von „Das Repräsentativsystem, seine Mängel und Heilmittel" in der deutschen Vierteljahrsschr. 1852, Heft 3, S. 200.

Zustände und Genossenschaften hervor; und zwar müsse dasselbe dauernd, von größerer Bedeutung und Verbreitung sein; die gesellschaftlichen Körper richten sich nicht nach der politischen Abgrenzung, bedürfen keiner förmlichen Organisation; ihre Teilnehmer können zugleich Mitglieder anderer Genossenschaften sein. Man mag es einer jungen Wissenschaft zugute halten, wenn sie anfangs mit so dehnbaren und verschwommenen Begriffen operiert. Wohl aber ist zu fragen: treffen diese Eigenschaften zu? und wenn, machen sie die sozialen Kreise zu gleichartigen Gestaltungen? Ein Interesse hat sie hervorgerufen. Die Frage ist aber: welches Interesse? und eingestandenermaßen liegt jeder gesellschaftlichen Gruppe ein anderes Interesse zugrunde. Nun ist das Interesse seiner Natur nach egoistisch, ausschließend; mag es noch so vielen Menschen gemeinsam sein — zu allen anderen verhält es sich als ein fremdes. Die widerstrebenden Interessen, welche sich auf einem Gebiete menschlicher Tätigkeit durchkreuzen — z. B. die ökonomischen — lassen sich recht wohl wissenschaftlich unter einen Hut bringen; sie beugen sich den Gesetzen, welche das ökonomische Völkerleben lenken. Was in aller Welt haben aber kirchliche und ökonomische Genossenschaften miteinander gemein? Die Interessen, welche sie hervorgerufen und ihr Leben bedingen, sind ja ganz verschieden. Es läßt sich eine Wissenschaft denken über die Kirchen, eine andere über die Kunstgenossenschaften — wenn anders diese äußere Seite der Kunst je zu solcher Bedeutung gelangen sollte — und so fort, nimmermehr aber eine Wissenschaft, welche alle diese heterogenen Dinge zusammenfaßte. Man sage hier nicht: auch die Staaten sind in der Wirklichkeit heterogene Wesen und dennoch gemeinsamer wissenschaftlicher Behandlung fähig. Fasse man den Begriff des Staates noch so dürftig — etwa „ein Volk einheitlich geordnet zum Zweck der Unabhängigkeit nach außen, der Sicherheit im Innern" — so ergeben sich von selbst eine Reihe wichtiger, für alle Staaten geltender Folgerungen: die Souveränität, der Gegensatz von Regierung und Regierten usf. Der Trieb der menschlichen Natur, das Interesse, das dem Staate zugrunde liegt, ist überall dasselbe; die allgemeinen Staatszwecke können von den einzelnen Staatsgattungen nur modifiziert werden. Die Interessen der sozialen Gruppen sind aber von vornherein heterogen.

Diesen Mangel an innerer Gleichmäßigkeit können einige äußerliche Ähnlichkeiten nicht aufwiegen. Wo ist auch nur ein einziger inhaltreicher Satz, der sich aus dem Begriffe einer dauernden, verbreiteten, bedeutenden Genossenschaft ergibt? — Sodann, ist es zulässig, begriffliche Grenzen zu ziehen, deren die Bewegung des Lebens täglich spottet? Darf man behaupten, daß ein Interesse, das nur für wenige besteht, unfähig sei, einen der auffallenden, weithinwirkenden Lebenskreise zu bilden? Vom Staate sind die sozialen Kreise scharf unterschieden; wo aber ist die Grenze gegen das Privatleben? Gehören Eisenbahngesellschaften, die Freimaurer, die

Veritas und der Lloyd in die Gesellschaft oder in das Privatleben? Mohls Kriterien sprechen für das eine wie für das andere. Und zwar ist dies kein zweifelhaftes Grenzgebiet; es ist vielmehr nirgends erwiesen, worin die Unterscheidung der Gesellschaft vom Privatleben bestehe. Daß die Mitglieder eines sozialen Kreises sich oft vorzugsweise in diesem Zustande denken, erhebt ihn noch nicht aus dem Privatleben: die Hälfte der Menschen fühlt und denkt sich fast allein in einem Privatverhältnisse, in der Familie. Daß jene Gruppen sich nicht nach politischen Grenzen richten, trifft bei den Gemeinden nicht zu; hier zeigt sich wieder der abweichende Charakter der Gemeinde. Ebenso halbwahr ist die Behauptung, die sozialen Kreise bedürfen nicht einer förmlichen Organisation, diese sei ihnen nur zufälliges Beiwerk. Eine Gemeinde ist ja schon dem Begriffe nach das *organisierte* Nachbarschaftsverhältnis. Und soweit die Geschichte von Religionsgenossenschaften meldet, ist die Zusammenscharung dem religiösen Gefühle unentbehrlich. Dadurch unterscheidet sich ja die Religion von der philosophischen Erkenntnis, daß sie eine Gemeinde *verlangt*. — Ferner, darf man wirklich sagen, Ausdehnung und Gemeinschaftlichkeit sei der Charakter dieser Gruppen, selbstisches Zurückbeziehen auf sich der des Individuums? Es ist sicher unrichtig, daß der Genosse eines Interessenvereines seinen Vorteil nur erlangen könne, indem er den des Ganzen erstrebt; es wiederholt sich vielmehr hier der Kampf von Gemeinsinn und Selbstsucht, der in allen Verhältnissen des menschlichen Zusammenlebens sein Spiel treibt.

Allenfalls kann man noch sagen: die sozialen Gruppen sind sämtlich Genossenschaften. Was soll das heißen? Die Masse der Gebildeten kann man nur metaphorisch eine Genossenschaft nennen. Andere, z. B. einzelne ökonomische Verbindungen, sind bloße Vervielfachungen der Persönlichkeit; die Mehrzahl der Aktiengesellschaften erstrebt Zwecke, welche der einzelne Privatmann ganz ebensogut erreichen kann, vorausgesetzt, daß er im Besitze des nötigen Kapitals ist. Wieder anderen ist gerade das Moment der Genossenschaft die charakteristische Eigenschaft. In der Tat, wo ist hier eine Einheit? Auch der Sprachgebrauch findet sie nicht, er versteht unter Gesellschaft bald den gesamten menschlichen Verkehr, bald das Privatleben, aber nie ein zwischen Privat- und Staatsleben schwebendes Gebiet. — Somit ist zwar bewiesen, daß die sozialen Gruppen nicht sämtlich mit den Staatseinrichtungen zusammenfallen; doch je schärfer man ihren Gegensatz gegen den Staat hervorhebt, je klarer man in ihnen die Mannigfaltigkeit der Volksglieder gegenüber dem einheitlichen Zentralleben des Staates erkennt, desto schwieriger wird es, sie von dem Privatleben zu unterscheiden, desto einleuchtender wird die Unmöglichkeit, sie, *abgesehen* von dem einheitlichen politischen Mittelpunkte, in ihrer Gesamtheit wissenschaftlich darzustellen. *Dieses* dunkle Gefühl, nicht bloß die materielle Auffassung des Lebens, trieb die Sozialisten und Stein in seinen früheren

Werken, die Gesellschaft nur im wirtschaftlichen Leben zu suchen; und wenn Stahl derselben Ansicht huldigt, so wird man ihn wenigstens materialistischer Motive nicht zeihen.

Ein Blick auf das von Mohl entworfene System der Gesellschaftswissenschaft zeigt seine Unhaltbarkeit. Rechten wir nicht weiter über die allgemeine Gesellschaftslehre, die freilich nichts anderes sein könnte als ein Nebeneinanderstellen der sozialen Kreise: so kommen wir schon bei dem Gesellschaftsrechte notwendig auf den Staat zurück. Mohl selbst sagt wenigstens, das positive Gesellschaftsrecht könne möglicherweise als das Recht der Gesellschaft in einem bestimmten Staate behandelt werden. In der Tat verhält sich das Recht der sozialen Gruppen zum Staate genau so wie das Privatrecht: es muß vom Staate beaufsichtigt und geordnet werden. Für die Ordnung ihrer eigenen Verhältnisse mag jeder sozialen Gruppe ganz wie dem Privatmanne eine gewisse Autonomie zustehen; die Beziehungen der gesellschaftlichen Kreise zueinander kann die Gesellschaft gar nicht ordnen. Eine solche Ordnung läßt sich nicht einmal denken; aus dem Gegenüberstehen fremder selbständiger Interessen entsteht kein Recht; dazu braucht es des Staates, einer einheitlichen Macht mit universellen Bestrebungen. Selbst jene innere Ordnung der sozialen Kreise, wie grundverschieden muß sie sein! Es wäre ein Unglück, wenn die moralische Kluft, welche unsere Gebildeten von den Ungebildeten trennt, jemals durch ein Sonderrecht erweitert würde; noch mehr, es wäre unnatürlich: der Besitz höherer geistiger Güter ist keine Grundlage, hat kein Bedürfnis rechtlicher Gestaltung. — Bei der sozialen Moral stößt man überall auf das duo si faciunt idem non est idem. Die Kirche hält es für ihre Pflicht, Proselyten zu machen, zu sorgen, daß die Sünde, wo sie sich zeigen mag, vernichtet werde. Der Staat muß diese Bestrebungen, soweit sie das Recht nicht verletzen, anerkennen. Bei wirtschaftlichen Genossenschaften kann von alledem gar nicht die Rede sein. — Nun gar in der sozialen Politik kann schon die Vorfrage: Organisation oder freie Genossenschaft? bei mehreren dieser Gruppen nicht einmal aufgeworfen werden, weil einige ohne Organisation aufhören würden zu existieren, andere durch Organisation ihren Lebensnerv, die freie geistige Bewegung, ertöten würden. Gerade wenn man wie Mohl unter Politik eine Zweckmäßigkeitslehre versteht, ist eine soziale Politik in seinem Sinne undenkbar, denn jeder soziale Kreis verfolgt andere Zwecke. Es ist gewiß lehrreich, das Verfahren der Kirche den verschiedenen Ständen gegenüber zu betrachten; dies Verhalten dient aber lediglich kirchlichen Zwecken, ist Politik der Kirche, nicht der Gesellschaft. — Endlich die geschichtliche Gesellschaftswissenschaft. Will man damit mehr leisten als ein äußerliches Aneinanderreihen der verschiedensten Dinge, so kommt man bei der Hauptsache, bei der Wechselwirkung der sozialen Kreise, notwendig auf den Staat.

Auch die Ergebnisse für den Inhalt der Staatswissenschaften scheinen mir nicht haltbar. Sicher ist es wünschenswert, daß das Verhältnis des Staates zu den einzelnen gesellschaftlichen Gestaltungen eingehender als bisher behandelt werde. Doch gerade der „durchgreifende Grundsatz", den Mohl verlangt, ist nicht möglich. Dem universellen Blicke des Staates erscheinen alle sozialen Bestrebungen nur als Partikularzwecke, ganz wie die Bestrebungen der Einzelnen. Daß die Gesellschaft ein eigentümlicher Bestandteil des menschlichen Zusammenlebens sei, ist nicht nachgewiesen. Was soll daraus werden, wenn das Verhalten des Staates zu den ökonomischen Genossenschaften nach anderen Grundsätzen beurteilt, in einer anderen Disziplin verhandelt würde als sein Verhalten zu den wirtschaftlichen Bestrebungen des Einzelnen? Das sind doch nur quantitative Unterschiede. Die Frage lautet einfach: wie verhält sich der Staat zu dem wirtschaftlichen, dem religiösen Leben *des Volkes*, und wie wirkt dieses auf ihn zurück? Von diesem Standpunkte stellen sich die Genossenschaften für Partikularzwecke von selbst den Privatbestrebungen an die Seite. Es ist wahr, die Polizei kann dem Umfange und selbst der Art nach eine andere sein gegenüber einer mächtigen geschlossenen Genossenschaft als gegenüber einzelnen Bürgern; das sind aber doch nur Machtfragen. Der Staat kann selbst die Erfüllung der einen oder anderen *seiner* Pflichten einer sozialen Genossenschaft ebensogut überlassen wie einigen besonders mächtigen und bedeutenden Privatleuten, doch in beiden Fällen nur unter Vorbehalt seiner Oberaufsicht; denn in beiden Fällen ist Gefahr vorhanden, daß die öffentliche Macht zu Privatzwecken gemißbraucht werde. — Über den Schutz, den der Staat den sozialen Kreisen gewähren soll, lassen sich keine allgemeinen Sätze aufstellen; er ist für jede Gruppe ein anderer.

Wie durch die Gesellschaftslehre einzelne politische Begriffe geläutert werden sollen[1], ist schwer einzusehen. — Die Auffassung des Staates als eines Aggregates atomistischer Einzelner ist längst, ohne diese Lehre, antiquiert und war wohl nie allgemein anerkannt: Aristoteles und Bodin wissen so wenig davon wie die Praxis des englischen Staatsrechts, und heute sind Antipoden wie Stahl und Dahlmann in ihrer Verwerfung einig. Wenn Riehl[2] behauptet, in den Ideen des 18. Jahrhunderts sei die Gesellschaft ganz im Staate aufgegangen, so hat er wohl vergessen, daß A. Smith und Quesnay Söhne dieses Jahrhunderts sind. — Die Lebenszwecke eines Volkes lassen sich sicherer durch historische Studien erkennen als, wie Mohl meint, aus den sozialen „Kristallisationen, welche an wichtige Interessen freiwillig anschießen". Die Freiwilligkeit dieser Kristallisationen ist oft sehr zweifelhaft, oft erscheinen sie nur in geistigen Beziehungen, nicht sichtbar im äußeren Zusammenleben. — Endlich sind die edlen Worte, womit Mohl das Recht des freien Willens und die Möglichkeit der Entstehung des

[1] Mohl I, 109.
[2] Naturgesch. d. V. II, 182.

Staates durch Vertrag verteidigt, gewiß alles Dankes wert. Nur ist auch hier nicht abzusehen, was die Gesellschaftslehre nützen soll. Daß Familien, Stämme und andere soziale Gruppen zusammentreten und durch Übereinkunft einen Staat gründen können, leugnet wohl niemand; der Zwiespalt liegt darin, daß die meisten eine unabhängige Familie uff. selbst für einen Staat halten.

Ist mit alledem behauptet, es sei unmöglich, die gesellschaftlichen Kreise in einer Wissenschaft darzustellen? Nein, es gibt zwei Wege dazu. Entweder man geht aus von dem Geiste eines Volkes und zeigt, wie dieser Genius sich im Staate, im geistigen, wirtschaftlichen Leben uff. offenbart. Das geschieht am einfachsten durch rein tatsächliche Schilderung; hier tritt der Staat, als Mittelpunkt der Taten des Volkes, von selbst in den Vordergrund, die Geschichte ist immer vorwiegend politische Geschichte. Weit schwieriger ist es, jenem Ausgangspunkte auch durch die Form der Darstellung gerecht zu werden, die Tatsachen nur zu berücksichtigen, soweit sie einen Fortschritt der menschlichen Natur oder eines bestimmten Volksgeistes bezeichnen, kurz eine wirkliche Kulturgeschichte zu schreiben. Es ist eine alte Klage, daß gerade die stoffreichsten und bedeutendsten Werke über die gesamte Kulturgeschichte entweder in die politische Geschichte allzusehr übergreifen oder der inneren Einheit ermangeln. In der Tat geben die meisten Kulturgeschichten die gesamte innere Volks- und Staatsgeschichte und unterscheiden sich von der eigentlichen politischen Geschichte besonders dadurch, daß sie die internationalen Machtfragen wenig berücksichtigen. Noch fruchtbarer wäre es, wenn es gelänge, jene von Riehl so vielfach besprochene, aber viel zu eng gedachte Kulturwissenschaft zu gründen, d. h. die Einheit und Notwendigkeit der Entwicklung aller Zweige der menschlichen Tätigkeit zu begreifen. Das wäre jene Philosophie der Geschichte, für welche alle Resultate der gesamten historischen, politischen und sozialen Wissenschaften nur Bausteine sind. Freilich, das große Prinzip, worauf die moderne Wissenschaft ruht, dem sie ihre größten Triumphe verdankt, die Arbeitsteilung, scheint dieser neuen Lehre wenig Erfolg zu versprechen. Würde sie je zur Vollendung gebracht, so ständen wir am Ende menschlichen Werdens. Wie dem sei — in der historischen Wissenschaft erscheinen die sozialen Gruppen immer nur im engsten Zusammenhange mit dem Staate und dem Privatleben; das gesamte Volksleben soll geschildert werden; wir preisen einen Historiker am höchsten, wenn sein Werk im vollen Maße sozialpolitisch ist. — Der zweite Weg ist, zu zeigen, wie die weit auseinandergehenden Bestrebungen eines Volkes für alle erdenklichen Lebenszwecke einer einheitlichen Ordnung ihres äußeren Zusammenseins bedürfen, sie hervorrufen, von ihr geregelt werden und auf sie zurückwirken. Hier erscheint das ganze Leben des Volkes, der Einzelnen wie der Genossenschaften, zugleich als staatbildende Kraft und als Gegenstand der Staatstätigkeit. Hier ist das Gebiet der Staatswissenschaft. Sie soll

sagen, wie Regierende und Regierte zusammenwirken für die Lebenszwecke des Volkes, wie einzelne Genossenschaften von Privaten, indem sie dem Staate dienstbar werden, ihre partikularistische Natur ablegen usf. Ihr Ziel ist niedriger als das der Kulturgeschichte; sie behandelt nur das äußere Zusammenleben der Völker; die idealen Momente, welche eines Volkes Geschichte bestimmen, darf sie nur als Tatsachen aufnehmen, nicht erklären. Der Pädagog, der Theolog dringt in das innere Wesen des Unterrichts, des kirchlichen Lebens weit tiefer ein als der Politiker; dafür umfaßt dieser die äußere Seite des gesamten Volkslebens. Das soziale Leben ist zusammengenommen viel reicher als das politische, aber es entbehrt der Einheit. Die soziale Politik ist überflüssig, weil die ganze Staatswissenschaft sozialpolitisch ist.

Darf ich sagen, worin mir der Grundirrtum von Mohls Theorie zu liegen scheint? Ich finde ihn in Mohls zu engem Staatsbegriffe. Der Staat ist nicht bloß[1] „ein Organismus von Einrichtungen, welcher eine Anzahl von ... Persönlichkeiten zu einer ... Einheit verbindet"; der Staat ist ein Volk in seinem einheitlichen äußeren Zusammenleben. Es läßt sich Volk und Staat nicht einmal in der Idee trennen; sonst gäbe es einen absolut rationellen Staat — ein Irrtum, den Mohl selbst aufs schlagendste widerlegt hat — sonst wäre die Staatswissenschaft eine bloße Formenlehre. Gelangt doch Mohl[2] in seiner glänzenden Polemik gegen Haller zu dem sehr bedenklichen Satze, die Gründung einer neuen Verfassung in einem bestehenden Staate steht der Gründung eines neuen Staates psychologisch und rechtlich ganz gleich. Das erinnert an Aristoteles' Wort[3], die πόλις werde eine andere, wenn die πολιτεία verändert sei; doch besteht es nicht vor dem tieferen politischen Denken der modernen Völker. Ich bin weit entfernt, in das frivole Geschrei vom neuesten Datum einzustimmen, das Staatsverfassungen für wertlose Formalitäten erklärt. Aber sollte Preußen, wenn es einst den notwendigen Fortschritt zum Parlamentarismus vollendet haben wird, wirklich ein anderer Staat sein als das Preußen Friedrich Wilhelms III.? Ist das gesamte Privatrecht, die Fülle der durch eine lange Entwicklung erzeugten politischen Ideen, die Verkettung des Verkehrs, ist das Volk und seine ganze Geschichte, ist (auf die Gefahr hin, daß man uns des dilettantischen Spielens mit hohlen Worten beschuldige) der Geist eines Staates ein minder wesentlicher Bestandteil desselben als die Organisation der Staatsgewalt? Der Staat kann nicht bloß Form sein; bloße Formen gibt es gar nicht. Mir scheint, diese äußerliche Auffassung des Staates ist daran schuld, daß Mohl auch bei den sozialen Gruppen mehr Wert legt auf ihre äußerliche Ähnlichkeit — auf das genossenschaftliche Element, das sich in allen findet — als auf die

[1] Mohl I, 90.
[2] II, 550.
[3] Pol. 3, 3.

tief innerliche Verschiedenheit ihrer Zwecke, ihres Wesens. — Damit hängt ein anderes Wort Mohls zusammen[1], was der Staat nicht schaffe oder ausdrücklich annehme, gehöre ihm auch nicht an. Nein. Eine Volksklasse, die allmählich bedeutend geworden und noch nicht die politische Machtstellung erlangt hat, wozu sie innerlich berechtigt ist, gehört dem Staate in so hohem Maße an, daß sie durch ihr bloßes Dasein die gesunde Natur des Staates in Krankheit verwandelt. Die Staatsgewalt schafft nur sehr wenig; sie kann nur durch Personen und Körperschaften handeln, die nicht ganz im Staate aufgehen; darum schließt an alle ihre Einrichtungen eine Reihe von Erscheinungen an, die sie nicht beabsichtigt hatte. Wie es Rechte gab, bevor der Staat sie anerkannte, so gibt es jederzeit politische Ideen und Parteiungen, ohne welche der Staat undenkbar wäre, welche aber die Staatsgewalt weder geschaffen noch angenommen hat. Mohl selbst hat ja in schlagender Weise gezeigt, daß der Staat Inhalt und Aufgabe von der Gesellschaft erhalte[2]. — Endlich muß Mohl den Gegensatz von Staat und Gesellschaft für stärker halten, als er ist, weil er nur zu oft die Gesellschaft als die natürliche Gliederung des Volkes der künstlichen Eingrenzung des Staates entgegenstellt. Es ist wohl unzweifelhaft, daß an beiden Sphären die natürliche Ordnung und die menschliche Willkür gleichen Anteil haben.

Hegels Gesellschaftsbegriff mag allerdings durch das Bedürfnis der Trichotomie hervorgerufen sein; doch deuten einzelne Stellen darauf hin[3], daß ihm die Gesellschaft mehr ist als (wie Mohl und Bluntschli ihm vorwerfen) ein Glied eines dialektischen Prozesses. Die verschiedene Stellung der Gesellschaft zum antiken und zum modernen Staate ist von ihm — wie auch sein neuester strenger Beurteiler anerkennt[4] — mehrfach treffend geschildert. Nur kommt man auch hier nicht über die, sehr unphilosophische, aber desto mehr politische, Frage hinaus: was existiert von alledem nur im Begriffe und was in Wirklichkeit? Deshalb, und wegen der Vermischung rein politischer Dinge mit der Gesellschaft, ist Hegels Lehre für die Staatswissenschaft unfruchtbar geblieben. An Hegel schließt sich — mehr in seinem neuesten Werke als auf seinem früheren ökonomischen Standpunkte — L. Stein. Auch seine Gesellschaftstheorie ist durch ein dialektisches Bedürfnis hervorgerufen. Er hat sich a priori einen Begriff vom Staate gebildet; er findet dann, dieser passe nicht auf die wirklichen Staaten. Statt nun einfach zu schließen: „Mein Begriff ist falsch", sagt er: „Nein, es muß in der Wirklichkeit ein anderes hinzukommen, das den reinen Staatsbegriff verändert" — und dieses andere ist die Gesellschaft[5].

[1] I, 100.
[2] I, 262.
[3] Hegel a. a. O. S. 309, 323, 394.
[4] Haym, Hegel und seine Zeit. S. 377, 388, 390.
[5] Vgl. z. B. Gesch. d. soz. Bewegung I, S. LXIV, System II, 35, 51.

Ganz wie Hegel Rechtspflege und Polizei der Gesellschaft zuweist, führt Stein[1] als die drei großen sozialen Funktionen auf: Waffendienst, Gericht, Gottesdienst — wovon die beiden ersteren zweifellos politische Funktionen sind. — An Steins frühere Werke lehnt sich in der Hauptsache A. Widmann.

Eine andere Gruppe sozialer Theorien, hauptsächlich aus Anhängern der Krauseschen Philosophie bestehend, charakterisiert sich durch ihre Unterschätzung des Staates. Krause — um seines Menschheitsbundes, seiner Verbindung der Menschheit mit den Bewohnern anderer Planeten zu geschweigen (solchen Ausflügen in ein besseres Jenseits kann die am Staube haftende Staatswissenschaft unmöglich folgen) — Krause verkennt die souveräne und universelle Natur des Staates, wenn er sagt[2]: „Glieder der Glieder, Staaten im Staate erfüllen den höheren Staat, ohne die Einheit im Staate aufzuheben." Er verkennt auch die notwendige enge Verbindung von Staat und Gesellschaft, wenn er meint[3], das Rechtsleben der Völker werde noch immer von *anderen* Gesellschaften bevormundet — so in der Demokratie von der Masse, in der Aristokratie von Familien — und müsse von dieser Vormundschaft frei werden. Es ist wohl unzweifelhaft: solange das Rechtsleben der Völker sich nicht von selber lenkt, sondern der Menschen zu seiner Leitung bedarf, kann *diese* Emanzipation nicht stattfinden. Mit unvergleichlich tieferem politischen Blicke hat Ahrens die Krausesche Lehre weitergebildet. Aber auch er vindiziert den gesellschaftlichen Kreisen gleiche Würde mit dem Staate[4]; er prophezeit eine obere zentrale Sphäre, welche dereinst über allen anderen Sphären schweben wird — auch über dem Staate — ohne an ihrer Arbeit teilzunehmen[5]; er verlangt einen Gesellschaftsrechtsstaat, in welchem die einzelnen Gesellschaftskreise organisiert sein, der Staat nur, wenn diese in Streit geraten, moderierend und rechtsprechend eingreifen soll. Damit gehen die höchsten Aufgaben des Staates verloren. Ähnlich erklärt Coßta[6], der ganz auf Ahrens' Schultern steht, den Staat für koordiniert den Gemeinden, Genossenschaften, Familien. Den Resultaten nach verwandt ist die geistreiche Schrift von Liebe[7], welche den Staat ebenfalls den Gesellschaftsgruppen koordiniert und die Volksvertretung für das Mittel hält, den Staat mit jenen anderen Sphären vollständig zu verbinden. Ähnlich Winters[8] Lehre, der Organismus der bürgerlichen Gesellschaft ergebe von selbst den des Staates. Dabei bleibt unerklärlich, warum alle Staaten, welche die Geschichte kennt, anders organisiert waren als die bürgerliche Gesellschaft.

[1] System II, 82.
[2] Philosophie der Geschichte. S. 194 f.
[3] Psychologische Anthropologie. S. 400.
[4] Naturrecht S. 127.
[5] A. a. O. S. 208.
[6] Einleitung S. 8.
[7] Der deutsche Grundadel und die neuen Verfassungen. S. 208.
[8] Die Volksvertretung in Deutschlands Zukunft. S. 110.

Es ist bezeichnend, daß Calhouns Theorie der concurrent majority[1] — eine mit jeder Staatsform absolut unverträgliche Doktrin — ebenfalls auf einer gesellschaftlichen Auffassung des Staates ruht.

Einen eigentümlichen Weg schlägt der Verfasser des angeführten Aufsatzes über die soziale Anthropologie ein. Er fordert die Natur des Menschen als Prämisse und Grundprinzip aller sozialpolitischen Forschungen, er will also die soziale Politik auf dieselbe schwankende Grundlage stellen, welche — wie wir sahen — in der Volkswirtschaftslehre bereits so viel Unheil angerichtet hat. Wenn der Verfasser nachher erklärt, der Staat müsse diejenigen Seiten der sozialen Menschennatur in seinen Soldaten anfassen und kräftigen, welche der Todesfurcht entgegenwirken — dann ist die neue Lehre allerdings schnell fertig. Man entlehnt Begriffe, welche die Moral, die Politik und andere Wissenschaften bereits erkannt und verarbeitet, setzt ihnen das Epitheton „sozial" vor und bildet sich ein, eine neue Wissenschaft gefunden zu haben.

Am unklarsten ist sicher Riehl. Schon der Titel seines Werkes ist eine contradictio in adjecto. Eine Naturgeschichte des Volkes muß das einzige, was in dem Wechsel der Volksgeschichte relativ fest und dauernd bleibt, die Volkstümlichkeit, den Volkscharakter zum Mittelpunkte nehmen, und gerade dieser ist bei jedem Volke ein anderer. Riehl hat in Wahrheit geschrieben eine Naturgeschichte, oder (lassen wir lieber die Natur weg, alle Welt ist ja darüber einig, daß Kunst des Menschen Natur ist) vielmehr Beiträge zur Geschichte, insbesondere zur Sittengeschichte, des deutschen Volkes. Eine solche Sammlung von Tatsachen, so frisch und farbenreich dargestellt, ist warmen Dankes sicher, wenn sie nicht beansprucht, für eine neue Wissenschaft zu gelten. Wenn Riehl aber[2] die Wissenschaft vom Volke für die Lehre von den politischen Stoffen erklärt, das Volk den Stoff nennt, an welchem sich das formbildende Talent des Politikers erproben soll, unter dem Staatsrechte bloß die Formenlehre der Politik begreift — so ist dies weder neu noch richtig. Nicht neu — denn schon Aristoteles meint[3], der Staatsmann bedürfe wie jeder Handwerker eines für sein Werk brauchbaren Stoffes (*τὴν οἰκείαν ὕλην ἐπιτηδέως ἔχουσαν*), und nennt als solchen — Land und Leute. Nicht richtig — denn diese Behauptung stützt sich auf eine ganz äußerliche Auffassung des Rechts: die politische Form ist ja ein Werk des Volkes, und vor allem, der Politiker, die Staatsregierung gehört ja selbst zu diesem politischen Stoffe. Riehl beruft sich auf die Trennung von Form und Inhalt des Kunstwerkes in der Ästhetik. Das klingt recht plausibel; man kann das Gleichnis selbst weiter ausspinnen und sagen: wie der Künstler nie von der Idee seines Werkes spricht, so redet auch der Staatsmann gewöhnlich nur vom Staate. Aber wie oft klagt nicht unser

[1] Disquisition on government (works. Bd. I).
[2] Naturgesch. d. V. II, 30; Die Familie S. 8.
[3] Pol. 4, 4.

großer Ästhetiker[1], daß Formalismus und Substantialismus in der Kunstlehre beständig ineinander überspielen! Oder wäre es möglich, die in der Metaphysik des Schönen übliche getrennte Behandlung von Idee und Bild auch in der Lehre von den einzelnen Künsten oder gar bei Betrachtung eines Kunstwerkes durchzuführen? Überhaupt, was soll das alles? Aus der Methode einer philosophischen Disziplin folgt für die der Staatswissenschaft durchaus nichts. — Riehl will sogar die Wissenschaft vom Volke in Deutschland naturalisieren, er erklärt uns[2] für ein entschieden und fast ausschließlich sozialpolitisches Volk. Dies Lob ist zur einen Hälfte unrichtig, zur anderen ein Tadel. Man müßte dies sozialpolitische Volk doch an seinen Früchten erkennen; seine Stände — nach Riehl der Hauptgegenstand der sozialen Politik — sind aber in gänzlicher Auflösung begriffen. Nur so viel ist wahr: der Hader der Stände ist leider in Deutschland noch nicht ganz zu Ende, wir haben erst die Keime wahrhaft politischer Parteien. — Die soziale Politik soll ferner[3] das ideale Moment der volkstümlichen Sitte in den Vordergrund stellen, die Nationalökonomie für sie nur eine Hilfswissenschaft sein. Das ist eine sehr unsichere Grundlage für eine Wissenschaft: je reifer ein Volk wird, desto mehr erhält die klare Einsicht das Übergewicht über die halbunbewußte Sitte. Ein Teil von den sehr verschiedenen Erscheinungen, die man Sitte nennt, ist rein moralischer Natur, ein anderer ist unfertiges, werdendes Recht. Ein so schwankender Begriff kann nimmermehr in den Vordergrund einer Wissenschaft gestellt werden. — Riehl wird gänzlich von dem Irrtume beherrscht, den er in den mannigfachsten Wendungen wiederholt, als sei der Staat künstlich, die Volkssitte allein natürlich. Dazu kommt seine subjektive Vorliebe für die idyllische Plumpheit der Bauern, welche ganz naturgemäß in dem hellen und reichen Leben der modernen Staaten nur eine untergeordnete Rolle spielen können; eine ästhetisch und politisch gleich wenig gerechtfertigte Neigung für die gute alte Zeit; endlich eine Gefühlspolitik, welche sich in wiederholten Ausfällen auf zwei der wichtigsten Pfeiler der modernen Staatswissenschaft, auf Nationalökonomie und Statistik, äußert. Was Wunder, daß ihm Staat und Gesellschaft auseinanderfallen? Riehl behandelt nur eine Seite von dem Leben eines Volkes, dabei kann er keine gültigen sozialpolitischen Gesetze finden. Er tut nichts anderes, als was seit dem Vater der Geschichte alle Beschreiber von Land und Leuten getan haben, nur daß mir Herodots naiver psychologischer Pragmatismus weit unbefangener und geistreicher scheint als Riehls Versuch, die Tatsachen an der Hand einer vorgefaßten sozialen Theorie zu betrachten. Wie unfähig diese Anschauungsweise ist zur Reform des staatswissenschaftlichen

[1] Vgl. Vischer, Das Verhältnis von Form und Inhalt in der Kunst, S. 7, 24 und unzählige Stellen seines großen Werkes.

[2] Naturgeschichte d. V. I 21; II, 5.

[3] A. a. O. I, 16.

Systems, davon mag man sich in Riehls oben erwähnten Artikel Bauernstand überzeugen. Da heißt es, wir hätten eine Baupolizei, eine Wegepolizei usf., aber noch keine soziale Polizei, keine Sorge für die Volkssitten. Als ob nicht die Baupolizei usf. Zweige der sozialen Polizei wären! Die volkstümliche Sitte äußert sich ja in allen Zweigen der Volkstätigkeit; indem der Staat auf die verschiedenen Beschäftigungen seines Volkes fördernd und vorsorgend einwirkt, wirkt er eben dadurch auf die Volkssitte. Daß die Behörden oft mit frivolem Übermute die schönsten Volkssitten verderben und stören, soll nicht geleugnet werden. Doch schlimmer als der ärgste bisher geübte Zwang müßte jene soziale Polizei, eine unmittelbar zur Pflege der Volkssitten bestimmte Staatstätigkeit, wirken; die volkstümliche Sitte gedeiht am reinsten, wo die Behörden sie gänzlich ignorieren. Wenn Riehl[1] als ein besonderes Verdienst der Sozialwissenschaft preist, sie lehre die natürliche Ungleichheit der Menschen, so ist damit die Berechtigung der neuen Wissenschaft noch nicht erwiesen. Noch kein heller Kopf, der die Geschichte kannte, hat diese Wahrheit bezweifelt. Aber die Geschichte lehrt auch, daß mit solchen allgemeinen Sätzen über die buntverschlungenen Verhältnisse menschlichen Zusammenlebens gar nichts ausgesagt ist; sie lehrt, daß der Satz von der natürlichen Gleichheit der Menschen genau ebenso wahr ist wie sein Gegenteil. — Die Staatswissenschaft wird jederzeit sehr abhängig sein von den persönlichen Erfahrungen und Anschauungen ihrer Bearbeiter. Während ihrer eigenen Fächer nicht allzuviele sind, dient ihr der größere Teil des gesamten menschlichen Wissens als Hilfswissenschaft. Darum ist ihr niemand gefährlicher als der Dilettantismus, welcher meint, mit einigen geistreichen Einfällen, einigen aus einem ganz engen Erfahrungskreise entnommenen Beobachtungen sei die Wissenschaft reformiert[2].

13. Staat und Gesellschaft. Ihre Wechselwirkung.

Ist der Staat das Volk in seinem einheitlich geordneten Zusammenleben, so handelt man wohl am einfachsten und dem Sprachgebrauche gemäß, wenn man unter Gesellschaft die mannigfachen Sonderbestrebungen der Volksglieder versteht, jenes Netz von Abhängigkeiten aller Art, das durch den Verkehr entsteht[3]. Der Staat ist die Gesellschaft in ihrer eigent-

[1] A. a. O. I, 31.

[2] Kastners „Kritische Bemerkungen zu W. H. Riehls bürgerlicher Gesellschaft" (Nürnberg 1857), welche erst während des Druckes dieser Bogen in meine Hände gelangten, kommen hier nicht in Betracht. Der Verfasser ist mit der Erschaffung einer Wissenschaft vom Volke ganz einverstanden und richtet seine Polemik nur gegen einzelne Behauptungen Riehls.

[3] Ähnlich erklärt Schleiermacher (Sittenlehre S. 274. — Werke. Zur Philosophie: Bd. V —) den Staat für die Form, welche sich auf die identisch organisierende Tätigkeit bezieht, die freie Geselligkeit für die Form, welche auf die individuell organisierende Tätigkeit Bezug hat. Er führt aber neben diesen beiden ethischen Formen noch Wissenschaft und Kirche auf.

lichen Organisation; darum steht er im Gegensatze zu dem Partikularismus der einzelnen sozialen Kreise. Der Staat umfaßt das gesamte Volksleben, indem er alle diese Sonderverhältnisse durch das Recht ordnet und versittlicht und durch seine Macht ihre Unabhängigkeit nach außen wahrt. Obwohl die Verbindungen der Gesellschaft sich oft über den Staat hinaus erstrecken, so werden sie doch in ihrer äußern Erscheinung durch den Staat bestimmt und begrenzt. Jedes soziale Gebilde strebt nach Anerkennung durch den Staat, nach einer Machtstellung in der Volkseinheit. Es ist also gerechtfertigt, von der bürgerlichen Gesellschaft eines Staates zu reden. Umgekehrt erhält jeder Staat seinen Charakter durch die Mannigfaltigkeit des Volkslebens. Das Leben des Staates ist seine Wechselwirkung mit der Gesellschaft oder — wie man[1] es minder umfassend ausgedrückt hat — die Vermittlung zwischen Gesetz und Geschäft. Es gibt allerdings Gebiete, welche von der Herrschaft des Staates nur an der Oberfläche berührt werden, welche — wenn es erlaubt ist, in der ethischen Welt eine Rangordnung aufzustellen — höher stehen, reicher sind als der Staat. Aber in dem Bereiche des nach außen gerichteten Willens ist der Staat das absolut Höchste; alle anderen Genossenschaften müssen sich in ihrer äußern Existenz seinem Rechte beugen, können auf ihrem Zweck entsprechende Weise nur im Staate und durch den Staat bestehen. Dies ist von dem Instinkte der europäischen Sprachen, da sie den Zustand reinerer Menschenbildung mit den Worten polished und Zivilisation bezeichneten, ebenso richtig gefühlt worden wie von der Geschichtschreibung aller Zeiten, welche das politische Wirken in den Vordergrund der menschlichen Taten stellt. Unmöglich können andere Genossenschaften jemals ebenso organisiert werden wie der Staat. Gerade weil er sich mit äußerlicher Ordnung begnügt, ist er allein geeignet zur Beherrschung aller Kreise der Gesellschaft. Je höher geistige Zwecke eine soziale Genossenschaft verfolgt, desto minder taugt sie zur Herrschaft: eine politisch organisierte Kirche wäre der ärgste Despotismus. Diese universelle gerechte Natur des Staates ist von den Hellenen in tiefsinniger Weise erkannt worden; unserer Zeit gereicht es nicht zur Ehre, daß sie die Lehre entstehen sah, der Staat sei nur eine potenzierte Privatgenossenschaft[2].

Die ganze Staatswissenschaft ist sozialpolitisch; sie hat zu zeigen, wie der Gedanke der Volkseinheit sich in der Mannigfaltigkeit der Sonderbestrebungen des Volkes verwirklicht. Wie die politische Geschichte die Stellung, welche die Individuen zum Staate einnehmen, schildern soll, wie sie eingehen muß auf den Charakter und das Wirken der einzelnen im Staate tätigen Personen — was an sich nichts Politisches ist — so hat

[1] Schleiermacher, Die Begriffe der verschiedenen Staatsformen. (Abh. der Berliner Akademie v. J. 1814.)

[2] Haller, Restauration der Staatswissenschaft I, 471, und dagegen unter hundert Stellen der Alten nur die eine: Arist. Pol. 3, 9.

auch die Politik in großen Umrissen die in einem Staate sich bewegenden Partikularbestrebungen, ferner die natürlichen Vorbedingungen (Land, Lage usw.) zu schildern, von welchen Gesellschaft und Staat abhängig sind. Der Staat ist allen Einwirkungen der Natur und der Gesellschaft ausgesetzt; umgekehrt spiegeln sich die politischen Verhältnisse selbst in den freiesten gesellschaftlichen Beziehungen, selbst in der sogenannten Geselligkeit wieder. Das schwer Verständliche dieser Wechselwirkung liegt darin: man kann den Staat mit gleichem Rechte als Zweck und als Mittel der Gesellschaft ansehen.

Der Staatszweck der Ordnung und Förderung des gesamten Volkslebens erhält seinen Inhalt durch die Bestrebungen der bürgerlichen Gesellschaft. Daher kommt man, sobald man nach dem Prinzipe eines Staates forscht, notwendig auf die Frage: welches sind die Lebenszwecke seiner Gesellschaft? Dies hat auch Mohl[1] anerkannt, wie mir scheint, nicht ganz konsequenterweise; denn eine so tiefgreifende Bedeutung für den Staat hat die Gesellschaft nur, wenn man unter ihr das gesamte Privatleben, nicht bloß einige dauernde Genossenschaften, versteht. Es ist zu eng, wenn die Gesellschaft bloß für den Gegenstand der Staatstätigkeit erklärt wird: dadurch erhält der Staatsmann eine Rolle ähnlich der, welche die Gesetzgeber — sehr poetischer, aber sehr unhistorischer Weise — in der hellenischen Tradition spielen. Vielmehr beziehen sich alle Maßregeln der Staatsgewalt auf die Gesellschaft und bedürfen der Gesellschaft zu ihrer Ausführung.

Um diese Wechselwirkung zu beobachten, ist es notwendig, der Geschichte gemäß, Staat und Gesellschaft *beide* in den Fluß der Zeit zu stellen. Es verwirrt, wenn man mit Stein einen festen Staatsbegriff und eine wechselnde Gesellschaft annimmt, oder umgekehrt mit Portalis[2] in echtfranzösischer Weise meint, die Gesellschaft sei überall dieselbe, nur die Gesetze, ihre Garantien, wechseln. Das heißt, die Gesetze zu einem Werke der Kaprize, nicht der inneren Notwendigkeit, machen. Keine gesellschaftliche Erscheinung, auch nicht die Familie oder das Eigentum, ist in höherem Grade natürlich und unwandelbar als der Staat. Gewisse soziale Fragen veralten allerdings nie ganz, gerade so wie auch einzelne politische Erscheinungen, z. B. der Gegensatz von Regierten und Regierenden, durch den Wechsel der Zeit nur wenig verändert werden[3]. Konflikte zwischen Staat und Gesellschaft sind unvermeidlich. Denn jeder einzelne soziale Kreis verfolgt andere Zwecke als der Staat; die Gesellschaft bindet sich nicht an die Staatsgrenzen; endlich ist der Staat sehr abhängig von internationalen Verhältnissen, darum sind künstliche Staaten

[1] I, 76.

[2] L'homme et la société. (Mém. de l'acad. des sciences politiques et morales. 2de série. tom. 7. 1850.)

[3] Anderer Meinung scheint Mohl I, 169.

sehr häufig. Wenn man die der Natur scheinbar am nächsten stehende soziale Erscheinung, die Familie, betrachtet und sich fragt: wie viele Familien sind willkürlich entstanden ohne die notwendigen gemütlichen und wirtschaftlichen Vorbedingungen des häuslichen Lebens? so sieht man allerdings ein: künstliche Staaten sind verhältnismäßig nicht häufiger als künstliche Familien. Dennoch wird durch jenes berühmte Wort Saginys: „Der Staat ist die äußere Form, die sich das innere Leben der Nation auf natürliche Weise selbst geschaffen" — nicht eine Tatsache, sondern ein Ideal bezeichnet. Solange es menschliche Eigenschaften, solange es eine Völkergesellschaft gibt, können Staat und Gesellschaft sich nie völlig decken.

Um die Untrennbarkeit von Staat und Gesellschaft einzusehen, vergegenwärtige man sich einen Staat einer uns fremden Kulturstufe: da läßt sich auch nicht *eine* Staatseinrichtung verstehen ohne Kenntnis des Volkslebens. Ein solcher Versuch ist keine Kuriosität, er ist notwendig, weil wir modernen Europäer dem entgegengesetzten Irrtume sehr geneigt sind. Wir führen ein ausschließlich oder vorwiegend soziales Leben; was Wunder, daß uns der Staat oft als ein Fremdes, als eine von außen aufgedrängte Zwangsanstalt erscheint? Durch die Verschlungenheit des europäischen Verkehrs, insbesondere der Literatur, hat sich eine Fülle politischer Begriffe gebildet, die, nur für *ein* bestimmtes Volksleben passend, dennoch wie Barren Goldes von Land zu Land gehen. Ebendaher ist der sonderbare Glaube entstanden, die Kultur der westeuropäischen Völker sei jetzt in der Hauptsache gleichartig, während doch höhere Bildung die feineren Charaktereigentümlichkeiten notwendig schärfer herausbilden muß. Das politisch am weitesten vorgeschrittene Volk Europas ist wenig fruchtbar in politischen Theorien; es ließ sich gefallen, daß sein Staat auf dem Kontinente nach einer abstrakten Theorie konstruiert wurde. All diese Gründe haben den Glauben sehr populär gemacht, als sei der Staat eine bloße Form, unabhängig von den sozialen Verhältnissen, zu ordnen nach einigen philosophischen oder dynamischen Lehrsätzen. Selbst bei Schriftstellern, welche sich ihrer realpolitischen Denkweise rühmen, kann man die Behauptung lesen[1], die sozialen Zustände Frankreichs und Deutschlands seien fast dieselben, nur die Staaten seien verschieden. — Der Satz von der Untrennbarkeit von Staat und Gesellschaft ist streng festzuhalten: er rettet die Notwendigkeit des Staates.

Wie ein wahrhafter Staat nicht entstehen kann, bevor die sozialen Interessen und Verbindungen zu einer gewissen Festigkeit gelangt sind, bevor sich in einem Volke eine Fülle gegenseitiger Bedürfnisse und Abhängigkeiten, das Bewußtsein des Zusammengehörens gebildet hat: so wird auch der Charakter des Staates wesentlich bestimmt durch die Gesellschaft, insbesondere durch jenes geistige Kapital, das wir den Volkscharakter

[1] Frantz, Vorschule zur Physiologie der Staaten. S. 20.

nennen[1]. Die Gesellschaft bestimmt die innere Verwandtschaft der Staaten. Kein Mensch bezweifelt die Gleichartigkeit der Staaten von Sparta und von Kreta; und doch waren die politischen Gewalten sehr verschieden organisiert, nur Lebensweise und Charakter des Volkes sehr ähnlich. Umgekehrt wagt wohl niemand den heutigen französischen Absolutismus mit einer jener geschichtslosen Despotien im Innern Afrikas in Parallele zu stellen. — Darin liegt: das Importieren fremder politischer Institutionen wird immer unnatürlicher, je vielseitiger steigende Kultur die Gesellschaft gestaltet. — Alle dauernden, nicht bloß dem augenblicklichen Bedürfnisse der Notwehr dienenden Bündnisse der Staaten werden durch die sozialen Verhältnisse hervorgerufen. — Soziale Änderungen verwandeln den Staat am gründlichsten: die Stein-Hardenbergschen Reformen haben den preußischen Staat weit tiefer ergriffen, als der französische Staat verwandelt wurde durch den Sturz der Julimonarchie. Keine rein politische revolutionäre Idee bedroht den Staat so furchtbar wie die sozialen Utopien. Und hier wieder zeigt sich die Untrennbarkeit des Sozialen und des Politischen: kein sozialistischer Plan läßt sich durchführen ohne gänzlichen Umsturz unserer Staatsgewalten. — Ein Staat steht hoch, entspricht seiner universellen Aufgabe in vollem Maße, wenn er die gesamten Lebenszwecke der Gesellschaft seiner Zeit fördernd und ordnend in sich vereinigt. Keine großartigere politische Erscheinung kennt das Mittelalter als den preußischen Ordensstaat: hier war die Kirche ein *Glied*, nicht, wie sonst überall, ein Nachbar oder ein Feind des Staates.

Die Einwirkung der Staatsgewalt auf die Gesellschaft ist nicht schöpferisch. Sie kann sozialen Bedürfnissen entgegenkommen und sie fördern; sie hervorzurufen oder gar soziale Genossenschaften zu schaffen liegt außerhalb ihrer Macht. Dagegen hat sie allerdings die Macht und, in wirrenreichen Zeiten, wo ihre Existenz auf dem Spiele steht, auch das Recht, einzelne soziale Kreise zu vernichten. — Obwohl die Völker an einzelnen sozialen Einrichtungen mit größerer Zähigkeit haften als an den Staatseinrichtungen, so darf man doch sagen: in gesunden Völkern bewegen sich die gesellschaftlichen Kreise schneller als der Staat. Eine soziale Macht muß schon sehr stark geworden sein, wenn der Staat sie anerkennen soll. Wie spät sind die politischen Reformen durchgeführt worden, welche die erstarkende Kraft des beweglichen Vermögens fordern mußte; und im Völkerrechte sehen wir täglich, wie langsam die Staatsgewalt den sozialen Verbindungen nachfolgt. Ebenso behalten politisch bevorrechtete soziale Klassen ihre Rechte meist noch lange Zeit, wenn sie die innere Berechtigung dazu schon verscherzt haben. Deshalb, und weil das universelle Sorgen des Staates die partikularistischen Wünsche der einzelnen sozialen Kreise nie ganz befriedigen kann, gilt der Staat so oft für eine lästige Fessel.

[1] Dies hat Aristoteles Pol. 4, 7 wohl etwas zu naturalistisch aufgefaßt. Vgl. 3, 17.

Der Staat ist die einheitlich organisierte Gesellschaft. Aus der Mannigfaltigkeit der sozialen Bestandteile ergibt sich von selbst die unlogische Natur des Staates. Nicht junge Völker, sondern höchstens solche Kolonien, in denen der Ableger eines hochgebildeten Volkes seine sozialen Bedürfnisse bewußt erkennt und unter ganz einfachen Naturverhältnissen ordnet, können einen logischen Staat bilden, und auch diese nur auf kurze Zeit. — Die Staatsform kann der Gesellschaft nie gänzlich entsprechen; sonst würde jede geschichtliche Bewegung aufhören. Doch annähernd ist dies Zusammenfallen vorhanden in einem glücklichen Volke mit mannigfaltigen sozialen Bestrebungen, wo dem Egoismus der Gesellschaftsklassen eine rechtliche Schranke gesetzt und die Staatsform dennoch elastisch genug ist, um jeder neu entstehenden sozialen Kraft gerecht zu werden.

In der Geschichte aller Völker läßt sich der Wechsel zweier entgegengesetzten Zeitströmungen beobachten. In Zeiten der Not oder des nationalen Aufschwungs tritt der Hader der sozialen Klassen zurück hinter den politischen Einheitsgedanken. Und es ist kein kleines Zeugnis für den politischen Wert der monarchischen Staatsform, daß solche Verhältnisse ihr am meisten günstig sind. Wieder in anderen Zeiten hat der nationale Gedanke keine Macht mehr über die erschlafften Gemüter. Die Ansprüche der sozialen Klassen machen sich geltend mit ihrem eigentümlichen Egoismus; der Staat scheint nur noch dazu bestimmt, den herrschenden Klassen die Ausbeutung ihres Wohlstandes zu erleichtern; die Institutionen des Staates werden verachtet, der Sinn für die politische Ehre schwindet, dem gemeinen Rechte des Staates wird ein angeblich materielles Recht, d. h. das Interesse einzelner sozialer Gruppen, gegenübergestellt — kurz, es zeigen sich jene traurigen Erscheinungen, deren Schilderung heute ein sehr überflüssiges Geschäft ist. Eine solche Beherrschung des Staates durch einzelne soziale Interessen ist in der verschiedensten Weise möglich. Eine lange getretene Volksklasse gelangt in einer Revolution zum Bewußtsein ihrer Macht und meint nun des Staates einziger Bestandteil zu sein. Noch häufiger wird die gerechte Natur des Staates verkehrt in Reaktionsperioden, wenn eine soziale Klasse ihren verlorenen Einfluß wiederzugewinnen strebt. Nicht bloß das Interesse einzelner sozialer Gruppen — auch Ideen, welche einen Teil der Gesellschaft beherrschen, können den Staat seinem allseitigen Berufe entfremden. Ist es doch der Geschichte edelste Aufgabe, Dasein und Wirksamkeit geistiger Mächte handgreiflich zu zeigen.

Der Entwicklungsgang der Staaten besteht in einer allmählichen schärferen Sonderung des Reinpolitischen und der sozialen Interessen. Nicht nur werden die Bestrebungen des Staates vielseitiger, je mannigfaltiger sich die Gesellschaft entwickelt; die Staatsgewalt wird auch unabhängiger: denn gerade durch ihre Einseitigkeit steht sie anfangs unter der Herrschaft einzelner sozialer Ordnungen. Wie der Staat von der Familie, das Recht von der Religion sich allmählich loslöst, ward schon gezeigt. Man kann sagen,

in solchen primitiven Zuständen ist eine Staatsgewalt erst im Keime vorhanden. So besonders, wo ein wirtschaftliches Prinzip das ganze Volksleben beherrscht. Im Feudalismus, wo die Ordnung des Grundbesitzes den Mittelpunkt des Volkslebens bildet, ist eine Trennung von Staats- und Privatrecht nicht möglich: die Staatsgewalt kann sich nur halten durch großen Grundbesitz, auch die Gemeinden ruhen auf wirtschaftlicher Grundlage. Charakteristisch für diese Zeit ist die Verwandlung öffentlicher Pflichten in Privatrechte; droit und droiture sind gleichbedeutend. Der Übergang zu wahrhaft politischen Zuständen[1] aus dem Feudalismus gelingt meist nur durch einen strengen Absolutismus, ja selbst durch Aufnahme eines fremden Rechtes. — Die Blüte des Staates ist erreicht, wo der Friede zwischen allen sozialen Gruppen gewahrt ist, wo der Staat alle Bestrebungen der Gesellschaft fördert und die Staatseinrichtungen jenen durch den Reichtum des sozialen Lebens notwendig gebotenen Charakter der Mannigfaltigkeit tragen, den die Naturalisten mit dem Namen des Eklektizismus zu brandmarken meinen. Hier sind Staats- und Privatrecht streng gesondert, hier zeigt sich die — nicht demokratische, sondern echt politische — Erscheinung, daß den sozialen Klassen nicht kraft eigenen Rechts, sondern allein kraft Übertragung durch die Staatsgewalt politische Macht zustehen darf. Hier, wo der Staat so viel für die Gesellschaft leistet, verlangt er auch viel von seinen Bürgern: die Idee der politischen Pflicht tritt in den Vordergrund des öffentlichen Lebens. Hier erscheint der politische Einheitsgedanke in voller Majestät; und gerade weil hier der Kampf der sozialen Klassen gebrochen ist, wird ein Benutzen einzelner sozialer Gruppen für politische Zwecke möglich.

Diese allmähliche Ausbildung eines wahrhaft politischen Staatswesens ist zwiefach verwickelt. Einmal nämlich wird die Tätigkeit der Staatsgewalt je vielseitiger desto weniger direkt. Während der Staat sonst ganze Zweige des wirtschaftlichen Lebens sich allein vorbehielt, wirkt er jetzt fördernd auf die gesamten wirtschaftlichen Bestrebungen des Volkes. Während er vormals die Interessen einer Kirche zu seinen eigenen machte, strebt er jetzt nach einer äußerlichen Ordnung und Unterstützung des gesamten Kirchentums. Der unfertige Staat zeigt sich in der Bevormundung und Ausbeutung einzelner Zweige der Volkstätigkeit, während er allen übrigen das System eines stumpfgleichgültigen laisser faire entgegensetzt. Die Tätigkeit des hochgebildeten Staates umfaßt das gesamte Volksleben; aber sie äußert sich nur in bescheidener Vorsorge, in dem Wegräumen einzelner Hindernisse. Die Behauptung einer fortschreitenden Emanzipation der einzelnen sozialen Kreise vom Staate ist also ebenso richtig wie die entgegengesetzte einer fortschreitenden Erweiterung der Staatstätigkeit. — Noch schwieriger wird die Betrachtung dieser Entwicklung, wenn man

[1] Vgl. Albrecht in d. Göttinger gel. Anzeigen v. J. 1837. S. 1489 ff. Roscher in Bülaus Jahrb. f. Geschichte u. Politik v. J. 1843.

zweitens bedenkt, daß das Volksleben nicht gleichmäßig vorschreitet, daß ganze Stände, Provinzen, Naturobjekte notwendig zurückbleiben; daß das Hauptgeschäft der Landgemeinden, auch wenn sie längst politische Körper geworden, immer noch ein landwirtschaftliches bleibt; daß der Staat, wenn er längst von der Domänenwirtschaft zum Steuerwesen übergegangen, die Forsten immer noch selbst bewirtschaftet usf.

Diese Ausbildung eines wahrhaften öffentlichen Rechts zeigt sich am deutlichsten in der Stellung der Staatsgewalt zu den Genossenschaften für Partikularzwecke, welche in dem Privatleben des Volkes bedeutend hervortreten. Den rechten politischen Grundsatz für dies Verhältnis hat schon Solon gefunden[1]. Die Genossenschaften müssen sich unbedingt der Staatsgewalt unterwerfen, aber es soll ihnen nicht bloß[2] eine Dispositionsbefugnis, sondern ein wahrhaftes Gesetzgebungsrecht zustehen innerhalb der Schranken des gemeinen Rechtes. Jede Abänderung des gemeinen Rechtes durch Privatgenossenschaften, jede Ausdehnung ihrer Macht auf Ungenossen ist unverträglich mit der Sonderung des öffentlichen Rechts vom Privatrechte. Das Bestehen zahlreicher und kräftiger Genossenschaften ist weder aristokratisch noch demokratisch — denn sie vereinigen in sich das aristokratische Prinzip der Abschließung und das demokratische der Freiheit —: sondern lediglich ein Zeichen eines reich und natürlich entwickelten Volkslebens, unverträglich von allen Staatsformen allein mit dem ganz rohen Despotismus[3], der an formlosen Gesellschaftszuständen seine natürliche Unterlage hat.

Das Erstarken der Staatsgewalt dem Partikularismus dieser Genossenschaften gegenüber bildet einen Hauptbestandteil der politischen Geschichte. — In den Massenaristokratien der antiken Staaten entbehrte der Nichtbürger jeder Selbständigkeit. Die Bürger führten ein fast ausschließlich politisches Leben; nicht Wohnsitz und Gerichtsstand, sondern die Teilnahme an der Staatsregierung machte den Mann zum Bürger und damit erst zum vollen Menschen[4]. Der Staat war der Mittelpunkt des Volkslebens; ihm waren die höchsten menschlichen Ziele gesetzt; auch die Religion war national. Dazu kam die örtliche Beschränktheit des hellenischen Staates und die darin liegenden Vorbedingungen einer straffen Zentralisation. Kein Wunder daher, daß uns in der helleren Zeit der hellenischen Geschichte keine dem Staate selbständig gegenüberstehenden sozialen Genossenschaften begegnen: das reiche attische Assoziationswesen

[1] ὅτι ἂν τούτων διαθῶνται πρὸς ἀλλήλοις κύριον εἶναι μὴ ἀπαγορεύσῃ δημόσια πράγματα.

[2] Dafür erklärt Gerber die Autonomie. Archiv für zivilistische Praxis, Bd. 37, S. 62 f.)

[3] Ganz richtig schließt Duncker, Gesch. des Altertums II, 105, daß die organischen Verbände von Handwerkern usw., auf welche sich Manu beruft, vor der Zeit des indischen Despotismus entstanden sein müßten.

[4] Ar. Pol. 3, 1; 4, 4; vgl. 3, 4; 3, 18.

war dem Rechte des Staates durchaus unterworfen, es diente sogar den Staatszwecken. Nur in Zeiten der Auflösung des Staates konnten damals selbständige Genossenschaften entstehen. Die verrufenen oligarchischen Hetärien fallen in eine Periode der tollsten Anarchie, wo frevelhafter Junkermut jene wilden Anapästen schwur: *καὶ τῷ δήμῳ κακονοῦς ἔσομαι καὶ βουλεύσω ὅτί ἂν ἔχω κακόν.* Sicher ist diese Allmacht des hellenischen Staates erst unter schweren Kämpfen gereift; sicher hat auch Hellas eine Periode des Geschlechterstaates gehabt. Ist es doch von mehreren der großen Gesetzgeber, welche an den Marken der geschichtlichen Zeit stehen, überliefert, daß sie mächtige Familiengenossenschaften vernichtet. Und die Mazedonier hatten noch in Philipps Tagen in ihrem roheren, aber über die lokale Beschränktheit hinausblickenden Staatswesen eine bunte Fülle von Genossenschaften. Dennoch darf man sagen: die Blütezeit des Altertums duldete keine selbständigen Privatgenossenschaften *neben* der Staatsgewalt. — Wie anders im Mittelalter! Wie damals die Teile des Staates das Ganze überwucherten, wie die Privatgenossenschaften über das ganze feudale Europa in Verbindung standen und so zugleich die Staatsordnung untergruben und über den Staat hinausstrebten, ist bekannt. Es ist bezeichnend, daß England, das am frühesten zu wirklich politischer Entwicklung gelangte, zuerst die Selbständigkeit jener Gilden und Genossenschaften brach. Die Staatsgewalt wurde zuerst neben, dann über jenen Privatverbänden mächtig: der Fürst verband sich mit einzelnen Gilden zur Aufrechterhaltung der Ordnung[1]; einzelne Bürger traten aus den Staaten im Staate aus und stellten sich unter den Schutz des Königs[2]; der Friede des Fürsten trat neben den Frieden der kleinen Herren[3]. In ähnlicher Weise erlangen alle unfertigen und schwachen Staatsformen ihre wichtigsten Zwecke jederzeit durch Verhandlungen der Zentralgewalt mit ihren übermächtigen Gliedern oder durch freiwillige Verbindungen dieser Glieder unter sich. Der Deutsche Bund, dessen politische Bedeutung nur zum kleinsten Teile in dem Wirken seiner Zentralgewalt liegt, gibt uns noch heute ein Beispiel. Auf solchen Umwegen bricht sich allmählich die politische Idee Bahn: der Begriff des Hochverrates entsteht; jene Privatgenossenschaften verlieren ihre Selbständigkeit und fügen sich in die Rechtsordnung des Staates; die Staatsgewalt erhält, was ihr ausschließlich zusteht, das Gericht und das Fehderecht; sie wird die einzige Quelle öffentlicher Macht und öffentlichen Rechtes.

Man sieht, die Geschichte der Staaten erfüllt sich zum guten Teile in ihrem Kampfe mit den sozialen Genossenschaften. Es gibt Perioden, wo eine Grenze zwischen öffentlichem und privatem Rechte kaum besteht.

[1] Beispiele aus Dänemark bei Wilda, Gildenwesen im MA. S. 98.

[2] Désavouer son seigneur et s'avouer bourgeois du roi.

[3] So der märkische Landfrieden von 1414. Droysen, Gesch. der preußischen Politik I, 318 f.

Zu jeder Zeit ist diese Grenze eine andere, zu jeder Zeit gibt es Mittelglieder, über deren Einreihung in das Privatrecht oder in das öffentliche Recht man zweifeln kann, die aber darum doch kein selbständiges Rechtsgebiet bilden. Die übliche Abgrenzung, wonach im öffentlichen Rechte das Ganze als Zweck, der Einzelne als untergeordnet erscheint[1], reicht wohl nicht aus. Dasselbe ist im Grunde mehr oder minder bei allen juristischen Personen der Fall; es kommt auf die Natur jenes „Ganzen" an. Auch die gemeinsame Beherrschung, die Einigung zu einem Gesamtzustande, worin manche[2] das Charakteristische der öffentlichen Rechtsverhältnisse finden wollen, ist ein schwankender Begriff, dessen Vorhandensein in den Familien und in anderen Privatgenossenschaften von hohen geistigen Zwecken sich nicht leugnen läßt — wie denn überhaupt die moralischen Verhältnisse in den meisten Genossenschaften von größerer Wichtigkeit sind als die rechtlichen. Durchschlagend ist wohl Puchtas Unterscheidung[3], im öffentlichen Rechte erscheine der Mensch als Glied der Volksverbindung als Ganzen und in seiner Beziehung auf andere Glieder dieses Ganzen als solche. Von diesem Standpunkte erscheinen alle Genossenschaften für Partikularzwecke als nicht völlig selbständig, als Teile des Privatrechts. Nur ist diese Unterscheidung historisch aufzufassen; die einzelnen Rechtsinstitute können nicht ein für allemal dem öffentlichen oder dem Privatrechte zugewiesen werden; es gibt vielmehr nur wenige Begriffe unseres heutigen Privatrechtes (man denke an Eigentum, Ehe, Ehre usw.), die nicht früher einmal dem öffentlichen Rechte angehörten, und umgekehrt.

14. Ergebnisse für die Wissenschaft.

So viel ist klar, die Staatswissenschaft ist unfähig, eine Anzahl ihrer bedeutendsten Probleme zu lösen, wenn sie den Staat nicht als die einheitlich geordnete Gesellschaft, als das zu einer Gesamtmacht zusammengefaßte Volksleben ansieht. Daraus erhellt die Notwendigkeit, nicht ihr ganzes System zu ändern, sondern nur einige wichtige politische Fragen zu vertiefen, die letzten Reste jenes Formalismus, welcher unserer Wissenschaft von der Zeit des allmächtigen Naturrechts her noch immer anhaftet, gänzlich zu verbannen. Insbesondere muß die Politik eine wirkliche Wissenschaft werden, nicht bloß eine Klugheitslehre, eine Sammlung subjektiver Ansichten eines bestimmten Verfassers über staatliche Fragen. Versteht man unter „zweckmäßig" das aus den Voraussetzungen eines bestimmten Volkslebens, aus der Natur und dem Zwecke eines

[1] So definiert Savigny, System I, 23; vgl. Gerber, Über öffentliche Rechte, letzter Abschnitt.

[2] Stahl a. a. O. 2. Aufl. II, 240.

[3] Institutionen I, § 21.

Staates mit Notwendigkeit sich Ergebende, so mag man die Politik immerhin eine Zweckmäßigkeitslehre nennen. Die Tätigkeit der Staatsgewalt erscheint dann abhängig von den gesamten Lebenszwecken des Volkes, wenn auch nicht bloß ein Produkt derselben. Die Politik soll nicht bloß wie das Staatsrecht die rechtlichen Normen des Staates darstellen, sondern das Leben des Staates, wie es sich in- und außerhalb dieser rechtlichen Schranken tatsächlich bewegt und dieselben verändert. Sie wird das Notwendige, die historischen Gesetze in der politischen Geschichte der Völker nachweisen, deren staatliche Entwicklung uns vollendet vorliegt. Bei der Betrachtung der gegenwärtigen Staaten, wo Leidenschaft und mangelhafte Kenntnis notwendig auch den klarsten Blick trüben, wird sie zwar den reinwissenschaftlichen Standpunkt nicht streng festhalten können. Aber, indem sie die politischen Institutionen der früheren Perioden eines Volkes darlegt und zeigt, wie dieselben aus dem Volksleben notwendig hervorgingen, indem sie weiter darstellt, wie dies Volksleben sich tatsächlich verändert hat, kann sie wenigstens für einige politische Fragen der Gegenwart zu sicheren, auf historischem Grunde ruhenden Ergebnissen gelangen. Darum hat die Politik eine Menge von Erscheinungen des Volkslebens selbständig zu *untersuchen*, welche das Staatsrecht als Tatsachen *voraussetzt*, als jenen „Tatbestand, an welchen durch das Recht Rechte sich anschließen“ [1]. Gibt die allgemeine Staatslehre die Sätze, welche aus dem Begriffe des Staates fließen, so erscheint die Politik als ihre Fortsetzung, als die Hauptdisziplin der Staatswissenschaft, indem sie nachweist, wie jene allgemeinen Begriffe durch das konkrete Volksleben Inhalt und Leben erhalten. Sie zeigt die Bewegung des Staates und begreift daher Verfassung und Verwaltung als Einheit; die Verwaltungslehre erklärt, wie die allgemeinen Staatszwecke in den Partikularbestrebungen des Volkes teils durch die Organe der Staatsgewalt, teils durch die freie Tätigkeit des Volkes selbst sich verwirklichen.

Wenn die Politik den Staat nur im engsten Zusammenhange mit dem Volksleben betrachtet, wird sie einer edleren Auffassung des Staates im antiken Geiste den Weg bahnen. Wie unsere Kunst nach jeder Verirrung durch das Studium der Antike neue Lebenskraft gewonnen, so wird es auch der Politik gut tun, wenn sie in hellenischer Weise den Staat als den Mittelpunkt des Volkstums begreift. Daß unser Staat wie der hellenische das ganze Volksleben absorbiere, diese Gefahr ist bei unserer vorwiegend sozialen Lebensweise nicht vorhanden. Desto notwendiger ist es, den Wahn zu zerstören, der nicht gerade in der Wissenschaft, aber leider gewiß noch immer in der Meinung des Volkes der herrschende ist, als sei der Staat eine dem freien Volksleben aufgedrungene Zwangsanstalt, die Domäne eines privilegierten Beamtentums. Als eine praktisch ethische

[1] Worte von Thöl, Einleitung in das deutsche Privatrecht, S. 91.

Wissenschaft kann sich die Politik bewähren, wenn sie dartut, wie das Leben des Staates in dem Zusammenwirken von Regierenden und Regierten besteht, wie die engeren Kreise menschlichen Zusammenlebens, Gemeinden und Landschaften, Bestandteil und Grundlage sind für das Staatsganze, wie auch in diesen kleinen Kreisen ein Feld ist für politische Tätigkeit.

Eine Politik auf so breiter Grundlage darf sich an Probleme wagen, an denen eine von der Gesellschaftslehre getrennte Staatslehre schweigend vorübergehen muß. So besonders an das vielleicht tiefsinnigste Problem der Staatswissenschaft, an jene Frage über die Veränderung des Staates, welcher Aristoteles sein achtes (fünftes) Buch gewidmet. „Der Staat besteht aus Teilen, von denen oft der eine oder der andere an Macht zunimmt, ohne daß es bemerkt wird. Die Gesetze können den Staat nur im allgemeinen ordnen, die Tatsachen richten sich nach individuellen Verhältnissen[1]." Diese allmähliche Verwandlung der Bedeutung der politischen Institutionen, ihr Erschlaffen und Erkranken, bis sich plötzlich ein überraschendes Mißverhältnis von Staat und Volksleben zeigt, alles dies läßt sich von der Staatswissenschaft nicht begreifen, wenn sie nicht die gesamte, rechtliche und tatsächliche, Machtstellung der sozialen Gruppen zu ihrem Gegenstande macht. Wenn ein Adel allmählich die innere Berechtigung zu seiner bevorzugten Stellung im Staate verliert, so ist dies nicht eine soziale Tatsache, an welche sich Folgen für das Staatsrecht anknüpfen; sondern die Machtveränderung eines Standes ist selbst eine politische Tatsache, sie macht den Staat krank, sie verändert seinen Charakter, auch wenn sie das Staatsrecht nicht verändern sollte.

Auch hinsichtlich der Volksvertretung gelangt die Politik, wenn sie den Staat als die organisierte Gesellschaft begreift, zu eigentümlichen Resultaten. Mohl verlangt[2] eine gesellschaftliche Gliederung der Volksvertretung, eine Vertretung der einzelnen sozialen Körper. Das ist — so sehr sich Mohl dagegen verwahrt, und so viel geistreicher als die gewöhnlichen Bearbeiter er diese Lehre durchführt — doch nichts anderes als eine Interessenvertretung. Denn jene sozialen Kreise, die vertreten werden sollen, entstehen ja eingestandenermaßen je aus einem gemeinsamen Interesse. Nun ist der Staat freilich die einheitlich geordnete Gesellschaft. Aber gerade durch diese universelle Natur unterscheidet er sich aufs schärfste von den einzelnen sozialen Bestrebungen. Wenn der Staat die Kirche ihre inneren Angelegenheiten unbehelligt verwalten läßt, wenn er sie durch seine Rechtsordnung schützt, ja wohl gar durch fördernde Verwaltungsmaßregeln unterstützt, so sind die Ansprüche der Kirche an den Staat völlig befriedigt; auf Teilnahme an der Lenkung des Staates hat die Kirche als solche nicht das mindeste Recht. Wenn Mohl die Vertretung der Örtlich-

[1] Arist. Pol. 2, 8. Vgl. 8, 3.
[2] I, 286 f.

keiten für eine Durchseihung von Kirchturmsinteressen und darum für verkehrt erklärt, so ist wohl klar: eine Vertretung aller sozialen Gegensätze muß zu noch weit verkehrteren Resultaten führen. Was Kreise und Gemeinden vom Staate unterscheidet, ist nur eine Reihe lokaler Interessen, die von den meisten politischen Fragen nicht berührt werden. Aber wie in aller Welt soll durch ein Kompromiß religiöser, ständischer, wirtschaftlicher Gegensätze, die weder untereinander noch mit dem Staate etwas gemein haben, eine politische Regierung sich bilden? Dem Wahlrechte der Staatsbürger als solcher liegt ein sehr richtiger Gedanke zugrunde: bei der Teilnahme des Volks an der einheitlichen Leitung des Volkslebens handelt es sich nicht um die sozialen Gegensätze, welche das Volk *trennen*, sondern um das, was die Bürger *vereinigt*, um die politischen Pflichten und Rechte der Staatsbürger. Freilich ist es traurig, wenn durch willkürliche Zensusbestimmungen, durch Bildung von Wahlkreisen nach der Seelenzahl Leute zusammen an die Wahlurne geführt werden, welche im täglichen Leben sich gar nicht berühren. Naturgemäß aber ist es, wenn Bürger, die durch gemeinsame politische Pflichterfüllung in Kreis und Gemeinde, durch gemeinsame Teilnahme an der Selbstverwaltung des Volkes verbunden sind, auch an dem Verfassungsleben sich gemeinsam beteiligen. Solche Gemeinden und Landschaften sind eine gesunde Grundlage für die Volksvertretung, weil in ihnen durch die Erstrebung der Staatszwecke in engeren Kreisen die sozialen Gegensätze *ausgeglichen* sind. So schließt sich die Volksvertretung einfach an die politische Verwaltungsordnung. Eine größere Teilnahme am Wahlrechte, ein Sitz im Oberhause u. dgl. kommt nicht den großen Grundbesitzern, den Prälaten als solchen usf. zu, sondern allein denjenigen Volksklassen, welche in der *politischen* Selbstverwaltung des Volkes die erste Rolle spielen. Der Staat ist etwas von den einzelnen sozialen Bestrebungen durchaus Verschiedenes; darum ist es ein innerer Widerspruch, da, wo Staats- und Privatrecht sich bereits gesondert haben, politische Rechte an den sozialen Beruf zu knüpfen.

Faßt man den Staat zugleich als die geordnete Gesellschaft und im Gegensatze zu den einzelnen sozialen Disharmonien, so erscheint die Gerechtigkeit und Herrlichkeit der politischen Einheitsidee in voller Klarheit. Mit besonderem Interesse verfolgen wir nun alle die Erscheinungen, welche in dem sozialen Klassenkampfe ein Erstarken der politischen Einheit andeuten. Daraus erhellt die Bedeutung der Finanzgeschichte; denn mit der größeren Verbreitung der Geldwirtschaft wird die Steuerpflicht die politische Pflicht *κατ' ἐξοχήν*. So wird auch erklärlich, warum gerade die geistvollsten neueren Völker, ohne Anstoß zu nehmen an dem goldenen Jammer der Höfe, sich wohl befanden unter monarchischer Ordnung; denn mehr als die meisten anderen Staatsformen ist das Königtum befähigt, die Einheit des Staats inmitten des Haders der sozialen Gegensätze aufrechtzuerhalten.

Für die Auffassung des Staats als der einheitlich geordneten bürgerlichen Gesellschaft ergibt sich eine Reihe der verschiedensten Kriterien für die Einteilung der Staatsgattungen. Die Frage nach der Herrschaft des Einen, der Mehreren oder der Vielen genügt ihr so wenig wie die Frage nach der Organisation der Staatsgewalten, obgleich auch diese tiefer gefaßt und die allmähliche Trennung der Staatsfunktionen in Parallele gesetzt werden kann zu der durch den Kulturfortschritt notwendig gebotenen Arbeitsteilung in allen Zweigen menschlichen Wirkens. Ebensowenig erschöpfend ist die Betrachtung der Ausdehnung der Staatszwecke und der Intensität, womit der Staat dieselben verfolgt, je nachdem er die sozialen Bestrebungen nur schützt und fördert, oder bevormundet, oder gar einzelne Zweige derselben sich zur eigenen Ausbeutung vorbehält. Es ist vielmehr die ganze Fülle der Tatsachen in Betracht zu ziehen. Darum sind die Urstaaten, in denen sich Religion und Recht, Staat und Familie noch vermischen, als eine Welt für sich von den klareren Staatsbildungen zu scheiden. Bei allen Staaten muß die erste Frage sein nach dem Volke, nach seinen ethnischen Bestandteilen, nach dem Charakter, welchen Volk und Staat angenommen haben durch die Geschichte — durch die friedliche oder kriegerische Entstehung des Staats, durch den Kampf der Rassen oder durch die parallele Entwicklung der Nationalität und des Staatswesens. Es ist gerechtfertigt, einen „modernen Rechtsstaat" dem mittelalterlichen und dem antiken Staate entgegenzustellen. Aber gleich notwendig sind die tieferen Fragen: nach der Zusammensetzung der regierenden Klassen und den sozialen Interessen, welche sie bewegen; nach der Gliederung des Staats; nach den sozialen Gegensätzen, welche er umschließt; nach dem Geiste, in welchem ein Staat verwaltet wird — um des Staates oder um der Herrschenden willen. Keine der Einteilungen, welche sich auf diese verschiedenen Gesichtspunkte stützen, ist erschöpfend, aber alle sind sie berechtigt. — Hier zeigt es sich, wie wenig es ausreicht, den Staat als ein System von *Einrichtungen* zu begreifen. Ein Volk fühlt sich oft heimisch in verrotteten und verkehrten Staatseinrichtungen, wenn sie gut verwaltet werden, ganz wie ein formloses Recht den Schwachen oft nachhaltiger schützt als ein logisch musterhaftes Rechtssystem.

Mit einem Worte: hat Aristoteles recht mit dem Satze[1]: „Nur weil die Teile der Staaten verschieden sind, gibt es verschiedene Staaten" — so muß die Staatswissenschaft nicht bloß diese Wirkung, sondern auch jene Ursache darlegen. Sie muß den Staat auf die ganze Breite des historischen Bodens stellen, auf dem er sich in der Wirklichkeit bewegt. So wird sie das Zusammenwirken von Gesellschaft und Staatsgewalt als das eigentliche Leben des Staates erkennen und besonderen Wert legen auf jenen Gegensatz, der vielleicht mehr als irgend etwas anderes die Staaten unterscheidet, auf den Gegensatz von Zentralisation und Dezentralisation.

[1] Pol. 6, 3.

In allen kräftigen Regierungen, selbst in der Aristokratie — wie des heutigen Englands Beispiel zeigt — liegt ein Trieb nach Zentralisation, umgekehrt in allen unfertigen Staaten ein Trieb nach Zerreißung des Ganzen. Auch die Hellenen haben in vorhistorischer Zeit sicher eine Periode gehabt, wo ihre Zustände der homerischen Schilderung der Zyklopen sehr ähnlich waren[1]. Schon der Stagirit meinte, es unterscheide die Staaten am meisten, ob alles oder nichts oder wie vieles den Bürgern gemeinsam sei. Dazu tritt die verwandte, doch keineswegs gleichbedeutende Frage, ob die Zentralgewalt selbst durch ihre Organe oder ob die freie Mitwirkung der Volksglieder jene gemeinsamen Angelegenheiten besorgt. Hier zeigen sich die schroffsten Abstände: von der völligen Autonomie der sozialen Kreise bis zu jener Ertötung des gesamten Volkslebens durch eine übermächtige Staatsgewalt, welche der gekrönte Vertreter des Bonapartismus kürzlich mit so merkwürdiger Selbsterkenntnis schilderte — bis zu jenem caractère d'abondance inspirée, welchen ein geistreicher Franzose[2] naiverweise in allen Zeiten des politischen Aufschwungs seines Vaterlandes wiederfindet.

Damit hängen zusammen die verschiedenen Auffassungen der politischen Freiheit. Aristoteles' mustergültige Erklärung derselben — *ein* Bestandteil derselben sei, nach Belieben zu leben, der *zweite*[3]: zugleich zu herrschen und beherrscht zu werden — ist nur selten völlig anerkannt worden. Die Hellenen kannten in ihrer Blütezeit fast nur diesen zweiten, die Germanen im Mittelalter fast nur jenen ersten Bestandteil der Freiheit. Die Romanen und mehr noch die Kreolen kennen selbst heute keinen von beiden, ihnen ist Freiheit so viel als selbst herrschen und von niemand beherrscht werden. Diese Auffassungen stehen natürlich im engsten Zusammenhange mit der Stellung der sozialen Gruppen im Staate.

Ist der Staat das einheitlich geordnete Volksleben, so erklärt sich auch von selbst, warum bisher alle Welt die Statistik zu den politischen Wissenschaften gerechnet hat. Hier zeigt sich die Trennung der Gesellschaft vom Staate als ganz unausführbar: denn es würde keineswegs hinreichen, eine soziale und eine politische Statistik zu unterscheiden. Die allgemeine Lehre von Land und Leuten behandelt ja keine sozialen, je aus einem gewissen Interesse hervorgehenden Genossenschaften; sie ist also nach Mohls Auffassung weder sozial noch politisch — denn sie behandelt ebensowenig Einrichtungen des Staats. Soll etwa noch eine Privatstatistik hinzukommen? Wer wagt es aber, Bestand und Bewegung der Bevölkerung Privatsachen zu nennen? In der Populationistik erscheinen die Menschen allerdings als Naturwesen, aber doch zugleich als Mitglieder eines konkreten Volks. Man bewegt sich im Kreise, wenn man sich nicht bei der einfachen Erklärung beruhigt: die Statistik gibt die Resultate der historischen Entwicklung eines

[1] Anderer Meinung Ahrens, Naturrecht S. 120 f.
[2] Thierry a. a. O.
[3] Pol. 7, 2.

bestimmten Volkslebens, soweit sie zu einem gewissen Zeitpunkte nachweisbar und tatsächlich vorliegen. Gerade weil die Statistik nur das äußerliche Zusammenleben der Menschen schildert, weil sie die geistigen Mächte nur ganz an der Oberfläche berühren kann, ist sie in noch weit höherem Maße eine Staatswissenschaft als die politische Geschichte.

Die Hellenen lebten des Glaubens, der beste Staat sei ein edles Volk, das von den besten seiner Bürger geleitet werde. Diese Anschauung ist zum Teile abhängig von der mangelhaften Ausbildung des Rechts der Hellenen, noch mehr aber von ihren hohen und lebendigen Gedanken über den Staat. Wir Modernen denken im Gegenteile seit des alten Sir John Fortescue Zeiten, wenn wir von einem guten Staate reden, immer an bestimmte politische *Formen*, welche die Regierten vor der Willkür der Herrscher schützen sollen. Diese Denkweise ist uns so zur andern Natur geworden, daß in den meisten unserer politischen Theorien allein von staatsrechtlichen Institutionen, aber gar nicht vom Volke die Rede ist. In der Tat bewegt sich der Freiheitskampf der modernen Völker um die Befestigung einer als notwendig erkannten Organisation der Staatsgewalten. Halten wir im politischen Parteikampfe mutig an diesem Glauben fest; lassen wir uns jetzt, wo die parlamentarische Staatsform kaum begründet und keineswegs gesichert ist, ruhig vorwerfen, daß wir Götzendienst mit der Form treiben; lächeln wir über die gleisnerischen Stimmen, welche Popes matte Weisheit aus dem Grabe heraufbeschwören und die Freiheitsbedürfnisse der Völker mit dem Hinweise auf den guten Willen der Regierenden stillen möchten. Die Staatswissenschaft hat sich von solchen Einseitigkeiten, welche das Parteileben notwendig herbeiführt, freizuhalten. Sie soll jene beiden Freiheitsideale nicht als Gegensätze, sondern als untrennbare Teile *einer* Wahrheit begreifen; sie soll zeigen, daß die Herrschaft der Besten, daß ein gesundes Volksleben ohne gesunde politische Formen nicht möglich ist. Darum muß sie Staat und Gesellschaft als untrennbar betrachten.

Geben wir die Frage zurück. Wohlan, was *bleibt* der Staatswissenschaft, wenn man die Lehre von der Gesellschaft aus ihr herausreißt? wenn sie nur den rechtlich normierten politischen Einfluß der Volksstände betrachtet? und wenn sie von den Gemeinden nur ihre Beziehungen zum Organismus der Staatsbehörden erörtert? wenn sie nicht die ganze Volkswirtschaft, sondern bloß die polizeiliche Tätigkeit der Staatsbehörden für dieselbe darstellt? Dann kann sie wohl die Formen, in denen sich die Tätigkeit des Staates bewegt, schildern, aber nicht diese Tätigkeit selbst erklären und in ihrer Notwendigkeit begreifen; denn die Erklärung liegt in dem Leben der Gesellschaft. Dann ist sie unfähig, den Fundamentalsatz zu begreifen, daß der Staat etwas ebenso Leibhaftiges ist wie irgendeiner seiner Bürger. — Ich denke natürlich nicht daran, einem Manne wie Mohl vorzuwerfen, er huldige einer so äußerlichen Auffassung der politi-

schen Dinge. Ich meine nur: als Mohl seine Sozialtheorie ersann, bedachte er nicht, daß man das System einer Wissenschaft nicht zerreißen kann, ohne ihren Inhalt von Grund aus umzugestalten. Ich weiß wohl, es wird der Wissenschaft mit der geringsten tatsächlichen Bereicherung ein größerer Dienst erwiesen als mit einer kritischen Grenzberichtigung. Trotzdem hat mich die Einsicht, daß die Gesellschaftswissenschaft eine gänzliche Umwälzung der Lehre vom Staate herbeiführen müßte, zu dem Versuche ermutigt, die neuesten Sozialtheorien zu kritisieren. Dieser Versuch, einem so hochverdienten Gegner gegenüber, wird mir wahrscheinlich von jedem, der mir nicht persönlich wohl will, als Anmaßung ausgelegt werden.

Blicken wir zurück. Die Staatswissenschaft hat zum Gegenstande das gesamte Volksleben in seiner einheitlichen äußeren Ordnung. Sie betrachtet also die äußere Machtstellung aller im Völkerleben hervortretenden sozialen Erscheinungen. Sie ist nicht erschöpft mit der Darstellung der politischen Zentralgewalt; vielmehr fallen die kleineren Kreise, in welchen der politische Einheitsgedanke durchgeführt wird, die Landschaften und Gemeinden, ausschließlich ihrer Bearbeitung anheim. Sie genügt ihrer Aufgabe nicht mit der Schilderung der Organe des Staatswillens; sie soll auch das Volk darstellen und die Klassen, in welche es zerfällt, je nach seiner verschiedenen, rechtlichen oder tatsächlichen, Beteiligung am politischen Leben — die politischen Volksstände. Die Volkswirtschaft endlich, welche gleich dem Staate ein Zweig ist der äußeren Ordnung des Völkerlebens, bildet eine der eigentlichen Staatswissenschaft parallele und von ihr untrennbare Wissenschaft. Dies System ist, wie der Staat selbst, weder streng logisch noch für alle Zeiten gültig; seine Rechtfertigung liegt in den Tatsachen. — Die Gemeinden und Kreise unterscheiden sich scharf von den sozialen Genossenschaften für Partikularzwecke. — Jede einzelne von diesen letzteren kann, wenn ihre Bedeutung dies rechtfertigt, den Gegenstand einer besonderen Wissenschaft bilden. Gemeinsam ist ihnen allen, daß sie sich der äußeren Ordnung des Staates beugen müssen. Ihre rechtliche Organisation gehört also in das Privatrecht. Nur das Kirchenrecht bildet nach den heutigen Begriffen der christlichen Völker einen dem Staatsrechte parallelen Teil des öffentlichen Rechts. — Die Wissenschaft des Privatrechts hat ein reiches Feld fruchtbarer Tätigkeit vor sich, wenn sie dem mannigfaltigen Assoziationswesen der Gegenwart entsprechende rechtliche Formen finden will. Die römische Lehre von den Korporationen, formuliert in einer Zeit der Staatsallmacht, bei einem Volke, dessen genossenschaftliches Leben bereits abgestorben war, das die Mehrzahl der sozialen Bestrebungen der Gegenwart nicht kannte, kann uns nicht mehr genügen. Diese notwendige Reform ist aber nicht gleichbedeutend mit der — undenkbaren — Entstehung einer zwischen dem Privatleben und dem öffentlichen Leben mitteninne stehenden Rechtssphäre.

15. Schluß.

Riehl geht die ganze Tonleiter des Hohnes durch, um das Jahrhundert unserer großen Dichter und Denker zu geißeln, weil es blind genug war, von der Gesellschaftswissenschaft nichts zu ahnen. Die Erklärung dafür findet er endlich in den unseligen politischen und sozialen Zuständen jener Zeit. Sollte es zu unbescheiden sein, wenn ich in ähnlicher Weise nachzuweisen versuche, warum die Lehre der Trennung von Gesellschaft und Staat nur jetzt und nur bei uns erdacht werden konnte? Entstehen doch die meisten irrigen politischen Theorien aus dem Generalisieren zeitlicher und örtlicher Erfahrungen. In der Tat, weder zufällig noch allein aus der britischen Abneigung gegen das Konstruieren politischer Systeme erklärbar scheint mir die Tatsache, daß bei dem politisch am weitesten vorgeschrittenen Volke der Gegenwart diese neue Theorie wenig oder keinen Anklang gefunden.

Wir Deutschen leben zum Teil in Staaten, deren willkürliche Entstehung viele der Mitlebenden mit eigenen Augen gesehen. In Abstammung und Sprache, in Sitten und Gedanken, in allen Zweigen des sozialen Lebens fühlen wir uns als ein Volk, aber auf politischem Gebiete findet das täglich mehr erstarkende Einheitsgefühl der Nation seine Befriedigung nur in einem losen völkerrechtlichen Bunde. Der Unmut über einen so schreienden Widerspruch hat leider bei vielen dem frevelhaften Glauben Bahn gebrochen, als sei das reiche geistige Leben unseres Volkes mit politischer Macht unvereinbar. — Im Innern der deutschen Einzelstaaten fand der Anbruch der neuen Zeit auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts nur wenige nicht gänzlich verrottete Institutionen vor. Was Wunder, daß wir, statt an die nationale Geschichte anzuknüpfen, fremde Einrichtungen, oft ohne sie zu verstehen, auf unseren Boden verpflanzten; daß manche Wahlgesetze, von abstrakten Theorien diktiert, untrennbar verbundene Volksklassen auseinanderrissen oder für das Verfassungsleben Kreise schufen, welche mit den Verwaltungskörpern nichts gemein haben. Unser Gemeindeleben, kaum erst wieder erwacht zu vielversprechendem Aufschwung, steht noch nicht in festem Zusammenhange mit dem monarchischen Amtwesen: nur zu oft betrachten die Gemeinden das Beamtentum als einen wohlweisen Störer und die Staatsbeamten das Gemeindeleben als administrativen Dilettantismus. Unsere Stände sind in einem Zustande der Auflösung und Umwandlung begriffen, von dem niemand sicher sagen kann, wie er enden wird. Der industrielle Fortschritt hat in kürzester Frist eine neue Volksklasse ins Leben gerufen, deren Wesen und Bedeutung noch wenig erkannt ist. In neuester Zeit haben die Sondergelüste der Überreste unseres Adels einen Ständehaß entzündet, den ein so hoch gebildetes Volk längst überwunden haben sollte. Mit einem Worte, Staat und Gesellschaft fallen in dem Deutschland der Gegenwart sehr

weit auseinander. Und wie es den schwungvollen Ideen des letzten Jahrhunderts ein Bedürfnis war, ideale Staaten zu bauen, so ist der epidemische gesunde Menschenverstand der Gegenwart nur zu sehr geneigt, die augenblicklichen tatsächlichen Zustände als normal und notwendig zu begreifen.

Aus diesen politischen Zuständen ist die Theorie, welche Staat und Gesellschaft trennen will, mit mehr Grund abzuleiten als aus einem Verschulden der Staatswissenschaft. Wohl krankt diese Wissenschaft noch immer an den Nachwehen der naturrechtlichen Auffassung. Aber seit die historischen Juristen uns den Staat als das organisierte Volk erkennen lehrten, seit wir beginnen, das wirtschaftliche Leben der Völker mit geschichtlichem Sinne zu betrachten, seit endlich der hochverehrte Altmeister des deutschen Liberalismus die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückführte — seitdem ist der Staatswissenschaft der Weg zu einer lebendigen Auffassung der politischen Dinge gewiesen. Eines gänzlichen Umbaues bedarf sie nicht mehr. — Warum, wenn wir zurückblicken auf die Geschichte aller großen Völker, sollen wir nicht hellen Auges in unsere eigene Zukunft schauen und die Notwendigkeit begreifen, daß einst, wie in England schon heute Staat und Gesellschaft zusammenfallen, auch der deutsche Staat sein wird, was seine Bestimmung ist — die einheitlich geordnete deutsche Gesellschaft?

Den sozialen Theorien wird allezeit das Verdienst bleiben, daß sie auf eine Fülle der interessantesten Tatsachen aus dem Zusammenleben der Völker aufmerksam gemacht. Denn jede Betrachtung der sozialen Grundlagen des Staates erhöht die Ehrfurcht vor der Feinheit und Großartigkeit des politischen Lebens, ruft uns — anspornend, nicht entmutigend — die Worte des Dichters ins Gedächtnis:

> There is a mystery, with whom relation
> Durst never meddle, in the soul of state,
> Which hath an operation more divine,
> Than breath or pen can give expression to.

Inhalt des zweiten Bandes

Seite

Die Freiheit 9

Das deutsche Ordensland Preußen 43

Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus 106

I. Das erste Kaiserreich 106

II. Alte und neue besitzende Klassen 165

III. Die goldenen Tage der Bourgeoisie 206

IV. Die Republik und der Staatsstreich 268

V. Das zweite Kaiserreich 313

Cavour 429

Die Republik der vereinigten Niederlande 563

Das Gefecht von Eckernförde 1849 682

Aus der Blütezeit mittelstaatlicher Politik 702

Kanzleistil aus den napoleonischen Tagen 719

Aus der Zeit der Demagogenverfolgung 726

Anhang. Die Gesellschaftswissenschaft 735

1. Einleitung 737

2. Die Gemeinden 738

3. Landschaften, Kreise, Provinzen 742

4. Stämme, Rassen, Nationen 743

5. Die Stände 746

6. Gebildete und Ungebildete 758

7. Wirtschaftliche Gruppen 761

Seite

8. Religiöse Gemeinschaften 770
9. Freie Genossenschaften aller Art 775
10. Die Familie 776
11. Die Völkergesellschaft 779
12. Die neueren Gesellschaftstheorien 780
13. Staat und Gesellschaft. Ihre Wechselwirkung 791
14. Ergebnisse für die Wissenschaft 800
15. Schluß 808

Druck von Fischer & Kürsten in Leipzig

Biblioteka Wojsk. Akad. Polit.

BIBLIOTEKA NAUKOWA
WAP
403721/2